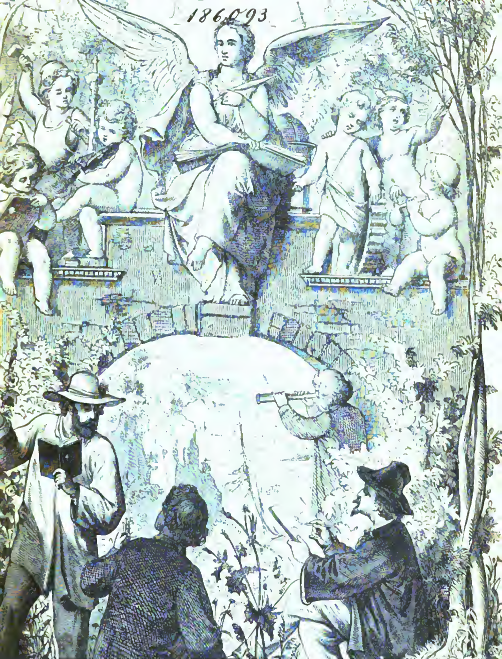


Westermanns Monatshefte

RAUNSCHWEIG
Westermann.





Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

35

Fünfunddreißigster Band.

Der dritten Folge dritter Band.

October 1873 — März 1874.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1874.




Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
35 Band.
1860/93.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

fünfunddreißigsten (der dritten Folge dritten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des fünfunddreißigsten (der dritten Folge dritten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum fünfunddreißigsten (der dritten Folge dritten) Bande.

Nro. 13 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 205.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

October 1873.



Liebeswechsel.

Novelle

von

Karl Detlef.

Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.
H. Heine.

I.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, obgleich das lärmende Straßenleben der Residenz schon seit mehreren Stunden auf und nieder wogte. Den bequem im Lehnstuhl sitzenden Mann störte weder das Rasseln der Räder, noch das verworrene Geräusch allerlei unharmonischer Stimmen; in die Lectüre der neuesten Zeitungen vertieft, bemerkte er nichts von dem, was draußen auf der Straße vorging. Die stenographischen Berichte der Kammersitzungen, Wochenschriften politischen und wissenschaftlichen Inhaltes lagen auf einem Tischchen vor ihm und warteten der Durchsicht. Die conventionelle, etwas abgeblaßte Eleganz der Zimmereinrichtung verrieth die Chambregarniewohnung; es fehlte nicht das unvermeidliche rothe Sammtsopha, auf das die Vermietherin mit Genugthuung weist, wenn sie von einem „herrschaftlichen Logis" spricht, nicht der Spiegel in breitem Goldrahmen mit Marmorconsole, nicht die Vasen mit künstlichen Blumen auf dem Kaminsims.

„Die Post, gnädiger Herr," sagte der Diener, der leise die Thür geöffnet, und überreichte dem Lesenden einige Briefe auf einem Plateau.

„Dahin," antwortete der Baron, auf ein zweites Tischchen neben sich deutend,

ohne die Augen zu erheben; „und vergiß nicht, den Schreibtisch noch einmal genau zu durchsuchen, ob in den Fächern nicht Papiere zurückgeblieben sind. Der Landtag wird um vier Uhr geschlossen, wir reisen noch heute mit dem Nachtzuge nach Hause."

Der Diener versicherte, daß Alles in bester Ordnung wäre, die Koffer seien gepackt, er brauche bloß mit der Wirthin die letzte Abrechnung zu halten.

„Du freust dich wohl auf die Heimkehr?" fragte der Baron freundlich. Er that es mechanisch, seine Aufmerksamkeit war ausschließlich von dem Leitartikel in Anspruch genommen.

„Gewiß, Herr Baron. Mir will es nicht gefallen, in einem Hause mit so vielen fremden Menschen zusammenzuwohnen, die sich einander nicht guten Tag und schön Dank sagen. Und dann haben der gnädige Herr gar wenig Bequemlichkeit."

Wildenhausen nickte halb zustimmend, halb zerstreut, und der Diener entfernte sich, die Sachen vollends zu rüsten, damit es zuletzt nicht ein Ueberhasten gab, was sein Gebieter, wie er wußte, nicht leiden mochte.

Der Baron hatte seine Lectüre beendet, er faltete die Zeitungsblätter zusammen, strich sie glatt und legte sie zu den Uebrigen. Er hielt auf Ordnung in allen Dingen; so wurden denn auch die Journale sorgfältig nach Nummern gesammelt, um bei der Hand zu sein, wenn er irgend einer Notiz bedurfte. Jetzt erst griff er nach den Briefen und musterte die Adressen; es waren lauter Schreiben geschäftlicher Natur, bis auf ein zierliches, nach starkem Parfüm duftendes Couvert von dickem englischen Papier, dessen seine elegante Schriftzüge nur einer Damenhand angehören konnten. Eine plötzlich aufflammende Bewegung flog über Manfred's ernste Züge. „Von ihr!" sagte er leise. Sein Herz klopfte schneller und seine Hand zitterte, als er die Enveloppe nicht mit gewohnter Bedachtsamkeit, sondern mit ungeduldiger Hast erbrach. Es waren mehrere Blätter, die ihm entgegenfielen... sie hatte also viel und ausführlich geschrieben... war das ein gutes oder ein schlimmes Zeichen? Ihm war zu Muthe, als stände er vor einer Entscheidung, und er scheute sich, diese vielleicht inhaltsschweren Zeilen, die sein ferneres Leben bestimmen konnten, zu lesen... Er mußte sich wirklich schämen! In den nächsten Tagen legte er sein vierzigstes Jahr zurück, und dieser Brief versetzte ihn in eine Aufregung, als hätte er eben den Hörsaal der Universität verlassen und verberge das erste, heimlich zugesteckte Zettelchen der Geliebten in sein Collegienheft.

Nun ja, befand er sich nicht gewissermaßen in einer ähnlichen Situation? Stand er nicht eben jetzt auf demselben Punkt wie vor zwei Decennien?? Er zögerte noch immer, der Ungewißheit ein Ende zu machen, seine Gedanken durchliefen den Zeitraum, der das Heute von dem Damals trennte... Die großen Sommerferien hatten den jungen, im dritten Semester stehenden Studenten ins elterliche Haus zurückgeführt. Sein Vater, der alte Baron von Wildenhausen, verzehrte seine Generalspension in einer ansehnlichen Provinzialstadt, die sich des Vorzuges billigen Lebens erfreute. Die Wildenhausen theilten sich in eine reiche und in eine arme Linie; Manfred's Vater gehörte der letzteren an und der Jüngling wußte, daß mit dem Tode desselben auch die Pension fortfiel, die jetzt für die Bedürfnisse der kleinen Familie vollständig ausreichte. Ihn bekümmerte das nicht sonderlich, jung, warmherzig, leichtblütig, wie er war, in vernünftiger Beschränkung erzogen, schienen ihm seine Verhältnisse, mit denen mancher Studiengenossen verglichen, eher glänzend wie ärmlich. Mit seiner bescheidnen Zulage verstand er gut auszukommen, Schulden zu machen widerstrebte seiner peinlichen Ehrenhaftigkeit, lieber versagte er sich einen lang genährten Wunsch, als daß er, um ihn zu erfüllen, zu leichtsinnigen Mitteln gegriffen hätte. So war er frisch und heiter, mit dem befriedigenden Bewußtsein, die Zeit auf der Universität nicht nutzlos vergeudet zu haben, nach Hause zurückgekehrt.

Einer seiner ersten Besuche galt der Familie des Regierungsrathes Plattner. Die alte Kinderfreundschaft, die das Studententreiben in den Hintergrund gedrängt hatte, sollte erneut werden; er freute sich herzlich, den früheren Schulkameraden und die fröhlichen Mädchen wiederzusehen. Auch war er gespannt darauf, wie sich Auguste entwickelt haben würde, die mittlerweile eine erwachsene junge Dame geworden

sein mußte. Er und sie hatten stets besonders zusammengehalten, und er war gern der ritterliche Beschützer des hübschen Kindes gewesen. „Du wirst sie sehr vortheilhaft verändert finden," hatte ihm seine Schwester gesagt, „sie ist wirklich eine vollkommene Schönheit geworden und die ganze Familie betet sie wie ein Idol an. Nimm dich in Acht, eine solche beauté verlangt einen kostbaren Rahmen und Auguste ist weit entfernt, sich an einer einfachen Idylle genügen zu lassen." Es mochte etwas Mädcheneifersucht in diesem Urtheil mit unterlaufen, wenigstens glaubte Manfred so annehmen zu dürfen, und er beherzigte die schwesterliche Warnung nicht im geringsten. Von dem Augenblick an, da ihm das wunderschöne Geschöpf gegenüberstand und er in die dunklen, strahlenden Augen schaute, hatte er den Kopf verloren. Er leistete Unglaubliches in lyrischen Gedichten, seine spärlichen Geldmittel wurden ausschließlich für Blumen und Bonbonnièren verwandt, er war erfinderisch im Veranstalten von Gartenfesten und ländlichen Ausflügen, kurz, er that Alles, was ein zwanzigjähriges zärtliches Gemüth ersinnen kann, um der Geliebten zu gefallen.

Der Gegenstand dieser innigen Neigung blieb nicht unempfindlich für die Huldigungen. Manfred's Eltern spielten eine Rolle in der Provinzialstadt, sie gehörten dem ältesten Adel an, der Zauber des Titels: Excellenz übte hier eine ungleich größere Wirkung als in der blasirten Residenz, Auguste fühlte sich geschmeichelt, den Sohn dieses Hauses zu ihren glühendsten Verehrern zu zählen. Ueberdies besaß der junge Mann eine höchst anziehende Persönlichkeit, schlank, wohlgebildet, braunlockig, mit vornehm geschnittenen Gesichtszügen und feinen, gewinnenden Umgangsformen. Das schöne Mädchen ward von seiner leidenschaftlichen Liebe fast willenlos fortgerissen, sie war noch zu unerfahren, um sich darüber klar zu werden, was es mit einer frühen Verlobung auf sich habe. Gewohnt, im Kreise der Ihrigen nie auf ernsten Widerstand zu stoßen, meinte sie, es müsse überall nach ihren Wünschen gehen. Manfred hatte ihr ehrlich gesagt, daß er sie im günstigsten Falle nach fünf bis sechs Jahren würde heimführen können, bis dahin hoffte er bei angestrengtem Fleiße eine Anstellung erhalten zu haben, die ihm erlaubte, ihr eine bescheidene Häuslichkeit zu bieten. Fünf bis sechs Jahre! Auguste hatte nur mit halbem Ohre hingehört, sie dachte mehr daran, wie angenehm es klingen würde, die Braut des Barons Wildenhausen zu heißen und an seinem Arm Bälle und Gesellschaften zu besuchen.

Die beiderseitigen Eltern theilten die Hoffnungsseligkeit der Liebenden durchaus nicht. Der alte General wurde sogar sehr zornig und nannte das Ganze eine lächerliche Kinderei. Er machte seinem Sohne heftige Vorwürfe, wie es ihm einfallen könnte, sich als junger, aussichtsloser Student verloben zu wollen! Ob er im Ernst glaube, daß das Mädchen Lust hätte, zehn Jahre — denn eher würde er nicht in der Lage sein, eine Frau anständig zu ernähren — auf ihn zu warten? Und noch dazu ein so verwöhntes, eitles Mädchen, das den Mangel an Vermögen durch Ansprüche ersetze! Die Mutter versuchte es mit gütlichen Vorstellungen; sie erinnerte ihn sanft, wie er dereinst ihre und der Schwester Stütze sein müßte, sie bat ihn, wie bisher, so auch dieses Mal der Erfahrung der Eltern zu vertrauen, sie forderte kein völliges Aufgeben seiner Neigung, nur solle er sich nicht voreilig binden.

Während sich bei Wildenhausens diese ziemlich stürmischen Scenen abspielten, befand sich die Familie Plattner in nicht minderer Aufregung. Auguste hatte ihr durch einen Ring besiegeltes Verlöbniß bekannt, und zwar gerade in dem Augenblick, wo sich ein ausgezeichneter Bewerber um ihre Hand eingestellt. Er führte allerdings einen schlichten bürgerlichen Namen, bei dem sich die schönen Lippen des verzogenen Mädchens verächtlich kräuselten, seine gedrungene, etwas plumpe Gestalt konnte sich nicht mit der jugendlichen Anmuth Manfred's messen, sein Gesicht hatte einen gutmüthigen, intelligenten Ausdruck, aber die Züge waren breit und gewöhnlich, die ganze Erscheinung trug den Stempel des Uneleganten und Philiströsen. Diese Nachtheile wurden jedoch in den Augen der Meisten durch einen Vorzug aufgewogen: Herr Krause war reich, sehr reich. Er besaß großartige Fabrikanlagen, deren Ertrag sein Vermögen täglich vermehrte.

Auf einem öffentlichen Balle hatte er die Tochter des Regierungsrathes Platt-

ner gesehen und kaum gewagt, sich ihr vorstellen zu lassen, denn den bestimmten, klarblickenden Geschäftsmann befiel in Gegenwart des schönen Mädchens eine unbezwingliche Schüchternheit; sie schien ihm einer anderen, idealen Welt anzugehören, deren Schwelle zu überschreiten er nicht den Muth fühlte. Unter welchem Vorwande hätte er sich ihr nähern können? Seine Jahre schlossen ihn von dem sie umringenden jugendlichen Kreise aus; während ihn eine gediegene Bildung befähigte, über die wichtigsten Lebensfragen gründlich und verständig zu sprechen, suchte er verlegen und unbeholfen nach Worten, wenn es galt, mit dem liebreizenden jungen Geschöpf ein paar verbindliche Redensarten zu wechseln. Eine tiefsinnige Neigung hatte in seinem Herzen Wurzel geschlagen; sein Besitz, den er mit redlichem Mühen und unablässiger Arbeit erworben, schien ihm zu gering und werthlos, um diese köstliche Perle dagegen eintauschen zu dürfen. Zu seinem Glück — er meinte wenigstens, es sei ein grenzenloses, überschwengliches Glück — unterschätzten die Eltern Augustens die Vortheile der sich unerwartet bietenden Partie keineswegs; sie ließen es an Aufmunterung und Ermuthigungen nicht fehlen und versprachen seinen Wünschen eine kräftige Unterstützung.

Das junge Mädchen nahm die betreffenden Eröffnungen zuerst mit Entrüstung auf; sie würde sich nie um schnöden Mammon verkaufen lassen; sie betheuerte, ihrer Liebe zu Manfred ewig treu bleiben zu wollen. Vielleicht hätten sich die Eltern von den pathetischen Declamationen der nur zu sehr angebeteten Tochter zum Nachgeben bewegen lassen, wäre in dieser nicht eine Wandlung vorgegangen, die ihre Widerstandskraft allmälig schwächte. Ein langer, aussichtsloser Brautstand fing an, ihr Furcht einzuflößen, wie verlockend erschien dagegen die Zukunft, die Krause ihr zu bereiten im Stande war! Eine Hochzeitsreise nach Paris und Italien, ein regelmäßig wiederkehrender Winteraufenthalt in der Residenz, wo sie mit ihrer Schönheit gewiß bald eine bedeutende Rolle spielen würde. Und dazu war Krause ein Ehrenmann, er hatte Gemüth und Charakter, wie ihr täglich wiederholt wurde — war es nicht vernünftiger, die solide Neigung eines erprobten Mannes der sich noch zu bewährenden Leidenschaft eines unreifen Jünglings vorzuziehen? Das Resultat dieser Reflexionen war, daß Manfred nach einigen Wochen, in deren Verlauf verstohlene, von Thränen verwischte Zettelchen zwischen den Liebenden hin- und hergeflogen waren, einen wehmüthigen Abschiedsbrief von Auguste erhielt. Sie nannte sich darin ein Opfer des kindlichen Gehorsams und sprach von ihrem auf immer geknickten Lebensglück. Das Letztere durfte nicht wörtlich genommen werden, denn Manfred erfuhr bald darauf von seiner Schwester, daß die schöne Auguste, strahlend von Lust und Heiterkeit, ihre glänzenden Toiletten in der eleganten Equipage des Bräutigams durch die Straßen der Stadt paradiren lasse.

Der junge Mann kam nicht so leicht über diesen ersten bittern Schmerz fort. Er war eine tief und innerlich angelegte Natur, und ohne sich falscher Sentimentalität hinzugeben, blieb das Bild des geliebten Mädchens lange Zeit das allein Herrschende in seinem Herzen. In ernster, gewissenhafter Arbeit fand er den besten Trost, und als er nach tüchtig bestandenem Examen und nach sechsjähriger Thätigkeit vom Staate mit einer Kreisrichterstelle belohnt wurde, die ihm kaum die Hälfte dessen eintrug, was Herr Krause seiner Gemahlin als Nadelgeld ausgesetzt hatte, da mußte er sich bekennen, daß sein Vater nicht Unrecht gehabt, wenn er das voreilige Verlöbniß eine „Kinderei" gescholten. Im Vorüberfliegen warf ihm die launische Göttin Fortuna ein freundliches Lächeln zu, und dieses Glückslächeln traf ihn — was leider nicht häufig der Fall ist — während er noch in voller Jugendkraft stand und die reine, naive Freude am Genuß des Lebens noch nicht in ihm erstorben war. Der Zufall hatte ihn mit einem weitläufigen Verwandten zusammengeführt, dessen Name im Kreise seiner Familie kaum je genannt worden. Der Vetter war reich und kinderlos, Manfred's liebenswürdiges, warmes Naturell zog ihn an, der Verkehr mit ihm erhellte seine letzten Tage, so setzte er ihn in seinem Testament zum Universalerben ein, mit der Bedingung, den unfruchtbaren Staatsdienst zu quittiren, und sich hauptsächlich der Verwaltung der ansehnlichen Güter zu widmen. Der junge Mann sah sich plötzlich als Herr eines

großen Besitzes; mit inniger Dankbarkeit gedachte er des gütigen Gebers, der ihn jeder Sorge um die Existenz enthoben und ihm die Mittel verliehen, die Seinigen den heitern Ueberfluß kennen zu lehren. Seine Schwester, von ihm reich ausgestattet, verheirathete sich bald, die Mutter zog nach des Vaters Tode zu ihr, die Briefe von dort brachten stets einen reinen, ungetrübten Freudenklang.

Das Andenken Augustens war, wenn auch nicht erloschen, so doch zurückgedrängt; er wußte, daß sie ein Töchterchen hatte, daß ihr Gatte sie vergötterte, ihre Tage waren ein ununterbrochener Strom von Vergnügen. Wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, sandte sie ihm einen freundlichen Gruß, dessen Unbefangenheit bewies, wie sie in ihm nur noch den alten Kindheitsgespielen sah.

Der reiche Baron Wildenhausen war in allen Häusern, in denen sich heirathsfähige Töchter befanden, ein hochwillkommner Gast. Die Mütter empfingen ihn mit jener wohlwollenden Vertraulichkeit, die dem künftigen Schwiegersohn den Weg so viel als möglich ebnet. In dieser Beziehung sind die Frauen erstaunlich leicht von Begriffen, sie verstehen jede leise Andeutung, jedes halbe Wort und der mütterliche Segen schwebt ihnen stets auf der Zunge. — Manfred war lange unschlüssig; da er in sich nichts von leidenschaftlichen Regungen spürte, wollte er bedächtig mit offnen Augen wählen. Ein liebenswürdiges, anmuthiges Mädchen schien ihm all' die gemüthlichen und geistigen Eigenschaften zu vereinigen, die ein harmonisches Zusammenleben hoffen ließen. Seine Bewerbungen wurden von den Eltern bereitwillig aufgenommen, er war Bräutigam, ehe er recht dazu gekommen, sich mit der Tochter zu verständigen. Das stille, etwas scheue Wesen der Braut erklärte sich aus der Raschheit der Entscheidung; sie müßte sich an das neue Verhältniß gewöhnen lernen, versicherte ihn die Schwiegermutter. Seiner zartfühlenden, herzlichen Art gelang es, das Vertrauen des jungen Wesens zu gewinnen — aber freilich hatte er nicht geahnt, welche Entdeckung ihm bevorstand. Unter heißen Thränen ward ihm das Bekenntniß abgelegt, daß seine Liebe nicht so erwiedert würde, wie er es fordern dürfe, der Machtspruch der Eltern habe gewaltsam ein früher geknüpftes Band zerrissen. Der Kummer des armen Kindes ging Manfred nahe, er suchte sie aufzurichten, indem er ihr die tröstliche Versicherung gab, freiwillig zurücktreten zu wollen, ja, noch mehr! In Erinnerung an die eigne schmerzliche Jugenderfahrung warf er sich zu ihrem Fürsprecher und Beschützer auf; es gelang ihm, die aufgebrachten Eltern zu versöhnen und sie dem Herzenswunsch der liebenswürdigen Tochter günstig zu stimmen.

Um der Wahrheit willen muß gesagt werden, daß ihm diese Großmuth eben keine sonderliche Genugthuung gewährte. Seinen Grundsätzen von Ehre gemäß hatte er nicht anders handeln können, doch wollte ihm scheinen, als hätte er eine halb komische Rolle gespielt, etwa die eines Komödienvormundes, der im letzten Act seine reizende Mündel mit sauersüßer Miene dem jugendlichen Amoroso überläßt. Diese Erfahrung machte ihn mißtrauisch und zaghaft; er hatte nie die gewöhnliche Männereitelkeit besessen, die sich unwiderstehlich glaubt, wo sie zu gefallen wünscht; jetzt zweifelte er vollends an der Anziehungskraft seiner Persönlichkeit.

In dieser Stimmung hatte er vor ungefähr fünf Jahren Auguste wiedergesehen. Zu Anfang der Wintersaison waren sie unvermuthet in der Residenz zusammengetroffen. Sie war noch viel, viel schöner geworden, eine üppig erblühte Rose, die von zahllosen Schmetterlingen umflattert wurde. Die erste Liebe, die ernste, stark empfindende Naturen selten völlig überwinden, die als stilles Feuer unter der Asche fortglüht, schlug in lichten Flammen aufs neue empor — Manfred lag von Stunde an in den Fesseln der verführerischen Frau. Mit Mühe bemeisterte er seine tiefe Ergriffenheit, als sie ihm herzlich die Hand reichte und sich lebhaft nach seinem Ergehen erkundigte. Sie nahm es für selbstverständlich an, daß er sie in ihrem Hause aufsuchen würde, sie rechnete darauf und ihr Gatte wiederholte die Einladung. Herr Krause verschwand neben der strahlenden, gebietenden Erscheinung seiner Frau, gesellschaftliche Unbehülflichkeit hinderte ihn, seine tüchtigen Eigenschaften zur Geltung zu bringen.

Es hieß von ihm, er sei die Null neben der schlanken, stolzen Eins, man nannte ihn den Dorn an der Rose, die lästige Zugabe der schönen Auguste. Manfred's Augen waren zu geblendet, um den inneren Werth des also fälschlich Beurtheilten zu erkennen, sein Verkehr mit ihm blieb ein rein äußerlicher. Auguste trug — vielleicht unwissentlich — dazu bei, die geringschätzige Meinung der Leute zu befestigen; da ihr Mann sich in allen Dingen ihrem Willen fügte, hatte sie sich gewöhnt, in ihm gewissermaßen ihren ersten Diener zu sehen, und in diesem Sinne behandelte sie ihn. „Krause, meinen Fächer, meinen Mantel, meine Handschuhe!" commandirte sie in Gesellschaft mit dem Aplomb einer verwöhnten Primadonna. „Mein Mann wird uns eine Theaterloge verschaffen.... Mein Mann wird dies und jenes sofort besorgen!" Schließlich war es natürlich, daß Andere ihm nicht mehr Achtung zollten wie die eigene Frau.

Nicht zwei Monate waren verstrichen, als Manfred die unabweisbare Nothwendigkeit fühlte, sich entweder dem Zauberkreis der Geliebten zu entziehen, oder sie zu bewegen, ihre Ehe zu lösen. Das Letztere würde er unbedenklich gethan haben, wenn er über ihre Gefühle im Klaren gewesen wäre. Sie zeichnete ihn allerdings ersichtlich aus und die Welt, die an ihr die Bevorzugung eines Einzelnen nicht kannte, fing bereits an, ihre zischelnde Stimme zu erheben. Aber nicht ein Schimmer von Leidenschaft mischte sich in ihr Betragen. Sie begrüßte ihn mit reizendem Lächeln, sie hielt ihn gern an ihrer Seite fest, sie kleidete sich, um ihm zu gefallen, mit noch mehr Geschmack und Sorgfalt, sie erlaubte ihm bei ihren täglichen Spazierfahrten neben ihrer Equipage zu reiten — weiter nichts. Doch, etwas! Manchmal ein flüchtiges Erröthen, ein sanft träumerischer Blick der ach! so wunderschönen Augen. Irgend eine Gewißheit mußte Manfred haben, ehe er sich zum Gehen oder zum Bleiben entschloß. Ziemlich gewaltsam lenkte er eines Abends, als er sich zufällig mit ihr allein befand, das Gespräch auf Goethe's Wahlverwandtschaften und entwickelte daran seine Ansichten über berechtigte Scheidungen. Auguste war augenscheinlich peinlich berührt, sie wich tieferen Fragen lieber aus, als daß sie sie erörterte, mit unsicherer, leise erregter Stimme erwiederte sie, daß sie eine entschiedene Gegnerin derartiger eclatanter Schritte sei, schon allein aus dem Grunde, weil auch die schuldloseste Frau den Menschen dabei in zweideutigem Lichte erscheine. Sie hielte dafür, daß die unglücklichste Ehe einem Scheidungsproceß mit all' seinen Nebenumständen vorzuziehen wäre. Sie hatte diese Worte nicht in ihrem leichten, fließenden Ton, sondern hastig und stoßweise geäußert, das Gesicht halb abgewendet, schürte sie mit einer Feuerzange das brennende Holz im Kamin, wie, um sich eine Haltung zu geben. Manfred hatte sie verstanden, er verließ wenige Tage später die Residenz. Als er von Auguste Abschied nahm, legte sich ein feuchter Schimmer über ihre strahlenden Augen, um den lieblichen Mund zuckte es, wie von verhaltenem Weinen. . . „Vergessen Sie mich nicht," sagte sie leise, „ich werde Ihrer stets als des treuesten, des einzigen Freundes gedenken." So war er von ihr geschieden.

Die nächsten Jahre hatte er thätig schaffend auf seinen Gütern verbracht; sein Interesse richtete sich auf das Allgemeine, er bemühte sich, in seinem Kreise praktisch eine Lösung der vielfach verwickelten socialen Frage herbeizuführen, die auch in dieser entfernten Provinz, der es sogar an Arbeitskräften mangelte, die unteren Schichten heftig bewegte. Seine früheren juristischen Studien, seine vielseitige Bildung waren ihm hierin sehr von Nutzen, sie lehrten ihn, neben dem Engen, Begrenzten, dem auf augenblickliche Abhülfe Gerichteten, das Weite und Ganze, das Princip immer im Auge behalten. Er wurde eine hoch geachtete Persönlichkeit, die das Vertrauen sämmtlicher Parteien genoß. Mit stiller Befriedigung durfte er sich eingestehen, daß er diese hervorragende Stellung nicht seinem Besitz, sondern seiner Thätigkeit, seinem humanen, uneigennützigen Charakter verdanke.

Es kamen indessen manche Stunden, in denen ihm dieses Bewußtsein nicht genügte, er darbte am Gemüth, er vermißte ein inniges Familienleben — und dennoch konnte er sich nicht zum Heirathen entschließen. Mochte es sein, weil er eine zu hohe Auffassung von der Ehe hatte, oder

weil er zu kühl und bedächtig zu Werke ging — genug, er entdeckte an jedem weiblichen Wesen, dem sich zu nähern ihm Gelegenheit wurde, Fehler und Schwächen, die ihm Bedenken an sein dereinstiges Glück einflößten.

Da erhielt er die Nachricht von dem nach langer Krankheit erfolgten Tode Krause's. Sein erstes Gefühl war Theilnahme — was mochte Auguste während dieser Prüfungszeit gelitten haben! In herzlich gemeinten Zeilen drückte er ihr sein Beileid aus. Unnöthig zu sagen, daß sich kein Wort einmischte, dem eine andere Deutung untergeschoben werden konnte. In Gedanken fügte er freilich viele hinzu, eines beredter als das andere. So war sie wiederum frei, sie war unabhängig wie er, ein gütiges Geschick schien ihnen ein spätes Glück bescheiden zu wollen! Die Jugend lag freilich hinter ihnen, Auguste zählte fünfunddreißig Jahre, er nahe an vierzig — aber war denn der Jugend allein die Fähigkeit, glücklich zu sein, verliehen? Ist es nicht gerade die Erinnerung an vergangene Schmerzen, die uns dankbarer jeden Sonnenblick begrüßen läßt? Wird man nicht nachsichtiger gegen die Schwächen des Anderen, wenn man die Ueberzeugung erlangt, daß sie auch dem Besten anhaften?

Er malte sich schon das Leben mit Auguste aus, er hatte sie oft als anmuthige, liebenswürdige Wirthin im Salon gesehen — wie würde sie die Häuslichkeit reizend zu beseelen wissen! Sie hatte als junges Mädchen lebhafte geistige Interessen gezeigt, daß sich dieselben späterhin oberflächlich nach verschiedenen Richtungen zersplittert, war nicht ihre Schuld gewesen, ihr Gatte hatte ihr hierin kein richtiger Leiter sein können. Ihm würde es leicht werden, sie wieder ernsteren und tieferen Anschauungen zu gewinnen. So freundliche Bilder zogen an seiner Seele vorüber, wenn er von der Arbeit ausruhte, und es waren diese Stunden träumerischen Behagens, die ihm das Trauerjahr, das er schweigend abwarten wollte, weniger lang erscheinen ließen.

Vor wenigen Wochen war es abgelaufen, Manfred glaubte, daß eine Annäherung jetzt nicht mehr für übereilt oder unbescheiden gelten dürfte. Von der Residenz aus, wo er sich einige Monate des Landtages wegen aufgehalten, hatte er an Auguste die Anfrage gerichtet, ob sie seinen Besuch gestatten würde. Er wußte, daß sie den Sommer auf einem schön gelegenen Gute in Thüringen verbrachte, in dessen Nähe sich ein ausgedehntes Fabriketablissement befand, das Herr Krause gegründet, und die Antwort auf seinen Brief hielt er eben in der Hand. Wie war dieselbe ausgefallen? Hatte sie zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, was er heimlich wünschte und hoffte?

Er trat ans Fenster, die fein beschriebenen Blätter zu durchfliegen. — Eine Wolke lag auf seiner Stirn, als er zum Schluß gelangt — ja, was sagte Auguste ihm? Auf ihn bezog sich nicht ein Wort, sie ertheilte ihm die Erlaubniß zu kommen — das war Alles! Konnte er über diese Gleichgültigkeit zürnen? Nein, gewiß nicht! Er versetzte sich in ihre Lage, sie war verstimmt, sogar gereizt und sie hatte volles Recht, es zu sein. An dieses Hinderniß hatte er nicht im entferntesten gedacht, die Existenz einer Tochter war ihm gänzlich aus dem Gedächtniß geschwunden. Nun besann er sich, von einem kleinen Mädchen gehört zu haben; es hatte damals geheißen, sie befinde sich in der Pension, seine Augen hatten sie nie erblickt. Kinder wachsen überraschend schnell heran, sie mußte ungefähr achtzehn Jahr alt sein, neben der schönen, jugendlichen Mutter mochte sie wie eine jüngere Schwester erscheinen, doch ohne die Anmuth, die sonnige Heiterkeit der Ersteren.

Gewiß ähnelte sie dem Vater, sie mußte dessen nüchterne, schwerfällige Natur geerbt haben — ging nicht dergleichen aus Augustens Aeußerungen hervor? Der Besitz der Tochter erfüllte sie nicht mit Mutterseligkeit. Er konnte ihr daraus keinen Vorwurf machen, das Mädchen mochte recht unsympathisch sein, mit all' den Prätensionen eines einzigen verzogenen Kindes! Er überlas den Brief zum zweiten Mal, um sich die Verhältnisse klar zu veranschaulichen. — „Meine Lage ist wunderlicher Art, mein Freund; selber noch jung — wie die Welt galant genug ist zu behaupten — und des Schutzes kaum entrathen könnend, soll ich bereits das würdige Amt einer Schwiegermutter bekleiden. Sie glauben nicht, welche Unruhe und Sorge eine erwachsene Tochter mit sich

bringt! Hermance macht mir allerdings nicht durch geräuschvolle Lebendigkeit, durch Excentricität zu schaffen, sie ist vielmehr still und in sich gekehrt, zeitweise von einer so hartnäckigen Schweigsamkeit, daß es mich fast verdrießt — mir fehlt vielleicht das Verständniß für so geartete Charaktere, jedenfalls zählen sie nicht zu denen, mit denen leicht zu leben ist — aber die Rücksicht auf sie hemmt mich nach allen Richtungen hin. Gehe ich mit ihr in Gesellschaften, so heißt es, ich stelle sie in den Schatten; lasse ich sie zu Hause, so wird mir Unmütterlichkeit vorgeworfen. Wenn ich mich sonst in der Wahl meines Umganges durch die Sympathie leiten ließ, die mir die Personen einflößten, so muß ich nun wie ein Untersuchungsrichter prüfen und forschen, ob sie zu meiner Tochter passen, muß ich überlegen, ob die Beziehungen, die daraus entspringen könnten, mir auch wünschenswerth sein würden. Sie können mich wirklich beklagen, mein Freund, ich komme nicht zu ungetrübter Lebensfreude, immer hängt sich ein Bleigewicht an meine Füße. Mein Verhältniß zu Hermance ist außerdem noch erschwert, weil sie durch den letzten Willen meines Gatten ganz selbständig gestellt ist. Ich muß Ihnen bekennen, daß diese eigenthümliche Bestimmung des Testamentes mir beinah die Erinnerung an ihn verbittert, es ist wie ein fremder Zug in seinem Bilde. Er, der so gut und liebevoll gegen mich war, der mich uneingeschränkt walten ließ, giebt mir nach seinem Tode einen Beweis von Mißtrauen! Meine Tochter ist nämlich bereits jetzt im Besitz der Hälfte des Vermögens und zwar hat sie, wie es ausdrücklich heißt, Niemand als ihrem Vormunde, dem Oberforstmeister Krause, dem Bruder meines verstorbenen Mannes, einem braven, aber grundgewöhnlichen Menschen, über die Verwendung der Zinsen Rechenschaft abzulegen. Ich bin somit bei Seite geschoben! Ferner sagt das Testament, daß sie im Fall ihrer Verheirathung ganz frei, ohne jede Beeinflussung handeln dürfe, ihr eigenes Urtheil soll sie allein leiten. Auf diese Weise bin ich freilich jeder Verantwortlichkeit enthoben, doch will ich nicht verschweigen, wie es mich kränkt, der mütterlichen Autorität beraubt worden zu sein. Uebrigens muß ich der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß Hermance sich aufrichtig bemüht, nach wie vor ein gehorsames Kind zu scheinen, aber — mag ich mißtrauisch oder empfindlich sein — mir ist, als entspringe diese bescheidene Nachgiebigkeit allein aus dem Bewußtsein völliger Unabhängigkeit mir gegenüber.

„Dieses alles war nöthig vorauszuschicken, um Ihnen die „wunderliche Lage“, die ich im Anfang meines Briefes erwähnte, zu verdeutlichen.

„Ein junger Mann bewirbt sich um Hermance. Er ist unser Gutsnachbar, von Adel, sehr vermögend, er hat die Welt gesehen, sein Aeußeres ist gewinnend, seine Manieren sind die eines Cavaliers, er genießt den Ruf eines soliden Charakters. „So geben Sie ihm das Mädchen in Gottes Namen!“ höre ich Sie sagen. Ja, wenn ich mir eine Einmischung erlauben dürfte; ich muß mich abwartend, als müßige Zuschauerin verhalten! Herr von Freiendorf hat Hermance bei einer Familie kennen gelernt, die ich selten besuche, so daß ich ihn zum ersten Male sah, als er sich mir vorstellen kam, um mich zu bitten, ihm den Zutritt in mein Haus zu gestatten. Wahrscheinlich hatte er in der Mutter seiner Angebeteten eine alte Frau mit zahnlosem Mund und falschem Scheitel zu finden erwartet, denn er war sichtlich verlegen, als er mich erblickte, und wußte nicht, wie er sich der künftigen Schwiegermutter gegenüber zu benehmen habe.

„Schwiegermutter! Es klingt wirklich komisch! Der junge Mann ist seitdem unser täglicher Gast geworden, bei näherer Bekanntschaft entwickelt er viel liebenswerthe, vortreffliche Eigenschaften — mein Fräulein Tochter hat es sich jedoch in den Kopf gesetzt, ihn einer langen Prüfung zu unterwerfen. Sie ist sehr vorsichtig und gemessen in ihrem Thun und ihren Empfindungen. ‚Bis jetzt liebe ich ihn noch nicht, es ist möglich, daß ich es lerne, aber er darf nicht darauf rechnen; wenn er sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen kann, schließlich dennoch abgewiesen zu werden, so mag er lieber gleich fortbleiben, ich kann mich zu nichts verpflichten,‘ gab sie mir zur Antwort. Viel Weisheit für ein kaum achtzehnjähriges Kind! Es war mir peinlich, die Ueberbringerin einer derartigen Botschaft zu sein, Herr von Freiendorf nahm sie indessen mit der Leich-

tigkeit des gewandten Weltmannes auf; er küßte mir die Hand und meinte lächelnd, selbst auf diese Gefahr hin, vermöchte er nicht dem anziehendsten Verkehr zu entsagen.

„So kommen Sie denn, mein Freund, und helfen Sie uns über die au fond verlegene Situation fort, in die uns die Caprice eines kleinen Mädchens gebracht hat. Sie allein scheint nicht davon berührt, ihr Wesen ist von einer so verzweifelten Gleichmäßigkeit, daß ich für den armen Freiendorf wenig hoffe. Lassen Sie mich wissen, wann ich Ihnen den Wagen nach der Eisenbahnstation schicken soll. Ich heiße Sie im voraus freudig willkommen.

Auguste."

„Gott gebe, daß sich die verzogene Prinzessin herabläßt, den Bewerber mit ihrer Hand zu beglücken," murmelte Manfred, den Brief sorgfältig zusammenlegend. Mit gekreuzten Armen schritt er nachdenklich auf und nieder. Er hatte sich nahe am Ziele geglaubt und plötzlich vertrat ihm ein neues Hinderniß den Weg. Seine Gutmüthigkeit und sein Gerechtigkeitsgefühl verließen ihn ganz und gar bei dem Gedanken an Hermance. Wie man überhaupt so heißen konnte! Wer ihr den leidigen französischen Namen gegeben haben mochte! Der deutschen Sprache fehlte es wahrlich nicht an hübschen, sinnigen Vornamen. Seine Träume von einem lange ersehnten Glücke zerrannen wie Nebelgebilde. Wenn die kleine, eigenwillige Person darauf bestand, ihre kostbare Freiheit noch einige Jahre zu wahren, so konnte er bald seinen Hoffnungen Valet sagen. Auguste entschloß sich unter diesen Umständen schwerlich zu einer zweiten Heirath und that sie es dennoch — was blieb dann von dem Leben zu Zweien, das er sich so verlockend ausgemalt? Die erwachsene Tochter würde jeden Blick, jedes Wort controliren, das junge alte Ehepaar ihr halb und halb zum Schauspiel dienen. Ein Freund von ihm hatte Aehnliches erfahren. Derselbe hatte die Fesseln einer grenzenlos unglücklichen Ehe getragen, die abzuwerfen ihn nur die Rücksicht auf seine Kinder hinderte. Endlich befreite ihn der Tod von jenem Dämon, der sein Leben vergiftet; er stand im kräftigsten Mannesalter, sein Herz verlangte nach einem Glück, das er bis dahin hatte entbehren müssen. Er vermählte sich mit einer geistvollen, edlen Frau, deren Hingebung und Zärtlichkeit ihn für die Leiden der Vergangenheit reich entschädigt haben würden, wären nicht Töchter im Hause gewesen, die mit der Unbarmherzigkeit der Jugend gar nicht begriffen, daß ihr Vater noch einer anderen Liebe, wie der ihren, bedurfte. Alle Anstrengungen der jungen Frau, sich die Mädchen zu versöhnen, die Bitten des Vaters blieben erfolglos, das Ehepaar fühlte sich einer fortwährenden ironischen Kritik preisgegeben und unterdrückte in ihrer Gegenwart ängstlich das leiseste Zeichen von Neigung. Jahre hindurch litten sie unter diesem Bann; die Geburt eines Sohnes wurde nicht mit Freude, sondern mit banger Besorgniß begrüßt — was wohl die großen Töchter dazu sagen würden? Erst, als auch die Jüngste sich verheirathet hatte, athmeten sie auf. Manfred stand es lebhaft vor der Seele, wie der Freund, nachdem der Wagen mit den eben Vermählten davon gerollt, die Gattin leidenschaftlich in die Arme geschlossen und ausgerufen hatte: Jetzt dürfen wir glücklich sein!

Wildenhausen ging schneller, ihm wurde siedend heiß bei dem Gedanken, in eine derartige, unerträgliche Lage gerathen zu können. Nein, Hermance durfte nicht mit ihnen unter einem Dache wohnen, sie mußte vorher durch den Ring am Finger von ihnen geschieden sein. Die arme Auguste, wie er sie beklagte! Nachdem sie an der Seite eines ungeliebten, ihr in keiner Weise genügenden Mannes ihre schöne Jugend verloren hatte, wurden ihr abermals vorzeitig Pflichten aufgebürdet, die nicht weniger schwer zu erfüllen waren. Er wollte redlich das Seinige thun, um sie ihr tragen zu helfen, mit etwas Klugheit mußte es gelingen, das querköpfige Mädchen zur richtigen Erkenntniß zu bringen. In Augustens Interesse wollte er versuchen, das Vertrauen der Kleinen zu gewinnen — gewissenlos würde er sie sicher nicht berathen, das konnte er getrost versprechen. In diesem Sinne schrieb er der Freundin, zugleich kündigte er sein Eintreffen als bald bevorstehend an; wenn er die wichtigsten Geschäfte zu Hause erledigt hätte, würde er sofort abreisen und Tag und Stunde der Ankunft telegraphisch melden.

II.

„Willkommen, willkommen!" Ein weißes Tuch flatterte grüßend in der Luft, als der Wagen zum Thor hereinrollte.

Manfred kannte Bergethal noch nicht und war daher von der Lieblichkeit der Lage überrascht, im wahren Sinne des Wortes: ein stilles grünes Thal zwischen sanft ansteigenden, bewaldeten Bergen. Ein kleines Flüßchen, das einige Teiche speiste, belebte die Landschaft anmuthig, die bebuschten Ufer ließen die Krümmungen des Laufes hervortreten, hier und da hatten Natur oder Kunst eine Cascade gebildet, eine Wassermühle klapperte hinter Bäumen versteckt, dazu die üppigen frischen Wiesen — es war eine Idylle, die sich dem Reisenden erschloß. Das hoch liegende, geräumige Haus — Schloß konnte man es kaum nennen — kehrte seine helle, schmucklose Façade nach Mittag, majestätische Tannen, von mächtigem Wuchs, umgaben es schützend in einzelnen Gruppen, wie ernste, vom Walde vorausgesandte Wächter. Ein weiter Rasenplan senkte sich zur Thalsohle herab, überall erhoben sich vereinzelt jene Prachtbäume, die die Axt seit Jahrhunderten verschont hatte, während ihre Genossen in den Bergen ohne Erbarmen dem Nutzen zum Opfer fielen. Der Fahrweg zog sich innerhalb der Gitterumzäunung in allmäligen Windungen aufwärts, Manfred gewahrte daher schon von weitem die auf der Terrasse seiner Harrenden. Es waren vier Personen. Die Dame im einfachen hellgrauen Kleide war gewiß Auguste, die daneben Stehende in Weiß, mit den rothen leuchtenden Schleifen, deren Gesichtszüge durch den Hut halb beschattet waren, mochte Hermance sein, wem das blaue Gewand gehörte, das hinter den Beiden vorschimmerte, wußte er nicht. Auch der Herr war ihm fremd.

Eine Biegung des Weges entzog ihm die Gruppe, die sich ihm erst wieder zeigte, als der Wagen vor der Freitreppe hielt. „Willkommen!" rief eine ihm wohlbekannte, heitere Stimme, das weiße Kleid mit dem Ueberfluß an rothen Schleifen schwebte die Stufen herab, der Schleier wurde über das blumengeschmückte Hütchen zurückgeschlagen — Augusten's schönes Gesicht lächelte ihn an. Ihre großen, dunklen Augen strahlten von Lebenslust, das prachtvolle Haar floß in reichen Locken über den Nacken und thürmte sich am Hinterkopf zum künstlichen Aufbau... Hatte sie denn der Zeit Stillstand geboten? Sie war dieselbe siegende Schönheit geblieben, der Duft der Jugend schien noch auf diesen sanft gerundeten, rosigen Wangen, auf den schwellenden Lippen zu liegen. Manfred küßte ihr verwirrt die Hand, seine Blicke hingen mit ungeheuchelter Bewunderung an ihren Zügen. Sie war diese stumme Sprache zu sehr gewohnt, um sie nicht leicht zu verstehen.

„Seien Sie mir herzlich gegrüßt, Baron," sagte sie mit liebenswürdigem Ausdruck, „ich hätte nicht gewagt, Sie einzuladen, weil ich Ihnen in dieser Landeinsamkeit kaum eine Zerstreuung bieten kann. Doch, da Sie aus eigenem Antriebe kommen, bin ich jeder Verantwortung ledig und freue mich bloß der Anwesenheit eines alten Freundes. Wir sind fast ganz ohne Verkehr, hier, unser junger Nachbar theilt dasselbe Schicksal der Verbannung mit uns! Wir trösten uns gegenseitig damit, daß dieser Aufenthalt nicht ewig dauern wird."

Sie hatte sich bei diesen Worten lebhaft zu dem Herrn gewandt. „Herr von Freiendorf, Baron Wildenhausen," stellte sie vor.

Der junge Mann mochte etwa zehn Jahre weniger als Manfred zählen, eine hübsche Erscheinung, von vielleicht zu gesuchter Eleganz. Das Sportsmanecostüm, das er trug, war eben aus den Händen eines Pariser Schneiders hervorgegangen, die schmale Cravate, couleur sang de boeuf, war zu einem Musterknoten geschlungen, das dunkelblonde Haar, das jedenfalls der Kammerdiener gekräuselt hatte, scheitelte sich, nach der Mode des Tages, genau in der Mitte und die Spitzen des Schnurrbärtchens drehten sich tadellos aufwärts. Der pince-nez wurde mit ungemeiner Geschicklichkeit gehandhabt, ein leichtes Zwinkern genügte, ihn fallen zu lassen. Wildenhausen besann sich gleich auf ein Dutzend ähnlicher Persönlichkeiten, denen er im Lauf des Winters in der Residenz begegnet war.

„Meiner Schwester Marie werden Sie sich noch erinnern," fuhr Frau Auguste fort, „sie lebt seit einiger Zeit bei mir und hilft mir die Last des Haushaltes tragen."

Fräulein Marie war die Dame in Grau. Natürlich erkannte Manfred sie sofort. Es war dasselbe gutmüthige dicke Gesicht mit der eingedrückten Nase und den aufgeworfenen Lippen, nur hatte die Taille in der Zwischenzeit noch an Umfang gewonnen. Nach wie vor war sie die häßliche Schwester der schönen Auguste und das treueste, aufopferndste Gemüth. Sie hatte die Jüngere stets wie ein höheres Wesen angebetet und es als unverdiente Begünstigung betrachtet, derselben durch die engsten Bande des Blutes verbunden zu sein. So lange sie denken konnte, war sie die Dienerin des verzogenen Lieblings der Familie gewesen; sie hatte im Wagen stets den Rücksitz eingenommen, obgleich sie die Aeltere war, sie hatte all' die luftigen, bauschigen Kleider genäht, gewaschen und geplättet, die die Schönheit schmückten; sie hatte sie spät in der Nacht erwartet, wenn sie vom Ball zurückkehrte, und während sie das prächtige Haar bürstete und kämmte und die tausend Kleinigkeiten der Toilette forträumte, fühlte sie sich durch die Schilderung der von Auguste gefeierten Triumphe reichlich belohnt. Manfred hatte das bescheidne, ein wenig beschränkte Mädchen nicht vergessen und drückte ihr freundschaftlich die Hand; ihre Blicke, die von ihm zur Schwester wanderten, schienen zu sagen: Ist sie nicht noch schöner geworden?

„Du hast doch das Zimmer für unseren Gast in Bereitschaft gesetzt?" fragte Auguste.

„Gewiß," beeilte sich die Andere zu versichern; „aber, wenn du es wünschest, sehe ich noch einmal nach. Die Leute sind gewöhnlich unzuverlässig, es könnte etwas vergessen sein. Der Herr Baron wird mir sagen, wie er es liebt."

„Nicht jetzt gleich," lachte die Frau vom Hause, „der Baron muß uns begleiten. Wir wollen nämlich nach dem eine Stunde entfernten kleinen Badeorte fahren, um die dortige Gesellschaft zu mustern, vielleicht finden sich Bekannte darunter, die man einladen kann. Gegen Abend sind wir wieder hier."

„Meinst du nicht, daß Herr von Wildenhausen von der Reise ermüdet sein könnte?" bemerkte Marie schüchtern.

„O nein, Eisenbahntouren pflegen Herren nicht anzustrengen. Nicht wahr, Baron, Sie begleiten uns? Ich möchte Ihnen bald zeigen, was ich Ihnen an Genüssen bieten kann."

Er fühlte sich allerdings müde, da er die Nacht hindurch gereist war, der liebenswürdige Ton und der bittende Blick belebten jedoch seine Kräfte. Wie freundlich von ihr, um seine Unterhaltung besorgt zu sein! Sie konnte natürlich nicht wissen, daß ihm solche Vergnügungen gleichgültig waren.

„Fährt Fräulein Hermance nicht mit?" wandte sich Herr von Freiendorf an Auguste.

„O, ich habe versäumt, Sie mit meiner Tochter bekannt zu machen und sie hat sich nach ihrer Gewohnheit schweigend in den Hintergrund zurückgezogen."

Das also eingeführte junge Mädchen erwiederte mit einer, über ihre Jahre gehenden ruhigen Würde die Verbeugung des Herrn, der sie mit heimlicher Neugier betrachtete. Eine mittelgroße, schlanke Gestalt in einem glatten, blauen Kleide von einfachem Stoff, das ein Spitzenkräuschen am Halse umsäumte; die feinen, blassen Züge, das zarte Oval waren nicht ohne Anmuth; das aschblonde Haar barg ein Netz, aus dessen Maschen sich hin und wieder eine Locke stahl. Entschieden schön waren allein die langbewimperten Augen, deren ungewöhnlich große braune Sterne wenig Weiß zeigten; wenn sie sich weit öffneten, so erhielt das Gesichtchen einen eigenthümlich anziehenden Ausdruck.

„Nun, Hermance, in diesem Hausanzuge kannst du uns unmöglich begleiten wollen. Beeile dich," sagte die Mutter.

„Wenn du mir erlaubst, bleibe ich zurück," antwortete das junge Mädchen mit leiser Stimme.

„Warum? Du hast immer besondere Einfälle."

„Du hast wahrscheinlich vergessen, daß wir dem Director gesagt haben, wir wären Dienstag Nachmittag stets zu Hause. Wenn er und seine Frau heute kämen und Niemand fänden, würden sie Grund haben, verletzt zu sein."

„Welch' unnöthige Rücksicht! Weshalb sollen sie uns gerade heute besuchen? Ich würde überdies herzlich froh sein, ihnen auf diese Weise zu entgehen. Ihn lasse ich mir gefallen, er ist ein ganz umgänglicher Mensch, aber die langweilige klein-

städtische Frau! Ich hoffe, er wird Tact genug besitzen, sie nicht jedesmal mitzubringen."

„Es würde dir doch später leid thun, sie gekränkt zu haben," entgegnete Hermance leicht erröthend, „also laß mich lieber hier, um sie zu empfangen."

„Mein gnädiges Fräulein," mischte sich Herr von Freiendorf ein, „diese braven Leute erwarten gar nicht so viel Aufmerksamkeit! Ihretwegen uns Ihre Gegenwart zu entziehen —"

„Die Sie keinenfalls vermissen werden," sagte das junge Mädchen mit einem Anfluge von Ironie, den Manfred wohl bemerkte, „und diese braven Leute," — sie legte einen leisen Nachdruck auf diese Worte — „die für unser Interesse schaffen und arbeiten, haben entschieden das Recht, von uns Höflichkeit zu fordern. — Nicht wahr, Mama, du dispensirst mich für heute?"

„Unter der Bedingung, daß du mir nicht von der Fabrik sprichst. Du weißt, es macht mich nervös, davon nur reden zu hören. Gott sei Dank, daß ihre Schornsteine eine Stunde von hier qualmen!"

Hermance ergriff ihre Hand, und sie an die Lippen ziehend, flüsterte sie ihr ein paar Worte zu, die die Herren nicht hören sollten. Auguste küßte sie flüchtig auf die Stirn, und ihr einen leichten Schlag gebend, sagte sie zwischen Aerger und Lachen:

„Thu', was du willst, Eigensinn! Mich täuschest du nicht, es ist ein Vorwand, um allein zu sein, und über einem Buche irgendwo die Stunden zu verträumen."

Das Mädchen schüttelte lächelnd den Kopf.

„Einen Augenblick, Mama," rief sie, als diese sich zum Gehen anschickte. Sich auf den Fußspitzen hebend, bog sie den Rosenzweig des weißen Basthütchens mehr seitwärts, damit er graziöser auf den schwarzen Locken ruhe. Mutter und Tochter bildeten einen frappanten Contrast, die stolze, imponirende Gestalt der Ersteren, ihre strahlenden Augen und warmen, leuchtenden Farben erdrückten beinahe die zarte, blasse Erscheinung der Zweiten. Wer die Aeltere sah, dachte kaum daran, die Jüngere zu beachten. Wildenhausen ging es so, doch meinte er im stillen, daß ein Bewerber um die Hand des jungen Mädchens sich eifriger um sie bemühen müßte. Freiendorf schien sich ausschließlich die Gunst der schönen Frau angelegen sein zu lassen, er hatte nur Blicke für sie, er sprach nur mit ihr, er gab ihr den Burnus um, er stürzte eilfertig ins Haus, den vergessenen Sonnenschirm zu holen, er schob den Baron bei Seite, um ihr in den Wagen zu helfen — für Hermance hatte er blos einen flüchtigen Gruß. Das Sprüchwort sagt zwar: „Er grüßt den Zaun und meint den Garten," hier wurde jedoch die Diplomatie zu weit getrieben, sie war Selbstzweck geworden. Eigentlich mußte sich die Tochter vernachlässigt fühlen. Wildenhausen war zu tactvoll, um sich eines gleichen Mangels an Artigkeit schuldig zu machen, er empfahl sich mit einigen verbindlichen Worten, die unwillkürlich herzlicher klangen, weil ihm die Kleine beinahe leid that. Doch, warum schloß sie sich aus? Sie reichte ihm die Hand, ohne zu antworten, dabei schlug sie die braunen Augen voll zu ihm auf, und ein eigenthümlich forschender Blick drang tief in sein Inneres. Was waren das für wunderbar ausdrucksvolle Augen! Wenn sie nicht logen, so barg sich hinter diesen stillen, feinen Zügen ein reich entwickeltes Seelenleben!

„Ich wünsche, daß es Ihnen bei uns recht lange gefallen möchte," sagte sie, die kleine schmale Hand zurückziehend. Sie betonte die Worte, als versteckten sie einen geheimen Sinn.

Manfred ward betroffen — ahnte sie den Zweck seines Kommens? Wollte sie ihm andeuten, daß sie seinen Wünschen geneigt wäre? Er suchte eine Bestätigung in den sprechenden Augensternen zu lesen, aber sie hatte die Wimpern gesenkt, und schien nicht gesonnen, ihre Gedanken zu verrathen.

Gegen Abend kam die kleine Gesellschaft zurück, und zahlreicher, wie sie ausgefahren. Der Zufall hatte Auguste im Curgarten des Badeortes gleich in der ersten Stunde Bekannte entgegengeführt. Zwar hatte sie früher nicht viel mit ihnen verkehrt, doch immerhin genug, um sie lebhaft zu begrüßen. Man war herumgewandert, hatte den Kaffee bei den Klängen eines mittelmäßigen Orchesters eingenommen und dabei die ziemlich antiquirten Toiletten

der vorbeipassirenden Damen kritisirt. Auguste machte dem Ehepaar den Vorschlag, auf einige Tage nach Bergethal zu kommen, sie bat so dringend und freundlich, daß ein Ablehnen der Einladung nicht gut möglich war. Manfred mißbilligte im Grunde diese Vermehrung ihres kleinen Kreises. Der Justizrath, ihm aus seinem parlamentarischen Leben oberflächlich bekannt, war ein kluger, scharfer Kopf, in seinen Aeußerungen oft sehr derb und ungebunden, wennschon immer treffend, ein unterhaltender Gesellschafter nach Tische, wenn der Wein eine angeregte Stimmung erzeugt hatte. Er gehörte zu den Männern, welche die burschikosen Manieren des Studenten nie ganz ablegen. Seine Frau besaß eben genug gesellige Formen, um den Mangel an wirklicher Bildung zu verdecken, sie lachte gern über die gewagten Witze ihres Gatten, und duldete es gutmüthig, wenn er schönen Damen den Hof machte.

Tante Marie und Hermance erwarteten die Rückkehrenden vor dem Hause. Herr von Freiendorf, der seinen Platz an Auguste's Seite mit Unmuth dem älteren Justizrath abgetreten hatte, näherte sich der Letzteren und drückte ihr sein Bedauern aus, daß sie sich nicht an dem Ausfluge betheiligt hätte. Manfred beobachtete, wie sie die Hände fest verschränkt hielt, und mit kühler Ruhe erwiederte, auch ihr habe es nicht an Unterhaltung gefehlt. Der Director sei gekommen, den sie als einen ungewöhnlich kenntnißreichen Mann schätzen gelernt, so daß sie die Gewißheit gewonnen habe, die Fabrik könnte keiner fähigeren Leitung, wie der seinen, unterstellt werden. Wie sonderbar und pedantisch diese Worte im Munde eines achtzehnjährigen Mädchens klangen! So viel hatte Wildenhausen bereits bemerkt — leicht würde es Freiendorf nicht werden, das selbständige kleine Geschöpf zu gewinnen.

Bei Tische wurde eine animirte Conversation geführt; Manfred, der neben Auguste saß, trug indessen wenig dazu bei. Er hatte mit Abspannung zu kämpfen — die Folge der eiligen Reise — und dann beschäftigte sich das Gespräch ausschließlich mit Persönlichkeiten, die ihm fremd waren, und die nicht gerade milde beurtheilt wurden. Der Justizrath sprudelte von komischen Einfällen, das exquisite Souper, um das sich Tante Marie hochverdient gemacht, die feinen Weine wirkten belebend auf seinen Humor. Die Rede kam auf eine Dame, die anziehend und interessant, deren Ruf jedoch nicht der beste war, und die von den Frauen einstimmig verdammt ward. Die Anspielungen wurden immer deutlicher und ließen endlich keinen Zweifel übrig, als der Justizrath ausrief:

„Seien Sie nicht so hart, meine Gnädige! Fräulein S. hat allerdings einen Fehltritt begangen, aber wir wollen ihn entschuldigen, weil es ein ganz kleiner Fehltritt war, so klein, daß er in ein Wickelbettchen geschnürt werden mußte!"

Auguste lehnte sich hell auflachend zurück, und, dem dreisten Spötter einen Schlag mit dem Fächer gebend, sagte sie, immer noch lachend:

„Gott schütze Jeden vor einem solchen Advocaten, ich möchte nicht Ihre Clientin sein, Sie gottloser Mann!"

Wildenhausen war auf das peinlichste betroffen, die unbedachte Lebhaftigkeit, die ihn einst an dem jungen Mädchen entzückt, dünkte ihm bei der Dame vom Hause, bei der Mutter, nicht mehr schicklich. Er liebte überhaupt nicht, wenn sich Frauen zu lauter, geräuschvoller Lustigkeit hinreißen ließen. Und in Gegenwart der Tochter solchen frivolen Witzen Beifall zu klatschen! Er blickte nach dem anderen Ende der Tafel hinüber, wo Hermance neben der allezeit geschäftigen Tante Marie Platz genommen hatte. Erleichtert athmete er auf, als er ihren Stuhl leer sah; sie stand am Büffet und schien in das Aufbauen einer Fruchtpyramide versunken. Gott sei Dank, sie hatte nichts gehört! Da der Diener verschwunden war, um Champagner zu holen, winkte ihr die Mutter, die silberne Schale herumzureichen. Der Justizrath hatte eben wieder eine Anekdote begonnen, die keinenfalls für ihr Ohr berechnet war. Manfred hätte aufspringen mögen, er begriff diese Tactlosigkeit nicht, und noch viel weniger begriff er Auguste! Da trat Hermance zu dem Redseligen, ihm den Fruchtkorb präsentirend; er blickte dankend auf und begegnete ihrem Auge, das streng und stolz, fast zürnend auf ihm ruhte. Ihn überkam eine momentane Verlegenheit, er sprach stockend weiter, gewarnt, wie er war, gab er der Anekdote eine andere

Wendung als die anfangs beabsichtigte, wobei die Pointe ungewöhnlich matt ausfiel. Die Wirthin hob die Tafel auf und Manfred's Arm nehmend, ging sie den Uebrigen voran nach dem Gartensaal, wo eine erfrischende Temperatur die Eintretenden umfing.

„Sie sind so ernst, mein Freund," sagte sie, ihn herzlich ansehend, „ich mache mir Vorwürfe, daß ich Ihnen nicht Zeit zum Ausruhen gelassen. Sie kennen mich ja von früher und wissen, welch' verwöhntes Kind ich stets gewesen. Ich gestehe es ehrlich — mich lockte das Vergnügen, das mir doppelt reizend in Ihrer Gesellschaft schien. Sind Sie mir darum böse?"

Sie hatte ihr reizendes Gesicht, an dem Alles lächelte, zu ihm erhoben — war sie doch sicher, absolvirt zu werden! Er küßte die Hand, die auf seinem Arme ruhte — wie lieblich sie sich zu entschuldigen verstand! Er vergaß, daß er sie vor wenigen Minuten beinahe unweiblich ausgelassen gefunden — da traf sein Blick Hermance, die sich an ein Seitentischchen gesetzt hatte und emsig an einer Stickerei nähte. Das Lampenlicht fiel auf das feine Köpfchen, das sich über die Arbeit senkte. Mit den blassen, stillen Zügen, in ihrem schlichten Kleidchen, glich sie einer kleinen Puritanerin. Eine unerklärliche Empfindung des Aergers stieg in ihm auf — wozu diese stete Absonderung? Wollte sie die Aufmerksamkeit erregen? Nein, dazu war ihre Haltung zu unbefangen bescheiden. Er konnte es der Mutter nachfühlen, wie ihr diese stumme Opposition — denn das war es — oft lästig wurde. Indessen nahm er sich vor, sobald sich die Gelegenheit zu einem intimeren Gespräch finden würde, Auguste schonend anzudeuten, daß sie sich in Gegenwart der Tochter gemessener geben müßte, um der Welt willen. Sie war viel schöner, viel reizender als das blasse, kleine Ding mit dem aschblonden Haar — aber sie zählte fünfunddreißig, nein, sogar sechsunddreißig Jahre!

Manfred war früh aufgestanden; eine Gewohnheit, die dem thätigen Gutsherrn eignete, der sich gern überzeugte, ob auch ein Jeder rechtzeitig auf seinem Posten war. Im Hause wurde der Tag spät begonnen, das Dienstpersonal räumte in den Zimmern die Spuren von gestern fort und beeilte sich nicht übermäßig mit diesem Geschäft. Er zog rasch den Kopf zurück, als er die Thür zum Eßsaal öffnete; die Ueberreste des Soupers standen wüst und unordentlich auf der Tafel; kein widerwärtigerer Anblick am hellen Morgen als halb geleerte Weingläser, schmutzige Teller, zerdrückte Servietten, heruntergebrannte Lichter! Und über Allem die dicke, von Wein- und Speisedünsten erfüllte Atmosphäre. Ein Kammermädchen, das mit einem Arm voll gestickter, weißer Negligékleider in das Plättzimmer huschte, sagte ihm, daß das Frühstück nicht vor neun Uhr servirt würde, die gnädige Frau pflege nicht eher herunterzukommen. So! da hatte er gute zwei Stunden vor sich, die er zum Umherstreifen benutzen konnte. Es war ihm gerade recht, er liebte den Morgen still anzufangen und sich auf eigene Hand zu orientiren. Die Umgegend hatte ihm gestern sehr gefallen, für ihn, der an die eintönigen Ebenen seiner Provinz gewöhnt war, besaß die Hügellandschaft einen besonderen Reiz.

Sich eine Cigarre anzündend, schlenderte er langsam durch den Garten, aus dem eine Pforte auf die sanft ansteigende Wiese führte, die am Rande vom Walde eingesäumt wurde. Wie friedlich es unter den Tannen war, und wie die Thautropfen, die an den feinen Nadeln hingen, in der Sonne funkelten! Unten rauschte das klare Bergwasser, klapperten die Mühlenräder, dünne Rauchsäulen, Kohlenmeiler anzeigend, stiegen kerzengerade über den Wipfeln empor, Menschenstimmen schallten manchmal, sich gegenseitig zurufend, von der Wiese herauf, wo Heu gemäht wurde. Ein paar Kinder, die Beeren gesucht hatten, kamen ihm mit großen Henkeltöpfen entgegen. Wohin sie gingen? fragte er einen Buben, dessen dicke Backen deutliche Spuren trugen, daß er sich bei der Arbeit nicht vergessen hatte.

„Ins Schloß," antwortete er, „wir sind bestellt."

Ein heimliches Kichern ging durch die kleine Schaar, als hätte der Pausbackige etwas ungemein Witziges gesagt. Sie stießen und zupften einander und rannten dann eilig davon; in einiger Entfernung blieben sie wieder stehen, und all' die runden hellblauen Augen sahen den fremden Herrn neugierig an.

Manfred folgte der Straße, die, den Wald durchschneidend, sich um die Höhen wand; Räderspuren zeigten, daß sie befahren wurde, wahrscheinlich war dies der Weg nach dem jenseits des niedrigen Bergrückens gelegenen Thal. Ein schmaler Pfad, den die Jäger oder die beerensuchenden Kinder getreten haben mochten, zog sich links durch dichtes Buschwerk aufwärts. Er schlug ihn ein, weil er rascher hinaufführte, und gelangte auf einen Felsenvorsprung, der wie ein Söller über der Fahrstraße hing und von einem Geländer umgeben war. Von hier aus hatte er eine prächtige Aussicht über das ganze Thal, den Wohnsitz seiner Freundin. Das Haus schien so nahe zu liegen, als ob er es mit einem Steinwurf erreichen könnte. Die beiden Eckfenster im oberen Stockwerk gehörten Auguste's Zimmer an; die Rouleaux waren fest geschlossen, die schöne Frau schlief noch, oder war eben bei der Morgentoilette. Unter der Veranda wurde der Frühstückstisch gedeckt, Tante Marie, die vor Wirthschaftseifer sich nicht Zeit zum Frisiren genommen, sondern ein weißes Häubchen aufgestülpt hatte, ging ab und zu; er meinte bis hier herauf ihr Schlüsselbund rasseln zu hören. Er empfand ein eigenes Vergnügen, diese Vorbereitungen zu beobachten, und unbemerkt einen Blick in die intime Häuslichkeit zu thun. Wenn sich sein Hoffen erfüllte, würde er bald einen Platz in derselben einnehmen. Es wäre reizend, säßen Auguste und er allein an diesem einladenden Kaffeetisch, im vertrauten Geplauder vergangener Zeiten gedenkend, sich kommender freuend. Die Gegenwart der gutmüthigen Schwester, deren Kopf von Recepten und Waschzetteln erfüllt war, würde sie nicht stören. — Mit einer heftigen Bewegung warf er die Cigarre fort — was verweilte er bei einem Bilde, das vorläufig in das Reich der Träume gehörte? Da war der Justizrath, der ihm mit seiner scharfen Stimme einen lauten Morgengruß zurufen und Auguste mit einer Schmeichelei die Hand küssen würde; da war die Justizräthin, die nicht die Bemerkung unterdrücken konnte, wie es ganz unmöglich sei, in der Stadt solche Sahne zu bekommen, weil alle Nahrungsmittel dort mit unverschämter Frechheit gefälscht würden. Worauf sich ihr Mann über die Wichtigkeit der Ernährung im allgemeinen verbreitete, und daran die Klage knüpfte, daß die Residenz noch immer nicht genügend mit Seefischen — seine besondere Liebhaberei — versorgt wäre, der Uebergang zu dem alten Rom, das auch in Betreff des Lebensmittelmarktes als Vorbild dienen konnte, ergab sich dann von selber. Da war Hermance — ja, und sie genirte ihn am meisten! Sie würde sich natürlich nicht an der Unterhaltung betheiligen, sondern blos mit einer Miene dasitzen, als mißbillige sie Alles, und als ob ihre Gedanken fernabliegende Regionen aufsuchten. Noch vor dem Einschlafen hatte er sich mit ihr beschäftigt, sie flößte ihm wirklich Abneigung ein, sie war versteckt, sie war berechnend — mit einem Wort sie war, wie er sie sich vorgestellt: ein altkluges, anspruchsvolles, kaltherziges Geschöpf. Nein, er konnte sich nicht in die Rolle eines Vaters ihr gegenüber hineinfinden, er fühlte, wie sie ihm jedes Behagen, jede Ruhe rauben würde, was er auch thäte und sagte, immer würde ihn der Gedanke quälen: was denkt Hermance von dir? Noch nie hatte er etwas so lebhaft gewünscht, als daß sie sich in kürzester Frist verheirathen möchte, sie reizte ihn zur Erbitterung, zu knabenhaftem Unwillen. Er machte an sich die Erfahrung, wie schwer es ist, denen gerecht zu werden, die unseren Plänen hindernd im Wege stehen.

Auf der stillen Waldstraße wurden Hufschläge hörbar, wer mochte hier reiten? Ein Förster vielleicht; wenn er nicht irrte, lag die Oberförsterei in der Richtung. Von seinem Sitz aus konnte er bequem heruntersehen, er brauchte blos die Zweige des am Felsenrande wachsenden Schlehdorns aus einander zu biegen. Ein weißes Pferdchen mit langer Mähne ward sichtbar, das bedächtig im ruhigsten Tempo einherschritt, und darauf saß — Hermance! Wie sie so hervorkam zwischen den Bäumen, im grünen Reitkleide, das blonde Haar — das Hütchen hing am Sattelknopf — aufgelöst über die Schultern wallend, und es war prächtiges, üppiges Haar, mit der frischen Röthe, welche die Morgenluft auf die zarten Wangen gehaucht hatte, war sie eine holdselig poetische Erscheinung — es ließ sich nicht leugnen. Sie hielt die Zügel lässig in der Hand, das Pferdchen war so fromm, daß

sie ihm vertrauen durfte. Manfred rührte sich nicht, er wollte sie vorbeiziehen lassen, ohne sie zu begrüßen. Neben ihr ging rüstigen Schrittes ein Bauermädchen einher in der landesüblichen Tracht; sie hatte einen faltigen Mantel von dunkelblauem Kattun umgeschlagen und ein buntes Tuch über den Kopf geknüpft. Ihr Gesicht war nicht häßlich, von dem Typus der Gegend abweichend, sah es braun und zigeunerartig aus, die dichten schwarzen Augenbrauen gaben ihm einen finsteren, bösen Ausdruck. In den Mantel eingewickelt, die Arme trotzig über einander geschlagen, wanderte sie neben der schlanken, blonden Reiterin auf dem silberweißen Pferdchen. Beide waren in angelegentlichem Gespräch, das sie, ohne die Stimmen zu dämpfen, führten; sie fürchteten zu dieser frühen Stunde keinen Lauscher auf dem einsamen Waldwege. Dicht unter dem Felsenvorsprung, auf dem Manfred hinter einem schützenden Gebüsch verborgen saß, machten sie Rast. Das Bauermädchen hatte das Fräulein nur ein Stück Weges begleitet und wollte nun umkehren.

„Alles, was du mir gesagt hast," ließ sich Hermance vernehmen, „ist dir von keinem guten Geist eingegeben, Anna. Du warst in letzter Zeit so viel sanfter und nachgiebiger geworden, daß es mich innig freute, ich merkte dir an, wie du an dir arbeitetest und dich mühtest, dein Temperament zu zügeln. Und jetzt bist du wieder die alte, böse Anna! Das ist nicht gut, besinne dich, Niemand denkt daran, dir Unrecht zu thun."

Das Mädchen hatte sich abgewendet und blickte mürrisch vor sich hin.

„Deine Mutter war gestern bei mir," fuhr das Fräulein fort, und Manfred meinte, nie eine süßer klingende Stimme gehört zu haben, „sie klagte, wie dein störrisches, unzufriedenes Betragen ihr das Haus so unwohnlich mache."

„Sie soll sich die dummen Heirathsgedanken aus dem Sinn schlagen und ich werde ihr wieder ein freundliches Gesicht zeigen."

„So?" rief Hermance in zürnendem Tone, „du beharrst also dabei, deine Mutter meistern zu wollen? Wo hast du gelernt, daß die Kinder den Eltern vorschreiben, was sie thun und lassen sollen? Geh', du bist ein kaltes, selbstsüchtiges Geschöpf und ich bereue, dich zu mir herangezogen zu haben!"

Das Mädchen brach plötzlich in ein lautes Schluchzen aus und der Sprecherin Hand stürmisch ergreifend, bedeckte sie sie mit leidenschaftlichen Küssen.

„Ich bin nicht schlecht, Fräulein," sagte sie weinend, „und Sie wissen, wie lieb ich meine Mutter habe, wie ich ihr bisher Alles an den Augen abgesehen und sie sogar dem verstorbenen Vater gegenüber stets vertheidigt habe! Doch, eben darum will ich nichts von einem Stiefvater hören. Wir könnten so ruhig mit einander leben, wir haben unser hübsches Auskommen, das Gütchen ist schuldenfrei, die Mutter besorgt das Hauswesen, ich die Landwirthschaft — was braucht sie da einen zweiten Mann? Ich dächte, sie hätte mit dem ersten genug erduldet!"

Wildenhausen horchte gespannt auf die Antwort, die Unterhaltung begann ihm höchst interessant zu werden.

„Und wenn du heirathest, was in wenigen Jahren sicher geschehen wird, da du eine anständige Mitgift hast, was dann? Wirst du dich aus Rücksicht für deine Mutter weigern, dem zu folgen, den du liebst? Dann wäre sie, die noch eine junge, ansehnliche Frau ist, ganz allein und hätte ein langes, einsames Alter vor sich. — Siehst du, du kannst nichts erwiedern. Ich will deinem verstorbenen Vater nichts Uebles nachreden, er liegt unter dem Rasen und der Tod tilgt manches Unrecht, er hatte gewiß seine guten Eigenschaften, aber seiner Frau hat er kein glückliches Loos bereitet, er quälte sie mit Heftigkeit, mit Argwohn und Geiz, du hast es mir oft genug geklagt. Deine Mutter war ein ganz junges Ding, als sie ihn nahm — was hat sie von ihrem Leben gehabt? Mühe, Plage, Thränen, etwas Anderes hat es ihr nicht gebracht. Jetzt stirbt dein Vater, die Wittwe ist noch hübsch und in den besten Jahren, es bewirbt sich ein Mann um sie, der sich ihr seit lange als ein zuverlässiger Freund erwiesen hat, ein guter, bescheidener, verständiger Mensch — du kannst es nicht bestreiten, der Schulmeister wird überall geachtet —" das Mädchen nickte widerwillig — „was ist natürlicher, als daß deine Mutter sich ihm geneigt zeigt? Sie hat zuerst die Lasten und Sorgen des Ehestandes tragen müs-

sen, nun möchte sie auch seine freundlichen Seiten kennen lernen. Die vielen schönen Jahre, die ihr noch blühen, wird sie nicht als verlassene Wittfrau verbringen, mit ihrem weichen, liebebedürftigen Herzen ist sie nicht geschaffen, ohne Stütze in der Welt zu leben. Jedermann, der es gut mit ihr meint, redet ihr zu, nur du widersetzest dich, weil du dich in deiner Selbstsucht gekränkt fühlst, weil du dir mit kindischem Eigensinn einbildest, ein Stiefvater würde streng und lieblos gegen dich sein."

„Ach, Fräulein, Sie können sich nicht in meine Lage versetzen," sagte die braune Anna finster, „was soll ich denn im Hause, wenn meine Mutter wieder eine junge Ehefrau wird?"

„Du sollst dich nützlich machen; zu thun wird es genug geben, denn da der Schulmeister nichts von der Feldarbeit versteht, mußt du das Gütchen bewirthschaften."

„Es ist noch manches Andere, das auszusprechen ich mich schäme. Denken Sie, wie sonderbar es mir sein wird, wenn sich die Eheleute küssen, es wird mir den Respect nehmen, weil ich werde lachen müssen."

Manfred beugte sich ein wenig vor, die Worte des Mädchens waren plump und tactlos, doch war er begierig, die Wirkung zu beobachten, die sie auf Hermance übten. Sie hatte das blonde Köpfchen abgewandt und die Augen in flüchtiger Verwirrung niedergeschlagen.

„So sieh nicht hin," versetzte sie etwas kurz, während eine dunkle Röthe sich über ihr Gesicht bis an die Haarwurzeln verbreitete. Wieder ihre ruhige Haltung annehmend, fügte sie mit überraschender Strenge hinzu:

„Du solltest dich schämen, so alberne Einwendungen vorzubringen. Bekenne sogleich, daß du dich wider deine bessere Einsicht sträubest. Du fürchtest nicht, die Liebe deiner Mutter zu verlieren, sondern du magst nicht das Regiment, das deinem herrschsüchtigen Charakter behagt, an einen Mann abgeben."

„Ach, Fräulein, einen Stiefvater zu haben! Sie wissen nicht, was das heißt! Das Haus hat einen anderen Namen, man kommt sich vor, als hätte man kein Recht, die Füße unter den Tisch zu stecken."

„Du machst dir mit dem vielen Grübeln die Sache nur schwerer. Hat der Mann eine aufrichtige Neigung zu der Frau, so hat er auch ein Herz für das Kind, das sie ihm zubringt."

Diese Worte klangen nicht so sicher und bestimmt wie die früheren, es war vielmehr ein leises unterdrücktes Seufzen, ein Schwanken herauszuhören. Der unfreiwillige Lauscherposten fing an, Manfred beschämend zu werden. Es waren zwar keine Hermance direct berührende Angelegenheiten, die hier verhandelt wurden, dennoch würde sie bestürzt und verlegen geworden sein, hätte sie eine Ahnung von seiner Gegenwart gehabt. Jetzt war es zu spät, vorzutreten und sich bemerkbar zu machen, er mußte ruhig warten, bis die Beiden ihren Weg fortsetzen würden. Er verhielt sich regungslos, um kein verrätherisches Rascheln der Zweige zu verursachen und — um sich kein Wort entgehen zu lassen. In innerster Seele war er ergriffen und bewegt. Das junge Mädchen enthüllte ein ganz anderes Wesen, wie er vermuthet. Aus den klugen, gemüthvollen Ermahnungen, die sie an die Trotzige richtete, erwuchs ihm eine Anklage, die zu verdienen, er sich eingestehen mußte. War er mit der Absicht hergekommen, die Tochter seiner Jugendgeliebten wie sein eigenes Kind zu betrachten, ihr den Vater zu ersetzen? Nein, er hatte in seinem Unmuth in ihr nur einen Stein des Anstoßes gesehen, der so schnell als möglich aus dem Wege geräumt werden mußte. Eine vorurtheilsvolle, fast feindselige Gesinnung hatte er ihr entgegengebracht. Die arme kleine Hermance! Wie ungerecht er gegen sie gewesen war! Er konnte sich nicht erklären, daß ihr Anblick allein nicht genügt hatte, seine vorgefaßte Meinung zu zerstreuen! In wie anmuthsvoller Haltung saß die schlanke Reiterin auf dem frommen, weißen Pferdchen! Sie war freilich keine jener Schönheiten, für die ihm im Moment keine andere Bezeichnung als: foudroyante einfiel, aber welch geistiger Reiz beseelte dieses zarte Gesichtchen, umspielte die feingeschnittenen Lippen, wie wunderbar ausdrucksfähig waren diese braunen Rehaugen, die so lieblich nachsinnend in den Wald hineinschauten.

„Komm, Anna, sei ein braves, verständiges Mädchen," sagte die süße Stimme, „verbittere dir nicht unnütz das Leben.

Ich bin überzeugt, die Heirath wird auch zu deinem Glück ausschlagen. Der Schulmeister schätzt dich sehr; daß er sich dir nicht besonders freundlich nähert, ist nicht seine Schuld, du stehst wie ein Stock da, wenn er mit dir spricht. Neulich, als ich dem Unterricht in der Schule beiwohnte, sagte er: ‚Die Anna war die beste Schülerin, die ich je gehabt habe, sie ist so klug und anstellig, daß sie sich vortrefflich zum Lehren eignen müßte. Ich möchte ihr gern vorschlagen, versuchsweise die kleine Klasse zu übernehmen, so trotzig und widerhaarig sie mit Erwachsenen ist, so lieb und geduldig ist sie mit Kindern.‘“

Die braune Anna blickte auf, die finster gefaltete Stirn erhellte sich und der Anflug eines Lächelns legte sich um ihren Mund.

„So? meinte er das?“ Sie fühlte sich augenscheinlich durch dieses Urtheil geschmeichelt. „Nun, ich hätte nichts dagegen, ihm darin zur Hand zu gehen, er ist nicht Einer von den Stärksten und das viele Sprechen greift ihm die Brust an.“

Es belustigte Manfred, wie diplomatisch Hermance den erlangten Vortheil ausbeutete.

„Gewiß, ich glaube, du würdest ihm eine rechte Hülfe sein. Der brave Mann giebt sich beim Unterricht alle erdenkliche Mühe, aber die Disciplin ist nicht, wie sie sein sollte, wenn du —“

„Ja wohl,“ fiel das Mädchen ein, dessen Gesicht sich immer mehr erheiterte, „mit diesen wilden, ungezogenen Buben muß man nachdrücklicher verfahren“ — sie machte eine energische, nicht mißzudeutende Handbewegung — „das sind die reinen Teufel, sobald sie merken, daß man sie nicht meistern kann. Ich würde mit ihnen schon fertig werden.“

„Natürlich würdest du. Freilich hättest du doppelte Arbeit, die Landwirthschaft draußen, die Schule im Hause —“

„Arbeit ist mir nie zu viel, wenn ich nur schaffen kann, bin ich zufrieden. Fräulein kennen mich darin.“

„Ja, tüchtig bist du, das hat noch Niemand bestritten, und ehrlich bist du auch. Wenn du mir die Hand darauf giebst, daß du dem künftigen Stiefvater eine freundliche Miene zeigen und deine Mutter nicht mehr mit Vorwürfen ängstigen willst, so bin ich beruhigt. Du hältst, was du versprichst.“

Die Braune war nicht leicht zu überzeugen, sie zog die Hand mißtrauisch zurück und antwortete in verändertem Tone:

„Sie stehen nicht mitten in der Sache wie ich, Fräulein, und sehen daher nicht, was Alles daran hängt. Meine Mutter ist noch jung und kräftig, ich werde kleine Geschwister bekommen, denen sie ihre Liebe schenken wird. Ich bin dann überflüssig und man wird mich in allen Stücken zurücksetzen.“

„Wie du thöricht sprichst,“ rief Hermance lebhaft, „du wirst deiner Mutter nie nöthiger sein als in diesem Fall. Wer soll sie pflegen, wer den Hausstand besorgen? Der Schulmeister etwa, der ebenso unpraktisch wie gutmüthig ist? Und giebt es etwas Schöneres für eine ältere Schwester, als kleine Geschwister aufzuziehen, sie zu warten, mit ihnen zu spielen? Du wirst so unentbehrlich sein, daß dich deine Eltern werden gar nicht fortlassen wollen.“

„Nützlich würde ich mich machen, die Mutter bringt ohne mich nichts zu Stande,“ erwiederte das Mädchen, mit sich kämpfend. „Hier, meine Hand, Fräulein, ich will's versuchen, mich mit dem Stiefvater einzurichten. Ihnen zu Liebe thue ich es, weil Sie so engelsgut gegen mich sind. Alle Leute fürchten mich und gehen mir aus dem Wege, als ob ich sie beißen würde, Sie allein haben stets ein freundliches Wort für mich. Beim Kirchenexamen, vor der Confirmation, wo ich besser als die Uebrigen zu antworten wußte, da gaben Sie mir einen Kuß und sagten, ich wäre eine Schülerin, die ihrem Lehrer Ehre machte. Ich werde das nie vergessen, es ist die einzige Liebkosung, die ich jemals von Fremden empfangen habe. Hätten Sie mir an dem Tage befohlen, vom Kirchthurm zu springen, ich hätte es sicher gethan.“

„Und heute sollst du den zweiten Kuß erhalten,“ entgegnete Hermance, „weil du deinen Starrsinn bezwungen und dein Herz vernünftigen Vorstellungen geöffnet hast.“ Sie beugte sich über den Sattel und des Mädchens Kopf zwischen beide Hände nehmend, küßte sie sie auf die braune Wange. „Sei nicht nur die kluge, die fleißige Anna, sondern bemühe dich, die liebevolle, die sanfte Anna zu werden… So, jetzt geh', es ist auch für mich Zeit, nach Hause zurückzukehren.“

Die Trotzige schämte sich, ihre Rührung zu zeigen, sie zog das Kopftuch tief in die Stirn und wischte sich heimlich die Augen. Sich abwendend, rief sie: „Adieu, Fräulein! Wenn Sie erlauben, spreche ich in diesen Tagen auf dem Schlosse vor und hole mir bei Ihnen Rath wegen einer feinen Arbeit. Ich will der Mutter eine schöne Hochzeitshaube sticken."

Sie sprang schnell den Weg zurück, den sie vorhin gekommen war, man hörte sie ein Liedchen vor sich hin trällern, in dem sich ihr innerer Frohsinn äußerte; sie mochte mit sich zufrieden sein und das stimmte sie vergnügt. Hermance sah ihr lächelnd nach, doch das Lächeln glitt bald von ihren Zügen, mit ernstem, träumerischem Ausdruck schweiften ihre Blicke über das Thal zu ihren Füßen. Der kühle Morgenwind wehte ihr das lose Haar ins Gesicht... „Mein Gott, wie schön!" flüsterten die halb geöffneten Lippen. Sie hob unwillkürlich die kleine Hand, als grüßte sie die grüne Idylle im Frieden der Tannenberge. Schien sie nicht selber die Fee dieses Waldheiligthums, auf deren blondes Haupt die Bäume leise rauschend ihre blitzenden Thautropfen, gleich Perlen schüttelten? „Sie hat die goldnen Augen der Waldeskönigin!" Manfred sprach die Worte leise vor sich hin, kaum entsann er sich, wo er sie gelesen hatte, aber es war ihm, als könnte der Dichter nur an Hermance gedacht haben.

Das weiße Pferdchen, das sich mit Abnagen des frischen Grases sehr angenehm beschäftigt hatte, stieß ein fröhliches Wiehern aus — das junge Mädchen schreckte leicht zusammen und strich sich mit der Hand über die Stirn. Liebkosend den schlanken Hals des Thieres klopfend, sagte sie heiter: „Ich habe mich hier wohl ein wenig verträumt, Droll? Es ist brav von dir, mich geweckt zu haben."

Das Pferdchen schüttelte die lange Mähne, als antwortete es der lieblichen Herrin, und sich in kurzen Trab setzend, trug es sie dem Thale zu. Manfred lehnte sich weit über das den Felsenvorsprung einfassende Geländer, er sah die blonden Haare wehen, die Feder am Hütchen, das grüne Reitkleid flattern — dann war sie zwischen den Bäumen verschwunden und es herrschte im Walde das feierliche Schweigen von vorhin. In Gedanken versunken schlug er langsam den Heimweg ein — nein, dieses Mädchen war zu gut für einen nichtssagenden, oberflächlichen Menschen, wie Herr von Freiendorf, dessen einziges Verdienst in seinem Reichthum und in dem Nichtbesitzen grober Charakterfehler bestand. Aus ihren Worten leuchtete klar hervor, daß sie eine zweite Heirath ihrer Mutter billigen, ihr sogar geneigt sein würde; ihre anmuthige wohlthuende Gegenwart würde den Frieden ihrer Häuslichkeit nicht bedrohen, im Gegentheil schien es ihm, als ob das kluge, kleine Mädchen seine Interessen besser verstehen würde wie Auguste, die sich eigentlich doch bloß um das bekümmerte, was ihre Person betraf. Er stutzte — war das nicht zu viel gesagt? Er, der sonst so Einsichtsvolle, hatte seit kurzem sein ruhig abwägendes Urtheil verloren — nachdem er gegen die Tochter ungerecht gewesen, war er es jetzt gegen die Mutter. Er wurde an sich irre, er war mit sich unzufrieden. In seinen Jahren durfte man sich nicht mehr von äußeren Einflüssen hin- und hertreiben lassen; er war doch schon recht alt, nahe an vierzig, Hermance hätte seine eigne Tochter sein können — ja, aber dann würde er ungewöhnlich jung haben heirathen müssen!

III.

Der zweite Tag seines Aufenthaltes in Bergethal war vorüber. Als Wildenhausen sich am späten Abend in seinem Zimmer den Verlauf desselben vergegenwärtigte, gelangte er zu dem Resultate, daß er dem Zweck seines Besuches nicht näher gekommen war. Er hatte mit Auguste kaum ein paar Worte ohne Zeugen wechseln können.

Von der Terrasse aus hatte sie ihm am Morgen einen heiteren Gruß zugerufen; der weiße Negligeeanzug, das kokette Häubchen mit rosa Bändern waren wie ausgesucht, ihre Schönheit zu heben. Der rosa Sonnenschirm warf einen verführerischen Schein über ihr reizendes Gesicht, dem man beim Licht der unerbittlichen Morgensonne vielleicht das Schwinden der Frische angesehen hätte.

„Sie haben schon eine Promenade gemacht, wie ich höre? Sie sind also ein Frühaufsteher? Eine schlechte Gewohnheit, die Sie mit Hermance theilen."

Darauf hatte sie seinen Arm ergriffen und sich an den Kaffeetisch führen lassen, um den die Uebrigen schon versammelt waren. Der lebhafte Justizrath bemächtigte sich alsbald der Unterhaltung, in die er Liebenswürdigkeiten für die schöne Wirthin einzuflechten wußte; er war ein Kenner von Damentoiletten und die Frauen folgten ihm mit Vergnügen auf dieses interessante Gebiet. Manfred vernahm zu seiner Ueberraschung, daß Herr von Freiendorf die Gesellschaft zum Diner eingeladen hatte, und zu seiner noch größeren Ueberraschung, daß Auguste zugesagt! Sie äußerte, wie zufrieden sie sei, ihren lieben Gästen eine kleine Abwechslung bereiten zu können. Eine Abwechslung! und man war erst zwei Tage in Bergethal, das so reich an landschaftlichem Reiz war. Mußte man denn immer in Unruhe sein und von einem Ort zum andern jagen?

Hermance schenkte den Kaffee ein und achtete aufmerksam auf den Geschmack und die Wünsche eines Jeden. Er war etwas verlegen geworden, als er ihrem unbefangenen Blick begegnete und seine Begrüßung war ziemlich unbehülflich ausgefallen. Beinah hätte er sich so weit vergessen, ihr zu sagen, wie wunderschön es dort oben an der Waldecke sei, zu rechter Zeit besann er sich und gab dem angefangenen Satze eine andere Wendung.

„Hermance, du sitzest wieder ganz stumm da, ich habe noch kein Wort von dir gehört," rief die Mutter über den Tisch.

„Mir ist noch nichts Kluges eingefallen," entgegnete das Mädchen lächelnd, aber die flüchtige Röthe, die in ihre Wangen stieg, bewies, daß die brüske Anrede sie verletzt hatte.

Auguste bereute im nächsten Augenblick ihre Heftigkeit, denn als Hermance ihr die Tasse reichte, zog sie ihren Kopf zu sich nieder und küßte sie. „Du bist und bleibst meine schwerfällige Tochter," sagte sie in drolligem Ton.

„Du hast Recht, Mama, ich glaube selber, daß ich langweilig bin, man muß mich auch so verbrauchen," versetzte die Jüngere ohne Empfindlichkeit, sich dem sie umschlingenden Arm entwindend.

Manfred mißbilligte innerlich die kleine Scene.

Auguste verkehrte mit der Tochter nicht in der richtigen Weise, sie neckte sie, sie rieb sich an ihr, sie tadelte sie laut und vor Anderen, sie war, mit einem Wort, nicht mütterlich liebevoll gegen sie. Hermance verlor nie die Fassung und nahm unverdiente Vorwürfe mit dem ihr eigenen sanften Gleichmuth hin. Merkwürdig, daß die Beiden so verschieden waren, sie hatten nichts, gar nichts gemeinsam.

Die kleine Gesellschaft zerstreute sich nach dem Frühstück. Wildenhausen hielt Auguste zurück, die eben ins Haus gehen wollte, um sich mit ihrer Kammerjungfer über die heutige Toilette zu berathen.

„So haben Sie wirklich die Einladung acceptirt?" fragte er.

Sie lachte. „Wie ernst und feierlich Sie sind! Es ist kein Beerdigungsschmaus, sondern ein hoffentlich sehr amüsantes Diner, das uns erwartet. Ich muß Herrn von Freiendorf loben, daß er mir beisteht, meine Gäste zu unterhalten. Wie trist und monoton wäre es, wenn wir hier vom Morgen bis zum Abend sitzen bleiben sollten!"

„Ich bezweifle nicht, daß der junge Mann in bester Absicht handelt, aber haben Sie auch überlegt, welche Auslegung dieser Besuch erfahren kann? Man wird ihn allgemein als das Vorspiel zur Verlobung ansehen, und erfolgt dieselbe nicht — was nach ihren eigenen Mittheilungen immerhin möglich ist — so haben Sie unnöthig die Zungen in Bewegung gesetzt."

„Sie nehmen die Sache viel zu pedantisch, mein Freund. Ich versichere Sie, Herr von Freiendorf will nichts, als mir eine Artigkeit erweisen. Sie werden sehen, wie gewandt er den Wirth zu spielen weiß und wie geschmackvoll und elegant sein Haus eingerichtet ist. Ein Diner en petit comité — weiter nichts!"

„Und Fräulein Hermance wird —"

„Sie will zu Hause bleiben," unterbrach ihn die schöne Frau mit leichtem Unmuth, „Sie haben sich umsonst ereifert."

„Und dennoch gehen Sie hin?" fragte Manfred erstaunt.

„Wundert es Sie?" entgegnete sie rasch, „soll ich mich einsperren, weil meine Tochter einsiedlerische Grillen hat?"

„Aber Herr von Freiendorf wird unangenehm enttäuscht sein —"

„Nicht doch. Ihm liegt hauptsächlich daran, daß ich — daß wir kommen. Ist

es meine Schuld, wenn er mich unterhaltender als meine Tochter findet?"

Sie hob ein wenig die vollen Schultern und sah ihm mit schalkhafter Miene in die Augen.

Sie war unbedacht wie ein Kind und über dem Genuß des Momentes vergaß sie Alles, wie ein Kind! Wenn man jedoch sechsunddreißig Jahre alt ist, sollte man die Kinderschuhe längst ausgezogen haben.

Sonderbar, daß ihm jetzt immer ihr Alter einfiel!!

Das Diner war in der That ausgezeichnet gewesen, der aufmerksame Wirth hatte es an nichts fehlen lassen, und bei diesem raffinirten Luxus machte seine Entschuldigung, daß man auf dem Lande vorlieb nehmen müsse, einen fast komischen Eindruck. Die kleine Tafelrunde war von übermüthiger Laune und Herr von Freiendorf schien Hermance's Abwesenheit durchaus nicht schmerzlich zu empfinden, er widmete sich der schönen Auguste mit einem Eifer, der Manfred zu beunruhigen begann. Das war mehr als die galante Artigkeit, die man der künftigen Schwiegermutter schuldete, die Blicke des jungen Mannes drückten weniger Respect als schwärmerische Bewunderung, glühende Verehrung aus; er entwarf mit ihr Pläne für den Herbst, den kommenden Winter, wobei sich ihre Wünsche in bester Harmonie befanden — von Hermance war nicht die Rede. Unter dem Einfluß dieser Huldigung blühte Augustens Schönheit um so strahlender auf, sie war geistreich, amüsant, etwas boshaft, sie zeigte sich ganz als das, was sie war — eine vollendete Weltdame! Doch Manfred begehrte keine solche, er sehnte sich nach einer liebevollen, sanften Gefährtin, die ihm ein trauliches Heim schuf. Während er sich am Gespräch betheiligte, schwebte ihm die Gestalt der holdseligen Reiterin auf dem weißen Pferdchen vor, deren lieblicher Mund so klug und eindringlich gesprochen. Sie mochte jetzt auf der Terrasse sitzen, mit einem Buch oder einer Arbeit in den Händen, von Zeit zu Zeit die wunderbaren, magischen Augen erhebend und mit langem, nachdenklichem Blick in das grüne, friedliche Thal hinausschauend. Welche Gedanken mochten das blonde Köpfchen beschäftigen?

Es dunkelte schon, als man zurückkehrte. Tante Marie harrte geduldig am Theetisch, das junge Mädchen wandelte vor dem Hause auf und nieder, ein großer häßlicher Hund folgte ihr gewissenhaft Schritt für Schritt. Mit plumpen Sprüngen umtanzte er freudig bellend den heranrollenden Wagen. Auguste, die keinerlei Hausthiere um sich duldete, rief ärgerlich, den abscheulichen Hund fortzujagen, er dürfte sich nicht innerhalb des Gartens sehen lassen. Hermance sagte nichts, aber Manfred überraschte ein Zusammenpressen der Lippen, als ob sie eine Antwort gewaltsam unterdrückte. Ihr Taschentuch an das Halsband knüpfend, führte sie den dickköpfigen Karo durch den Garten nach dem Hofe, seinem ständigen Aufenthalt. Wildenhausen ging ihr nach, es trieb ihn unwiderstehlich, ein paar flüchtige Worte mit ihr zu sprechen. Er holte sie rasch ein, sie hatte sich zu dem Hunde niedergebeugt und flüsterte leise, sein zottiges Fell streichelnd:

„Mein armer Karo, es war nicht so böse gemeint, ich bleibe deine beste Freundin, und morgen bringe ich dir den schönsten Schinkenknochen, um dich für deine Verstoßung zu trösten."

Sie richtete sich auf, als sie den Ankommenden gewahrte, an ihren Wimpern hingen Thränen — wie war es möglich, daß sie einer solchen Kleinigkeit wegen weinte?

„Es ist ein so treuer ehrlicher Bursche! Papa liebte ihn sehr, er lag unter seinem Bette, als er starb."

Das erklärte freilich Alles. Er streichelte nun ebenfalls liebkosend den braven, häßlichen Karo, der durch verdoppeltes Wedeln seine Befriedigung über die ihm selten zu Theil werdende gute Behandlung äußerte.

„Sie waren den Nachmittag allein?" fragte Manfred, mit Hermance dem Hause zuschreitend.

„Ja, ich dinirte mit Tante Marie und wir fanden dieses tête à tête zur Abwechslung sehr gemüthlich. Dann hatte ich Briefe zu schreiben."

„Sie führen eine ausgedehnte Correspondenz?"

„Ausgedehnt nicht, aber fleißig. Ich berichte der Pensionsvorsteherin, die mich erzogen hat und bei der ich bis zu dem

Augenblick wohnte —" ihre Stimme zitterte leise — „da mein armer, theurer Papa erkrankte, ausführlich über mein Thun und Treiben. Sie ist eine ausgezeichnete Frau, an der ich mit innigster Verehrung hänge."

„Und dann?" forschte er weiter, sein Herz klopfte wärmer bei ihrem zutraulichen Geplauder.

„Dann bin ich mit Karo in die Berge gewandert."

„Waren Sie dort oben, an der Waldecke, von der aus man das Thal überblickt — wo Sie heute Morgen waren?"

Sie hob überrascht das feine, weiße Gesichtchen zu ihm auf, in den großen Augen stand eine Frage.

„Verzeihen Sie mir, ich muß Ihnen eine Beichte ablegen. Ich war heute früh zu dem Felsenvorsprung an der Waldecke emporgestiegen, als Sie angeritten kamen. Ich wollte Sie vorüberziehen lassen — Waldfeen darf man bekanntlich nicht anreden — und zeigte mich deshalb nicht —" er sprach hastig, es war ihm so eigen beklommen zu Muth, wie bei seiner ersten Parlamentsrede — „so wurde ich wider Willen zum Lauscher — aber ich gestehe, ich konnte mich nicht entschließen, mir die Ohren zuzuhalten, denn, was Sie sagten, war der Ausfluß des liebenswürdigsten Gemüthes, der reinsten Seelengüte. — Werden Sie mir vergeben können?"

Eine glühende Röthe flog ihr über Stirn und Wangen und sie wandte sich verwirrt ab. Sie war eine schüchterne, sensitive Natur, daß ein Fremder einen Blick in ihr Innerstes gethan, erfüllte sie mit seltsamer Unruhe. Aber seine Stimme klang so weich und sympathisch, sie fühlte sich mit so unbegrenztem Vertrauen zu diesem Manne hingezogen, von dem sie stets das Beste vernommen hatte, dessen edle Menschlichkeit aus jedem Worte leuchtete, daß sie ihm nicht zu zürnen vermochte. Ohne zu zögern legte sie ihre Hand in die seine. Er zog sie lebhaft an die Lippen.

„— Wir sind jetzt Freunde?" fragte er.

„Ich war Ihre Freundin, ehe Sie kamen," antwortete sie mit feinem Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Howaldt

und die Kunst, Bildwerke in Kupfer zu treiben.

Von

Herman Riegel.

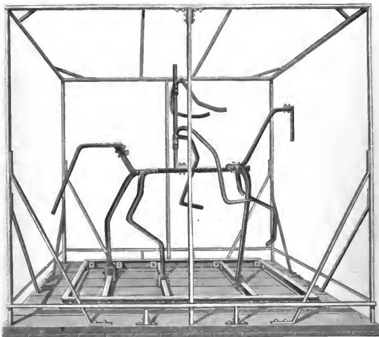
Die Kunst, Bildwerke in Metallen, namentlich in Erz und Kupfer zu arbeiten, hatte ehedem bei uns in Deutschland sich durch viele Jahrhunderte auf bedeutender Höhe erhalten, und sich endlich im 16. Jahrhundert, unter Einwirkung des Aufschwunges der Künste in Italien und Deutschland, zu einer großartigen Blüthe entfaltet. Aber leider theilte auch diese Kunst das allgemeine Schicksal der Nation. Mit dem politischen Verfalle derselben und dem Nachlassen höheren geistigen Lebens und Wirkens, für welches inmitten des Elendes jener dreißig traurigen Kriegsjahre kaum noch irgend ein Zufluchtsort blieb, verfiel allmälig auch die Kunst des Metallarbeitens. Zwar erhielt sich die Technik des Erzgießens im wesentlichen in den Stückgießereien, wo Geschützrohre in großer Menge und zum Theil mit künstlerischen Verzierungen hergestellt wurden, so daß man noch im Jahre 1700 im Stande war, den schwierigen Guß von dem Schlüter'schen Reiterbilde des großen Kurfürsten zu Berlin daselbst in sehr großer Vollkommenheit auszuführen. Allein gegen Ende desselben Jahrhunderts, nachdem die Geschützrohre ohne Verzierung glatt hergestellt und demnach die Gießerei derselben immer handwerklicher geworden war, war gerade in Berlin alle höhere Kenntniß und reichere Erfahrung in Bezug auf die Erzgießerei verloren gegangen, so daß die Regierung, da man die Absicht hegte, dem großen Friedrich ein ehernes Denkmal zu errichten, sich genöthigt sah, Gottfried Schadow ins Ausland zu schicken, um dort Belehrung zu suchen. Die inzwischen, während der beiden folgenden Jahrzehnte geführten Kriege aber unterbrachen diese Sendung, und verzögerten die Berücksichtigung dieser Angelegenheit bis nach dem wiederhergestellten, endlichen Frieden; als man sie wieder aufnahm, aus Anlaß der Ausführung des Blücherdenkmales zu Berlin im Jahre 1817, war man bereits ge-

zwungen, nicht nur im Auslande Belehrung, sondern geradezu Hülfe zu suchen. Dasselbe Frankreich, dessen Kunst ehedem von der deutschen so hell und so lange überstrahlt worden war, dessen Macht eben vorzugsweise durch deutsche Kraft niedergeworfen war, es mußte die Werkleute senden zum Guß des Denkmales für den Mann, der es wohl bis dahin mehr als sonst Irgendwer mit leidenschaftlichem Hasse verfolgt und mit eisernen Ruthen gezüchtigt hatte. Diese Werkleute, Lequine und Coué, richteten zu Berlin die Erzgießerei von neuem ein und bildeten eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gießern und Ciseleuren aus, welche die Kunst dann wieder weiter verbreiteten. Als demnach im Jahre 1821 Beuth das Gewerbe-Institut in Berlin gegründet hatte, konnte er bald darauf in demselben eine Gießerei einrichten, die sich selbständig und frei von jenen beiden Franzosen hielt, deren Verhalten gerade nicht als ein sehr angenehmes geschildert wird. Von Berlin holte sich dann auch Stiglmayr im Jahre 1824 die nöthige technische Belehrung, als er beauftragt war, sich vorzubereiten, um in München eine Erzgießerei einzurichten. Die Gießstätte in Berlin ist also als der Mutterort für die gesammte Erzgießkunst Deutschlands in dem laufenden Jahrhundert anzusehen, wenn auch einzelne Künstler bisweilen immer noch nach Paris gingen, um dort an der ersten Quelle selbst Belehrung zu suchen. Dies änderte an dem eigentlichen Sachverhalt, wie er sich geschichtlich entwickelte, nichts. Man darf im allgemeinen sagen, daß alle übrigen Gießereien sich entweder unmittelbar an Berlin, oder mittelbar an eine der Töchteranstalten lehnten, so wie etwa die Fernkorn'sche Anstalt zu Wien als eine Schülerin der Münchener Gießerei zu betrachten ist. Außer diesen genannten drei Gießstätten zu Berlin, München und Wien zeichnete sich durch hervorragende Arbeiten die gräflich Einsiedel'sche Gießerei zu Lauchhammer aus. Auch zu Nürnberg, Braunschweig und anderen Orten wurden tüchtige Werke hergestellt, nur ist hierbei zu bemerken, daß der Nürnberger Meister, Daniel Burgschmiet, im Jahre 1828 persönlich in Paris gewesen war, und daß der Braunschweiger Meister, Georg Howaldt, von Seiten dieses seines Freundes und Berufsgenossen nicht unbeeinflußt geblieben ist. Die Gießtechnik, welche in allen diesen Gießereien beobachtet wird, ist diejenige, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich aufgekommen war, und die sich von der früheren, schon im Alterthume gebräuchlichen Technik nur in einem, aber in einem wesentlichen Punkt unterscheidet. Sie macht nämlich ihre Gußformen aus Formsand und vermeidet die Anwendung des Wachses, welches bis dahin gebraucht wurde, um durch Ausschmelzung desselben den hohlen Raum zwischen Kern und Mantel herzustellen, welcher beim Guß durch das Erz ausgefüllt werden soll: ein Umstand, der für den ganzen technischen Vorgang von großer Bedeutung ist.

Während so die deutsche Erzgießerei aus einem völligen Todesschlafe großartig wieder zu neuem, blühendem Leben auferstanden war, blieb doch der andere Zweig der künstlerischen Metallbearbeitung in ziemlicher Vernachlässigung und ohne reifere Weiterentwicklung der Technik bis in die neuere Zeit liegen. Dieser andere Zweig ist das Verfahren der Metalltreiberei. Man versteht hierunter bekanntlich diejenige Art des Arbeitens, bei welcher aus den gewalzten oder geschlagenen Platten mittelst des Hammers und anderer Werkzeuge die Form von rückwärts her hervorgetrieben wird, und man wendet dieselbe, abgesehen von den kleineren Werken in edeln Metallen, dann besonders gern an, wenn man dem auszuführenden Bildwerke ein möglichst geringes Gewicht geben will. Der moderne Erzguß ist nämlich unvergleichlich stärker als der antike, bisweilen höchst bewunderungswürdig seine Guß; Werke, die in ihm ausgeführt sind, haben demnach ein erhebliches Gewicht und würden, wenn sie etwa auf Gebäuden ihre Aufstellung finden sollten, diese allzu sehr belasten. Da nun die Metallstärke bei getriebenen Arbeiten sich nach Belieben mehr oder weniger dünn halten läßt, so haben solche Werke ein geringeres Gewicht, und eignen sich deshalb weit besser als gegossene für Aufstellungen der eben bezeichneten Art. Man macht sie übrigens nicht aus Erz, sondern aus reinem Kupfer, da dieses dehnbarer und folglich unter den Treibewerkzeugen leichter zu behandeln ist.

Ohne auf die ältere Geschichte dieser

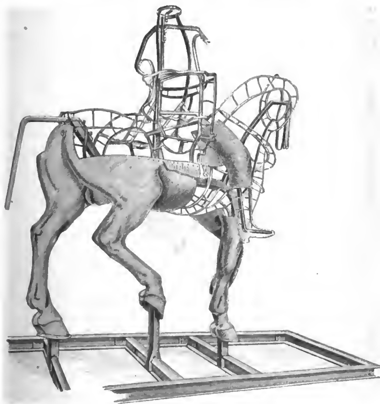
Kunst der Metalltreiberei einzugehen, wollen wir hier nur anführen, daß Friedrich der Große zu der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, als er das sogenannte neue Palais bei Potsdam bauen ließ, in der Stadt selbst eine Werkstätte hatte einrichten lassen, wo die das Dach dieses Schlosses krönenden Bildwerke in Kupfer getrieben wurden. Namentlich war dies die Gruppe, welche auf der mittleren großen Kuppel zu sehen ist, und die aus in dieser Werkstatt gefertigt. Aus derselben ging aber etwa 30 Jahre später noch ein Werk hervor, dessen künstlerischer Werth ihm einen Platz in der Kunstgeschichte, dessen Schicksale ihm eine hohe nationale Bedeutung sichern. Es ist dies die berühmte Victoria auf dem Brandenburger Thore zu Berlin, von Gottfried Schadow modellirt, von Napoleon nach Paris geschleppt, von den Preußen als Palladium des Sieges ruhmvoll heim-



Reiterbild des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Erster Theil der Ausführung.

drei weiblichen, die Königskrone gemeinsam tragenden Figuren besteht; diese Figuren werden bekanntlich, um dies nebenbei zu bemerken, als die drei großen Feindinnen des Königs, Maria Theresia, Elisabeth von Rußland und Madame de Pompadour, die Herrin Ludwig's XV., gedeutet, die als Vertreter ihrer besiegten Länder hier nun selbst die Krone des preußischen Staates halten und stützen müssen. Auch der kolossale Atlas mit der Weltkugel, welcher die kleine Kuppel des Rathhauses zu Potsdam schmückt, wurde geführt. Nach Schadow's Skizzen oder Hülfsmodellen hatten die Brüder Wohler zu Potsdam sowohl die geflügelte Göttin, wie auch die Pferde im Maßstabe der Ausführung in Eichenholz übertragen, und nach diesen hölzernen Vorbildern wurde dann unter Schadow's Aufsicht und unter besonderer Leitung des einen Wohler die Arbeit des Treibens durch den Kupferschmied Jury und den Klempner Gerike besorgt. Ueber die Technik selbst hüllt sich Schadow in ein ziemlich dunkeles Schweigen. Er sagt in seinem Buche

„Kunstwerke und Kunstansichten" (S. 11) nur: „Mancher vermeint, das kolossale hölzerne Modell diene dem Hämmerer, sein Metall darauf zu treiben, welches irrig ist. Das Verfahren läßt sich nicht mit Worten beschreiben: so viel wäre hier nur anzudeuten, daß Streifen von Blei wegen ihrer Ductilität dazu dienen, solche auf einzelne Theile des Holzmodelles so Verfahren erhalten hat, bei dessen Besprechung wir darauf zurückkommen werden. Was aber mangelhaft war, dürfen wir nur kurz bezeichnen. Um es mit einem Worte auszudrücken, können wir sagen, dies ganze Verfahren sei durch einen allzu großen Beisatz des rein Handwerklichen belastet gewesen. Es überließ dem künstlerischen Urtheil und der eigenen Em-



Dasselbe in einem späteren Standpunkte der Ausführung.

auszudrücken, daß sie die Undulationen dieser Theile annehmen und so dem Arbeiter zeigen, welche Schwingungen er dem Metall zu geben hat." Dies ist Alles, was wir vom Künstler selbst über die Herstellungstechnik seines Werkes erfahren. Wir wollen hier jedoch eine Beschreibung derselben nicht geben, da das, was an dieser Technik brauchbar und zweckmäßig war, sich auch bei dem neueren pfindung des Ausführenden nur sehr wenig, und bot keine, durch völlig zuverlässige Hülfsmittel gestützte, Bürgschaft für die richtige und sichere Uebertragung des Modelles in die Ausführung. Den Ersatz für diese Mängel sollte das hölzerne Modell decken, aber man wird nicht verkennen dürfen, daß in der Anfertigung desselben, welche viel Mühe und Zeit kostete und nicht unerhebliche Kunst erforderte, eine

bedeutende Weiterung lag, daß dasselbe, wenn es wirklich gut ausgeführt war, ein in jedem Betracht zu kostbares Hülfsmittel war, und daß es doch nicht im Stande war, die Arbeit des Treibens von dem rein handwerklichen Boden zu einer der künstlerischen Freiheit sich wahrhaft nähernden Selbständigkeit zu erheben. So haftete dieser Technik ein Mangel an, der es leicht begreiflich macht, warum die neuere Kunst sich nur ganz ausnahmsweise derselben bediente. Als eine der schwierigsten unter diesen wenigen Arbeiten, die seit etwa 60 Jahren in getriebenem Kupfer ausgeführt wurden, wird von Gottfried Schadow („Kunstwerke und Kunstansichten" S. 194) die von Friedrich Tieck modellirte Gruppe des Apoll auf dem, von zwei Greifen gezogenen Wagen gerühmt, welche den Hauptgiebel des Schauspielhauses zu Berlin krönt. Ferner erwähnen wir die Victoria auf der Waterloo-Säule zu Hannover, weil sie von Beckmann über dem von Hengst gefertigten Holzmodelle wirklich geschlagen worden ist; das Holzmodell ist hier in der Weise, deren Annahme Schadow als irrig bezeichnete, thatsächlich benutzt worden. Die Kupferplatten wurden erwärmt, gebogen und dann, unter Zuhülfenahme der eigentlichen, mittelst Hammer und Bunzen ausgeführten Treibearbeit, auf dem Holzmodell selbst geschlagen, bis sie die diesem entsprechende Form erlangt hatten. Endlich führen wir die Figur des Cheruskerfürsten Herman, für das Denkmal im Teutoburger Walde von E. von Bandel in Hannover modellirt, wegen ihrer außerordentlichen Kolossalität — sie ist 90 Fuß hoch — an. Diese Figur ist aus Kupferplatten gebogen und getrieben, ohne daß bei Herstellung derselben ein einheitliches, durchdachtes Verfahren von vornherein Anwendung gefunden hätte.

In den letzten 20 Jahren jedoch ist die Technik des Treibens ganz außerordentlich vervollkommnet und in einer Weise ausgebildet worden, welche ebenso sehr einer wissenschaftlich gesicherten Methode, wie einer freieren Bethätigung im künstlerischen Sinne gerecht wird. Und zwar geschah dies durch Georg Howaldt in Braunschweig.

Das von ihm erfundene und beobachtete Verfahren ist allerdings außerhalb seiner eigenen Werkstätte noch nicht angewendet worden, aber man wird gerade hierin einen entschiedenen Anlaß finden, sich mit demselben zu beschäftigen und zwar dies augenblicklich um so mehr, als eben gegenwärtig zwei kolossale Werke dort ihre Vollendung finden, welche die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf diese Technik lenken müssen. Möglicherweise könnten aber auch diese Werke vielleicht für lange Zeit die letzten großen figürlichen Arbeiten sein, welche in Howaldt's Werkstatt in Kupfer getrieben werden. Bevor wir zu einer Schilderung dieser Technik übergehen, glauben wir jedoch einige Nachrichten über den Meister selbst vorausschicken zu sollen.

Georg Howaldt, am 8. April 1802 zu Braunschweig geboren, ist der Sohn eines geschickten Goldschmieds und selbst gelernter Goldschmied. Als solcher kam er, nachdem er in Braunschweig die Waisenhausschule und bei seinem Vater die Lehrzeit durchgemacht hatte, im Jahre 1822 nach Nürnberg, wo er zunächst bei dem Goldschmied Häberlein in Arbeit trat, im ganzen aber bis 1836 verblieb. Während dieser Zeit ging er allmälig vom Goldschmiedekünstler zum Bildhauer und Kunstgießer über, und wenn er so nun endlich ganz aufhörte Gold zu schmieden, so blieb er doch ein Goldschmied, nämlich ein tüchtiger und tapferer Schmied des goldenen Ruhmes für sich und Andere.

Der Uebergang vollzog sich ganz leicht und allmälig. Denn die Goldschmiedekunst hatte ihm ja schon von selbst zum Gebiete der eigentlichen Kunst eine bequeme Brücke gewährt, und sie hatte ihn mit dem Wesen der Technik, Metalle zu gießen und zu treiben, schon genugsam bekannt gemacht. Auf jener Brücke hatte er sich bereits zu Braunschweig der Bildhauerei genähert, und fleißig unter Anleitung eines Mannes modellirt, der mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung ein sehr vielseitiges künstlerisches Talent verband. Dieser Mann war der Maler und Kupferstecher Friedrich Barthel, der 1775 zu Leipzig geboren war, zuerst Theologie studirte, dann bei Oeser und Bause die Malerei und Kupferstecherei erlernte, und 1807 auf Veranlassung des Buchhändlers Vieweg nach Braunschweig übersiedelte, wo er eine sehr mannigfaltige, tüchtige Thätigkeit entfal-

tete und 1846 starb. Durch Barthel hatte Howaldt zuerst eine Fühlung mit dem wirklichen Geiste der Kunst gewonnen, durch Barthel's Anregung war sein Talent geweckt und endlich zu seinem eigenen Bewußtsein gelangt. So kam er innerlich und äußerlich wohl vorbereitet in jene berühmte Stadt alter deutscher Kunst, die ihm denn auch sogleich die Werke und Gestalt desjenigen Mannes vorführte, der so recht eigentlich der Patron seiner eigenen Kunstthätigkeit wurde: Peter Vischer's. Das kleine Standbild dieses Meisters am Sebaldusgrabe modellirte er in größerem Maßstabe, und goß es dann in Erz, hierdurch gleichsam, wie im Symbole das Wesen seiner künstlerischen Richtung andeutend. In seinen Bestrebungen wurde Howaldt gefördert und unterstützt durch Daniel Burgschmiet, der nur sechs Jahre älter als er war, der anfänglich Drechsler gewesen, sich aber dann der Bildhauerei und Erzgießerkunst zugewendet, und als Lehrer des Modellirens an der polytechnischen Schule zu Nürnberg eine Stellung gefunden hatte. Mit diesem Künstler kam er, wie sich aus der Verwandtschaft der Erlebnisse und der Bestrebungen leicht erklärt, in ein näheres Freundschaftsverhältniß, und so lag es nahe, daß Howaldt, als im Jahre 1828 Burgschmiet nach Paris ging, um sich dort bei Crozatier in der Technik der Gießkunst weiter auszubilden, dessen Obliegenheiten an der polytechnischen Schule stellvertretend übernahm. Zwar wurde er 1835 als ordentlicher Lehrer bei dieser Anstalt angestellt, aber er zog doch einen an ihn im folgenden Jahre aus Braunschweig ergangenen Ruf jener Stellung, welche ihm für die Zukunft weniger Sicherheit zu bieten schien, vor. Er kehrte, nachdem er noch in Nürnberg verschiedene Arbeiten, zum Theil nach eigenen Modellen, wie namentlich Verzierungen zu den eigenthümlichen Leichensteinen des Johanniskirchhofes, in Erz gegossen hatte, im Jahre 1836 in seine Vaterstadt zurück.

Zu Braunschweig wurde ihm das Lehrfach des Modellirens am Collegium Carolinum übertragen, welches Amt er bis auf den heutigen Tag als Professor bei dieser Anstalt, die inzwischen in eine polytechnische Schule umgewandelt wurde, bekleidet. Seine selbständigen großen Arbeiten begannen aber erst mit dem Jahre 1852, nachdem er bereits ein halbes Jahrhundert in seinem Leben zurückgelegt hatte, und zwar mit dem Gusse des Braunschweiger Lessing-Denkmales nach Rietschel's trefflichem Modelle. Dieser Guß wurde ihm auf Anregung des, um seine Vaterstadt sehr verdienten Dr. Karl Schiller zu Braunschweig, der mit richtigem Verständniß Howaldt's Tüchtigkeit und Bedeutung klar durchschaute, übertragen, und er wurde in einem ganz fremdartigen Raume, einer ehemaligen Küche im Collegsgebäude, jedoch mit äußerster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit unternommen und glücklich vollendet. Weitere, ehrenvolle Aufträge brachte er dem Meister von nah und fern ein, die dieser zum großen Theile in seinem neuerbauten Gieß- und Werkhause vor dem Steinthore ausführte. An umfänglicheren Arbeiten, die aus seiner Werkstatt hervorgingen, nennen wir außer dem Lessing, der Zeitfolge nach:

1) Denkmal des Grafen Blücher, ehemaligen Oberpräsidenten von Altona, modellirt von Friedrich Schiller in Hamburg, in Blei gegossen und galvanisch verkupfert; in Altona aufgestellt 1852.

2) Denkmal des Bürgermeisters Franke, nach dem Modelle von Blaeser in Berlin, in Erz gegossen für Magdeburg 1853.

3) Denkmal des National-Oekonomen List, nach dem Modelle von G. Kietz in Dresden, in Erz gegossen für Reutlingen 1854.

4) Die Brunonia mit dem Viergespann, als Krönung des Schlosses zu Braunschweig, nach dem Modelle von Rietschel in Dresden, in Kupfer getrieben 1858 bis 1863. Erste Ausführung.

5) Denkmal Arndt's, nach dem Modelle von B. Afinger in Berlin, in Erz gegossen für Bonn 1864.

6) Die Brunonia; zweite Ausführung 1865—1868.

7) Brunnenstandbild Heinrich's des Löwen, nach dem Modelle von Adolf Breymann in Dresden, in Erz gegossen für Braunschweig 1869.

8) und 9) Die Reiterbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm von Braunschweig, nach den bezüglichen Modellen von Ernst Haehnel in Dresden und Franz Pönninger in Wien, in Kupfer getrieben für Braunschweig, von 1870 an bis jetzt.

Außer diesen großen Monumentalwerken war noch eine nicht unbeträchtliche Zahl kleinerer Werke verschiedener Art in der Howaldt'schen Werkstatt entstanden, deren Aufzählung hier jedoch nicht am Orte sein würde.

Wir wollen vielmehr jetzt versuchen, dem Leser eine ungefähre Vorstellung von der Technik des Treibens, wie sie Howaldt entwickelt hat und ausübt, zu verschaffen. Da wir uns jedoch die große Schwierigkeit nicht verhehlen konnten, von derartigen Vorgängen ein deutliches Bild bloß durch Worte, ohne unmittelbare Anschauung der Gegenstände und Handgriffe selbst zu geben, so glaubten wir wenigstens einigermaßen eine Vermittelung in den beiden Abbildungen, die hier beigefügt sind, bieten zu sollen, indem wir hoffen, daß sie als Hülfsmittel zur Gewinnung einer annähernd richtigen, wenn auch nicht erschöpfenden Vorstellung dienen könnten.

Die Modelle, welche Howaldt zur Ausführung übergeben wurden, waren etwa in halber Lebensgröße gehalten, während die Ausführung in getriebenem Kupfer etwa die doppelte Lebensgröße betrug. Ein Modell in der Größe der Ausführung lag also nicht vor, vielmehr mußte das gegebene Modell, welches der Bildhauer Hülfsmodell nennen würde, unmittelbar in der Ausführung etwa um das Vierfache vergrößert werden. Modell und Ausführung verhielten sich etwa zu einander wie 1 zu 4. Dieser Umstand, welcher, wie wir noch darlegen werden, die Kosten solchen Denkmales nicht unerheblich erleichtert, bot zugleich die Veranlassung, das rationelle Verfahren, welches der Steinbildhauer zur Uebertragung des kleineren Modells in die große Ausführung anwendet, auch hier, wenigstens dem Principe nach, zu verwerthen. Dabei kommt es natürlich zuerst darauf an, daß das Verhältniß des Modells und der Ausführung zu einander ganz genau, und wenn möglich in den einfachsten Zahlen wie 1: 2, 1: 3, oder 1: 4 festgestellt ist, damit das Ganze wie jeder besondere Theil danach bemessen werden kann. Dieses feststehende Verhältniß bildet die rationelle Grundlage der Arbeit in allen ihren Theilen. Man kann diese Theile ihrem wesentlichen Unterschiede nach in folgender Weise bezeichnen.

1) Aufbau des Gerüstes und Gerippes.

2) Treiben der einzelnen Stücke der Oberfläche des Werkes.

3) Umkleidung des Gerippes mit den einzelnen getriebenen Stücken.

4) Säuberung und Fertigstellung des Ganzen.

Die Arbeit beginnt damit, daß die Stelle der Werkstatt, an welcher die Ausführung stattfinden soll, fest eingeebnet, und daß neben derselben auf dem Drehstuhle das Modell aufgestellt wird. Nun werden in den Ecken vom Sockel des Modelles vierkantige eiserne Stäbe von angemessener Höhe eingesetzt, und dieselben oben horizontal verbunden, so daß über dem Modelle das vollständige Rahmwerk eines viereckigen Kastens sich befindet. Die nämliche Einrichtung wird über der Stelle, wo die Ausführung aufgebaut werden soll, gemacht, nur um soviel größer, als die Ausführung größer werden soll als das Modell. Man könnte nun das bekannte Quadratennetz, welches der Steinbildhauer braucht, anwenden, aber Howaldt wählte statt dessen das System der Schnüre, welches allerdings im Principe mit jenem auf eins herauskommt. Er befestigt an den oben horizontal liegenden Rahmstücken Schnüre, deren Lage er durch Messungen in der Breite der Rahmstücke bestimmt. Wollte er nun einen Punkt des Modelles bestimmen, so maß er dessen Abstand von der Schnur, er maß dann die Höhe desjenigen Punktes der Schnur, welcher in gleicher Höhe gegenüber jenem Punkt im Modelle liegt, und konnte nun, indem er diese Abstände in den größeren Maßstab übertrug, den entsprechenden Punkt in der Ausführung finden und feststellen. Die Hülfswerkzeuge, deren man sich hierbei bedient, sind das Loth, der Winkel, der Zirkel und der Maßstock. Das Princip ist also dies, daß unter Berücksichtigung des in Zahlen ausgedrückten Verhältnisses der Maßstäbe in Modell und Ausführung jeder Punkt der Oberfläche des Modelles auf mechanisch-geometrischem Wege in der Ausführung bestimmt und übertragen werden kann.

Nach dieser vorbereitenden Einrichtung wird auf der Stelle der Ausführung ein Schwellenrost von eisernen Schienen gelegt, der, später mit Kupfertafeln umkleidet, den Sockel des Standbildes abgiebt. Auf

dem Roste erhebt sich dann das innerste Gerippe, welches etwa die Linien des Knochengerüstes ihrer Lage nach annähernd nachahmt; es besteht aus starken vierkantigen Stäben von Schmiedeeisen, die angemessen gebogen, mit Laschen versehen und verschraubt sind. Unsre erste Abbildung (S. 24) giebt ein Bild von der Ausführung auf diesem Standpunkte der Arbeit, und zwar ist dasselbe nach der Wirklichkeit gezeichnet, wie solche sich darstellte, als das Reiterbild des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand bis hierher vorgeschritten war.

Nun wird dieses innerste, starke Eisengerüst mit einem feineren Gerippe umgeben, das ebenfalls aus Eisen besteht, überall da aber, wo es mit den später aufzunietenden, getriebenen Kupferstücken in Berührung kommt, mit Kupferschienen überkleidet ist. Wir suchten ein Bild dieses entwickelten Gerippes auf unserm zweiten Holzschnitte (S. 25) zu geben, welcher zugleich den entsprechenden, weiter vorgerückten Standpunkt in der Ausführung desselben Reiterbildes veranschaulicht, und eine Vorstellung von der Art, wie die getriebenen Kupferstücke aufgelegt werden, anzuregen sucht.

Die einzelnen Stücke werden aus Kupfertafeln von etwa 2 bis 3 Millimeter Stärke und von einer angemessenen, dem betreffenden Theile des Modells entsprechenden Größe gearbeitet. Man schneidet die Tafel zuerst in die gehörige Form, biegt sie dann im Groben und behandelt sie weiter mit Hammer und Bunzen, wobei man sich durchweg, je nach der Bequemlichkeit, des Hülfsmittels, die Tafel zu wärmen, bedienen kann. Das eigentliche Treiben besteht nun darin, daß bei diesen Vorgängen die künstlerische Form, welche dem Stücke gegeben werden soll, durch Schlagen von rückwärts her hervorgetrieben wird. Daß hierbei eine Bearbeitung der Oberfläche, namentlich dann nicht ausgeschlossen ist, wenn es sich um Formen handelt, welche im Verhältniß zur Stärke der Tafel klein sind, möchte einer Auseinandersetzung wohl nicht bedürfen. Ganz besonders viel mußte Howaldt bei den beiden großen Reiterbildern so verfahren, deren Uniformschnüre, Tressen und Spitzen in ihrer Herstellung dem Künstler reichliche Mühe und schwere Proben der Geduld auferlegten. Man sieht ja auch sogleich ein, daß die Arbeit da, wo große Flächen und einfache Falten, wie z. B. bei der Brunonia, auszuführen sind, einfacher und leichter vor sich gehen muß, als wo eine Menge kleiner Zierrathen und schnörkelhafter Formen nachgebildet werden müssen. Diese wird man, wie gesagt, nicht von rückwärts hervortreiben können, sondern an der Oberfläche mit Meißel, Feile, Stichel und andern Werkzeugen, nach Art der eigentlichen Bildhauerei ausarbeiten. Wo aber einzelne, kleine, freistehende Stücke, wie z. B. Candarenbügel angefertigt werden müssen, zog Howald vor, diese in der Größe der Ausführung zu modelliren und darauf in Kupfer, welchem ein geringer Zusatz von Zink gegeben wurde, zu gießen.

Sind nun die einzelnen Theile in der Handarbeit fertig gestellt, so können sie an ihren Ort auf das Gerippe der Ausführung gebracht werden. Dies geschieht so, daß über den Kupferschienen des Gerüstes die benachbarten Stücke scharf zusammengestoßen und vernietet, dann aber durch Schweißen und Feilen vollkommen vereinigt werden, so daß die Fuge weder materiell, noch für das Auge irgendwie von nachtheiliger Wirkung sein kann. So wird endlich das gesammte Werk vollendet, und es bedarf dann nur noch einer Säuberung der Oberfläche und einheitlichen Behandlung des Ganzen, damit die Spuren der Werkzeuge und Ungleichheiten im Tone verschwinden. Dies wird erzielt durch ein sorgfältiges Abwaschen mit Seifenwasser, dem allenfalls etwas Essig beigesetzt wird, und danach durch eine saubere Einreibung mit Oel. So entsteht ein gleichmäßiger, schöner Kupferton, der durch den Glanz und das Spiel der Lichter reich belebt wird. Die Ansetzung und Ausbildung der eigentlichen Patina aber muß der Zeit überlassen werden.

Fragen wir nun nach den Schattenseiten und Vorzügen dieser Technik, so müssen wir allerdings zunächst als einen entschiedenen Uebelstand hervorheben, daß der Künstler als solcher allzu eng mit einer Arbeit verquickt wird, welche zum schweren und groben Handwerk gehört, daß an seine physischen Kräfte und seine Gehörsnerven ungewöhnlich starke Anforderungen dauernd gemacht werden, daß dies in gesundheitlicher Hinsicht leicht Uebelstände mit sich bringen und auch in rein künstlerischer Hinsicht nachtheilig auf die Frische und die

Spannkraft des Meisters einwirken kann. Deshalb wird diese Technik nicht Jedermanns Sache sein können, und nur Persönlichkeiten, die, wie Howaldt, ganz in der echten Art unserer alten Meister, Kunstgeist und künstlerische Ausbildung mit der vollkommensten Tüchtigkeit im Handwerke vereinigen, werden sich zu derselben hingezogen fühlen. In jenem Uebelstand ist aber zugleich schon ein bedeutender Vorzug ausgesprochen worden: die fortwährende Durchgeistigung der Arbeit durch die innige Verquickung des Künstlers mit derselben. Zwar haben wir ja gerade als einen Hauptvorzug der Howaldt'schen Technik gerühmt, daß sie an Stelle des unsichern und äußerlichen Verfahrens der älteren Treibekunst die, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Methode der Uebertragung des Modells in die Ausführung, wie die eigentlichen Bildhauer sie anwenden, eingeführt und damit der Arbeit die größte Gewähr der Sicherheit und Zuverlässigkeit verliehen hat. Da nun auch diese Methode, nicht nur, wie wir bereits zu schildern versuchten, beim Aufbau des Gerüstes, sondern auch beim Treiben jedes einzelnen Stückes, wenigstens dem Principe nach, beobachtet wird, so könnte es eben scheinen, daß der freien künstlerischen Bethätigung nur ein geringer Spielraum bliebe. Dies ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr ist die freie künstlerische Bethätigung hier in einer Weise in Anspruch genommen, gegen welche das ältere Verfahren auch in dieser Beziehung sehr zurücktreten muß.

Wir wollen zugeben, daß der Aufbau des Gerippes unter Berücksichtigung jener Methode allerdings weniger, geradezu künstlerische Begabung als Scharfsinn und Genauigkeit voraussetzt; man kann ja die Punkte des Gerippes nach dem Modell nicht unmittelbar abmessen, sondern kann sie nur durch Vergleichung und Schlüsse bestimmen, und hierzu gehört offenbar weniger Phantasie als Klugheit, Erfahrung und mathematische Genauigkeit. Aber immerhin wird auch hier künstlerisches Urtheil eine sehr einflußreiche Rolle spielen. Das eigentliche Feld freier künstlerischer Bethätigung ist aber die Arbeit des Treibens der einzelnen Stücke. Hier muß das Modell in jeder seiner Formen, in jeder Muskel, jeder Bewegung genau und völlig verstanden sein, es muß der arbeitende Künstler diese Formen in den größeren Maßstab übertragen, sie in der Kupfertafel von rückwärts her heraustreiben und bilden, und sie in der vollkommensten Uebereinstimmung mit dem Modell halten. Und, obwohl er auch hier sich als Hülfsmittel jener Methode bedient, muß er doch im wesentlichen aus freier Hand arbeiten, der Sicherheit seines Auges sehr viel überlassen, und sich vornehmlich durch die Schwere und Fülle der Handarbeit nicht verleiten lassen, den höheren Geist des Kunstwerkes aus dem Gesichtskreis zu verlieren. Man könnte diese Uebertragung des kleinen Modells in die große, getriebene Ausführung hinsichtlich ihres künstlerischen Ranges mit der Uebertragung eines kleinen Bildes von vollendet malerischer Behandlung in einen größeren Linear-Kupferstich treffend vergleichen. Die Verschiedenheit der Maßstäbe, das Quadratennetz und das diesem ganz eng verwandte Schnürensystem, die mühsame Handarbeit, die völlig Hingabe an den Geist eines gegebenen Kunstwerkes und die Aufgabe, die Formen desselben, ganz erfüllt von dessen eigenem Geiste, in einer andern Technik wiederzugeben, bilden gemeinsame Umstände, welche die Berechtigung unseres Vergleiches außer Frage stellen dürften.

Wir können hiernach als die wesentlichen Vorzüge der Howaldt'schen Technik in Bezug auf die Arbeit selbst hervorheben, daß sie der Methode der Uebertragung des Modells in die Ausführung eine, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Gewähr gegeben hat, und daß sie im Einzelnen die volle Freiheit künstlerischer Bethätigung sichert: Vorzüge, die das ältere Verfahren nur in einem sehr unzureichenden Maße theilt.

Doch wir haben hier auch noch diejenigen Vortheile anzudeuten, welche diese Art der Ausführung selbst bietet, insofern man nämlich von vornherein bei der Wahl dieser Technik sich von denselben Rechenschaft zu geben hat. Fast ausnahmlos wählt man ja, wie wir Eingangs schon bemerkten, zur Herstellung von Bildwerken, namentlich von öffentlichen Denkmälern, welche nicht in Stein, sondern in Metall ausgeführt werden sollen, die Technik des Erzgusses. Wenn man also im gegebenen Falle von dieser allgemeinen Gewohnheit

abweicht und die Technik des Kupfertreibens wählt, so muß man entscheidende Gründe für sich haben. Wir wollen versuchen, dieselben in Hinsicht der Howaldt'schen Arbeiten anzudeuten.

Wir sagten bereits, daß Bildwerke, welche auf Gebäuden ihre Aufstellung finden sollen, besser getrieben als gegossen werden, da sie auf diese Art an Gewicht viel leichter hergestellt werden können. Diese alte Erfahrung veranlaßte auch wohl zuerst den Gedanken, die Brunonia in Kupfer zu treiben. Erst die vorzügliche Ausführung dieser Arbeit und die, bei derselben sich weiter ergebenden Vortheile führten dann dahin, auch die Reiterbilder der beiden Herzöge in derselben Technik herzustellen. Die Vortheile, welche sich hierbei ergeben haben, sind nun allerdings, (die gleiche künstlerische Vollendung in Guß wie in getriebener Arbeit vorausgesetzt,) ausschließlich materieller Art. Sie werden aus folgenden Angaben deutlich erhellen, die wir in Verbindung mit einigen andern diese Werke berührenden Nachrichten hier mittheilen.

Die erste Ausführung der Brunonia ging, wie allgemein bekannt, 1865 bei dem Brande des Braunschweiger Schlosses zu Grunde. Es ist von ihr weiter nichts erhalten als der, stark durch Hitze beschädigte Kopf der Gestalt der Brunonia selbst, der im städtischen Museum zu Braunschweig sich befindet. Das übrige Metall, welches aus dem Schutt gerettet wurde, ward zu der neuen Ausführung, die jetzt auf dem Schlosse steht, verwendet. Bei der ersten Ausführung betrug die Kopfhöhe der Pferde 15½ Fuß, bei der zweiten ist sie nur 14 Fuß. Die Arbeit im ersten Falle dauerte 5, im zweiten 3 Jahre; die Kosten derselben beliefen sich dort, ohne die Auslagen für Material, auf 30,000 Thlr., hier einschließlich des Metalles und aller etwaigen sonstigen Auslagen 36,000 Thlr., wozu allerdings noch etwa 3000 Thlr. als Werth des, aus dem Schutt gewonnenen Kupfers zu rechnen wären. Die ganze Gruppe wiegt etwa 300 Centner, während ihr Gewicht, wenn sie gegossen worden wäre, auf etwa 1000 Centner zu berechnen sein würde. Hieraus ergiebt sich, daß an Material, im Vergleich zum Guß sehr bedeutend gespart werden konnte, und ferner, daß eine erhebliche Ersparung bei der Herstellung des Modelles, das ja nur im vierten Theile des Maßstabes der Ausführung gehalten zu werden brauchte, erzielt wurde. Wie hoch die letztere etwa zu veranschlagen sein möchte, werden wir bei den Angaben über die Standbilder der beiden Herzöge andeuten.

Dem Leser wird es aufgefallen sein, daß die zweite Ausführung der Brunonia kleiner gehalten wurde, als die erste. Dies hat seine sehr berechtigten Gründe, denn die Wirkung der ersten Ausführung war nicht ohne Mängel. Schon alsobald nach dem Schloßbrande hatten wir diese Mängel zu beleuchten versucht, und unsere Ansichten über deren Ursachen ausgesprochen. Wir thaten dieses lediglich deshalb, weil uns „nicht bekannt geworden, daß von irgend einer Seite auf diesen wesentlichen und maßgebenden Umstand aufmerksam gemacht worden wäre", man aber wünschen müßte, daß er „bei der neuen Ausführung und Aufstellung nicht außer Acht gelassen würde". Wir verweisen wegen des Näheren auf des Verfassers „Deutsche Kunststudien" (S. 212 u. fg.), und wiederholen hier nur, daß die Aufstellung zu gedrängt war, daß also der Gruppe die klare architektonische Gliederung, und damit die volle Wirkung als krönender Schmuck eines großartigen Bauwerkes fehlte. Howaldt hatte dies längst erkannt und sich deshalb entschlossen, bei der zweiten Ausführung Aenderungen vorzunehmen, welche eine klare und harmonische Gruppirung herbeizuführen im Stande wären. Dazu mußte er den Maßstab des Ganzen etwas verringern, die Kopfhöhe der Pferde von 15½ Fuß auf 14 Fuß herabmindern, denn nur hierdurch konnte er eine weniger gedrengte Anordnung auf der bestimmt begrenzten Grundfläche, wie sie die Plattform des Schlosses bietet, erzielen. Ferner aber beseitigte er einen sehr lästigen Uebelstand, der in jedem Betracht unglücklich gewirkt hatte: er stellte nämlich Wagen und Pferde auf der nämlichen Ebene auf, während das erste Mal nach Rietschel's Vorschrift der Wagen noch auf einem besonderen Sockel gestanden hatte, so daß er, wenn das Gespann angezogen hätte, eine hohe Stufe hätte herunterfahren müssen. Durch diese sehr wohlthätige Aenderung kam auch die Gestalt der Brunonia zu den Pferden in ein gleichmäßigeres und

reineres Verhältniß, so daß denn alles in allem die zweite Ausführung ganz ungemein schöner und klarer wirkt.

Was nun die Standbilder der beiden Herzöge betrifft, so sind dieselben, wie bemerkt, doppelt lebensgroß ausgeführt, während die Modelle nur in halber Lebensgröße gehalten sind. Howaldt hat an beiden zusammen, in Gemeinschaft mit seinem kunstgeübten Sohn Herman und unterstützt durch mehrere Gehülfen, vier Jahre gearbeitet. Die Kosten derselben, einschließlich des Metalls und der Auslagen, waren von vornherein für jedes auf 12000 Thlr. verabredet, welche Summe jedoch etwas niedrig gegriffen erscheint, wenn man die Kosten der Brunonia mit derselben vergleicht. Nehmen wir aber dies auch an, so würde dennoch immer gegen den Erzguß eine Ersparniß von mindestens 25 Procent sich nachweisen lassen. Die hauptsächliche Ersparniß liegt aber darin, daß es, wie schon bemerkt, nicht nöthig war, ein Modell in der Größe der Ausführung anzufertigen. Da nun aber das Modell eines Reiterbildes in doppelter Lebensgröße, unter 15000 bis 20000 Thlr. nicht zu haben sein würde, jedes der kleinen Modelle in halber Lebensgröße aber nur 3000 Thlr. in Anspruch genommen hat, so ist der sehr beträchtliche Unterschied der Kosten in diesem Punkte wohl augenfällig. An Metall wurden für jedes der Reiterbilder etwa 80 Centner, und zwar 30 Centner Kupfer und 50 Centner Eisen verwendet, während für den Guß etwa 100 Centner Erz nöthig gewesen wären. Es sind also auch hier 70 Centner edleren Materiales gespart worden, während Howaldt das eiserne Gerippe ganz besonders stark machen ließ, was sich empfahl, da die Denkmäler auf einfachen Fußgestellen, nicht aber auf Bauwerken, aufgestellt werden, und demnach an Gewicht nicht besonders leicht zu sein brauchen. Diese beiden Reiterbilder stehen unmittelbar vor ihrer Vollendung, und ihre Aufstellung vor dem Schlosse, zu welcher schon Vorarbeiten in Angriff genommen sind, soll noch im laufenden Jahre 1873 erfolgen.

Inzwischen ist ein neues Werk von Meister Howaldt begonnen worden, nämlich die Ausführung des bekannten, von Friedrich Tieck modellirten Adlers, ebenfalls in getriebenem Kupfer und etwa in der dreifachen Größe des Modells. Der Adler, welcher seine Flügel ausspannt, wird 16 Fuß Breite messen und die Säule bekrönen, die in Altona zum Gedächtniß der im Kriege gegen Frankreich Gefallenen errichtet werden soll.

Wir hoffen, daß es uns gelungen sein möchte, dem Leser eine ungefähre Anschauung von dieser merkwürdigen Kunsttechnik zu verschaffen, welche in neueren Jahrhunderten von Niemandem auch nur in annähernder Vollendung so echt künstlerisch und dabei so rationell geübt worden ist als von Georg Howaldt. Derselbe hat seinen Namen für alle Zeiten auf das rühmlichste mit der Geschichte der Kunst, Bildwerke in Kupfer zu treiben, verknüpft, und da auch seine Gußarbeiten in ihrer Art sehr vollendet sind, so nimmt er ebenfalls einen sehr ehrenvollen Platz in der Geschichte der Kunst, Bildwerke in Erz zu gießen, ein. Die Eigenthümlichkeit der ganzen Erscheinung Howaldt's in diesem kunstgeschichtlichen Sinne aber beruht auf seinem eigensten Wesen, das in einer Harmonie, welche heutzutage selten geworden ist und die nur bei den alten Meistern ihres Gleichen finden dürfte, Kunst und Handwerk umschließt: nämlich die Kunst nach den Tiefen der Einsicht in das Wesen der Bildhauerei, nach der reifen Geschmacksbildung, und der Richtung auf Stil und Klassicität, nach der, jede Bewegung der Hand durchgeistigenden Empfindung; und das Handwerk nach der sichern, klugen Art zu arbeiten, der Beständigkeit und Geduld selbst beschwerlichen und ermüdenden Aufgaben gegenüber, nach der Natur des Schmiedens, Hämmerns und Gießens, die im Betriebe der Werkstatt sich ablösen. Eine solch' innige, ganz harmonische Verschmelzung von Kunst und Handwerk in einem Manne ist aber nur bei einer Natur möglich, die wie die alten Meister fest und gerade, treu und hingebend ist, die den falschen Schein haßt und die gediegene Wahrheit liebt, die Tüchtiges und Ruhmvolles wirkt und doch weiß, daß alle Menschenarbeit eitel Stückwerk ist, die deshalb nicht äußere Ehrbezeigung sucht, wohl aber nach strenger und gewissenhafter Pflichterfüllung strebt. So tritt uns die Gestalt des Meisters Howaldt entgegen! Möge dem trefflichen Manne noch reicher Segen für viele Jahre beschieden sein, — möge aus seiner Werkstatt

noch manches stattliche Werk hervorgehen, und als ein neues Blatt den übrigen sich einreihen, die er den Ruhmeskränzen der deutschen Kunst eingefügt hat.

Deutsche

Studentenbilder und Mordgeschichten

aus dem tollen Jahre Neunzehn.

Von

Karl Braun.

I.

Das tolle Jahr Neunzehn.

Während der rückläufigen Bewegung der fünfziger Jahre war es Sitte, das Jahr 1848 das „tolle Jahr" zu nennen. Zehn Jahre später machte der Professor Ludwig Karl Aegidi, welcher jetzt der publicistische Vertrauensmann des Fürsten-Reichskanzlers ist, die Entdeckung, daß eigentlich das Jahr 1819 das „tolle Jahr" Deutschlands war. Jedoch im entgegengesetzten Sinne. War 1848 das tolle Jahr des deutschen Volks, so war 1819 das tolle Jahr der deutschen Regierungen. Wenn man im Jahre 1848 in Frankfurt am Main das Wiedererwachen der deutschen Idee feierte, so glaubte man 1819 in Karlsbad den nationalen Gedanken auf immer begraben zu haben. Aber man irrte sich, man hatte ihn nicht begraben können; er war den Händen seiner Todtengräber entschlüpft; er ging um wie ein Gespenst, das vor allem die Mächtigen schreckte; es war ein Geist, welcher einen Körper suchte und ihn nicht eher finden konnte, als bis beide, das Volk und die Regierungen, ihre „Tollheit" ablegten und sich zu gemeinsamer nationaler Wirksamkeit vereinigten. Dies ist nun geschehen. Der Geist hat seinen Körper gefunden. Dieser Körper heißt Kaiser und Reich, Reichsverfassung von 1871. Damit ist die deutsche Bewegung zum Abschlusse gekommen.

Aber es ist nun erst recht von Nutzen, von Zeit zu Zeit zurückzublicken auf den langen und mühevollen Weg, welchen wir von dem deutsch-französischen Kriege von 1813 — 1815 bis zu dem von 1870 — 1871, von der Gründung des deutschen Bundes bis zur Wiederherstellung von Kaiser und Reich zurückgelegt haben. Durch einen solchen Rückblick setzen wir uns in den Stand, den großen Fortschritt, den Deutschland in zwei Menschenaltern gemacht hat, zu constatiren und dadurch Selbstvertrauen in den Bestand unserer Errungenschaften und deren weitere Entwickelung zu gewinnen.

Es ist bekannt, daß es der Mord, welchen der Student Karl Ludwig Sand von Wunsiedel am 23. März 1819 an August von Kotzebue in Mannheim verübte, und der Mord, welchen der Apotheker-Gehülfe Löning von Idstein am 1. Juli 1819 an dem nassauischen Regierungspräsidenten Karl v. Ibell versuchte, waren, welche anscheinend das Signal gaben zu dem Halali, womit man die wilde Jagd des Karlsbader Congresses begann; daß man versuchte, zunächst die deutschen Hochschulen, die Professoren und die Studenten, zu Mitschuldigen Sand's und Löning's und dann das ganze deutsche Volk zum Mitschuldigen der Hochschulen zu stempeln; daß man hieraus Veranlassung und Vorwand nahm, von Obrigkeitswegen der deutschen Nation und ihren Erwartungen und Hoffnungen das Recht der Existenz abzusprechen, die deutsche Einheit und Freiheit entweder für strafbar oder für unmöglich zu erklären, die Aufrichtung von constitutionellen Verfassungen in den deutschen Einzelstaaten, oder wo solche bereits verkündet waren, deren Verwirklichung und Fortbildung zu verbieten, die Preßfreiheit und das Vereinsrecht zu unterdrücken, die Censur einzuführen, eine Bundes-Executions-Ordnung zu publiciren, mittels deren man die wenigen liberalen Regierungen einschüchterte oder bedrohte, eine Bundes-Central-Untersuchungs-Commission einzusetzen, deren Beruf es war, den nationalen Idealismus auszurotten und die deutsche Gesinnung unter die Aufsicht einer einsichtslosen und böswilligen Polizei zu stellen, und endlich die deutschen Professoren und Studenten zu maßregeln und die Hochschulen zu Dressir-Anstalten für gelehrige Aspiranten und Zöglinge einer verknöcherten und verknöchernden Bureaukratie zu degradiren.

Es hat von jeher ein großes Interesse

für mich gehabt, den damaligen Zustand der deutschen Universitäten zu erforschen und auf der einen Seite den Zusammenhang zwischen dem Geiste der Hochschulen und jenen zwei Attentaten, sowie auf der andern Seite den Zusammenhang zwischen dem Studentenleben und dem Gange der hohen Politik zu ermitteln. Ich habe zu diesem Zwecke mit Aufmerksamkeit die betreffende Literatur studirt; von manchen Personen, welche in dem akademischen Leben von 1818 und 1819 eine Rolle spielten, habe ich mündliche Aufschlüsse erhalten; endlich habe ich ohne Haß und Gunst die Hergänge geprüft und kritisch gesichtet, wie ich hoffe, mit einer Unbefangenheit, welche wir vergeblich suchen werden bei Denjenigen, welche jenen Irrgängen persönlich nahe standen und daher für und wider Partei ergriffen und ergreifen mußten; denn der große Gesetzgeber Solon hatte ethisch vollkommen Recht, wenn er in einer Staatskrisis die Parteinahme befahl und die Neutralität für unstatthaft erklärte. Heute ist die deutsche Staatskrisis überwunden, und es ist daher wieder erlaubt, jenen Hergängen gegenüber unparteiisch zu sein.

Unparteiisch sein heißt aber nicht so viel, wie mit seiner Meinung hinter dem Berge halten. Im Gegentheil, gerade der Unparteiische hat das Privileg, sein Urtheil ohne Umschweife, klar und deutlich, auszusprechen; und von diesem Vorrecht gedenke ich vollen Gebrauch zu machen. Ich werde jedoch politische und juristische Erörterungen vermeiden.

Das deutsche Studententhum ist ein Bestandtheil des deutschen Volksthums und des deutschen Volkslebens. Unter den deutschen Volksliedern nahmen neben den Jagd-, Kriegs- und Liebesliedern, die Studentenlieder eine bevorzugte Stellung ein. Lange Zeit hindurch waren der deutsche Offizier und der deutsche Student der specifische Träger, Heger und Pfleger des Begriffs der persönlichen Ehre. Auf der Universität verschwanden die Standesunterschiede. Mochte der Eine der Sohn eines hochgeborenen und reichen Grafen, der Andere der Sohn eines gedrückten und armen Schulmeisters sein, — der von den Beiden galt am meisten, der am besten, auf der Mensur durch die Klinge und im Rath durch kluge und mächtige Rede, sich im Kampfe um das Dasein bewährte und seine Existenzberechtigung nachwies.

Dies sind einige der zahlreichen Gründe, aus welchen die Erinnerung an das deutsche Studentenleben für Jeden, der es mitgemacht, einen geheimen Zauber, einen wehmüthig-süßen Reiz hat, und vielleicht am meisten für die, welche sich in seinen märchenhaften Irrgarten zu sehr vertieft, und es nachher im Leben nicht so weit gebracht haben, wie sie ehedem glaubten. Aber auch für alle Andere hat das Studium dieses eigenthümlichen Stadiums in dem Leben und in der Entwickelung eines Theils der zum Regieren berufenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland ein großes Interesse, wozu denn bei der Periode von 1818 und 1819 noch die oben erwähnte politische Bedeutung kommt, welche das Studententhum heutzutage entschieden nicht mehr besitzt, seitdem wir ein mächtiges öffentliches Leben haben, an welchem alle Klassen der Bevölkerung ohne Ausnahme participiren.

Man glaube deshalb auch ja nicht, das heutige Studentenleben sei dasselbe oder doch im wesentlichen dasselbe wie das von 1819. Es sind nur Aeußerlichkeiten, welche sich conservirt haben. Man trinkt noch Bier wie damals. Man durchbohrt noch beim „Landesvater" die Mützen wie damals. Man übt wohl auch noch den Rundgesang und man singt zum Theil noch die nämlichen Lieder. Aber man denkt sich was Anderes dabei.

Und selbst die Aeußerlichkeiten, wie sehr haben diese gewechselt. Der Student von heute ist schwer von einem andern jungen Manne zu unterscheiden, es sei denn durch die Abzeichen der „Couleur".

Wie der Student des 17. und 18. Jahrhunderts ausgesehen hat, das wissen wir aus Hasenclever's Bildern zu der „Jobsiade" und aus dem alten Liede:

„Der Bursch von echtem Schrot und Korn
Hat immer frohen Muth, Vallera!
Am schweren Stiefel klirrt der Sporn;
Die Feder schwankt vom Hut, Vallera!"

Wer aber weiß, wie 1819 ein Burschenschafter „in großem Wichs" aussah? Fast Niemand mehr. Und deshalb will ich ihn von unten nach oben beschreiben:

Die Beine stecken erstens in kurzen Halbstiefeln mit schweren und — wenn es der „Wechsel" erlaubt — vergoldeten Rit-

tersporen (womit durchaus nicht gesagt ist, daß der Träger zu reiten pflegt) und in himmelblauen weiten und bauschigen Beinkleidern, welche in besagten Halbstiefeln stecken und mit einer breitmächtigen silbernen Borte auf beiden Außenseiten besetzt sind. Der schwarze Sammetrock hat einen niedrigen stehenden Kragen und nur eine Reihe Knöpfe, ähnlich den Röcken, welche heute die katholische Geistlichkeit trägt. Dagegen ist er mit silbernen Ketten behängt, wie das Mieder eines Berner „Maidschi“; und über dem Rock trägt der Bursche ein mächtiges, schwarz-roth-goldenes Ordensband. Das Halstuch fehlt, desto mehr macht sich der Hemdekragen bemerklich. Er ist acht Zoll breit und kostbar gestickt; so wird er denn weit über die Schultern gelegt. Und über diesen Kragen wallt in mächtigen Locken das blonde ungeschorene Haupthaar, gleich der Mähne des Löwen. Das Hemde steht offen wie bei einem Matrosen, und durch den klaffenden Spalt zeigt's die Turnerbrust in kräftiger Wölbung. Auf dem Haupte thront das Barett. Es ist zusammengesetzt aus alternirenden schwarzen und rothen Zacken aus Sammet, welche gleich Gewölbezwickeln spitz in einander greifen und dem Ding beinahe den Anschein einer Krone geben. Dieses schwarz-rothe Barett aber ist besteckt mit zwei goldenen Eicheln. Dieselben sollen erstens die Farben Schwarz-Roth-Gold darstellen und zweitens an die Zeiten unserer angeblich bärenhäutigen, eichelverzehrenden Ahnen erinnern, von welchen das Burschenlied singt:

„Drum soll uns der Ahnen
Beispiel stets dran mahnen,
In den deutschen Forsten,
Wie der Aar, zu horsten.“

Heutzutage wird es uns schwer, einen Studenten in dieser Enveloppe zu denken; und doch ist die Beschreibung schneiderhaft-richtig und einer Aufzeichnung von damals entnommen.

Ich will mich jedoch bei solchen Exterieurs nicht länger aufhalten. Ich will im Gegentheil versuchen, eine Schilderung des innern Charakters des damaligen Studentenlebens zu geben, wie es sich gestaltet hatte unter dem Einfluß des alle deutsche Herzen in lebhaftere Bewegung setzenden Befreiungskrieges, von welchem Einfluß der edle Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar in jener beredten Vertheidigung seiner Hochschule Jena, welche er bei dem Frankfurter Bundestage 1819 einzureichen genöthigt war, so trefflich sagt:

„Als die studirende Jugend im Jahre 1813 auf Deutschlands Hochschulen aufstand, als sie eilte, theilzunehmen an dem Kampfe für die Freiheit, die Ehre, die Sitte, die Sprache des Vaterlandes, da wurde sie mit offenen Armen empfangen, da wurde sie in Schaaren geordnet, da sah man in ihr keine Kinder, sondern werdende Männer. Als sie zurückkehrte aus dem Kampfe, als sie auf Zeichen männlicher Handlungen sich berufen durfte, da konnte ihr nicht sofort das laute, sonst nur dem Manne geziemende Sprechen und Schreiben über die Güter untersagt werden, für welche sie geblutet hatte, für welche in ihrer Mitte Freunde und Brüder gefallen waren; da konnte man nicht sofort diejenigen als Unmündige behandeln, welche man in ihrer edeln Begeisterung als Emancipirte, als Wehrhafte, gebraucht hatte.“

Ich will das Studententhum von damals schildern in seiner frohmüthigen, frischen, freien und fröhlichen Richtung, und zugleich in seiner grübelnden, ernsten, fanatischen und finstern Richtung; in seinen idealen Zielpunkten und in seinen beklagenswerthen Verirrungen; und ich will versuchen, es so zu schildern, daß es im Herzen der Nation und des Einzelnen auch heute wiederhallt mit jenem sympathischen Echo:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

Um nun in dem detaillirten Ausmalen meiner culturgeschichtlichen Bilder durch die eigentliche Politik nicht gestört zu werden, will ich in diesem Einleitungscapitel diesen Stoff abthun, indem ich vorausschicke, was zum historischen Verständniß des „tollen Jahres Neunzehn“ erforderlich ist.

Das Jahr 1819 war ein Product des bösen Gewissens der deutschen Regierungen. Dieselben hatten 1813, als sie sich gegen die Fremdherrschaft erhoben, die deutsche Einheit, constitutionelle Verfassungen der Einzelstaaten, politische, bürgerliche, wirth-

schaftliche Freiheit versprochen; und ohne Zweifel waren die Versprechungen zu der Zeit, als sie gegeben wurden, ernstlich gemeint. Als sie aber erfüllt werden sollten, zeigten sich ernsthafte Schwierigkeiten. Oesterreich wollte seine traditionelle Stellung in Deutschland nicht aufgeben; und da die Einheit Deutschlands mit Oesterreich nicht möglich war, so wollte Oesterreich ein Deutschland ohne Einheit. Es schlug sich auf die Seite der durch die Proclamation von Kalisch bedroheten Rheinbundsstaaten und bot alle Mittel auf, das „föderative Band," welches Deutschland umschlingen sollte, möglichst zu lockern. So kam denn eine Bundesacte zu Stande, welche weit entfernt war, den Bedürfnissen und gerechten Wünschen Deutschlands zu entsprechen. Sie gab einige „grundrechtliche" Versprechungen, welche jedoch sämmtlich unerfüllt blieben; im übrigen aber war sie nach außen die Ohnmacht, im Innern der Dualismus, auf deutsch „Zwietracht," und in Nichts wirksam als in mechanischem Polizeidruck, welcher genügt, den Geist zu erbittern, aber nicht ihn zu tödten. Auch das Versprechen constitutioneller Verfassungen blieb unerfüllt in der Mehrzahl der Länder.

Rußland wollte kein freies Deutschland. Es sah darin eine Gefahr für seine Völker, welche aus der Berührung „mit dem unheiligen Westen Gift gesogen" haben sollten. Der weiße Czar theilte mit Napoleon I. den Haß gegen die deutschen „Ideologen" und that das Seinige, sie zu unterdrücken und das „heilige" Rußland vor der Gefahr der Ansteckung zu bewahren. Auch der Fürst Metternich war von derselben Anschauung beherrscht. Oesterreich muß, so dachte er, nothwendig aus einander fallen, wenn man Jedem seiner zahlreichen Völker eine Freiheit gewährt, welche nur zu centrifugalen Zwecken ausgebeutet werden würde; weil aber Oesterreich eine constitutionelle Verfassung noch nicht vertragen kann, deshalb will ich sie auch Deutschland vorenthalten, damit das Glück der deutschen Staaten nicht den Neid und die Unzufriedenheit der verschiedenen Völker der österreichischen Monarchie wecke.

Preußen befand sich in einer höchst eigenthümlichen Lage. Von ihm war der Impuls zu dem Befreiungskrieg ausgegangen; und in Preußen selbst hatte gerade der äußerste Nordosten, welcher so schwer unter dem Krieg gegen Frankreich gelitten, zugleich auch wieder den ersten Anstoß zur Erneuerung dieses Krieges gegeben. Es war in Königsberg, wo 1808 der „Tugendbund" gestiftet wurde. Aeußerlich nannte er sich einen „sittlich-wissenschaftlichen Verein", der keinen anderen Zweck habe, als „Hebung der Erziehung des Volkes". In Wirklichkeit bezweckte er Weckung des nationalen Geistes, Hebung der Wehrkraft und Abwerfung des fremden Joches. Scharnhorst und Gneisenau standen an der Spitze. Die Mitglieder waren Offiziere, Beamte, Geistliche, Gutsbesitzer u. s. w. Die Wirksamkeit des Vereins wurde auch den Franzosen bemerklich, und König Friedrich Wilhelm IV., welcher das Statut des Vereins genehmigt hatte, sah sich genöthigt, denselben durch Cabinets-Ordre vom 21. December 1809 zu unterdrücken. Allein trotz dieser formellen Auflösung dauerte das Zusammenwirken der Mitglieder fort bis zum Befreiungskriege. Dasselbe hat für Durchführung der preußischen allgemeinen Wehrpflicht und für Belebung des nationalen Geistes Außerordentliches geleistet. Kaum war der Friede hergestellt, so trat auch die Reaction ein. Ein eitler preußischer Geheimerath, Namens Schmalz, fand keine bessere Gelegenheit, seine werthe Person in das günstigste Licht liebedienerischer Loyalität zu setzen, als wenn er den Tugendbund verunglimpfte. In dem 1815 von ihm publicirten Pamphlet, betitelt „Berichtigung einer Stelle in Veturini's Chronik," sprach er auf der einen Seite dem Verein jede erhebliche Wirksamkeit ab, auf der andern aber stellte er ihn als einen gefährlichen Wühlerverein, als einen Gegner der damals so sehr gefeierteten Legitimität dar; was das preußische Volk geleistet habe, sagte er, das sei nichts als die Wirkung des allerhöchsten Befehls, dem man in stummem Gehorsam und in allerunterthänigster Dienstwilligkeit Folge geleistet; von nationaler Begeisterung sei 1813 in Preußen keine Spur zu bemerken gewesen, und es sei geradezu strafbar, von einer solchen zu sprechen. Gegen diese Schmähschrift erhoben sich die Vertheidiger des Tugendbundes, Niebuhr und Schleiermacher an der Spitze; und

die literarische Fehde wurde von beiden Seiten so heftig, daß König Friedrich Wilhelm III. am 16. Januar 1816 eine Verordnung erließ, nach welcher von nun an im preußischen Staate über das Dasein, die Zwecke und die Thätigkeit geheimer Gesellschaften nichts mehr gedruckt, verlegt oder verbreitet werden dürfe, bei Meidung schwerer Geld- und Leibesstrafe für jeden Zuwiderhandelnden. Allein diese Verordnung war weit entfernt, den Zweck der „Calmirung" zu erreichen.

Dieser Kampf um den nicht mehr bestehenden Tugendbund hatte die öffentliche Meinung auf das heftigste erregt und äußerte seine Wirkung innerhalb und außerhalb Preußens. Die akademische Jugend, welche unter dem Eindruck der frischen Erinnerungen aus dem großen Krieg stand, fand in dem Tugendbund ihr Ideal und ahmte ihn nach in der „Burschenschaft", deren erste Spuren sich schon 1815 zeigen. Die Mehrzahl der deutschen Regierungen, an deren Spitze oft noch Rheinbundsmänner oder wenigstens Rheinbunds-Epigonen standen, wurden durch den Schatten des Tugendbundes auf das äußerste beunruhigt, warfen sich Metternich auf Gnade oder Ungnade in die Arme und machten in Gemeinschaft mit ihm die größten Anstrengungen, auch Preußen auf die Bahnen der Reaction herüberzuziehen, was denn auch nach Wunsch gelang. Denn vom Jahr 1819 ab war gerade die „Preußische Staatszeitung" der Verkünder der „Verschwörungen". Die „actenmäßigen Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutschland" bildeten in ihren Spalten einen stehenden Artikel, und hier ist manches Menschenleben in seiner Blüthe geknickt worden.

Statt durch Anschluß an den nationalen Gedanken sich selber sicher zu stellen und das Volk vor Verwirrung und Verirrung zu wahren, thaten die Regierungen das Gegentheil. Das Bewußtsein, ihre Versprechungen nicht erfüllt zu haben, versetzte sie in eine Gewissensangst, welche sich zu einer Art von epidemischer Krankheit, der Verschwörungs-Gespenster-Furcht steigerte. Der große Freiherr Karl vom Stein, ein Mann von aufrichtig conservativer und nationaler Gesinnung, giebt schon 1816 seiner „Entmuthigung über die Angelegenheiten dieses armen Deutschland" den schärfsten und schmerzlichsten Ausdruck.

„Den elenden Ministern dieser deutschen Prinzlein," so schreibt er, „ist es gelungen, glauben zu machen, daß die, welche eine feste und gesetzmäßige Ordnung der Dinge wollen, Ruhestörer seien und die Throne und Altäre umstürzen wollten, daß es Hunderte von geheimen Gesellschaften gebe, welche ihre Verzweigungen über den ganzen Erdkreis verbreiten, daß man dieselben überwachen und durch Bajonette niederhalten müsse. Auf die verständigen Männer, welche als Gewähr der Reinheit ihrer Ansichten eine vorwurfsfreie Vergangenheit, Besitz und Geburt für sich haben, hört man heute nicht mehr. Die Regierungen lassen den rechtlosen Zustand, in dem wir seit 1806 leben, fortdauern. Dadurch reizen sie und erhalten und fördern Unwillen und Erbitterung. Sie stören die Entwickelung und die Fortschritte des menschlichen Geistes und Charakters und bereiten den Anarchisten die Wege." Während man in Baiern die „Constitution" verkündigte und der König versicherte: „Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens," zettelte der baierische Minister, im Gefühl seiner Hilflosigkeit und in seiner Angst vor den Liberalen, mit Metternich den Karlsbader Congreß an, welcher noch über den Bundestag hinausging und in Deutschland jeden Keim der Einheit und Freiheit zu unterdrücken versuchte.

Es ist eine Täuschung, wenn man die Studenten-Bewegung und die Thaten von Sand und von Löning als die Ursachen der Karlsbader Beschlüsse darstellt. Die letzteren waren schon lange vorher eingefädelt und jene dienten als Vorwand. Metternich hat das Princip, worauf sie beruhen, mit bekanntem Cynismus verkündigt:

„Kein Bundesglied", sagte er, „darf ohne Rücksicht auf die Lage des andern Einrichtungen treffen, die dieses in Verlegenheit setzen oder den Anschein geben könnten, als wolle eine Bundesregierung auf Kosten der andern glänzen oder dem Zeitgeiste schmeicheln," d. h. weil ich, Metternich, dem Volk seine Rechte vorenthalten will, deshalb verbiete ich auch den andern Regierungen, ihm dieselben zu gewähren.

Den Inhalt der Karlsbader Beschlüsse habe ich im Eingang kurz skizzirt. In Preußen gab sich der Verfassungsminister Wilhelm von Humboldt die äußerste Mühe, die Publication der Beschlüsse zu hintertreiben. Dem Grafen Bernstorff, welcher an denselben theilgenommen, wollte er sogar den Proceß gemacht haben. Humboldt nannte die Beschlüsse „jedes denkende Volk aufregend, antinational und schädlich". Aber Humboldt unterlag. Am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, am 18. October 1819, wurden die Beschlüsse verkündigt. Am 31. December 1819 erhielt Humboldt die begehrte Entlassung.

„Das Opfer lag,
Die Raben stiegen nieder."

Es dauerte kein Menschenalter, da mußte sich der Frankfurter Bundestag mit demselben dienstfertigen Eifer, mit welchem er sich 1819 beeilt hatte, die Karlsbader Beschlüsse zu vollstrecken, 1848 beeilen, sie zu widerrufen; und wie man 1819 den Bundestag in reactionärem Sinne „epurirt" hatte, so wurde er 1848 in liberalem Sinne „gereinigt". Heute können wir mit aller Unbefangenheit über diese Gegensätze urtheilen; und ich stimme Aegidi bei, welcher sagt:

Diejenigen, welche die Art, wie man jene Gesetze im Jahre Achtundvierzig abschaffte, anstößig finden, werden doch zugeben müssen: Noch größer war der Scandal ihrer Entstehung im Jahre Neunzehn.

Und nun zu den deutschen Studenten!

II.

Studenten-Geschichten.

Es ist eine eigenthümliche Gesellschaft, die deutschen Studenten, und kein Volk der Vergangenheit und Gegenwart vermag etwas Aehnliches aufzuweisen wie Deutschland.

Der englische Student lebt im Internat seines Collegiums unter Aufsicht, er wird zu gewissen religiösen Uebungen angehalten, und hat in manchen Stücken den Charakter eines „Seminaristen" oder „Convict-Schülers". Man kennt nur zwei Sorten: auf der einen Seite den gewissenhaften Brot-Studenten, auf der anderen Seite den Schulden machenden Wüstling, dem es nur um den akademischen Grad zu thun ist. Statt des Waffenhandwerkes cultivirt man dort Wasserkünste, namentlich das Rudern, in den Boots-Clubs.

Der französische Student wird fast eben so wenig beaufsichtigt als der deutsche. Allein er macht von seiner Freiheit einen anderen Gebrauch. Statt Gesang, Waffen- und Becherklang zu lieben, stürzt er sich in den Strudel der Gesellschaft. Oder er verbindet sich mit einer „Grisette", welche jedoch keineswegs jenes harmlose und poetische Geschöpf ist, für welches sie Beranger und Genossen ausgeben.

Der russische Student steht unter Aufsicht, jedoch nicht wie der englische unter der seiner akademischen Corporation, sondern unter jener der Polizei, welche sogar den Collegienbesuch controlirt und das „Schwänzen" mit Strafen heimsucht.

Ich will den Vergleich nicht weiter fortführen, sondern nur constatiren, daß sich auf den deutschen Hochschulen bis zur Gegenwart ein freies, geselliges Leben in jugendlich-phantastischer Weise gestaltet und erhalten hat, und getragen wird von dem Gedanken, neben der gelehrten Bildung auch den Sinn für Selbständigkeit, Willenskraft und Manneswürde zu pflegen. Die Ausartungen sind zahlreich, aber der Kern ist gesund. Auch das heutige Studentenleben enthält viel Ueberliefertes und manches Ueberlebte. Aber die fortschreitende Cultur-Entwicklung vermag zuweilen selbst veralteten Formen einen neuen Geist einzuhauchen.

Die ältesten deutschen Universitäten stammen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Bei ihrer Einrichtung dienten Paris und Bologna als Muster. In Paris zerfiel die hohe Schule in verschiedene Vereine, welchen sowohl die Studenten, als auch die Professoren angehörten. Die Universität war Corporation oder Gelehrtenzunft, und die Gesammtcorporation theilte sich in sogenannte „Nationen", Verbände von vorwiegend geographischer oder territorialer Art. Es gab damals in Paris deren vier: Franken, Normannen, Picarden und Alemannen.

Diese Einrichtung ahmte man nach auf der 1348 gegründeten Hochschule Prag und der 1350 gegründeten Universität Wien. In Prag gab es Böhmen, Polen, Baiern und Sachsen. In Wien existirte eine österreichische, eine rheinisch-fränkische,

eine ungarische und eine sächsische Nation. In dem 1409 errichteten Leipzig eine meißen'sche, eine sächsische, eine baierische und eine polnische.

Diese verschiedenen Nationen regierten sich selbst nach genossenschaftlicher Verfassung, welche jedoch zu verfallen begann, als die Professoren sich aus diesen Vereinen zurückzogen.

Vom 15. Jahrhundert an treten, namentlich auf den neu errichteten Hochschulen, an die Stelle der Nationen die „Bursen", Conviete mit Internat, ähnlich dem gegenwärtig noch in Tübingen (für die der protestantischen Theologie beflissenen Studenten) bestehenden „Stift", oder den „Colleges" auf den englischen Universitäten. Die nächste Ursache der Gründung dieser „Bursen" war die Wohnungsnoth und Theuerung, welche damals, wie heute, infolge einer sehr raschen wirthschaftlichen Entwicklung, eintraten. Man hat ja auch heute wieder, aus Anlaß der Wohnungsnoth, vorgeschlagen, die Studenten einzucaserniren. Wer die Geschichte der „Bursen" während des 15. und namentlich während des 16. Jahrhunderts kennt, wird einem solchen Vorschlage schwerlich Gehör schenken.

Anfangs mehr Wohlthätigkeitsanstalten, wurden die Bursen bald zu Zwangshotels. Auch die Wohlhabenden wohnten darin; und „Bursarius" wurde bald identisch mit „Student". An der Spitze einer jeden Burse stand anfangs ein Baccalaureus oder Magister der freien Künste, bei welchem aber nach und nach der Erwerbssinn so überwog, daß er mit den Seinigen auszog, um die neuangekommenen Studenten für seine „Burse" zu werben, ähnlich wie man heutzutage „die Füchse für das Corps keilt".

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an mehren sich die Klagen über die Bursen. Schon in den „Briefen der Dunkelmänner" (epistolae virorum obscurorum) findet man bewegliche Beschwerden über deren schlechte Kost, mit einem Speisezettel in ergötzlichstem Küchenlatein. Gleichzeitig klagt man über Bummelei, unwissenschaftlichen Sinn und eine klösterliche Absperrung, welche geheime Laster erzeuge. Man nennt die Burse geradezu „Wohnsitz von Laster und Müßiggang". Ende des 16. Jahrhunderts muß sie dem Geiste des Humanismus und der Reformation weichen, welcher gegen die Klöster und gegen die Scholastik einen siegreichen Kampf kämpft.

Die Bursen werden also abgeschafft, und an deren Stelle werden Sitten-Aufseher, inspectores morum, gesetzt. Im Anfange mit gutem Erfolg; aber nun kamen die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, und infolge dessen trat auch auf den deutschen Hochschulen eine namenlose Verwilderung ein. Die Stelle jener „Inspectoren", für welche es an Leuten fehlte, nahmen die alten verbummelten Studenten ein, welche ein barbarisches Regiment über die jüngeren führten. Jene hießen die „Schoristen", diese die „Pennäle", und das schöne Verhältniß zwischen beiden nannte man „Pennalismus". Wie damals in der verrotteten Zunftwirthschaft die Handwerkslehrlinge von den Gesellen gehänselt und geprellt wurden, so die „Pennäle" von den „Schoristen", und zwar unter Genehmigung und Beistand der akademischen Behörden. Die Pennäle wurden namentlich bei ihrer Zulassung zur Universität einem schauerlichen Act unterworfen, welchen man „Deposition" nannte, und der darin bestand, daß die Unglücklichen allen möglichen körperlichen Mißhandlungen unterworfen wurden, und für diese zunftgemäße Behandlung noch sehr ansehnliche Gebühren entrichten mußten. Alle späteren Verbote dagegen waren vergeblich.

Erst im 18. Jahrhundert begannen sich die Sitten zu mildern, und zwar unter dem Einflusse des damals allgemein verbreiteten Illuminaten-, Ordens- und sonstigen Geheimbündlerwesens. Neben diesen geheimen Orden, deren Zwecke über das Studentenleben weit hinausgriffen, bildeten sich die rein burschikosen Landsmannschaften aus, welche an die „Nationen" des 14. Jahrhunderts wieder anknüpften. Jede dieser Landsmannschaften trug den Charakter eines Schutz- und Trutzbundes mit Gemeinschaft der Kneipe und der Waffen. Die Spitzen der Landsmannschaften bildeten den Senioren-Convent, welcher die ganze Studentenschaft repräsentirte. Studenten, welche zu keiner Landsmannschaft gehörten, hatten nichts mitzusprechen. Der Pennalismus wurde beseitigt. Die Studenten wurden nach dem Alter, das

sie als solche hatten, d. h. nach der Semesterzahl, eingetheilt in Füchse, Brandfüchse, junge Bursche, alte Bursche und bemooste Häupter. Letzterer Ausdruck ist dem Karpfen entlehnt, welchem, „da er an hundert Jahre alt wird, zuletzt Moos auf dem Haupte wächst". Man pflegte zwar die Füchse noch ein wenig zu foppen (Zeugniß: der Fuchsthurm bei Jena, ein Rest des alten Schlosses Kirchberg), aber man war weit entfernt von jenen barbarischen und ekelhaften Acten und Solennitäten, wie die „Deposition" und der „Schwedentrank" im 17. Jahrhundert. Die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Studenten, den geselligen Verkehr und den kriegsgerechten Gebrauch der Waffen regelte der „Comment", das interne Gesetz der Studenten, das zwar mit einem Complimentirbuch immer noch sehr wenig Aehnlichkeit hatte, aber im Vergleich zu der Verwilderung des 17. Jahrhunderts viel gesunden Sinn für sociale Ordnung und Studentenehre zeigte.

Dies war die Gesellschaftsverfassung der deutschen Studenten bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts.

Für uns handelt es sich hier vorzugsweise um die zweite Hälfte des zweiten Jahrzehnts, um die Zeit nach den Befreiungskriegen, namentlich aber um die Universitäten Jena und Gießen, auf welchen sich die damalige Bewegung am intensivsten zeigte, und von welchen die beiden genannten „Attentate" ausgingen.

Ich habe mich um eine gute zeitgenössische Darstellung der damaligen Zustände umgesehen. Die beste ist die Schilderung eines Engländers, John Russel, welcher in jenen Zeiten Deutschland bereist und das Universitätsleben studirt hat. Das Buch ist auch übersetzt (Leipzig, Liebeskind, 1825) erschienen. Ich gebe hier einen gedrängten Auszug aus dem betreffenden Kapitel, dessen Auffassung eben so wahr als originell ist:

„Man kann das specifische deutsche Studentenleben, oder wie man es dort nennt, das „Burschenleben" nicht in den Hauptstädten eines großen Staates, sondern nur auf jenen Universitäten studiren, welche irgend einem Kleinstaate angehören und sich in einer bescheidenen und wenig volkreichen Stadt befinden, deren Existenz mehr oder weniger von dem Besitze der Universität abhängt. Nur in solchen Städten können ein paar Hundert junge Leute aus verschiedenen deutschen Ländern die von ihnen völlig abhängigen Einwohner dominiren und Dinge aufführen, durch welche sie sich in einer großen Stadt dem öffentlichen Gelächter preisgeben würden. Wenn die Bürger, welche die Studenten als „Philister" bezeichnen, ihre Häuser vermiethen, ihre Waaren verkaufen, ihre Rechnungen bezahlt haben wollen, so sind sie gezwungen, sich allen Launen dieser jungen Tyrannen zu unterwerfen. Diese kleinen Städte sind das Paradies des Fecht- und des Sauf-Comments, der Corps und der Renommisten, der Biergelage und der Paukereien, der Schüler, welche ihren Lehrern Trotz bieten, und der Lehrer, welche vor ihren Schülern Bücklinge machen. Und nirgends findet sich das alles vollständiger beisammen als gegenwärtig in Jena.

„Die Studenten lassen es sich zur Noth gefallen, dem Professor eine Stunde zuzuhören oder nachzuschreiben. Aber sobald sie das Auditorium verlassen haben, beschäftigen sie sich den ganzen übrigen Tag damit, ihre Professoren und Allewelt im Städtchen zu commandiren. Die Duelle werden gewöhnlich Morgens in der Frühe erledigt; in den übrigen Freistunden geht man auf den Fechtboden oder man beschäftigt sich mit anderen nützlichen Dingen, wie namentlich mit Renommiren oder Randaliren, oder was sonst die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu ziehen im Stande ist. Gegen Abend aber versammeln sich die verschiedenen Verbindungen in ihren Zunft- oder Commershäusern, um sich in Tabak und Bier zu berauschen; und erst lange nach Mitternacht verhallen die letzten Strophen ihrer Lieder auf der Straße. Wein giebt es hier nicht; gleichwohl brüllen die Studenten über ihren Bierkrügen Lieder zum Lobe des Bacchus und des „Rebensaftes", welchen sie das ganze Jahr nicht genießen. Ihr Leben besteht aus Illusionen.

„Ich bitte den Leser, mir in die Commersstube des Wirthshauses zu folgen, welches dem Markte gerade gegenüber liegt.

„Sobald du eingetreten bist, kannst du dich vielleicht mittels der Ohren, aber gewiß nicht mittels der Augen orientiren.

Denn hier ist nichts sichtbar, als ein starker Dampf, welcher selbst die entferntesten Winkel füllt und Alles verhüllt, während er selbst durch ein räthselhaftes schwaches Licht erhellt wird. Aus dem Innern dieser hellgrauen Wolke tönen dir verworrene Laute der Fröhlichkeit und des Gelages entgegen, theils deutsch, theils lateinisch. Hat sich das Auge, wozu es längere Zeit braucht, allmälig in diesem Dunstkreise acclimatisirt, so erblickst du auch Menschen-Antlitze, welche dunkel aus dem bleichen Nebel hervorschauen und Bierkrüge vor sich haben, deren zinnerne Deckel in zweifelhaftem Lichte erglänzen. Allmälig gewinnen die Menschen, die Krüge und die andern Dinge eine bestimmtere und deutlichere Gestalt. Sobald du dich zwischen den langen Tafeln, welche sich auf beiden Seiten emporheben, durchgewunden und den großen Ofen erreicht hast, der sich am anderen Ende befindet, bist du im Stande, das Paradies des „deutschen Burschen" zu überschauen, welchem Paradies nichts fehlt, als die reizenden Houris. Ein jeglicher Bursche hat seine Mütze auf dem Kopfe, seinen Bierkrug in der Hand, die Pfeife im Mund und ein Lied auf den Lippen. Ein Jeglicher ist auf das Innigste überzeugt, daß Europa dereinst nur ihm und seinen Kameraden seine Wiedergeburt zu verdanken haben wird, und daß sie (er und die Seinen) die alleinigen und wahren Repräsentanten von „Muth und Kraft," von Freiheits- und Unabhängigkeitssinn, die auserlesenen Muster einer kühnen und freien, hochbegeisterten und unabhängigen Jugend sind. Sie legen die Hände auf ihre Bierkannen und schwören feierlich, für Deutschlands Freiheit, Größe und Ehre zu sterben; dann stopfen sie sich von neuem ihre riesigen Pfeifen.

„Sehr eigenthümlich sind ihre Gesänge und Lieder. Viele davon haben einen rein geselligen Charakter. Aber manche tragen eine aparte Gesinnung zur Schau, welche ihrer eigenthümlichen Art zu denken entspricht. Sie strotzen von einem ungeheuren Eifer für Patriotismus und Freiheit, wovon die „Burschen" jedoch keine klare Meinung zu haben scheinen, mit Ausnahme des Punktes, daß sie verpflichtet seien, dafür zu „erglühen". Endlich folgen geheimnißvolle Andeutungen über eine mystische Ritterschaft, welche sich nur dem Kundigen offenbart, sei es durch eine eigenthümliche Fechtart, sei es durch eine cabalistische Ceremonie, bei welcher — das versteht sich stets von selbst — gesungen und getrunken und schließlich der Degen durch die Mütze gebohrt wird. Wie die venetianischen Lieder alle Bedeutung verlieren würden, wenn sie von Andern als Venetianern, und an einem andern Orte, als in Venedig, gesungen würden, so würden auch diese Jenenser Burschenlieder unter anderen Umständen und an anderen Orten Gefahr laufen, für Unsinn gehalten zu werden; so würden diese zahlreichen Turnierlieder der Studenten und ihre Bezugnahme auf die sittlichen, geistigen und politischen Wirkungen, welche sie sich davon versprechen, das Ungestüm, womit sie den Himmel stürmen und alle Schranken durchbrechen, unverständlich, ja lächerlich sein für Alle, welche nicht diese besondere Denkungsart kennen; und die schwärmerische Feierlichkeit, mit welcher sie die Lieder in den Dampf hineinsingen, würde manchen Dritten unwiderstehlich zum Lachen reizen.

„Der Zeitpunkt, wo die Deutschen die Waffen gegen Frankreich ergriffen und wo sich namentlich die akademische Jugend auszeichnete, war eben so fruchtbar an Liedern wie an Heldenthaten. Unter diesen Liedern befinden sich viele von höchstem poetischen Werth, obgleich sie im Ganzen, etwa den jungen Körner ausgenommen, nicht von Dichtern von Profession herrühren. Im Uebrigen kann man sagen: Lieder, welche keine Erinnerungen aus den Zeiten des Krieges, keine Anspielungen auf Turniere und keine Beziehungen zu Paukereien und Duellen aufweisen können, sind nicht im Stande, einen besonderen Eindruck auf das Herz des „deutschen Burschen" zu machen.

„Man sagt mir, daß die deutschen Regierungen sich sehr vor den Studenten fürchten und ihnen allerlei finstere Pläne und demokratische oder gar blutdürstige Absichten zuschreiben. Ich habe in ihren Zusammenkünften und Liedern nichts der Art gefunden. An wortreichen Phrasen über Freiheit und Vaterland fehlt es zwar nicht, aber von speciellen Plänen oder directen Hinweisungen auf Regierungen oder einzelne Personen wird man nichts bemerken.

„Der einzige Regierungswechsel, den ich befürworten hörte, war in der Strophe enthalten:

‚Beim großen Faß zu Heidelberg,
Da sitzt der Senat,
Und auf dem Schloß Johannisberg
Der hochwohlweise Rath.
Der Herr'n Minister Regiment
Soll beim Burgunder-Wein,
Der Kriegsrath und das Parlament
Soll beim Champagner sein.'

(welche gute Wein-Strophe man leider bei schlechtem Bier sang). Ich glaube aber, höchstens das Cabinet in Constantinopel würde sich dieser Reform unter irgend einem schicklichen Vorwande widersetzen, obgleich es wohl im Stillen selbst am verbotenen Wein nippt.

„Sicherlich fand das Haus Hannover geringere Schwierigkeiten, die Clans in dem schottischen Hochlande zur Raison zu bringen, als sie der Großherzog von Sachsen-Weimar finden würde, wenn er die Verbindungen und „Couleuren" unter der Jenenser Studentenschaft mit der Wurzel ausrotten und diese vierhundert Jünglinge bewegen wollte, vernünftig zu reden. Diese Verbindungen sind keineswegs, wie die argwöhnische und schlecht unterrichtete Polizei in Deutschland, welche sich seltsamerweise durch russische Denkschriften über die Zustände ihres eigenen Landes unterrichten läßt, zu glauben scheint, eine Erfindung aus neuerer Zeit oder nur zu politischen Zwecken gestiftet. Es hat von jeher auf den deutschen Universitäten „Orden" oder „Landsmannschaften" gegeben, in welchen sich ursprünglich die jungen Leute aus demselben Lande oder derselben Provinz vereinigten. Diese Verbindungen üben eine große Gewalt aus. Allein merkwürdigerweise haben sie in allem, was die Universität selbst als solche angeht, weder Stimme noch Einfluß. In dieser Hinsicht kann vielmehr ein Fellow aus der griechischen oder lateinischen Klasse in Glasgow, welcher bei der Wahl des Rector Magnificus berechtigt ist, seine Stimme abzugeben, mit allem Rechte verächtlich auf die Renommisten in Jena und Gießen herunterblicken. Jene eigenthümliche Art von Freiheit hat der deutsche Student mit jedem groben Bauernjungen gemein, welcher etwas darin sucht, Anstoß zu erregen.

„Sich zu kleiden und ein Aeußeres anzunehmen, wie kein anderer vernünftiger Mensch; den Bart wachsen zu lassen, während sich andere Leute rasiren; die langen Mähnen wirr auf die Schultern fallen zu lassen, während gesittete Menschen die Haare gekämmt und kurz tragen; die Straßen auf und ab zu toben in riesigen, „Kanonen" genannten Courierstiefeln, welche mit Sporen belastet sind, die man ihres Aussehens und Gewichtshalber „Pfundsporen" nennt; den Aermel am Ellenbogen durchzuscheuern, während verständige Menschen einen Rock ohne Löcher vorziehen; die Nächte durch singend und jubelnd durch die Straßen zu ziehen, während andere Leute im Bette liegen und schlafen: dieses und andere dergleichen Dinge machen das Wesen der vielgepriesenen „akademischen Freiheit" bei den deutschen Studenten aus.

„Eine Zeit lang schien es, als wollten die deutschen Studenten aus ihrer eigenen Kraft und Initiative heraus ihre Gesellschaftsverfassung reformiren. Diejenigen, welche die Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 mitgemacht, und deren waren Viele, hatten, als sie aus dem Kriege zur Universität zurückkehrten, einen ernsteren Sinn mitgebracht und blickten mit Unbefangenheit, wenn nicht mit Geringschätzung, auf die Armseligkeit ihrer kleinlichen und lächerlichen Zänkereien herunter. Von diesem höheren Standpunkte aus gelangte man zu dem Vorschlag, die Landsmannschaften abzuschaffen und an die Stelle dieser Sauf- und Raufbrüderschaften eine alle Studenten umfassende allgemeine Burschenschaft zu setzen, welche das vestalische Feuer der patriotischen Begeisterung erhalten sollte, das der Krieg in den Herzen der akademischen Jugend so mächtig entzündet hatte. Dieser Vorschlag fand Beifall und es dauerte nicht lange, so waren die alten Landsmannschaften durch das neue Licht der Burschenschaft gänzlich verdunkelt. Wenigstens war es so in Jena; und ich habe oft sagen hören, daß zu keiner Zeit so viel Ordnung, Ruhe und Achtung vor dem Gesetz in Jena geherrscht hat, als während der Periode, wo die Burschenschaft florirte. Man hielt öffentliche Versammlungen und Besprechungen ab, ohne zu trinken und zu „contrahiren", ohne die Pfeife im Munde und die Mütze auf dem Kopfe zu haben, ja sogar — und dies war das

Unerhörteste von Allem — ohne die Hunde mitzunehmen. Der Geist welcher in Jena erwacht war, ergoß sich auch auf die andern Universitäten. Aber sein schlimmster Feind war seine eigene Ueberstürzung. Man hätte die Reform im stillen sollen wachsen und sich nach und nach der verschiedenen Hochschulen bemächtigen lassen. Statt dessen beschloß man, von oben herunter zu centralisiren, zu uniformiren und zu mechanisiren. Die Studenten aus allen Theilen und Gegenden Deutschlands versammelten sich 1817, um das Reformationsfest und die Feier der Schlacht bei Leipzig auf der Wartburg zu begehen, und bei dieser Gelegenheit beschloß man nicht nur die Abschaffung der Landsmannschaften und die Einführung der Burschenschaft auf jeder einzelnen Universität, sondern man decretirte auch, die Studenten sämmtlicher deutschen Universitäten sollen einen gemeinschaftlichen „Bruderbund" bilden, an dessen Spitze ein aus Abgeordneten aller Universitäten zu bildender Executiv-Ausschuß oder ein oberster Gerichtshof stehen solle. Außerdem sollten regelmäßige Beiträge bezahlt, periodische Sitzungen und Zusammenkünfte gehalten und eine eigenthümliche Kleidung, welche man die „deutsche Tracht" nannte, getragen werden, — eine Tracht, welche zu keiner Zeit der Geschichte üblich, sondern willkürlich aus allerlei heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt war. Der Zweck dieses Bundes war mit folgenden Worten ausgedrückt:

„‚Die allgemeine deutsche Burschenschaft tritt in das Leben, indem sie einen festen Verband und ein treues Bild aller Vaterlandsgenossen aufstellt, welche für Freiheit und Gleichheit erglühen; indem sie sich bemüht, ein echtes Burschenleben durch Ausbildung aller körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte zu fördern und ihre Mitglieder zu einem gemeinnützigen Leben durch einen freien und gleichen, einheitlichen und gehörig gegliederten Verein auszubilden, so daß ein Jeder sich zu einem solchen Grade von Selbstgefühl erheben kann, um in seiner eigenen reinen Persönlichkeit den Werth des deutschen Gemeinsinns in vollem Glanz zu bewähren!'

„Dieser ganze Apparat und die hochtönenden Worte erschreckten die mißtrauischen deutschen Regierungen, welche nach glück[lich] [üb]erstandenen Kriegszeiten in jeder N[e]uerung ein Unglück und in jeder Bewegung eine Gefahr sahen.

„‚Was soll das?' fragten sie, ‚Wozu dieses Verzeichniß von Delegirten? Wozu diesen Executiv-Ausschuß? Wozu dieses Burschengericht? Wozu einen Verein, welcher sich von der Ostsee bis zu den Alpen erstreckt? Wozu eine geheime Centralbehörde, welche ihre Herrschaft von Kiel bis Freiburg, Tübingen und Erlangen ausdehnt?'

„Und auch wohlwollende Leute, welche nicht von jenem krankhaften bangen Mißtrauen beseelt waren, konnten nicht umhin, sich zu sagen, daß zehntausend Studenten, zusammengefaßt in einem sich über ganz Deutschland erstreckenden Verein und beseelt von jenem patriotischen Eifer, welcher sich zu einer immer höheren Flamme emporfachte, geleitet von Professoren, welche, trotz aller Gelehrsamkeit, in Sachen der Politik und der Praxis naiv wie die Kinder waren, unter Umständen ein Opfer von Ungestüm und Unverstand oder eine Gefahr für das Vaterland werden könnten; und selbst solche Männer, welche, mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden, eine politische Wiedergeburt Deutschlands für nothwendig hielten, mochten dieses große Werk nicht so jugendlichen Händen anvertraut sehen.

„In Jena war die Burschenschaft zuerst entstanden. Hier sollte sie auch zuerst untergehen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar konnte dem Druck, welcher von allen Seiten auf ihn einstürmte, auf die Dauer keinen Widerstand leisten. Er befahl die Auflösung und die Burschenschaft leistete dem Befehl Folge, wenngleich ihre Mitglieder noch im stillen gleich einer verfolgten Gemeinde zusammenhielten und ihre Auflösung in einem rührend traurigen Liede beklagten, von welchen ich einige Strophen hierhersetze.

‚Die Form ist zerbrochen
Von außen herein.
Doch was man drin gerochen,
War eitel Dunst und Schein.

Das Band ist zerschnitten,
War Schwarz, Roth und Gold.
Doch Gott hat es gelitten.
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen.
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen;
Und uns're Burg ist Gott!'

„Das Charakteristische dieses Liedes, welches die Burschenschaft bei und nach ihrem eigenen Begräbniß selber sang, besteht in zwei Dingen: Erstens in der romantisch-frömmelnden Verwirrung, wonach — ich spreche zunächst nur von den drei Strophen, welche ich hier mittheile, denn das Original hat der Strophen noch viel mehr — wonach, sage ich, die Burschenschaft in der ersten Strophe ein Topf ist, worin man eine riechbare Flüssigkeit verwahrt (etwa nach dem bekannten lateinischen Spruche: „Servat testa diu" u. s. w.), während sie in der zweiten aus einem polychromischen Bande und in der dritten aus einem Haus besteht. Zweitens aber in der eigenthümlich schwermüthigen Melodie, welche Ihresgleichen nur finden dürfte in der Singweise jener Lieder der Moresken, worin sie den Untergang ihrer spanischen Herrschaft beklagen.

„Kaum hatte die Burschenschaft, dem Befehle des von ihr hochverehrten Großherzogs von Sachsen Weimar gehorchend, sich aufgelöst, so erhoben sich die Landsmannschaften und Corps wieder aus ihrer Gruft, worin man sie für ewig beigesetzt wähnte. An die Stelle des „Ehrenspiegels" der Burschenschaft trat wieder der Rauf- und Saufcomment, gehandhabt von dem Senioren Convent, welcher jene Gesetzbücher für ein allein seligmachendes Dogma, für die alleinige Richtschnur des Lebens und Glaubens erklärte.

„Gewiß hat der Großherzog von Sachsen es später bereut, daß er, dem Druck der Großmächte weichend, die Burschenschaft auflöste. Denn die wieder auferstandenen Landsmannschaften hatten bedenkliche Sitten. Eigentlich war ihr einziger Zweck: Zank und Streit, Scandal und Renommisterei, Trinken und Schuldenmachen, und endlich Terrorisiren der sogenannten ‚Philister'.

„Ein aus der Zeit des Wiederauflebens der Landsmannschaften datirendes Lied schildert dieses schöne Verhältniß in naivster Weise, wie folgt:

‚Wenn dem Burschen es behaget,
Setzt er vor die Thür den Tisch.
Und dann kommt der Wirth gesprungen,
Da wird denn gezecht, gesungen
Auf der Straße frei und frisch.

Und im Winter und im Sommer
Wird serviret auf der Straß'.
Hei, wie da die Schläger blitzen,
Hei, wie da die Hiebe sitzen! —
Aber Alles ist nur Spaß!

Auf dem Markte, auf den Straßen,
Stehn Studenten all zu Hauf.
Mädchen an den Fenstern stehen
Und nach den Studenten sehen.
Und wer will, der schaut hinauf.

Und die akademische Freiheit
Ist in Jena auf dem Damm.
Zu Schlafröcken darf man gehen,
Und den Bart sich lassen stehen,
Wie ein Jeder will und kann.'

„Eine seltsame Definition der Freiheit ist das, wonach dieselbe darin bestehen soll, daß man unrasirt und im Nachtsgewand umherlaufen darf auf dem Markt und in den Straßen!" — — — — —

Soweit unser englischer Gewährsmann. Ich kann nicht umhin, ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, erstens, daß es das Urtheil eines Ausländers ist, welches ich hier wiedergebe, und zweitens, daß es sich nicht um die Gegenwart handelt, sondern um die Zustände, wie sie waren zu Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts.

Käme heute unser englischer Gewährsmann wieder nach Jena, so würde ohne Zweifel sein Urtheil anders und günstiger lauten. (Forts. folgt.)

Literarisches.

Unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart steht Karl Gutzkow, was Vielseitigkeit, polemische Schärfe und Energie des Ausdrucks betrifft, gewiß in erster Reihe, und es muß daher als ein sehr zeitgemäßes Unternehmen angesehen werden, daß die Verlagshandlung von Hermann Costenoble in Jena eine erste Gesammtausgabe aller seiner Werke veranstaltet. Die erste Serie ist auf 12 Bände veranschlagt, und der erste Band beginnt mit den Erinnerungen „Aus der Knabenzeit". Dieser ersten Serie werden sich weitere anschließen, denn Gutzkow's Productivität ist bekanntlich eine sehr große, und seine bändereichen Romane, seine Dramen und polemischen Schriften bilden eine stattliche Reihe von Büchern, in denen sich ein wichtiger Zeitraum unserer nationalen Entwicklung vom Jahre 1830 bis zur Gegenwart treffend spiegelt. Die literarischen und politischen Bewegungen der letzten fünfzig Jahre können gar nicht studirt werden, ohne Gutzkow's sämmtliche Schriften zu berücksichtigen.



Die Cardinäle.

Eine Schilderung aus meiner Vogelstube.

Von

Karl Ruß.

Die muntere Welt der kleinen geschwätzigen Schmuck- oder Prachtfinken ist verstummt. Mit der tiefen Finsterniß ist laut- und bewegunslose Ruhe in der Vogelstube eingetreten. Kaum glauben wir es, daß in diesem Raume mit uns noch etwa zweihundert lebende Wesen athmen. Doch das geringste Geräusch würde einige von den Vögeln aufstören und binnen wenigen Minuten würden uns dann so viele umschwirren und umtoben, daß wir an der erwähnten Thatsache nicht mehr zweifeln könnten. Wir lassen die Vögel jedoch lieber ruhen und verhalten uns lauschend still und regunglos.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn inmitten der schwarzen Finsterniß plötzlich ein langgezogener wohlklingender Ton erschallt, der von Zeit zu Zeit wiederholt wird. Wir sind es ja gewohnt, Vogellieder nur bei freudigem Sonnenschein zu hören oder die Klage der Nachtigall mindestens bei silbernem Mondlicht zu belauschen. Jedenfalls finden wir aber diese Töne, welche immer häufiger sich hören lassen und zuletzt in einen lauten zusammenhängenden Gesang übergehen, durchaus melodisch und angenehm. Dieser Sänger ist der sogenannte rothe Cardinal aus Nordamerika.

Allen Freunden der gefiederten Welt ist es wohl bekannt, daß viele der bei uns eingeführten fremdländischen Stubenvögel wunderliche Phantasienamen haben, welche sich theils auf ihre Farben und ihre Erscheinung überhaupt, theils auf besondere Verhältnisse ihrer Heimathsländer beziehen. So giebt es Goldbrüstchen, Schmetterlingsfinken, Diamantvögel oder Papstfinken, Nonnen, Cardinäle und dergleichen. Als Cardinäle bezeichnete man in früherer Zeit vornehmlich Vögel mit rothen Farben.

Diese von den frühesten Vogelhändlern und Liebhabern aufgestellten Bezeichnungen haben sich im allgemeinen bis zur Gegenwart erhalten und da die immer lebhafter erwachende Liebhaberei eine immer zahlreichere Einführung neuer Vogelarten in den Vogelhandel veranlaßte, so mußten solche Namen in immer größerer Mannigfaltigkeit erfunden werden. In dieser Weise ist dem ursprünglich benannten einen rothen Cardinal noch eine ganze Anzahl ähnlicher, jedoch verschieden gefärbter geistlicher Würdenträger im gefiederten Gewande nachgefolgt.

Emil Schmidt, der Schwiegersohn Rößmäßlers, unbestreitbar einer der hervorragendsten deutschen Kenner auf diesem Gebiete, hat uns in naturtreuer und lebensvoller Darstellung diese Cardinäle der Vogelliebhaberei so vor Augen geführt, wie dieselben in meiner Vogelstube oder jeder andern derartigen Sammlung dem Vogelfreunde entgegentreten.

Diese vier Vögel, sämmtlich etwa in der Größe einer Drossel und von schönen, glänzenden Farben, gehören zu den größten Lieblingen der Vogelfreunde und bieten eine große Mannigfaltigkeit schöner Erscheinungen.

Der rothe Cardinal (Cardinalis virginianus) oder Haubenkernbeißer, auch Haubenblutfink und in Amerika vorzugsweise Rothvogel geheißen, ist ein glänzend dunkelrother Vogel, mit scharlachrothem Kopfe, spitziger Tolle oder Federbusch, schwarzem Gesicht und Kehle, und sehr starkem lichtkorallenrothen Schnabel. Sein Weibchen ist am ganzen obern Körper röthlich-graubraun, mit bräunlich-rother Stirn, ebensolchen Augenbrauen und Federbusch; an der untern Seite ist es heller und schwächer röthlich-braun gefärbt, sein Schnabel ist ebenfalls heller roth als der des Männchens. Die Heimath dieses Vogels erstreckt sich fast über ganz Nordamerika.

Ihm verwandt ist der graue Cardinal (Cardinalis — Paroaria — cucullata), welcher wiederum zu den schönsten fremdländischen Stubenvögeln gehört. Sein Gefieder ist am oberen Körper dunkel schiefergrau, am ganzen unteren reinweiß und längs der Brustseiten gefleckt. Kopf, Kehle und von dieser aus ein schiefer Zipfel nach der Brust zu sind dunkelblutroth und auf dem Kopfe erhebt sich eine spitze Tolle oder Haube. Die Größe ist ein wenig geringer als die des rothen Cardinals. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch ganz unmerklich geringere Größe und matteres Roth. Der graue Cardinal ist vornehmlich in Brasilien heimisch.

Der Dominicaner-Cardinal (C. —Paroaria—Dominicana) ist dem grauen in der Größe und Gestalt fast vollständig gleich und auch die Färbung erscheint nahezu übereinstimmend, auch hat er ebenfalls einen rothen Kopf, jedoch auf demselben keine Haube. Das Vaterland ist ebenfalls Brasilien.

Während diese drei Cardinäle den Kernbeißern nahe stehen, ist eine vierte Art den Ammern verwandt. Der grüne Cardinal (C. — Gubernatrix — cristatella) ist eigentlich nicht schöner, dennoch gesuchter als die übrigen, weil er im Vogelhandel ungleich seltener vorkommt. Er ist oberhalb düster olivengrün, unterhalb lebhaft grünlich-citronengelb gefärbt. Das Gesicht erscheint durch gelbe Augenbrauenstreifen, schwarze Zügelstreifen und breiten schwarzen Bartfleck an der Kehle, nebst einer spitzigen Federtolle auf dem Kopf sehr absonderlich. Die Färbung des Weibchens weicht darin ab, daß die Unterseite mehr gelblich-grauweiß und die Streifen anstatt gelb, weißlich sind. Die Heimath des grünen Cardinals erstreckt sich über Südbrasilien und die Laplataländer.

Noch könnten wir den sogenannten Bischof (C.—Coccoborus—coerulea) hinzuzählen, einen prachtvollen einfarbig dunkelblauen Vogel, welcher jedoch im Handel so selten ist, daß ihn nur wenige Liebhaber besitzen. Der Zeichner hat ihn auf unserm Bilde nicht angebracht und wir wollen uns daher mit seiner kurzen Erwähnung begnügen.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der Vögel, welche unser Bild zeigt, sei es mir nun vergönnt, sie auch in ihren Eigenschaften als Stubengenossen und Freunde des Menschen zu schildern.

Alle naturgeschichtlichen Schriftsteller Amerika's sind entzückt von dem Gesange des rothen Cardinals, welchen sie eben deshalb auch als die Virginische Nachtigall bezeichnen. Sie schwärmen aber nicht allein von seinem Gesange, sondern auch von der Schönheit seines Gefieders, welches schon von weitem in die Augen fällt und überall der Landschaft zu einer großen Zierde gereicht. Audubon sagt, daß man ihn ebensowol tief im einsamen Walde, als auch in den Baum- und Gemüsegärten, in gleicher Weise auf den weiten baumlosen Feldern, als auch inmitten der Städte und Dörfer findet. Namentlich in den südlichen Staaten kann man selten einen Garten betreten, ohne einen der schönen rothen Vögel durch die Zweige der Bäume huschen zu sehen. Aber, sagt er, wo der Cardinal auch sein mag, überall ist er willkommen, ein Liebling Jedermanns, weil sein Gefieder so

glänzend schön, sein Gesang so reich und melodisch ist. Diesen letzteren beschreibt der berühmte Vogelkundige mit dem größten Entzücken:

„Der Gesang dieses Vogels beginnt laut und klar und erinnert dann an die schönsten Töne des Flageolets; mehr und mehr sinkt er aber allmälig, bis er zuletzt ganz leise erstirbt. In der Zeit der Liebe wird das Lied sehr laut und kräftig vorgetragen, denn der Vogel ist sich dann seiner Vollkraft bewußt, er schwellt seine Brust, breitet seinen rosigen Schwanz aus, schlägt mit den Flügeln und wendet den Kopf bald rechts bald links, gleichsam als wolle er sein eigenes Entzücken über die wundervollen Töne zu erkennen geben. Immer von neuem werden die Melodien wiederholt, und der Sänger schweigt nur, um Luft schöpfen zu können. Lange vorher, ehe die Sonne den Frühhimmel vergoldet, beginnt der Gesang und erst dann verstummt er, wenn das flammende Gestirn so heiße Strahlen herabsendet, daß diese alles Leben in der Natur zu zeitweiliger Ruhe zwingen. Sobald aber die nahende Kühlung die verschmachtenden Thiere wieder hochaufathmen läßt, fängt der Sänger von Neuem an und so kräftig, als habe er noch niemals seine Lunge angestrengt, ruft er das Echo in der ganzen Nachbarschaft wach. Nicht eher geht er zur Ruhe, als bis die Abendschatten sich um ihn her verbreiten. In dieser Weise sucht der Rothvogel Tag für Tag die Langeweile des brütenden Weibchens zu vertreiben und von Zeit zu Zeit stimmt auch dieses, jedoch leiser mit der Bescheidenheit seines Geschlechtes, in das Lied ein. Wenige Amerikaner verweigern diesem holden Sänger den Zoll der Bewunderung. Wie erfreulich ist es bei trüber Witterung, da das Dunkel schon die Wälder deckt und man die Nacht bereits hereingebrochen wähnt, wenn dann plötzlich die herrlichen wohlbekannten Töne dieses Lieblingsvogels beginnen! Gar oft habe ich dieses Vergnügens mich erfreut und möchte es um keinen Preis für immer missen."

Mit noch größerer Begeisterung spricht Wilson von dem Rothvogel und den amerikanischen Singvögeln überhaupt: „Man hat den Cardinal oft die virginische Nachtigall genannt und er verdient diesen Namen allerdings, wegen der Klarheit und Verschiedenheit seiner Töne, welche ebenso wechsel- als klangvoll sind und vom Beginn des März bis in den September hinein vernommen werden. Der Gesang dieses Kernbeißers ist dem der europäischen Nachtigall vollkommen gleich und seine Töne, so klar und ausgezeichnet sie auch sein mögen, stehen doch noch weit unter denen unserer (amerikanischen) Walddrossel, und auch unter denen unserer Braundrossel. Unser unübertrefflicher Spottvogel ist aber längst dafür bekannt, daß er der Nachtigall mindestens ebenbürtig gleich stehe; diese Vögel bilden aber noch nicht den zehnten Theil der herrlichen Sänger Amerika's. Könnten die Europäer an einem Maiabend gegen Sonnenuntergang an unsern Waldsäumen dem Vogelgesange lauschen, sie würden wahrhaftig zufrieden sein. Und die Meinung, welche man gewöhnlich in Europa hegt, daß der Vogelgesang in den Wäldern Amerika's mit den Vogelliedern der europäischen Waldungen sich nicht messen könne, würde bald genug schwinden. Man kann freilich keinen Vergleich ziehen zwischen den tiefen Wäldern Amerika's und den bebauten Feldern Englands, denn es ist eine wohlbekannte Sache, daß in den ersteren sich nur selten Singvögel aufhalten; wenn man aber gleiche Oertlichkeiten in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Europa mit einander vergleicht, so wird man zweifellos finden, daß Amerika nicht nachstehe und daß gerade seine Westhälfte in dieser Hinsicht bedeutend bevorzugt ist. Die wenigen amerikanischen Singvögel, welche bis jetzt nach Europa gebracht sind, haben die besten Kenner in Verwunderung gesetzt."

Seltsamerweise ist unter den deutschen Naturforschern, welche den rothen Cardinal in seiner Heimath gehört haben, Niemand von seinem Gesange besonders erbaut. Prinz Max von Wied, welcher den Vogel sehr genau beobachtet hat, sagt von seinem Gesange kurz, daß derselbe mehr sonderbar als angenehm erklinge. Dr. Cabanis findet ebenfalls nichts Außerordentliches darin. Gerhardt sagt, der Gesang ertönt wie „dihu, duiduiduiduiduidi" und entspricht im übrigen nicht der Schönheit seines Gefieders. Die Meinungen der Liebhaber, welche den rothen Cardinal hier in der Gefangenschaft gehalten, sind sehr getheilt. Die meisten stimmen

allerdings darin überein, daß der Gesang keine besonderen Vorzüge habe; der Vogelhändler Mieth in Berlin, ein tüchtiger Kenner des Vogelgesanges, behauptet, daß unter den vielen Vögeln, welche er im Laufe der Zeit gehabt, der Gesang sehr bedeutende Verschiedenheit zeige und daß allerdings manche dieser Vögel als vortreffliche Sänger anerkannt werden müßten. Er meint, daß diese Verschiedenartigkeit wahrscheinlich je nach den verschiedenen Heimathsstrichen zur Geltung komme.

Nach den Berichten sowohl der amerikanischen als deutschen Forscher ist die Lebensweise dieses Vogels ziemlich genau beobachtet. Er hält sich während der Frühlings- und Sommermonate paarweise, im Herbst und Winter dagegen in kleinen Flügen, welche aus den Alten mit den erwachsenen Jungen bestehen, an den genannten Orten auf. In gelinden Wintern, sowie in den südlichen Staaten überhaupt, bleibt er in der Heimath und kommt dann mit Sperlingen, Ammern, Schneevögeln, Tauben und anderen zusammen in die ländlichen Gehöfte, vor die Scheunen und fliegt auch gern in die offenen Ställe, auf Kornböden u. s. w.; er übernachtet dann in den dichten Baumkronen der Obstgärten, auch in Heuschobern und ähnlichen Verstecken. In strengen Wintern, sowie in den nördlichen Staaten überhaupt, wandert er dagegen südwärts und streift dann überall umher, wo er Nahrung findet. Mit dem Beginn des März kehrt er wieder zurück und zwar kommen, wie bei manchen unserer europäischen Vögel, die Männchen einige Tage früher als die Weibchen an.

In seiner übrigen Lebensweise ähnelt der Cardinal den eigentlichen Kernbeißern wenig. Nicht wie jene sitzt er stundenlang regungslos auf einem Fleck, sondern im Gegentheil, er ist immer in Unruhe und Bewegung, fliegt und hüpft hin und her, von Busch zu Busch, wippt dabei fortwährend mit dem Schwanze, hüpft auf dem Boden herum, schlüpft sehr gewandt durch das dichte Gebüsch und fliegt im kurzen, ruckweisen, harten und geräuschvollen Fluge. Im Sitzen trägt er den Leib wagerecht, läßt den Schwanz meistens gerade herabhängen und stelzt ihn auch zuweilen; fortwährendes Schwippen und Wippen des Schwanzes und zuweilen auch der Flügel begleiten jede seiner Bewegungen. Wilson giebt als die Nahrung des rothen Cardinals vorzugsweise Mais an; außerdem frißt er allerlei Sämereien, Beeren, Kirschen und andere Früchte, sowie auch Kerbthiere und Gewürm. Sein Lieblingsfutter sollen die Blüthen des Zuckerahorns, sowie die Hollunderbeeren sein.

Das Nest wird sehr verschiedenartig angelegt. Je nach der Oertlichkeit steht es auf einem einsamen Baume inmitten des Feldes, am Waldrande, in einem Busch oder tief im finstersten Dickicht, nicht selten befindet es sich in der dichtesten Nähe menschlicher Wohnungen und am häufigsten sieht man es nahe bei einem Flusse. Es wird aus dünnen biegsamen Zweigen, Halmen und Rebenschlingen geflochten, darüber kommen trockene Blätter, Moos und dergleichen und die innere Mulde wird mit weichen Grashalmen ausgepolstert. Das Gelege besteht in vier bis sechs Eiern von bläulich-weißer Farbe, über und über mit olivenbraunen Flecken besprengt, welche am stumpferen Ende so stark werden, daß sie fast in einen dichten Kranz zusammenfließen. Während der rothe Cardinal in den nördlichen Staaten nur einmal im Jahre nistet, so bringt er in den südlichen fast regelmäßig drei Bruten zu Stande. Ueber die Brutdauer und die Entwickelung der Jungen haben die amerikanischen Forscher sehr wenig mitgetheilt. Gerhardt sagt nur, daß die Jungen nach dem Ausfliegen noch wenige Tage von den Alten geführt, dann aber ihrem Schicksal überlassen werden.

Umsomehr freue ich mich darüber, daß ich den Lesern über das Brutgeschäft der rothen Cardinäle in der Gefangenschaft recht ausführliche Mittheilungen machen und also die Beobachtungen der amerikanischen Forscher im wesentlichen ergänzen kann. In Deutschland hat diesen Vogel meines Wissens zuerst Herr Hermann Leuckfeld in Nordhausen (ein sehr eifriger Vogelzüchter und aufmerksamer und gewissenhafter Beobachter, der leider viel zu früh, im vorigen Jahre gestorben ist) mit Erfolg gezüchtet. Späterhin ist dies auch in verschiedenen zoologischen Gärten, insbesondere von Herrn Dr. Bodinus, früher in Cöln, jetzt in Berlin, sowie im Berliner Aquarium geschehen. Herr Leuckfeld theilte Folgendes mit:

Schon seit längerer Zeit besaß ich ein

Paar rothe Cardinäle, ohne daß dieselben sich um einander bekümmerten, im Gegentheil, fast immer lagen sie sich in den Haaren oder richtiger in den Federn. Nach dem Tode des Männchens erhielt ich von Herrn Handels-Menagerie-Besitzer Hagenbeck in Hamburg ein sehr schönes junges Männchen, welches sogleich anfing, mit dem Weibchen schön zu thun und auch sichtlichen Eindruck auf dasselbe machte.



Cardinäle.

Ich hatte die Cardinäle in meiner Vogelstube zwischen verschiedenen Finkenarten und andern Vögeln freifliegend und bemerkte bald zu meiner großen Freude, daß die Vögel dicht an der Wand in einem Tannenbusch mit dem Nestbau begannen. Als Grundlage für das Nest brachten sie biegsames Reisig an und darüber nur noch Papierstreifen, obwohl auch noch mancherlei anderes Baumaterial vorhanden war. Das Männchen betheiligte sich am meisten bei dem Bau des Nestes, brachte auch die nöthige Rundung durch Drehen mit dem Körper hervor und lockte fortwährend das Weibchen mit seinen sehr schönen langgezogenen Tönen. Weiter brachten es die Vögel aber damals nicht; entweder war es bereits zu spät im Jahre, denn der Herbst nahte schon, oder die Cardinäle fanden sich durch die andern Vögel gestört, vielleicht war auch Beides der Fall.

Bemerken muß ich, daß der rothe Cardinal als ein sehr unverträglicher Vogel erscheint, denn die kleinen Finkenarten wurden von meinem Paare in grausamster Weise verfolgt und lebensgefährlich verletzt. Mit Rücksicht auf diese Unverträglichkeit brachte ich die Cardinäle im nächstfolgenden Jahre allein in eine halbdunkele Kammer, welche ich durch einen kleinen Vorbau aus Drathgitter von meinem Geschäftslocal trennen ließ. Diesen Raum streute ich, wie das stets am zweckmäßigsten ist, ganz dicht mit feinem Kies aus, brachte Sitzstangen, ein Tannenbäumchen und einen halboffenen Nistkasten hinein. Die Vögel waren bald einig. Sehr interessant ist es zu beobachten, wie das Männchen seine Gattin zu ehelichen Liebkosungen lockt. Mit halbausgebreiteten Flügeln, den Schwanz fächerartig gespreizt, meistens tief hinabgesenkt und ihn zuweilen, dem Pfau ähnlich in die Höhe schwippend, den Körper ganz zurückbiegend und den Kopf abwechselnd bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin schiefgebogen haltend, so hüpft es in drolligen Stellungen hinter dem Weibchen her und läßt dabei seine schönen, langgezogenen, nachtigallartigen Töne laut und kräftig erschallen.

Bald legte das Weibchen, ohne vorher irgend welche Lust zum Nestbau gezeigt zu haben, fünf Eier von der Sitzstange herab, so daß ich zu meinem größten Verdrusse an jedem Tage ein zerbrochenes Ei aus dem Kämmerchen entfernen mußte. Jetzt kam ich auf die Idee, den Vögeln hinsichtlich des Nestbaues zu Hülfe zu kommen. Dies ist allerdings, außer bei den Canarienvögeln, in den meisten Fällen nicht rathsam. Hier glückte es jedoch. Ich hing nämlich in der halbdunkeln Ecke des Raumes ein altes hölzernes Gebauerchen auf, dessen eine Seite offen war und in welchem ich als Nestgrundlage frisches biegsames Besenreis rund zusammengedreht angebracht hatte. Zu meiner Freude nahmen die Vögel dies so vorgerichtete Nest wirklich an und bauten es mit Papierstreifen und feinen langen Bastfasern aus. Diesmal, sowie auch später, baute nur das Weibchen allein. Bald hatte ich das große Vergnügen, bei sehr vorsichtigem Nachsehen vier Eier im Neste zu finden, welche von dem Weibchen allein ausgebrütet wurden. Nach zwölftägiger Brutdauer hörte ich — es war gerade der erste Pfingstfeiertag — deutlich das Pfeifen der Jungen und nun war ich natürlich sofort mit allerlei Futter bei der Hand. Von den angebotenen Nahrungsmitteln (eingequellte Sämereien, hartgesottenes und geriebenes Eigelb, Ameisenpuppen und Mehlwürmer) nahmen die Vögel zunächst nur hauptsächlich Mehlwürmer und ein wenig Eigelb zum Füttern der Jungen an. Am andern Tage gab ich ihnen frischen weißen Käse oder Quark, über welchen sie mit wahrer Gier herfielen. Von nun an fütterten sie nur mit weißem Käse und Mehlwürmern und verbrauchten täglich fast einen ganzen Käse und ein Schock Mehlwürmer. Zur Stillung ihres eigenen Hungers fraßen die Alten fast nur Sämereien.

Die vier jungen Vögel wuchsen schnell heran; bereits am zehnten Tage hüpften sie aus dem Neste, trotzdem der Schwanz und die Flügelschwingen noch nicht entwickelt waren. Sie glichen im Gefieder dem alten Weibchen, doch waren die Schnäbel nicht roth, sondern schwarzbraun. Vom Entschlüpfen aus den Eiern an wurden sie von beiden Alten gemeinsam gefüttert und noch sehr lange Zeit verpflegt, als sie bereits längst gut selber fressen konnten. Erst als die Alten mit einer neuen Brut begannen, fing zunächst das Weibchen an, die Jungen fortzubeißen und bald wurden sie dann von beiden Alten so gemißhan-

delt, daß ich sie entfernen mußte. Auch unter einander vertrugen sich die jungen Vögel nicht gut. Das alte Pärchen nistete in demselben Jahre noch einmal und brachte drei, also im Ganzen sieben Junge aus.

Wenn man den jungen Cardinälen, so schließt Herr Leuckfeld, einen kleinen Raum für jedes Paar besonders und ohne die Gesellschaft von andern Vögeln bieten kann, so sind sie ihrer Schönheit, ausdauernden Gesundheit und des Gesanges halber jedenfalls als Brutvögel zu empfehlen, denn ihre Nachzucht ist leicht und für gute Preise zu verkaufen und im ergiebigen Falle kann eine solche Hecke sehr einträglich werden.

Seitdem habe auch ich, theils freifliegend in der Vogelstube, theils im großen Heckkäfige, mehrmals die rothen Cardinäle mit Glück gezüchtet und im wesentlichen alle obigen Angaben bestätigt gefunden. In Hinsicht der Fütterung ist Folgendes zu beachten. Von Sämereien biete man den rothen Cardinälen Canarien- oder Spitzsamen, Hirse, Hanf und Hafer, deren beide letztere sie am liebsten fressen. Dazu müssen sie etwa fünf bis sechs Mehlwürmer täglich für den Kopf und im Sommer frische Ameisenpuppen, im Winter aber getrocknete, eingequellt und mit geriebenem Eierbrot vermischt, so wie auch täglich frische Vogelmiere erhalten. Als Leckerbissen giebt man ihnen im Sommer Kirschen, Vogel- und Hollunderbeeren u. dgl. Auch darf man es niemals an frischem Wasser, sauberem Stubensand und Sepienschale oder anderm passenden Kalk fehlen lassen.

Wenn ich nun auch die übrigen Cardinal-Vögel in solcher ausführlichen Weise den Lesern schildern wollte, so würde ich zu vielen Raum beanspruchen müssen. Da dieselben aber im hauptsächlichsten alle übereinstimmen, so darf ich mich kürzer fassen. Die Fütterung und ganze Verpflegung, sowie die Züchtung ist bei ihnen allen dieselbe; auf Erfahrung beruhende Rathschläge auch über den Einkauf und alles sonst noch Wissenswerthe, finden die Leser in meinem „Handbuch für Vogelliebhaber" (Hannover, Karl Rümpler). Ganz ausführliche Lebensbilder aller Vogelarten, die der Handel nach Europa bringt und die ich im Laufe der Jahre in meiner Vogelstube selber halten und beobachten konnte, biete ich den Freunden dieser anmuthigen und liebenswürdigen Stubengenossen in einem größeren Werke „Die fremdländischen Stubenvögel," welches im gleichen Verlage soeben erscheint. Dies letztere Werk wird mit Abbildungen ausgestattet, welche derselbe Künstler, der die Cardinäle uns vor Augen geführt, in meiner Vogelstube entworfen und die Fischersche Anstalt in Kassel in lebenstreuen Farben ausgeführt hat.

Nach dieser Abschweifung, welche die Leser verzeihen wollen, kehren wir zu den Cardinälen zurück. Auch der graue Cardinal, der Dominicaner und der grüne Cardinal sind in den letzten Jahren von verschiedenen Liebhabern und auch in meiner Vogelstube gezüchtet. Wer diesen prächtigen Vögeln ein zweckmäßig eingerichtetes Vogelhaus mit einem Raum im Freien bieten kann, wird regelmäßig die Freude haben, daß sie zur ergiebigen Brut schreiten. Denn sie nisten sämmtlich leichter als andere Stubenvögel. Die Preise sind im Durchschnitt für das Pärchen rothe Cardinäle 8 bis 10 Thlr., graue Cardinäle und Dominicaner 10 bis 12 Thlr. und grüne Cardinäle 16 bis 18 Thlr. Der Preis dieser letzteren ist nicht etwa bedeutender Schönheit, sondern nur der schon erwähnten Seltenheit wegen ein höherer.

Der grüne Cardinal ist zeitweise gar nicht im Vogelhandel zu haben und dann steigt der Preis für die gezüchteten Jungen wohl bis auf 20 Thlr. für das Paar. Deshalb ist seine Züchtung also vorzugsweise einträglich; doch ist sie auch nicht minder interessant und unter günstigen Verhältnissen noch viel eher erfolgreich als die der übrigen. Des ersten Erfolges einer Brut grüner Cardinäle erfreute sich Herr Gutsbesitzer und Verlagsbuchhändler Eduard Hallberger in Stuttgart, und wenn dieser Vogel seitdem auch bereits mehrfach gezüchtet worden, so ist es des theurern Anschaffungspreises wegen doch verhältnißmäßig seltener als bei den andern Cardinälen. Im ganz geschlossenen Raum einer Vogelstube erscheint es auch schwieriger, namentlich mehrere glückliche Bruten hinter einander zu gewinnen. Im zoologischen Garten von Berlin nisten die grünen Cardinäle dagegen alljährlich ganz regelmäßig.

Gerade die Cardinäle zeigen es am bemerkbarsten, welchen außerordentlichen Aufschwung in letzterer Zeit die Vogelliebha-

berei, die Züchtung und der Vogelhandel gewonnen haben und zugleich, in welcher erfreulichen Weise der Unternehmungsgeist den Bestrebungen der Liebhaberei entgegenkommt. Bevor in Deutschland die Vorliebe für die Züchtung fremdländischer Vögel erweckt worden und sich ausgebreitet hat, gab es eine namhafte Anzahl von Vogelarten, von denen nur die buntgefiederten Männchen, nicht aber die unscheinbaren Weibchen gekauft und daher auch meistens gar nicht herübergebracht wurden. Nachdem ich aber etwa seit der Mitte der sechziger Jahre die Vogelzüchtung hier in den Monatsheften, der Gartenlaube, Kölnischen Zeitung und vielen andern Zeitschriften angeregt, hat sich dieselbe allenthalben so ausgebreitet und eingebürgert, daß sie wirklich überraschende Erscheinungen zeigt. Die Weibchen aller fremdländischen Stubenvögel sind jetzt ebenso begehrt als die Männchen, und der Handel weiß den Wünschen der Liebhaberei in zuvorkommendster Weise zu begegnen, indem er jetzt die weiblichen Vögel in gleicher Anzahl herüberführt. Vor wenigen Jahren klagte ein Vogelwirth noch: Auf hundert Männchen bringt man höchstens fünf Weibchen her und es hält daher ziemlich schwer, ein Pärchen rother Cardinäle zu erwerben. In meiner Zeitschrift für Vogelliebhaber „Die gefiederte Welt" (Berlin, Louis Gerschel) hat aber in diesem Jahre der Vogel-Großhändler C. Reiche in Alfeld bei Hannover bereits mehrmals hinter einander Sendungen von 200 bis 500 Pärchen rother Cardinäle an die Kleinhändler ausgeboten. Dadurch sind dann natürlich auch die Preise so herabgegangen, daß solche schönen Stubenvögel auch minder bemittelten Liebhabern zugänglich werden.

Ungleich erfreuender tritt uns aber noch eine andere Thatsache entgegen. Es wird den Lesern bekannt sein, daß ich die Züchtung fremdländischer Vögel hauptsächlich von zwei praktisch-nützlichen Gesichtspunkten aus zu erwecken gestrebt; einerseits nämlich im Hinblick darauf, daß die so vielartige und vielgestaltige Welt der fremdländischen Stubenvögel einen immer mehr befriedigenden Ersatz für unsere einheimischen Singvögel gewähren möge; andererseits aber in der Hoffnung, daß durch die immer regsamer betriebene Züchtung der fremdländischen Vögel in der Weise des Canarienvogels die Einfuhr, ebenso, wie sie anfangs außerordentlich befördert, dann auch allmälig immermehr verringert werden könnte.

Diese letztere Erwartung hat sich bereits jetzt in der überaus kurzen Frist bedingungsweise erfüllt. Denn schon jetzt werden, wenigstens zu Zeiten, von manchen Arten (Wellensittichen, Zebrafinken, Amaranthvögeln und andern Prachtfinken) ungleich mehr Individuen hier in den Vogelstuben und Vogelhäusern, zoologischen Gärten u. s. w. gezüchtet, als aus ihren Heimathsländern eingeführt.

Darf es sich auch Niemand verhehlen, daß solche Liebhaberei und Züchtung durch nur zu viele Mißerfolge und Widerwärtigkeiten getrübt und erschwert wird, so ist die erwähnte Thatsache doch allein wohl schon ausreichend, alle Anhänger der Stubenvogel-Züchtung zum Ausharren auch unter den schwierigsten Verhältnissen zu ermuthigen. Und wenn dann, nach mancherlei Fehlschlägen, endlich wieder ein glücklicher Erfolg in der „Gefiederten Welt" mitgetheilt, wenn wieder eine Vogelart im Verlauf ihres Brutgeschäfts geschildert werden kann — wer wollte dann nicht alles Leid und alle Verluste vergessen und zu eifrigen neuen Versuchen sich angespornt fühlen!

Die Camoensgrotte.

Aus dem Tagebuche eines Supercargo.

Von

P. J. Münnich.

Der Hamburger Dampfer „Margarethe" war, von Hongkong kommend, an der Priesterinsel (Ilhadros Padros) angelaufen, um Kohlen und Provision einzunehmen. Da ich in keiner Weise dabei interessirt war, das Geschäft aber nach des Kapitäns sachgemäßem Urtheil einen ganzen Tag in Anspruch nehmen sollte, so beschloß ich, an Land zu gehen, um die Wunder, von denen mir Jan Cederstolpe, der Bootsmann, so viel auf hoher See erzählt hatte, persönlich in Augenschein zu nehmen.

„Gott strafe mich!“ sagte der Kapitän in seiner gutmüthigen Art und Weise lachend, als ich ihn für mich und den Jan, als meinen unerläßlichen Cicerone für Macao's Wunderwelt, um Urlaub bat, „ein Supercargo, wie Ihr einer seid, Herr, ist mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen, mag meine gute Frau ‚Margarethe‘ nun auch an die vierzig Jahre auf dem großen Wasser schwimmen; sitzet ja über den Büchern, wenn wir Anderen uns bemühen, dem vermaledeieten Süßwasser durch Rum und Zucker seine beste Seite abzugewinnen, und krauchet in altem Gemäuer herum, statt in die Theehäuser zu gehen, und die schmucken Jetorimädchen singen zu hören!“

Wie ich ihm nun zugestand, daß ich allerdings wieder einmal aus den ziemlich verworrenen Mittheilungen Jan Cederstolpe's Lust geschöpft, in Macao's altem Gemäuer herumzustöbern und ein Dichtergrab aufzusuchen, von dem der Bootsmann so etwas hatte verlauten hören, da schüttelte mir der Kapitän die Hand und sagte:

„Bei meiner Seele und der braven Frau ‚Margarethe‘! Der Jan Cederstolpe ist ein Narr und Ihr — na! was Euch betrifft, so muß ich am Ende schon um Euretwillen am Peter Boot anlaufen, damit Ihr Euch bei Pamplemouse die Gräber des berühmtesten aller Liebespärchen anschauen könnet!“

Peter Boot und Pamplemouse nannte der alte Seebär, und vor meiner Seele tauchte Bernardin de St. Pierre's duftige Erzählung von Paul und Virginie auf; gleichviel, dachte ich, ob es wirklich diese beiden beinahe ebenbürtigen Rivalen Romeo's und Julia's unter den Steinen am Fuße des Peter Boot auf Isle de France sind, oder nicht, und hielt die Hand des alten Kapitäns bei seinem wahrscheinlich etwas unbedacht voreilig gegebenen Versprechen fest, indem ich ihm, das Fallreep hinuntersteigend, noch zurief:

„Gut, Capitano, ein Mann, ein Wort! Erst heute hier bei Macao ein vergessenes, verfallenes Dichterdenkmal, und morgen dann frisch die Anker gelichtet auf Isle de France* zu, hin zu den Gräbern Paul's und Virginie's!“

Jan Cederstolpe saß am Steuer, und wie nun die Burschen sich fest in die Riemen legten, schoß das Boot hin wie ein Pfeil über die sich kräuselnde Flut; bald knirschte der Kiel über den Ufersand, und ich eilte nun hurtig über den allerdings imposanten Kai und die Praga, mit zwei Forts an ihren Enden, entlang.

Der portugiesische Stil mit seinen maurischen Anklängen, zu denen hier aber noch die Anwendung der in China üblichen grellen Farben und sonderbaren Formen kommt, das bunte Treiben der Europäer, Japanesen, Mulatten, Neger und Chinesen, deren kauderwelschende Sprachidiome lebhaft an die Tage des babylonischen Thurmbaues erinnern, vermochten mich nur vorübergehend zu fesseln, und ich folgte Jan Cederstolpe, der mir mit einem bedauernden Blick auf die am Wege liegenden Schenkbuden einen Ort zu zeigen versprach, von wo aus ich die ganze Halbinsel, wie er sagte, im Guckkasten vor mir liegen hätte.

Es war dies auf dem Fort Guia, welches die höchste Spitze der Halbinsel einnimmt und sein Ersteigen durch einen herrlichen Anblick lohnt. Zu den Füßen des Beschauers liegt Macao, das durch seine vielen zerfallenen Forts und die malerische Ruine der (1835 abgebrannten) Paulskirche einen eigenthümlichen, ich möchte sagen, mittelalterlichen Eindruck macht, und ungemein an die deutsche Heimath mit ihren Burgen, Ruinen und Kirchen erinnert. Wie ich mir die Stadt aber so besah, da stieg, neben der Bewunderung ihrer pittoresken Schönheit, in meiner Seele das Gefühl auf, das mich allemal beschleicht, wenn ich Portugals — seiner Vergangenheit, seiner Gegenwart und seiner Zukunft gedenke.

Die Zeiten, wo Portugals goldener Drache an den damals märchenhaft-fernen Küsten rastete, wo Portugals Fürsten Seekönige im umfassendsten Sinne des

* Die liebliche, kleine, in aller Welt bekannte, aber auch jedem fühlenden Herzen nicht genug zu empfehlende Erzählung Bernardin de St. Pierre's spielt auf Isle de France. In der dortigen Bibliothek von Port Louis befinden sich Documente, welche sich auf den Schiffbruch des St. Geran im Jahre 1742 beziehen; zwei junge Verlobte verloren dabei ihr Leben. Der Platz, wo das Meer die Leichen an das Ufer spülte, und wo man sie gleich vereint begrub, liegt an der Nordostseite der Insel am Fuße des Peter Boot, unweit des Dörfchens Pamplemouse.

Wortes waren, sind vorüber; aber auch jene Tage sind vorbei, da neben dem Lorbeer Myrte und Eppich, Weinranke und Rosen blühten, da der treffliche Diniz,* auf dessen Haupt der ganze Schimmer der altportugiesischen Dichtung ruht, eine Tafelrunde provençalischer Dichter um sich sammelte. Der Glanz ist dahin, die Saite ist zersprungen, die Macht verloren, das Lied verhallt; Portugal ist eine Mumie, von welcher die letzten Fetzen vergangener Pracht langsam und unbeachtet abmodern. Auch das letzte sichtbare Denkmal seiner Größe bricht jetzt noch zusammen, da sein Sprachidiom, bis vor wenigen Jahren noch die allgemein übliche Handelssprache in Indien und Afrika, anderen Mundarten zu weichen beginnt, also in nicht zu ferner Zeit sogar die Sprache derer vergessen sein wird, welche einst die stolzen, unbeschränkten Herren dieser Colonien waren.

Denselben vermodernden, zerfallenden, eben aber leider echt portugiesischen Eindruck macht die Stadt Macao auf den Beschauer; sie, die einst der Hauptstapelplatz des Handels und der einzige Zugang zum Verkehre mit China war, hat, wie man sagt, den Todesstoß durch das Aufblühen von Hongkong erhalten; der wahre und jedenfalls in Rechnung zu setzende Grund mag aber wohl auch zu suchen sein in der bigotten, kurzsichtigen Politik und den engherzigen Anordnungen der portugiesischen Krone zu einer Zeit, wo das Zünglein an der Handelswage des himmlischen Reiches noch unentschieden zwischen den europäischen Handelsnationalitäten hin und her schwankte.

Der Blick über die freie, ringsum liegende und selbst durch menschliche Indolenz und portugiesische Apathie unzerstörbare schöne Gotteswelt erhebt die menschliche Seele wieder; die Umgebung Macao's zeigt in malerischem Wechsel blühende Gelände und aufragende Berge, nach Norden

* Diniz, d. h. König Dionys von Portugal, regierte von 1279—1325. Man hat das Liederbuch des Königs Dionys, dies älteste Denkmal der portugiesischen Poesie, lange für verloren gehalten; erst neuerdings haben es die Portugiesen, nachdem Ferdinand Wolf sie auf die wahrscheinliche Existenz einer Handschrift in der Vaticana aufmerksam gemacht, dort wirklich aufgefunden und herausgegeben. „Cancioneiro d'el rei Dom Diniz.“ (Paris und Lissabon, 1847).

auch die Trümmer des chinesischen Grenzwalles, durch welchen die Söhne des himmlischen Reiches die tributpflichtigen Portugiesen vormals von ihrem Paradies abschlossen und stellenweise fast dem Verhungern preisgaben. Rings um die Halbinsel schlingt sich das schöne blaue Meer; in weiter Ferne drüben liegen hier die grüne Insel und dort die Priesterinsel mit dem singenden Stein, davon Jan Cederstolpe mir so viel erzählt.

Die Luft war so klar und dünn, daß die fernen Contouren sich deutlich gegen den blauen Himmel abzeichneten, und daß man die Gestalten der Baumpatriarchen auf den Spitzen der Berge unterscheiden konnte. Palmen, schlank wie Tempelsäulen, immergrüne Eichen und mitten darunter die Königin der Landschaft, die Kiefer.

Da stand ich und schaute; und ein Schiff stach drüben in See, seine Segel blähten sich im Winde wie Schwingen des Schwanes, und wie ich seinen Cours westwärts gerichtet sah, da überkam es mich plötzlich mitten in dem tropischen Reichthum wie Heimweh nach meinem armseligen Marschland drüben im Westen bei Lübeck herum — und ich dachte der Heimath, und stand und sann, und hätte wohl, Gott weiß wie lange, noch gestanden und gesonnen, da klopfte mich Jan Cederstolpe auf die Schulter und sprach:

„Gelt, Herr, ich will meinen, daß das ein prächtiges Stück Erde ist; im Guckkasten hat man es nicht schöner. Schauet Euch schnell noch einmal um, dann aber kommet, wir haben hier noch mehr zu thun, und Ihr wisset ja doch, Herr, wozu wir eigentlich von der guten Frau ‚Margarethe‘ fort und an das Land gegangen sind!“

Und mir fiel ein, weshalb wir von unserem Dampfer fortgegangen waren, ich warf mein Heimweh über Bord und gab, wie man im Volke zu sagen pflegt, meinem Herzen einen Stoß, d. h. riß mich von dem herrlichen Panorama los und folgte dem Bootsmann, welcher hurtigen Fußes den Monte hinab- und dem westlichen Thore der Stadt zuschritt. Wir passirten den eigenthümlichen, am Felsenufer etagenförmig erbauten Begräbnißplatz der Parsis, den englischen Kirchhof und einen wahrhaft in malerischer Schöne gelegenen chinesischen Tempel, um schließlich

in eine große Parkanlage zu gelangen, die, wie ich später erfuhr, der Casa-Garten heißt, zwar Privateigenthum, aber Jedermann zu freiem Besuche geöffnet ist, und zu den besonderen Merkwürdigkeiten Macao's gezählt wird.

Riesige Bäume, Fächerpalmen und anderes Buschwerk wechselten mit freien Plätzen, die durch Bänke, Lusthäuser und Eremitagen unter baumähnlichen Camelien und hohen Azaleen geschmückt waren; kleine Seen unterbrachen anmuthig das Wiesengrün, im Gebüsch neben uns schlug die japanesische Lerche, deren Gesang eine so große Aehnlichkeit mit den ersten Tacten des Liedes unserer heimathlichen Nachtigall hat, und ab und zu zog über unseren Häuptern ein schneeweißer Reiher dem blauen Meere zu.

Die dichten Kronen der Bäume boten Schutz selbst vor der sengenden Mittagssonne, und wir wanderten lustig im Schatten dahin, bis plötzlich über die buschigen Wipfel einer Baumgruppe her uns die zerfallene Zinne einer Art von Warte anlugte.

„Ist das“, fragte ich Jan Cederstolpe, „etwa das Dichtergrab?“

„Nein, Herr,“ erwiederte der Bootsmann und bog gerade nach der anderen Seite hin ab. „Das ist nichts für Bücherschreiber, wie Ihr einer seid; das ist ein Ding, was sich nur ein Seemann näher ansieht. Von dem Thurme da nämlich hat der große französische Weltumsegler La Peyrouse, der nachher in der Südsee unterging, seine letzte astronomische Observation gemacht. Das ist nichts für Euch, Herr; nichts für ungut, unser Weg führt uns hier leewärts!“

Immer buschiger und dichter wurden die Sträucher, die Hecken; Felsen, von riesigen Farren überdacht, begannen in einzelnen Blöcken aus dem Grün hervorzutreten, immer höher und höher sich hebend. Plötzlich öffnete sich ein Bild vor uns und Jan Cederstolpe würde, wenn er in diesem Augenblicke überhaupt was gesagt hätte, jedenfalls vom Guckkasten geredet haben: aus drei, wie es schien, von der Natur über einander gethürmten Steinen bildete sich eine Grotte, von Palmen überragt, von Ranke und Liane allseitig überwuchert. Die Wände der Grotte zeigten einige Spuren nachhelfender Menschenhand im Ausbau, aber auch störende Versuche von Namensaufschrift und Verewigung durch Verse in chinesischen und portugiesischen Lettern.

Inmitten der Grotte stand ein kleines Monument, in spanischer Renaissance errichtet; vier Pfeiler, eine kleine Kuppel tragend, umgaben auf verwitterndem Piedestal die Büste eines Mannes im spanischen Costüm des 16. Jahrhunderts — und Jan Cederstolpe, der Bootsmann, zeigte mit der schwieligen Hand in die Grotte hinein und sprach:

„Alles richtig an Bord, Herr; hier liegt der alte Portugiesendichter!“

Nun bin ich zwar in solchen Dingen sehr vorsichtig geworden, seitdem mir ein alter Lohnkutscher die Nachahmung des Grabes von Jean Jacques Rousseau in Wörlitz bei Dessau als das Grab eines Russen, der ein guter Freund vom alten Fürsten Franz von Dessau gewesen sei, gedeutet hat — neugierig trat ich aber doch auf das Denkmal zu und las mühsam vom verwitterten Fußgestell die Worte:

Luiz de Camoẽs,
Nasceo 1524 Moreo 1579.

Luiz de Camoẽs! — So stand ich also, wenn auch nicht an dem wirklichen Grabe des Dichters — (denn mein guter Jan irrte sich und ich mußte hier den guten Willen, mir das Grab des sogenannten Portugiesendichters zu zeigen, für die That nehmen!) so doch wenigstens an dem einzigen Markstein, wo man, seitdem das Erdbeben 1755 sein Grab in der Kirche St. Anna zerstört und vernichtet hat, sich an die Vergangenheit anlehnend, das Andenken des großen Dichters ehren und feiern kann. Hier soll er ja der Tradition nach den größesten Theil seiner Lusiaden gedichtet haben; daher findet man auch in der Grotte neben französischen Versen, Ausflüssen der poetischen Muse eines Exulanten, vom 30. März 1827, acht Stanzen aus den Lusiaden in das Piedestal eingegraben.

Wenige Schritte weiter in den Garten hinein erglänzte ein kleiner heller Wassertümpel, geränderte von Farren und üppigem Grün; am Ufer standen hochaufstrebende Kiefern. Dahin lenkte ich meinen Schritt, um eine flüchtige Skizze von dem Denkmal zu nehmen und, wie ich so saß und zeichnete, wehete es über mir klagend

durch die Aeste der Bäume hin. Unter allen Baumgattungen hege ich eine entschiedene Vorliebe für die Kiefer. Den Tag weiß ich allerdings noch deutlich, als ich zum ersten Male schlanke Palmen in den tiefblauen Aether emporragen sah — und ich erinnere mich auch noch des Entzückens, das meine Seele bei diesem Anblick erfaßte; Herzen. Für mich besitzt nur die Kiefer jene geheimnißvolle zarte Musik; die Krone des Baumes stößt im Winde den klagenden Laut der Schwermuth und der Betrübniß aus — Andacht, Wehmuth, Freundschaft, Liebe wehen auf dem Rauschen der Zweige in das Land und wenn der Stamm knackt im Stoße des Windes,



Die Camoensgrotte bei Macao.

als aber der Wind sich hob und in den harten Blättern zu rasseln begann und zu klappern, da war der Zauber gebrochen und stärker wie je erwachte wieder meine Liebe zur Kiefer. Als mein Blick vom Fort Guia hinstreifte über Macao und das blaue Meer, nannte ich die Kiefer schon um ihres decorativen Werthes Willen die Königin der Landschaft, sie spricht aber nicht allein zum Auge, sie redet auch zum meine ich immer zu hören, wie ein gepreßtes Herz sich Luft macht im tiefen Seufzer!

Solch ein Klang aber eben scheint mir passend über dem einzigen Markstein des unglücklichen Dichters, — des Mannes,* der, alle seine Vorgänger, Zeitgenossen

* Wir verweisen auf die Illustrirten Deutschen Monatshefte, Jahrgang 1869. Nr. XXVI. S. 327.

und Nachfolger überstrahlend, als armer, mißkannter Fidalgo in Indien herumirrend, nur Dornen anstatt des Lorbeers trug, der mit froststeifen Händen Bußpsalmen übersetzen mußte, um nicht zu verhungern, für den fein einzig-treuer Javaner Antonio Nachts auf den stolzen Straßen Lisboa's betteln ging.

Das Vaterland hatte seinen größesten Dichter — der Dichter aber nicht sein Vaterland vergessen; mitten im Elende bewahrte er noch jene Vaterlandsliebe, die ihn von Jugend an durchglühet hatte und die das Alterthum, die Blüthezeit dieser Jugend, in den schönsten Zügen und Vorbildern desselben nicht schöner aufzuweisen vermag. Wie ein Goldfaden durchzieht dieses Feuergefühl sein Leben und seine Dichtungen; es ist der Träger seines Wandelns und Wirkens von der Wiege bis zum Sarge, und er starb mit dem großen Schmerze über den Untergang des undankbaren und doch bis zum letzten Athemzuge geliebten Vaterlandes an gebrochenem Herzen.

Kein Mensch weiß bis zu dieser Stunde mit Sicherheit anzugeben, wo seine durch das Erdbeben zerstörte Ruhestätte einst sich befand; dem Zufall bleibt es überlassen, die Stelle zu zeigen, da Portugals größester und einziger Nationaldichter begraben liegt. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Und wie bei allen den Gedanken der Wind wieder klagend durch die Kiefern zog, fielen mir unwillkürlich Kronegk's ergreifende Worte ein:

„Der arme Dichter bat um Brot,
Man gab ihm einen Stein!"

Plötzlich aber richtete sich Jan Cederstolpe aus dem Grase auf, darinnen er ruhig gelegen und, die Ringel seines Tabacksrauches gen Himmel blasend, meinem Zeichnen zugeschauet, und sprach:

„Nun aber seid Ihr fertig, Herr; es wird auch Zeit, daß wir zu unserer braven Frau ‚Margarethe' zurückkehren — denn (mit Verlaub, nicht wahr?) zurück darf es nicht ganz so eilig gehen und ist Euch der Saki drunten am Strand bei dem Mito zu scharf, Herr, dicht daneben schenkt ein dunkeläugig Jetamädchen den süßen Ossakawein!"

Eine Woche in Utah.

Von
Udo Brachvogel.

I.

Land, Stadt und Leute am großen Salzsee.

Es war an einem frischen, lichtsatten Octobermorgen, als vor den Passagieren jenes New-York-San-Franciscoer Durchzuges der Pacificbahn, auf welchem auch der Schreiber dieser Zeilen dem langjährigen Ziel seiner Reise-Wünsche, Californien, zueilte, das wunderreiche Gebiet des großen Salzsee sich erschloß. Die Tausendmeilen-Fahrt* von Omaha am Missouri bis dahin hatte zwei und einen halben Tag in Anspruch genommen. Zweierlei hatte sie den Reisenden gebracht: eine große Enttäuschung und eine große Ueberraschung. Aber die Ueberraschung folgte der Enttäuschung, und so mochte der üble Eindruck der letzteren um so leichter verwischt werden, in je höherem Grade die erstere dazu angethan war, auch den stumpfsten und gleichgültigsten Sinn mit nie wieder zu vergessender Macht zu ergreifen. Enttäuscht, und zwar in kläglichsten Sinne des Wortes, hatten die Felsengebirge. Erhoben und wahrhaft überrascht aber die grandiose Einfahrt in das Binnenbecken des Salzsees und dieses selbst, soweit es der religiöse Fanatismus und die arbeitsgewaltige Faust der Mormonen der Oede abgerungen hat.

Es läßt sich die ganze Fahrt über die Felsengebirge von Omaha bis Wasatch (das letztere etwa fünfzig Meilen vom großen Salzsee entfernt) mit nichts vergleichen als mit einer Reise auf offenem Ocean, deren Monotonie von Außen her nur durch den hin und wieder sich darbietenden Anblick einer seltsam geformten Insel, eines vorübersegelnden Schiffes oder eines der blaufarbenen Tiefe enttauchenden Thieres unterbrochen wird. Aber das offene Meer hat ein Recht, langweilig zu sein. Es trägt sein millionen-gestaltiges Leben in sich, und unter den Umarmungen des Sturmes schaudert es aus seinem

* Es sind englische Meilen gemeint.

Scheintod empor, um Denjenigen, den es eben noch ermüdete, in Erstaunen zu versetzen und in Schrecken. Die Erde jedoch soll ihre Oberfläche zum Schauplatz alles Wechsels und alles Lebens haben. Zur todten und nackten Fläche erstarrt, bietet sie nichts, was den Menschen einlade oder entsetze. Den Elementen, wie der Phantasie des in ihren Bereich Verbannten setzt sie die gleiche Unbeweglichkeit, die gleiche Unveränderlichkeit entgegen. Der Thätigkeit, dem Ansturme beider gegenüber bleibt sie, was sie war: nackt und todt. Solche Nacktheit, solche Todtheit — man verzeihe das abnorme, aber bezeichnende Wort — nun ist es, welche die, selbst mit der Eisenbahn erst nach mehrtägiger Reise durchmessene Oede der Prairien Nebraska's und des Felsengebirg-Plateaus vom Wyoming und Ost-Utah charakterisirt. Was ist natürlicher, als daß die ganze Fahrt darüber hin für Jeden, welcher durch den gewaltig klingenden Namen „Rocky Mountains" verführt, eine Wiederholung oder gar verbesserte Auflage europäischer Alpen erwartet, nichts als eine Reihe fortgesetzter Enttäuschungen ist?

Es mag das richtigste Zeugniß für die Länge der Union-Pacific-Bahn* und ihren Anspruch, um dieser Länge allein willen als ein Triumph menschlichen Unternehmungsgeistes anerkannt zu werden, ablegen, daß ihr Geleise von einem Niveau von 900 Fuß am Missouri ausgehend, zu einer Höhe von 8000 Fuß ansteigt, ohne daß diese Ansteigung irgendwie wahrnehmbar wird. So allmälig dacht sich jenes ungeheure, den eigentlichen „großen Westen" der Union bildende Plateau zu den gesegneten Tiefebenen des unteren Missouri und des Mississippi ab. Auf seinen unendlichen Hochflächen, welche mit den baumlosen Prairien Nebraska's wohl das völlig vegetationsbare Ansehen, nicht aber deren eine Welt von Ernten dem künftigen Bebauer verheißendes Erdreich gemein haben, erheben sich, von der Bahn aus meist nur in der Ferne sichtbar, einzelne merkwürdige Felsbildungen, oder massive Berg-Formationen, bisweilen auch, zu Hügeln zusammenschrumpfend, näher an sie herantretend. Aber schnell verschwinden sie dem Blick wieder, welcher dann, müde der Irrfahrt über das graugrüne, nur von Büschelgras und Sage-Strauch (Artemisia tridentata) übersponnene, bettelarme Einerlei umher, in den wohleingerichteten Salonwagen zurückkehrt, um auf der tagelangen Fahrt durch die heiß ersehnten Felsengebirge in irgend einer faden Reiselectüre eine bessere Verwendung zu finden. In dieser Monotonie wird eine Gruppe von Cedern-Knieholz, wird der Prairiehund, wird die Antilope und der stolzgehörnte Elk zum Ereigniß, wie es auf der Seereise der Wal oder eine Herde fliegender Fische wird. Der Büffel spielt unter dieser animalischen Staffage keine Rolle mehr. Mit dem Indianer ist er von der Bahn hinweg, landeinwärts gezogen. Beiden war kein Bleiben beschieden im Bereich des dampf- und feuerspeienden Eisenunholdes, welcher den weißen Eroberer mitten durch das Herz ihres einstigen Reiches dahinträgt.

Dieser Eroberer aber verdient es, daß ihm hier oben Alles und Jedes zufalle, und wäre es nur um des Heroismus willen, in so unwirthlichen Regionen dauernd zu existiren. Und wie zu existiren! Wer je eine „Felsengebirgs-Stadt" gesehen hat, der wird nicht umhin können, schon bei der bloßen Erinnerung an diese, mit etwaiger Ausnahme der Bahngebäude aus Adobe-Hütten,* Holzbuden und Zelten bestehenden Gemeinwesen zu frieren, ihren Bewohnern aber etwas wie jene mit Grauen und Bedauern gemischte Bewunderung zu zollen, die er für die Nomanden der Sahara oder die Eskimo des nördlichsten Lappland empfindet. Und doch werden sie sich eine derartige Sympathie mit aller Entschiedenheit verbitten. Denn sie leben dort oben, und leben zu Tausenden. Und verkehren mit einander wie wir, und im vollsten Zusammenhang mit der übrigen amerikanischen Welt, nur wie wir auf 20 und 50 Schritt, so sie auf 20 und 50 Meilen. Und wenn man ihnen von den „Staaten" spricht, dann

* Die Pacificbahn besteht aus zwei, von verschiedenen Compagnien gebauten und geeigneten Sectionen: der 1039 engl. Meilen langen, von Omaha bis Ogden (Utah) führenden „Union-Pacificbahn" und der von Ogden bis San-Francisco gehenden 881 Meilen langen „Central-Pacificbahn".

* Adobe ist das im spanischen Amerika gebräuchliche Baumaterial: Ziegel oder Quadern aus Lehm, die an der Sonne getrocknet sind.

schütteln diese Trapper, Bergleute, Jäger und sonstige Pionniere den Kopf, als wäre das für sie ein längst überwundener Standpunkt, und als könne man nur noch in den Territorien des großen Westens vollen „Ellbogen-Raum“ finden. Fürwahr, was die Natur auf den „Plains“ (dies ist der bezeichnende Name, den ihre Bewohner den unendlichen Hochflächen des Felsengebirgs-Plateaus beigelegt haben) ja vergessen, um dem Eindruck der Oede ohne Großheit, des Todten ohne Majestät hervorzubringen — das vollenden diese Versuche, menschliche Civilisation dort hinauszutragen, wo der Baum zur Mythe geworden zu sein und selbst dem kleinsten Fruchtstrauch jede Vorbedingung seiner bescheidenen Existenz vorenthalten zu bleiben scheint. Wie ein dürftig flackerndes Licht, in weite dunkle Räume gebracht, gerade genug leuchtet, um die Finsterniß umher erst recht schaurig zu machen, so rücken diese, wie aus Kartenhäusern auf die windigen Hochsteppen hingeblasenen Siedelungen das Gefühl der Unwohnlichkeit, des nur mit außerordentlichen Anstrengungen zu erzwingenden Menschendaseins erst recht nahe.

Das sind die Felsengebirge, und das ist der Eindruck, welchen die nahezu tausend Meilen lange Fahrt von Omaha, dem östlichen Endpunkt der Pacificbahnen, bis Wahsatch, der ersten größeren Haltestelle im Territorium Utah, hervorbringt. Sie hatte ihn auch auf die Passagiere jenes Zugs hervorgebracht, von dem Eingangs dieser Skizze die Rede war, und welcher in der frühen Morgenstunde eines frischen Octobertages die genannte Station erreichte.

Aber nun lag es in der Luft, daß es anders werden müsse. Der Conducteur des Zuges erklärte es; ein Geschäftsmann aus San Francisco, der die Reise zum dritten Mal machte, versicherte es; das gelbe Reisehandbuch endlich, welches der fliegende Buch-, Frucht- und Bonbon-Händler des Trains seit Beginn der Fahrt nachgerade einem jeden Mitfahrenden angehängt hatte, beschwor es. Das eigene Auge der Passagiere aber sollte diese Erklärungen, Versicherungen und Schwüre alsbald in der erfreulichsten Weise zur Wahrheit werden sehen. Blau leuchtenden Inseln gleich tauchten über den Westrand des hier sich in einer Höhe von 6800 bis 7400 Fuß hindehnenden Sagestrauch-Oceans die höchsten Spitzen der Gebirge von Ost-Utah, der Wahsatch-Kette, in einer Klarheit empor, die dem Auge fast wehe that, indem sie es entzückte. Bald gesellten sich den vereinzelten Gipfeln ganze Gruppen von Zacken und zwischen ihnen sanfter geschwungene Bergrücken hinzu. Noch weiter und die vereinzelten Formen schloßen sich zu jenen unvergleichlichen Gebirgs-Profilen an einander, die allein hinreichen sollten, das Hochgebirgsland des großen Salzsees zu einem Wallfahrtsziel für den Ausüber der landschaftlichen Kunst zu machen. Und nun ändert auch die nächste Umgebung ihre Physiognomie. Die Hochebene beginnt wieder Wellen zu werfen, die, mehr und mehr anschwellend, endlich selbst zu Hügeln, selbst zu Bergen werden. Hinter Aspen (940 Meilen von Omaha und 7500 Fuß über dem Meeresspiegel) fühlt der Reisende nicht nur, daß der Zug thalwärts jagt, er sieht es auch. Durch tief einschneidende, stets schmaler werdende Einsenkungen eilt er dahin. Die letzte von ihnen verengt sich zum gewundenen Thal, dessen mächtig aufsteigende Wände von rothen Felsbildungen durchbrochen werden, und zwischen welchen dem vom Osten Kommenden der erste volle Hauch wirklicher Gebirgswildniß entgegenweht. Noch eine kühn geschwungene Curve, und der Zug biegt in eine wilde, zerklüftete Schlucht ein. In senkrechter ununterbrochener Steilheit stürzen ihre Lehnen auf der einen Seite hernieder. Auf der andern öffnen sich zerrissene Nebenthäler und Nebenschluchten. Es ist das Echo-Canon* — und die große Einfahrt zum Salzsee-Bassin, der Paß des Echo-Thales und der noch wilderen Schlucht des Weberflusses ist erreicht!

Unter welchen Kämpfen die Natur diesen vom Hochplateau der Rocky Mountains quer durch die Wahsatch-Kette, 3000 Fuß herniederleitenden Weg, den einzigen, der vom Osten dem Salzsee-Thal zuführt, gebildet hat: davon legen die zerrissenen Wände des Echo- und Weber-Canon ein in ihren Felsen- und Klippen-Runen für ewige Zeiten redendes Zeugniß ab. Hier

* „Canon“ ist die aus dem Spanischen stammende, im großen Westen der Vereinigten Staaten gang und gäbe Bezeichnung für Thalschlucht.

auch in dem engen Thal, außerhalb dessen kein Weg westwärts führt, hier auch trifft die Eisenbahn mit der alten Emigranten-Straße zusammen, auf welcher einst nicht nur die ersten Goldsucher dem neuentdeckten Dorado am pacifischen Ocean zuzogen, sondern auf der seinerzeit auch Brigham Young, der Mormonen-Papst, seine Gläubigen in das Land der Verheißung geführt hat. Es war ein Zug, beispielloser in seiner Art als die Anabasis der Zehntausend und großartiger als die Alpenübergänge Hannibalischer und Napoleonischer Armeen. Ganz und gar jedoch stellt er die Pilgerfahrt der Juden in Schatten, als sie unter ihrem Moses das Aegypten, darin sie Fremdlinge waren, aufgaben, um jenseits der Wüste ihr eigenes Canaan zu gründen. Dasselbe Gefühl aber, das jene Griechen durchbebte, da sie von ferne das schimmernde Meer erblickten und nichts fanden als den tausendstimmigen Ruf: „Thalatta, Thalatta" — dasselbe Gefühl muß jene Männer, Frauen und Greise durchbebt haben, da sie, folgend dem Ruf ihres allmächtigen Hierarchen, die Mississippi-Ufer aufgaben, die Grauen-Wüste der Rocky Mountains überpilgerten und endlich decimirt und zerschlagen in die Felsschluchten des Wahsatch-Gebirges herniederstiegen, an deren Ende sie ihr neues Canaan wußten. Mit Verwunderung und Rührung mag man noch zur Stunde zwischen den Klippen des Weberthales den alten, von den Sturzfluthen des Regens verwaschenen Weg neben dem stolzen Schwellengefüge gewahren, auf dem jetzt die Locomotive Pullmann's üppige „Palastwagen-Züge" dahinführt, den zerklüfteten, längst wieder ungangbar gewordenen Weg, auf dem sie herabgezogen, das Volk, welches sich selbst die Heiligen, die „Heiligen vom jüngsten Tage" nennt. Auf Handkarren ihre beste Habe, ihre Säuglinge und Kranken vor sich herschiebend, so stiegen sie hernieder, zwanzigtausend Köpfe stark, mit wunden Füßen und gebeugtem Nacken, aber voll von feuriger Hoffnung die bethörten Seelen und sicher der Erlösung, die ihnen jenseits dieser Wildnisse winkte. Denn nicht nur was er will, — leider auch was er glaubt, und wäre es der Wahnsinn selbst, ist des Menschen Himmelreich.

Als es seinerzeit galt, für die besonders grandiosen Punkte des Echo-Canon und des noch wilderen vom Weberfluß, der neben sich kaum dem Bahnbett Raum läßt, durchschäumten Weber-Canons Namen zu finden, wußte sich die naive Phantasie der Pionniere, denen dieser Taufact oblag, nicht anders zu helfen, als indem sie die Hölle zur Hülfe rief. Und so wurde denn der Teufel zum Taufpathen für die Wunder einer Gegend, in denen man von ihm, wie von seiner Mutter, der christlichen Civilisation, bisher keine Ahnung gehabt. Aber gönnen wir seiner satanischen Majestät diese Eroberung, gönnen wir sie ihr um so lieber, als sie dieselbe hart an den Pforten des durch die Mormonen auf die Erde gebrachten Himmelreichs gemacht hat. Devils slide, Devils rock, Devils castle (Teufels-Rutschbahn, Teufels-Felsen, Teufels-Schloß) sind neben den Witches rocks, castle rocks, pillar and pulpit rocks (Hexen-, Schloß-, Pfeiler- und Kanzel-Felsen) solche durch ihre groteske Eigenform wie durch ihre Massenhaftigkeit den Reisenden gleichmäßig in Erstaunen setzende Felsbildungen. Aber noch stolzer darf der Oberpathe dieser Wildniß sein, dem in cyklopischer Ungeheuerlichkeit sich aufbauenden Felsenthor, durch welches der Weberfluß, und hart an ihn gedrängt, die Bahn in das Thal des Salzsees tritt, den Namen gegeben zu haben. Devils gate, das Teufelsthor! fürwahr, in teuflisch-dämonischer Schaffensfreude sang hier einst die Natur ihren wildesten Felsen-Dithyrambus, und der Tag, da dieser Paß in die granitenen Urmassen der Wahsatch-Gebirge gerissen wurde, muß den entfesselten Kampf aller Elemente mit und gegen einander gesehen haben!

Und nun ist das Salzseethal erreicht. Dicht h i n t e r dem Zuge steigt jetzt das schneegekrönte Hochgebirge empor, das erst wenige Stunden früher v o r ihm, blauleuchtenden Inseln gleich, über den Sagebusch-Ocean des Felsengebirgs-Plateaus aufgetaucht war. Eine neue Welt nimmt den Reisenden auf. Noch sieht er den See nicht. Eine niedrige Bodenanschwellung hemmt nach Süden hin den Ausblick auf seine Fläche. Aber schon ist auch dieses Hemmniß überwunden, und vor dem Erstaunten liegt der wundervollste Wasserspiegel, eingefaßt in weitem Bogen von den schönsten Bergen, stolz und schimmernd hingebreitet, und so klar und so blau, als

sei der Himmel selbst auf die Erde gestürzt, um sie mit der eigenen Herrlichkeit zu schmücken!

Es heißt, daß der große Salzsee einstens das ganze immense Binnenbecken, in dem er liegt, ausgefüllt habe, und noch heutigen Tages ist die Marke seiner früheren Fluthhöhe, weit hinaufreichend an den Bergen, die ihn umgeben, deutlich wahrzunehmen. Der Landstreifen, welcher den Wasserspiegel selbst von diesen Bergen trennt, ist im Nordosten des Sees nicht breiter als zwei bis vier Meilen, und da das seltsame Gewässer, geheimnißvoll, wie es in allem ist, in neuerer Zeit wieder zu steigen beginnt, so ist dieser schmale Uferstreifen möglicherweise auch von neuer Ueberfluthung bedroht. Im Südosten des Sees erweitert sich das Thal zu breiter, tief und weit in die Hochgebirge einschneidender Ebene. In Thälern, Thalmulden und Pässen, hinter denen sich neue Thäler und Ebenen erschließen, setzt sie sich nach dem Süden des Territoriums fort. Kleine Flüsse durchschneiden sie, welche wie alle Gewässer innerhalb des großen, nach allen Seiten hin abflußlosen Salzsee-Bassins ihre eigenen Mündungsseen haben. Und wenn die Mormonen, seitdem sie von diesem Gebiet Besitz ergriffen, die indianische Bezeichnung desselben, Utah, mit besonderem Fleiß in Juda verkehren (der für sie officielle Namen des Territoriums ist „Deseret“, Land der Honigbiene), so handelten sie nur consequent, wenn sie den bedeutendsten dieser Flüsse „Jordan“ tauften.

Aber nicht nur diese Namen rufen in dem Reich der Heiligen biblische Erinnerungen wach. Sie haben das Land thatsächlich in ein jüngeres Canaan verwandelt. Sie haben, eine starre Wüste, wie sie es fanden, in zwei Jahrzehnten einen Garten daraus geschaffen, nicht unähnlich jenem, in dem ihr alttestamentarisches Völker-Vorbild am Jordan wohnte. Es ist grandios, was der Wille eines Mannes und die Hände von Tausenden hier geleistet haben! Die Steine, mit denen es besäet war, haben sie aus dem Erdreich gehoben, und seine schlummernde Vegetationskraft geweckt. Die Quellen, die zu Hunderten aus den Gebirgen umher herniederrieseln, haben sie sich dienstbar gemacht, und, zu einem Netz belebender Wasseradern vertheilt, über die dürren Felder geleitet. Bäume sind heimisch geworden in diesem dem Baumwuchs so unholden Bereich. Unter Lasten köstlichen Obstes biegen sich in jedem Herbst ihre Zweige, wie die Aecker umher zur Sommerszeit golden schimmern von unendlichen Ernten. Die Dörfer und Städte aber, welche sie gegründet (schon in den Canons kann man die ersten Heiligen-Niederlassungen gewahren, und der flüchtigste Blick genügt, den Unterschied zwischen ihnen und den bisher berührten Felsengebirgs-Nestern zu constatiren), durchwandelt der Fremde staunend und fragt sich: „Ist es möglich, daß der religiöse Wahnsinn, daß despotische Knechtung der Geister mit so großartiger Werkthätigkeit, mit so einzigen im Dienst der Civilisation vollbrachten Leistungen Hand in Hand gehen kann?“ Das Räthsel löst sich ihm erst, wenn er in Salt Lake City dem Mittelpunkt dieser ganzen Organisation näher getreten ist, wenn er die Pulsschläge des großen Gehirns, das diesen Riesenleib belebt, beobachten durfte.

Brigham Young! Wie viel ist über diesen Mann gesagt, und wie rückhaltslos ist der Stab über ihn gebrochen worden! Und wie maßlos wird über den Mann mit den zweiundzwanzig Weibern und den achtundsechszig Kindern gewitzelt und gespöttelt, und wie wenig wird über ihn gewußt! Welch ein Widerspruch! In diesen Bergen wie ein Fürst und ein Vater geehrt, wird er jenseits derselben angefeindet, allgemein verdammt, allgemein verabscheut. Es mag drum sein — freisprechen wird ihn Keiner, der außerhalb des Bannes mormonischen Glaubenswahnwitzes steht. Aber man gewähre ihm wenigstens den Maßstab, mit dem das Ungewöhnliche ein Recht hat gemessen zu werden, und adle seine Verurtheilung durch die Gesichtspunkte, von denen aus man sie verhängt. Es ist genug geschehen, um ihn dieser Verurtheilung, namentlich derjenigen der fernen Welt jenseits dieser Berge auszusetzen, die durch zwanzig Jahre sein Reich wie eine Insel mit einer unnahbaren Brandung umhegten. Nur zu leicht wird, was er geleistet, mit seinen Motiven verwechselt, und das Was seines Thuns mit dem Wie und Warum desselben. Aber man halte sich an das erstere, man komme selbst an den Salzsee und überblicke die Felder und

Wiesen, man durchwandere die saubere, dorfartig offne, von crystallenen Bächen durchrieselte Stadt mit ihren schattigen Straßen, ihren in üppigen Fruchtgärten versteckten Wohnungen, ihrem lebendigen Verkehr und blühenden Geschäften; man athme nur eine Woche lang die Atmosphäre stillen Fleißes, musterhafter Ordnung, sabbathlicher Wohlanständigkeit, welche dieses ganze Gemeinwesen durchweht: und man sehe noch in dem Manne, der für dieses Alles das Werde sprach, nichts als den religiösen Fanatiker, den unnahbaren Despoten, den unverwüstlichen Wollüstling, und den Rebellen gegen die Vor-Staaten, als welchen ausschließlich man ihn außerhalb Utahs hinzustellen liebt!

Es ist leichter Brigham Young's Geschichte zu geben, als seine Persönlichkeit zu schildern. Jene ist die des Mormonenthums während der letzten dreißig Jahre, und sie liegt offen vor Jedem da, der hineinsehen mag. Diese jedoch in ihrer innern Wesenheit darzustellen, dürfte dem Charakterzeichner nicht weniger Schwierigkeiten bereiten, als dem Maler, trotz aller Ausgeprägtheit von Physiognomie und Gestalt, ein wahrhaft getreues Conterfei der äußerlichen Erscheinung. Es fehlt in Salt Lake City nicht an Porträts von „the president“ (dies ist die in Utah gangbare Bezeichnung für Brigham Young), welche dies beweisen. Am glücklichsten ist noch die Photographie mit diesem ungewöhnlichen Kopfe gewesen, und es existiren in der That verschiedene Aufnahmen desselben, welche immerhin eine Vorstellung des Mannes ermöglichen. Sein Gesicht ist unschön und roh, aber es ist von einer Bildung, welche sich nie vergißt. Die nach der Breite wie nach der Höhe gleich mächtige Stirn läßt von den kleinen, scharfgrünen Augen unter ihr nicht viel sehen. Sie nimmt das ganze obere Gesicht für sich allein in Anspruch. Dasselbe, nur noch in höherem Grade, thut mit dem unteren Theil des Antlitzes das breite Lippenpaar und das in ungewöhnlicher Mächtigkeit weit vorspringende Kinn. Es liegt etwas geradezu Abstoßendes, um nicht zu sagen Erschreckendes in dieser Kinnbildung, die unter der Unterlippe nicht um eine Linie zurückweicht, sowie in dem eigenthümlichen Zug um den breiten Mund. Der Hals, der diesen von graublondem Haar und Bart umrahmten, in dem lebhaften Roth ländlicher Gesundheit leuchtenden Kopf trägt, ist entsprechend geformt, — ein Nacken, geschaffen, um ungeheure Lasten auf sich zu nehmen, aber auch stark genug, um jedes Joch zu zerbrechen. Die Gestalt endlich ist kurz und gedrungen, und vollendet in ihrer massiven Untersetztheit, das Bild ungewöhnlicher Energie, ungewöhnlicher physischer Kraft. Im ganzen trägt die Erscheinung den Stempel der höchsten Einfachheit. Es ist die eines Landmannes, um nicht zu sagen eines Bauers, und doch auch zugleich die eines Gebieters, eines Patriarchen. Milde und Entschiedenheit vereinigen sich, um jede Bewegung, jedes Wort bezeichnend, eindringlich und charakteristisch zu machen.

Die Rede Brigham Young's ist gleichfalls die eines einfachen Mannes, wenn auch von Salbung nicht frei. Zu den Seinigen, wie zu den fremden Besuchern der Salzseestadt, mit denen er scheinbar gern in Verkehr tritt, spricht er mit gemessener Ruhe, ja mit einer, zu den Lippen, denen diese Worte enttönen, in scharfem Contrast stehenden Sanftheit. Das alles verhindert jedoch nicht, daß der Hörer sofort gewahr wird, wie dieser Sprecher gewöhnt ist, ein jedes seiner Worte, ob es auch noch so ruhig gesprochen werde, genau beachtet und erwogen zu wissen. Heftigkeit scheint bei ihm nur die Sache eines Moments zu sein, wiewohl es keinem Zweifel unterliegt, daß auch der flüchtigste derartige Moment hinreicht, den Mann fürchterlich zu machen. Aber schon im nächsten Augenblick hat er seine, bei aller Einfachheit gemessen überlegene Haltung wiedergewonnen. Seine Umgebung ist respectvoll, aber keineswegs unterthänig oder gar ceremoniös gezwungen im Umgang mit ihm. Man sieht, daß er zu jeder Zeit ganz unter seinen Getreuen lebt, und wie er durch sein wundervolles System kirchlicher Spionage, und stete Rundreisen durch das ganze Territorium in die intimsten Beziehungen jedes Hauses Einblick hat, auch mit seiner Person so freigebig ist, wie es ein Mann von solcher Stellung und so ungeheurer Thätigkeit nur eben sein kann.

The president zählt zur Zeit zweimdsiebzig Jahre. Man sagt, daß die heftigen Fehden mit den Autoritäten der Vereinigten-Staaten-Regierung während der

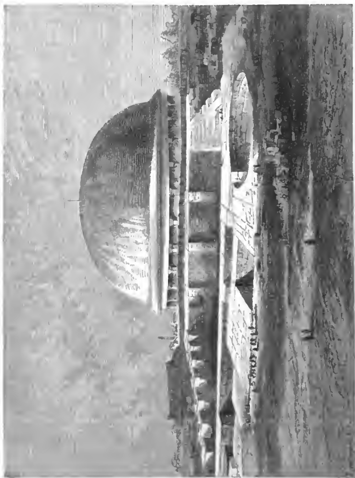
letzten beiden Jahre und der Kummer über das, seit Eröffnung der Pacificbahnen nicht mehr zurückzudämmende Hereinbrechen der Außenwelt über das Heiligenreich seine gewaltige physische Organisation ebenso erschüttert, wie seinen Geist ermüdet haben sollen. Für die Richtigkeit der letzteren Behauptung spricht der jüngst erst von ihm kund gegebene Entschluß, eine Anzahl weltlicher und administrativer Functionen niederzulegen, und nur sein Hohespriesterthum beibehaltend (was freilich auch die Beibehaltung aller höchsten Autorität überhaupt in sich schließt) mit einer erlesenen Schaar weiter südwärts nach dem Territorium Arizona zu ziehen. Vor drei Jahren glich der damals Neunundsechzigjährige noch einem mittleren Fünfziger, und gern mochte man es auf sein bloßes Aussehen hin glauben, daß er auch in Beziehung auf das Erreichen eines ungewöhnlichen Alters fest entschlossen sei, seinen Vorbildern, den biblischen Patriarchen, möglichst nahe zu kommen.

Da man Brigham Young mit Vorliebe den Mormonen-Papst nennt, so ist es nur folgerichtig, wenn man seine Stadt das Rom der Mormonen tauft. Und in mancher Beziehung trifft die Bezeichnung zu. Nur muß man sich durch sie nicht verführen lassen, im Herzen Utahs eine Prachtstadt im Sinne der wunderbaren Capitale an der Tiber zu vermuthen. Obwohl den Namen nach ihm führend, ist die Stadt doch nicht am großen Salzsee selbst erbaut. Schon in jener Ebene gelegen, zu der sich das Thal dem Hochgebirgskamme der Wahsatch-Kette entlang nach Süden und Südosten hin erweitert, trennt sie eine Entfernung von sieben Meilen von seinen Ufern. Der Platz, eine Stadt, wie dieses Volk sie brauchte, zu gründen, konnte nicht besser gewählt werden, wenn man bedenkt, daß es kein Handelscentrum, sondern in erster Reihe der Mittelpunkt einer Ackerbau treibenden Bevölkerung ist, die, emsig von der übrigen Welt sich abscheidend, von einem absoluten Hierarchen regiert wird.

Es geschah am 24. Juni 1847, daß der Vortrab, die Pfadfinder, des mormonischen Felsengebirgszuges unter Brigham Young's eigener Führung durch den Paß des Echo- und Weber-Canons in das Hochthal des Salzsees herniederstieg. Das Hochthal — denn wie tief es auch in die umherliegenden Gebirge eingebettet erscheint, der ewig ruhige Spiegel seines wunderbaren Wassers fluthet immer noch 4200 Fuß höher dahin als jener seiner Riesenbrüder, der Oceane. Es waren einhundert und dreiundvierzig Männer, die damals, als die Ersten seiner jetzigen Gebieter, an seinen Ufern rasteten. Andere folgten ihnen und mit ihnen vereint wandten sie sich landeinwärts, dorthin, wo die Hochgebirgsmassen in weitgeschwungenen Bogen zurücktreten. Und dort pflanzte der neue Moses seinen Stab in die Erde. Die Stelle, die er gesucht, um das Zion der Zukunft zu gründen, war gefunden. Acht Tage danach aber war die Stadt ausgelegt, und die ersten Zelte und Holzhütten erhoben sich auf jenem Boden, den heute die Tempel, Straßen, Häuser und Gärten von zwanzigtausend wohlhabenden und rastlos thätigen Menschen bedecken.

Die Stadt ist von der vollkommensten Regelmäßigkeit. Ihre Längenstraßen erstrecken sich schnurgerade von Norden nach Süden. In rechten Winkeln und völlig gleichen Distancen von einander durchschneiden sie die westöstlichen Querstraßen. Die Stadt schön zu nennen im Sinne der Groß- oder Mittelstädte der übrigen Vereinigten Staaten, wird kaum Jemandem beikommen, und es deutet auch nichts darauf hin, daß man je in diese Lage kommen werde. Aber es ist eine Stadt, die, wie Alles in diesem wunderlichen Lande, ein Recht hat, mit ihrem eigenen Maßstabe gemessen zu werden, und von diesem Standpunkt aus betrachtet, bietet sie dem Fremden so viel des Anziehenden und Eigenartigen, daß die Eindrücke, welche er empfängt, durch keine Zeit und durch keine späteren Bilder verwischt werden können. Man hat Chicago, die flach und schattenlos am Michigan-See liegende Metropole des Nordwestens der Union, die Gartenstadt getauft. Was würden Diejenigen, die diesen Namen (ein lucus a non lucendo, wie es eclatanter kaum zu finden ist) einst ersonnen haben, bei dem Anblick von Salt Lake City sagen? Denn hier, die breiten Straßen auf- und abwandelnd, weiß man thatsächlich nicht, ob man sich zwischen Häusern befindet, welche Gärten haben, oder ob dies alles nur ein Complex von Fruchtgärten ist, den mächtig breite Fahrstraßen rechtwinklig

durchschneiden, und aus dessen Grün freundliche Häuser hervorblicken. Und welche Fruchtgärten! Unter der pflegenden Hand rastloser Gärtner gedeihen Pfirsich-, Aepfel- und Pflaumenbäume trotz des harten Winters zu einer Vollkommenheit, als ob sie hier ihre wahre Heimath gefunden hätten. Selbst die Traube reift am geschützten Spalier, und die Gemüsecultur hat, dank den trefflichen Irrigations-Anstalten, eine Höhe erreicht, deren Erzeugnisse es dem Beschauer begreiflich machen, daß für den Boden, dem sie entsprossen, bei gleicher Sorgfalt im Bewässern dreißig Bushel Weizen per Acre noch eine Mittelernte genannt werden. Auch Blumen sind in den Gärten der Salzseestadt nicht vergessen worden. In allerlei Farben grüßen sie aus dem dunklen Grün der Nutzsträucher hervor, eine freundliche Abwechselung und dem Auge eine vorübergehende Freude bereitend. Doch auch außerhalb der Gärten ist für Strauch- und Baumpflanzungen umfassende Fürsorge getragen. „Der Präsident hat Schatten und Regen gemacht," sagen die Bewohner der Stadt, auf die von Brigham Young eingeführten und angeordneten Baumanlagen



Tempel der Mormonen in Utah. (Nach Originalphotographie).

deutend, welche die Seitenwege der Straßen einfassen. Durch die rauhen und langwährenden Winter in ihrem Wachsthum gehemmt, haben sie allerdings noch nicht das Ansehn uralter Schattenbäume gewonnen, aber sie gedeihen trefflich, und ihr Einfluß auf das Klima ist auch dem simpelsten Mitgliede der Kirche der Heiligen klar, wenn er im Hinblick auf sie erkärt: Der Präsident hat Schatten und Regen gemacht.

Die Straßen selbst, welche von diesen segensreichen Bäumen, Lokusten, Akazien, Weiden, Pappeln und Maulbeerbäumen, eingefaßt werden, sind nicht nur schnurgerade und außerordentlich breit, sondern auch gleich den besten europäischen Chausseen nivellirt und an Stelle des Pflasters mit festgestampftem Kies beschüttet. Die Rinnsteine aber, welche den Fahrweg von der Passage für Fußgänger trennen, werden durch rieselnde, krystallklare Bäche, — Maschen des großen, über das ganze Land gebreiteten Bewässerungsnetzes, von dem bereits die Rede war, — ersetzt. Dies ist eine der reizendsten Eigenthümlichkeiten der Mormonenstadt. Sie verleiht den Straßen eine Sauberkeit und Frische, die



Wohnhaus Brigham Young's in Utah. (Nach Originalphotographie.)

den Fremden auf das wohlthätigste berühren müssen. Obwohl weder breit noch tief, erfüllen diese Wasserleitungen die stille Stadt (ihr Leben concentrirt sich in zwei oder drei Hauptstraßen) aller Orten mit ihrem geschwätzigen und rastlosen Murmeln. Für das Ohr hat es einen besondern Zauber, und Jeder, der auch nur einen Abend in Salt Lake City zugebracht, wird die Erinnerung an die Sabbathruhe mit hinwegnehmen, welche zu dieser Zeit über dem ganzen ohnehin mehr ländlichen wie städtischen Gemeinwesen liegt, und die durch nichts unterbrochen wird als durch das holde Getön dieses nie einschlummernden Wasserrieselns.

Von Bauten im großen oder schönen Sinn des Wortes ist in Salt Lake City keine Rede. Die Mormonen haben keinen Geschmack. Sie sind nur praktisch, und da sie bescheiden zugleich sind, ist es nicht zu erwarten, daß das Auge des Fremden in ihrer Stadt eine monumentale Ausbeute finde. Sie selbst denken freilich anders, und sind auf ihre öffentlichen Gebäude nicht wenig stolz. Den Mittelpunkt derselben, wie den Mittelpunkt der Stadt überhaupt, bildet das Tempel-Geviert (temple block). Man betritt sein regelmäßiges, von hoher, mit Sandstein-Gesimsen gekrönter Adobe-Mauer umgebenes Geviert von Osten und Süden durch große, noch nicht vollendete Thore. In der Südwestecke des weiten Raumes erhebt sich das alte Tabernakel, ein langer scheunenartiger Bau mit spitzem Schindeldach, in welchem die gewöhnlichen Ceremonien an den Sonntagen abgehalten werden. Dieselben sind einfach und keineswegs besonders feierlich. Etwas Gesang mit dürftiger Orgelbegleitung und Reden der verschiedenen Heiligen (officielle Prediger giebt es nicht, da jeder Mormone als Mitglied der Kirche auch zur Ausübung des kirchlichen Dienstes berufen ist), meistens der, aus fernen Landen heimkehrenden Missionäre oder redegeübter Würdenträger, — das ist Alles. Diese Sermone fallen mehr oder minder über einen Leisten aus, d. h. es sind Verherrlichungen des mormonischen Systems, Brigham Young's, der Polygamie und der Schönheiten des neuen Canaan mit reichlichen Gegenüberstellungen der Schlechtigkeit, Unmäßigkeit und Unsittlichkeit der übrigen Welt. Selbst der Prophet weiß, wenn er die Platform besteigt, um welche in amphitheatralischer Ordnung die Würdenträger der Kirche sitzen, seine Gläubigen mit nichts Anderem zu erbauen.

Der Fremde hat freien Zutritt zu diesen gottesdienstlichen Vorgängen. Eine Art Kirchendiener leitet ihn in zuvorkommender Weise nach einer gutgelegenen Bank in der Nähe der Platform, wo er bequem hören und sehen kann, und von wo er sich, wenn es ihm beliebt, entfernen mag, ohne irgendwie den Anstand zu verletzen. Hier hat er auch die beste Gelegenheit, das weibliche Mormonenthum in Masse zu sehen. Von den Männern getrennt nehmen die Frauen und Mädchen die Mittelsitze des Raumes ein, während Jenen, außer dem Amphitheater um die Platform, auch noch die Estraden längs der Wände eingeräumt sind. Von Repräsentantinnen der Vielweiberei im Sinne des Orients, von Odalisken und Haremsperlen haben diese Frauen und Mädchen blutwenig. Aber ebensowenig gleichen sie vergrämten Dulderinnen und entwürdigten Märtyrerinnen. Sie machen weit mehr den Eindruck von Kleinstädterinnen, ja, wenn ein so profanes Wort auf die Mitglieder einer so heiligen Gesellschaft angewendet werden darf, von „Landpomeranzen", als den von verdummten Unterdrückten und Kreuzträgerinnen. Eleganz und Chic, sonst die angeborene Cardinaleigenschaft der Amerikanerin, ist ihnen vollständig fremd. Aber an bunten Farben und gutem Willen, sich zu putzen, lassen sie es keineswegs fehlen, und machen durchaus kein Hehl, daß sie sich dessen freuen. Auch auf ihren Bällen und Landpartien sowie im Theater amüsiren sie sich nach Kräften und beben keineswegs zusammen, wenn ein Fremder ihnen einen Blick zuwirft, wie ihn Neugierde allein nicht mehr rechtfertigt. Vielleicht wissen sie, daß keine Gefahr darin liegt, denn, das Geständniß kann leider nicht unterdrückt werden — weibliche Schönheit ist am Salzsee durchaus nicht zu Hause, ob auch gleich an rothen Wangen, muntern Augen und festen Gestalten noch lange kein Mangel ist. Wissen wir es doch alle — Schönheit wird nicht nur geboren, sie muß auch entwickelt und gepflegt werden, und die meisten gefeierten Schönheiten der Gegenwart und der Vergangenheit haben und hatten nichts zu thun, als eben schön zu

sein. Die Mormoninnen aber müssen arbeiten, nicht nur in Küche und Haus, sondern auch in Garten und Feld, und die Aesthetik findet am Salzsee eben so wenig wie in der übrigen Welt einen Platz am Kochherde oder auf dem Kartoffelacker.

Wie die Mormoninnen das entwürdigende Institut der Vielweiberei ertragen? Die Frage liegt eben so nahe, wie sie für jeden außerhalb des Mormonenthums Stehenden schwer zu beantworten ist. Vor allen Dingen darf nicht vergessen werden, daß die Polygamie dem Heiligen als ein rein religiöses Institut gilt, und daß, wie bei allen fanatischen Secten, auch bei ihnen die Frauen den Männern an Glaubenseifer selbst dort nicht nachstehen, wo sie zu Opfern eben dieses Glaubens werden. Und dann die Macht der Erziehung, der Gewohnheit! Um so gewaltiger, je abgeschiedener von der übrigen Welt sich das Mormonenthum bis zur Eröffnung der Pacificbahn entwickeln durfte, wirkten diese beiden Factoren mit der religiösen Schwärmerei zusammen, um die Frauen mehr oder minder willig, stets aber gleich widerspruchslos ein Joch auf sich nehmen zu lassen, das in den Augen der nicht mormonischen Welt unmöglich anders als schmählich erscheinen kann. Widerspruchslos nehmen sie dieses Joch auf sich — wenigstens ist es eine Thatsache, daß sich im vorigen Jahre unter all den Mormoninnen, welche die Rechte ihres Bettes mit zweiten und dritten Frauen zu theilen haben, trotz des Schutzes und der directen Aufforderung der Vereinigten-Staaten-Regierung nur zwei oder drei fanden, die als Klägerinnen gegen ihre in Vielweiberei lebenden Gatten auftraten. Und auch sie, scheint es, ließen ihre Processe wieder fallen. Wenigstens haben sich die von Seiten der Unionsbehörden, welche nach dem amerikanischen Gesetz selbst nicht als Kläger gegen die Polygamen vorgehen können, daran geknüpften Hoffnungen, auf diese Weise dem odiosen Institut beikommen zu können, bisher nicht erfüllt. Uebrigens sei hier auch gleich noch bemerkt, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Heiligen wirklich in Vielweiberei lebt, und nur einige Wenige von diesen wieder in einem Maße, wie Brigham Young selbst, und wie man es sich in der nichtmormonischen Welt im allgemeinen vorzustellen pflegt. Ja, selbst unter den Erwählten und Würdenträgern der Kirche fehlt es nicht an solchen, die trotz ihrer Ueberzeugung von der Heiligkeit und Verdienstlichkeit der anstößigen Einrichtung doch ruhig an der Seite einer einzigen Baucis einem Greisenaltar à la Philemon entgegengehen.

Doch zurück zum Tempel-Block! Das neue Tabernakel, etwa dreißig Schritt vom alten entfernt, ist die größte bauliche Merkwürdigkeit der Stadt. Als Abnormität betrachtet, mag es diesen Ruhm vielleicht für die ganzen Vereinigten Staaten beanspruchen dürfen. Die wunderliche Bildung seines „weithin über die Lande" sichtbaren Daches fordert zu den seltsamsten Vergleichungen heraus, und alle, auch die abenteuerlichsten, die es bereits erfahren, müssen als mehr oder minder passend bezeichnet werden. Man hat es mit einer umgestülpten Arche, einer Riesenschildkröte, einer gigantischen Eierschale, einem ungeheuren Champignon verglichen. Das alles trifft zu, und wohl mag den Leser angesichts solcher Parallelen das Verlangen ergreifen, Näheres über einen der Gottesverehrung gewidmeten Bau zu erfahren, der zu ihnen gerechte Veranlassung bietet. Auf unverhältnißmäßig niedrigem Unterbau ruht ein ovales Riesengewölbe — und zwar wird es von Fachmännern als ein technisches Meisterwerk gerühmt — welches bei 250 Fuß Länge und 150 Fuß Breite in seiner höchsten Rundung nur 84 Fuß über dem Boden aufragt. Daß bei solchen Verhältnissen nichts Anderes als ein Monstrum von geradezu komischer archetiktonischer Wirkung herauskommen konnte, liegt auf der Hand. Man denke einen eirunden Gewölbebau, so breit wie jener der römischen Peterskuppel, in der Länge aber ihn um volle hundert Fuß übertreffend und kaum den vierten Theil so hoch! Und doch werden die Techniker nicht müde, diese Construction, welche vor Errichtung der Eisen-Rotunde des Wiener Industriepalastes der größte Rundbau der Welt war, anzustaunen. Keine Säule, kein Pfeiler stützt das ungeheure Gewölbe, frei ruht es auf den Umfassungsmauern, und stolz auf das wundersame Werk, erklären die Gläubigen, daß die Engel des Himmels selbst Hand anlegten, da es gefügt ward. Eine kolossale Orgel, in Utah selbst von einem der Kirche

angehörigen Schweizer erbaut, bildet den einzigen Schmuck des weißgetünchten Raumes. Ein Vorhang von ungebleichter Baumwolle, die im Süden des Territoriums selbst gezogen worden, theilt ihn in zwei Hälften. Aus seinem Gewebe könnte man eine kleine Flotte mit Segeln versehen. Estraden mit Sitzen für die Würdenträger, Apostel und Priester des neuen Evangeliums umgeben die Orgel. Der ganze übrige Raum wird von unangestrichenen Querbänken ausgefüllt. Zwölftausend Personen können bequem darin placirt werden, und bei der großen Eröffnungs-Synode im Herbst 1869 sollen sogar sechzehntausend Heilige unter diesem Dach der Rede ihres Oberheiligen über die Ewigkeit des Mormonenthums gelauscht haben. Auf das Dach des Gebäudes, von dem aus man eine entzückende Rundsicht genießt, gelangt man mittelst Treppen und Leitern, die zwischen dem innern Gewölbe und dem Dach emporleiten. Auf dieser nicht wenig originellen Himmelfahrt vermag man auch das kunstvolle Gefüge von Sparren, Balken und sonstigem Holzwerk, welches den ganzen Bau hält, in seinen Einzelheiten zu überblicken, und wenn auch gerade kein Engelwerk, doch das einer ungewöhnlichen technischen Menschenfertigkeit darin zu erkennen.

Die Mitte des Tempel-Geviertes ist für den neuen Mormonen-Tempel, die steinerne Wiedererweckung des Salomonischen Wunderbaus, bestimmt. Zur Stunde ist nur erst das Fundament vollendet. Der den Fremden herumführende Concierge des Tempel-Blocks pflegt, auf die gewaltigen Granitquadern deutend, in die Worte auszubrechen: „Hundert solche Tempel werden zusammenstürzen, und unser Reich wird noch bestehen!“ Das klingt für die Vereinigten Staaten und deren auf Regulirung (nicht Unterdrückung, wie man in Europa irrthümlich glaubt) des Mormonenthums gerichtete Pläne wenig ermuthigend, denn schon dieser erste Fundament-Bau verheißt ein für die Ewigkeit bestimmtes Werk. Es wird aus reinem, im Echo-Canon gebrochenen Granit errichtet. Die einzelnen Bauquadern sind so groß, daß sie füglich ohne Mörtel auf einander geschichtet werden, und, von der eigenen Wucht gehalten, doch allen Elementen Trotz bieten könnten. In seiner Vollendung wird sich das Werk als ein mächtig aufstrebender, hundert Fuß hoher, von sechs Thürmen überragter Bau darstellen, von deren mittelsten man, aus einer Höhe von 250 Fuß, die Gefilde des neuen Juda in weitester Ausdehnung wird überblicken können. In den letzten Jahren haben die Arbeiten geruht. Verschiedene Eisenbahnen nahmen die zur Verfügung stehenden Kräfte für sich in Anspruch. Aber sobald den irdischen Interessen genügt, soll der Himmel wieder unverkürzt in seine Rechte gesetzt werden.

Unter all den Gartenstraßen der Salzseestadt, die, wie schon gesagt wurde, mit ihren grünen Laubmassen, ihren weißgestrichenen Zäunen und saubern Häusern mehr an ein reiches ländliches Gemeinwesen mahnen, machen nur zwei durch ihre geschlossenen Häuserfronten und das auf ihnen herrschende Leben einen eigentlich städtischen Eindruck. Die eine, die Ost-Tempelstraße (East Temple Street) könnte füglich der Broadway von Salt Lake City genannt werden. Auf ihr giebt es sogar Gebäude, die mit zwei und drei Stock hohen Façaden aus rothem Sandstein einen ganz imposanten Eindruck machen. Die zweite ist die Süd-Tempelstraße (South Temple Street), jene rechtwinklig im Herzen ihres lebhaftestens Treibens durchschneidend. Nicht die Geschäftshäuser sind es, welche an ihr auffallen, sondern die öffentlichen Gebäude, darunter das Stadthaus und das Theater. Ersteres, ein Bau von rothem Sandstein mit nicht sehr stilvollem, thurmartigem Aufsatz, enthält außer den Bureaux der städtischen Beamten einen geräumigen Saal mit dem obligaten Oelgemälde des Propheten —, dieses Mal ein fein Original in Lebensgröße mit handwerksmäßigem Fleiß darstellendes Stück in reichem Goldrahmen. Interessanter ist das Theater. Es hat von jeher als eine Merkwürdigkeit der Salzseestadt gegolten, und es ist darüber fast eben soviel wie über Präsident Young und seine Frauenlegion geschrieben worden. Natürlich sind dabei eine Menge Uebertreibungen in die Welt gesetzt worden. Das Gebäude ist stattlich genug, aber in seiner Einrichtung begegnet man trotz des besten Willens, den Musen ein behagliches Daheim zu bereiten, dem Unvermögen, geschmackvoll zu bauen und aus-

zustatten auf Schritt und Tritt. Der Saal, nach dem man trotz der breiten Freitreppe und des Säulenpaares, welche die Façade des Gebäudes schmücken, nur auf engen und wenig einladenden Zugängen gelangt, ist groß und hoch. Drei tiefe, gleich weit über das Parterre vorspringende Galerien enthalten zahlreiche, jäh amphitheatralisch ansteigende Sitzreihen. Der erste Rang ist, bis auf einen für des Propheten Familie und Gäste reservirten Theil, den Gentiles (Heiden) bestimmt. Im Parterre und auf den andern Galerien hausen die schaulustigen Mormonen mit Frauen und Kindern. Das sehr tiefe, auf jeder Seite mit einer reich decorirten Loge versehene Proscenium nimmt sich trotz der Steifheit seiner Gold-Ornamente sehr gut aus. Die Decorationen sind fleißig gemalt, schauen sich aber trotzdem und trotz alles Farbenreichthums ein wenig hölzern an. Aehnlich muß das Urtheil des Fremden über die Schauspieler ausfallen, die, mit Ausnahme der aus den „Staaten" häufig zu Gastspielen herbeikommenden „Sterne" der amerikanischen Bühne, durchgehends Dilettanten aus der Stadt sind. Durchaus anständig costümirt, scheinen sie mit voller Lust und Liebe bei der Sache zu sein, und das häufige Zusammenspiel mit den östlichen Gästen, welche dann das ganze klassische (Shakespeare ꝛc.) und unklassische Repertoir (Burlesque und Sensations-Stück) der amerikanischen Bühne mitbringen, bewahrt sie vor dem Verfallen in eine Manier, die, als specifisch mormonisch zu bezeichnen, auf der Bühne sicherlich am wenigsten am Orte wäre. Das Theater ist Privateigenthum Brigham Young's, der es früher sogar in eigener Regie führte. Wie hoch überhaupt er und seine Heiligen die dramatische Kunst ehren, dafür dient sowohl der eifrige Besuch des Theaters und der schon erwähnte Umstand, daß ausschließlich Dilettanten das Gros seiner Künstler stellen, wie besonders auch die Thatsache als schlagendster Beleg: daß nicht nur bereits verschiedene Töchter des Propheten selbst auf diesen Brettern dem Publicum einen Begriff von dem, was die Welt bedeutet, beibrachten, sondern daß auch die linke Prosceniums-Loge, das Visavis zu des Oberheiligen Privatloge, den nicht beschäftigten Künstlern reservirt ist.

Uebrigens ist es sehr wahrscheinlich, daß Brigham Young mit seinem Theater auch ein sehr gutes Geschäft macht. Er ist überhaupt ein Muster im Machen guter Geschäfte. Sein Grundbesitz ist unermeßlich. Unzählige Häuser in der Stadt, Farmen, Bergwerke, Fabriken, Weideländereien, Heerden und ökonomische Anlagen aller Art gehören ihm. Er ist einer der reichsten Männer der Vereinigten Staaten, der Welt. Das Zehnten-System setzt ihn in die angenehme Lage, von seinen Gläubigen zu erheben, wie viel er und was er immer will. Die Regulirung der Landwerthe liegt ganz und gar in seiner Hand, da dort, wo es ihm gut dünkt, und wo er sich nach Belieben Ländereien reservirt hat, neue Ansiedelungen aus dem Boden springen, und das, was gestern noch verloren in der Oede lag, heute bereits in den Kreis der Cultur gezogen, seine bestimmten, stets wachsenden Werthe repräsentirt.

Seine Residenz in Salt Lake City besteht aus einem Complex von Gebäuden, einer kleinen Stadt für sich, möchte man es nennen, dem, von einer soliden festungsartigen Mauer umgebenen, im Norden der Stadt gelegenen „Brigham's Block." Trotz dieser, alle zehn Schritt noch durch eine weitvorspringende Ausbauchung formidabler gemachten Mauer hat das Ganze kein unfreundliches Aussehen. Das Hauptthor, das sogenannte „Eagle Gate", ist von einem riesigen Adler überragt, welcher mit gespreizten Flügeln auf einer Weltkugel sitzt. Vom Standpunkt der plastischen Kunst aus hat dieses eigenthümliche Ornament mehr als wünschenswerth von jenem Zuge, welcher in architektonischer Beziehung das neue Tabernakel charakterisirt. An sich sieht es stattlich genug aus, und die Heiligen erblicken ein Kunstwerk ersten Ranges darin. Weiterhin öffnet sich das Löwenthor, von derselben Straße aus. Es führt direct in das sogenannte Löwenhaus, wo Brigham Young seine Privatbureaux, namentlich das vielbesprochene Zehnten-Amt (Thitings Office) hat, und wo man ihn, wenn er nicht gerade auf einer seiner zahlreichen Rundreisen durch das Territorium begriffen ist, fast zu jeder Tageszeit inmitten emsiger Buchhalter, Rechnungsführer, Secretäre und Telegraphisten (es führen hier Drähte aus allen Gegenden Utahs zu-

sammen), antreffen kann. Seinen Namen empfängt das Löwenhaus von dem steinernen Miniatur-Mähnenträger, der, eher einer sich sonnenden Katze ähnlich, auf der Brüstung seines Balcons angebracht ist. Andere Häuser, Wohngebäude, Gärten, Stallungen und sonstige Anlagen füllen das weite Quadrat, noch Raum genug innerhalb seiner Ummauerung für eine zweite kleine Stadt lassend. Nur einen Theil seiner Frauen und seiner jüngeren Familie hat der Präsident hier wohnen. Einzelne Gemahlinnen hält er in andern Stadthäusern, auf den umliegenden ihm eignenden Farmen, ja in den übrigen Städten seines weiten Gebietes, welches er, wie schon gesagt wurde, fleißig bereist, und in dessen entlegensten Theilen er somit auch ein häusliches Heim seiner wartend weiß.

Vom Dach des Löwenhauses, welches bevorzugten Fremden zu besteigen gestattet wird, genießt man einer kaum minder herrlichen Rundsicht als vom neuen Tabernakel aus. Aber was will dieselbe, wie reizend und reich sie auch sei, im Vergleich zu jenem Ausblick sagen, den man etwa eine Meile von der Stadt über diese selbst, den nahen See und all die übrigen Herrlichkeiten dieser unvergleichlichen Gegend gewinnen kann, wenn man die geringe Mühe einer kaum nennenswerthen Hügelbesteigung nicht scheut! Oestlich von der Stadt und auf mäßiger Anhöhe dieselbe übertragend liegt das Camp Douglas, die Militärstation der Vereinigten Staaten. Mit seinem wehenden Sternenbanner und seinen westwärts gerichteten Kanonen überblickt und beherrscht es die gartenreiche Heiligenstadt. Hinter ihm, und neben dem Bergriesen, an den sie sich scheinbar anlehnt, wie ein Zwerg verschwindend, erhebt sich die Hügelkuppe, welche die verheißene Aussicht bieten soll. Und in der That, es genügt, in wenigen Sätzen ihre Höhe zu gewinnen, um auch eine Scenerie sich erschließen zu sehen, welche in ihrer eigenartigen Pracht nur des größten Malers zu harren scheint, daß er, sie nachbildend, das Meisterwerk seines Lebens schaffe. Zu Füßen des Hügels liegt die Ebene mit der Stadt, mit den friedlichen Siedelungen des Landvolks, mit Gärten und quellendurchrieselten Feldern. Hinter ihr leuchtend und blau wie der Himmel, welchen er in seinen Fluthen trägt, grüßt der See herüber. In sanft geschwungener Uferlinie schmiegt er sich an die Felder, Aecker und Wiesen. Inseln, Felsenketten gleichend und eine sich vor die andere schiebend und so einander scheinbar fortsetzend, ragen aus ihm auf. Man könnte sie für das entgegengesetzte Ufer halten, schweifte der Blick nicht an ihnen vorüber, über die ganze Wasserfläche hinweg, dorthin, wo sie mit dem Himmel zusammenrinnt, und die Berge ihrer wirklichen Gegenufer nur noch wie blaue Inseln über den Horizont emporämmern. Dorthin mag der Blick ungehemmt vorandringen. Dort, den ganzen See überfliegend, mag er in silberner Ferne untergehen. Aber nur engbemessen ist der Spielraum, auf dem er dies darf. Von der rechten, wie von der linken Seite, hinter dem Standpunkt des Beschauers hervor, dringen die Hochgebirgsmassen des Ostufers in den Vordergrund, und schließen gleich trutzig-massigen Seiten-Decorationen das duftigste und lichtvollste aller Fernbilder in wunderbarster Weise ab.

(Schluß folgt.)

Bilder aus Columbien.

II.

Puerto Salgar.

Verlöre man hier zu Lande nicht so rasch jeden Sinn für Naturschönheit oder gar für Romantik, so vernähme man, sollte ich meinen, aus gefühlvoller Brust noch irgend eine Klage über das Veröden der alten Wege zwischen Savanilla und Barranquilla, die so viel Schönes und Interessantes darboten. Wie angenehm war es mir doch, Schilderungen davon daheim im behaglichen Lehnstuhl zu lesen! Wenn der an die Urzeit der Schifffahrtskunde erinnernde Bongo hübsch langsam von Canal zu Canal, von Lagune zu Lagune sich bewegte, konnte man ja stundenlang das bunte Dickicht von Schilf und Wasserpflanzen, das dichte, oft den Wasserlauf wie ein Laubengang ganz überdeckende Blättergeflecht und den herrlichen Baumschlag an den Ufern so recht mit Muße

genießen. Und dann der andere Weg! Welch ein prächtiger Ritt, wenn man in der Frühe durch Wald und Busch jagte, vorbei an einigen einsamen Dörfern, und noch einsameren kleinen Plantagen; es war doch einer der schönsten Reitwege, die weit und breit sich finden ließen. Endlich gar jener Ziegensteig auf der Höhe der dichtbewachsenen felsigen Berge, der so angenehme Aussichten darbot, Aussichten auf den Magdalenenstrom und manche stille Cienega, Aussichten auf Verirren und Zusammentreffen mit liebenswürdigen braunen Wegweiserinnen. Es hätte fast mich traurig gestimmt, als ich beim ersten Betreten des Landes gewahrte, daß alle diese früheren Herrlichkeiten dahin seien, dahin für immer! Jetzt läuft eine Eisenbahn von der Savanillabucht nach Barranquilla; ihretwegen sind jene Pfade vereinsamt. Wäre ich Bongofahrer in Barranquilla, so gehörte ich gewiß zu den entschiedensten Gegnern dieser bösen Eisenbahn; als guter Deutscher muß ich aber wohl für die Bahn Partei nehmen, denn sie ist deutscher Abkunft und im Auslande hält Alles, was deutsch heißt, doppelt getreulich zusammen.

Die Bahn beginnt bei Puerto Salgar. Ich erinnere mich nicht, den Namen dieses Ortes schon früher gehört zu haben, doch sind jene Hütten am Abhange des Gebirges unstreitig älteren Datums als die Bahnanlage; durch diese ist aber erst das kleine Dorf bekannt geworden, das jetzt den Ruhm Savanilla's weit übersteigt. Der Bahnbau hat hier Alles geschaffen, was nicht zu jenem Orte oder zu dem Castillo nuevo gehört, selbst den Boden, auf dem die neuen Anstalten sich erheben; um für diese den Platz zu bereiten, sind die unteren Ausläufer des Gebirges ins Meer geschaufelt worden.

Wenn jetzt ein Dampfer draußen vor der Bucht sichtbar wird, signalisirt das Castillo dessen Ankunft und sofort rüstet sich das Schleppdampfschiff „Anna" hinauszugehen, um Passagiere und Post zu holen. Eine Fahrt an Bord dieses kleinen kräftigen Steamers gewährt wahrlich ein größeres Interesse als das frühere Herumlungern auf den Segelschunern, ganz abgesehen von der klassischen Persönlichkeit des Kapitäns Evers, eines biederen Deutschen, der in der guten Stadt Bremen auf einer Wassermühle der Weser das Licht der Welt erblickt hat. Das Tugboot bringt uns an einen starken, langen Pier, auf welchem ein eiserner Krahn steht und die Eisenbahnschienen sich hinziehen. Neben dem Pier liegen eiserne Leichter. Man nennt sie hier, um doch eine Reminiscenz an die früheren Tage zu bewahren, Bongos; was seid ihr, Repräsentanten europäischer Cultur, gegen den Bongo der guten alten Zeit, den die halbnackten Zambos mit ihren langen Stangen unter eintönigem Geschrei fortbewegten!

Alles trägt jetzt hier europäisches Gepräge, moderne Erscheinung. Sind wir an dem Zollhause, dessen vorspringendes Dach uns Schutz gegen die Sonne gewährt, vorbeigegangen, so finden wir einen großen eisernen Güterschuppen; etwas auf der Höhe treffen wir ein recht schmuckes Gebäude mit der Inschrift „Estacion Salgar"; dazwischen steht ein kleines hölzernes Häuschen, das sich als Telegraphenbureau legitimirt; dicht vor uns hält der Zug mit seinen Güter- und Personenwagen. Dann folgen weiter an den Schienen entlang noch mehrere andere Baulichkeiten, ein Locomotivschuppen, eine Werkstätte und Aehnliches. Es hätte nur noch gefehlt, daß ein Wartesaal erster und zweiter Klasse sich gezeigt hätte, aber als Wartesäle dienen praktischer Weise die bequemen und luftigen Personenwagen selbst.

Es ist doch merkwürdig, daß die Menschen hier die Blüthenlese deutscher Scheltreden und Schimpfworte so gut kennen, dachte ich, als ich den wettergebräunten Locomotivführer mit den schwarzen Arbeitern verhandeln hörte, die das Brennholz in den Tender schleppen mußten; allein der Herr Ingenieur war auch ein ehrlicher Deutscher und zwar ein Mecklenburger. Als ich nach Erledigung des Zolles im Personenwagen mir das Fahrbillet nach Barranquilla gelöst hatte und darüber nachsann, wie es wohl komme, daß die Inschriften auf dem Bahnhof, z. B. die des Telegraphenbureau, die der Agentur ꝛc. die deutschen Farben zeigten, nahmen einige Herren in lebhafter Unterhaltung neben mir Platz; sie sprachen deutsch und redeten davon, daß die Anwesenheit der „Gazelle" guten Einfluß ausüben werde auf die Haltung der Landesbehörden: die Drohungen, die Eisenbahn zu

„stoppen“ oder gar sie den Deutschen wegzunehmen, würden nun doch wohl verstummen, auch die Processe in Cartagena jetzt endlich einmal zu Ende kommen. Es waren die Agenten der Bahn, ein Hanseat und ein Süddeutscher, und als ich sie als Landsleute begrüßte, erfuhr ich, daß die Bahn, wie oben erwähnt, deutsches Eigenthum sei und daß die meisten ihrer Anlagen von Deutschen, ja sogar in Deutschland (z. B. die eisernen Schuppen) ausgeführt seien. Die Bahnanlage gehöre der Bolivar-Eisenbahn-Gesellschaft und erst ein Jahr bestehe ihr Betrieb.

Am 5. December 1870 fand die erste Probefahrt auf der ganzen Route statt; am 1. Januar 1871 wurde der gesammte Verkehr eröffnet; bis jetzt hat die Bahn ohne Unfall ihre Dienste gethan, deren Wichtigkeit noch vor einigen Wochen in einem Meeting des Handelsstandes der Einwohnerschaft von Barranquilla mit großer Majorität der besseren Elemente anerkannt worden ist. Der erwähnte Streit gegen die Bahn wird auf das erbittertste von einigen Columbianern geführt, welche behaupten, daß jener deutschen Actiengesellschaft weder das von der General-Regierung in Bogota, noch das vom Staate Bolivia ausgegebene Privileg rechtsgültig zustehe, und auf Grund dieser Behauptung die Herausgabe der Bahn verlangen, ungeachtet sie für deren Bau keinen Realen ausgegeben haben. In Veranlassung dieses Streites wollen die hiesigen Vertreter der Bahn den deutschen Reichskanzler durch den Commandanten der „Gazelle“, Kapitän Ahrend, wiederholt ersuchen, einen diplomatischen Posten in Bogota zu creiren, wie denn bei dem Umfange der in diesem Lande ruhenden deutschen Interessen ein solcher Posten in der That nicht wohl zu entbehren sein möchte. Gewiß wird Fürst Bismarck einem solchen Hülferuf aus Südamerika willig Gehör leisten.

Es war dunkel geworden, als unsere Fahrt begann, deren Dauer ich bei der lebhaften Unterhaltung mit meinen Landsleuten kaum spürte. In Barranquilla wieder neue Landsleute. Der Superintendent des Bahnhofes, der Güterverweser, der Fuhrmann meines Gepäcks, mein Wegweiser zum Gasthause, Alles Deutsche und noch mehr, das Gasthaus selbst gehörte einem Deutschen, einem auf dem Magdalenenstrom fahrenden Kapitän, dessen Frau die Wirthschaft trefflich führte und ihr Haus zum Hauptquartier aller hiesigen Deutschen gemacht hat.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Barranquilla begab ich mich aufs neue nach Puerto Salgar, um von dem dichten Manglogebüsch des Strandes aus das vorliegende Bild zu zeichnen, das den Haupttheil der erwähnten dortigen Stationsanlagen wiedergiebt.

Man begreift jetzt kaum, wie Barranquilla ohne diese zu seinem Seehafen führende Bahnverbindung hat existiren, ja sogar hat groß werden können. Wie trostlos war der für den Güterverkehr allein brauchbare Wasserweg! Mit jenen Bongos mußte der ganze hiesige Export bewältigt werden, dessen Werth sich in den letzten 5 Jahren durchschnittlich auf fast $2^1/_2$ Million belief. Welche Mühe hatte man, rechtzeitig diese incunabelen Leichterfahrzeuge zu bekommen; wie gefährdet waren an Bord derselben werthvolle Ladungen, Indigo, Edelmetall u. dergl.; wie lange dauerte die Flußreise unter gewöhnlichen Umständen und nun gar in den nicht seltenen Fällen, in welchen die Zambos ihre Arbeit mehrere Male einstellten, weil ihr Fahrzeug in einer der Rinnen oder Sümpfe festsaß, in dem Canal del Progreso, der dicht hinter dem Dorfe von Savanilla mündet, eine Anlage der Verzweiflung, welche der Handelsstand von Barranquilla vornahm, als die frühere Verbindung mit der Savanilla-Bucht selbst für die Bongos zu schlecht wurde, oder in dem famosen Canal de la Pina, an den sich das phantastische Project einer Fahrbarmachung für Dampfschiffe knüpft, obwohl er, wie ich ihn neulich sah, gegen früher an Breite nicht gewonnen und an Tiefe abgenommen hatte; er ist circa 15 Fuß breit und hatte damals zur Fluthzeit nur 3 Fuß Wasser. Dazu kommt nun noch die ungeheure Erleichterung, welche die Bahn für alle die andern mit der Expedition eines Schiffes verbundenen Arbeiten darbietet. Um zwischen Kapitän und Kaufmann einen Verkehr herzustellen, mußte man früher eine mühevolle kostspielige Tagereise unternehmen.

Wenn man auf dieser Bahn fährt, der einzigen, die Neu-Granada bis jetzt auf-

weisen kann — so freut man sich wahrlich, daß deutscher Unternehmungsgeist, deutsche Ausdauer und deutsche Energie dies Werk geschaffen haben. Die Bahn ist gut gebaut, obwohl manche Schwierigkeiten sich darboten; ihr Betrieb ist stets in Ordnung, obwohl das Material noch ziemlich schwach ist. Ueberall herrscht deutsche Pünktlichkeit.

Die Eisenbahnfahrt von Savanilla nach Barranquilla ist keineswegs arm an Schönheiten. Wenn der Zug den Bahnhof verlich dicht an den Magdalenenstrom und erreicht bald das untere Ende der Stadt Barranquilla, wo sie unmittelbar am Wasser, beim Landeplatz der Dampfschiffe aufhört.

Der Verkehr der Bahn (Fahrzeit 66 Minuten) verspricht mit der Zeit ein großartiger zu werden. Puerto Salgar, von der Bahn ins Leben gerufen, wird sicherlich in wenigen Jahren eine Bewegung von Gütern und Menschen sehen, wie etwa Colon an der Panama-Eisenbahn in seinen



Puerto Salgar.

lassen hat, den unser Bild vorstellt, so bleibt er zunächst hart am Wasser; dann steigt er empor, fährt unmittelbar an dem „Friedhof von Savanilla" vorbei und gewährt einen Blick auf das Meer. Nachdem die Station Savanilla verlassen ist, läuft die Bahn im Bogen zu jenen Cienegas und Canälen, die ehedem den Waarenweg bildeten. Sie zeigt hier manche schöne Aussicht auf Wasser und Wald; an einigen Stellen schneidet sie, wie mir scheint, den alten Reitweg; dann tritt sie gleich hinter der Station Arroyo ziembesseren Tagen; sein Leichter- und Schlepper-Verkehr wird sich gewaltig ausdehnen, die Eisenbahnanlagen werden wachsen und wachsen und jeder Deutsche wird sich freuen, daß es deutsche Kaufleute gewesen sind, die das Unternehmen gewagt und durchgeführt haben, wahrlich auch zum großen Segen für dies Land.

Wer wissen will, wo die „Bolivar-Eisenbahn-Gesellschaft" zu finden ist, der begebe sich nach dem alten Marktplatz der Stadt Bremen, wo die neue Börse so stattlich sich erhebt. An einer der engen

Straßen, die vom Markt zur Weser führen, findet er, in einem kleinen unscheinbaren Hause den Sitz dieser unternehmenden Compagnie.

Literarisches.

Benedict Franz Leo Waldeck, der Führer der preußischen Demokratie (1848 bis 1870). Von H. B. Oppenheim. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1873.

Diese Biographie ist sehr angenehm dadurch, daß sie sich mit klarem Bewußtsein in ihren natürlichen Grenzen hält und ihre Aufgaben innerhalb derselben vollkommen erfüllt. Das rein persönliche Moment ist bei politischen Größen minder wichtig als etwa bei Künstlern, Dichtern oder Denkern; ja, je höher ein Politiker steht, desto mehr tritt das persönliche Leben der Erscheinung zurück, wenn auch schließlich in der Fülle des individuellen Lebens die lebendige Quelle auch politischer Tüchtigkeit zu suchen ist. Wir werden in der vorliegenden Biographie weder mit Privatschicksalen behelligt, noch durch die ganze politische Geschichte, in deren Verlauf Waldeck thätig war, hindurchgeführt; dagegen darf der Leser eine vollkommen angemessene Uebersicht der politischen Thätigkeit dieses hervorragenden Führers der demokratischen Partei erwarten. Diese erste Generation parlamentarischer Führer in Preußen hat vor der gegenwärtigen zweiten Vieles in Bezug auf persönliches Interesse voraus; diese Personen repräsentiren noch umfassendere Auffassungen der Gesellschaft und des Staates überhaupt; sie treten in die Geschäfte, um diese geltend zu machen, und ihre kräftigsten Jahre erfüllen die großen Principienkämpfe, in welchen unsere Verfassung sich gebildet. Eine solche Natur war auch Waldeck. „Seine Erscheinung hatte etwas Imposantes, lange ehe Krankheit, Alter und schändliche Anfechtungen sein dichtes Haar gebleicht hatten. In seiner Stimme war der harte Klang seiner westfälischen Heimath unverwischt geblieben. Die große Gestalt, das sicher blickende tiefblaue Auge, die durchgearbeitete Physiognomie mit den großen Zügen mochten an jene westfälische Bauerngestalt Immermann's erinnern, von welcher der Dichter sagt, daß sie eine compacte Mischung von Schlauheit und Ehrwürdigkeit, von Vernunft und Eigensinn bezeichne. Das sind gerade die Elemente, welche einen starken Charakter ausmachen. Dort in Westfalen ist er in früher Zeit nicht blos um seiner Verdienste, sondern mehr noch um seines persönlichen Einflusses willen der Bauernkönig genannt worden. Den Eindruck, welchen er in der Gesellschaft machte, schildert Varnhagen von Ense im October 1848 mit folgenden Worten: „Waldeck erschien mir im günstigsten Lichte, kraftvoll im Denken und Gesinnung, ein ehrenfestes, stark durcharbeitetes, festes und bewegliches Gesicht. Er sprach mit Klarheit und Festigkeit, immer aus der Sache; nichts Persönliches mischte sich ein, nichts Schmeichelhaftes und Absichtliches."

Philosophie des Bewußtseins in Bezug auf das Böse und das Uebel. Von Dr. med. Franz Bicking, königl. preußischem Geheimen Sanitätsrath, Leibarzt, Ritter. Hinterlassenes Manuscript. Berlin, 1873. Denicke's Verlag (Link und Reinke).

Der bekannte treffliche Berliner Arzt hatte das Bedürfniß, seine Anschauungen über die Gegenstände unseres höchsten Interesses zusammenzustellen, und aus seinem Nachlaß ist diese Zusammenstellung dem Druck übergeben worden. Es wird jetzt leider viel Unfug getrieben mit Publicationen aus dem Nachlasse Verstorbener, und auch die vorliegende Veröffentlichung würde nur Anspruch auf Beachtung verdienen, wenn sie auf specielle Anordnung des Verfassers geschehen ist. Denn ein Anderes ist, für sich selbst den Zusammenhang entstandener Vorstellungen aufzuzeichnen, ein Anderes aber, sie mit Anspruch auf Wirkung in einem wissenschaftlichen Gebiete heraustreten zu lassen. Die Gedanken Bicking's gehören der Schelling'schen Naturphilosophie, ihrem Inhalt und ihrem Zusammenhange nach, an, und das Interesse an ihnen wird den Kreis derer nicht überschreiten, die zu dem Arzt in persönliche Verhältnisse getreten sind.

Die Erinnerungen aus **Friedrich Förster's Leben**, welche Hermann Kletke unter dem Titel „**Kunst und Leben**" aus Förster's Nachlaß im Verlage der Gebr. Paetel zu Berlin hat erscheinen lassen, enthalten sehr viel Interessantes über die Beziehungen Schiller's zur Familie Körner, über den Aufschwung der deutschen Nation gegen den ersten Napoleon, über Goethe's Jugendzeit und späteres Leben. Dresden, Leipzig, Weimar, Jena, diese durch jene Ereignisse geweihten Orte, werden in guten und schlimmen Tagen geschildert, und der Stil, in welchem alle diese wichtigen Erinnerungen erzählt werden, ist von einer vollendeten Klarheit und Einfachheit.



Zerstreute Kapitel.

Von

Theodor Storm.

Kapitel I.

Unser Freund, der kleine muntere Bahnhofsinspector, ging neben mir auf dem Perron. „Besorgen Sie den Herrschaften einen guten Platz!“ rief er mit einer seiner resoluten Handbewegungen; und der Schaffner, an den diese Worte gerichtet waren, schlug eine Thür des hintersten Wagens auf. „Hier,“ sagte er; „es schaukelt nur ein wenig.“

„Dafür,“ erwiederte der Inspector nicht ohne einen gewissen Nachdruck, „ist der Wagen hier aber der sicherste.“

„Der sicherste?“ — Wer hatte an eine Unsicherheit gedacht! — Auch bei einer Eisenbahnfahrt gilt also die alte Geschichte: „Es ging ein Mann im Syrerland.“ — Ich äußerte indessen nichts dergleichen; wir stiegen ein und saßen bald bequem genug. Wir, sage ich; denn auch unsere beiden Freundinnen ließen es darauf ankommen, in meiner Gesellschaft dritter Klasse zu fahren. Freilich, vor einer etwas vertraulichen Höflichkeit des Schaffners vermochte ich sie nicht ganz zu schützen, und ebensowenig vor einem kleinen impertinenten Blick, mit welchem sie von einem elegant gekleideten Backfisch bestrichen wurden, der an einer der nächsten Stationen mit einer laut redenden Badegesellschaft ein Coupé erster Klasse in Besitz nahm.

Ich mußte dabei eines Vorfalls gedenken, den mir vor Jahren eine dir sehr bekannte, edle Frau erzählte. — Die Familie, deren Glück und Stolz sie war, hatte, während die Dänen in unserer Heimath wirthschafteten, im mittleren Deutschland einen Unterschlupf gefunden. Die Einkünfte waren klein, die Kopfzahl groß; deß ungeachtet wurde Jahr um Jahr ein Besuch bei den zurückgebliebenen Eltern ermöglicht; nur freilich, bescheiden mußte gereist werden; aber sie entbehrte nichts dabei; denn wie du weißt, ihr schönes sicheres Wesen bedurfte äußerer Stützen nicht. — Bei einer solchen Heimathsreise vermochte sie einst auf einem größeren Bahnhofe das verlassene Coupé nicht wiederzufinden, und irrte, nur von einer Magd begleitet, mit ihrer Kinderschaar auf dem weiten Perron umher, als ein junger Offizier sich zu ihnen fand und mit gutmüthiger Höflichkeit ihr seine Hülfe anbot. Sie nahm das dankend an; als sie jedoch bemerkte, daß er sein Augenmerk nur auf die zweite Wagenklasse richtete, wandte sie sich gegen ihren höflichen Begleiter und sagte: „Wir fahren dritter Klasse!“

Auf dieses Wort hin sah sie zu ihrem Erstaunen den jungen Mann spurlos und auf Nimmerwiederkehr im Gewühl verschwinden; und erst später kam es ihr zum Bewußtsein, daß es denn doch wohl gegen die Standesehre sein müsse, im Dienste einer Frau gesehen zu werden, welche dritter Klasse fuhr.

Sie hat mir lächelnd dieses kleine Abenteuer erzählt; und du weißt es, wie schön und mild einst dieser Mund gelächelt hat.

Doch das sind nur Gefahren, die aus der ersten Wagenklasse kommen; und — halsgefährlich sind sie eben nicht. Der arme junge Offizier; was soll denn Einer machen, der zufällig seine Persönlichkeit nicht in sich selber, sondern in der Regimentsrangliste stecken hat! — —

Am Nachmittage verließen mich meine beiden Damen, die ein anderes Reiseziel hatten; unverkennbar übrigens mit einer kindlichen Genugthuung über den gesparten blanken Thaler, den sie durch den Sieg ihrer Demuth im Knipptäschchen behalten hatten.

Es war kühl geworden; als der Zug weiter klapperte, vermummte ich mich in meinen Plaid und gab meinen Gedanken Audienz. Die Reisestimmung wollte noch nicht kommen. Weshalb hastet denn im Mittsommer Alles von Hause fort? — Um Genesung für irgend ein Uebel zu finden, das vielleicht eben dort sitzt, wo es am leichtesten zu tragen ist? — Ich fürchte, der arme Solitaire hat nicht Unrecht mit seiner Warnung:

„Drum sei nur still; trag jeden Kummer gerne;
Das Leiden, das dich quält, hält andre Leiden ferne!"

Die schlimmsten aus dieser dunklen Genossenschaft, die kleinen schwarzen Dinger mit den Fledermausflügeln, die Sorgen, machen es doch wie unser heimischer Hausgeist, der treffliche Niß Puk; sie setzen sich hinter uns auf den Karren und rufen ganz vergnügt mit ihren schrillen Stimmchen: „Wir ziehen um!"

Es war heute gerad' ein Wetter, in dem sie sich besonders lustig fühlen; denn es regnete; es klatschte oben auf die Wagendecke, wie zornig schlug es mitunter gegen die aufgezogenen Fenster; an den Scheiben rieselten einförmig die Tropfen und zeichneten kleine Ströme auf dem beschlagenen Glase.

Ja, das war das rechte Wetter; und schon hörte ich ihr emsiges Gesumme. Die von heute mochte ich selber unversehens mitgenommen haben; wie die anderen, die ich doch zu Hause lassen wollte, in den festverschlossenen Wagen kamen, weiß ich nicht. Aber sie kamen, eine nach der anderen; und nicht bloß die von morgen und übermorgen und vom nächsten Jahr; in ganzer Kette schwärmten sie aus; es war, als hätte die eine immer die andere herbeigerufen; ganz aus dem Nebel der Zukunft, vom Ende des Lebens kamen sie herangeflogen, und ich fühlte es jedesmal an einem Ruck an meinem Herzen, sowie eine neue zu mir heranflog und sich mit ihren Klammerzehen an mich anhing; zuletzt kamen sogar die von jenseit des Grabes. Auch die kamen; und es war etwas Fürchterliches dabei. Kleine süße Kindergesichter, mir die trautesten auf der Welt, drangen lächelnd auf mich ein, und auch der Sonnenschein war da, den ich immer um ihre Häupter sehe; aber unmerklich verwandelten sie sich; bleich, mit kranken Augen, wie um Hülfe flehend, und ohne Sonnenschein, sahen sie mich an; dann verschwand Alles, und ich sah nur eine Menge kleiner blutdürstiger Augen, die aus der Finsterniß auf mich zublitzten. Nun wußte ich es, das waren die von jenseit des Grabes, die furchtbaren, vor denen kein Entrinnen ist; und ich würde vielleicht zum Erstaunen meiner Reisegenossen einen lauten Schrei ausgestoßen haben, wenn von dem Verwesungsdunste, den sie mit sich führten, mir nicht die Kehle wie zugeschnürt gewesen wäre.

Da that es in den Spuk hinein plötzlich einen gellenden Pfiff, der unleugbar aus der Welt von heute kam; und nicht lange, so scholl die tröstliche Menschenstimme des Wagenmeisters: „Hamburg. Station Klosterthor! Alles aussteigen!"

Ich schüttelte mich, griff nach Schirm und Reisegepäck und stolperte auf den Perron hinaus.

Es war inzwischen dunkel geworden, und der Regen strich noch immer ebenmäßig vom Himmel herab. Aber der Vetter war zur Stelle und am Arme eines Mannes, der allzeit erster Klasse fährt, fühlte ich den Boden noch um Eins so fest unter meinen Füßen. Leider hatte er bei solchem Wetter seinen Einspänner

zu Haus gelassen; die Droschken waren alle schon vergriffen; auf der Pferde-Eisenbahn trabte es wohl vorüber, aber drinnen war Alles besetzt. So marschirten wir denn unter unseren Schirmen noch eine halbe Stunde, bald durch ein Wirrniß überschwemmter Straßen, bald auf durchweichten Kieswegen unter tropfenden Alleen, bis endlich ein hellerleuchtetes Zimmer und bekannte freundliche Gesichter dem heutigen Reisetage ein Ziel setzten.

Aber mitten im heitersten Plaudern überfiel's mich wieder; denn ich hatte einen Schatten an den Wänden huschen sehen. Er kam wohl nur von einer Amarillis-Blüthe, die neben mir aus einem Blumenkorbe ragte und jetzt von einem Zugwind hin und her bewegt wurde. Ich bemerkte das sofort; als ich aber durch die offene Stubenthür auch die Hausthür offen sah, sprang ich hastig auf und schloß sie zu.

„Was fällt dir ein?" rief die junge muntere Base; du weißt, der alte Musikmeister nannte sie einst so allerliebst: „Das Rothkehlchen."

„Was mir einfällt?"

„Ja, dir! — Hast du Angst vor Fledermäusen?"

Ich starrte sie an. „Vor Fledermäusen? — Nein, so eigentlich nicht; ich hoffe auch, sie fliegen nicht in diesem Schlackerwetter; aber ich hatte eine Gesellschaft unterweges, ich möchte lieber, daß sie draußen bliebe."

„Du! — Was sprichst du komisch!" sagte das Rothkehlchen, und sah mich lustig mit ihren hellen Augen an. „Dahinter steckt eine prachtvolle Geschichte; nimm dein Glas, setz dich in die Sopha-Ecke und erzähle!"

„Ja," stimmte nun auch der Onkel bei, indem er bedächtig einen Zug aus seiner langen Pfeife that; „erzähle; du weißt doch, daß sich das nicht schickt, solch' unverständliches Zeug vor anderen Leuten reden."

Der Onkel sah mich schelmisch an; aber ich erzählte die „prachtvolle Geschichte" nicht.

Kapitel X.

Ja, es war eine Trompete, nur eine; und es war ein Choral, der von ihr geblasen wurde! — Ich sprang aus dem Bette und weckte den neben mir schlafenden Vetter, und wir stellten fest, daß in dem dritten Nachbarhause links geblasen wurde.

Bald hatten wir uns angekleidet, und saßen unten im Familienzimmer am Kaffeetisch; und die Trompete blies noch immer fort; wenn der eine Choral aus war, wurde sogleich mit einem neuen weiter geblasen; und so blies diese eine Trompete zwei Stunden lang Choräle. Dann wurde sie vermuthlich durch ein Glas Wein erfrischt; denn die Musik schwieg, und bald darauf — denn wir waren alle in die Veranda getreten — sahen wir den Bläser aus dem Hause kommen; er hatte seine Trompete in ein schwarzes Tuch gewickelt; aber das blanke Mundstück, das daraus hervorsah, verrieth ihn. — Dann fuhr eine Kutsche vor; von einer Bonne wurde ein festlich weißgekleidetes Wickelkind herausgetragen, dem ein geistlich aussehender Herr mit weißer Halsbinde folgte. Das alles, von einer kleinen behaglichen Matrone an den Droschkenschlag becomplimentirt, stieg ein und fuhr davon.

Diese Sache ist mir höchst verdächtig. Was mag das Wickelkind zu der furchtbaren Musik gedacht haben? — Am Ende hat es gar nichts dazu denken sollen! denn wir wohnen hier im Quartier der Frommen; wie der Berliner Pastor zu unserer Freundin Rosa sagte, als er in einer Abendgesellschaft beim ragout fin an ihrer Seite saß: „Und wo wohnen Sie denn, mein werthes Fräulein?" — „Ich? Ich wohne in der Matthäikirch-Straße." — „In der Matthäikirch-Straße! Ei, das ist ja eine liebe Gegend, eine herrliche Gegend! Eine liebe Seele bei der andern! Und die Glo — cken, sie lo — cken!"

— — Es ist mir in diesem Augenblick eine seltsame Erquickung, daß ich aus dem Fenster, an welchem ich dieses schreibe, den Blick auf die Hamburger Abdeckerei habe, die drüben mit ihrem braunrothen Ziegeldach aus grünen Bäumen hervorschaut. — —

Als wir uns, nicht ohne Anstrengung, von der Trompete erholt hatten, und wieder — denn es war am Sonntag Morgen — ruhig um den runden Tisch saßen, kündigte ich meine mitgebrachte Rarität an.

„Hmm!“ machte der Onkel und rauchte erst ein paar Gedankenstriche in die Luft, „das wird wohl wieder so etwas vom poetischen Tandelmarkt sein, wofür wir hier keinen Absatz haben.“

Ich aber ließ mich das nicht anfechten, sondern legte meinen kleinen Pergamentband auf den Tisch.

— „Nun, das sieht denn doch wenigstens solide aus.“

Und während Tante Friede die Augenbrauen in die Höhe zog und über die Brillengläser weg zu mir herüberblickte, schlug ich das Büchlein auf und las: „Regeln der vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft, sammt eigenhändiger Einschrift derselben Mitgliedere Namen.“ — Du weißt, es sind darin nicht nur die Namen, sondern auch die Schattenbilder der alten Herren, sammt deren voraussetzlich nicht minder wohlgetroffenen Haarbeuteln und Zopffrisuren.

Nun ging das Buch von Hand zu Hand; die Groß- und Urgroßväter und -Onkel wurden aufgesucht und gefunden und mit kleinen über dem Sopha hängenden Miniaturbildchen zusammengehalten; zuletzt verglichen wir noch unsere eigenen lebendigen Familiennasen mit den Nasen der armen Silhouetten.

Schatten von Schatten! — Ueber ein halbes Jahrhundert bestand diese freundschaftliche Gesellschaft; aber endlich mußte doch auch sie sterben, wie sie so viele ihrer Mitglieder hatte sterben sehen; trotz ihrer fürtrefflichen Gesetze: Paragraph 5, daß kein Rangstreit Platz haben solle, so wenig als ein unerlaubter handgreiflicher Spaß, bei Vermeidung von 2 Schilling Lübisch Straffe; Paragraph 6, daß derjenige, so übermäßig und vorsätzlich fluchet, für jeden Fluch bezahlen solle 1 Schilling; und Paragraph 7 — der weiseste von allen —, daß die Gesellschaft jedesmal nicht länger als höchstens bis eilf Uhr Abends beisammen bleibe, und zwar für Jeden bei Strafe von 1 Mark. —

„Ist mir doch mitunter,“ sagte ich, „als wäre ich selbst einmal dabei gewesen!“

„Oho!“ rief der Onkel; und das Rothkehlchen warf die Lippen auf und sah ganz spöttisch nach mir hin.

„Nein, nein; ich meine nicht zur Zeit der Gründung anno 1747 —“

„Nun, das wollte ich doch auch nur sagen!“ unterbrach mich die Tante und lachte ganz befriedigt.

„Nein, Tante Friede; nicht anno 1747, wo noch beliebet war, daß kein Kaffee und beim Weggehen kein hitziges Getränke außer Wein gereicht werden solle; vielmehr ist mir, als sei es an einem heiteren Julitage in den achtziger Jahren gewesen, wo allerdings noch der Großvater ein Bräutigam war; und zwar im Hause des Urgroßvaters großmutter-mütterlicherseits. Hier ist das Schattenbild dieses kleinen behaglichen Mannes, der, leider schon lange vor meiner Geburt sein darunter stehendes „obiit“ erhalten hat!“

Damals aber war auch ein Tag! — Das Haus mit der Sandsteinvase auf dem spitzen Giebel, welches zu Pfingsten seinen frischen, sandgrauen Oelanstrich erhalten hatte, schaute aus seinen blank polirten Fenstern wie die lachende Gegenwart auf die Schiffe des gegenüberliegenden Hafens, deren Wimpel regungslos an den heißen Masten hingen. Auch drinnen der weißgetünchte, durch zwei Stockwerke hinaufreichende Flur des Hauses war voll von Sonnenschein, der durch die beiden über einander liegenden Fenster freien Eingang hatte. Aber Alles war still und feierlich. Der Riesenschrank, welcher, die Leinenschätze des Hauses enthaltend, über die Hälfte der einen Wand einnahm, war augenscheinlich frisch gebohnt, die krausen Messingbeschläge blitzten; stattlich erhoben sich auf seiner Bekrönung die großen blau und weiß glasirten Vasen. Aus der offen stehenden Thür des schmalen Wohnzimmers zogen Blumendüfte auf den Flur hinaus; denn drinnen im Ausbau-Fenster blühten Reseden und die Blume der alten Zeit, die düftereiche Volkameria.

Und jetzt erscholl ein Schritt vom Hinterhause her; begleitet von seinem Mops Fidel, der pflichtgemäß hinterherwatschelte, erschien der Urgroßvater, ein wackerer Fünfziger, zierlich bezopft, im chokoladefarbnen Rock; und nicht von ungefähr spielten seine Finger mit der emaillirten Festtagsdose: er erwartete „die vereinigte freundschaftliche Gesellschaft!“ — Da schlug es draußen drei vom Thurm der alten Marienkirche — sie ist jetzt längst schon abgebrochen — und der Urgroßvater zog seine goldene Uhr hervor, schälte sie aus

zwei Gehäusen und stellte dann die Weiser nach der Kirchenuhr; denn ihm als Wirth lag heut' die Sorge für die Beobachtung der Gesellschaftsregeln ob; und wer allererst nicht vor einem Viertel nach drei Uhr erschien, der mußte Strafe zahlen. Und fast wünschte der gutherzige Mann, die Uhren der übrigen Mitglieder möchten heut' nicht allzu richtig gehen; war er für dieses Jahr doch auch der Rechnungsführer der Gesellschaft und hatte für seine Kasse zu streben, die statutengemäß um Weihnachten unter geheim Bedürftige vertheilt werden sollte! Mit ein paar lebhaften Schritten trat er in das Wohnzimmer und griff nach der blechernen Büchse, die dort hinter dem Vorhängsel des nach der Außendiele liegenden Guckfensters stand. Er wog sie in der Hand; sie war schon recht gewichtig; aber auch der armen Leute waren ja so viele! Und hastig, damit von den Gästen ihn Niemand über diesem heimlichen Thun ertappe, nahm er eine Anzahl kleiner Münzen aus seiner Börse und ließ sie in den Spalt der Büchse fallen.

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!“

Unwillkürlich summte er das Lied seines lieben Wandsbecker Boten, welches die Gesellschaft am Abend der Weihnachtsvertheilung bei einem Gläschen echten Rüdesheimer anzustimmen pflegte. Singend war er ans Fenster getreten, und im Nacken schlug der Zopf bescheidentlich den Tact dazu; vergnüglich blickte er durch die Blumen über die sonnige Straße nach dem Hafen hinab, wo eben eine Menge größerer und kleinerer Tonnen in ein Helgolander Schiff verladen wurden. Der Urgroßvater schmunzelte; sie enthielten freilich nicht jenen „Labewein“ vom Rhein, wohl aber das berühmte Gutbier aus seiner eigenen Brauerei, das derzeit weit und breit versandt wurde.

Jetzt aber rief das plötzliche Schellen der Thürglocke ihn wieder nach dem Hausflur, wo ihm zu seinem Erstaunen ein friesländischer Seemann in Jacke und Hose vom gröbsten blauen Wollenzeug, mit kurz geschorenem Haar und einer Pelzmütze auf dem Kopf entgegentrat. Der Urgroßvater schaute etwas unsicher auf die unerwartete Erscheinung; als ihm aber sogleich unter lebhaften Gesticulationen eine Begrüßung, aus wenigstens vier lebenden Sprachen zusammengemischt, entgegensprudelte, da wußte er freilich, daß er es mit einem Mitgliede der „freundschaftlichen Gesellschaft“ zu thun habe, mit seinem trefflichen Hausarzte, dem vielberufenen holländischen Doctor, der gleich vielen anderen „Patrioten“ nach der Wiedereinsetzung der Prinzessin von Oranien seine Heimath verlassen und in unserer guten Stadt sich rasch zum Modearzt emporgeschwungen hatte. Lachend schüttelte er ihm jetzt die Hände.

„Alle Tausend, Doctor! Was habt Ihr da nur wieder ausgeheckt!“

Der Doctor aber that gar nicht, als ob was Auffälliges an ihm zu sehen sei. Hatte er doch kurz zuvor in blausammtner Husarenuniform, mit Säbel und goldbequasteten Stiefeln, und ein ander Mal im schwarzseidenen Costüm eines französischen Abbé dem Publicum der kleinen Stadt mit Glück zu imponiren gewußt. — So ließ denn auch der Urgroßvater es bei seiner einmaligen Verwunderung bewenden, und verschwand mit seinem, übrigens grundgelehrten Gaste in dem Hinterhause, wo im oberen Stockwerk der Gesellschaftssaal belegen war.

Von droben, durch das über der Thür des Wohnzimmers befindliche Kammerfenster, hatten zwei blaue Mädchenaugen aus einem blonden, leichtgepuderten Köpfchen neubegierig und lachend auf den Flur hinabgeblickt. Es war das Haustöchterchen, meine Großmutter, die dort noch bei ihrer Toilette säumte. Sie hatte keine Eile; denn auf den liebsten Gast, den Großvater, dem sie, sobald die Astern blühten, ihre Hand am Altare reichen sollte, hatte sie heute nicht zu hoffen, da ihn Geschäfte in der benachbarten Handelsstadt zurückhielten. Aber wußte sie ihn doch dort bei guten Freunden wohlbehalten!

Wieder schellte es unten; und eine breite untersetzte Gestalt mit fleischigen, stark gerötheten Wangen, in Zopfperrücke und lederfarbnem Rock, schob sich zur Thür hinein. Es war der Herr Zoll- und Schloßverwalter; er stützte sich auf sein langes Rohr und pustete mächtig, während er mit dem Schnupftuch den Schweiß sich von der Stirn trocknete. — Das Großmütterchen lächelte: der Mann hatte einen so seltsamen Beinamen — der „Ballenfräter“ hieß er — sie hatte als Kind ihn selbst einmal danach gefragt.

Und wieder läutete die Thürglocke. Eine stattlichere Erscheinung, ihr Großonkel, der alte Herr Ober-Landgerichtsadvocat, war eingetreten, der allein von allen Mitgliedern noch die große Lockenperrücke auf seinem schönen ausdrucksvollen Haupte trug. Das Großmütterchen liebte ihn sehr, diesen Helfer der Bedrängten; und fast hätte sie ihn angerufen. Aber eben legte er lächelnd seine Hand auf die Schulter des kleinen Schloßverwalters, und beide schritten nun dem Hinterhause zu.

Droben am Fenster war der hübsche Mädchenkopf verschwunden; die Inhaberin desselben hatte sich in die Tiefe der Kammer zurückgezogen. Sie saß mit aufgestütztem Arm vor ihrem Toilettentischchen und blätterte in einem winzigen, pergamentnen Goldschnittbändchen, das ihr vor kurzem der Bräutigam gebracht hatte. Es war der mit Hölty's Bildniß geschmückte Jahrgang des Voßischen Musenalmanachs. — Wie ernst und früh gealtert erschien ihr das Antlitz des so jung verblichenen Dichters; und welche Friedhofsstille war in seinen Liedern! — — Doch jetzt gerieth sie in die vielgerühmte Ballade Friedrich Stollberg's. Zu grausam war es doch und ihr junger Busen wallte von Mitgefühl, daß die treulose Ritterfrau so Tag für Tag aus dem Schädel ihres getödteten Buhlen trinken mußte! Aber — ja so! — sie wurde doch, dem Himmel Dank, von ihrem beleidigten Eheherrn noch zur rechten Zeit zu Gnaden wieder angenommen! — Dem Großmütterchen fiel es im Traum nicht ein, daß auch sie selber zu den deutschen Frauen gehöre, denen der ungalante Dichter diesen Schädel zum Exempel aufgestellt hatte; sie wäre arg erschrocken, hätte ihr Jemand das gesagt. Es ging sehr schön zu lesen; aber es war ja doch nur eine Geschichte, weit ab von ihr und ihrer Welt! — Dagegen ein paar Seiten weiter, wo der lila Seidenfaden eingelegt war: „Blühe, liebes Veilchen", das kleine süße Lied von Overbeck, das sie schon selbst an ihrem grün lackirten Clavier gesungen hatte, das freilich, das war wie nebenan im Nachbargärtchen nur gewachsen! —

Oftmals hatte indessen unten im Hausflur die Thürschelle geläutet; immer neue Gäste waren eingetreten, geistliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte, Träger von Namen, die durch viele Geschlechter an der Spitze des städtischen Lebens gestanden, und welche jetzt die neue rasch lebende Zeit spurlos hinweggefegt hat.

Und jetzt knarrte auch oben die Kammerthür; ein kleiner Schritt klapperte die steile Treppe herab, und da stand es unten auf dem Flur, das Großmütterchen; eine zierliche Gestalt, hausmütterlich ein weißes Schürzchen vorgebunden, das Brusttuch mit einer Rosenknospe zugesteckt. — Schon trat sie auf die Fallthür des Kellers, welche den Austritt zum geräumigen Pesel* bildete; da schellte es noch einmal, und zugleich auch hörte sie von dort her ihren Namen rufen.

Ein alter Herr in dunkler Kleidung, mit feinem weißen Jabot, war eingetreten; der Vater ihres Bräutigams, ein hochangesehener Kaufherr und Rathsverwandter dieser Stadt. Wenn unter den starken Brauen nicht die schönen blauen Augen gewesen wären, der strenge Mund hätte leicht ein junges Wesen zurückschrecken können; aber sie wußte wohl, daß sie sein Liebling war; und schon hing sie an dem Arm des alten Mannes.

„Nicht wahr, Papa, Sie haben mir etwas mitgebracht?"

Er zog schweigend die goldne Tabatiere aus der Schooßtasche seiner Weste und bot ihr eine Prise.

„Aber, fi donc, Papa! Sie wissen besser, was ich meine!"

Der alte Herr lächelte. „Seit wann ist deine Französin entlassen, Tochter? du hast dein vocabulaire noch nicht vergessen!"

— „Papa, Sie dürfen mich nicht necken!".

„Aber du, eines Kaufherrn Braut; und weißt noch nicht, daß heut' kein Posttag ist!"

— „Ach!"

„Nun, Geduld nur, Töchterchen, und Köpfchen in die Höh! Wer weiß, was mit Gelegenheit geschehen kann! Unser Herr Stadtsecretär soll ja heut' noch von der Reise kommen." — Und er streichelte die Wange seines Lieblings.

---

* In den ältern Häusern das die ganze Breite des Hauses einnehmende Gemach, gewöhnlich nach hinten belegen und mit steinernem Fußboden, worin die Feste gefeiert wurden und die Todten ausstanden. Später wurde vielfach noch ein Flügel für Gesellschaftsräume angebaut.

Da schlug draußen vom Thurme die Viertelsglocke.

„Papa, machen Sie rasch; sonst setzt es Strafe!"

Der alte Herr aber hielt sein Schwiegertöchterchen an der Hand zurück. „Laß nur, mein Kind; wir wollen doch deinem Papa sein Späßchen nicht verderben."

Langsam durchschritten sie den düstern mit Fliesen ausgelegten Pesel, dessen hohe Fenster nach einer engen sonnenlosen Twiete hinauslagen; einem so alten Gäßchen, daß nach der Chronik ein dort einstmals verübter Mord noch durch die Mannbuße war gesühnt worden; dann traten sie durch eine Flügelthür in den Flur des Hinterhauses. Schon ehe sie hier die Treppe hinaufstiegen, hörten sie von droben den lebhaften Discurs der versammelten Gesellschaft. Oben angekommen aber, ließ das hübsche Kind den Herrn Schwiegerpapa allein in den Saal gehen; sie selbst, während von dort neben dem Scharren der Kratzfüße auch das Rasseln der unerbittlichen Blechbüchse erscholl, trat gegenüber in die offene Thür der Geschirrkammer, wo sie auf einem der Binsenstühle ein verwachsenes Männlein in zeisiggrünem Rocke hatte hocken sehen. Jetzt sprang es mit devotem Bückling auf, schüttelte sein dürftiges Zöpflein und fuhr dabei mit den langen Fingern säubernd über seine breiten Aermelaufschläge.

„Mach Er nur keine Umstände, Meister," sagte das Großmütterchen; „ich wollte mich nur nach seiner kleinen Stina bei Ihm erkundigen."

Und während das Männlein ihr ein Breites über sein kümmerlich Würmchen vorklagte, hatte sie, wehleidig wie sie war, sich abgewandt, indem sie eifrig in ihrem Täschchen suchte. Und bald zog auch der Meister ein mageres Lederbeutlein hervor und schob zwei blanke Silbermünzen zu der darin befindlichen kupfernen Gesellschaft. Dabei hatte er ein feines Scherchen auf den Tisch gelegt; denn er betrieb außer seiner Flickschneiderei auch noch eine höhere Kunst; er war ein beliebter Silhouetteur und auf heute bestellt, um den kleinen Stadtwagemeister, ein neues Mitglied, für das Buch der Gesellschaftsregeln auszuschneiden. Das gute Meisterlein wollte durchaus zum Beweise seiner Dankbarkeit auch die Silhouette der liebwerthesten Demoiselle anfertigen; und wirklich ist sie später von seiner Hand als einziges Damen-Contrefey unter die Mitglieder der freundschaftlichen Gesellschaft aufgenommen; für jetzt aber entschlüpfte ihm das Großmütterchen und trat gegenüber zu den Gästen in den Saal.

Es war ein besonders tiefes, geräumiges Gemach; die Decke mit schwerer Stuckatur verziert, die weißen Wände mit Kupferstichen in den verschiedensten Manieren und einzelnen Pastellbildern fast bedeckt. — Der kunstliebende Hauswirth hatte sich so eben den hagern Propsten eingefangen und demonstrirte mit ihm vor dem neu erworbenen Chodowiecki: „Ziethen sitzend vor seinem Könige." Daneben unter Berghemschen Landschaften sah man zwei schöne Stiche nach Guercino: „Abram ancillam Agar dimittit" und „Esther coram Asuero supplex". Unweit davon, in Rothstiftmanier, hing ein Blatt, dem gewiß keine gefühlvolle Seele vorbeiging, die je bei Miller's berühmtem Siegwart Trost in Thränen gefunden hatte. Von zwei grimmig blickenden Mönchen wird eine in spanischer Männertracht entflohene Nonne in ihr Kloster zurückgeführt; die in zierlichen Schleifenschuhen steckenden Füßchen schreiten wie in Todesangst; entsetzt unter dem breiten Federhut blicken die Augen aus dem Bilde heraus. — „Und nun soll sie lebendig begraben werden!" So hatte oft das Großmütterchen ihren Freundinnen das Bild erklärt. „Seht nur, dort wird schon an dem Glockenstrang geläutet!" — Doch was hier erregt wurde, war nur das Grauen vor den Menschen. Dort neben dem Ofen aber, wohin bei Tagesabschied zuerst die Schatten fielen, befand sich ein kleineres Bild, dem selbst die heiteren Augen des Großmütterchens nicht gern begegneten, wenn sie um solche Zeit allein das abgelegene Festgemach betreten mußte. Die jugendliche Frauengestalt in der düsteren Kammer schien wie unbewußt vom Schlafe auf das Ruhebett hingeworfen; der Kopf mit dem zurückfallenden Haar hängt tief herab. Auf ihrer Brust huckt der Nachtmahr mit großen, rauhen Fledermausflügeln. Sie vermag kein Glied zu rühren; vielleicht geht ein Stöhnen aus ihrem geöffneten Munde; hülflos in der Einsamkeit der Nacht ist sie ihm preisgegeben. Nur durch den Vorhang sieht der wild blickende Kopf eines Rappen, der ihn hier-

her hat tragen müssen, der selbst nicht von der Stelle kann. — Zwar dem Großmütterchen war dergleichen niemals widerfahren; aber des Bräutigams Schwester hatte erzählt, wie einmal von ihrem Nachttisch solch' Unwesen im Traum ihr auf die Brust gesprungen sei; und auch von den Brauknechten hatte sie gehört, daß mitunter der Nachtmahr die Pferde auf den Weiden reite, wo es denn tausend Noth mache, die verfilzte Mähne wieder aufzulösen, in welcher er beim Ritt sich mit den Krallen festgehalten. Jedenfalls, die Sache hatte ihren Haken!

Doch heute war Gesellschaft und fröhliches Leben in dem großen Saale; und der Nachtmahr hing ganz unbeachtet in seiner Ofenecke. Die beiden Fenster zwar gingen, wie unten die des Pesels, auf die enge Twiete; aber es war trotzdem nicht unfreundlich hier; ein Sonnenstreifchen, das durch die höchste Eckscheibe des einen Fensters hereinglänzte, erinnerte an den Sommertag da draußen und ließ hier innen die Kühle doppelt labend empfinden.

In der Tiefe des Zimmers war der Kaffeetisch servirt. Daneben stand die Urgroßmutter, eine noch immer hübsche Frau, deren feiner Kopf jedoch heute einen fast zu hohen Bau aus Spitzen und Gaze zu tragen hatte. Ihre eine Hand ruhte auf dem Griff der Porcellankanne, aus der sie schon die runden Täßchen voll geschenkt hatte, mit der andern drohte sie, nicht gerade gar zu ernsthaft, dem eben eingetretenen Töchterchen.

Ein überfliegendes Roth machte ein paar Secunden lang die jungen Augen dunkeln. „Verzeihen Sie, Mama!" Dann nahm sie geschickt das große Präsentirbrett, auf dessen schwarz lackirter Fläche sich ein Muster von kleinen Rosenbouquets zeigte, und bot mit wohlgeschultem Knix einem jeden Gast sein Schälchen dar, wobei sie auf die zierlichen Scherze der älteren Herren über das nun balderwünschte Ende ihrer Brautschaft eine noch zierlichere Erwiderung nicht schuldig blieb.

Und alsbald, unter den belebenden Duftwolken des javanischen Trankes, erscholl das gesellige Klirren der Tassen und Löffelchen; wäre ein Canarienvogel hier gewesen, er würde jetzt unfehlbar seinen Sang erhoben haben. Selbst der Herr Zoll- und Schloßverwalter erhob sich von dem Toccadilltische, an dem er, den Würfelbecher in der Hand, bis jetzt sich ausgeruht hatte. Das derzeitige Thema des Stadtgesprächs kam aufs Tapet. Stimmen waren laut geworden, welche die Baufälligkeit des hohen Kirchthurms behaupteten, ja den Abbruch der ganzen Kirche forderten, und schon circulirte der erste Spottreim, gleichsam die Ueberschrift zu den vielen andern, womit nachmals die kleine Stadt ihr eignes Thun verhöhnte, als sie mit unsäglicher Mühe ihr ältestes Baudenkmal zerstörte.

„De Tönninger Thorn is hoch un spitz;
De Husumer Herrn hemm Verstand in de Mütz!"

Wo kam das her? Wer hatte es gemacht? — Niemand wußte es. Aber es traf; ein lebhaftes Für und Wider erhob sich und wogte durch den Saal.

Inzwischen war, fast ungesehen, noch ein letzter Gast eingetreten, nach welchem unter Herzklopfen und — es ist nicht zu verschweigen — ganz unbekümmert um den alten Kirchthurm, schon längst zwei junge Augen ausgeblickt hatten. Zierlich, wie immer, obgleich eben von der Reise kommend, begrüßte der galante Herr Stadtsecretär die versammelte Gesellschaft. Zum Leidwesen des Hauswirths war seine Verspätung schon im voraus entschuldigt worden; und jetzt nahte er sich mit höflicher Verbeugung der Tochter des Hauses, die eben allein am Kaffeetische stand.

„Mamsell Lenchen!" flüsterte er und legte leise etwas vor ihr auf die Damastserviette; „ein Billetdoux vom Herzallerliebsten; Alles wohl und munter!" — Und als sie glücklich lächelnd aufblickte, sah sie die dunklen Augen ihres Schwiegervaters auf sich gerichtet. Ihr freundlich zunickend, hielt er einen Brief empor, den auch er soeben durch den gefälligen Reisenden erhalten hatte. Aber sie schüttelte den Kopf: „Ich tausche nicht, Papa!" Und sorgsam barg sie ihren Brief unter der Rose ihres Brusttuchs.

— — „Ei der Tausend! Der grüne Schneider draußen wäre ja fast vergessen!" Der Hauswirth rief es, und sofort auch holte er ihn herein; und bald saß der Stadtwagemeister mitten im Zimmer auf einem Stuhl, daneben auf einem andern der grüne Künstler, mit Eifer an seinem Werke arbeitend. Es wollte indessen nicht wie sonst gelingen; schon zum zweiten Male

wurde ein frisches Papierblättchen hervorgezogen.

„Aber Herr Wagemeister!“ rief der Hauswirth, der theilnehmenden Blicks der kleinen Schere folgte, „Sie bekommen eine doppelte Nase, wenn Sie nicht ruhig sitzen!“

„Freilich, freilich! Bitte submissest!“ accompagnirte der arme Künstler, indem er unruhig die Beine unter seinem Stuhle kreuzte.

Der Herr Wagemeister räusperte sich verlegen; er hatte gegen den bösen Fluß eine getrocknete Kröte auf der Brust sitzen, die plötzlich an zu rutschen fing.

„Nur Contenance, Meister!“ rief der Hauswirth, „Herr Stadtsecretarius! Ei, helfen sie mir doch, hier unsern Freund ein wenig festzuhalten!“

Der Herr Stadtwagemeister protestirte lebhaft und wollte solches Beginnen als einen „unerlaubten handgreiflichen Spaß“ und als den Regeln der freundschaftlichen Gesellschaft ganz zuwiderlaufend angesehen wissen. Aber der muntere Hauswirth berief sich auf den Entscheid der Gesellschaft, und als diese die Sache außer allem Spaß, ja es sogar für die ernsteste Pflicht eines jeden Mitgliedes erklärte, ein naturgetreues Conterfey in das Buch der Gesellschaftsregeln zu liefern, da biß der kleine Wagemeister die Zähne zusammen, hielt sich baumstill und ließ die Kröte rutschen. Saßen doch die Knieschnallen fest genug, daß sie nicht etwa dort zum Vorschein kommen konnte! — Das freilich wäre fürchterlich gewesen; denn ihm gegenüber, sein Kaffeeschälchen in der Hand, die Pelzmütze noch immer wie festgenagelt auf dem Kopf, saß der holländische Doctor, ein Mensch ohne alle Egards und Lebensart. — Freilich war es um mehrere Jahre später, als er bei Gelegenheit der jährlichen Schulreden im gefüllten Rathhaussaale das Katheder beschritt, im Leidner Rednerostüm, in Frack und Schuhen, mit dem Degen an der Seite und dreieckigen Hute auf dem Kopf, um, wie er sich unhöflicherweise ausdrückte, „den dummen Thieren“ in puncto der Jenner'schen Vaccine einige Wahrheiten einzuimpfen. Soviel aber wußte schon damals der Herr Stadtwagemeister, daß dieser Holländer Alles, was ihm beliebte „medicinischen Aberglauben“ zu tituliren, mit einer schauderhaften Rücksichtslosigkeit verfolgte.

So nahm er sich denn zusammen, bis der grüne Künstler das wohlgelungene Bildchen mit zweien seiner langen Finger stolz dem Tageslicht entgegenhielt; und so ist auch, wie der Urgroßvater zu sagen pflegte, „das Hammelgesicht“ dieses kleinen Mannes für die Nachwelt gerettet worden.

Aber das Großmütterchen! Wo war das Großmütterchen indeß geblieben? —

(Schluß folgt.)

Hand um Hand.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Fischer.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Der Landgerichtsrath Hilverkus lag an einem schönen Herbsttage behaglich auf dem breiten Sopha seiner Studirstube und hielt eine elegante Ausgabe des römischen Dichters Propertius in der Hand. Denn er pflegte einen großen Theil der Muße, welche sein Amt ihm ließ, in treuer Begeisterung den Alten zu weihen. Aber heute war keine rechte Andacht dabei. Oft sank der Arm nieder, oft blickte das feine Antlitz sinnend auf die verschlungenen Figuren der Tapete, oft wandte es sich ungeduldig zur Pendüle hin, die auf dem weißen Marmorsims pickte. Da schellte Jemand hastig an der Hausthür, Hilverkus sprang auf, schlug die schweren Vorhänge zurück und öffnete das Fenster; aber schon schollen eilige Tritte auf der Treppe, dem Gange, die Thür flog auf und in seine Arme stürzte Emil, sein jüngster, kaum achtzehnjähriger Sohn:

„Was lange währt, wird endlich gut, Papa! ich bin mit Glanz durch's Abiturienten-Examen, und hier Freund Heinrich auch!“

Heinrich, früh verwaist und wenig bemittelt, war durch seine Anlagen, seinen Fleiß und seine Sittenreinheit in den Häusern mehrerer vornehmer Kameraden wohlgelitten.

Einen Augenblick drückte Hilverkus den Sohn schweigend an die Brust:

„Bravo!“ rief er dann; „ich gratulire,

und lade Heinrich für die Dauer der Ferien ein. Wir telegraphiren sofort an Mama. Und sobald ihr die Zeugnisse habt, machen wir drei eine Reise, wie ihr noch keine genossen, unabhängig von Bahn und Dampfschiff, und doch nicht allein auf die eigenen zwei Unterthanen angewiesen, eine Reise nach Art der alten Zeit, und rufen bei einem alten Freunde an, den ich seit Jahren nicht gesehen. Das Wetter scheint sich zu halten."

Der Landgerichtsrath war reich; acht Tage später rollten sie in seinem eigenen soliden Reisewagen, dessen Verdeck zurückgeschlagen war, von zwei wohlgenährten Braunen gezogen, vergnügt aus der lauten Stadt in die thaufrische, sonnige Landschaft hinaus. Wohl ist dies ein genußvolles Reisen, zu eilen und zu verweilen, wie und wo man will, durch die Ebene zu fliegen, durch reizende Thäler im Schritt zu fahren, bei einem Luginsland zu halten, die Straßenwindungen bergan zuweilen auf Richtwegen abzuschneiden und oben das Gefähr wieder zu besteigen, einzukehren und aufzubrechen ganz nach Belieben, es ist schön, und die jungen Leute genossen es gründlich. Sie waren in high spirits, wie der Engländer sagt, rauchten, jetzt über Schule und Magister erhaben, großartig ihre Cigarre, und hatten, der eine durch seine Mutterpfennige, der andere, weil er das Kostgeld für mehrere Monate sparte, auch zu Privatausgaben Geld wie Heu. Dazu den nachsichtigen, gütigen Vater und Freund — kein Wunder, daß sie etwas leichtsinnig wurden.

Am neunten Tage ihrer Reise kehrten sie zu Mittag in einem Städtchen ein, wo gerade Kirmeß war. Hilverkus zog sich nach dem Essen etwas zurück; die Jünglinge aber, unersättlich und unermüdlich, stürzten sich lustig in den vollen Strudel des Jahrmarktes hinein und versuchten und besahen Alles: Glücksspiele und Waffeln, Schaubuden und wilde Thiere. Auf dem grünen Schützenplatz erhob sich ein hoher Mastbaum und trug oben an mächtiger Stange die Fahne mit den Stadtfarben. An seinem Fuße sah ein Kreis von Zuschauern den Künsten eines Gauklers und seines blassen Knaben zu, dessen schmächtige aber geschmeidige Gliedmaßen sich aufs erstaunlichste biegen und verrenken ließen. Emil, selbst ein guter Turner, hatte die Leistungen mit Kennermiene bewundert, und warf, als das Kind in seinem Flitterstaat die Gaben einsammelte, ein großes Geldstück auf den Blechteller.

„Kannst du auch klettern, ja? Dann munter einmal den Mastbaum hinauf!"

Das Kind war müde, aber kaum hatte es den Rundgang vollendet, so glitt es hurtig, wie ein Eichhörnchen, empor und hatte bald die Spitze erreicht.

„Hurrah!" schrie die Menge.

Das Kind schwang sich vollends hinauf, die Fahnenstange umklammernd.

„Bravo!" rief jetzt auch Emil mit funkelnden Augen; „ist die Stange fest?"

Der Knabe rüttelte prüfend daran.

„Zehn Groschen, wenn du noch bis zum Fahnentuch klimmst!"

„Zwanzig, wenn du sofort herunterkommst!" fiel eine seltsam bewegt klingende Stimme ein, der das arme Kind gern gehorchte. Hilverkus war unbemerkt herangetreten, aber der sonst so sanfte Mann befand sich in zorniger Aufregung. „Emil, schämst du dich nicht?" fuhr er heftig seinen Sohn an; „spielst kaltblütig mit einem Menschenleben? Und du siehst ruhig zu, Heinrich! Diese Grausamkeit hätt' ich von euch nicht erwartet."

„Aber, Papa —"

„Schweig', es ist das Beste! Hier, armes Kerlchen —" er reichte dem Kinde mit zitternder Hand einen österreichischen Gulden — „setz' nie wieder deine gesunden Glieder und dein junges Leben für ein paar schnöde dumme Jungen aufs Spiel."

Die dunkeln Augen schauten dankbar zu dem Beschützer hinauf; fast zärtlich strich er das reiche Haar von der Stirn und blickte prüfend auf die blassen, aber edlen Züge. „Ist das euer Kind?" fragte er den Gaukler.

„Mein Neffe," antwortete der Mann; „seine Eltern sind todt und ich mußte mich seiner annehmen, aber allmälig verdient er sein Brot."

Hilverkus schüttelte nachdenklich den Kopf: „Ueberarbeitet ihn nicht!" sagte er, und dann, sich zu den jungen Leuten wendend, rief er barsch: „Kommt, wir reisen sofort weiter."

Die Menge gaffte sie an, Einige lachten, ein paar Buben rissen ihre Witze über die jungen Herren, die mit hochrothem Gesicht und gesenkten Hauptes dem eilig

fortschreitenden Rath folgten. In die heitere Reisestimmung war ein recht dunkler Schatten gefallen, und eine geraume Zeit lang fuhren sie schweigend, jeder mit seinen eigenen, unangenehmen Gedanken beschäftigt, durch das Thal dahin. Aber als nun der Weg zu steigen begann und die Pferde im Schritt gingen, da fand der gütige Hilverkus allmälig das innere Gleichgewicht wieder; es that ihm fast leid, seinen Sohn und seinen Gast so rauh angefahren zu haben.

„Nun, sitzt nicht so melancholisch da," sprach er lächelnd, „es ist ja noch kein Unglück geschehen."

Heinrich athmete auf, und auch Emil, fast nie mit seinem freundlichen Vater auf gespanntem Fuß, ergriff mit Freuden das erste Zeichen der Versöhnung, wenn auch der angehende Burschenstolz sich noch ein wenig Luft machen mußte.

„Und, Papa, wie ich schon sagen wollte, der Junge war gewandt, und die Stange fest, und —"

Aber sein Vater legte ihm sanft die Hand aufs Knie und sagte ernst:

„Entschuldige dich nicht, es war unrecht, nur hätte ich's euch ruhiger sagen können. Aber mein ganzes Herz empört sich beim Anblick einer so sträflichen Unbesonnenheit, denn mehr war's bei dir hoffentlich nicht. Wir finden die Gladiatorenspiele der alten Römer barbarisch, und die spanischen Stiergefechte, und das Preisboxen in England — stecken wir nicht selbst noch tief in der Barbarei? Ich wollt', das Seiltanzen, die halsbrechenden Exercitien am Trapez, das unsinnige Kunstreiten wäre verboten, und aus den Löwenbändigern würden einfache Wärter, freilich, quid leges sine moribus!"

„Aber," wandte Emil ein, „hast du denn keine Freude an dieser höchsten Ausbildung des Körpers?"

„Mehr als die vornehme und geringe Plebs," sagte sein Vater, „ich bedarf der Würze des Gefährlichen nicht. Geh' auf unserm Heuboden über ein drei Fuß hoch gespanntes Tau, und ich will klatschen, wenn's dir gelingt, und lachen, wenn du herunterpurzelst — aber emporzustarren, athemlos, vom Kitzel der Grausamkeit erregt, wenn ein unglückselig Geschöpf in schwindelnder Höhe den Weg des Todes betritt — pfui! Sein Blut kommt über alle, die sich zu spät schaudernd abwenden, wenn er zerschmettert auf dem Pflaster liegt!"

„Auch Dachdecker und Bergleute, Matrosen und Krieger schweben stets in Gefahr," sagte Heinrich.

„Heinrich, sonst ein so klarer Denker!" brummte Hilverkus kopfschüttelnd, „so geht's, wenn man eine schlechte Sache vertheidigen will. Nothwendige Uebel, und selbstgeschaffene, ich denke, das ist ein Unterschied."

„Ich will zugeben," nahm Emil wieder das Wort, „daß man vorsichtiger sein sollte. Aber nimm's mir nicht übel, lieber Vater, ein bischen Gefahr erhöht den Reiz; zudem thun's die Leute ja freiwillig, und gehören der niedrigsten Volksklasse an."

„Und du?" rief Hilverkus lebhafter als gewöhnlich; „fließt nicht ein Blut in uns allen? was bist du denn? der Sohn einer reichen Mutter, der für sein Geld das Gesindel sich zu Tode springen lassen kann? Ich erstaune. Didicisse fideliter artes emollit mores, sagt man. Du hast die Humaniora fleißig studirt, wie verträgt sich diese hartherzige Verblendung, dieser thörichte Hochmuth damit? Aber am End' ist's bloß der Geist des Widerspruchs; statt ihn mit trocknen Gründen zu bekämpfen, will ich euch lieber eine kleine Geschichte aus meinem Leben erzählen, zumal da ich euch für die harten mir coram publico entfahrenen Worte ein paar sanftere schuldig bin."

„Bravo!" rief Emil mit aufrichtiger Freude, denn sein Vater erzählte in guter Laune zusammenhängend und interessant.

„Aber nicht hier," fuhr derselbe fort, „sondern am nächsten Ruhepunkt; wir sind früh aufgebrochen und erreichen doch noch zeitig das Nachtquartier. Die Höhe ist gewonnen, die Braunen traben wieder, das Rädergerassel stört mich, am nächsten ordentlichen Wirthshause halten wir an."

Das bot sich denn nach einer halben Stunde Fahrens in einem großen, behaglich im Baumschatten hingestreckten Gebäude dar. Die Reisenden stiegen aus und nahmen an dem mächtigen Steintische unter der uralten Linde Platz; der dicke Wirth brachte Brot, Butter, Kastanien und eine Flasche Wein und nachdem sie zur Besiegelung des wiederhergestellten guten Einver-

nehmens klingend angestoßen hatten, begann der Vater, dem Hause den Rücken und das Antlitz der freundlichen Landschaft zugewandt, seine Erzählung also:

Als junger Referendar in D. hatte ich zu meinem vertrauten Freunde einen Husarenoffizier in gleichem Alter, Hans von Windeck, einen wohlhabenden, lebensfrohen, gutmüthigen Kerl, freundlich gegen seine Leute, beliebt bei seinen Kameraden und wie man sagt, mit Gott und aller Welt zufrieden, an den ich gerade heute lebhaft erinnert worden bin. Nicht groß, aber kräftig und zierlich gewachsen, war er ein guter Reiter, ein vortrefflicher Schütze und überhaupt in allen körperlichen Uebungen gewandt. Und seine Vorliebe für die letzteren wäre ja unschuldig und lobenswerth gewesen ohne einen gewissen Uebermuth des Reichthums und der Vornehmheit, der ihn nur zu oft einen andern Menschen als bloßes Mittel ansehen ließ, und leider, ich will's euch gestehen, Jungen, zuweilen auch mich ansteckte. So sind wir einst an einem hellen Frühlingstage eine weite Strecke hoch zu Roß neben einem Schnellläufer hergetrabt, um ihn zu controliren, die Sonne schien, die Pferde dampften, und der arme Mensch schnappte nach Athem und seine Glöcklein klangen — es war nicht nobel. Damals empfanden wir weiter nichts dabei; wir bezahlten ihn ja, Emil; aber bald darauf ward uns eine schreckliche, nachhaltige Belehrung zu Theil.

Hans war seit kurzem verlobt mit der Schwester eines reichen Stahlwaaren-Fabrikanten aus dem Bergischen, die er bei Gelegenheit einer Gemälde-Ausstellung in D. hatte kennen lernen, und lud mich ein, mit ihm seinen zukünftigen Schwager einmal zu besuchen. Es war in der fröhlichen Zeit des Frühsommers, und das Wetter prächtig, als wir das frischgrüne Wiesenthal erreichten, in welchem am sanften Abhang eines bewaldeten, theilweise zu Parkanlagen benutzten Hügels das altfränkische Wohnhaus Josua Sieper's lag; alttestamentliche Vornamen sind in der Gegend gebräuchlich. Geräumig, hoch und mit spitzem Dach, aber in Fachwerk erbaut, war es vom First bis zur Grundmauer über und über mit kleinen, zierlich behauenen Schieferplättchen gepanzert, und von diesem dunklen Grunde hoben sich die weißen Fensterrahmen und die hellgrünen Schlagläden, zur Hälfte durchbrochen, freundlich ab. Ein schmaler, aber vortrefflicher Kiesweg führte zwischen hohen, sorgsam beschnittenen Gartenhecken hindurch zur großen Freitreppe vor der Hauptthür; der Flur war hell und sauber, und das Empfangzimmer, mit alten, einfachen Möbeln versehen, glänzte wie jeder Raum des Hauses von ängstlicher Reinlichkeit. Und die Bewohner waren dieser Räume würdig, höchst ehrenhaft, ruhig heiter, mit einem leichten Anflug von Pietismus, der besonders der schönen Ida reizend stand. Nicht ohne Bedenken hatte sie und ihr Bruder den Werbungen meines Freundes Gehör gegeben; einige seiner tollen Streiche mochten zu ihren Ohren gedrungen sein, aber seine Liebenswürdigkeit, sein treues Gemüth, seine guten Verhältnisse, und vielleicht — denn auch fromme Leute machen sich schwer ganz von der Eitelkeit frei — das Wörtchen v o n vor seinem Namen hatten zusammengewirkt, ihm den Sieg zu verschaffen. Josua freilich, selbst glücklich vermählt und für die einzige Schwester zärtlich besorgt, sah noch immer mit einem leisen Mißtrauen auf seinen lebenslustigen Schwager in spe hin, und es amüsirte mich, zu bemerken, wie er oft bei einer kecken, unbedachten Aeußerung zusammenzuckte. Umgekehrt amüsirte mich auch die fromme Schafsmiene — doch nein, das ist nicht der rechte Ausdruck — das blöd-verlegene Gesicht, welches Hans zu Anfang des langen Tischgebets machte.

Beim Essen, und besonders bei dem ausgezeichneten Wein, befand er sich dagegen wieder recht in seinem Element und konnte nur mit Mühe verhindert werden, dem Söhnchen Josua's, Richard, mehr Wein einzuflößen, als demselben dienlich war. Den Kaffee nahmen wir im Garten in einer schattigen Laube ein, deren offene Seite eine hübsche Aussicht ins Thal gewährte. Wie lebhaft steht mir noch Alles vor Augen! Schneeweißes Linnen, darüber noch eine kleine rothe Decke, feine chinesische Tassen, auf einem glänzend lackirten Brette präsentirt, der braune duftige Trank, die frische Sahne, die freundliche Bedienung der Hausfrau und ihrer schönen Schwägerin. Von fernher drang, in den Gesprächspausen bemerkbar, ein dumpfes, regelmäßiges Pochen an unser Ohr.

„Was ist das?“ fragte Hans verwundert.

„Der nächste Eisenhammer,“ antwortete Ida, und ihr Bruder beschrieb ihn uns Unkundigen des Näheren, und verbreitete sich mit einem wohl zu rechtfertigenden Stolz über den eigenthümlichen Gewerbefleiß der volkreichen Gegend, die ihre Erzeugnisse weit hinaus nach allen Winden schickt. Hans hatte in seiner lebhaften Weise nicht übel Lust, schon heut' dem Hammer einen Besuch abzustatten, doch die Hitze war drückend, die Gesellschaft zu schön, wir vertagten unsere Besichtigung bis morgen. Wieder horchten wir ein Weilchen auf die mächtigen Schläge, und Hans sagte, mit einer glücklichen Vergleichung:

„Das ist der Herzschlag des Thals.“

„Recht,“ stimmte Ida bei, „und unser lieber Bach die Ader.“

„Mit dem kleinen Unterschiede, daß das Herz das Blut in Bewegung setzt, und hier umgekehrt das Wasser den Hammer,“ bemerkte ihre Schwägerin.

„Es ist ein schweres, und doch kein betrübtes Herz,“ meinte Josua lächelnd, „und wenn es aufhörte zu schlagen, würde das Leben bald aus der Nachbarschaft entschwunden sein.“

„Dieses Haus dagegen,“ sagte ich, um doch auch mein Scherflein beizutragen, „ist gleichsam das Haupt der ganzen Gegend, das alle ihre Kräfte weise und milde regiert.“

So hetzten wir das zufällig aufgefundene Bild glücklich zu Tode. Da kam Richard, der trotz der Sonnengluth ein paar kleine Buben, Söhne von Arbeitern, als seine Rosse in den Gängen und Wegen tummelte, die Peitsche in der Hand ärgerlich herbei und klagte:

„Vater, der Daniel will nicht mehr Pferd sein, und ich hab' ihn so eben noch gefüttert!“

„Wart',“ rief Hans, „wir geben dem Thierchen ein Stück Zucker, und —“

Aber Josua hielt ihn zurück.

„Bist du bis jetzt immer Fuhrmann gewesen?“

„Ja.“

„Dann hat Daniel recht; gieb ihm die Peitsche, und nachher kommt die Reihe an Peter.“

Ich hätte dem sanften Manne diese strenge Entschiedenheit kaum zugetraut, an die Richard übrigens gewöhnt zu sein schien, denn er marschierte, freilich mit grimmigem Gesicht, aber ohne Widerrede ab und war bald in der Rolle des Pferdes ebenso glücklich als in der des Treibers.

„Daß sich der Hochmuth schon in so kleinen Herzen regt!“ bemerkte der Vater. „Weil der Junge seinen armen Kameraden ein Stückchen Brot geben kann, müssen sie, nach seiner Meinung, seine gehorsamen Diener sein.“

„Er hat nicht so ganz Unrecht,“ sagte Hans. „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe.“

„Das lernt man leider früh genug,“ erwiederte Josua; „ich bin gewiß kein Revolutionär und Franzosenfreund, aber der Jugend läßt doch ein bischen liberté, égalité und fraternité.“

Hans zuckte die Achseln. „Sie mögen Recht haben,“ sagte er. „Aber mir hätte auf meines Vaters Gut kein Bauernjunge so kommen dürfen; sie waren die Soldaten und ich der General; sie die Räuber und ich der Hauptmann; sie die Rosse und ich der Lenker, das verstand sich ganz von selbst.“

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück beschlossen wir, zum Eisenhammer hinauszugehen. Josua konnte uns nicht sofort begleiten, versprach dagegen, nach Erledigung der nothwendigsten Arbeit uns mit den Damen, wenigstens mit Ida, zu folgen.

„Wendet euch einstweilen an Jonathan,“ sagte er; „der wird euch Alles zeigen und erklären.“

„Wann macht er Hochzeit?“ fragte Frau Sieper.

„In vier Wochen,“ war die Antwort.

Wir guckten einen Augenblick in Josua's Comptoir hinein, und da Hans an der Wand Jagdgeräthschaften entdeckte, so bemächtigte er sich ihrer sofort.

„Wer weiß, ob uns nicht ein Rehlein in den Weg läuft!“ rief er lustig.

„Schwerlich,“ versetzte sein Schwager, „und mit dem Gewehr nehmen Sie sich in Acht; ich bin kein Jäger und hab's lange nicht in der Hand gehabt.“

Nun, die Jagd war ja auch nur Nebenabsicht; wir wanderten vergnügt in den thaufrischen Morgen hinaus, immer höher in das sich allmälig verengende Thal hinauf. Das üppige Gras der

Wiesen war mit Maßliebchen und Ranunkeln, mit blauen und rothen Blumen prächtig durchstickt, an den höher gelegenen Rainen blühte der goldene Ginster, über uns tirilirten im heitern Blau die Lerchen und im laubigen Walde jubelten und sangen die anderen Vöglein. Endlich lag das niedrige, schwarze Gebäude vor uns. Ein schlankes Mädchen hatte in der Nähe Gras gemäht, ein rußiger, aber hübscher Bursche half ihr die Last auf und benutzte die Gelegenheit, ihr einen lautschallenden Kuß zu geben. Es war Jonathan: „Wir sind schon so gut wie Mann und Frau," entschuldigte er sich, und führte uns dann in der ganzen Anlage herum. Zuerst zeigte er uns das Aeußere, den langen, schmalen Weiher, das Schütt, das Schiff, das große Rad, über welches der mächtige Strom sich ergoß und in blitzenden Tropfen zerstäubte; dann führte er uns hinein, zum Hammer selbst. Unserm Geschlecht, das die Krupp'schen Dampfriesen bewundern kann, würde er recht klein erschienen sein, allein es war doch ein ganz respectabler Gesell, „wo der hinschlägt, da wächst kein Gras mehr," meinte prüfend einer der berußten Cyklopen; „wer da die Finger unter bekommt, dem hackt er das Schwarze vom Nagel ab," setzte der andere hinzu. Man hatte, um verständlich sprechen zu können, das Werk still gestellt, jetzt ward es durch einen Ruck wieder in Bewegung gesetzt. Da warf Hans geschickt einen Ducaten auf den Amboß und schrie Jonathan zu: „Hol' ihn mit der Hand weg und er ist dein!" Ein rasches Zucken, ein gellender Aufschrei, und das Unglück war geschehen, wimmernd, das zerschmetterte Glied mit der Linken an die Brust haltend, wankte der allzu kecke Jüngling aus der Schmiede seiner Wohnung zu. Wir alle gingen natürlich mit. Hans hatte sich entfärbt, aber den Kopf nicht verloren. Er sandte sofort einen Arbeiter als Eilboten zum nächsten Arzt, versprach Schadloshaltung und Schmerzensgeld, verwünschte seinen Leichtsinn und redete dem Verwundeten, der mürrisch zuhörte, allen möglichen Trost ein, während dessen die weinende Mutter ihm einen Nothverband anlegte und kalte Umschläge machte. Da wir weiter nichts helfen konnten und es uns peinlich gewesen wäre, die ersten Fragen Josua's und Ida's selbst zu beantworten, so wanderten wir, der Feigheit des bösen Gewissens nachgebend, in den Wald hinaus. Aber der Zauber des herrlichen Morgens war dahin. Hans ging schweigend und verdrossen einher; ich fühlte, es war nicht an der Zeit, ihm Vorwürfe zu machen, er that es selbst; ein gleichgültiges Gespräch zu beginnen, gelang uns nicht. Es ward später und später, schwüler und schwüler, und noch immer stürmte Hans ingrimmig Berg auf und ab, bis ich ihn endlich auf die dringende Nothwendigkeit aufmerksam machte, zum Hammer zurückzukehren. Zögernd gehorchte er, und es war Mittag vorbei, als wir anlangten. Josua hatte uns erwartet und kam uns langsam und ernst entgegen.

„Wo ist Ida?" rief Hans.

„Nach Hause — ihr ward unwohl," antwortete Josua mit gesenktem Blick.

„Und wie geht's — was macht der arme Jonathan?"

„Der Herr gebe, daß er die entsetzliche Operation glücklich überstehe! — Nein, bitte, gehen Sie nicht hinein; der Doctor wird uns Bescheid bringen."

Schweigend schlugen wir den Heimweg ein. Da flatterte ein halbflügges Vöglein auf den kurz geschornen Rasen, eine Katze ersah es und duckte sich zum Sprunge, wüthend riß Hans das Gewehr an die Schulter, ein mißschaffner Knall, und das Thier sprang fort und mein Freund in die Höhe, die blutige Hand schlenkernd:

„Nur die Linke!" schrie er, heiser lachend, „nur die Linke!" und ingrimmig stampfte er auf den Trümmern des alten, von unkundiger Hand schlecht geladenen und jetzt zerplatzten Gewehrs herum: „es hätte die Rechte sein sollen! Nun kann sie mir derselbe Pflasterkasten abschneiden, der den armen Jonathan besorgt hat!"

So schlimm kam's nicht, aber der Daumen und zwei Finger waren verloren. Die schnelle Nemesis ergriff uns alle gewaltig. Hand um Hand an demselben Morgen, dieselben Schmerzen, dieselben Folgen für den tollkühnen Arbeiter und den übermüthigen Offizier: Untauglichkeit für den bisherigen Beruf. Die Parallele ging noch weiter, das Härteste stand dem armen Hans noch bevor.

Ida hütete ihr Zimmer und ließ sich nicht wieder sehen, und bei unsrer baldi-

gen Abreise erklärte Josua stockend und schonend, aber entschieden, die Verbindung für aufgelöst.

Hans war zu zerknirscht um aufzufahren; er ließ den Kopf hängen und seufzte: „Es geschieht mir recht.“ Still und traurig kehrten wir von dem so fröhlich unternommenen Ausfluge nach D. zurück.“

Als Hilverkus seine Erzählung beschlossen hatte, schwiegen die jungen Leute einen Augenblick nachdenklich still, während er seine trockene Kehle durch einen Schluck Wein anfeuchtete. „Und hat Hans seine Ida wirklich nicht gekriegt?“ fragte jetzt Emil lebhaft. „Eigentlich sollte ich nein sagen,“ sprach sein Vater lächelnd; „denn es geht dich nichts an und die Geschichte macht so vielleicht noch mehr Eindruck auf euch; aber der Wahrheit die Ehre! Jonathan, im Eisenhammer fortan unbrauchbar, kam nach seiner Genesung als Aufseher auf das Gut Windeck und konnte so, wenn auch später, als ursprünglich beabsichtigt, Hochzeit machen. Dieselbe ward in der alten Heimath gefeiert und von seiner alten Herrschaft ausgerüstet. Und dieser hat er denn das Lob seines neuen Herrn in allen Tonarten vorgesungen: wie gütig und mitleidig der gnädige Herr gegen Mensch und Vieh sei, wie wohlthätig gegen die Armen, wie traurig, daß er nicht mehr Soldat, nicht mehr gut Freund mit der Familie Sieper sei, wie höchst selten er fluche, u. s. w. u. s. w., und als er so die Herzen weich gestimmt — die Burschen müssen's verabredet haben — da ging leise die Thür auf und ein unerwarteter Gast bat demüthig um Zulassung — kurz, die Sache kam wieder ins Geleise, an die eine Hochzeit schloß sich bald die andere an, das Nähere kümmere euch nicht; ihr braucht noch nicht zu wissen, wie man ein zürnendes Mädchen versöhnt.“ „Das bringen wir schon von selbst fertig!“ rief Emil übermüthig, und Heinrich citirte eine lateinische Sentenz über rixae amantium, die ihm ein gnädiges Nicken von Hilverkus eintrug.

„Jungen, die Geschichte hab' ich euch aus zwei Gründen erzählt,“ sagte der Rath jetzt. „Erstlich, weil wir — verwundert euch einmal! — heut' Abend noch bei meinem alten Freunde auf Burg Windeck eintreffen und ich euren unzeitigen Fragen beim Anblick seiner verstümmelten Hand oder seines treuen Jonathan Unimanus vorbeugen wollte. Daß ihr jetzt nur nicht hinstiert und euch dann verständnißinnig zunickt! Benehmt euch vernünftig. Zweitens und hauptsächlich aber, um euch wo möglich den verfluchten Hochmuth auszutreiben, um euch einen rechtschaffenen Abscheu vor jeder Entwürdigung des Ebenbildes Gottes beizubringen. Jeder Mensch steht zu hoch, der Spielball eines anderen zu sein; achtet euch selbst im geringsten eurer Brüder!“

„Bravo! bravo!“ rief eine kräftige Stimme hinter ihm. Ein Herr, im offenen Fenster des Wirthshauses liegend, hatte schon eine geraume Weile, von den Reisenden nicht bemerkt, der Erzählung zugehört. Es war Hans. Jetzt kam er heraus, eilte auf Hilverkus zu, der gegen ihn gehalten sehr schmächtig aussah, und schloß ihn fest an seine breite Brust:

„Mein alter, lieber Freund! endlich einmal! Ja, wenn man nicht an der Eisenbahn wohnt, ist man wie aus der Welt, vereinsamt und verlassen. Wir hätten uns wenigstens fleißiger schreiben sollen, aber der Fehler liegt an mir; ich wette, ich bin dir noch einen Brief schuldig, ich bin immer ein träger Correspondent gewesen. Aber nun laß' ich euch auch sobald nicht wieder fort.“

So sprach er und begrüßte darauf die beiden jungen Leute, die mit einem gewissen scheuen Interesse zu dem stattlichen Herrn aufschauten. „Ja, nehmt euch ein Exempel an mir,“ rief er lächelnd, „und beherzigt die Worte meines Freundes — es war dir gerathen, alter Kerl, daß du hübsch bei der Wahrheit bliebst und mich nicht schwärzer machtest, als ich bin: ich hätte protestirt und dich beschämt.“

„Wie geht's denn zu Hause?“ fragte Hilverkus.

„Vortrefflich; d. h. Ida hat Zahnschmerzen; sonst wär' sie mit mir euch entgegengefahren. Meine älteste Tochter ist, wie du weißt, glücklich verheirathet, die zweite — nun, du sollst selbst urtheilen. Aber“ — seine fröhliche Stimme wurde ernst — „wir haben uns so lange nicht gesehen, daß du wohl noch nicht weißt, mit welch schwerer Strafe der Herr nachträglich noch meinen Uebermuth heimgesucht hat, so faßt es wenigstens meine Frau auf. Ich hatte einen einzigen Jun-

gen — mein Augapfel, schön, kräftig, gewandt — er ist spurlos verschwunden: mit Ida von einer kurzen Reise zurückkehrend, fand ich ihn nicht mehr vor. Geld und Mühe ward nicht gespart; Alles umsonst! Eine Zigeunerbande hatte sich in unserer Nähe herumgetrieben, ich eilte ihr nach, ich kroch durch die schmutzigen Zelte, ich durchsuchte jeden Wagen, ich betrachtete jedes braune, halbnackte Kind, — das meinige fand ich nicht! Wer weiß, ob mein armes Hänschen noch lebt, in welchem Elende er steckt!"

Seine Augen wurden feucht; Hilverkus war sehr betroffen.

„Wie alt war dein Sohn?" fragte er hastig.

„Uebermorgen würde er neun Jahr — aber was hast du, alter Freund, was entfärbst du dich? um Gotteswillen, sprich! solltest du etwas wissen —"

„Frage mich nicht, rege dich nicht voreilig auf!" bat Hilverkus; „nimm die Beiden mit dir nach Windeck und erwarte mich morgen — sag' deiner Frau noch nichts."

Der sonst so ruhige Herr konnte unter Umständen recht entschlossen handeln; er fuhr allein nach dem Städtchen zurück und kam am nächsten Morgen triumphirend vor Windeck an.

An einem Pächterhause machte er Halt und schickte seinen Kutscher zur Vorbereitung voraus. Der arme Knabe, den er mit sich brachte, war durch mehrere Hände gegangen; sein letzter Herr, von dem kundigen Juristen scharf inquirirt, hatte einige Goldstücke einer gerichtlichen Untersuchung vorgezogen und das Kind bereitwillig abgetreten.

Kein Muttermal am makellosen Körper kam der Erkennung zu Hülfe, aber die Aehnlichkeit mit seinem stattlichen Vater war überzeugend. Und als er an der Hand seines zitternden Freundes in den Park des Schlosses eintrat, blickte er verwundert, wie aus einem Traume erwachend, um sich, machte sich sanft los und eilte spornstreichs zu einer Muschelgrotte hin, wo er sofort durch einen Ruck einen kleinen Springbrunnen aufsteigen ließ, dessen Plätschern ihn schon vor Jahren ergötzt hatte. Und als er auf der großen Freitreppe ankam, auf deren obersten Stufe seine vor Furcht und Hoffnung bebenden Eltern, und Emil und Heinrich standen, während der Kutscher und die Dienerschaft des Hauses sich erwartungsvoll hinter ihnen drängten, da kam ein schöner, alter Hund bedächtig auf ihn zu, beschnupperte ihn und leckte ihm dann zärtlich die kleine Hand: „Caro!" rief der Knabe gerührt, „kennst du mich noch?" und schlang die Arme um den zottigen Hals des Thieres. Im nächsten Augenblicke preßte Hans ihn an seine pochende Brust und trug ihn zu der vor Freude weinenden Mutter hin.

Hilverkus liebte die gewaltigen Bewegungen nicht und hatte sein Theil schon vorher gehabt.

„Das ist solch ein Kind der niedrigsten Volksklasse," flüsterte er seinem Sohne zu, „das für ein paar Groschen mit Vergnügen sein Leben aufs Spiel setzen muß; nicht wahr, hochedler Herr Sohn?" Aber Emil wandte ihm das ernste Antlitz und die in Thränen schwimmenden Augen so bittend zu, daß er verstummte und seine Worte fast bereute, es bedurfte ihrer nicht. Daß der nächste Geburtstag des Wiedergefundenen so glänzend gefeiert wurde, wie noch keiner der vorigen, versteht sich wohl von selbst.

Rembrandt.

Von

Alfred Woltmann.

Auf dem Gesimse der Pinakothek in München stehen die Statuen von vierundzwanzig großen Malern und in der Loggia des Gebäudes ist nach Entwürfen von Cornelius die Entwickelung der mittelalterlichen und neueren Malerei dargestellt. An beiden Stellen aber fehlt einer der größten Meister, nämlich Rembrandt. Das ist ein Beleg für den Mangel an Verständniß, dem er in unserer eigenen Zeit ausgesetzt war. Nicht nur in München, wo dies in der Einseitigkeit des herrschenden Idealismus seine Erklärung fand, war dies der Fall, sondern Rembrandt hatte es auch sonst Keinem recht gemacht. Weder die klassische noch die romantische Richtung war mit ihm zu-

riefen. Mochten beide sich gegenseitig ergänzen, um nach und nach die verschiedensten Epochen und Erscheinungen der Malerei, nicht nur die großen Italiener des 16. Jahrhunderts, sondern auch die altitalienischen Meister, die ältere deutsche und niederländische Kunst und schließlich sogar Rubens und seine Genossen zu würdigen, so verhielt man sich doch noch immer gegen den großen Holländer ablehnend. Bis in seine eigene Zeit geht diese Opposition gegen ihn zurück, wo sich unmittelbar an seine glänzendsten Erfolge der Widerspruch Andersgesinnter und Andersgebildeter knüpfte, und das Ergebniß davon waren die unlauteren Nachrichten über Rembrandt, die nach seinem Tode durch die Schriften von Houbraken und Campo Weyermann in die Welt gesandt wurden. Ein Zerrbild des Künstlers wurde der Nachwelt überliefert, das erst von der neueren Forschung in seiner Unwahrheit erkannt worden ist. Seitdem haben sich aber Kunsthistoriker der verschiedensten Nationen der dankbaren Aufgabe gewidmet, verständnißvoll in Rembrandt's Wesen einzudringen und die rechten Quellen über ihn aufzuschließen. Ein Deutscher, G. F. Waagen, ist vorangegangen* und ihm ist Koloff in einem meisterhaften Aufsatz des Raumer'schen historischen Taschenbuches von 1854 gefolgt. Unter den Holländern hat Scheltema durch urkundliche Forschung Bahn gebrochen, während Vosmaer auf solcher Grundlage uns eine gründliche und anziehend geschriebene Biographie des Meisters geliefert hat, und mit Geist und Hingabe hat sich namentlich ein Franzose, W. Bürger, dem Studium Rembrandt's gewidmet, freilich ohne seine Arbeiten über ihn wirklich abzuschließen.** Aber noch immer sind die weiteren Kreise des Publicums oft nicht fähig, den Schritten der Wissenschaft nachzufolgen, in die hergebrachten Vorstellungen von Kunst und Schönheit passen Rembrandt's Werke zu wenig hinein.

Jede künstlerische Schöpfung kann man nur dann wahrhaft genießen, wenn man in den Geist eindringt, aus dem sie hervorgeht, nicht nur die Eigenthümlichkeit der bestimmten Künstlernatur verstehen lernt, sondern auch das Leben, in dessen Mitte sie steht, den nationalen Charakter, der sie bedingt. Rembrandt wurzelt in der großartigen Aufschwungsperiode eines kleinen, aber kühnen und tüchtigen Volkes, das erst jetzt selbständig auf den Schauplatz tritt. Als Rembrandt geboren wurde, wogte noch der Freiheitskampf der nördlichen niederländischen Provinzen, in welchem ein Volk von Fischern und Hirten zu einer Nation von Helden heranwuchs. Kein Opfer an Gut und Blut schien zu groß, um Glauben und Vaterland, politische und geistige Freiheit gegen die Tyrannei zu schützen. Mit dem zähen Festhalten an der guten Sache wuchsen die Kräfte, bis sie endlich den mächtigsten Herrscher in Europa lähmten. Vierzig Jahre hatte der Krieg gedauert, als ihm der Waffenstillstand von 1609 vorläufig ein Ziel setzte. Aber auch da gab es keine Ruhe, bald entbrannten von neuem die Kriege für das Vaterland, während zugleich der junge Staat durch scharfe confessionelle und politische Gegensätze im Innern aufgeregt wurde. Aber die holländische Republik hatte nun doch ihre Freiheit und ihre Machtstellung gewonnen, mitten im Kriege war der nationale Wohlstand gewachsen, aus den Häringsfängern war das erste seefahrende Volk der Welt geworden, das von dem Gestade der Ostsee Getreide, von Ost- und Westindien die Schätze ferner Zonen holte und seine Hafenstädte zu den wichtigsten Stapelplätzen Europa's machte. Dabei begann das kleine Land, das immer wieder durch Anstrengung dem Meere abzuringen war, stets reichere Früchte hervorzubringen. Die verschiedensten Industriezweige, besonders Tuch- und Leinenweberei, blühten in den Städten, ein ungeahnter Wohlstand wurde der Lohn für das freudige und thätige Einsetzen aller Kräfte.

Jed' drohende Gefahr, die sahen wir vergehen,
Die Welt ist jetzund feil, ringsum ist nur zu sehen
Verkauf und Kauf und Fracht, wer arbeit't, der gewinnt.

* An den verschiedensten Stellen seiner periegetischen Bücher und im Zusammenhang in seinem Handbuch der niederländischen und deutschen Malerschulen. Bd. 11. Stuttgart 1862.

** P. Scheltema. Redevoering over het leven en de verdiensten van Rembrand van Rijn, Amsterdam 1853. französisch von W. Bürger, Paris, 1866. — C. Vosmaer. Rembrandt Harmensz. van Rijn. 1) Ses précourseurs et ses années d'apprentissage. Haag. 1863. 2) Sa vie et ses œuvres, 1869. Vgl. auch die Anzeige dieses Werkes von Bode, Zeitschrift für bildende Kunst. V. S. 169, 238. W. Bürger besonders in dem Buche Musées de la Hollande. 1858, 1860.

— so schildert Jost van Vondel das Treiben in seiner Heimath. Aber die Ergebnisse der Volkskraft kommen auch dem geistigen Leben zu statten. Die Universitäten, mitten im Kriege gestiftet, sind Stätten der gediegensten wissenschaftlichen Arbeit; echte klassische Bildung ist in den verschiedensten Kreisen eingebürgert, Literatur und Kunst nehmen gleichzeitig einen neuen Aufschwung und beruhen auf der Theilnahme des ganzen Volks.*

Die Dichter Hooft, Constantijn Huijgens, Vondel, Jacob Cats, sind Zeitgenossen Rembrandt's und erfreuten sich einer weit bevorzugteren Stellung als er inmitten der Nation. Uns Heutigen aber werden die Schöpfungen der damaligen holländischen Malerei unstreitig vollendeter, nationaler und größer erscheinen als die Leistungen der Literatur. Was diese hervorbrachte, hat nur einen bedingten Werth. Es war allerdings eine große That, der holländischen Sprache neben dem gelehrten und vornehmen Latein die gebührende Stellung zu erobern, sie über den bloßen Dialekt zu erheben, zu reinigen und bildsam zu machen. Die Eigenschaften einer gemüthvollen Wärme, namentlich in der religiösen Empfindung, und eines kräftigen Realismus theilt die Dichtung mit der Malerei, aber ihr bleibt dabei ein anderer Charakterzug eigen, von dem die Malerei sich frei zu machen versteht: ein gewohnheitsmäßiges, angelerntes Bestreben nach klassischer Haltung in Stoff und Form. Späte römische Muster und in der Folge französische Vorbilder übten auf die Tragödie Einfluß, welcher das wahrhaft dramatische Leben fehlte, und die durch aufgeblasene Rhetorik wirken wollte. Nur wo es auf die lebhafte Schilderung des Gegenwärtigen, auf das Walten glücklicher Beobachtung ankommt, trifft die Dichtung den rechten Ton, und auch hier verfällt sie trotz aller Lebenskraft und Frische, in denen sich die Nachwirkungen einer großen Zeit spiegeln, oft in das Platte und Gewöhnliche. Nirgend scheinen sich damals Dichtung und Malerei so nahe zu kommen, als in manchen Zweigen der Volks- und Sittenmalerei und der volksthümlichen Komödie, wie sie von Samuel Coster und Brederoo ausgebildet ward. Aber in dem Lustspiel mangelt jene Fähigkeit, welche die Maler besitzen, den Humor wahrhaft als künstlerisches Mittel zu handhaben, das auch über das Derbe und Gemeine einen zauberhaften Schimmer ausgießt. Da es nicht in den Dienst einer wahrhaft poetischen Erfindung gefügt ist, tritt das Ungefüge und Triviale oft verletzend hervor. Nicht die Literatur, sondern nur die Malerei ist daher dazu befähigt, die Sprache zu gestalten, welche der eigentliche Genius der Nation zu seinem Organ macht.

Bis dahin hatte sich die Kunst in den holländischen Provinzen stets im Zusammenhange mit den südlichen Gauen der Niederlande entwickelt. Der große Aufschwung der flandrischen Malerei am Beginn des 15. Jahrhunderts hatte auch auf die holländische Kunst gewirkt, und diese hatte auch die Periode der Schwankung durchgemacht, in welcher die Niederländer, bei dem berechtigten Streben, die Cultur der Renaissance aufzunehmen, doch unter zu weit gehender Nachahmung der Italiener ihr Eigenstes vergaßen. In den Anfang des 17. Jahrhunderts fällt dann die Rückkehr zu dem echt germanischen Kunstprincip, dem Realismus, aber von nun an entwickeln sich die nördlichen und die südlichen Provinzen in künstlerischer Hinsicht wie in politischer getrennt. Obwohl in den spanischen Niederlanden die Freiheit und der reformirte Glaube niedergetreten waren, und die Willkür furchtbar wüthete, kam die Kräftigung der Persönlichkeit, welche dieser hochherzige Kampf hervorrief, selbst den Unterliegenden zu Gute, gerade auf künstlerischem Gebiete kommt der Geist des Volkes am ersten wieder zu sich selbst. Prangende Lebensfreude und blühende Kraft leuchten uns aus den Bildern von Rubens entgegen, welcher dem frohen Behagen wie der kühnen That, dem üppigen Sinnenrausch wie der heroischen Größe Ausdruck zu verleihen weiß. Seine Bildung ist eine internationale, sein Publicum gehört ganz Europa an, und zwar besonders den vornehmsten Kreisen in Kirche und Staat. Er tritt als der vollkommene Weltmann auf, der sich in fernen Ländern umgesehen hat, verschiedene Sprachen spricht und schreibt,

* Jonckbloet, Geschichte der niederländischen Literatur. Deutsch von W. Berg. Leipzig 1870, 1873.

weitgehende wissenschaftliche Interessen, eine möglichst allgemeine humanistische Bildung mit der künstlerischen Begabung vereinigt und äußerlich ein beinahe fürstliches Dasein führt.

In Kunstrichtung und in äußerer Existenz war der größte holländische Maler der Epoche ein ganz anderer. Rembrandt war mitten aus dem Bürgerthum seiner Heimath herausgewachsen und gehörte zeitlebens dieser Sphäre an. Seine Schule wie sein Publicum fand er daheim. Er war nie dazu gekommen, sich außer Landes umzuschauen; die klassische Bildung der Zeit war ihm nicht fremd, aber er wahrte ihr gegenüber die Unabhängigkeit seiner volksthümlichen Gesinnung. Viele Kunstgenossen von akademischer Richtung und von vornehmerem Auftreten rümpften über ihn die Nase, und so begannen sich schon früh mancherlei Mythen über diese originelle Persönlichkeit zu bilden, welche den Künstler wie den Menschen in falsches Licht setzten, ihn in eine niedere Sphäre herabdrückten, seine Sitten und seinen Charakter mit Vorwürfen belasteten, von denen keiner bestätigt ist, die meisten ausdrücklich widerlegt worden sind. Ja, die Unwahrheit aller Ueberlieferungen über Rembrandt ging so weit, daß sogar seine Lebensdaten und sein Name nicht verschont blieben, daß man ihm einen Namen „Paul" zuertheilte, den er nicht geführt hat.

„Rembrandt" ist vielmehr Vorname; er, der Maler, hieß Rembrandt Harmensz., Sohn des Harmen, nach seinem Vater, wie es die damalige Sitte in Ermanglung eigentlicher Familiennamen mit sich brachte, oder Rembrandt van Rijn, mit dem Beinamen, welchen seine Familie nach ihrer Mühle führte, die zu Leyden an einem Arme des Rheines gelegen war. Nicht weit von der Mühle, die auf dem Stadtwall neben dem weißen Thore stand, lag das Wohnhaus der Familie am Weddesteg, in welchem der Künstler am 15. Juni 1607 geboren wurde. Seine Familie lebte, wie es scheint, in schlichten aber doch behaglichen Verhältnissen. Den ersten künstlerischen Unterricht erhielt er von einem weitläufigen Anverwandten, dem nicht eben bedeutenden Maler Jacob van Swanenburch. Als er erstaunliche Fortschritte machte, that ihn sein Vater zu Pieter Lastman in Amsterdam, der damals ein beliebter Künstler war, in Italien studirt, dort die Einwirkungen des Frankfurters Adam Elsheimer erfahren hatte, und in dessen Art arbeitete, biblische Scenen in kleinen Figuren und ausgebildeter Landschaft mit wirkungsvollen Helldunkel-Effecten darstellte. Rembrandt's erstes datirtes Bild ist der heilige Paulus von 1627, früher in der Galerie zu Pommersfelden, jetzt in der zu Stuttgart, höchst drastisch und lebendig, dem Meister noch sehr nahestehend. Aus den folgenden Jahren haben wir dann eine Reihe von Radirungen und viele Gemälde, besonders geistvolle Studienköpfe. Zuerst in Leyden selbständig thätig, verlegte er dann um 1630 seinen Wohnsitz nach Amsterdam, das der Mittelpunkt von Handel, Verkehr, Politik und Geistesleben in Holland war. Jetzt hatten seine Arbeiten glänzenden Erfolg, seine Richtung lockte sofort eine Reihe anderer Künstler zur Nachahmung. Nach wenigen Jahren konnte er sich eine behagliche Häuslichkeit gründen, indem er 1634 Saskia von Uijlenburgh, die Tochter eines verstorbenen friesischen Rathsherrn heimführte, die sich in Amsterdam bei ihren Verwandten aufgehalten hatte. Außer Wohlstand und Verbindung mit angesehenen Familien, brachte sie ihm Freude und Glück in das Haus, wofür die liebenswürdige Art, mit welcher Saskia's Gesicht fortwährend in des Künstlers Arbeiten wiederkehrt, das beste Zeugniß ablegt.

Fragen wir nach demjenigen Werke, in welchem uns die wahre Eigenthümlichkeit Rembrandt's zum ersten Mal ausgebildet gegenübertritt, so ist dies unstreitig die Darstellung im Tempel im Museum des Haag, das kleine, zart ausgeführte Bild mit dem Gewimmel von Figuren in der hohen phantastischen Halle, mit der Innigkeit des Ausdrucks in dem schlichten Elternpaar und dem Simeon, der sich, wie sie, auf die Knie geworfen hat, endlich der seelenvollen Wirkung des Lichtes, welches auf die Hauptgruppe fällt.

Gerade in religiösen Bildern tritt Rembrandt's Verschiedenheit von Rubens am stärksten hervor. Dieser war berufen, in großen Altargemälden dem festlichen Gepränge des katholischen Cultus zu dienen, er entfaltete zu dem Zweck die höchste Farbenpracht und rauschende Kühnheit der Composition, hatte aber zu

dem tiefern Inhalt der dargestellten Gegenstände kein eigentliches innerliches Verhältniß, war mindestens niemals wahrhaft religiös, und sah in diesen Wundern, Martyrien und Visionen, welche er schildern sollte, nur eine Gelegenheit, seine rein künstlerischen Qualitäten, hinreißende Bewegung und volles dramatisches Leben, zu offenbaren. Bei Rembrandt dagegen treten alle religiösen Stoffe in viel bescheidenerem Gewande auf, aber sie sind tiefer und innerlicher empfunden. Seine Bilder sind nicht für Kirchen gemalt, das duldete die öde Formlosigkeit des reformirten Cultus nicht, die jeden Genuß des Auges verbannte. Trotzdem war aber die religiöse Kunst in Holland nicht beseitigt; wurde ihr die Kirche verschlossen, so öffnete sich ihr desto williger das Haus. Solchen Arbeiten fragten Fürsten und Vornehme nach, wie Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, der Rembrandt's Kreuzanheftung und Kreuzesabnahme von 1633 kaufte und diese Bilder in der Folge durch vier andere, jetzt wie die vorigen in der Münchner Pinakothek, ergänzen ließ; aber auch einfache Bürger hatten an Arbeiten dieser Gattung Freude, und so nahm dann die Darstellung selbst, für das Haus bestimmt, einen traulicheren Charakter an. Der katholischen Auffassung von Rubens gegenüber ist Rembrandt's Auffassung der religiösen Gegenstände eine evangelische, und bietet einen Beweis dafür, daß die Reformation keineswegs der religiösen Kunst Einhalt gethan hatte. Rembrandt folgt keiner durch Jahrhunderte fortgepflanzten Tradition, sondern er schafft sich ein neues und persönliches Verhältniß zu den biblischen Gegenständen. Seine genaue Bekanntschaft mit dem Bibeltext in der Landessprache ist dabei Voraussetzung, aus täglichem Umgang mit diesen Erzählungen, Legenden und Gleichnissen ist er innig vertraut mit ihnen, lebt sich mit warmer Empfindung in sie ein und durchdringt ihren tiefsten poetischen Kern. Rembrandt's Auffassung ist die Fortsetzung derjenigen Behandlung biblischer Gegenstände, welche wir bei Albrecht Dürer finden, der schon vor Luther's Auftreten von dem Geist der Reformation berührt ist und sie auf seine Weise vorbereiten hilft.

Schon die Stoffe selbst haben sich für Rembrandt geändert. Die Legende der Heiligen bietet ihm nichts, höchstens stellt er gelegentlich einen heiligen Hieronymus in landschaftlicher Umgebung dar, aber das ist dann nur ein Stimmungsbild, ganz ebenso wie die Gelehrten in häuslicher Zurückgezogenheit, die man in Braunschweig und im Louvre von Rembrandt gemalt sieht. Um so tiefer aber pflegt er in die Evangelien einzudringen, und mit besonderer Vorliebe hält er sich an das Alte Testament, in welchem er kräftige Gesundheit des Wesens, echt menschlich empfindende und menschlich handelnde Charaktere, die sich in voller Naivetät geben, vorfindet. Während die protestantische Auffassung von eigentlichen Andachtsbildern nichts wissen will, haben doch die Reformatoren selbst eine Darstellung der heiligen Ueberlieferungen „geschichtsweise“ gutgeheißen, und die finden wir auch bei Rembrandt. Er erzählt, und zwar in möglichst eindringender und packender Form. In die heimische Welt, und zwar mitten unter das Treiben des niederen Volkes sind Christus, seine Mutter, seine Jünger versetzt. Ist das aber nicht richtig gedacht? macht er seinem Volke nicht auf solche Weise die biblischen Erzählungen weit verständlicher, als wenn er sie in vornehme Haltung gezwängt hätte? Er wußte, daß das Evangelium eine Botschaft war, welche den Armen gepredigt wurde, und so kann Goethe einmal Rembrandt's Auffassung dieser Gegenstände rühmend derjenigen gegenüberstellen, durch welche „die biblischen Stücke alle durch kalte Veredlung und die gesteifte Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entrissen worden sind.“ Mitunter haben die Gestalten in seinen Darstellungen nicht sowohl ein niederländisches als ein jüdisches Gepräge; Charaktere, Tracht und Benehmen sind aus dem Judenviertel von Amsterdam geschöpft. Rembrandt weiß immer mit richtigem Gefühl zu entscheiden, wo das Gut-Holländische und wo das Orientalische am Platze ist. Bei seinen heiligen Familien, seinem Christus, der die Kranken heilt, ist das Bürgerliche in der Erscheinung überwiegend. Bei den Bildern aus dem Leben der Erzväter, aus der Geschichte des Simson, bei dem Triumph des

Mardochai führt er uns in die fremde und seltsame Welt des Orients, wie er sie sich vorstellt. Costüm und Scenerie, welche von der traditionellen Ausstattung solcher Gegenstände abweichen, sind dabei stets in gutem Glauben gewählt. Rembrandt's Zeitgenosse, der Maler Philipp Angel, rühmt einmal ausdrücklich, daß jener „die Historie wohl gelesen und verstanden", indem er auf seinem Gastmahl des Simson die Tischgenossen, wie es im Alterthum Brauch gewesen, liegend dargestellt habe. Die malerische Tracht der Rabbiner, der Anzug moderner Orientalen, welche gelegentlich den Boden der Hafenstadt betraten, farbenreiche Stoffe, Gewebe, Turbane, Waffen, welche aus den fernen Ländern herbeigebracht und von dem Künstler mit Vorliebe für Haus und Atelier gekauft wurden, lieferten das Material zu seinen Costümen.

Nirgend aber finden wir bei Rembrandt eine Drapirung nach hergebrachter Art, mit Rücksicht auf schöne Linien und klassischen Wurf, sondern die Anordnung der Gewänder ist stets auf rein coloristische Wirkung berechnet. Ebenso finden wir auch niemals nach symmetrischem Princip und auf Linienwirkung hin aufgebaute Compositionen, sondern Alles erscheint so wirklich und so unmittelbar wie möglich, im scheinbar Zufälligen liegt ein besonderer Reiz. Manche häßliche und kümmerliche Gestalten, manches derbe Motiv, manche unschöne Einzelheit mögen uns auffallen, aber auch sie sind an ihrem Platz, sie spielen ihre Rolle in dem Ganzen, das sich immer harmonisch zusammenschließt, durch die Klarheit der Anordnung, die originelle Erfindung, die lebendige Handlung befriedigt. Rembrandt ist immer verständlich in den Situationen, die er uns vorführt, aber er läßt uns in dem Unscheinbarsten einen unendlichen Inhalt ahnen, giebt dem Einfachsten einen Reiz der Neuheit, der uns überrascht, doch ohne irgend eine Spur von Absichtlichkeit.

Man mag Rembrandt dem Grundzug seiner Auffassung nach einen Realisten nennen, aber wer ihn kennt, muß denn doch zugestehen, daß die Begriffe Realismus und Idealismus wenig zu der Charakteristik entgegenstehender Kunstrichtungen helfen. Streng genommen ist jeder Künstler Realist. Dürer hat Recht mit den Worten, die er in seinem Buche über die Proportionen spricht: „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Kein anderes Mittel, sich auszudrücken, hat der Künstler, als die Erscheinungen der Natur; je kräftiger er sie zu erfassen weiß, je wahrer er sie wiedergiebt, je mehr er sie beherrscht, um so vollkommener wird seine Schöpfung. In diesem Sinne waren die Meister der Parthenon-Sculpturen wie Rafael Realisten. Aber die Wiedergabe der wirklichen Erscheinung an sich, wie meisterhaft auch immer, giebt noch kein Kunstwerk, der bloße Naturalismus ist stets unkünstlerisch. Das der Natur Entnommene muß der Künstler durch seine eigene Empfindung hindurchführen, es zum Organ seiner höchsten Inspirationen machen und ihm dadurch ein über alles Natürliche hinausgehobenes Dasein verleihen. So ist jeder Künstler zugleich Idealist, aber auf die Art, wie sich der Idealismus in ihm äußert, kommt es an. Bei den Griechen, bei Rafael geschieht dies durch die Schönheit der Form, bei Rembrandt durch Licht und Farbe.

Das formulirt schon Goethe einmal treffend: „Bei Rembrandt Realismus in Absicht auf die Gegenstände. Licht, Schatten und Haltung sind bei ihm das Ideelle." Sie bestimmen den Charakter seiner Schöpfungen, nicht bloß in den Gemälden, sondern auch da, wo er farblos darstellt, in Zeichnung und Radirung. In seinen Compositionen wirkt überall die Herrschaft des geschlossenen Lichtes bestimmend, die, wie seine Auffassung überhaupt, aus entschieden nordischer Gefühlsweise hervorgeht. Die rauhere nordische Natur nährt die Freude an dem Daheim, das sich still und behaglich abschließt und in welches der Lichtstrahl scharf von einem Punkte aus fällt. Und wenn der Mensch, der sich im traulichen Gemache wohl fühlt, in das Freie tritt, so findet er auch hier nicht die ruhige Klarheit und die glänzende Heiterkeit des Südens, häufig ballen sich Wolken, Wetter steigen auf, das Licht hat mit dem Dunkel zu kämpfen. So erhebt Rembrandt das Helldunkel zu dem wichtigsten Mittel der künstlerischen Wirkung, dabei bleibt aber sein Verfahren von demjenigen des größten italienischen Meisters im Helldunkel

ganz verschieden. Mögen Spiel und Gegensätze der Beleuchtung bei Correggio auch noch so lebhaft sein, so wirkt hier doch das Licht bis in die Schatten und bringt jenes Spiel von Reflexen hervor, welches die Wirkung der Körper im Raum erhöht und in sinnlich-heiteren, reizvollen Effecten gipfelt. Bei Rembrandt dagegen treten Hell und Dunkel wie geheimnißvolle Mächte in Widerstreit mit einander, und erzeugen jenes Ahnungsvolle des Eindrucks, das der phantastischen Neigung des Nordens entspricht, und mit der schlagenden Verkörperung des sinnlichen Lebens zugleich das Gefühl des Wunderbaren verbindet. Er vereinigt, wie es im Vorspiel zum Faust heißt: „den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.“

Aber das dichterische Element in Rembrandt's Werken liegt nicht hierin allein, sondern zugleich in der geistigen Auffassung. Bei diesem Hineinversetzen aller Gegenstände in die Wirklichkeit, in das tägliche und eigene Leben mit den allerreellsten, zum Theil scheinbar gewöhnlichen Motiven, offenbart er zugleich die Fähigkeit, gerade im Niedern das Bedeutende, im Kleinen und Unscheinbaren das Unendliche zu erkennen. Diese Anschauungsweise der Außenwelt ist schon längst der älteren niederländischen und deutschen Kunst eigen, sie waltet bei Dürer, sie bildet den Grundzug von Rembrandt's Werken. Man mag sie Humor nennen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß hierin nicht bloß der Sinn für das Komische, der ja Rembrandt an geeigneter Stelle auch nicht fremd bleibt, sondern ebenso sehr die Fähigkeit liegt, das Bescheidenste mit Innigkeit und ergreifender Wärme aufzufassen. Was bei ihm durchgeht, ist nach einem Ausdrucke Ernst Guhl's in seinen Vorlesungen, „die Poesie der Prosa“.

Wir erinnern an ein Gemälde im Besitz von Herrn Suermondt in Aachen, das noch in der früheren Zeit des Meisters, spätestens gegen 1636, entstanden ist und die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht zum Gegenstand hat. Es ist eine Familie aus dem Volke, rastend auf unfreiwilliger Wanderschaft, im Kampfe mit der Noth. Joseph, gegen den Felsblock gelehnt, ist sorgenvoll in den Anblick der Seinigen versunken, aber Maria, welcher der Künstler die Züge seiner Saskia gegeben hat, sitzt in ungetrübter Ruhe, voll rührenden Gottvertrauens da, das schlafende Wickelkind im Schooße. Nicht minder ergreifend sind manche Bilder, welche uns die heilige Familie in bescheidener Handwerker-Häuslichkeit vorführen, die sogenannte „Familie des Schreiners“ im Louvre und (1640), die „Familie des Holzhackers“ in der Kasseler Galerie (1646). Hier sehen wir in eine niedere Hütte, die aber doch von dem einfallenden Lichtstrahl verklärt wird. Im Hintergrunde arbeitet Joseph, vorn glimmt das Herdfeuer, daneben steht ein Topf, auf dem Boden kauert ein Kätzchen, in der Ecke sitzt ein ärmlich gekleidetes Weib mit nackten Füßen — das ist Maria; sie hat das Kind aus der Wiege genommen und drückt es innig an die Brust. Vom Jahr 1640 rührt die Heimsuchung in der Grosvenor-Galery zu London her, unvergleichlich in der friedlichen Abendstimmung und in der Poesie des Kleinen, zu der auch Hündchen und Federvieh das Ihrige thun. Wie eifrig steigt der greise Zacharias die Stufen nieder, um die lieben Gäste zu begrüßen! welch' ein Ausdruck in den Köpfen der Frauen! Elisabeth's Antlitz ist von prophetischer Begeisterung überstrahlt, während bei Maria die widerstrebendsten Gefühle, Betroffenheit, Demuth und innigste Freude, in einander spielen. Ein Kleinod religiöser Poesie ist Christus zu Emmaus im Louvre; kaum je ist diese Scene mit so tiefer Empfindung und so dramatisch dargestellt worden. Im Momente des Brotbrechens verklärt sich die Gestalt des Heilands, im selben Augenblick erkennen ihn die Jünger tief bewegt, selbst der junge Bursche, der eben das Essen aufträgt, wird, er weiß nicht wie, ergriffen. Aus dem gleichen Jahre (1648) rührt ein anderes Meisterwerk derselben Sammlung her: der barmherzige Samariter. Wie fein hat Rembrandt hier den rechten Moment gewählt. Vor der Freitreppe des ländlichen Wirthshauses wird der Verwundete vom Pferde gehoben, Neugierige schauen vom Fenster aus zu, der Samariter steht mit der Börse in der Hausthür und verhandelt mit der Wirthin, während sein Blick sorgsam auf dem Pflegebefohlenen ruht. Schon fünfzehn Jahre früher hatte

Rembrandt den Gegenstand in einer Radirung behandelt, demselben Blatte, welches Goethe unter der Ueberschrift „Rembrandt der Denker" ausführlich beschrieben hat. Aber das Gemälde ist reifer, der Hund in gar zu gewöhnlicher Situation — nur in einer skizzenhaften Darstellung erträglich — ist fortgelassen, und die Abendstimmung, welche sich über die Figuren wie über die Landschaft mit Brücke und ferner Stadt breitet, bringt erst die dichterisch-tiefe Auffassung zu voller Geltung.

Nicht nur das Gemüthliche, auch das Großartige gelingt dem Meister. Zu den früheren Radirungen gehört die große Auferweckung des Lazarus, welche das Wunder mit so überzeugender Gewalt darstellt, wie es vielleicht nie in der Kunst geschehen; Christus, isolirt von den übrigen Figuren stehend, die klein in der Ferne erscheinen, bietet alle Macht seines Willens auf, um das Undenkbare zu vollbringen.

Von seltener Macht der Phantasie ist auch in der Radirung, welche die Verkündigung an die Hirten darstellt, die Wirkung des Wunders geschildert. Das Erscheinen des Engels im Lichtglanz während dunkler Nacht wirkt wie ein Phänomen, die Herden sind in wilde Flucht geschreckt, die Hirten — gewöhnliches Bauernvolk, nicht anders, als es Ostade in seinen Genrebildern schildert — wollen ebenfalls davonstürzen, doch einige wenden sich um und werfen sich nieder, um die himmlische Botschaft zu vernehmen.

Niemals ist auch Christi Himmelfahrt so eigenthümlich behandelt worden, wie in einem jener für den Prinzen Friedrich Heinrich gemalten Bilder in München. Wie ein Triumphator, der auf seinem Schilde emporgehoben wird, steht der weißgekleidete, lichtumstrahlte Christus auf den Wolken. Das schönste Bild dieser ganzen Folge ist aber wohl eines der frühesten: Christi Abnahme vom Kreuze. Wer denkt bei diesem Gegenstande nicht an das weltberühmte Bild von Rubens im Dom zu Antwerpen, in welchem die äußere dramatische Seite des Gegenstandes mit staunenswerther Kraft und mit höchster Meisterschaft in Ausbau und Anordnung bewältigt ist. Rembrandt aber ergreift uns tiefer. Mag auch der Vorgang in einem äußeren, auf körperlicher Anstrengung beruhenden Geschäfte bestehen, der geistige Inhalt desselben tritt uns doch voll und erschütternd entgegen, wird durch die Lichtwirkung magisch in Scene gesetzt. Dieselbe Composition hat Rembrandt in einem großen radirten Blatt behandelt und als Gegenstück hierzu das prächtige, figurenreiche Blatt des Ecce Homo geschaffen, welches den Heiland duldend und todesmuthig mitten im Sturm der von fanatischer Leidenschaft erregten Menge zeigt. Niemals aber erscheint bei ihm Christus herrlicher als in der Radirung mit dem Heiland, welcher die Kranken heilt, dem sogenannten „Hundertguldenblatt" — ein Name, der den hohen Werth in alter Zeit bezeichnet, den heutigen aber nicht mehr ahnen läßt, denn im Jahre 1867 wurde ein vorzüglicher Abdruck auf einer englischen Versteigerung für 1180 Pfd.St. verkauft. In der verfallenen Halle drängen sich Menschen aller Stände um den Erlöser. Da nahen die Armen und Elenden, kranke Kinder werden herbeigetragen, Sieche im Karren herangefahren, magere Arme heben sich flehend auf, die Frau, welche auf dem Stroh liegt, faßt nach Christi Gewandsaum. Die körperliche Gebrechlichkeit und Hülflosigkeit, mag sie noch so häßlich sein, ist als ergreifendes Mittel des Ausdrucks verwendet, aber selbst das Widrige wird durch Hoffnung und Glauben verschönert, welche sich in allen Gestalten spiegeln. Und wiederum macht der Künstler einen genialen Gebrauch von der Lichtwirkung, die Gruppe der Kranken ist mit feiner Discretion in den Schatten gestellt, das volle Licht fällt auf die Gruppe der Pharisäer, die vornehmen, arglistigen und selbstsüchtigen Gegner, und am stärksten und am schärfsten auf den Heiland selbst, der rein, erhaben und trostbringend in der Mitte steht.

Das rein Dramatische und menschlich Ergreifende tritt uns wirkungsvoll in der Radirung des Verlorenen Sohnes, in manchen Blättern aus dem alten Testament, wie in der Verstoßung der Hagar, dem Joseph, der seine Träume erzählt, entgegen, dann namentlich in zwei Bildern vom Jahre 1656, die schon durch die Größe der Figuren und die sichere Meisterschaft der Behandlung eine hervorragende Stellung einnehmen: dem Jakob, der seine Enkel segnet, in der Casseler Galerie, und der Parabel

vom Weinberge des Herrn in dem Städel'schen Institut zu Frankfurt. Wie schlagend weist hier würdevolle Ueberlegenheit die begehrliche Selbstsucht in die Schranken. Die breite Behandlung, der grünlich-goldige Schimmer, in welchen das Bild getaucht ist, wirken außerordentlich.

Einen völlig profanen Charakter haben viele andere biblische Darstellungen des Meisters, namentlich mehrere Gegenstände aus dem alten Testament. Seinen frühern Jahren gehört eine Gruppe von Simson-Bildern an, bei welchen es dem Künstler, ohne jede religiöse Absicht, nur darauf ankam, eine wilde, ungezügelte Heldennatur in malerischen Situationen zu schildern. Im Jahre 1636 entstand das große Gemälde der Blendung des Simson, in der Galerie Schönborn zu Wien.* Es ist ein widerstrebender und gräßlicher Vorgang. Das Niederwerfen und Bändigen des starken Mannes, das Einbohren des Eisens in seine Augen, Schmerz, Ohnmacht und Verzweiflung, dazu der Hohn der Buhlerin sind in furchtbarer Realität zur Anschauung gebracht. So zeigte auch Rembrandt's Landsmann, der Dichter Vondel, in seinem Drama Samson, das 1660 erschien, den Helden in der tiefsten Erniedrigung. Ein Meisterwerk ist der Simson, der seinem Schwiegervater droht (früher fälschlich für Herzog Adolph von Geldern gehalten), im Museum zu Berlin (1637). In vermessenem Prunk, mit Negerknaben im Gefolge, steht der orientalische Held mit dem langwallenden Haar da, seine physische Macht tritt noch schärfer hervor im Zorne. Wie in Vondel's Dichtung:

„Schäumt er und knirscht und brüllt, in seinen Augen zuckt
Und brütet Racheluſt, los will der Ingrimm brechen,
Er stampft den Boden wild und kann vor Wuth nicht sprechen.“

Das schönste der Simson-Bilder ist aber dasjenige der Dresdner Galerie, das früher für „das Fest des Ahasverus ausgegeben wurde, aber — wie schon eine gleichzeitige Quelle bestätigt — Simson, bei seiner Hochzeit Räthsel aufgebend, darstellt (1638). Diese Handlung selbst tritt uns durch die Geberde des Helden in überraschender Lebendigkeit entgegen, die bewegten Gruppen der Festgenossen im fröhlichen Genusse, die schöne, strahlende Braut, die ruhig im vollsten Lichtglanz dasitzt, vereinigen sich zu einem vollendeten malerischen Ganzen, und so bildet dies Gemälde die Exposition zu den beiden schon früher entstandenen Darstellungen aus Simson's Geschichte, ebenso wie in Vondel's Tragödie des jüdischen Helden früheres Leben in Wollust und Ueppigkeit den Hintergrund der Handlung bildet. Mag auch der berühmte holländische Poet niemals ein wahres Verständniß für den größten Maler seines Volkes an den Tag legen, dies geistige Zusammentreffen mit ihm bei der Behandlung des alttestamentarischen Stoffes ist doch vorhanden; wer von Beiden aber den wahren poetischen Inhalt des Gegenstandes durch die Mittel seiner Kunst besser zu ergreifen verstand, bleibt nicht zweifelhaft.

Um dieselbe Zeit, 1637 (nicht 1631, wie Vosmaer, oder 1632, wie Bürger gelesen) entstand die badende Susanna in der Galerie des Haag. Auch hier erfaßt er den biblischen Gegenstand nur von der rein malerischen Seite, welche in diesem Falle wesentlich in der Schilderung des Nackten bestand. Was die Künstler einer andern Richtung durch Idealisirung der Form erstreben, das erreichte Rembrandt durch den glühenden Ton, durch das zauberische Herausleuchten des Körpers aus der dunkleren Umgebung. Dabei ist hier aber die Körperbildung selbst keineswegs unedel, höchstens die Füße sind nicht wohlgebildet und zeigen die Abhängigkeit von dem zufälligen Modell. Meisterhaft ist das Momentane erfaßt. Susanna wollte eben aufstehen und die Stufen zum Bassin hinabschreiten, da hört sie Geräusch und hält inne, der linke Fuß bleibt im Pantoffel, die Rechte drückt das Linnen gegen den Schoß, das linke Handgelenk legt sich an den Busen. Das ist Rembrandt's Gegenstück zur Mediceischen Venus. Noch magischer und träumerischer ist die Situation bei der Bathseba von 1643, die sich gleichfalls im Haag, in der Galerie Steingracht, befindet. Eine Negerin kämmt ihr das goldene Haar, eine Alte mit dem Augenglas beschneidet ihr die Fußnägel. Neben den abgelegten Kleidern, den prächtigen Gefäßen, die zur Seite stehen, leuchtet der fast entblößte

* In Cassel nur eine alte Copie.

Körper um so wirkungsvoller, als die Gruppe unter eine Grotte mit dunklem Schatten und scharf einfallendem Lichte versetzt ist, während eine düstere Landschaft mit romantischen Gebäuden sich als Hintergrund ausbreitet.

Mitunter freilich kann uns das Dürftige der Körper auch bei der ausdrucksvollsten Situation verletzen, wie in der Radirung des Sündenfalls. Und da Rembrandt niemals seine Aufgabe in der Veredlung der Körperformen suchen kann, so ist es ihm auch nicht möglich, Gegenstände der klassischen Mythologie ihrem Wesen nach zu behandeln. Greift er gelegentlich zu solchen, so waltet auch da der volksthümlich-naive Zug vor, der in vollem Gegensatze zu dem gespreizten klassischen Wesen steht, wie es in der damaligen Literatur Mode ist. Der Raub der Proserpina im Berliner Museum, ein frühes Bild, das jetzt leider nur noch als Ruine existirt, erscheint wie ein nordisches Märchen, ähnlich wirkt die phantastische Radirung der Medea bei Jason's Hochzeit mit der Kreusa, als Titelblatt für das Trauerspiel Medea von Rembrandt's Freund, Jan Six, dem späteren Bürgermeister, erfunden. Im Jahr 1635 malte er ein figurenreiches Bild: die Entdeckung vom Fehltritt der Kallisto, jetzt in der Galerie des Fürsten Salm zu Anholt, bei welchem er in der That nach lebhafter bewegten Stellungen der nackten Körper gestrebt hat. Sein Ganymed in der Dresdner Galerie, aus demselben Jahre, ist aber nur ein fetter greinender Bengel, der, vom Adler entführt, seiner Angst in höchst drastischer Weise Ausdruck giebt. Seine naive Anschauung der Dinge stellt Rembrandt mit aller Unbefangenheit der conventionellen Auffassungsweise gegenüber.

Eigentlich historische Bilder, deren Stoff aus der profanen Geschichte entnommen ist, kannte jene Zeit kaum. Mag Rubens, der humanistisch gebildete Mann, welchem das Alterthum Autorität ist, gelegentlich in die römische Geschichte greifen und den Opfertod des Decius schildern; Rembrandt versucht Aehnliches nicht. Mögen auch die Thatkraft und der Mannesmuth jener großen Epoche, in welcher sich die Niederländer ihre Freiheit erkämpften, den Grundton der ganzen damaligen Literatur und Kunst bilden, so haben doch die Maler nie daran gedacht, Momente aus jenem Kriege in ihren Bildern festzuhalten. Und als dem Lande im Jahre 1648 der ersehnte Friede zu Theil wurde, den man überall mit Begeisterung begrüßte, da war den Dichtern, wie den Malern die Allegorie das einzige Ausdrucksmittel ihrer Empfindungen. Sie herrscht in Vondel's Drama: die „Leeuwendalers“, sie machte sich auf den drei Schaubühnen breit, die zu Amsterdam errichtet wurden und zu deren Vorstellungen Samuel Coster, Gerard Brandt und Jan Vos die Verse gemacht hatten. Da traten auf: „Das gewaffnete Europa, der wüthende Krieg, kampfesmüde Fürsten, der freudig bewillkommnete Friede, die ewige Freiheit, der beschworene Friede, die gefesselte Bellona, das beschirmte Niederland, die Mutter des Friedens.“ In ähnlichem Geist schuf Rembrandt eine einfarbig braun gemalte Skizze, die vielleicht für ein großes allegorisches Bild bestimmt war, aber in seinem eigenen Besitz blieb und bei Versteigerung seiner Habe im Hinterzimmer seines Hauses hing. Seit einigen Jahren besitzt das Museum zu Rotterdam das interessante Denkmal. In Rembrandt's eigenem Inventar wird es „die Eintracht des Landes“ genannt. Links thront die Gerechtigkeit und ihr gegenüber ruht ein gefesselter Löwe, über welchem die Wappen der vereinigten Provinzen an einer Mauer erscheinen. Rechts sammeln sich gewappnete Ritter und steigen zu Roß — Gestalten, die im Dürer'schen Geist ersonnen sind, Schaaren ziehen in den Kampf aus, und in der Ferne flieht der Feind.

Gab er hier, der Sitte seiner Zeit gehorchend, ein Sinnbild statt der Sache selbst, so fehlt es doch keineswegs bei anderen Gelegenheiten an dem Griff in die unmittelbare Wirklichkeit. Das Alltägliche, das Gegenwärtige, das Volksthümliche lebt in allen seinen biblischen Darstellungen, manchmal aber wird es um seiner selbst willen, so wie es ist, behandelt. Eigentliche Genre-Gemälde pflegte Rembrandt nicht zu schaffen, aber in seinen Radirungen treten uns köstliche Studien und Episoden des gewöhnlichen Lebens entgegen: derbe Bauern, zerlumptes Gesindel von der Heerstraße, Rattenfänger, Bett-

lervolk, das an der Hausthür um Almosen fleht.

Und wie der Künstler die ganze Welt der Erscheinungen beherrscht, so betritt er auch einen neuen Weg in der Landschaft. Seine Radirungen dieser Art behandeln die einfachsten Vorwürfe, sie gehen aus von der schlichten heimathlichen Natur. Bauernhäuser und Scheunen mit hohen Strohdächern, ein Ziehbrunnen, ein Düngerhaufen, pickende Hühner, eine ländliche Brücke und ein Bach unter Weidengebüsch, weite Flächen mit Ortschaften in der Ferne, ein stilles Gewässer am Fuße hoher Bäume — das sind die immer wiederkehrenden Motive, in denen sein warmes Gefühl für das Unscheinbare, seine treue Heimathliebe uns erquickt. Aber welch' ein unendlich Leben gewinnen bei ihm diese an sich reizlosen Ebenen, dieser hohe Wolkenhimmel. In Gemälden finden wir oft kühnere landschaftliche Compositionen, wie in zwei Meisterwerken der Galerien von Braunschweig und Cassel. Auf dem ersten decken schwarze Gewitterwolken den Himmel und ein dunkler Schatten liegt auf dem Vordergrund. Ein scharfer Sonnenblick fällt auf die Ortschaft am Bergesabhang zwischen Felsenpartien, durch eine hohe Bogenbrücke und über schroffe Klippen stürzt ein wildes Gewässer hinab, das hier und da von bleichem Lichte getroffen wird. Diese Schwermuth und aufgeregte Leidenschaft ist eine Offenbarung von Rembrandt's innerster Empfindung; um so wohlthuender wirkt dann aber der stille, erhabene Friede, wie in dem zweiten Bilde. Ganz heimathlich entwickelt sich auch hier der Vordergrund, der Fluß mit Kähnen und Brücke, der einsame Reiter, die Windmühle. Dahinter aber steigt ein Bergzug mit Ruinen auf dem Gipfel empor, in einer Massenwirkung, die jedes Detail verschwinden läßt, in großartiger Silhouette sich von dem glühenden Abendhimmel abhebend, in so schönen Linien, daß durch diese eine Composition alle niederländischen Maler beschämt werden, die ihre Stoffe in der Natur Italiens suchten. Bei solchen Schöpfungen versteht man, mit welchem Rechte unser größter Aesthetiker von der landschaftlichen Darstellung sagt, daß sie gegebene Erscheinungen der Natur zum Ausdruck einer geahnten Seelenstimmung erhebt. Rembrandt kann mit Faust sprechen:

> „Erhabener Geist . . . .
> Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
> Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
> Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
> Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
> Wie in den Busen eines Freund's zu schauen,
> . . . . zeigst
> Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
> Geheime, tiefe Wunder öffnen sich."

Ein Gebiet giebt es endlich noch, auf welchem Rembrandt vielleicht schlagender als auf allen übrigen wirkt und selbst diejenigen zu überwältigen vermag, denen das Verständniß seiner andern Schöpfungen schwer wird: das Porträt. In der Bildnißmalerei hatte die holländische Kunst am ersten ihre Selbständigkeit gefunden, und Rembrandt, nach allen andern Seiten der eigentliche Schöpfer neuer Richtungen, hat nach dieser bedeutende Vorgänger und ebenbürtige Zeitgenossen, vor allen den lebensfrohen, von Keckheit und Gesundheit strotzenden Franz Hals. Dennoch bildet sich Rembrandt auch hier seinen eigenen Stil, der, ganz aus seinem Wesen heraus geboren, unvorbereitet in die Welt tritt. Bildnisse, oder noch richtiger Charakterköpfe kommen schon unter seinen frühesten Arbeiten vor, er begann damit, nicht auf Bestellung, sondern um der Sache selbst willen Leute darzustellen, die ihn aus rein malerischen Gründen interessirten, und deren Erscheinung er dann durch wohlgewähltes Costüm und Lichtwirkung charaktervoll hob. Dazu gehören jene greisen Rabbiner im Lehnstuhl, die häufig wiederkehren, von dem kleinen Bilde aus dem Jahr 1631 in dem Museum zu Insbruck bis zu jener imponirenden Halbfigur von 1645 in der Galerie Suermondt, der Krone jener ganzen Gattung; dann zahlreiche Frauencharaktere, die, ohne eigentlich schön zu sein, unter Rembrandt's zauberischem Pinsel eine hinreißende Eigenthümlichkeit gewinnen; man denke an die Frau mit leuchtenden Augen in der Salle carrée des Louvre, an das Weib mit der Nelke in der Casseler Galerie. Dann kommen zahlreiche eigene Bildnisse des Künstlers vor, weil er sich selbst das bequemste Modell war, um irgend eine neue malerische Aufgabe zu lösen. Sein Gesicht mit breiter Nase, großem Munde und kleinen Augen ist nicht schön, aber es hat seinen Cha-

rakter, und wir sehen es stets mit neuer Freude in dieser oder jener Situation. Unter so vielen sei das Bildniß mit dem schwarzen Barett von 1634 im Berliner Museum, das etwas spätere mit dem Federhut ebendaselbst, das von 1640 in der National Gallery in London, das ungefähr um dieselbe Zeit entstandene in der Kunsthalle zu Karlsruhe erwähnt, unter den Radirungen ist wohl die aufgestützte Halbfigur des Meisters von 1639, die unser Holzschnitt wiedergiebt, die schönste. Er erscheint als ein echter Künstler, unabhängig und entschlossen, wenn auch nicht ohne einen Anflug von Seltsamkeit. Ebenso häufig wie er begegnet uns aber auch Saskia, seine junge Gattin, am wenigsten anziehend vielleicht in dem Brustbild von 1633 in der Dresdener Galerie, das sie noch vor ihrer Vermählung im Hut und lachend darstellt; das Lachen gelingt Rembrandt nicht in gleichem Maße, wie dem kecken Franz Hals. Desto reizender und liebenswürdiger sind einige ihrer andern Porträts, jene Zeichnung im Berliner Kupferstichcabinet, auf welcher sie das Haupt in die Hand stützt und Blumen hält, jene Halbfigur in der Casseler Galerie (vgl. den Holzschnitt) mit dem reichen, malerischen Anzug, dem Schmuck von Perlen und Juwelen. Ihr Antlitz im Profil gesehen, erscheint diesmal besonders fein und sinnig, es überstrahlt, im vollen Licht genommen, das farbenreiche, roth, grün und goldig schimmernde Beiwerk. Es ist, als hätte der Künstler sie als sein Kleinod, das der köstlichsten Fassung werth sei, vor Aller Augen hinstellen wollen. Dann finden wir Saskia in zahlreichen Radirungen, oder ihre Züge kehren in religiösen Compositionen wieder, wie auf der oben erwähnten heiligen Familie. Das herrlichste Denkmal seines Familienglückes hat aber der Meister in jenem großen Gemälde der Dresdener Galerie (um 1640) gestiftet, welches das holde Weib auf seinem Schoße zeigt, während er an reichbesetzter Tafel jubelnd das Champagner-Glas in die Höhe hebt. Dies ist ein Bild des echt niederländischen Frohsinns, der uns hier wie in den lustigen Schützenmahlzeiten von Franz Hals oder in den derben Kirmeß- und Wirthshausbildern der Bauernmaler entgegenlacht und der uns so gesund und behaglich berührt, weil er aus echter Tüchtigkeit der Menschen hervorgeht, die nach sauren Wochen frohe Feste lieben.

Rembrandt führte jetzt in der That ein glückliches Dasein voll Arbeit und Lebensfreude, sein Ruhm war begründet, zahllose Schüler, und zwar „fürnehme Kinder", wie uns Sandart berichtet, drängten sich zu seiner Werkstätte. Das Vermögen der Frau wie der glänzende eigene Erwerb gestatteten ihm einen behaglichen Hausstand. Um jene Zeit mag er sein neues Haus in der Jodenbreedstraat bezogen haben, das seine Sammellust mit Kunstwerken und Raritäten aller Art ausgestattet hatte. Zwei Töchterchen, die ihm früher geboren waren, starben freilich im zartesten Alter, aber 1641 beschenkte ihn seine Saskia mit einem Sohne, den er Titus nannte. Im selben Jahr malte er sie noch einmal, in jenem berühmten Kniestück der Dresdener Galerie, die liebenswürdige junge Mutter, frischer und herziger als je, die Linke auf dem Busen, mit der Rechten uns die Nelke entgegenreichend, die von Alters her ein Symbol der Freude und des innigen Liebesglückes ist. Als Rembrandt das schuf, ahnte er nicht, daß ihm sein Weib schon so bald darauf, im Sommer 1642, entrissen werden sollte.

Wenn wir sonst überblicken, was uns bekannt ist an Porträts von Rembrandt's Hand — radirten und gemalten — von letzteren nirgend in Deutschland eine so reiche Folge wie in Cassel, so ist es vor allem das immer Neue der Auffassung, was uns entzückt, „die Spontaneität seiner Bildnisse", wie sein Biograph Vosmaer sich ausdrückt; „jedes ist ein Product lebendiger Kräfte, daher niemals eine Formel, nie eine feststehende Manier." Das Zarte gelingt ihm wie das Geheimnißvolle; vornehme Eleganz spricht aus den stehenden Figuren von Martin Day und seiner Gattin in der Sammlung van Loon zu Amsterdam, er 1634, sie 1643 gemalt, würdige Hausfrauentüchtigkeit aus dem Bildniß der alten Frau Six, das sich noch im Familienbesitz zu Amsterdam befindet. Rembrandt versteht es, das Bildniß in eine so charakteristische Situation zu versetzen, daß es oft dadurch zum wahren Genrebild wird, und dafür sind namentlich viele Radirungen bezeichnend. Der Chef des holländischen Steuerwesens, Uijtten-

boogaert, rechnet über seinem Hauptbuche und zwischen den Geldsäcken, der jüdische Arzt Ephraim Bonus mit dem feinen Denkergesicht scheint eben nach einem Krankenbesuch die Treppe herabzusteigen, der Kunstsammler Abraham Francen sitzt unter allerlei Raritäten, in Betrachtung eines Kupferstiches versunken; schlagfertig und lebhaft discutirend sehen wir den gelehrten Prediger Sylvius vor uns. Vielleicht die schönste Porträt-Radirung, die wir von Rembrandt besitzen, gleich ausgezeichnet durch das Geistvolle der Auffassung wie durch die Kraft der malerischen Haltung, ist die des hochgebildeten Kunstfreundes Jan Six, der, in die Fensternische seines Gemaches gelehnt, in die Lectüre eines Buches versunken steht (1647). Hier erscheint der Dichter und Gelehrte aus angesehener Familie, jung, in elegantem schwarzen Anzug; auf dem bei weitem später entstandenen Gemälde, welches in der Sammlung Six zu Amsterdam dem Bildniß der Mutter gegenüber hängt, tritt uns der ernste Mann, der ganz dem geschäftlichen Leben angehört, damals Schöffe des Raths, entgegen in Mantel und Filzhut, eben den Handschuh anziehend, als wollte er seinen Amtspflichten nachgehen, die ihm keinen Augenblick aus dem Sinne kommen, wie seine nachdenkliche Miene zeigt.

Aus dem Bildniß entwickelt sich zugleich der einzige Zweig einer öffentlichen Kunst in Holland, wo sonst, wie wir sahen, nur für das Haus gemalt wurde: Die Schützen- und Regentenstücke. Es war Sitte, daß sich die Vorsteher einer Gilde oder einer Wohlthätigkeitsanstalt, die Mitglieder eines Magistrats, die Offiziere einer Schützengesellschaft für die Säle der Rathhäuser, der Gildehallen und Schützenhäuser malen ließen, und in solchen Darstellungen haben wir die besten Schilderungen von dem öffentlichen Leben der Zeit. Die großen Zeitereignisse in historischen Bildern darzustellen, war nicht üblich, wie wir sahen; hier aber haben wir die Männer vor uns, auf welchen der Aufschwung des damaligen Lebens in Holland beruhte. Es sind keine Helden, keine Führer des Volkes, wohl aber tüchtige Männer aus der Mitte des Bürgerthums, voll Freiheit und Selbstgefühl, im Zusammenschluß stark. Seit lange waren diese Massenbildnisse üblich, ältere Meister behandelten sie so schlicht wie möglich, es kam ihnen darauf an, daß jeder Einzelne vorhanden war und zu seinem Rechte kam, an malerische Anordnung des Ganzen dachten sie kaum. Diese wußte zuerst Franz Hals zu geben, der solche Gruppen an wohlbesetzter Tafel oder am grünen Tische in glücklichster Situation, ebenso lebendig wie harmonisch vereinigte, und von ihm lernen dann alle folgenden Künstler, worauf es ankommt, selbst der berühmte Bartholomäus van der Helst, der die Friedensmahlzeit der Schützen im Museum zu Amsterdam geschaffen, bewegt sich nur auf seiner Bahn. Nur Rembrandt versteht es doch noch, solchen Darstellungen eine ganz neue Wendung zu geben.

Drei große Bilder dieser Art besitzen wir von ihm, von denen jedes das wichtigste Document für eine bestimmte Epoche seines Lebens ist und deren Technik und Auffassungsweise auf das schlagendste darlegt. Sie befinden sich alle drei noch in holländischen Museen, die sonst arm an Bildern Rembrandt's sind, das erste im Haag, die beiden anderen in Amsterdam. Im Jahre 1632 malte Rembrandt den Professor Tulp, der mehreren Aerzten der Chirurgengilde eine anatomische Vorlesung hält. W. Bürger wagt es, dies Bild mit Raphael's Schule von Athen zusammenzustellen. Beide Werke sind Darstellungen der Wissenschaft, der große Italiener verherrlicht sie symbolisch, während sie der Holländer, dem Geiste seines Volkes entsprechend, in ihrem lebendigen Walten und Wirken schildert. Nur ein wissenschaftliches Interesse hat diese Männer zusammengeführt, die gespannteste sachliche Aufmerksamkeit lebt in ihren Köpfen; wie fein sind auch der Ausdruck und die Geberde des Lehrers in dem Professor beobachtet, der an dem nackten Leichnam demonstrirt; dieser — fahl, grünlich, von meisterhafter Naturwahrheit und effectvoller Verkürzung, verletzt doch nicht das ästhetische Gefühl, er ist nur da als das nothwendige Object, das die Geister der Abgebildeten fesselt.

Hier ist die Behandlung, Rembrandt's frühster Zeit entsprechend, klar, licht und blond, der Vortrag bei aller Freiheit zart verschmolzen, die Auffassung einfach; noch hat der Künstler jene magischen Kräfte nicht entfesselt, die ihm später zu Gebote

stehen. Um so wunderbarer walten sie in dem zweiten, 1642 geschaffenen Bilde, das in Amsterdam dem Schützenmahl von van der Helst gegenübersteht, der fälschlich sogenannten „Nachtwache", besser dem „Auszug der Schützen". Nicht bei Nacht, sondern bei Tageslicht spielt der Vorgang, allerdings unter einer schattigen Halle, in welche das Licht wirkungsvoll von der einen Seite fällt.

Wo Franz Hals einen regelmäßigen Aufmarsch zu geben pflegt, hält Rembrandt die zum Dramatischen gesteigerte Bewegung eines Momentes fest. Die Leute nahmen ihm damals übel, wie wir aus einer Notiz seines Schülers Hoogstraten wissen, daß er eigentlich weniger an die einzelnen Porträts, die ihm bestellt waren, als an die Anordnung des Ganzen dachte, dafür ist aber sein Werk auch so „schilderachtig," weil es eben alles Einzelne unter einen wahren malerischen Hauptgedanken fügt. Vom Wachthause, wo sich die Compagnie versammelt hatte, setzt sie sich in Bewegung, um zum Schießen auszuziehen. Noch haben die Reihen sich nicht geschlossen, ungeordnet bewegt sich der Zug nach vorn, der Trommler wirbelt, der Fähnrich läßt die Fahne wehen, die Schützen brechen auf, Einer hat eben losgeschossen, ein Anderer ladet sein Gewehr, in der Mitte schreitet der Hauptmann Franz Banning Kok, großgewachsen und wohlbeleibt, ein „deftiger" Niederländer, der auf das nachdrücklichste mit seinem Lieutenant spricht, und in der Ferne, von einem bezaubernden Lichtschein getroffen, tauchen zwei Kinder, besonders ein entzückendes kleines Mädchen in reicher Kleidung auf, welche die Preise des Wettschießens tragen. Dies Werk, welches Rembrandt in demselben Jahre schuf, in dem er sein Weib verlor, ist in Helldunkel, Farbenreichthum, goldigem Fleischton und geistreichem Vortrag unerreicht, es ist, wie Bürger sagt, „das am meisten phantastische Bild, das es auf der Welt giebt, und zugleich das allerrealste".

Nun wieder eine neue Periode repräsentirt das andere große Bild in Amsterdam, die „Staalmeesters", das heißt die Vorsteher der Tuchmachergilde vom Staalhofe, 1661 gemalt. Sie sitzen am Tische, über ihren Büchern, in lebhafter, eindringlicher Unterredung; diese schlichten Männer des Bürgerstandes sind auf das kernigste erfaßt. Die reichen Nationalcostüme sind verschwunden, hohe Hüte und schwarzen Anzug tragen Alle; aber auch der Sinn des Künstlers ist ein anderer geworden, es kommt ihm nicht mehr auf die frühere schillernde Phantastik an, in großartiger Mäßigung giebt er uns einen Effect, aber diesen um so gewaltiger. Existenzen sind hier geschaffen, neben welchen die Werke der größten Meister wie Schatten erscheinen würden. Das Machwerk ist von staunenswerther Breite und Macht.

Als Rembrandt dies Werk schuf, hatte er eine Reihe der schwersten Jahre hinter sich, die völlig verschieden von den glücklichen Tagen zur Zeit seiner Ehe mit Saskia waren. Seit 1653 gerieth er in Schulden, im Juli 1656 befanden sich seine Verhältnisse in einem solchen Zustande, daß ein gerichtliches Inventar seiner Habe aufgenommen wurde, und in den beiden folgenden Jahren kamen seine Kunstsammlungen und sein Haus zum Verkauf. Jenes Inventar gehört zu den interessantesten Documenten. Was sich in jedem Zimmer befand, wird aufgeführt. Da waren zahlreiche Bilder von ihm selbst, von Lastmann, Lievens, Brouwer, selbst von Italienern: Palma, Giorgione, Raphael; von van Eyck eines alten Mannes Kopf, Abgüsse nach dem Leben, römische Kaiserbüsten, ein Abguß des Laokoon, ein Kindchen von Michelangelo Buonarotti, Kupferstiche italienischer und deutscher Meister, dazu Geräthe mancher Art, Waffen, allerlei Gegenstände aus Indien, Japan und China. Diese ganze Sammlung brachte unter den ungünstigen Zeitverhältnissen noch nicht 5000 fl. ein.

Vielleicht gehörte Rembrandt's Sammlerlust zu den Gründen, welche diese Krisis in seinen Vermögensverhältnissen herbeiführten. Dann befanden sich um dieselbe Zeit seine Geschwister zu Leyden in bedrängter Lage und mögen ihm zur Last gefallen sein. Aber im wesentlichen waren die Ursachen dieses Schicksals wohl allgemeiner Natur; es ist merkwürdig, daß es auch andern gerade der nationalsten und eigenthümlichsten holländischen Künstler ebenso ging. Auch Franz Hals erlebte eine Versteigerung von Hab und Gut und mußte im hohen Alter den Rath seiner Vaterstadt um eine Pension bitten; ebenso starb der große Landschaftsmaler

Jakob Ruisdael verarmt zu Haarlem im Spital. Unmittelbar nach dem ersehnten Friedensschluß trat eine Wandlung in den niederländischen Verhältnissen ein, welche die Theilnahme für die größten „begrüßten die Völker Mitteleuropa's die westfälischen Friedensschlüsse, das Ende der gräßlichen Glaubenskriege. Nirgends erklang der Jubel lauter als in Holland, und nirgends brachte der Friede weniger



Rembrandt.

Künstler änderte. Der Höhepunkt des nationalen Lebens war überschritten. „Mit freudiger Rührung", sagt Treitschke,* Segen — Sobald die Anspannung des Krieges nachließ, traten die Widersprüche der anarchischen Verfassung grell hervor, der Materialismus des Handels fand nicht mehr ein Gegengewicht an dem Heldenthum eines großen Kampfes." Die sittliche

* Die Republik der vereinigten Niederlande. Histor. und polit. Aufsätze. Neue Folge, II.

Kraft des Volkes erschlaffte, Holland wurde in seiner politischen Stellung zu Land und See von andern Staaten überflügelt, im Ursprünglichkeit der Sitte war getrübt, mehr und mehr drangen französische Sprache und französisches Wesen ein. Auf



Saskia, Rembrandt's erste Gattin.

Innern legte particularistische Selbstsucht Hand an die Verfassung und beseitigte nach dem Tode Wilhelm's II. von Oranien die Statthalterschaft. Die volksthümliche keinem Gebiete ist dieser Umschwung so wahrnehmbar, wie in der Kunst. Als ein Denkmal umgewandelten Geschmacks erhob sich das riesige Stadthaus zu Amsterdam,

steif klassisch und regelrecht, aber geistlos und ohne Eigenthümlichkeit. Man bewunderte die eleganten Feinmaler, es blühten immer noch die verschiedensten Zweige des Genre's, der Landschaft, der Stillleben-Malerei, aber die Malerei größeren Stils und selbst das Bildniß wurden von einem unnatürlichen und affectirten Wesen ergriffen. Selbst Rembrandt's eigene Schüler, die ihm das Beste dankten, was sie vermochten, wurden von dieser Richtung mit fortgerissen, wie Ferdinand Bol und Govart Flinck. Ihnen trug das um so größeren Beifall von Seiten der aristokratischen und gebildeten Kreise ein, während man die volle Bedeutung von Rembrandt gar nicht mehr begriff. Es ist merkwürdig, daß schon früher die berühmtesten Vertreter der Literatur, z. B. Vondel, gleichgültig gegen ihn waren; später wagt ein Epigone wie Andries Pels den „großen Rembrandt" als den „ersten Ketzer in der Kunst" zu bezeichnen und Houbracken schildert in der Folge Rembrandt's Richtung als eine vorübergehende Mode, der sich eine Zeit lang Alles anbequemen mußte, bis dann den Künstlern, z. B. Flinck, noch bei den Lebzeiten seines Meisters die Augen aufgingen, namentlich durch Studien der italienischen Bilder.

Rembrandt bewährte Charakter und Genius, indem er sich durch diese Ungunst eines neuen Geschmacks nicht berühren und entmuthigen ließ. Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß gerade dem Jahre seiner Vermögenskrisis zwei seiner großartigsten biblischen Bilder, die Parabel vom Weinberg in Frankfurt und der segnende Jakob in Cassel angehören. Als der „fleißige unverdrossene Mann", wie Sandrart ihn schilderte, wußte er sich, obwohl von vorn anfangend, wieder eine geordnete bürgerliche Existenz zu schaffen, und seine productive Kraft ließ nicht nach, ja wie im Trotz gegen die Modelaune bildete er seine Eigenthümlichkeit immer ernster und imponirender heraus. In dieser Zeit eignete er sich jenen breiten, kühnen Vortrag an, wie ihn die Staalmeesters, der zürnende Moses in Berlin (1659), das Porträt von Jan Six, das Bild im Museum van der Hoop zu Amsterdam, welches offenbar Juda und Thamar darstellt, und das Familienbild in der Braunschweiger Galerie zeigen. Seine eigenen Bildnisse aus späterer Zeit, z. B. das im Louvre, stellen ihn ohne das lange Haar, mit durchfurchten Zügen, mit den Spuren mancher Erfahrungen dar, aber er erscheint immer noch als der Alte, in ungebrochener Tüchtigkeit und Kraft. Das letzte datirte Bild ist die Geißelung in der Galerie zu Darmstadt von 1668. Wie richtig ist der Moment gewählt — es ist der Augenblick vor der Mißhandlung, in welchem Christus eben an die Martersäule gefesselt wird. Ohne uns durch die Darstellung einer widerlichen Execution zu verletzen, bringt uns der Meister die Tragik des Vorgangs zum vollen Bewußtsein, um so erschütternder durch die edle Mäßigung und die Spannung der Situation, um so gewaltiger durch die Beleuchtung und das Helldunkel, welche der inneren Stimmung wunderbar entsprechen. In demselben Jahr, in welchem dies ergreifende Werk entstand, hatte Rembrandt den letzten großen Schmerz seines Lebens durchzumachen, indem er seinen Sohn Titus, der gleichfals Maler geworden war, verlor. Auch ihm selbst war das Ziel gesetzt, er starb am 8. October 1669. In der letzten Zeit hatte er sich wieder verheirathet und er ließ eine Wittwe Katharina van Wijck mit zwei Kindern zurück.

Bis zum Schlusse ist sich Rembrandt darin gleich, daß er nicht nur die Wirklichkeit in ihrem ganzen Umfange beherrscht, sondern auch das innerste Gemüthsleben seines Volkes zum Ausdruck kommen läßt. In ihm erreicht die holländische Malerei ihre Höhe und er steht als der Mittelpunkt der verschiedensten künstlerischen Richtungen da. Unmittelbar oder mittelbar werden die meisten bedeutenden Künstler jeglicher Gattung von ihm berührt, mochte das ihnen und ihren Zeitgenossen auch nicht immer zum Bewußtsein kommen. Die holländische Kunst eignet sich mehr und mehr die Herrschaft über einen außerordentlichen Reichthum des Stoffes an. Sie schildert die Behaglichkeit des Daseins in den höheren Ständen wie die derbe Lustigkeit des Bauernvolks, sie offenbart die Freude am stillen Daheim und an dem Sonnenstrahl, der in geschlossene Räume fällt, wie am bewegten Treiben auf Markt und Gassen oder an der heimathlichen Natur mit Allem, was sie be-

lebt, dem Gehöft unter Baumesschatten, den Triften mit Vieh, den Dünen mit dem frischen Seewind, der über Gras und Gestrüpp fegt, sie führt uns das Meer, auf welchem der Niederländer sich ebenso wie auf dem vaterländischen Boden zu Hause fühlt, in Frieden wie im Sturm vor. Ihr Realismus in der Wahl des Stoffes ist aber überall vom bloßen Naturalismus weit entfernt, sie erschließt überall tiefstes inneres Leben und faßt es mit gemüthvoller Empfindung auf. So blühte hier eine Kunst, die weder im Dienst eines kirchlichen Cultus noch auch eines prunkvollen Hofes oder des Luxus der bevorzugten Klassen stand, sondern eine Kunst um ihrer selbst willen, die aus der vollen Kraft des Volkes erwachsen war, das Leben im denkbar größten Umfang beherrschte und dabei die Fähigkeit für das Edelste besaß. Rembrandt, als der große Bahnbrecher dieses Schaffens, hat das Recht, so zu sprechen, wie es in der schönen Dichtung „Euphorion" von Gregorovius der Vertreter einer im Leben wurzelnden Kunst gegenüber dem Hochmuth des Idealisten thut:

„Zwei sind köstlicher Welten der Seele des Menschen gegeben,
Göttergenossin im Himmel verkehrt sie, Gefährtin des Staubes
Wandelt im Endlichen sie, und es ist ihr wechselnd die Wohnung,
Tempel und Haus ihr schön zur Stätte bereitet. O, wohl dir,
Gab dir die Muse die göttererschaffende Kunst, in dem Tempel
Waltet sie hoch und erhebt zum Licht die verstummende Seele.
Aber es waltet die Kunst, die ich ausübe, die frohe,
Schön in der Mitte des Lebens, im irdisch geselligen Hause.
Schwester der deinigen ist sie, es tauschen sich beide die Gaben;
Hoheit leihet die deine und Reiz und ätherische Klarheit,
Aber die meine, sie schenkt Vollkraft und die rüstige Tugend.
Die du gebunden die Form, sie erlöset die liebliche wieder,
Frei giebt Phantasus sie, den bezaubernden Schall der Erfindung,
Immer belauscht sie das Spiel der Natur, ihr borgt sie die Form ab.
Schön auch ist, was Endliches beut die lebendige Noth uns,
Wenn der beseelende Mensch es ergreift und es formend gestaltet,
Rohestem Stoff ausdrückend den Stempel der göttlichen Freiheit."

Literarisches.

Ausgewählte Werke Friedrich's des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Mertens. Eingeleitet von Professor Wegele. Bd. 1. Erste Hälfte. Würzburg 1873.

Das hier begonnene Unternehmen bewillkommnen wir mit wahrem Vergnügen; es ist im Plane glücklich und in der Ausführung solid, wie schon der Name des vorzüglichen Geschichtschreibers verbürgt, dem wir die einleitende Charakteristik Friedrich's des Großen verdanken.

Die Würdigung der schriftstellerischen Bedeutung Friedrich's des Großen war lange infolge von zwei zusammenwirkenden Umständen auf engere Kreise beschränkt.

Der einseitige Gesichtspunkt unserer nationalen Literatur ward dem französischen Geschmack des großen Königs gegenüber mit einer Art von derbem nationalen Instinct jederzeit geltend gemacht. Es ist wahr, daß der dichterische Ausdruck der intimsten Empfindungen nie in einer fremden Sprache gelingen kann und nie auch in einer solchen sich ergießen sollte. So sind denn auch Friedrich's Verse nur bestimmt gewesen, ihm glückliche Stunden der Muße mit dem Sonnenschein zu erfüllen, der über aller dichterischen Production liegt: sie haben keine über das Interesse an dieser großen Persönlichkeit hinausgehende Dauer in sich. Aber die Prosaschriften des großen Königs und der Gebrauch der französischen Sprache in ihnen müssen ganz anders beurtheilt werden. Als Friedrich seine Sprachkenntnisse und seine literarische Bildung erwarb, gab es noch keine deutsche Prosa, die fähig gewesen wäre, für lebendige, raisonnirende Geschichtschreiber, für weltmännische Philosophie Ausdruck zu sein; noch hatten Lessing, Herder und Kant unsere Sprache nicht für diese höheren Aufgaben der Cultur entwickelt. Friedrich seinerseits empfing seine politischen Raisonnements und seine philosophischen Anregungen dem damaligen Stande der europäischen Cultur gemäß in französischer Sprache, in dieser dachte, sprach und schrieb er sie, und diese Sprache war die klarste und durchsichtigste, fertige und bereite Form für den Gehalt seiner Ideen. Aus Frankreich ist keiner europäischen Nation poetischer Ausdruck gekommen, dagegen haben wir so gut als die Engländer an der französischen Prosa unsere eigene Sprache entwickelt; sie war das große Medium der Gedanken der Aufklärung und formell eines präcisen, klaren und doch eleganten Denkens für Europa. In diesem Geiste handhabt sie Friedrich, und seine

Gedanken haben durch ihren Gebrauch nirgends Einbuße erlitten.

Neben dem erwähnten falschen Vorurtheil wirkte der Ausbreitung der Schriften Friedrich's entgegen, daß nur in einem kleineren Kreise die Neigung, an Worten in französischer Sprache sich zu erfreuen, verbreitet ist. Es ist ein ganz richtiger Gedanke, auch diesen Uebelstand zu beseitigen, indem man den großen König nun in deutschem Gewande erscheinen läßt. Denn der Reiz dieser Schriften haftet trotz aller Correcturen Voltaire's durchaus nicht an ihrem Französisch, er liegt in der klaren, exacten, leichten Darlegung der Gedanken eines großen, gründlichen, unsäglich welterfahrenen Geistes. In der vorliegenden geschmackvollen Uebersetzung haben demgemäß diese Gedanken nichts verloren für einen engeren Kreis, werden aber der ganzen Nation nunmehr sich eröffnen.

Der vorliegende Halbband giebt die Uebertragung der berühmten Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. Nie wohl hat ein regierender Fürst einer großen Dynastie mit einer so großartigen, über jedes falsche monarchische Vorurtheil erhobenen Offenherzigkeit von seinen Vorgängern und nächsten Verwandten gesprochen. Der von Wegele in der vorzüglichen Einleitung schön entwickelte Grundgedanke des Friedericianischen Absolutismus, welchem gemäß das Königthum nur die oberste Stufe in der durch Pflichten gebundenen Beamtenordnung des Staates ist, giebt dem Könige den rücksichtslosen Willen, am Maßstabe dieser Aufgabe seine Familie zu messen. Wie redet er von seinem Großvater! „Die Pracht, die Friedrich liebte, war die Ausschweifung eines eiteln und verschwenderischen Fürsten. Er drückte die Armen nieder, um die Reichen zu mästen; seine Günstlinge erhielten große Pensionen, während seine Völker im Elend schmachteten. Seine Freigebigkeit erschien mehr die Wirkung eines Zufalls als die einer verständigen Wahl; seine Bedienten machten ihr Glück, wenn sie die ersten Ausdrücke seiner Heftigkeit überwunden hatten. Er war in seiner Zuneigung nie beständig; bald bereute er eine schlecht getroffene Wahl, bald war er zu streng gegen menschliche Schwachheiten. Von dem Freiherrn von Danckelmann an bis zum Grafen Wartenberg herab nahm es mit allen seinen Günstlingen ein unglückliches Ende. Sein schwacher und abergläubischer Geist hatte eine sonderbare Anhänglichkeit für den Calvinismus u. s. w." Und wie edel dann der Schluß der Geschichte seines Vaters, in welcher er den Inbegriff seiner eigenen Verdienste auf diesen zurückführt. — Einen ganz besonderen Werth erhält der vorliegende Band durch Wegele's meisterhafte Einleitung.

Aus dem Verkehr einer deutschen Buchhandlung mit ihren Schriftstellern. Von Karl Buchner. Mit dem einleitenden Aufsatze: Schriftsteller und Verleger vor hundert Jahren. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1873.

Die hier mitgetheilten Bogen enthalten interessantes Material der Gelehrtengeschichte, und wir empfangen es mit um so behaglicherer Stimmung, als es in einer höchst angenehmen Anspruchslosigkeit vorgelegt ist; wir sollen nicht bei Gelegenheit der Correspondenz mit dem Philologen Heine oder dem Historiker Müller allseitige Porträts dieser Personen oder gar Würdigungen ihrer Leistungen empfangen, sondern was in der Firma von Hauptbüchern sich vorfand oder Briefe hinzufügten, wird hier angenehm erzählt. Auch ist das Verhältniß von Schriftstellern zu ihren Verlegern und die pecuniäre Grundlage der Literatur einer bestimmten Zeit von einer gar nicht zu unterschätzenden Bedeutung für das ursächliche Verständniß gar mancher literarischen Erscheinung. Ja, wir hätten, wenn anders es das Geschäftsgeheimniß erlaubt, gern aus den Büchern der Firma noch genauere Uebersichten der Honorarzahlungen und Beträge aus jener Zeit empfangen. Interessant ist der Entwurf eines Briefes von Lavater, an alle Buchhändler Deutschlands und der Schweiz gerichtet, in welchem dieser auf die Nachdrucker moralisch zu wirken sucht: „Wenn man andern, meinen Freunden oder solchen, mit denen ich in einem Vertrage stehe, Unrecht thut, urtheilet selbst, ob es Großmuth oder Niederträchtigkeit wäre, wenn ich dazu schweigen und mich ganz gleichgültig dabei verhalten würde. Mit aller möglichen Freundlichkeit, jedennoch mit dem festen Vorsatz, mich künftig allem Unrecht gegen meine Verleger mit Ernst und unabtreiblicher Entschlossenheit zu widersetzen, will ich Euch, Ihr sonst in mancher Absicht verehrungswürdige Beförderer der menschlichen Erkenntniß, bitten, gegen meine Verleger Euch künftig also zu betragen, wie Ihr, in ihren Umständen mit Recht verlangen könntet, daß andere sich gegen Euch betrügen. — Ich verspreche Euch, an meiner Seite nichts ermangeln zu lassen, daß meine Verleger gegen Euch und das Publicum billig seyen."

Eine neue Ausgabe von Hebel's „Alemannischen Gedichten", erläutert von Dr. Ernst Götzinger, ist bei Sauerländer in Aarau erschienen. Es ist eine sehr vollständige Ausgabe, der auch eine Karte des alemannischen Gebietes beigegeben ist.



Neuestes aus der Ferne.

Die neueste Reise Dr. Nachtigal's.

Nachdem kaum ein Monat vergangen war, seit wir die letzten, allerdings sehr verspätet eingetroffenen Nachrichten von Dr. Nachtigal aus Innerafrika erhalten hatten, traf plötzlich im Juni d. J. wieder eine neue Sendung von Briefen und Karten des Reisenden ein, diese um ein Jahr jüngeren Datums (nämlich vom December 1872) als die so kurz vorher erhaltenen, ein schlagendes Beispiel, wie unberechenbar die Courier- und Karawanenverbindungen in jenem Lande sind. Während dieser Zeit hatte Dr. Nachtigal seine dritte größere Entdeckungstour ausgeführt. Dieselbe gilt einigen bisher unerforschten Gegenden des schon von Barth besuchten, südöstlich von Bornu gelegenen Landes Baghirmi und den südlich an Baghirmi grenzenden sogenannten Heidenländern. Diese Heidenländer werden von Ungem bewohnt, welche noch nicht, wie die Bevölkerung von Baghirmi selbst, Mohamedaner sind, folglich, nach den Grundsätzen des Islam, zu Sklaven gemacht werden können. Da diese Länder außerordentlich dicht bevölkert sind, aber die Bewohner in der Bewaffnung noch auf einer sehr niedrigen Stufe stehen, folglich den besser bewaffneten mohamedanischen Schwarzen von Baghirmi fast keinen Widerstand entgegensetzen können, so bildet ihr Land eine beinahe unerschöpfliche Fundgrube an Sklaven. Außerdem sind diese Districte sehr fruchtbar, reich an Getreide, Horn- und Kleinvieh, Geflügel u. s. w., ein anderer Anziehungspunkt für die habgierigen Baghirmi-Leute, besonders im verflossenen Jahre, in welchem bei diesen Hungersnoth herrschte. Als Dr. Nachtigal in Baghirmi ankam, befand sich der Sultan dieses Landes, Mohamedu, vulgo Abu Sekkin, d. h. der Messermann (wegen seiner Grausamkeit so benannt), gerade auf einem solchen Sklavenjagd- und Beutezug, auf den ihn zu begleiten er den Reisenden eingeladen hatte. Dieser Sultan war gegenwärtig in eigenthümlichen, nicht sehr glücklichen Verhältnissen. Die Hälfte seines Landes und zwar gerade der fruchtbarste Theil desselben, in welchem auch seine Hauptstadt gelegen, befand sich in Händen eines Eroberers, des mächtigen Sultans von Wadai, dem am besten geordneten und an militärischen Ressourcen reichsten Lande jenes Theiles von Innerafrika, das im Norden von Baghirmi liegt. Wadai ist dasselbe Land, in welches Vogel und später von Beurmann einzudringen versuchten, aber schon an dessen Grenze ermordet wurden. Der Sultan von Wadai treibt sonst nicht Eroberungspolitik, er wurde aber durch den lächerlich stolzen und sich überhebenden, gegen seinen Nachbarfürsten stets Schmähworte ausstoßenden Abu Sekkin auf das empfindlichste gereizt, so daß er sich veranlaßt fühlte, ihn mit Krieg zu überziehen. Es gelang ihm unschwer, den kleinen Despoten aus dem besseren Theile von Baghirmi zu vertreiben, wo er nun einen von dessen eigenen Vettern als Statthalter eingesetzt hat.

Natürlich versuchte nun Abu Sekkin sein Möglichstes, um wieder in den Besitz des ihm genommenen Landes zu kommen. Einstweilen vermochte er jedoch nichts gegen die Uebermacht des mächtigen Wadai-Fürsten. Es fehlte ihm nämlich fast gänzlich an Schießwaffen, sowie an Pferden für seine Reiterei, die beiden unerläßlichen Bedingungen für militärische Erfolge. Um sich nun die Mittel zu verschaffen, diese beiden nothwendigsten Requisiten durch Kauf aus den Nachbarländern bekommen zu können, unternahm er den besagten Beutezug in die Heidenländer, Getreide zu rauben, vorzüglich aber, um sich in den Besitz von recht vielen Sklaven zu setzen; denn Sklaven sind in Bornu, Wadai, Baghirmi und den meisten Sudanländern geradezu wie eine Münze. Sie bilden gleichsam das große Geld, wie in Ostafrika die Maria-Theresia-Thaler. Nach Nachtigal's Berichten berechnet man nämlich in Baghirmi den Werth aller Waaren nach Sklaven oder, wie der Ausdruck lautet, nach „Köpfen".

Als Dr. Nachtigal Bornu verließ, befand sich Abu Sekkin bereits in den Heidenländern, sein Hauptlager war an der Südgrenze Baghirmi's. Um zu diesem zu gelangen, mußte unser Reisender erst eine zehntägе beschwerliche, über Sumpfboden, in dem er knietief waten mußte, führende Reise bis zum Schari, dem Hauptflusse, machen, dann aber ebenso lange diesen stromaufwärts entlang (denn nur auf der Rückfahrt konnte er von Schiffen Gebrauch machen), und so kam er endlich nach mehrwöchentlichen Wanderungen bei Abu Sekkin an. Er fand das Lager dieses Fürsten bereits von neueingefangenen Sklaven überfüllt. Der Preis dieser menschlichen Waare war infolge des Ueberflusses so außerordentlich gering, daß man für ein gutes Pferd acht bis zehn „Köpfe", für ein mittelmäßiges fünf und selbst für das schlechteste immer noch drei bekam. Ein Diener des Reisenden verkaufte seinen Dolch und erhielt dafür eine schöne junge Sklavin; eine solche wird auf zwei „Köpfe" geschätzt. Ein anderer bekam für ein ganz ordinäres Hemd ein Kind. Alle Geschenke, Bakschische, d. h. die zahlreichen kleinen Spenden, die man bei uns Trinkgelder nennen würde, wurden ebenfalls in der gangbaren menschlichen Münze gemacht. Die gesammte Karawane, womit Nachtigal angelangt war, erhielt zum Beispiel vom Sultan als Salâm, d. h. Empfangsgeschenk fünfzig „Köpfe". Als der Reisende dem Sultan seine erste Aufwartung gemacht hatte, schickte ihm dieser als Salâm dreizehn Sklaven mit dem Bescheid, daß am nächsten Tage noch zehn andere nachfolgen würden. Natürlich konnte er dies Geschenk nicht annehmen. Aber obgleich er selbst durchaus keine eigenen Sklaven besaß, so konnte er doch nicht verhindern, daß sein persönliches Gefolge durch die Sklaven, welche seine Diener eintauschten oder geschenkt bekamen, bald sehr ansehnlich anwuchs. So erhielt ein Pferdeknecht für einen Brief, den er dem Sultan brachte, einen Sklaven als Bakschisch, ein anderer gar zwei.

Da diese armen Sklaven meist aus fruchtbaren Gegenden stammten, folglich gut zu leben gewohnt waren, so konnten sie die kärgliche Ernährung im Lager nicht vertragen. Es herrschte nämlich Mangel an Lebensmitteln. Dazu die Unreinlichkeit, indem aller Unrath im Lager liegen blieb. Dies erzeugte bald eine Epidemie, der Hunderte erlagen. Auch Nachtigal litt an dieser Krankheit. Er suchte deshalb bald aus dem Hoflager zu entkommen, und da viele Sklavenbesitzer ebenfalls so schnell als möglich den ungesunden Ort verlassen wollten, so bildete sich schnell eine Karawane zur Heimkehr nach Bornu. Dieselbe war außerordentlich beschwerlich, da die Regenzeit inzwischen auf ihrer Höhe angekommen war, und das ganze Land in einen Sumpf verwandelt hatte. Auch bei den Thieren herrschte eine Seuche, der Nachtigal's Pferde und Kamele erlagen, so daß er nur zu Fuß gehen oder vielmehr waten mußte. Er sagt, das Sumpfwasser sei ihm oft bis an die Brust gegangen. Acht Tagereisen konnte er jedoch auf einem Flußschiff zurücklegen.

Haarsträubend sind die Grausamkeiten, welche er von der Behandlung der Sklaven durch die Baghirmi-Leute berichtet. Hier nur ein Beispiel. Während die Sklavenbesitzer sonst, wenn ein Neger nicht weiter gehen kann, ihn einfach am Wege liegen lassen (wo er freilich meist zu Grunde geht, aber doch in einigen Fällen gerettet wird), so stechen dagegen die Baghirmi-Leute ihre marschunfähigen Ne-

ger nieder, und zwar, wie sie dem Reisenden sagten, als warnendes Beispiel für die anderen, welche vielleicht, ohne wirklich bis zum Tode erschöpft zu sein, sich nur marschunfähig stellen könnten, in der Hoffnung, möglicherweise so die Freiheit wiederzuerringen. Dies ist ungefähr das non plus ultra von Grausamkeit aus den Annalen des Sklavenwesens und selbst bei den sonst doch keineswegs humanen Sklavenhändlern von Bornu, Murzuk und Tripolis unerhört, so daß viele es nicht glauben wollten, als Nachtigal erzählte, was er mit eigenen Augen gesehen hatte.

Der Reisende berichtet viel Neues und Interessantes über Baghirmi, über dessen Sultan, seinen Hofhalt und die Staatseinrichtung. Letztere ist zwar jetzt dadurch, daß der Fürst die Hälfte seines Landes verloren hat, ganz in Verwirrung gerathen, aber die Traditionen der Hofetikette werden auf das strengste aufrecht erhalten. Man sollte es kaum glauben, wie complicirt diese Hofetikette bei einem halbbarbarischen Volke sein kann. Nachtigal giebt ein langes Verzeichniß der Rangstufen, deren jede ihren besonderen Titel, ihre Prärogative hat. Die Söhne des Sultans führen alle Titel nach Ortschaften, welche ihnen als Apanagen angewiesen sind. Den höchsten Rang nach dem Fürsten hat dessen Mutter. Dies ist höchst seltsamerweise eine fixe Rangstufe und Würde, die immer besetzt sein muß, auch wenn es keine Sultanin-Mutter giebt. Stirbt nämlich die Mutter des Sultans, so bleibt deshalb diese Rangstufe doch nicht unbesetzt, sondern der erste Eunuche rückt, gleichsam als Stellvertreter der im Jenseits weilenden Sultanin-Mutter, zu dieser Würde vor. Die Söhne des Sultans sind sehr zahlreich. Außer dem ältesten nehmen sie jedoch keine sehr hervorragende Stellung ein. Dagegen giebt es einige dreißig Großwürdenträger, jeder eine Rangstufe über dem andern. Der Rang ist danach geregelt, je nachdem Einer das Recht hat, dem Fürsten im persönlichen Verkehre näher zu treten. Die Person des Sultans ist nämlich, wie in vielen despotischen Staaten, fast unnahbar, und ein äußerst complicirtes Ceremoniell regelt die wenigen Fälle, in welchem sich diese geheiligte Person einer privilegirten Anzahl ihrer Würdenträger zeigt. Nachtigal wurde es als eine überaus hohe Ehre angerechnet, daß ihn der Sultan überhaupt vor sich ließ.

Als unser Reisender zu Ende des vorigen Jahres wieder in Bornu eingetroffen war, bereitete er sich vor, den von ihm bereits so lange gehegten, aber sehr gefährlichen Plan, in das bisher unzugängliche Wadai einzudringen, zur Ausführung zu bringen. Er hält den gegenwärtigen Zeitpunkt für besonders geeignet, dieses gewagte Unternehmen auszuführen. Der Scheich Omar von Bornu, mit dem Nachtigal auf dem besten Fuße steht, hat nämlich gerade vor kurzem ein Friedens- und Freundschaftsbündniß mit Wadai abgeschlossen. Früher lebten beide Länder in stetem Krieg, und daher war es für Vogel und von Beurmann, die von Bornu aus nach Wadai gingen, so gefährlich gewesen, diese Reise zu unternehmen, auf welcher sie dann auch, wie bekannt, umkommen sollten.

Wir hoffen zuversichtlich, daß Dr. Nachtigal glücklicher sein, und daß es ihm gelingen möge, endlich Licht über dieses von keinem Europäer noch beschriebene Land zu verbreiten.

H. von Maltzan.

Der öffentliche Unterricht in Argentinien.

Herr Dr. Nicolas Avellaneda, Justiz-, Cultus- und Unterrichtsminister der argentinischen Republik, hat dem Congresse seinen Jahresbericht eingereicht, dessen Inhalt den großen Fortschritt, dessen Argentinien sich in Bezug auf die Volksbildung erfreut, documentirt.

Wir stellen nach jenem Berichte nachstehende übersichtliche Tabellen zusammen.

Die letzte Volkszählung wurde am 15. bis 17. September 1869 vorgenommen, die Regierung ordnete jedoch in den letzten Monaten des Jahres 1872 einen Special-Schulcensus an, dessen Angaben wir betreffs der Anzahl der Schulen, Schüler 2c. folgen lassen, während die Zahl der Kinder überhaupt dem älteren Zählungsbericht (1869) entnommen ist.

Ende December 1872 gab es in den Provinzen:

	Elementarschulen: Staats-	Privat-	zusammen	Kinder von 6—15 Jahren:	die Schule besuchten:
Buenos-Aires	283	278	561	120039	32419
Catamarca	71	32	103	22868	7531
Cordoba	48	28	76	62221	5182
Corrientes	100	24	124	37213	4976
Entre-Rios	45	59	104	36840	5077
Jujui	37	1	38	10433	1600
Mendoza	67	37	104	18213	7485
Rioja	52	1	53	14503	4157
Salta	75	10	85	24024	4063
San-Juan	51	11	62	15387	6907
San-Luis	52	22	84	16440	3815
Santa-Fé	60	21	81	23138	4208
Santiago	54	14	68	35704	3812
Tucuman	83	18	101	31964	6317
Zusammen	1088	566	1644	468987	97549
Im Jahre 1871 gab es nur	946	461	1407	—	81183
also Zunahme in 1 Jahre	142	95	237	—	16366

Diese Zahlen mögen in Europa immer noch ein bedenkliches Kopfschütteln hervorrufen, da ja nicht einmal der vierte Theil der schulpflichtigen Kinder die Schule besucht. Man darf aber nicht vergessen, daß bis ganz vor kurzem in allen Freistaaten Südamerika's man den Unterricht ganz vernachlässigte, und es heute noch viele spanisch-amerikanische Republiken giebt, wo nicht der zehnte Theil der Kinder der Schule besucht. Argentinien ist in diesem Bezug der vorgeschrittenste Staat des ganzen Südamerika, weder in Chile noch in Brasilien stellt sich ein so hoher Procentsatz heraus, was ausschließlich der jetzigen Regierung und speciell dem Minister Dr. Avellaneda zu verdanken ist.

Höheren Unterricht genossen in National-Bildungsanstalten 4085 Studenten, nämlich:

	Studenten
Auf der Universität in Cordoba	103
Im Nat.-Colleg in Buenos-Aires	417
" " " Catamarca	187
" " " Cordoba	251
" " " Corrientes	192
Im Nat.-Colleg in Jujui	55
" " " Mendoza	579
" " " Rioja	324
" " " Salta	336
" " " San-Juan	119
" " " San-Luis	444
" " " Santiago	352
" " " Tucuman	171
" " " Uruguay	270
" Lehrerseminar in Parana	285

wovon 350 nicht nur freien Unterricht genossen, sondern selbst Kost und Wohnung vom Staate geliefert erhielten. Im Jahre 1867 gab es auf allen oben genannten Schulen nur 1006 Studenten, im Jahre 1869 vermehrte sich die Zahl auf 1884, im Jahre 1870 auf 2385, im Jahre 1871 auf 2658 und im Jahre 1872 wie oben auf 4085, in vier Jahren hat sich also die Zahl mehr als vervierfacht.

Nicht eingeschlossen in obige Zahlen sind die Schüler resp. Studenten der sehr zahlreichen höheren Privat-Unterrichtsanstalten, wie die des Lyceums in Buenos-Aires &c. &c.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 14 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 206.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1873.



Liebeswechsel.

Novelle

von

Karl Detlef.

(Fortsetzung.)

Manfred hatte eine ziemlich schlechte Nacht verbracht, er war nervös aufgeregt, als hätte er eine Reise vor und fürchtete, die Eisenbahnstunde zu versäumen. Gegen Morgen erst war er eingeschlafen, und als er erwachte, bemerkte er mit Schreck, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand. Im Hause war freilich noch Alles still — aber Hermance würde gewiß schon längst ihren Spaziergang angetreten haben. Durfte er hoffen, ihr wieder zu begegnen? Ja, wenn wie gestern ein freundlicher Zufall seine Hand im Spiel hatte. Sie aufsuchen, wäre unbescheiden gewesen, das junge Mädchen hatte verständlich angedeutet, daß der häßliche Karo ihr der liebste Begleiter auf ihren Wanderungen wäre. Doch, wie gesagt, ein zufälliges Zusammentreffen lag nicht außer dem Bereich der Möglichkeit. Er hätte gern mit ihr geplaudert, er wollte sie vorsichtig ausforschen, wie sie gegen Herrn von Freiendorf gesonnen war; bei ihrem reservirten Wesen durfte man nicht nach dem Schein urtheilen, sie gehörte zu den Frauennaturen, die eine große Liebe ihr Leben hindurch in sich bergen können, ohne daß Jemand es ahnt. Seiner Meinung nach war Auguste nicht nur Freiendorf, sondern auch sich eine baldige offne Erklärung schuldig. Der Verkehr mit dem jungen Manne mußte zu allerlei Bemerkungen Anlaß geben; entweder war er der Verlobte und hatte daher das Recht, täglich ihr Haus

zu besuchen, oder er war es nicht, und dann durfte die schöne Frau ihm nicht diesen vertraulichen Ton gestatten; sie selber war noch zu jung, um nicht ängstlich über ihren Ruf zu wachen.

Wildenhausen durchstrich die nächste Umgebung nach allen Richtungen, sein Auge täuschte ihn oft, bei jeder Wendung glaubte er, in der Ferne ein helles Gewand schimmern zu sehen — zufällige Begegnungen sind meistens recht schwer herbeizuführen. Seine gute Laune drohte ihn zu verlassen, warum hatte er so lange geschlafen? Es war unverantwortlich, den Morgen im Zimmer zu verträumen, während draußen der blaueste Himmel und die hellste Sonne lachten. Das fromme, weiße Pferdchen, mit der seidenartigen Mähne, stand im Stall, davon hatte er sich weislich überzeugt, Hermance konnte sich also nicht gar zu weit entfernt haben — aber, wo war sie?

Er überschritt eben die zierliche Brücke, die die Verbindung mit dem, jenseits des Flüßchens sich erstreckenden Theil des parkähnlichen Gartens herstellte — Ah! da saß sie, so recht im Grünen, von Sonnenstrahlen geküßt, von Vogelstimmen umzwitschert. Die bewegliche gefiederte Schaar wiegte sich arglos auf den Zweigen über ihrem Haupt und schien im besten Einvernehmen mit ihr zu stehen. Der Laut freudiger Ueberraschung, der seinen Lippen entschlüpfte, hatte ihr Ohr erreicht, sie wandte sich nach ihm um.

„Sie hier, Herr Baron?" Eine feine Röthe auf dem zarten Gesicht, erhob sie sich und hielt ihm die schmale Hand hin. Sie hatte auf einem niedrigen Feldstuhl gesessen und war damit beschäftigt, eine malerische Baumgruppe in Aquarellfarben zu skizziren. Manfred entschuldigte sich, daß er sie gestört, er wollte sich sofort entfernen, um sie nicht in ihrer Arbeit zu hindern. Ob sie ihm erlauben würde, nur einen Blick darauf zu werfen? Ja, sie erlaubte es ihm ohne Ziererei und den Pinsel zur Hand nehmend, lud sie ihn ein, sich auf eine Steinbank in ihrer Nähe niederzulassen, sie würde ruhig weiter malen. Sie trug heute einen breitrandigen, italienischen Strohhut, der ihr Gesicht beschattete, namentlich die Augen, diese lieben klugen Augen, wurden von dem neidischen Schirm verborgen.

„Ein ausgezeichneter Meister hat mir einige Anleitung gegeben", sagte sie, sich etwas zurücklehnend, damit er das Blatt besser sehen konnte, „ich hätte gewünscht, längere Zeit von ihm unterrichtet zu werden, denn ich fühle, daß ich bei ernstem Studium es über den Dilettantismus bringen könnte. Ich vermag nicht auszudrücken, welche Freude mir diese Beschäftigung gewährt."

„Das haben Sie ganz allein gemacht?" fragte Wildenhausen überrascht. Er hatte einen ziemlich geübten Blick, der Gutes von Mittelmäßigem zu unterscheiden wußte. Die Skizze war nicht nur mit der Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeführt, die von dem Wesen des jungen Mädchens untrennbar schien, sie verrieth auch ein ungewöhnliches Talent. Die Zeichnung war correct und bestimmt, die Farbengebung glücklich, das Ganze hatte Charakter und eigenartige, poetische Stimmung. Wie ein Gedicht muthete es den Beschauer an. Er kargte nicht mit Lobsprüchen; daß die liebliche Hermance die Schöpferin war, verlieh seinen anerkennenden Worten noch mehr Wärme. „Und das treiben Sie so in der Stille? Niemand merkt etwas davon?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie sind sehr gütig, mich zu ermuntern, aber ich weiß am besten, wo es fehlt und wie unbeholfen diese Anfänge sind. Das müßte anders ausfallen, sollte ich davon Geräusch machen."

„Sie erlauben mir also zu bleiben und Ihnen zuzusehen?"

„Ich bitte Sie darum, wenn es Sie nicht langweilt, Ihre Kritik kann mir bloß nützlich sein — vorausgesetzt, daß sie ehrlich ist."

„Zweifeln Sie daran?"

Sie blickte heiter zu ihm auf. „Nein," versetzte sie ohne Zögern, „wen Sie achten, dem sagen Sie auch die Wahrheit... Ich meine so," fügte sie wie entschuldigend hinzu.

Er beobachtete mit heimlichem Entzücken, wie sie ihre Schüchternheit ihm gegenüber nach und nach ablegte und sich unbefangen gehen ließ.

„Hat Au..." er wollte sagen: Auguste, doch verbesserte er sich rasch ... „Hat Ihre Frau Mutter nicht viel Freude an Ihrem schönen Talent?" fragte er, seinen

Platz wechselnd, um in ihr Gesicht sehen zu können.

„Mama würde vorziehen, daß ich musikalisch wäre —“ Und niedergeschlagen setzte sie hinzu: „Ich hatte leider nicht die geringste Anlage und war eine erbärmliche Stümperin auf dem Clavier. So gab ich die Musik auf, die mir etwas von mir hatte wissen wollen, und begann zu zeichnen. War mein Ohr nicht bildungsfähig, so war mein Auge es dafür umsomehr.“

„Ja, ja, die goldnen Augen der Waldeskönigin,“ murmelte er. In der Sonne hatten die braunen Sterne einen goldigen Reflex.

„Wie sagten Sie, Herr von Wildenhausen?“ fragte sie unschuldig.

„O, ich meinte nur, daß zum Zeichnen hauptsächlich ein gutes Auge erforderlich ist,“ entgegnete er rasch gefaßt. Wie konnte man so zerstreut sein!

„Papa nahm an meinen ersten Versuchen großen Antheil. Während seiner Krankheit lag meine Skizzenmappe neben seinem Bette und er durchblätterte sie täglich. In der ersten Zeit, als wir uns noch mit der Hoffnung trösteten, ihn zu behalten, machten wir Pläne, wie er mit mir nach Italien reisen wollte, damit ich mir eine gründliche künstlerische Ausbildung aneigene. Er war ein Feind jeder Halbheit, ich habe das von ihm geerbt.— Haben Sie meinen Papa gekannt?“

Manfred wurde etwas verlegen, ja, er hatte den braven Herrn Krause häufig gesehen, aber ihn eigentlich nie beachtet.

„Allerdings,“ antwortete er ausweichend, „wir begegneten uns manchmal in Gesellschaften —“

„Dann kannten Sie ihn nicht,“ fiel sie rasch ein, „mit ihm mußte man leben, um ihn zu würdigen! Wie gut er war! Wie gut, nachsichtig, zartfühlend, uneigennützig! Nie an sich denkend, nichts für sich fordernd, nur glücklich, wenn die Anderen es waren. Ein so großes Herz für seine Mitmenschen! Fragen Sie hier auf dem Gute, in der Fabrik, seine Untergebenen, seine Arbeiter trauern noch um den edelsten, den besten Herrn!“ Sie hatte Thränen in der Stimme. — „Verzeihen Sie, ich habe mich noch nicht daran gewöhnt, ihn zu missen — ich fürchte, ich lerne es nie!“ Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen und bückte sich tief über ihre Arbeit, der kleine Mund, das rosige Kinn zuckten krampfhaft. Wildenhausen war von diesem kindlichen Schmerz, den die Zeit noch nicht gelindert zu haben schien, tief ergriffen — so hatte Auguste niemals von ihrem Gatten gesprochen. Sein Urtheil über denselben hatte sich nach der Art gebildet, wie sie sich gegen ihn benahm, sich über ihn äußerte — und das war manchmal ziemlich geringschätzig gewesen.

Sollte sie während einer achtzehnjährigen Ehe nicht den innersten Kern der Seele ihres Mannes ergründet haben? Sollte sie den edlen Gehalt in der unscheinbaren Form nicht erkannt haben? Das zeugte entweder von grenzenloser Oberflächlichkeit, oder von grenzenlosem Egoismus!

Ein scharfer, weithin gellender Pfiff, der sich zweimal wiederholte, erschallte durch den Garten, von dem nach der Wiese führenden Waldwege her, und darauf der Ruf: Herzchen! von einer löwenartigen Baßstimme ausgestoßen. Hermance sprang plötzlich auf. „Onkel Martin! Es ist der Onkel Martin!“ jubelte sie laut. O, sie bewegte sich nicht bloß gemessen und ruhig, sie konnte auch laufen und zwar so flink und graziös, wie ein schlankes Reh. Der Strohhut fiel ihr vom Kopf, Manfred hob ihn auf, er konnte ihn nicht auf der Erde liegen lassen, und die Höflichkeit verlangte, ihn aufzubewahren, bis die Besitzerin zurückkam. Ein alter Herr von untersetzter Statur, in Waidmannsuniform und in hohen Stiefeln, trat zwischen den Bäumen hervor. In einem Augenblick war das junge Mädchen an seiner Seite, sie schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn zärtlich auf die rothbraunen Wangen. Dann nahm sie seinen Arm und neben ihm herschreitend, hingen ihre Blicke mit innigster Liebe an seinen derben Zügen. Er streichelte wohlgefällig ihr blondes Haar und sagte mit einer Stimme, der man es anhörte, daß ihr ein mezza voce ein Ding der Unmöglichkeit war:

„Bin ich auf der richtigen Fährte gewesen, Herzchen? Ja, ich kenne deinen Wechsel! O, du richtiges Herzchen, hatte ich doch nicht Ruhe, bis ich dein niedliches Gesichtchen gesehen! Spät in der Nacht bin ich angekommen, und heute

gleich hieß es: Marsch, nach Bergethal!"

„Onkel Martin, wie Du mir gefehlt hast!" lachte sie fröhlich; sie schien ganz verändert, ein übermüthiges Kind war aus ihr geworden. „Noch gestern bin ich nach der Oberförsterei geritten, bloß um deinen Hunden und deinem Hausstande guten Tag zu sagen, sie sind doch ein Stückchen von dir. Nein, nein, du darfst nicht wieder eine Woche fort bleiben! Alle Dienstreisen werden bis zum Winter verschoben, wenn wir nicht in Bergethal sind und ich so wie so nichts von dir habe. Ich würde gar nicht gern hier sein, könnte ich nicht täglich zu dir hinüber, mein lieber, bester Onkel Martin!"

Sie schmiegte sich an ihn und drückte ihr Antlitz an seine Brust.

„Kopf in die Höhe!" commandirte der alte Herr. „Wie schauen wir aus? Etwas blaß ... Schäme dich, Herzchen, das ist keine Farbe für ein Landfräulein. Bist gewiß wieder spät zu Bett gegangen. Ich kenne das, die Frau Schwägerin macht die Nacht zum Tage und umgekehrt. Das ist keine dir zuträgliche Mode, bist ein zu zartes Püppchen. Ich werde Tante Marie den Kopf waschen, früh Kuhmilch, warm vom Melkkübel trinken und keine Unruhe, keine Hetzjagd, keine endlosen Soupers!"

„Quäle die gute Tante Marie nicht, sie würde nur bestürzt sein, ich bin alt genug, mich selber zu hüten. Du kannst mir glauben, ich bin so gesund wie deine Waldbäume, ein bischen blaß werde ich stets sein, es brauchen nicht alle Menschen rothe Backen zu haben."

„So, meinst du, kleine Weisheit? Es wäre mir jedoch lieber, du gehörtest zu dem rothbäckigen Theile des Geschlechtes."

Aus der Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Herrn Krause schloß Manfred, daß er dessen Bruder, den Oberforstmeister, vor sich habe, der, wie ihm Auguste geschrieben, zu Hermance's Vormund ernannt worden war.

Der alte Herr zeichnete sich nicht durch überfeine, gesellige Formen aus. Mit bedeutungsvollem Augenwinken wies er auf Wildenhausen und fragte in leise sein sollendem Ton:

„Wer ist denn Der, der dir so früh am Morgen Gesellschaft leistet, Herzchen? Er sieht mir etwas weniger geschniegelt wie Herr von Freiendorf aus, mehr wie Einer, der das Landleben und das Frühaufstehen gewohnt ist."

„Ein Freund von Mama, der sie schon als Kind gekannt hat und mit dem sie aufgewachsen ist," flüsterte ihm das junge Mädchen hastig zu.

„Nun, dann wird er über ihr Alter genau unterrichtet sein," brummte der ungalante Schwager. „Gefällt er dir?"

„Sehr," sagte sie nachdrücklich und erröthete in demselben Augenblick über die Wärme der Betonung. „Baron Wildenhausen — Oberforstmeister Krause, mein Onkel."

Manfred fühlte den Drang, dem Alten herzhaft die Hand zu schütteln, er schien ein ehrenhafter, gutmüthiger, kluger Mann zu sein und es war hübsch von ihm, die kleine Nichte so zärtlich zu lieben; er war bereit, die vorzüglichsten Eigenschaften an ihm zu entdecken. Nach wenigen Minuten unterhielten sich die beiden Herren wie langjährige Bekannte. Es war allerdings nicht schwer, sich mit dem Oberforstmeister rasch zu befreunden, wenn ihm Jemand gefiel, so schlug er bald einen kameradschaftlich vertraulichen Ton an. Und Manfred machte ihm den angenehmsten Eindruck; auf der breiten Stirn thronte Offenheit und aus dem Lächeln sprach Güte, die hohe stattliche Gestalt trug das Gepräge männlicher Kraft und Selbstbewußtseins. Als er vernahm, daß der neue Bekannte ein passionirter Jäger, ein eifriger Landwirth und dem Stadtleben abhold sei, schob er seinen Arm unter den des Andern und rief in jovialem Ton: „Ein guter Stern hat Sie hergeführt, Baron, ein vernünftiger Mann, wie Sie, hat in diesem nur von Frauen regierten Hause lange gefehlt. Bleiben Sie ein paar Wochen hier, Sie müssen meinen Waldbestand kennen lernen und in meinem Revier jagen — Haben Sie sich angesehen, was die Kleine da pinselt?" fragte er, auf die Skizze zeigend, die Hermance eben in die Mappe legte. „Nicht wahr, sie hat Talent?"

Der Jüngere wiederholte die Lobsprüche von vorhin, noch um ein paar Grad wärmer. Der Oberforstmeister lächelte wohlgefällig.

„Ich verstehe nichts von der sogenann-

ten Kunst, aber, was die Kleine macht, das spricht zu mir; das ist nicht mehr Papier und Wasserfarbe, sondern ich meine, ein Stück meines Waldes leibhaftig vor Augen zu haben, dessen Rauschen ich höre, dessen Duft ich athme. Es ist wahr, es lebt!"

Das junge Mädchen hatte ihre Farben und Pinsel zusammengepackt; zu dem alten Herrn tretend, legte sie ihm die feine Hand auf den Mund und rief lachend:

„Hören Sie nicht auf ihn, Baron, Sie müssen sonst glauben, wir krankten an gegenseitiger Familienanbetung. Mein guter Onkel hat nur eine Nichte und darum verzieht er diese Eine gründlich."

„Geh', Herzchen, und sorge, daß ich eine Tasse Thee nach meinem Geschmack bekomme," versetzte er, die kleine Hand festhaltend, die er mehrmals küßte, „ich dachte es mir, daß ihr noch nicht gefrühstückt haben würdet, darum ging ich nüchtern von Hause, zum Entsetzen von Mamsell Karoline. Lauf, Herzchen, wir werden dir langsam folgen."

Hermanee drückte den breitrandigen Strohhut auf das blonde Haar und eilte mit einer flüchtigen Verbeugung davon.

Der Oberforstmeister blickte ihr mit zärtlicher Bewunderung nach.

„Ich nenne sie: Herzchen," wandte er sich an seinen Gefährten, „weil ich den französischen Namen, den man ihr gegeben, nicht leiden mag. Mir gefiel die Kleine immer besser, als sie anfing, sich zu einem lieben, stillen, klugen Kinde zu entwickeln, von dem eigentlich Niemand außer mir Notiz nahm. Es war keine Ader einer prätentiösen „Hermanee" in dem schüchternen Geschöpfchen, das seine Mutter nur zu liebkosen wagte, wenn diese nicht in Toilette war. So erfand ich mir „Herzchen" für sie, was am Ende für eine kühne Abkürzung gelten kann. Sie ist auch ein Herzchen, Sie werden es noch erfahren. Wer ihr näher tritt — was nicht leicht ist — und sie wirklich kennen lernt — und es scheint mir, als hätten Sie bereits einen kleinen Anfang gemacht — den hält sie für die Ewigkeit fest. Wenn Sie einige Zeit in Bergethal bleiben und die Augen nicht absichtlich verschließen, werden Sie genug zu beobachten haben. — Ihre Bekanntschaft mit meiner Frau Schwägerin datirt also aus der Kindheit?"

Manfred bejahte, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, den die scharfen Jägeraugen des Alten wohl bemerkten.

„Haben Sie sie später wiedergesehen?"

„Vor mehreren Jahren, in der Residenz. Doch war es ein flüchtiges Begegnen, ich mußte bald aufs Land zurückkehren."

„Haben Sie sich auch mit meinem Bruder befreundet?"

„Gewiß," gab der Andere zögernd zur Antwort, „indessen —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen! Wenn Sie mit der Schwägerin tanzten, mit ihr lachten und geistreich scherzten, dann warfen Sie einen zerstreuten Blick nach einer Ecke des Saales, wo ein uneleganter, alter Herr stand, der geduldig Bouquet und Fächer hielt — das war der Mann der schönen Frau Krause! Der Dummkopf verdiente ein solches Glück nicht."

„Herr Oberforstmeister —"

„Lassen Sie mich ausreden. Vielleicht haben Sie nicht so gedacht, es war jedoch das Urtheil der großen Menge, die einen Charakter, wie den meines Bruders, nicht abzuschätzen vermochte. Er selber war von seinem Glücke durchdrungen, bis — bis er krank wurde; da erst lernte er klar sehen, und ich möchte sagen: Gott sei Dank! Der Tod half ihm über die traurige Entdeckung fort, die er machte. Die Enttäuschung hätte er niemals verwunden! — Ich weiß nicht, welche Absichten Sie hergeführt haben, mein Herr von Wildenhausen, will es auch nicht wissen, aber da Sie mir ein braver Mann zu sein scheinen, so möchte ich an Ihnen einen Bundesgenossen gewinnen für mein kleines Herzchen. — Sehen Sie, in diesem Hause steht die Welt auf dem Kopf. Die Kleine ist viel zu klug, beobachtet viel zu scharf, um nicht alle Schwächen und Fehler, alle Eitelkeit und Selbstsucht der Mutter zu durchschauen, aber ihr Herz ist darum nicht erkaltet. Sie hat für sie die nachsichtige Liebe einer Mutter, die zu dulden, zu leiden und zu jedem Opfer für das Glück ihres Lieblings bereit ist. Sie hat dieses durch nichts zu erschütternde Gefühl von ihrem Vater überkommen. Frau Auguste liebt ihre Tochter auf ihre Art, d. h., wenn sie gerade die Laune dazu hat und nicht zu sehr von eignen Interessen in

Anspruch genommen wird, ungefähr so, wie Kinder ihre Eltern zu lieben pflegen. — Habe ich Recht zu sagen, daß bei uns die Welt auf dem Kopf steht? — Wie das so geworden ist, fragen Sie? — Das will ich in der Kürze erzählen. Das Herzchen lief schon ein paar Jahre im Hause herum, ohne daß Jemand ernstlich an seine Erziehung dachte. Es hatte seine Bonne — zufälligerweise eine gewissenhafte Person — die es wusch, kleidete, fütterte, und es hatte mich, der ich es herzte und auf meinen Knien tanzen ließ. Mein Bruder steckte damals tief in großen Unternehmungen, meine Schwägerin amüsirte sich. Ich will ihr nicht zu nahe treten, ihre Natur war gut angelegt; hätte ihr Mann, statt sie anzubeten und sie wie eine Göttin über dem Staub der Erde schweben zu lassen, von ihr Pflichttreue und Hingebung gefordert, so wäre sie vielleicht ein braves, bescheidenes Weib geworden. Doch nur: vielleicht! denn Tiefe und Wärme der Empfindung besitzt sie nicht im Ueberfluß, aber sie kann oft von hinreißender Liebenswürdigkeit sein, sogar mich, alten Brummbär, hat sie immer wieder zu versöhnen gewußt — Schönheit ist eben eine große Macht! Mein Bruder liebte wohl sein Töchterchen, wie ich behauptete, allein deswegen, weil Auguste es ihm geboren. Es hatte nichts in seinem Herzen Platz als die Leidenschaft für sein Idol. Da Vater und Mutter dem schüchternen Herzchen, das mit kindlicher Bewunderung die schöne Frau in ihren prächtigen Gewändern wie eine Fee von weitem anstaunte, nicht mehr Zärtlichkeit schenkten, wie Fremde es gethan hätten, schien es mir das Beste, die Kleine aus dem Hause zu geben, denn Fremde, die bezahlt wurden, mußten ihre Erziehung und ihren Unterricht planmäßig leiten. Die Eltern billigten meinen Vorschlag, den ich sehr vorsichtig vorgebracht hatte. Manchmal machte sich das Dasein des Töchterchens doch störend bemerkbar. Sie hatte z. B. die Masern gehabt und die schöne Schwägerin war infolgedessen wochenlang von ihren Bekannten gemieden worden. Konnte ihr nicht das Scharlachfieber einen ähnlichen Streich spielen? Sie stimmte daher für die Pension. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß das Herzchen in so ausgezeichnete Hände kam; die beste Mutter hätte nicht liebevoller und aufopfernder an ihr handeln können als die Professorin Lorenz. Die Frau ist für das Erziehen geboren, sie versteht Geist, Charakter und Herz ihrer Zöglinge zu bilden wie Niemand! Freilich sagte sie mir oft, daß sie nie einen so edlen Stoff zu formen gehabt hätte wie dieses Kind, dem die seltensten und vorzüglichsten Eigenschaften angeboren wären. Die Eltern begnügten sich mit den glänzenden, halbjährlich eingeschickten Zeugnissen; während der großen Ferien ließ man das Töchterchen nach Hause kommen, man putzte es niedlich heraus, es durfte mit der Mama spazierenfahren und der Papa belohnte die Censuren mit einem Goldstück. Ihre Schüchternheit legte die Kleine nur ab, wenn ich sie ein paar Tage zu mir holte. Dann plapperte sie wie ein Staarmätzchen, huschte flink wie ein Wiesel in meinem kleinen Jagdschlößchen herum, ging mit mir auf den Anstand, wobei sie mich im entscheidenden Moment mit Thränen beschwor, das arme Häschen nicht zu tödten. Ich lehrte sie reiten, sie fürchtete sich nicht, eine Flinte abzuschießen, und gewiß traf sie immer das Schwarze, die kleine Hexe! Als sie heranwuchs, blieb sie ganz in der Pension. — Sie verstehen mich — wenn eine Frau auch noch so jugendlich aussieht und sie präsentirt eine bald heirathsfähige Tochter — na, es muß doch mit richtigen Dingen zugehen und die Linie der Dreißig ist dann mindestens überschritten.

„Da erkrankte mein Bruder, wie mir die Aerzte eröffneten, an einem langwierigen, unheilbaren Leiden. Ich hielt es für Pflicht, ihn zu erinnern, daß er eine Tochter besitze, um die er sich bisher wenig gekümmert, dieses Versäumniß müsse er nachholen, so lange er noch auf Erden weile, im Uebrigen könne sie die Mutter bei der Pflege unterstützen. Der letztere Grund leuchtete ihm ein, er war überzeugt, daß sich seine Gattin aufreibe, wenn sie am Morgen in das Krankenzimmer hereinrauschte, freundlich seine Hand ergriff und sich nach der verbrachten Nacht erkundigte. Jeden Löffel Medizin, den sie ihm reichte, rechnete er ihr als Samariterdienst an! Ich will ihr keinen Vorwurf machen, sie leistete weit mehr, wie ich erwartet hatte, indessen war sie nicht

zu einer Pflegerin von Natur angelegt. Sie konnte sich nicht daran gewöhnen, leise zu sprechen, sie war zu lebhaft, sie brachte Unruhe mit sich — sie konnte, mit einem Wort, nicht begreifen, daß ein so schwer Kranker schon durch das Rücken eines Stuhles tödtlich erschreckt wurde.

„Das Herzchen kam....

„Sehen Sie, mein Herr von Wildenhausen," sagte der Alte, Manfred's Arm ergreifend, „wenn ich Ihnen schildern sollte, was das Kind ihrem sterbenden Vater gewesen ist, so könnten wir hier bis morgen früh sprechen. Von dem ersten Moment an, da sie am Krankenbette saß, war es, als hätte sie diesen Platz von jeher inne gehabt. Sie verstand jeden Blick, jede Bewegung des Leidenden, sie errieth seine Wünsche, Ermüdung schien sie gar nicht zu kennen, monatelang durchwachte sie die Nächte, ihre zarte Gestalt entwickelte eine überraschende Kraft, sie hob, stützte, bettete den Kranken besser wie die Wärterin, oder wie der Arzt. Dabei tröstete und beruhigte sie die Mama und hatte ein Auge auf das Hauswesen, denn Tante Marie war damals noch nicht bei der Schwester, sie war der Secretär ihres Papas und alle wichtigen Anordnungen gingen durch die Hände des siebzehnjährigen Mädchens. Mein armer Bruder that jetzt die Augen auf. An dem, was ihm die Tochter wurde, erkannte er, was ihm die Gattin nie gewesen war. In dieser Stimmung bewog ich ihn, sein Testament zu ändern. Hermance mußte unabhängig gemacht werden, damit ihre uneigennützige Opferwilligkeit niemals von der gedankenlosen Mutter gemißbraucht werden konnte. Wahrscheinlich würde Auguste sich zum zweiten Mal vermählen — mein Bruder war edelmüthig genug, es sogar zu wünschen, er dachte stets nur an ihr Glück — doch seine Tochter durfte nicht darunter leiden, sie sollte nicht gezwungen sein, im Hause zu bleiben, wenn der Stiefvater nicht ihre kindliche Neigung besaß. Ueber die Zinsen ihres Vermögens mußte sie selbständig verfügen dürfen, ohne Hineinreden der Mutter, der das Geld für Nichtigkeiten und für frivolen Luxus durch die Finger lief. Bei Hermance's Denkungsart war zu riskiren, daß sie sich ihre Rechte vertheidigungslos entziehen ließ — dem mußte vorgebeugt werden. Mein Bruder begriff vollkommen die Richtigkeit meiner Gründe, er war gegen das Ende hin merkwürdig scharfblickend, und das Testament ward in diesem Sinne abgefaßt. In der Todesstunde gewann das Gefühl, das ihn im Leben willenlos beherrscht, noch einmal den Sieg: seine letzten Worte an die in stummem Schmerz an seinem Bette kniende Tochter waren: ‚Wache über deine Mutter und liebe sie, wie ich sie geliebt habe.'

„Und Hermance hat das Vermächtniß heilig gehalten. Sie richtete die fassungslose Wittwe auf, sie unterzog sich allen traurigen, bei solchem Anlaß unausbleiblichen Geschäften, wobei ich sie unterstützte, so viel ich vermochte, das zarte kleine Wesen schien aus Stahl und Eisen zusammengesetzt. Ich lasse es mir nicht ausreden, sie hat sich in der schweren Zeit überanstrengt, sie will es freilich nicht zugeben, aber ich bin davon überzeugt. Sie hat nie wieder ihre rosige Farbe bekommen und ihre Bewegungen sind oft so müde... Manchmal wache ich in der Nacht von der Sorge auf, ob sie sich nicht den Keim eines ernsten Leidens geholt hat! Es ist ein Glück, daß sie den Sommer über hier in Bergethal ist, wo ich sie ein bischen behüten kann, denn die Schwägerin hat immer zu viel mit sich zu thun, um auf Andere zu achten, und Tante Marie hat nur Augen und Ohren für die Schwester. Wenn der der kleine Finger weh thut, so bringt sie das ganze Haus in Aufruhr, daß das Herzchen sich in aller Stille krank fühlen könnte, fällt keinem Menschen ein!"

Manfred konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Fräulein Hermanee allerdings manchmal auffallend blaß schiene, ob nicht in der Stadt ein guter Arzt consultirt worden wäre?

Der alte Oberforstmeister nickte.

„Ja wohl, ich habe selbst mit ihm gesprochen und ihn gebeten, mir reinen Wein einzuschenken. Sie kennen die gewundenen Antworten dieser Herren Doctoren! Es wäre kein wirklicher Grund zu Besorgniß vorhanden, ihre Constitution wäre nur etwas zart organisirt, in den nächsten paar Jahren, bis der Körper fest geworden, müßte sie vor Anstrengungen, namentlich vor Gemüthsbewegungen geschützt werden. Landluft, Kuhmilch, viel Schlaf — das kann sie hier haben, nur finde ich, das

Recept schlägt nicht an. Ich glaube, die unruhige Mutter ist daran schuld, die Frau ist eine so gesunde, durch und durch kräftige Natur, daß sie eine schwächere durch ihren Ueberfluß an Lebenskraft vollständig aufreiben kann. Herzchen ist ein verständiges Mädchen, sie hält es für kein Vergnügen, einen siechen Körper zu haben, darum schont sie sich, so viel sie kann, und bleibt gern still für sich. Am besten wäre es, sie heirathete einen Mann, den sie lieb hätte, der ihrer würdig wäre. Dieser Herr von Freiendorf — ich mische mich nicht hinein, sie ist klug genug, ihn nach seinem richtigen Werth zu taxiren... Wenn die Mutter sie bloß nicht zu überreden versucht! Das Trauerjahr ist abgelaufen, sie möchte in die Gesellschaft zurückkehren, als junge, schöne Wittwe, ohne die erwachsene Tochter an ihrer Seite."

Manfred schwieg, seine Gedanken waren verwirrt und schweiften nach allen Richtungen aus einander. Was der alte Herr ihm in seiner derben Art vorerzählt, erfreute und verstimmte ihn zugleich. Erfreute ihn, weil auf das Bild des lieblichen Mädchens ein so heller, glänzender Schein fiel — verstimmte ihn, weil sich Auguste ihm plötzlich in einem ganz anderen Lichte zeigte, wie er sie bisher gesehen, und er mußte zugeben, daß dies das Licht der Wahrheit war. Die beiden Tage, die er von früh bis spät in ihrer Gesellschaft verbracht, wogen hundert flüchtige Begegnungen auf. Ja, sie war oberflächlich, eitel und egoistisch! Der Zauber ihrer Schönheit, der ihn so lange umstrickt, war gebrochen! Was hatte er denn an ihr geliebt? Wenn er es sich recht überlegte: die fröhliche Kindheit, die Jugendzeit, die eigne erste Liebe! Wenn er an diesen Frühling seines Lebens zurückgedacht, hatte ihn überall das reizende Gesicht der Gespielin lächelnd gegrüßt. Aber sie, die verwöhnte Weltdame, würde sich nicht entschließen, ihm nach seinem einsamen Wohnsitz zu folgen, und wenn sie es in der ersten Aufwallung der Empfindung that, so würde sie es sicherlich bald bereuen und er mit ihr. Mit Hermance als Tochter ließ sich freilich viel ertragen... Warum denn Tochter? Konnte er sie sich nicht in einem anderen Verhältniß zu sich denken? Er erschrak bei diesem Gedanken. Um die Mutter zu werben, war er hergekommen und wollte nun die Tochter heimführen! War es nicht grundsatzlos, unehrenhaft, seine Liebe zu wechseln wie ein Kleid? Er hatte sich zwar Augusten nicht erklärt, dennoch fühlte er sich stillschweigend gebunden, sie mußte wissen, was ihn zu diesem Besuche veranlaßt hatte. Und dann — das junge achtzehnjährige Mädchen und er, in dessen braunem Haar sich Silberfäden zeigten, der vierzig Jahre zählte! Nimmermehr! Eine so ungleiche Verbindung wäre eine Thorheit gewesen! Dieses liebliche Mädchen, das die Herrin eines bedeutenden Vermögens war und gewiß von unzähligen jüngeren, glänzenderen Freiern umschwärmt wurde, würde ihn erwählen? Lächerlich! — Herrn von Freiendorf fühlte er sich wohl gewachsen, doch... Er mußte abreisen, er mußte dem Zauberkreise der goldnen Augen entrinnen, ihr Onkel hatte Recht: sie war ein Herzchen, sie that es den Menschen an, sie verwirrte ihnen Kopf und Herz. Ein paar Tage wollte er noch bleiben, da eine plötzliche Abreise zu auffallend gewesen wäre, bis dahin klärte sich vielleicht sein zwiespältiges Empfinden. In Augustens Benehmen lag nichts, was er zu seinem Vortheil deuten konnte, sie war ebenso liebenswürdig gegen die Anderen wie gegen ihn, sie kokettirte mit Allen und bevorzugte keinen. Er bedauerte es nicht, im Gegentheil, es gewährte ihm Erleichterung. Jugendträume sollen eben Träume bleiben, sie sind lustige Gebilde, die zerfließen, sobald sie mit der Wirklichkeit in Berührung kommen!

IV.

Der Oberforstmeister und Manfred trafen die Gesellschaft in heiterster Stimmung. Freiendorf hatte sich bereits eingestellt und die Nachricht mitgebracht, daß in dem benachbarten Badeort ein Ball stattfinden sollte, der voraussichtlich brillanter als sonst ausfallen würde, da der Herzog seine Gegenwart zugesagt. Die Justizräthin und die Dame vom Hause waren von der Nothwendigkeit durchdrungen, diesem Feste beizuwohnen.

Auguste erinnerte sich mitten in ihren Toilettenplänen, daß sie eine Tochter hatte, die sie bei derartigen Gelegenheiten chaperonniren mußte.

„Hermance ist in ihrem Phlegma unerschütterlich," sagte sie zu Freiendorf, „selbst nicht die Aussicht auf ein Vergnügen vermag sie zu ermuntern."

Der junge Mann warf dem Mädchen einen gleichgültigen Blick zu.

„Sie gleicht Ihnen in keinem Zuge," seufzte er. Es war ihm Ernst. Nachdem er die schöne Mutter kennen gelernt, konnte er nicht begreifen, wie er einen Moment die stille blonde Tochter anziehend gefunden hatte. Welche Rolle ließe sich mit einer Frau wie Auguste in der Welt spielen! Bei ihrer Gewandtheit und Erfahrung würde ihr Salon der Mittelpunkt der besten Gesellschaft werden. Eine Wittwe zu heirathen, galt in dem Codex der jeunesse dorée für außerordentlich comme il faut, es war pikant und chic, und es war auch klug. Eine Wittwe wußte genau, was sie in der Ehe erwartete, junge Mädchen dagegen brachten oft übertriebene ideale Ansprüche mit und fühlten sich enttäuscht und unglücklich, wenn dieselben nicht erfüllt wurden.

„Hermance, hast du ein Gelübde gethan, heute nicht zu sprechen?" rief Auguste ihrer Tochter zu, „du hast mir noch nicht für das Vergnügen gedankt, das dich heute Abend erwartet. Du freust dich doch auf den Ball?"

„Gewiß, Mama, ich freue mich sehr darauf," entgegnete sie einfach.

„Erlauben Sie, Frau Schwägerin," fiel der Oberforstmeister ein, „ich möchte dagegen protestiren, daß Sie die Kleine mitnehmen. Nach der erstickenden Hitze im Tanzsaal, wo die Temperatur eines russischen Dampfbades herrscht, die lange Fahrt in der kühlen Nachtluft, das kann dem Kinde nicht gut thun. Ich wiederhole Ihnen, sie muß geschont werden, nebenbei macht sie sich nichts aus dem Tanzen... Nicht wahr, Herzchen, du bleibst lieber zu Hause?"

„Ich ziehe vor mitzufahren, Onkel Martin, ich tanze sehr gern."

„So? das ist mir neu," versetzte der Alte mißtrauisch... „Deine Gesundheit..."

„Bemühen Sie sich nicht, dem Mädchen etwas einzureden," bemerkte Auguste scharf — in diesem Augenblick klang ihr Ton nichts weniger als liebenswürdig — „schließlich wird sie selber an irgend ein Leiden glauben. Sie ist so gesund wie ich und ich habe nie gehört, daß Sie um mich besondere Sorge getragen hätten."

Der Oberforstmeister war ein zäher Gegner, der gewöhnt war, den Kampf mit der Schwägerin auszufechten, obgleich er meistens als geschlagen das Feld räumte.

„Außerdem — entschuldigen Sie diese Bemerkung — scheint es mir unpassend, daß Hermance, nachdem sie die Trauer vor kaum sechs Wochen abgelegt hat, sofort einen Ball besucht. Noch dazu mitten im Sommer, wo höchstens gelangweilte Kurgäste auf ein solches Auskunftsmittel verfallen."

„Erlauben Sie mir, über passend und unpassend zu entscheiden, ich halte mich in diesem Punkt für competenter," entgegnete Auguste mit Aplomb. „Uebrigens mag Hermance thun, was ihr beliebt, sie ist ja frei und braucht auf mich nicht Rücksicht zu nehmen."

Das junge Mädchen machte sich an der Kaffeemaschine zu schaffen, wohl um das Zucken ihrer Lippen zu verbergen, sie litt unter diesen Mißhelligkeiten, die sich oft genug wiederholten.

„Gieb Frieden, Onkel Martin," flüsterte sie ihm zu, „ich bin so glücklich, wenn Mama heiter ist." Zu Auguste tretend und ihre Hand küssend, sagte sie herzlich: „Ich gehe gern mit, Mama, wenn du mich mitnimmst. Freilich wirst du mit mir Nachsicht haben müssen, es ist das erste Mal, ich fürchte, ich werde eine ziemlich ungeschickte Figur im Ballsaal abgeben."

Herr von Freiendorf dachte dasselbe, als er Mutter und Tochter mit einander verglich.

Unterdessen sagte der Oberforstmeister zu Manfred:

„Also Sie versprechen mir, über das Kind zu wachen? Achten Sie nur darauf, daß sie auf dem Rückwege warm eingewickelt ist und daß sie nicht trinkt, nachdem sie getanzt hat."

Der Andere versicherte, diese Weisungen genau beachten zu wollen, kein Zuglüftchen sollte seinen Schützling anwehen.

Die Damen blieben den Tag über unsichtbar, die Vorbereitungen für den Abend nahmen sie in Anspruch. Der Justizrath und Wildenhausen lasen Zeitungen und schrieben Briefe.

„Ich kann es unserer schönen Wirthin nicht verdenken, wenn sie das Landleben

langweilig findet," meinte der Justizrath, ein Gähnen unterdrückend, „sie hat große Lust, Bergethal zu verkaufen. Statt hier in diesem verlorenen Winkel den Sommer über zu sitzen, würde sie vorziehen, nach der Schweiz, oder in ein rheinisches Bad zu gehen. Sie ist in derselben Lage wie Freiendorf, der auch je schneller, je lieber das ihm vom Vater überlassene Gut loswerden möchte."

„Beide sind freilich nicht dazu geschaffen, sich auf dem Lande wohl zu fühlen," warf Manfred ein, „was sagt indessen Fräulein Hermance dazu?"

„Die Kleine, die übrigens ein verwettert kluges Ding ist — viel mehr solider Verstand als die Mutter, wenn auch lange nicht so verführerisch, etwas zu dürftig und schmächtig nach meinem Geschmack — die Kleine ist Mitbesitzerin von Bergethal und da sie für diese Schöpfung ihres Vaters eine große Vorliebe hegt, wird sie vermuthlich der Mutter ihren Antheil abkaufen, dann gehört es ihr allein. Beiläufig war es ein sonderbarer Einfall von dem alten Krause, das Mädchen zur unbeschränkten Herrin ihres Vermögens zu machen. Vielleicht fürchtete er die Verschwendungssucht der schönen Frau Auguste, oder die seines Nachfolgers. Wollen wir wetten, daß unsere liebenswürdige Wirthin binnen Jahresfrist wieder verheirathet ist?"

Wildenhausen lehnte die Wette ab, er hatte weder Gründe für noch gegen diese Behauptung.

Hermance war zuerst mit ihrer Toilette fertig, sie kam in den Salon, wo sich ein großer, bis zum Boden reichender Spiegel befand, um sich mit einem flüchtigen Blick zu überzeugen, ob ihr einfacher Anzug in Ordnung sei.

„Sie ahnt nicht, wie wunderlieblich sie ist," sagte Manfred zu sich, der von ihr unbemerkt in einer Fensterecke saß.

In ihrem schönen blonden Haar, das sich in reichen Flechten auf den weißen Nacken legte, war eine Rose befestigt, die zierliche Taille zeichnete sich unter der rosa Schärpe ab, die den einzigen Schmuck des luftigen Muslinkleides bildete. Wie die verkörperte Anmuth und Grazie erschien ihm diese schlanke, biegsame Gestalt, die auf der reizenden Grenze zwischen Kindheit und Jungfräulichkeit stand.

Sie hatte ihn im Spiegel erblickt und drehte sich hastig nach ihm um.

„Ich wußte nicht, daß Sie hier sind," sagte sie etwas verlegen.

„Wollen Sie mich fortschicken?" fragte er.

„Nein, gewiß nicht," versetzte sie erröthend, „ich bitte Sie zu bleiben, ich plaudere gern mit Ihnen."

„Thun Sie das wirklich, Hermance?" rief er, sich lebhaft vorbeugend. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie glücklich mich dieses Wort macht. Seien Sie überzeugt, daß es Niemand auf der Welt giebt, der es besser und ehrlicher mit Ihnen meint, Niemand, selbst Ihren Onkel nicht ausgenommen!"

Sie hatte die Augen gesenkt und ihre Hände spielten mit dem Fächer.

„Ich glaube es," entgegnete sie, ohne aufzublicken, „sind Sie nicht ein treuer Freund von Mama? Sie hat mir viel von Ihnen erzählt, damals, als Ihr Brief kam, der uns Ihre Ankunft meldete."

Er hätte mit dem Fuß stampfen mögen — war es nicht unverzeihlich tactlos von Auguste, der eignen Tochter Geständnisse zu machen!

„Ich war am Vormittag in der Fabrik," sagte er, zu einem anderen Thema übergehend, „der Director führte mich umher und half mit Erklärungen nach, wo mein bescheidenes Wissen mich im Stich ließ. Mehr als die inneren Einrichtungen interessirten mich die für die Arbeiter getroffenen, die mir vorzüglich erschienen. Es liegen hier allerdings günstigere Bedingungen vor, ihnen den Besitz eigner Häuser zu ermöglichen, als in der Nähe großer Städte, wo Grund und Boden eine enorme Werthsteigerung erfahren haben."

Sie hörte ihm mit glänzenden Blicken zu.

„Ja, ich denke, unsere Arbeiter können mit ihrem Loose zufrieden sein. Lebte mein Vater noch, er würde nicht ablassen, ihre Lage immer mehr zu verbessern. Es war dies eine Lieblingsidee von ihm und er hat sie auf mich übertragen. Obgleich ich natürlich wenig davon verstehen kann, benutze ich jede Gelegenheit, um mich über diese, in unserer fabrikreichen Gegend hochwichtige Frage nach Kräften zu unterrichten."

„O, Fräulein Hermance, wieder ein Punkt, in dem sich unsere Sympathien be-

gegnen," rief er erfreut, das feine Gesichtchen betrachtend, über das sich ein nachdenklicher Ernst gelagert hatte.

„Ich weiß es," erwiederte sie leise; „Sie werden mich nicht verspotten, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit Interesse die Zeitungen lese und aufmerksam die Kammerverhandlungen verfolge. Ihren Namen fand ich stets unter denen, die sich mit Uneigennützigkeit und ohne falsche Sentimentalität der niederen Klassen annahmen. Was Sie sprachen, war nie zu viel und nie zu wenig; Sie bewiesen immer, daß Sie die Bedürfnisse dieser Leute nicht aus Büchern und vom Hörensagen, sondern aus eigner Beobachtung kannten. Ich wunderte mich oft, wie genau Ihre Ansichten mit denen meines Papas übereinstimmten. Da war es mir, als seien Sie mir kein Fremder mehr, und zeigte ich mich dennoch Anfangs scheu und unbeholfen, so rechnen Sie es meiner Schüchternheit zu. — Mama hat Recht — ich bin eine schwerfällige Natur, die der Zeit bedarf, um sich in etwas Neues zu schicken."

„Hermance!" schwebte es auf seinen Lippen, er wollte hinzusetzen, wie ihn gerade ihre scheue Mädchenhaftigkeit entzücke, wie er sie nicht um eines Haares Breite anders sehen möchte, welchen Respect ihm dieser kleine blonde Kopf einflöße, der sich mit so ernster Gedankenarbeit abmühe — da rauschten Auguste und die Justizräthin herein, beide mit langen seidenen Schleppen, Bouquette im Umfange von Wagenrädern in den Händen, und sich im Vorgefühl der sie erwartenden Hitze eifrig fächelnd. Die schöne Wittwe konnte in der That die um wenige Jahre ältere Schwester ihrer Tochter sein. Sie winkte Letztere zu sich, damit sie genau prüfe, ob jede Schleife, jede Blume graziös angebracht und am richtigen Platz sei. Die Befragte musterte sie von allen Seiten und erklärte sich dann mit dem Totaleffect zufrieden — Augustens Geschmack war im ganzen tadellos. Sie dachte nicht daran, der bescheidnen Toilette des jungen Mädchens einen Blick zu schenken — wozu auch? Hatten sie nicht dieselbe gewandte Kammerzofe zur Verfügung? Sie vergaß nur, daß diese von ihr ausschließlich beansprucht wurde und die Kleine sich bei solchen Anlässen allein behelfen mußte.

„Welch prachtvolles Bouquet," sagte Manfred, während Hermance vor der Mutter kniete, um eine Garnirung höher zu stecken.

„Eine Aufmerksamkeit von Freiendorf, sein Gärtner ist ein Künstler in seinem Fach." Was die Anderen bloß dachten, sprach sie unbesonnen aus: „Du, armer Tropf, bist leer ausgegangen," wandte sie sich lachend zur Tochter, „ich werde dem jungen Mann eine Strafpredigt für dies Vergehen halten."

„Bitte, thu' es nicht, Mama, ich fühle mich durchaus nicht zurückgesetzt, es ist so natürlich, daß man mich ein bischen deinetwegen vergißt. Wäre ich ein Mann, ich würde in denselben Fehler verfallen." Sie blickte lächelnd empor, war sie doch die wärmste Bewunderin der Schönheit ihrer Mutter.

Diese hatte eine ihrer lebhaften, ungestümen Regungen, denen sie sich manchmal wie ein Kind überließ, sie beugte sich zu Hermance nieder und ihren blonden Kopf fest an sich drückend, ohne der gefährdeten Spitzen und Kräuschen zu achten, sagte sie bewegt:

„Du bist ein Närrchen, aber ich glaube, du hast das beste Herz von der Welt!"

Manfred dachte, sie könnte nie schöner aussehen, als mit diesem feuchten Schimmer in den strahlenden Augen.

Der Ballsaal war das unbestrittene Reich der schönen Frau Krause. Ihre Toilette erregte den Neid sämmtlicher Damen, die immer wieder darauf zurückkamen, daß es lächerlich sei, sich so zu kleiden, wenn man eine erwachsene Tochter habe, die sich nächstens verheirathen werde. Die Herren, der junge Freiendorf an der Spitze, theilten diese Ansicht nicht und bestürmten Auguste, sich nicht, wie sie im Anfange versicherte, vom Tanzen auszuschließen. Als nun auch der Herzog sich zu den Bittenden gesellte, mußte sie nothgedrungen ihrem Vorsatz ungetreu werden. Mit strahlendem Lächeln flog sie im Arm ihres durchlauchtigen Tänzers dahin; sie liebte das Vergnügen leidenschaftlich und war innerlich selig, sich ihm nach langer Entbehrung wieder hingeben zu dürfen. Hermance wurde nicht sonderlich beachtet, in dem schlanken, stillen Mädchen, das sich aus dem Gewühl gern in eine Ecke flüchtete, vermutheten die Wenigsten die reiche Erbin. Freiendorf hatte pflichtschuldigst

um den ersten Tanz gebeten und ihr einige Cavaliere vorgestellt. Seines, dem Oberforstmeister gegebenen Versprechens eingedenk, übernahm Manfred das Amt der behütenden Mutter, er suchte einen von den offnen Fenstern entfernten Platz für sie aus, er legte ihr sorglich den Burnus um die Schultern, wenn sie aus den Reihen trat. Er selber war seit Jahren ein seltner Gast im Ballsaal, seitdem er aufgehört zu tanzen, waren ihm derartige Feste recht langweilig geworden. Heute machte er die Erfahrung, daß sie unter Umständen auch ihre angenehmen Seiten haben können. Seine Blicke folgten Hermanee, deren Bewegungen von liebenswürdigster Anmuth waren, nicht einen Moment verlor ihre Haltung die ruhige Würde, die ihr Fremden gegenüber eignete. Man sah es, daß sie sich leicht wie eine Feder auf den Arm ihres Cavaliers stützte, ihr unschuldiges, nur leise geröthetes Gesicht schien ihm wie Mondschein unter all diesen erhitzten und aufgeregten Mädchen und Frauen.

„Sie tanzen nicht?“ fragte ihn Auguste, die zufällig in seine Nähe gerieth. „Wie unrecht! Ich meine, nie Jemand gefunden zu haben, der besser walzte als Sie! Kommen Sie, wir wollen es versuchen, wie in alter Zeit. Sie werden Ihre Künste nicht vergessen haben.“ Sie sandte ihm einen verführerischen Blick zu, ihr voller warmer Arm berührte den seinen, die üppige, herrliche Gestalt war wie von Lebenslust durchglüht. Vor kurzem würde der Gedanke, sie so nahe seinem Herzen zu halten, sein Blut in Wallung gebracht haben — jetzt blieb er kühl, es mißfiel ihm sogar, daß sie sich mit zu großer Hingebung an ihn lehnte. Sie bildeten übrigens ein wunderschönes Paar, wo sie vorüberflogen, durchlief den Kreis ein Flüstern, das Freiendorf bitter verstimmte. Manfred hatte nichts vergessen, er tanzte ausgezeichnet, mit dem Anstande eines vornehmen Mannes, Auguste spendete ihm reichliches Lob, als er sie auf ihren Platz zurückführte. Die Höflichkeit forderte, daß er nun auch die Tochter engagirte, es wäre unartig gewesen, wenn er es unterlassen hätte. Wie schüchtern legte Hermanee die kleine Hand auf seinen Arm! Sie wandte das Köpfchen etwas seitwärts, er sah nur die zart gerundete Wange, das zierliche, blasse Ohr, wenn er sich ein wenig bückte, streiften seine Lippen das duftige, weiche Haar. Alles um ihn her, die Lichter, die Menschen verschwammen in eine undeutliche Masse, aus der sich allein das blonde, feine Köpfchen abhob. Er hätte die schlanke Gestalt ergreifen, sie auf seine Arme schwingen und weit, weit mit ihr fortstürmen mögen, bis nach seinem Heim, wo die dunkelen Wälder rauschten und der klare See still zwischen grünen Ufern lag. Hatte er ihre Hand heiß gedrückt, hatte er ihren Namen halb unbewußt geflüstert? Sie schlug plötzlich die Augen zu ihm auf, diese sprechenden, wunderbaren Märchenaugen, und brach aus ihnen nicht ein goldener Strahl leidenschaftlicher Innigkeit? Die Sinne drohten ihm zu schwinden, wie im Traume drehte er sich im Kreise, er wollte sie nie mehr aus den Armen lassen —. Da sagte sie mit zitternder Stimme:

„Ich bitte, Herr von Wildenhausen, hören wir auf, ich bin müde.“

„Sie sind zerstreut, Baron,“ bemerkte Auguste dicht in seiner Nähe, „die übrigen Paare tanzen nicht mehr.“

Der Ton klang herbe und der sich auf das junge Mädchen heftende Blick war kalt und unzufrieden. Hermanee empfand ihn wie einen Dolchstoß, sie zuckte zusammen und preßte die Hand auf das klopfende Herz.

„Ich danke,“ hauchten ihre blassen Lippen, als Manfred sie besorgt in den Mantel hüllte, „es war ein kleiner Anfall von Schwindel, — Onkel Martin hat Recht, ich darf nicht tanzen.“

Die schöne Frau hatte sich abgewandt und unterhielt sich laut und eifrig mit Freiendorf, der Wildenhausen mit herausforderndem Ausdruck maß, als wäre er geneigt, mit dem Rival zu kämpfen.

Die Rückfahrt fand in zwei Wagen statt und die Vertheilung der Plätze verursachte einiges Hin- und Herreden. Auguste hatte ihre Verstimmung vergessen oder überwunden, sie lachte und freute sich darauf, über die kleinen Ballereignisse ungestört plaudern zu können; sie gestattete den Herren sogar eine Cigarre, unter der Bedingung, daß sie durch Rauchen nicht am Sprechen gehindert würden. Freiendorf und der Justizrath wollten sich nicht von der schönen Wittwe trennen, die Justiz-

räthin, die sehr müde war, stieg rasch in den einen Wagen und winkte Hermance zu sich, „weil sie nicht zu viel schwatzen würde.“ Manfred sprang ihnen nach, die Damen konnten nicht ohne den Schutz eines Herrn fahren. Die Justizräthin schlief sofort ein. Wie er ihr dankbar war, die klügste Frau der Welt hätte sich nicht tactvoller benehmen können. Um sie nicht in ihrem Schlummer zu stören, mußte er natürlich die Stimme dämpfen, wenn er zu dem jungen Mädchen sprach. Zuerst waren es bloß Fragen, ob sie bequem säße, ob sie warm eingewickelt wäre? Sie antwortete leise und einsilbig. Als sich sein Auge an das unsichere Sternenlicht gewöhnt hatte, konnte er ihr weißes Gesicht deutlich erkennen, das ihm gegenüber sich an die Kissen lehnte. Eine lange blonde Flechte hatte sich vorgeschoben und hing aufgelöst über die Schulter — an diesen goldenen Fäden mußte sie ihn unzerreißbar festhalten! Ihre Zurückhaltung oder Abspannung — er wußte nicht, was von beiden es war — schwand allmälig. Es war eine Nacht voll märchenhafter Poesie! Manfred fühlte ihren berauschenden Flügelschlag um sein Haupt wehen wie als Jüngling. Die Wälder auf den Berglehnen zeichneten sich in geheimnißvoll phantastischen Formen am Himmel ab, das Flüßchen, dem entlang die Straße führte, murmelte leise, als flößte ihm die heilige Stille der Natur Scheu ein. Ortschaften lagen am Wege, die wie ausgestorben schienen, ihre Bewohner ruhten von des Tages harter Arbeit, die vor Sonnenaufgang schon wieder beginnen sollte. Selbst die Hunde schliefen, denn sie bellten nicht dem Wagen nach. Ging es bergan, so mäßigten die Pferde ihre Schnelligkeit, bedächtigen Schrittes klommen sie die Steigung hinan; das Schweigen ringsum wurde dann noch fühlbarer. Der Wald drängte sich rechts und links so dicht heran, daß die Zweige Manfred den Hut vom Kopfe streiften und er sie zurückbog, damit sie keinen jener goldenen Fäden entführten, die ihm so theuer waren. Er wußte kaum, was er zu Hermance sprach, was sie ihm antwortete. Ein unendliches Wohlbehagen, ein Glücksgefühl durchströmte ihn, daß sie ihm so nahe war, daß er ihre liebe Stimme hören durfte. Kein Schwanken, keine Unschlüssigkeit mehr! Diese holde Blume mußte er sich gewinnen. Was galt ihm jetzt noch Auguste! Sie und er würden sich doch niemals verstanden haben, ein Mann, der sich nicht damit begnügte, sie wie ein Idol anzubeten, durfte an ihrer Seite nicht auf Glück rechnen. Sie bedurfte einer Natur, wie etwa Freiendorf war: leichtlebig und bequem, aber kalt und trocken in innerster Seele; er würde nichts vermissen, sich nach nichts sehnen, weil er sich mit der Oberfläche der Dinge begnügte.

So philosophirte Manfred, während er mit dem jungen Mädchen abgerissene Worte wechselte, deren geheimen Sinn sie verstehen mußte, wenn sie überhaupt den Weg zu ihrem Herzen fanden. Und er glaubte sich nicht zu täuschen — sie war aus ihrer Ruhe aufgescheucht. Sie bemühte sich eine zitternde Bewegung niederzukämpfen, ihr Athem ging in unregelmäßigen Zügen, sie schmiegte sich wie ein furchtsames Vögelchen in die Ecke und vermied, ihn anzusehen. Zwischendurch ein heller, fast jubelnder Ton, ein Erröthen, ein sonniges Lächeln — o, es war eine ganz andere Hermance wie noch vor wenigen Tagen! In der Knospe regte es sich, sie wollte sich zur Blume entfalten.

Der Wagen rollte knirschend über den Kiesweg und hielt vor dem Bergethaler Hause. Auguste war mit den beiden Herren bereits angelangt, sie stand auf dem Perron in ihrem langschleppenden, rosa Atlaskleide, in gebieterischer Haltung, eine Wolke auf der schönen Stirn. Die Justizräthin mußte geweckt werden, sie konnte sich nicht besinnen, wo sie eigentlich war, und rieb sich verschlafen die Augen. Wildenhausen half ihr beim Aussteigen und reichte danach Hermance die Hand; er drückte sie leise und glaubte eine schwache Erwiederung des Druckes zu spüren. Ihr Blick ruhte mit räthselhaft traurigem, verlorenem Ausdruck auf ihm. „Leben Sie wohl,“ sagte sie, in einem seltsam feierlichen Ton, als gelte es einen Abschied auf Jahre hinaus. Und sie konnten sich doch morgen irgendwo im Garten, im Walde begegnen!

„Ich darf mich wohl zurückziehen?“ fragte sie die Mutter.

Der Justizrath und Freiendorf hatten vorgeschlagen, noch eine Flasche Champagner zu leeren, da das sogenannte

Getränk im Cursaal entsetzlich gewesen war.

„Warum fragst du mich um Erlaubniß?“ versetzte Auguste hart. „Meine Wünsche sind dir kein Zwang.“

Wie eine Schuldbewußte stand das Mädchen da, sie erwiederte nichts. Als sie die Mutter küssen wollte, wehrte es diese mit einer unmerklichen Bewegung ab. „Träume süß!“ rief sie ihr spottend nach.

Hermanee drehte sich auf der Schwelle um, sie war todtenbleich geworden und preßte flehend die flachen Hände gegen einander — dann zog sie die Thür hinter sich zu, ohne Manfred's Gruß zu bemerken, obgleich er dicht neben ihr stand.

Trotz der um mehr als die Hälfte verkürzten Nacht, war Manfred früh am Morgen wach. Er durchstreifte die Umgebung des Hauses, er suchte den Platz unter der Eiche auf, wo Hermanee zu skizziren pflegte, er verlor sich in den Wald — Alles sehr eilig und fahrig, durchaus nicht im bequemen Schlenderschritt dessen, der den Morgen genießen will. Er war heute nichts weniger als Naturenthusiast, die herrlichsten Lichteffecte, die bläulichen Nebelschatten der Berge gewannen ihm kaum einen zerstreuten Blick ab. Unangenehm enttäuscht kehrte er nach dem Hause zurück. Tante Marie saß geduldig, der Langschläfer wartend, am Kaffeetisch. Sie redete ihm zu, eine Tasse zu trinken, wer wußte, wie lange noch die Anderen ausblieben! Wo Fräulein Hermanee wäre? Die Kleine müßte noch in ihrem Zimmer sein, die Vorhänge wären aufgezogen, sie selbst aber noch nicht erschienen. Sie erkundigte sich neugierig nach dem gestrigen Abend, Auguste habe gewiß Alle überstrahlt. Das gute Geschöpf dachte immer nur an die Schwester.

„Finden Sie nicht, Herr Baron, daß sie jetzt schöner ist wie als Mädchen? Und es sind doch schon an zwanzig Jahre verflossen! Wie die Zeit fliegt! Ihnen merkt man es übrigens nicht an, Sie sind wohl stattlicher und kräftiger geworden, aber das braunlockige Haar und die blauen Augen sind ganz ‚Generals Manfred‘! Welch' flinker, gewandter Junge Sie waren! Auguste tanzte mit Niemand so gern wie mit Ihnen; sie hat ein vortreffliches Herz, meine Schwester, sie hat Sie nicht vergessen. Und was thut sie an mir! Ohne sie müßte ich in einem fremden Hause in abhängiger Stellung leben und hätte keine Heimath.“

Tante Marie war rührend in ihrer Bescheidenheit. Auguste hatte an ihr die treueste Haushälterin, der es nicht einfiel, einen anderen Lohn als die abgelegten Kleider und dann und wann ein freundliches Wort zu beanspruchen. Sie war zum Aschenbrödel geboren und wollte nie etwas Anderes sein. Manfred besaß jene feine Höflichkeit, die in jedem weiblichen Wesen die Dame respectirt, er hatte sich nie einen kurz angebundenen Ton mit Wirthschafterinnen und Bonnen angewöhnen können; für Tante Marie hegte er wirkliche Hochachtung, er unterhielt sich häufig mit ihr, in allen Dingen, die nicht die vergötterte Schwester betrafen, war sie verständig und einsichtsvoll. Heute war er jedoch ein sehr zerstreuter Gesellschafter, sobald Schritte hörbar wurden, drehte er sich hastig um — Hermanee kam nicht. Es kamen der Justizrath und seine Frau, Freiendorf und dann Auguste.

„Kommen Sie an meine Seite, Baron,“ sagte sie liebenswürdig, „ich habe gestern kaum mit Ihnen sprechen können — O, Herr von Freiendorf, Sie dürfen kein finsteres Gesicht machen und ‚Ihre Geberde verstellen‘,“ lachte sie, „alten Freunden wird stets ein kleiner Vorzug eingeräumt.“

Sie wollte Manfred näher an sich ziehen; eine absichtliche Berechnung lag diesem kleinen Manöver nicht zu Grunde, sie war längst mit sich einig, ihm nicht die Hand reichen zu wollen. Ein dunkles Gefühl, daß sie sich zu zergliedern scheute, sagte ihr, daß sie keineswegs dem Ideal entsprach, zu dem die Jugendliebe ihr Bild verklärt haben mochte. Sie wollte nicht einen Mann heirathen, der ihr überlegen war, vor dem sie sich geniren mußte, sie wollte mit ihren Fehlern und Schwächen angebetet werden, wie es in ihrer ersten Ehe der Fall gewesen. Es sollte nichts von ihr gefordert werden, als daß sie sich geschmackvoll kleidete, heiterer Laune war, ein elegantes Haus elegant repräsentirte. Das Alles verstand sie vortrefflich, nebenbei war sie sich wohl bewußt, etwas gefallsüchtig zu sein, die Treue und Pflicht der Frau jedoch nie verletzt zu haben. Einige zu feurige Verehrer hatte sie mit

einem leichten Fächerschlag abgefunden und ihnen schließlich, ohne großes Bedauern, den Abschied gegeben. Aber sie vertrug es nicht, wenn sie nicht die Sonne war, um die Alle kreisten. Sie wurde cokett, sobald eine Gottheit neben ihr verehrt ward, sie empfand dies Vergehen als eine Beleidigung, eine Art Eifersucht, die nichts mit Liebe zu thun hatte, regte sich dann in ihr. Eine erwachsene Tochter war jedenfalls die unbequemste Rivalin; sie erinnerte stets und in unwiderleglicher Weise an den Taufschein der Mutter und die Welt war thöricht genug, keinen Unterschied darin zu machen, ob die Mutter sechsunddreißig oder sechsundfünfzig Jahre zählte. Es war eine unerträgliche Ungerechtigkeit. Sie fühlte sich jung, und sie war schöner wie die meisten Mädchen mit ihren impertinenten achtzehn Jahren! Sie fand es natürlich, daß ein Mann, der zwischen ihr und ihrer Tochter zu wählen hatte, sich mehr zu ihr hingezogen fühlte. Auch der einstige Schwiegersohn durfte keine Ausnahme machen. Aus ihren Händen sollte ihn Hermance empfangen, nachdem sie den jungen Mann belehrt, daß sie seine Huldigungen ablehnen müßte. Freiendorf hatte die Situation richtig aufgefaßt, er gefiel ihr außerordentlich, sie gestand sich, daß sie eigentlich die passendste Frau für ihn sein würde — wären nur nicht die sieben Jahre gewesen, die sie voraus hatte, diese fatalen Jahre, die ihr Niemand ansah! Um so unbegreiflicher war ihr Wildenhausen. Nicht sie zeichnete er aus, sondern Hermance, ihr folgten seine Blicke, ihre Nähe suchte er. Er mochte empfindlich sein, weil die schöne Wittwe Freiendorf so sichtlich bevorzugte, es war dépit amoureux, daß er sich dem Kinde zuwandte. Das kleine verschlossene, versteckte Mädchen sollte lernen, wie Jugend allein nicht hinreichte, einen Mann dauernd zu fesseln, die Lection konnte ihr nicht schaden. Auguste wollte ihre ganze Liebenswürdigkeit aufbieten, um Manfred zu sich zurückzuführen.

Ihre Anstrengungen, die im Entfliehen begriffene Neigung des Freundes neu zu beleben, wirkten leider eher abkühlend als erwärmend auf ihn. Er wurde sogar ungerecht gegen ihre unbestreitbare Schönheit, er entdeckte plötzlich, daß ihr Typus ihm unsympathisch sei; in den weit geöffneten blitzenden Augen, dem vollen schwellenden Munde, dem leuchtenden Colorit lag etwas Lautes, Aufdringliches, das mit seiner Körperlichkeit den seelischen Reiz erstickte. — Und Hermance blieb heute unsichtbar! Ob sie krank war? Hatte sie sich trotz seiner Vorsicht am Ende erkältet?

Schon öffnete er den Mund zu einer Frage — da kam sie vom Hause her. Mein Gott, wie blaß und überwacht sie aussah! Bläuliche Ringe zogen sich um die Augen, die Lippen waren farblos, die Wangen schienen eingefallen, selbst das blonde Haar war matt und glanzlos! Sie begrüßte die Mutter, die nicht eben tactvoll in die Worte ausbrach:

„Du gleichst ja einer Geistererscheinung mit deinem bleichen Gesicht! Wie soll es werden, wenn du erst in der Welt lebst, da wird wohl ein Winter das bischen Jugendfrische fortwischen!"

„Ich habe nicht deine elastische Natur, Mama," versetzte Hermance, ohne Empfindlichkeit, „ich darf mich nicht aus meiner regelmäßigen Ordnung reißen lassen."

Sie erwiederte Manfred's Gruß mit einer leichten Verbeugung und legte in die ihr gebotene Hand die Spitzen ihrer feinen Finger. Sie fühlten sich eiskalt an, und ihre Stimme klang so müde, so gleichgültig, als vermöchte nichts auf der Welt mehr ihr Interesse zu erregen. Sie machte sich bald unter einem schicklichen Vorwande los und schob sich einen Stuhl neben Tante Marie, mit der sie leise sprach. Freiendorf beobachtete mit Verdruß, wie angelegentlich sich Auguste um Wildenhausen bemühte; um sich für die ihm widerfahrene Vernachlässigung zu rächen, wendete er sich zu Hermance, obschon er sie heute noch weniger hübsch wie sonst fand. Welch' verwaschenes, ausdrucksloses Gesicht! Eine solche Frau würde in der großen Welt sehr deplacirt sein. Aber er setzte sich zu ihr und da er das war, was man einen unterrichteten, gebildeten jungen Mann nennt, wurde es ihm nicht schwer, sich interessant über Literatur und Kunst vernehmen zu lassen. Das Mädchen ging bereitwillig darauf ein, d. h. sie hörte geduldig zu, bestritt keine seiner Behauptungen und adoptirte sogar seine Ansicht über eine gefeierte Bühnengröße, was ihr um so leichter wurde, da sie dieselbe nie gesehen hatte. Freiendorf galt allgemein für einen feinen geistreichen Kopf. Wenn er von einem

Schriftsteller sagte: Es ist ein recht talentvoller Mensch, oder von einer Künstlerin: Sie hat ihre Sache brav gemacht, so waren das aus seinem Munde schwerwiegende Worte, denn er war zu geistreich, um in die Schwäche eines warmen, enthusiastischen Lobes zu verfallen.

Diesen und die folgenden Tage stand die Partie, wie sie ursprünglich geplant worden: Wildenhausen und Auguste, Freiendorf und Hermance. Wie es innerlich um diese Wahlverwandtschaften beschaffen war, konnte Niemand errathen. Manfred hatte immer wieder versucht, das junge Mädchen in den frühen Morgenstunden allein zu treffen, er mußte wissen, was sich zwischen sie gelegt hatte, er wollte sie fragen —. Ja, was wollte er sie fragen? Worin bestand diese Veränderung, die ihn so schmerzlich verwundete? Worüber durfte er sich beklagen? Sie war ebenso aufmerksam höflich gegen ihn, wie in den ersten Tagen — ja, das war es! Wie am ersten Tage zeigte sie sich ihm: freundlich zwar, aber scheu, verschlossen, fremd. Durfte er ihr sagen, daß er sich thörichterweise eingebildet, er gelte ihr mehr als die Anderen? Konnte er Blicke, den Ton der Stimme, ein Lächeln zu Zeugen aufrufen? Sie wich jeder Begegnung, jedem ernsteren Gespräch mit ihm consequent aus, doch in so geschickter Weise, daß er sich manchmal die Frage vorlegte, ob er sich jetzt oder damals geirrt habe? Sie war noch immer blaß und angegriffen, der Oberforstmeister, der einen Mittag herübergekommen, hatte gebrummt und Alles auf den verwünschten Ball geschoben. Hermance hatte ihn begütigt, ihm indessen nicht widersprochen. Konnte ein rein körperliches Leiden einen solchen Einfluß auf ihr Gemüth üben? Er rieth hin und her, er beobachtete sie unablässig, er versuchte, ihr durch Ueberraschung ihr Geheimniß zu entlocken — es gelang ihm nicht, sie wußte sich zu gut zu beherrschen. Als er sie fragte, warum sie es aufgegeben habe, nach der Natur zu zeichnen? antwortete sie unbefangen, sie scheue den Thau, die Morgenkühle, da sie noch immer erkältet sei. Es war die einfachste Erklärung der Welt, er würde ihr denselben Rath ertheilt haben.

Nur einen Abend meinte er während der Dauer eines Momentes, daß ihr ruhig abgemessenes Wesen dennoch eine Maske sei. Er hatte in einem Buche geblättert, ohne zu lesen, und als er plötzlich aufblickte, sah er ihre Augen mit demselben räthselhaft traurigen, zärtlichen Ausdruck auf sich gerichtet, wie schon einmal. Er sprang auf, er wollte unbekümmert um die Anwesenden auf sie zustürzen, ihre Hand ergreifen und fragen: „Hermance, was habe ich Ihnen gethan? Warum quälen Sie mich?“ — Da hatte sie sich schon erhoben und war zu Freiendorf getreten, den sie dringend bat, etwas Musik zu machen; sie setzte sich neben ihn an den Flügel und verließ diesen Platz nicht eher, bis er geendet und das Souper gemeldet wurde.

Es wurde lebhaft in Bergethal. Durchreisende Freunde, Bekannte aus dem benachbarten Badeort kamen zu jeder Tageszeit. Auguste war wohl hoch erfreut über diese Abwechslung, dieses fröhliche Treiben, doch sie kümmerte sich nur um die, die ihr gefielen. Die Uebrigen konnte sie mit einer an Unart grenzenden Rücksichtslosigkeit behandeln. Wo sie eine solche beging, wo ihr eine unbedachte Aeußerung entschlüpfte, da war Hermance bei der Hand, das Versehen auszugleichen, den peinlichen Eindruck zu verwischen; ihre anmuthige Liebenswürdigkeit war dann unwiderstehlich, denn sie war nicht das Ergebniß äußerer geselliger Formen, sondern sie entströmte einem liebevollen Herzen. Wenn etwas Unangenehmes sich im Hause ereignete, ein Mißverständniß obwaltete, so hieß es: Fräulein Hermance wird Rath wissen, man muß Fräulein Hermance fragen. Sie war der hülfreiche Genius Aller! Wie sollte Manfred sie nicht lieben. das holdselige, sinnige Mädchen mit der starken Seele und dem hingebenden zärtlichen Gemüth? Und er war in dem Alter, wo man es nicht leicht mit der Liebe nimmt! In einzelnen Momenten wollte er sein Geschick ironisch auffassen. War es nicht eigentlich komisch, daß er sein Leben zwischen Mutter und Tochter theilte? Der Ersten hatten seine Jugendgefühle gehört, das Bild der Zweiten würde ihn bis zu seinem Ende begleiten. Er wollte abreisen, was sollte er noch länger bleiben? Den Spielball der koketten Tändelei Augusten's abzugeben, war er nicht gesonnen und seine Anwesenheit konnte nur dazu dienen, Muthmaßungen und Gerüchte in Umlauf zu setzen.

„Sie wollen morgen schon fort?“ fragte Auguste vorwurfsvoll. „Lohnt es sich, eine Eisenbahnfahrt von dreißig Stunden zu machen, um eine Woche zu verweilen?“

„Mich rufen Geschäfte zurück,“ entgegnete Manfred, „bis die Ernte vorüber ist, darf sich ein Gutsherr keine zu ausgedehnten Ferien gestatten.“

„Immer Ihr Gut! Wissen Sie, daß ich Ihrem Onkel zürnen möchte, Ihnen eine so lästige Erbschaft hinterlassen zu haben? Verkaufen Sie es, dann sind Sie frei.“

„Dazu würde ich mich nie entschließen. Es ist das Einzige, was bezeugen wird, daß ich nicht nutzlos lebte, der einzige Platz, wo meine Abwesenheit eine Lücke lassen wird.“

„Wie tragisch! Herr von Freiendorf denkt nicht wie Sie, er hält Grundbesitz für die lästigste Fessel. Statt sich in einem Dorfe zu vergraben, sei es viel klüger, den Sommer über zu reisen und den Winter in einer großen Stadt zu verbringen.“

„Das sind Ansichten,“ erwiederte Wildenhausen, „Herr von Freiendorf sucht im Leben das Vergnügen — ich die Pflicht.“

„Aber amüsanter ist das Erstere,“ lachte die schöne Frau.

Er verbeugte sich stumm, was sollte er darauf antworten? —

* * *

„Du böses Herzchen! Drei Tage hast du verstreichen lassen, ohne nach Deinem alten Onkel auszuschauen!“

Mit diesen Worten empfing der Oberforstmeister seine Nichte, die eben auf ihrem weißen Pferdchen zwischen den Bäumen hervorkam. Die Jagdhunde stürzten ihr mit freudigem Gebell entgegen, Mamsell Karoline, die Wirthschafterin, band rasch eine schneeweiße Schürze vor und begab sich sofort an das wichtige Geschäft des Kaffeekochens; irgend etwas mußte man dem gnädigen Fräulein doch anbieten, denn das liebe Wesen hatte ihr ja oft gesagt, es schmecke ihr nirgends besser als hier, mitten im Walde, im traulichen Forsthause.

Die Oberförsterei war ein ehemaliges Jagdschlößchen und im allerübermüthigsten Zopfstil gebaut; die Fenster, das hohe Dach, die gezackten Giebel gefielen sich in den seltsamsten Formen und krausen Verzierungen, an den grau verwitterten Stein klammerte sich Epheu, und die hohen Tannen ragten mit ihren Wipfeln noch über die Wetterfähnchen empor. Auf der Balustrade der breiten Terrasse standen pausbäckige nackte Kinderfiguren aus Sandstein gemeißelt, mit Federhüten auf den Lockenköpfen und aus langen, gewundenen Hörnern Halali blasend; einige trugen das erlegte Wild auf den Schultern, andere hielten Hunde an der Leine. Den meisten fehlten die Nasen, manche hatten ein Bein oder einen Arm verloren, aber sie sahen alle vergnügt in den Wald hinaus, als sollte dort der lustige, fürstliche Jagdzug erscheinen.

Hermance hatte das Filzhütchen abgenommen und ihre Blicke schweiften träumerisch über das Schlößchen, das so heimlich unter den alten Bäumen lag.

„Weißt du, Onkel Martin, daß es nichts Hübscheres auf der Welt geben kann als dein Jägernest?“ sagte sie lächelnd, indem sie sich auf seine Schulter stützte und leicht aus dem Sattel sprang.

„Genau so drückte sich heute Morgen der Baron Wildenhausen aus, er war entzückt von diesem kleinen „Roccocojuwel,“ wie er es nannte. Ich mußte ihn überall herum führen.“

„War er lange hier?“ fragte das junge Mädchen, den blonden Kopf an des Alten Schulter lehnend, wie um ihr Gesicht zu verbergen.

„Wohl an zwei Stunden. Ein Mann ganz nach meinem Sinn, tüchtig und ehrenhaft, klug und lebenserfahren. Dabei hat er ein weiches, feinfühlendes Gemüth, wie dein Vater es besessen. Ich wünschte, er bliebe noch einige Zeit bei euch, er würde den besten Einfluß auf deine Mutter üben.“

„Er reist heute ab.“

Der Oberforstmeister strich zärtlich über das lichte Haar, das in glänzenden Wellen seine Schulter bedeckte.

„So verstand ich, er kam, um sich zu verabschieden. Mir schien es, d. h. er hat nicht ein Wörtchen verlauten lassen, als hätte er sich in Bergethal nicht so recht gefallen. Dieses Kommen und Gehen, dieses Hin- und Herjagen, wobei die Schwägerin immer von der „Einsamkeit“ des Landlebens spricht, kann einen vernünftigen Mann nicht befriedigen. Im Vertrauen, ich glaube, er geht ein bischen enttäuscht fort. Er mag, als deine Mutter noch Mädchen war, eine zarte Neigung für sie

empfunden haben — ich vermuthe so dergleichen — wer weiß, mit welchen Absichten er hergekommen ist — nun werden ihm Zweifel aufgestiegen sein, ob sie die richtige Frau für ihn ist. In seinen Jahren springt man nicht leichtfüßig und unüberlegt in die Ehe hinein — er wird in der Entfernung, unbeeinflußt von ihrer Gegenwart, prüfen wollen, wie es um sein Herz steht. Um Deinetwillen, mein Herzchen, würde ich sehr zufrieden sein, du hättest an ihm einen Vater, der dir den verlorenen in Wahrheit ersetzte."

„Um meinetwillen!" sagte sie, tief aufathmend.

„Er sprach von dir mit Hochachtung, er rühmte deinen Charakter, deinen bescheidenen Sinn, dein kluges Verständniß —"

„That er das?"

„Wie sollte er nicht! er ist der Mann dazu, deinen Werth zu erkennen. Ich muß gestehen, ich wünsche es, daß die Heirath zu Stande kommt, deine Mutter wird nicht abgeneigt sein, die ‚Frau Krause' gegen die ‚Baronin Wildenhausen' zu vertauschen. Doch das Cokettiren mit der ganzen Welt muß sie lassen! Ein Mann, wie der Baron, wird das nicht so geduldig ertragen wie mein gutmüthiger Bruder. Was soll das Tändeln mit Freiendorf bedeuten? Für den Uneingeweihten hat es den Anschein, als wollte der junge Mann nicht dich, sondern sie heirathen. Und nun, mein Herzchen, sind wir bei dem Punkt angelangt, den ich mit dir besprechen möchte."

Sie blickte flüchtig auf und hing sich fester an seinen Arm.

„Als du sagtest, du wolltest Freiendorf erst kennen lernen, ehe du einen Entschluß faßtest, habe ich dir beigepflichtet, denn bei einer solchen Angelegenheit kann man nicht besonnen genug verfahren. Ich wiederhole dir, daß er mir zwar nicht sonderlich gefällt — wäre es Wildenhausen, so würde ich dir mit tausend Freuden zureden — aber die Erkundigungen, die ich über ihn eingezogen habe, geben ihm ein vortheilhaftes Zeugniß. Er ist ein guter Sohn gewesen; trotz seiner eleganten Gewohnheiten ist er kein Verschwender, der das Deinige verthun würde, er hat ehrenhafte Grundsätze, er hat sich keine leichtfertigen Streiche zu schulden kommen lassen; er ist freilich etwas blasirt und affectirt, er kehrt gern den Aristokraten heraus, obgleich das „von" vor seinem Namen kaum zehn Jahre alt ist, und er hat keinen anderen Beruf, als das Geld zu verzehren, das ihm sein Vater hinterlassen hat — doch das sind kleine, menschliche Schwächen, die man ihm verzeihen kann — du wirst schwer einen Bessern finden. Verdienen thut dich Keiner, mein Herzchen, Keiner auf der ganzen Welt! Wer dich heimführt, wird sich immer eines unverschämten Glückes rühmen müssen! — Anderseits ist es gerecht, zu bedenken, daß die Ungewißheit für Freiendorf täglich peinlicher wird; je länger er wartet, um so kränkender müßte ihm ein Nein sein. Ich will dich nicht zu einer voreiligen Entscheidung drängen, aber ich meine, du könntest bereits wissen, wie sie ausfallen wird."

Er faßte ihren Kopf zwischen beide Hände und sah liebevoll in ihre Augen.

„Ich bin mit mir einig, Onkel Martin, und eben heute wollte ich es dir sagen — ich wollte bloß die Abreise Herrn von Wildenhausen's abwarten, um die Sache zu Ende zu bringen. — Ich werde Freiendorf nicht heirathen."

„Nicht?" rief der Oberförster, sie forschend betrachtend. „So ist gar keine Aussicht, daß du ihn mit der Zeit lieben könntest?"

Hermance schüttelte sanft das Haupt. „Ich erkenne gern all' seine guten Eigenschaften an — doch, das Herz läßt sich nicht vom Kopf zwingen. Er könnte sämmtliche Vollkommenheiten in sich vereinen und würde mir dennoch stets gleichgültig bleiben."

„Sieh, Kind, ich bin im Grunde herzensfroh, daß du dich noch nicht binden willst, denn bist du erst eine Frau, so geräth Onkel Martin ins Hintertreffen — trotzdem habe ich mancherlei einzuwenden. Unter unserer männlichen Jugend wird es nicht viele geben, die du vorziehen dürftest — es müßte denn sein, daß ältere Männer dir mehr zusagten —"

„Gewiß nicht!" fiel das junge Mädchen hastig ein.

„Ich dächte, eine ähnliche Aeußerung von dir gehört zu haben. Du meintest, nur zu einem dir an Jahren überlegenen Mann, dessen Geist und Charakter das Leben bereits gereift hätte, könntest du

Vertrauen hegen. — War es nicht so? Natürlich sprachst du nicht von einem Greise, sondern von einem Manne, etwa wie Wildenhausen —"

„Du mußt mich mißverstanden haben, Onkel Martin," versetzte sie in fast gereiztem Ton, „solche Ideen sind mir ganz fremd."

„Hast du überlegt, wie sich die Verhältnisse für dich ändern können, wenn deine Mutter eine zweite Ehe schließt?"

Hermance bedeckte einen Augenblick das Gesicht mit den Händen. „Warum quälst du mich mit deiner Voraussicht! Nicht um mein Loos soll ich besorgt sein, sondern darum, daß Mama glücklich wird. Ich werde schon einen Platz finden. Ich ziehe zu dir, mein lieber Herzensonkel, ich führe dir die Wirthschaft, ich gehe mit dir in den Wald, Abends spielen wir Schach und ich lese dir vor — wir werden reizend zusammen leben! Mama braucht mich dann nicht. —"

Sie fuhr sich mit dem Tuch über die Augen und bemühte sich zu lächeln. Der Alte betrachtete sie mit wachsender Unruhe.

„Kind, etwas Schöneres könnte ich, grauhaariger Bursche, mir nicht ausdenken, als dein zierliches Figürchen den ganzen Tag im Schlößchen umhertrippeln zu sehen! Doch das sind Träume, die sich nicht verwirklichen lassen. Eine Trennung von deiner Mutter würde ein strenges Urtheil von der Welt erfahren. Die Einen würden dir, die Anderen ihr einen Vorwurf machen."

„So müßte ich bleiben — müßte ich?" fragte sie, mit seltsam starrem Blick.

„Wenigstens während der ersten Zeit," bestätigte der Alte. „Du hast außer mir keine näheren Verwandten, mein Heimwesen wäre also deine einzige Zuflucht. Für ein junges, schönes Mädchen giebt es kein Versteck, das nicht von schwärmenden Verehrern erspäht würde. Was sollte daraus werden? Ich, alter, unbeweibter Junggeselle kann dir nicht als Ehrendame dienen, und wenn du auch dir selbst der sicherste Schutz bist, so darf ich doch in nichts willigen, was dir von Anderen einen Tadel zuziehen könnte. Und dann würde dir der Aufenthalt bei mir auf die Dauer nicht gefallen. Im Sommer kann es nirgend schöner sein, aber im Winter müßtest du zu viel vermissen, was ich dir nicht zu ersetzen vermöchte. Nein, Herzchen, ich darf nicht so egoistisch sein, dich für mich allein zu behalten. Das Klügste wäre, daß du einen braven Mann heirathetest, den du achten und lieben könntest, denn, wie gesagt, mit deiner Mutter steht es so" — er machte eine balancirende Handbewegung — „sie wird am längsten Wittwe gewesen sein."

Hermance stand mit gesenktem Kopf vor dem alten Herrn, der sich in Eifer geredet hatte und lebhaft gesticulirte.

„Ich kann dir nicht widersprechen," sagte sie leise, als er sie erwartungsvoll ansah, „es wäre weise gehandelt, wenn ich mich zu dem Schritte entschlösse, den du mir anräthst — aber, ich fühle — ich bin überzeugt — daß ich mich nie verheirathen werde."

„Nie? Herzchen, du scherzest! Was soll das heißen, willst du eine alte Jungfer werden."

„Ich glaube, ich werde überhaupt nicht alt werden," antwortete sie, ein krampfhaftes Schluchzen unterdrückend.

„Was?" rief der Oberforstmeister erschrocken, „du sehnst dich nach dem Tode? Du willst sterben? Jetzt bemerke ich erst, wie blaß und leidend du aussiehst! Diese Schatten unter den Augen, die eingefallenen Wangen — du bist krank — der Ball, dieser verdammte Ball! Sagte ich es nicht, du könntest dir die Schwindsucht holen! Nein, da mußte hingefahren werden, weil die Frau Schwägerin sich amüsiren wollte. — Ich lasse noch heute den Arzt herausholen, er soll deine Lunge untersuchen. — Ich habe keine ruhige Stunde, bis ich weiß, was dir fehlt."

Hermance schlang beide Arme um seinen Hals. „Ach, ich bin namenlos unglücklich," rief sie leidenschaftlich, in ein heftiges Weinen ausbrechend.

Der Onkel stand einen Augenblick wie gelähmt — war es wirklich seine ruhige, gelassene Nichte, über deren sanftes Gesicht eine heiße Thränenfluth strömte?

Wie ein Kind hob er die leichte Gestalt auf und trug sie in sein Zimmer, wo er sie vorsichtig auf das Sopha niederlegte. Heftig riß er an der Klingelschnur. Mamsell Karoline kam eilig herbeigerannt.

„Der Kaffee ist gleich fertig, gnädiger

Herr, ich dachte, sie wollten ihn draußen, auf der Terrasse trinken."

„Dummes Zeug!" sagte er ärgerlich, „wer fragt nach Ihrem Kaffee! Hermance ist nicht wohl, rasch Eau de Cologne und ein Glas Wasser."

„O, du mein Heiland! Das liebe Engelchen sieht ja aus, als wollte sie Ihnen unter den Händen vergehen!"

Bis die Wirthschafterin das Verlangte herbeibrachte, hatte sich das junge Mädchen wieder gefaßt. Sie richtete sich auf und ließ sich geduldig Stirn und Schläfen einreiben.

„Ich danke, mir ist viel besser," flüsterte sie, sich an den Alten lehnend, der sie noch immer umschlungen hielt. „Verzeih', daß ich dich erschreckt habe."

„Unglücklich bist du?" sagte er fast zornig, „leugne es nicht, es steht in deinem armen, lieben Gesicht geschrieben."

„Nein, nein, du irrst dich," unterbrach sie ihn rasch, „ich fühle mich nur seit einiger Zeit sehr angegriffen, und dieses körperliche Leiden hat auf meine Stimmung Einfluß. Nichts macht mir mehr Freude, ich bin matt, muthlos und verdrossen."

„Und Niemand bemerkt es, Niemand denkt daran, dich zu pflegen! O, Herzchen, Reichthum ist ein werthloses Ding! Was nützt dir das viele Geld, es kann dir nicht Liebe kaufen! Aber ich werde gleich hinüber zu der Frau Schwägerin und werde ein ernstlich Wort mit ihr sprechen."

„Das wirst du nicht, Onkel Martin, du würdest mich bloß kränker machen! Mama weiß nicht, daß ich leidend bin."

„Eben, daß sie es nicht weiß, das bringt mich in Wuth! Eine Mutter muß errathen, ahnen, ob ihrem Kinde etwas fehlt."

„Ich beschwöre dich, tritt nicht zwischen mich und Mama, du würdest sie verletzen und erbittern. Du bist nicht im Stande, gerecht gegen sie zu sein, du, der du jede Ungerechtigkeit hassest."

„Und du bist im Stande, jede Marter zu erdulden, nur damit sie nicht in ihrem Wohlbehagen gestört wird!" rief der Alte hitzig.

„Du beurtheilst mich viel zu milde, ich besitze ein gut Theil Egoismus," lächelte sie mit schmerzlichem Ausdruck. „Hast du vergessen, was Papa zu mir auf dem Sterbebette gesagt hat? Er hat mir Mama übergeben, ich soll sie lieben, wie er sie geliebt hat, ich soll zu ihrem Glück nach meinen schwachen Kräften beitragen. Wie würde es ihn betrüben, müßte er sehen, daß du dich feindlich gegen sie stellst."

„Du verstehst die Sache zu drehen," entgegnete der Onkel besänftigt, „bist doch ein richtiges Herzchen! Und wenn du dazu eine bittende Miene annimmst, so kann man dir nichts abschlagen. Ich verspreche es dir, ich will meinen Zorn herunterwürgen, wie schon oft. Wollte deine Mutter etwas weniger an sich und mehr an Andere denken, würde ich ihr bester Freund sein. — Jetzt laß uns Rath halten, wie dir zu helfen ist. Zunächst muß Freiendorf erfahren, woran er ist. Ich kann dir's nicht verschweigen, Kind, ich wundere mich, daß du mit deinem klugen Köpfchen zwei Monate brauchtest, um zu diesem Resultat zu gelangen. Noch vor kurzem hätte ich schwören mögen, daß dir der junge Mann nicht mißfiel."

„Da hast du nicht richtig beobachtet, Onkel Martin," erwiederte sie, sich verwirrt abwendend, „mein Entschluß ist schon seit längerer Zeit gefaßt."

„Höre, Herzchen, es ist die reine Wahrheit, die du mir sagtest?" fragte der alte Herr, sie scharf anblickend.

„Warum sollte ich dich belügen?" versetzte sie einfach, „dich, meinen zweiten Vater?"

„Das bin ich, das bin ich!" Er drückte sie zärtlich an sich. „Mir mußt du volles Vertrauen schenken. Also soll ich an Freiendorf schreiben — als dein Vormund ist es meine Pflicht — ja, was schreibe ich ihm eigentlich? Eine so delicate Sache muß zart behandelt werden."

„Was?" Sie stützte nachdenkend die Stirn in die Hand. „Sage ihm einfach die Wahrheit: ich wäre gesonnen, mich nie zu verheirathen — das ist am wenigsten beleidigend."

„Wieder diese Grille!" rief der Oberforstmeister unzufrieden.

„Meine vollste Ueberzeugung," antwortete sie mit einem Zusammenpressen des feinen Mundes; „ich passe nicht zur Ehe, ich bin zu leicht verletzlich, zu empfindlich. Meine Natur ist zu ruhig, als daß sie sich zu einer leidenschaftlichen Neigung entflammen würde — und ohne diese —" Sie sprach mit einer energischen Bestimmtheit, die keinen Zweifel aufkommen ließ. —

„Ich habe mir in diesen letzten Tagen Alles überlegt —"

„In diesen letzten Tagen?" unterbrach er sie verwundert. „Ich meinte, du wärest schon längst mit dir einig?"

Hermance biß sich auf die Lippen.

„Mein Unwohlsein fesselte mich mehr wie sonst an mein Zimmer und ich hatte Muße, meinen Entschluß noch einmal zu prüfen. — Ich will ganz in Bergethal bleiben. Mama tritt mir ihren Antheil mit Vergnügen ab, dann gehört es mir allein, was immer mein stiller Wunsch war. Ich hoffe, die Professorin Lorenz zu bewegen, ihre Pension aufzugeben und zu mir zu ziehen — somit wäre für meinen Schutz gesorgt und ich hätte die treueste mütterliche Freundin an meiner Seite. Ein nützlicher Wirkungskreis bietet sich mir ungesucht, die Fabrikkinder bedürfen meiner Fürsorge, der Director hat bereits einen darauf bezüglichen Plan ausgearbeitet. — In Garten und Haus wird es stets etwas zu thun geben — du wirst mein täglicher Gast sein — haben diese Zukunftsbilder nicht deinen Beifall?"

„Mein Kind, wenn du statt achtzehn Jahre, vierzig zähltest, so würde ich sie vollkommen billigen. Für deine Jugend klingen sie verzweifelt resignirt. So denkt man, wenn man des Lebens Bitterkeit gekostet und keine Illusionen mehr hat."

„Mama sagt ja oft: ich sei altklug auf die Welt gekommen und sie hätte nie ein so ernsthaft bedächtiges Kind gesehen," versetzte das junge Mädchen mit erkünstelter Heiterkeit, „darum anticipire ich die Reise des Alters."

„Und wenn sich deine Mutter nicht verheirathet?"

„Nicht?" Hermance heftete einen dunklen Blick auf ihn und sagte dann langsam und eintönig:

„Es wird geschehen, verlaß dich darauf — sie hat es mir selber ziemlich verständlich angedeutet."

„Und du wünschest es?"

„Von Herzen."

„Du bist deines Vaters echte Tochter, mein Kind," sagte der Oberforstmeister gerührt, „sein Gemüth lebt in dir! Meiner Einwilligung bist du sicher zu Allem, was du planst. Gott sei Dank, dein kluger Kopf sitzt auf jugendlichen Schultern und es ist zu hoffen, daß dir das Leben noch manchen Strich durch deine weise Rechnung zieht."

Sie schüttelte melancholisch das blonde Haupt.

„Vielleicht behältst du Recht, aber ich glaube es nicht."

„Du bist krank, deshalb siehst du trübe. Morgen schicke ich dir den Arzt, du versprichst mir, dich seinen Anordnungen unbedingt zu unterwerfen, ohne auf irgend Jemand Rücksicht zu nehmen?"

Sie nickte. „Ich habe daran gedacht, auf ein paar Wochen nach Reichenhall zu gehen und der Professorin geschrieben, ob sie mich wohl begleiten würde."

„Herzchen!" Der Alte führte das junge Mädchen an das Fenster und ihr Gesicht dem Lichte zukehrend, blickte er sie durchdringend an. — „Es ist nichts vorgefallen? du verbirgst mir nichts?"

Sie strich sich mit der flachen Hand über die Stirn.

„Was sollte vorgefallen sein?" entgegnete sie mit ruhiger Unbefangenheit. „Das Tanzen hat mir geschadet, die Hitze und danach die kühle Nachtluft. Wäre ich deinem Rathe gefolgt, so würdest du dir jetzt keine Sorgen um mich machen."

„Gott helfe dir, mein Kind, und lasse bald Rosen auf deinen Wangen erblühen. Und sei vorsichtig mit dir, hörst du?"

Sie gelobte es mit Hand und Mund. Der Jägerbursche führte das weiße Pferdchen vor der Terasse auf und nieder. Hermance mußte aufbrechen, da zu Hause Gäste erwartet wurden, und dann wollte sie dem Baron Wildenhausen, der gegen Abend abreiste, Adieu sagen. —

Sie wußte genau, daß sie ihn nicht mehr finden würde — wozu hätte sie sonst diesen Ritt unternommen? Die schlanke Reiterin winkte dem Onkel einen letzten Gruß zu und galoppirte munter den Waldweg entlang. Die Hufschläge verhallten und das Bellen der Jagdhunde, die dem Pferdchen das Geleit gegeben, verstummte.

„Ich möchte einen Eid ablegen, daß sie mir etwas verschweigt," murmelte der Oberforstmeister. „Es ist gar nicht ihre Art, sich um ihre Gesundheit zu ängstigen, obgleich sie — weiß Gott, zart genug ist! — Sie hat einen Zug um den Mund, der mir die Seele zerreißt — krank ist sie nur nebenbei. Sie muß fort, wo-

möglich nach dem Süden, damit sie Neues und Schönes sieht, das wird sie zerstreuen, ihre Lebenslust anfeuern."

Er setzte sich hin, dem Arzte, dem er volles Vertrauen schenkte, zu schreiben, um ihn zu bitten, morgen nach Bergethal zu fahren. Ein zweiter, viel längerer Brief wurde an die Professorin Lorenz abgeschickt; sie war die einzige Person, der er seinen Liebling übergeben mochte, sie hatte Hermance erzogen, sie kannte jede Falte ihres Wesens, sie hatte das Herz einer Mutter für sie. Unter ihrer Obhut war das Mädchen sicher aufgehoben. und er konnte sie mit ihr getrost in die Welt ziehen lassen.

(Schluß folgt.)

Deutsche

Studentenbilder und Mordgeschichten

aus dem tollen Jahre Neunzehn.

Von

Karl Braun.

III.

Die „Burschen" in Jena.

Die Studentenschaft von Jena galt stets für patriotisch gesinnt. Schon zur Zeit der Schlacht von 1806 erregte sie den Verdacht der Franzosen, welche vor der Schlacht in der Stadt unerhörte Erpressungen und Plünderungen verübten und mit Brandstiftung drohten, ja letztere sogar zum Theile ausführten. Ein Krämer, welchen man bereits vollständig ausgeplündert hatte, wurde von einem Franzosen, dem er nichts mehr geben konnte, mit dem Bajonett niedergestochen. Herr von Knebel, welcher damals an seiner bekannten trefflichen Uebersetzung des Lucretius arbeitete und die Störung durch die Soldaten unangenehm empfand, erhielt von dem französischen Offizier, bei welchem er sich über die Brutalität der Leute beschwerte, die spöttische Antwort: „Glauben Sie, die Soldaten können von Ihren gelehrten Papierschnitzeln satt werden?" Welche Furcht aber die Franzosen auch nach errungenem Siege vor den Jenenser Studenten hatten, zeigt folgender Hergang:

Ein französischer Kriegscommissar war bei einem Professor einquartiert. Der Professor las Colleg in seiner Wohnung. Als nun der Franzose am ersten Morgen seiner Einquartierung einen Haufen Studenten auf das Haus zukommen sah, glaubte er, man wolle ihm an den Kragen. Er sprang zum Fenster hinaus und lief, ohne sich umzusehen, bis nach der Residenz Weimar, wo er sich erst in Sicherheit glaubte. In dem benachbarten Halle wurden damals die Franzosen wirklich von den Studenten attakirt, und Napoleon ließ in Folge dessen die Universität schließen.

Ein noch schlimmeres Verhängniß bedrohte Jena im Jahre Dreizehn. Es war nämlich am 2. April 1813, als der französische General Durutte mit einer Division Rheinbundstruppen seinen Rückzug über Jena nahm. Dort sollte ein Tag Rast gemacht werden. Plötzlich verbreitete sich die Schreckensnachricht, die Kosaken seien im Anzug. Die Truppen waren nicht mehr zu halten. Die Soldaten flohen aus der Stadt und nur mit großer Mühe gelang es dem General, die demoralisirte Division wieder zusammenzufassen.

Napoleon war wüthend, als er die Nachricht erhielt. Anfangs wollte er die Division decimiren lassen. Noch furioser aber wurde er, als er verbürgte Botschaft erhielt, das Ganze sei ein schlechter Witz der Studenten. In der That hatten sich einige verwegene Musensöhne als Kosaken maskirt und, mit stattlichen Bohnenstangen bewaffnet, auf elenden Miethkleppern reitend, auf dem Hausberg gezeigt. Dieser Anblick war hinreichend, um ein Stück der „grande armée" in die Flucht zu schlagen. Jetzt richtete sich der Zorn des Kaisers wider Jena und die Studenten.

In dem idyllischen Musensitze verbreitete sich das Gerücht, die Stadt solle geplündert und niedergebrannt werden. Der Kanzler von Müller eilte nach Erfurt, wo Napoleon damals residirte. Er erhielt Audienz und fand den Kaiser im Begriff, einen Befehl an den General Bertrand zu unterzeichnen, des Inhalts: „Jena soll demolirt werden." Als der Kanzler von Müller hiergegen seine bittende Stimme

erhob, schnauzte ihn der Kaiser (so erzählt Müller selbst in seinen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 bis 1813“ herausgegeben von Schöll, Braunschweig, 1851), mit folgenden Worten gröblich an:

„Man muß diesen Herren von Jena endlich einmal eine ernste und leicht faßbare Lection ertheilen, damit der Gedanke Eingang finde in ihre dicken Schädel, daß ich nur mit den Augen zu winken brauche, um ihren ganzen Universitätskram für immer zu zerstören. Was wollen sie denn eigentlich, diese Zungendrescher und Ideologen? Sie wollen Deutschland revolutioniren, sie wollen das Band zerreißen, welches Frankreich und Deutschland verbindet! Wißt ihr Deutsche denn überhaupt, was eine Revolution ist? Nein, ihr habt keine Idee davon. Aber ich weiß es. Ich habe gesehen, mit eigenen Augen gesehen, wie mächtige Ströme von Blut ganz Frankreich überschwemmten, und ich mußte mitten hindurchwaten durch diese Ströme. Ich sage Ihnen, ich werde nicht dulden, daß diese schrecklichen Scenen sich in Deutschland wiederholen. Und fürwahr, wenn nicht ich mit starker Hand Ordnung hielte in Deutschland, ihr wäret schon mitten in der Revolution. Preußen hat treulos an mir gehandelt. Es soll ihm theuer zu stehen kommen! Ich war viel zu großmüthig gegen Preußen. Ich setzte den niedergeworfenen König wieder auf seinen Thron, und nun seht ihr, wie mir's gedankt wird!“

Herr v. Müller versicherte auf das bündigste, die Professoren seien keine „Ideologen“, die Studenten seien keine „Kosaken“, die Bürger seien keine „Preußen“.

„Sire,“ rief er, „Eure Majestät wissen, was unsere arme Stadt im Jahre Sechs gelitten hat. Eure Majestät haben damals Allerhöchstselbst geruht, uns mit einer Unterstützung zu Hülfe zu kommen. Euere Majestät haben damals in jener Schlacht unsterblichen Ruhm errungen. Dieser Ruhm von Jena wird auf die späteste Nachwelt gelangen. Gebe Gott, daß er nicht verdunkelt werde durch einen Act grundloser und ungerechtfertigter Härte!“

Der Baron Saint-Aignan, französischer Gesandter in Weimar, eilte dem bedrängten Kanzler zu Hilfe. Der Kaiser zerriß den Befehl an Bertrand, erklärte indeß, wenigstens werde er die Häuser der Professoren demoliren lassen. Denn diese verwünschten „teutonischen Ideologen“ seien die Urheber von Allem. Der Kanzler ging. Er war schon ziemlich beruhigt. Denn er wußte sehr wohl, daß die Herren Professoren zur Miethe wohnten und keine eigenen Häuser besaßen.

Dies war am 26. April 1813. Am folgenden Tag erschien dann auch noch eine Deputation der Universität. Napoleon schalt sie noch gründlicher aus als den Kanzler. Damit war die Sache abgethan. Der Kaiser hatte an andere Dinge zu denken. So ging die Gewitterwolke vorüber.

Kaum hatte Jena wieder Luft, so eilten die Studenten freiwillig zu den Fahnen, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Auch von anderen Universitäten waren die Musensöhne in die Armee eingetreten. Als der Krieg beendigt war, kehrten sie zu den Hochschulen zurück. Aber sie waren andere Menschen geworden. Ihnen war Angesichts von Tod und Verderben, mitten in den Drangsalen des Krieges der Sinn für den Ernst des Lebens aufgegangen. Sie sahen mit Lächeln auf die kindischen Phantastereien und die Stroh-Renommistereien von ehemals herunter. Die Begeisterung für das Vaterland hatte in ihren Herzen Wurzel geschlagen, und vor allem war es ihnen klar geworden, daß es weniger die Uebermacht des Feindes, als unsere eigene Zerrissenheit und Uneinigkeit war, welche uns das Joch der Fremdherrschaft aufgeladen.

Auf den deutschen Universitäten fand sich nun damals in den Landsmannschaften die Vielstaaterei in nuce verkörpert die Landsmannschaften schlugen sich unter einander und zwar pro patria, d. h. zu Ehren des Namens und der Farbe ihres Landes oder Ländchens, welches sich doch der höheren Einheit unterwerfen mußte, sobald für das Gesammtvaterland diejenige Verfassungsform gefunden war, die allein im Stande schien, Deutschland vor der Fremdherrschaft zu sichern. Dies war der Ideengang, welcher es klar macht, warum damals Vater Jahn in seinem „deutschen Volksthum“ wider die „Völkleinerei“ (d. i. Particularismus und Provinzialgeist) donnerte, und warum die aus dem Kriege zurückkehrenden Studenten auf

eine Reform der socialen Verhältnisse der Hochschule sannen.

In Jena bestanden damals (1814) vier Landsmannschaften, nämlich Franken, Sachsen, Thüringer und Vandalen, welche letztere sich vorzugsweise aus Mecklenburg recrutirten. Die nach Jena zurückkehrenden Freiheitskämpfer traten zum Theil in diese Verbindungen wieder ein, fanden aber dort keine rechte Befriedigung; denn die zu Hause Verbliebenen wollten von ihrem alten particularistisch-zünftigen Sinne nicht lassen. Dies führte zu neuen Verbindungen. Neben jenen alten gründete man zunächst die „Wehrschaft", einen Verein, welcher das Exercieren und andere kriegerische Uebungen betrieb. Dann folgte die „Turnerschaft", deren Mitglieder, in Kleidern von ungebleichter Leinwand, sich an Barren und Reck, an Schwebebaum und Kletterstange tummelten.

Allein mit Alledem war dem patriotischen Drange noch kein Genüge geleistet, diesem Drange, welcher gegen die „Völkleinerei" der Landsmannschaften reagirte und eine höhere Einheit suchte. So entstand die „Burschenschaft", d. i. die Jenenser Burschenschaft, wohl zu unterscheiden von der erst später gegründeten „allgemeinen deutschen Burschenschaft". Sie wurde gestiftet von einem Häuflein Studenten, welche den Krieg theils in der Armee, theils im Lützow'schen Freicorps mitgemacht und früher Landsmannschaften angehört hatten. Diese Neuerer hatten einen schweren Kampf. Sie wurden in eine Unzahl Duelle verwickelt. Allein sie führten gute Klingen und paukten sich heraus. Das war überzeugender als alle Beredsamkeit. Die Vandalia, die Saxonia und die Thuringia lösten sich auf zu Gunsten der Burschenschaft. Es blieb von den Verbindungen nichts mehr übrig als auf der einen Seite die Saxonia als Vertreterin des Particularismus und auf der andern die Burschenschaft als Vertreterin der Einheit; denn die Burschenschaft wurde, wie es in dem Statut mit deutlichen Worten heißt, gestiftet „damit das neu erwachte Bewußtsein der Volkseinheit nicht wieder untergehe". Die Stiftung auf Grund besagten Statuts fand statt 12. Juni 1815 in dem Gasthof „zur Tanne" in Jena, wohin öffentlich eingeladen war; 113 Studenten traten bei; in dem Vorstande finden wir meistens Thüringer und Mecklenburger, daneben aber auch welche aus Frankfurt a. M., Kurländer, Livländer &c. In der trefflichen „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens" von Richard und Robert Keil (Leipzig, Brockhaus, 1858) findet sich S. 365—366 ein Verzeichniß sämmtlicher Vorstandsmitglieder von 1816 bis 1819. Unter den zahlreichen Namen begegnen wir manchem, dessen Träger sich später erhebliche Verdienste erworben. Jedoch ist nur eine einzige politische Celebrität darunter. Das ist der stud. jur. Heinrich von Gagern, welcher sich 1848 von der Nation zu den höchsten Ehren erhoben sah, um später unter Herrn von Dalwigk in Darmstadt zu dienen.

Der Großherzog Karl August war ein wohlwollender Gönner der Burschenschaft. Im Juli 1816 nahm er in Person deren Huldigungen in Jena entgegen. Auch die Lehrer der Hochschule, namentlich die Professoren Luden, Fries, Oken, Kieser, Schott und Gabler, widmeten den strebsamen Studenten ihre aufrichtigsten Sympathien. Und in der That verdienten sie dieselben. Denn es trat seit Stiftung der Burschenschaft jene Veredelung der akademischen Sitten ein, welche uns unser englischer Gewährsmann so anschaulich geschildert. So weit also erscheint uns die Burschenschaft im glänzendsten Lichte.

Allein, wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. In der That glaubten diese jugendlichen Reformatoren, Jena sei Deutschland, die Studenten seien die Nation und das bloße Wollen sei so viel wie Wissen und Können. Sie litten vor Allem an der Einbildung Jener, welche, nach einem stillen Winkel verschlagen, gleichwohl diesen Winkel für das Centrum halten oder wenigstens für den Archimedischen Punkt, wo die Vorsehung den Hebel einsetzt, um die Welt aus den Angeln zu heben. Sie glaubten, sie seien der Mittelpunkt, auf welchen ganz Europa seine Blicke richte, und wenn eine Sache zu Jena in der „Tanne" oder im „Burgkeller" entschieden sei, so sei damit der Gang der Ereignisse festgestellt und besiegelt. Mit einem Eifer und einem Ernst, die in Gefahr waren, komisch zu erscheinen, berieth man bis in die Details die „deutsche Verfas-

sung", ohne sich im geringsten darum zu kümmern, was die Mittel und Wege seien, dieselben zu einer Wirklichkeit zu machen. Man schien sogar geneigt zu glauben, die „deutsche Verfassung" sei nur ein Appendix zu der „akademischen Freiheit" und um dieselbe durchzuführen, genüge es, zu singen:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild."

Im Grund genommen kann jungen Menschen von etwa zwanzig Jahren ein gewisser Grad von Eitelkeit und Selbstüberschätzung nicht sehr zum Vorwurf gereichen. Schlimmer war es schon, daß sie von ihren Lehrern in diesen Irrthümern bestärkt wurden. Allein auch das hatte seine besonderen Gründe, und „Alles begreifen heißt Alles entschuldigen". Leider ist in Deutschland heute noch die „Gelahrsamkeit" zünftig; und damals war sie es noch in höherem Grade als heute. Während in England, in Frankreich, in Italien die Wissenschaft, auch die offizielle Wissenschaft, ihre Vertreter und Jünger in allen Ständen zählt, glaubt man in Deutschland, man müsse „Professor" sein, um für einen „Gelehrten" zu gelten; und vor allem glaubten und behaupteten das die Professoren selber. Und zwar am meisten zu der Wissenschaft und ihrem eigenen Schaden. Denn damit setzten sie sich und die Wissenschaft auf einen Isolirschemel. Sie gaben sich Mühe, eine aparte Sprache, die sonst kein Gebildeter sprach und verstand, zu erfinden und hierdurch sowie durch allerlei scholastischen Ballast und Alexandrinischen Plunder, Jedermann, der sich dem Tempel der Weisheit nähern wollte, zurückzuschrecken. Sie constituirten damit, unter Ausschluß aller übrigen Menschen, eine „Gelehrten-Republik" unter sich, welche sich durch Cooptation fortpflanzte und in welcher nicht weniger Streit und Zwietracht herrschte als in der französischen Republik von 1873. In der That bilden die Klopffechtereien unserer zünftigen „Gelehrsamkeit" eines der widerwärtigsten Blätter in der Culturgeschichte des deutschen Geistes. Selbst die Schriften der humansten Professoren haben, wenn sie polemisiren, einen gewissen Duft des Scheiterhaufens und der Ketzerverbrennung; und es ist zu bedauern, wenn dieser Geist des unfehlbaren Gelehrten-Fanatismus und der isolirten Selbstüberschätzung sich von den Professoren auch auf die akademische Jugend überträgt. Im Vergleich damit sind die Excesse und Rohheiten der Landsmannschaften in der That das geringere Uebel.

Doch kehren wir zu den Ereignissen zurück, anstatt denselben durch unser Urtheil vorzugreifen.

Wir werden später noch die damaligen Zustände der Gießener Studentenschaft besprechen, wo im Gegensatz zu der Gemüthlichkeit der Jenenser Burschenschaft, welche in dem Landesherrn ihren wohlmeinenden Schirmherrn verehrte, unter den „Schwarzen" oder „Unbedingten" ein Geist äußerster Feindseligkeit gegen die kleinfürstlichen Regierungen sich entwickelte.

Schon von 1815 ab hatten die „Schwarzen" in Gießen Fühlung mit den „Burschen" in Jena. Im Herbst 1816 fanden sich in Folge getroffener Verabredung der Jenenser Hans Ferdinand Maßmann (aus Berlin) und der Gießener Karl Hoffmann (aus Rödelheim) in Frankfurt am Main zusammen. Sie beriethen mit einander die Mittel und Wege, den „Burschensinn" in Deutschland zu heben, und so entstand der Gedanke, im nächsten Jahre gleichzeitig den Tag der Schlacht von Leipzig und das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation auf der (damals noch nicht restaurirten) Wartburg bei Eisenach zu feiern. Die Burschenschaft in Jena erließ am 11. August 1817 ein Circular an die Studentenschaft in Berlin, Breslau, Erlangen, Gießen, Göttingen, Greifswalde, Heidelberg, Kiel, Königsberg, Leipzig, Marburg, Rostock und Tübingen, welches lautet, wie folgt:

„Gruß zuvor!

Liebe Freunde!

„Da in diesem Jahre das Reformations-Jubiläum gefeiert wird, so wünschen wir — gewiß mit allen braven Burschen — dies Fest, das man überall zu begehen gedenkt, auch in unserer Weise zu feiern.

„Um aber nicht in Collision zu kommen mit jenen übrigen Feierlichkeiten, welche durch die unsrige leicht gestört werden könnten, und da auch das Siegesfest der Schlacht bei Leipzig in diese Zeit fällt, so

sind wir darüber einig geworden, dieses Fest am 18. October 1817, und zwar auf der Wartburg bei Eisenach zu feiern, weil erstens auf diese Art den Entfernten Zeit und Gelegenheit gegeben wird, theilzunehmen an dem Feste, ohne gerade bedeutend zu versäumen, zweitens ebenfalls die Entfernteren nicht um die eigentliche Feier des 18. October gebracht werden durch die Reise, und wir endlich das Fest in drei schönen Beziehungen, nämlich der Reformation, des Sieges bei Leipzig und der ersten freudigen und freundschaftlichen Zusammenkunft deutscher Burschen von den meisten vaterländischen Hochschulen am dritten großen Jubiläum der Reformation begehen können.

„Rücksichtlich dieses dreifachen Zweckes ist denn auch die Feier selbst angeordnet, indem wir am 18. October, sobald es tagt, uns auf dem Markte in Eisenach versammeln, von da auf die Wartburg ziehen, oben ein Gebet halten, dann gegen zehn Uhr uns wieder versammeln, entweder im Freien oder im Minnesängersaal, wenn es regnet, wo Einer eine Rede halten wird, hierauf ein Frühstück einnehmen, das Mittagsmahl aber bis nach dem Gottesdienst, welcher für den 18. October von dem großherzoglich Weimarischen Consistorium Nachmittags um zwei Uhr angeordnet ist, und woran die meisten von uns gewiß theilzunehmen wünschen werden, verschieben, um dieses alsdann ebenfalls im Minnesängersaal gemeinschaftlich einzunehmen. — Abends mag dann den Beschluß Anzündung eines Siegesfeuers und ein fröhliches Gelage machen.

„Zu diesem feierlichen Tage laden wir euch demnach freundschaftlichst ein und bitten euch, in so großer Menge als möglich, und falls dies sich nicht machen sollte, doch gewiß durch einige Abgeordnete theilzunehmen. Am 17. October werden nun Alle, welche zu kommen gedenken, hoffentlich in Eisennach schon eintreffen. Jeder erfrage dann nur den Gasthof zum Rautenkranz am Markte, damit er von hier aus, falls er da nicht mehr bleiben kann, in ein Quartier gebracht werde; dies ist nöthig, wenn Viele kommen sollten, auch damit man sich gegenseitig bald kennen lerne.

„Ferner bitten wir, jeden unter euch aufzufordern, diesen Tag in einem Gesang nach einer bekannten Weise zu verherrlichen, und selbigen uns wenigstens vierzehn Tage vorher einzusenden, damit wir gehörig den Druck besorgen können. Ueberhaupt aber ersuchen wir euch, uns womöglich bis Ende August Bescheid zu thun auf unsere freundschaftliche Einladung, und nichts zu unterlassen, was dieses Fest vor vielen gefeiert und so aller Welt zum erfreulichen Beispiel machen kann.

„Gehabt euch wohl.

„Im Namen der Burschenschaft zu Jena
Robert Wesselhöft, Stud. jur.“

Gewiß wird selbst die schärfste Polizeinase in diesem Circular nichts Revolutionäres oder Hochverrätherisches wittern. Gleichwohl schrieb die hannover'sche Regierung alsbald nach Weimar, auf Anregung der Jenenser Studenten bereite sich eine „revolutionäre Bewegung“ vor unter der akademischen Jugend, auf welche man ein wachsames Auge zu haben bitte.

Der Großherzog von Weimar, welcher Seitens der Jenenser Burschenschaft um die Erlaubniß zur Abhaltung der Feier auf der (ihm gehörigen) Wartburg ehrerbietigst gebeten worden war und diese Erlaubniß bereits auf das huldreichste ertheilt hatte, ließ seinem besorgten Bundesbruder in Hannover antworten, er danke für die gütige Mittheilung, übrigens sei er bereits von Allem unterrichtet und vermöge nicht, darin irgend etwas Beunruhigendes zu entdecken.

Der Aufruf der Burschenschaft fand auf allen Universitäten, an die er ergangen, ein freudiges Echo. Nur Rostock schrieb, es müsse ablehnen, sintemal es augenblicklich, und zwar in Folge der Ausgaben für einen neuen Paukapparat, sich nicht recht bei Kasse befinde.

Am 17. October 1817 begannen die Studenten aus allen Weltgegenden in Eisenach einzurücken, meist truppweise nach Universitäten geordnet. Sie trugen entweder die „deutsche Tracht“ oder die Turnerkleidung; auf dem Rücken hatten sie den Ranzen und in der Hand den kräftigen Ziegenhainer Stock; Mütze oder Barett waren mit Eichenlaub geziert. Bei dem Einmarsch sangen sie Burschenlieder oder „Eine feste Burg ist unser Gott“. Die Einwohner der Stadt empfingen sie mit aufrichtiger Sympathie und nahmen die Meisten in Privatwohnungen auf.

Am 18. October Morgens zwischen 8 und 9 Uhr sammelten sich die Studenten auf dem Marktplatz. Es waren deren über vierhundert. Außerdem hatten sich die Geistlichen und Beamten von Eisenach, sowie vier Jenenser Professoren, Oken, Fries, Kieser und Schweitzer, eingefunden. Unter dem Geläute der Glocken und den Klängen der Musik marschirte der Zug, den Burgvoigt, die Bundesfahne getragen von dem Studiosus Grafen von Keller, und den „Ausschuß sämmtlicher Hochschulen" an der Spitze, nach der Wartburg, wo man sich versammelte im Saale der Minnesänger, der mit Tannenreisern geschmückt und mit einer Rednerbühne versehen war. Die Feier wurde eröffnet mit dem Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott". Dann folgte die Festrede des stud. theolog. Riemann aus Ratzeburg. Er trug das eiserne Kreuz, das er bei Waterloo erstritten. Namens der Jenenser Burschenschaft begrüßte er die Festgenossen, die aus allen deutschen Gauen herbeigeeilt waren, um sich im Bewußtsein der deutschen Einheit verbunden zu fühlen und sowohl das Fest der „Wiedergeburt des freien Gedankens" als auch das der „Errettung aus dem schmählichen Joche der Fremdherrschaft" gemeinsam zu begehen. Der Redner warf dann einen Rückblick auf die deutsche Geschichte der letzten drei Jahrhunderte. Er feierte die Reformation, schilderte den Verfall Deutschlands zu jener Zeit, wo Deutsche ihre Lust daran fanden, Deutsche zu morden und im Solde des Auslandes zu fechten, und wo die Fürsten über ihrer Ländchen vermeintlichem Vortheil die Pflichten gegen das Ganze versäumten und das Wohl des Vaterlandes vergaßen; er verdammte die Fremdherrschaft und freute sich der Zeit, „wo am Achtzehnten des Wein-, nun des Sieges-Mondes, 1813 die Fluren Leipzigs zum Winnfelde umgeschaffen worden". Er beklagte, daß bis jetzt die Hoffnungen der Nation auf eine einheitliche Verfassung und auf Reformen im Innern unerfüllt geblieben, pries den Großherzog von Weimar, weil dieser „das gegebene Wort ehrlich gelöst", und forderte die Anwesenden auf, überall durch Wort und That im Sinne von Einheit, Recht und Freiheit zu wirken.

Die Rede war so ergreifend, daß die Meisten Thränen vergossen. Dann folgte ein Gebet um Gottes Beistand und Segen und zuletzt das Lied: „Nun danket Alle Gott".

Der Studiosus Sand aus Erlangen, welcher der Rede nicht mächtig war, vertheilte eine Druckschrift über die Pflichten der Burschenschaft. Die Professoren Oken und Fries sprachen einige Worte. Bei dem Mittagsmahl toastete man auf „den Mann Gottes Doctor Martin Luther", auf „den edeln Großherzog von Sachsen-Weimar", auf die Sieger bei Leipzig, auf das Andenken an die Gefallenen, namentlich Schill, Scharnhorst, Friesen und Körner, auf die Freiwilligen von Anno Dreizehn, auf die Lehrer der deutschen Jugend, namentlich Fries, Arndt und Jahn, und endlich „auf ein fröhliches Wiedersehn übers Jahr".

Der Zug bewegte sich nun wieder hinunter nach der Stadt. Man wohnte dem Gottesdienste bei und hielt nach dessen Beendigung ein Schauturnen auf dem Marktplatz.

Den letzten Gegenstand des von dem „Ausschuß" festgestellten officiellen Festprogrammes bildete der Fackelzug, welcher damals bei keiner akademischen Festlichkeit fehlen durfte, nicht einmal bei einem Begräbniß. Die Worte des Programmes lauteten:

— „Um 6 Uhr Abends allgemeine Burschenversammlung auf dem Markte, zum Fackelzug auf den Wartenberg, wo Reden gehalten und Lieder gesungen werden."

Der Wartenberg ist nicht identisch mit der Wartburg. Er heißt eigent- „Wadenberg" und liegt auf der andern Seite, etwa eine halbe Stunde von der Stadt. Ich werde auf diesen Umstand noch zurückkommen.

Der Fackelzug wurde programmmäßig abgehalten. Auf dem Wadenberg waren einige große Feuer angezündet. Es war damals allgemein Sitte, die Schlacht bei Leipzig mit solchen Bergfeuern zu verherrlichen, welche an die Sommer-Sonnwende-Feier unserer germanischen Vorfahren erinnern. Man sang ein Festlied und der Studiosus Rödiger hielt eine patriotische Rede. Da sich aber ein schneidender Nordostwind erhob und den Nahestehenden

die Funken ins Gesicht jagte, so standen Andere, die sich ebenfalls zum Reden vorbereitet hatten, davon ab; und Viele waren wieder nach Eisenach marschirt, als man, den Meisten ganz unerwartet, eine Farce in Scene setzte, welche sich zu der vorausgegangenen würdigen Feier verhielt wie das Satyr-Drama zur tragischen Trilogie.

Der Berliner Maßmann war nämlich auf die geschmacklose Idee gekommen, weil Luther die päpstliche Bulle verbrannt habe, müsse auch hier etwas solenn dem Feuer gewidmet werden. Er hatte ein Verzeichniß mißliebiger Schriften gemacht, von welchen er später zugestehen mußte, daß er und seine Freunde sie nicht einmal gelesen, sondern sie nur vom Hörensagen und aus literarischen Besprechungen kannten. Dieses Verzeichniß enthält vor allem Schriften von Ancillon, von Kotzebue, von Kamptz und von dem Denuncianten des Tugendbunds Schmalz; daneben aber auch eine Reihe anderer Werke, von welchen man schwer begreift, wodurch sie die Verdammung verdienten, z. B. das bekannte klassische Buch des alten Zachariä über das französische Recht, welches sich heute noch in Frankreich und Deutschland eines hohen wissenschaftlichen Ansehens und neuer Auflagen erfreut, ferner einige Dramen von Zacharias Werner, Karl Ludwig v. Haller's „Restauration der Staatswissenschaft" und eine recht verständige Denkschrift über die damalige Studentenbewegung von Karl Immermann, von welchem man damals freilich noch nicht ahnte, daß er dereinst durch „Münchhausen" und durch „Tristan" eine Zierde der deutschen Literatur werden sollte.

Höchst charakteristisch ist noch folgender Umstand: Die heilige Inquisition, an deren Spitze Maßmann stand, besaß nicht die Mittel, die angeschuldigten Bücher wirklich zu kaufen. Man hatte daher aus einer verschollenen Buchhandlung in Eisenach einige Ballen Maculatur acquirirt und mit den Titeln der auf den „Index librorum damnatorum" gesetzten Büchern etikettirt. In Wirklichkeit waren es aber Predigten, sowie Ritter- und Räuber-Romane. Der Verbrennungs-Act ging so vor sich: Maßmann las das Verzeichniß. Bei jedem Titel, den er las, erscholl das Gebrüll: „Ins Feuer!" Gleichzeitig hob ein Anderer eine Tafel, worauf der Buchtitel in Fractur stand, an einer Stange in die Höhe; und ein Dritter warf mittelst einer Mistgabel einen Pack von der alten unschuldigen Maculatur in das Feuer. Zum Schlusse verbrannte man auch noch einen Schnürleib, einen Zopf und einen Corporalhut und endete dann mit Absingung der Strophe:

„Zuletzt noch rufet: Pereat
Den Schuft'gen Schmalz-Gesellen,
Und dreimal Pereo — Pereat;
So fahren sie zur Höllen.
Auf, auf, mein deutsches Vaterland,
Ihr Brüder, reichet Euch die Hand
Und schwört: So woll'n wir's halten!

Diese kindische Hanswurfterei, dies hochkomische Autodafé sollte verhängnißvoll werden.

Einige servile Blätter, wie der „Beobachter an der Spree" und der „Hamburgische Correspondent" beeilten sich, die Sache so darzustellen, als habe die ganze Wartburgfeier nur in diesem Bücherverbrennen bestanden; man verlegte den Act auf die Burg, während er an einem dritten Orte, auf dem „Wadenberg" stattfand; man ließ dabei den Professor Oken den Vorsitz führen, während dieser überhaupt nicht zugegen war und von den Universitätsprofessoren keiner Wissenschaft davon hatte als Fries. Vor allem aber waren es die Schriftsteller, deren Werke man verdammt hatte, welche das „Kreuzige!" riefen. Sie wollten aus Verbrannten Verbrenner werden. An ihrer Spitze marschierte der Geheimerath von Kamptz in Berlin, welcher sich in seiner Eigenschaft als Director im Polizei-Ministerium auf so was verstand. Er hatte die Unverschämtheit, eine in höchst unpassender Ausdrucksweise abgefaßte Denunciation unmittelbar bei dem Großherzog von Sachsen-Weimar einzureichen. Er sprach von „verwilderten Professoren" und „verführten Studenten", „von demagogischem Vandalismus". Dann publicirte er eine fulminante Brochüre. Schmalz und Kotzebue secundirten getreulich. Metternich's „Oesterreichischer Beobachter" ließ eine theils lamentose theils furiose Kapuzinade los, welche in dem Satz gipfelte: „Jede Theilnahme studirender Jünglinge am öffentlichen Leben ist ein Verbrechen." Endlich rückten die Gesandten von Oester-

reich und Preußen in Weimar auf und verlangten drakonisches Einschreiten.

Die Jenenser Professoren wehrten sich tapfer. Fries gab eine geharnischte öffentliche Erklärung ab. Luden plaidirte in seiner „Nemesis“, Oken in seiner „Isis“. Die „Isis“ war eigentlich ein naturwissenschaftliches Fachblatt, machte aber gern Abstecher in die Politik, wie ja auch bekanntlich später Professor Ewald in Göttingen seinen hebräischen Sprachforschungen hochpolitische Leitartikel über Tagesfragen als Vorreden beizugeben pflegte. In Nummer 195 der „Isis“ von 1817 finden wir auch das Verzeichniß der verbrannten Schriften abgedruckt. Denselben sind kleine Holzschnitt-Vignetten beigefügt, welche einen Schafskopf, eine Knute, ein paar Eselsohren und ähnliche Embleme und Symbole vorstellen und an die verschiedenen Autoren mit freigebigen Händen vertheilt sind. Die Wuth, mit welcher auf beiden Seiten die Autoren kämpften, hatte keine Schranken mehr. Die weiteren Wirkungen dieser literarischen Klopffechterei, welche die deutsche Entwickelung auf das empfindlichste schädigte, werden wir weiter unten genauer verfolgen.

Einstweilen setzte die burschenschaftliche Bewegung ihren Siegeslauf fort auf den deutschen Universitäten. Am 18. October 1818 wurde „die allgemeine deutsche Burschenschaft“ constituirt. Es geschah auf einer, von der Studentenschaft der meisten Hochschulen beschickten Studentenversammlung in Jena. Die Wiederholung des Wartburgfestes hatte die weimarische Regierung gegen eigene Neigung, dem Druck von außen weichend, polizeilich verboten. Für 1818 wurde Jena zum Vorort der allgemeinen deutschen Burschenschaft gewählt, für 1819 Berlin. Der Bund wurde als ein christlich-deutscher bezeichnet, unter ausdrücklicher Ausschließung der Nichtdeutschen und der Nichtchristen; auch in anderen Dingen zeigte sich eine gewisse theologische Färbung.

Jedoch schien es, als sei nunmehr über die gesellschaftliche Verfassung der deutschen Studentenschaft definitiv in burschenschaftlichem Sinn entschieden. Allein es dauerte nicht ein halbes Jahr, da wandte sich unter dem Drucke theils der Schuld, theils des Verhängnisses, Alles ganz anders.

Ehe ich diese Krisis schildere, müssen wir uns noch mit einer zweiten Universität befassen, mit Gießen. Verlassen wir daher Jena, indem wir constatiren, daß seine Studentenzahl 1818 bedeutend wuchs, und daß es damals auf dem Höhepunkt seiner Blüthe stand, den es seitdem nicht wieder erreicht hat.

(Fortsetzung folgt).

Zerstreute Kapitel.

Von

Theodor Storm.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1872.

(Schluß.)

Kapitel X.

Während bei dem Urgroßvater sich das Leben in die kühle Tiefe des Hauses zurückgezogen hatte, saßen die Bewohner der Nachbarhäuser im Schatten wohlgestutzter Linden vor der Thür auf ihren Bänken. Beim Nachbar Krämer saß der Nachbar Schlachter; sie hatten mit Stahl und Feuerschwamm eben ihre Kalkpfeifen in Gang gebracht und den Kopf derselben sorgfältig mit einem Drathhütchen versichert, und schauten nun, ohne viel überflüssige Worte, auf das Treiben am Hafen und auf die jenseits liegende Schiffswerfte, von wo die tactmäßig herüberschallenden Hammerschläge ihnen die beruhigende Versicherung gaben, daß doch die Zeit nicht ungenützt entfliehe. — Daneben lag das Bäckerhaus; die Heißewecken und Eiermahne waren ausverkauft; die Bäckerfrau und ihre dicke Schwester mit dem runden rothen Gesicht in der schneeweißen Mützenkrause, „Fru Nawersch“ und „Jungfer Meddern,“ saßen sich gegenüber auf den vorspringenden Beischlägen; aber das emsige Nadelklirren ihrer großen Strickzeuge verstummte allgemach; denn, von Sommermüdigkeit übernommen, waren die Hände der guten Frauen in den Schoß gesunken, während der Kopf über den vollen Busen nickte. — Vor dem Wohnkeller des Hauses, zwischen den schwarzen jüt'schen Töpfen, welche auf der niedergeklappten Schlußluke feil gestellt waren, saß spinnend die weiße Katze des Kellermanns; mitunter bog sie den Kopf

zurück und rieb ihr rosiges Näschen an den gesalzenen Stockfischen, die vom Rande des Vorbaues herabbaumelten. Kinder waren nicht zu sehen; die kleinen hielten Sommerschlaf in ihren Bettchen, die größeren noch in der Schule; nur drüben vom „Helling" tönten ununterbrochen die gleichmäßigen Hammerschläge.

Da ging ein junger flüchtiger Schritt am Hause vorüber. „Fru Nawersch" und „Jungfer Meddern" erwachten, die Stricknadeln fingen mechanisch wieder an zu klirren; Jungfer Meddern hob ihre schwere Last ein wenig von dem Beischlag auf und ließ sie wieder sinken, indem sie tief schmunzelnd einen Gruß auf die Straße hinausnickte. „Mamsell F—sen!" flüsterte sie ihrer Schwester zu, die mit kleinen Augen zu ihr hinüberstarrte.

Und richtig! Es war das Großmütterchen; in leichter Kontusche eilte sie vorüber. — —

Nebenan in der Gasse, die kaum hundert Schritte weiter von Norden her in den Hafenplatz ausmündet, lag das neuerbaute Haus des Großvaters, in welchem zur Zeit noch eine Schwester ihm die Wirthschaft führte. Anders als das gegenüberliegende seines Vaters und die übrigen alten Giebelhäuser der Stadt, kehrte es der Straße eine breite Façade zu, aus deren Mitte über dem Kellergeschoß eine mächtige Steintreppe vorsprang. Kein düsterer Pesel, keine entlegenen Kammern befanden sich darin; die Fenster gingen entweder auf die helle Straße oder hintenaus ins Grüne, auf den Hof und den danebenliegenden Garten; auch die Räume der beiden unteren Hausböden empfingen ihr Licht durch stattliche Fensterreihen des Giebels, der mit seiner geschnörkelten Sandstein-Bekrönung in der Mitte des Hauses aufstieg. Hart daran lag das Packhaus mit Fahrpforte und Eingangsthür. — Der Urgroßvater drüben hatte im vorletzten Sommer Alles für den Sohn vollenden lassen, während dieser zu seiner kaufmännischen Ausbildung die Handelsstädte Frankreichs besuchte und entzückte Briefe über den milden Himmelsstrich nach Hause schrieb; ja, auf den Promenaden von Bordeaux, wo er derzeit weilte, hatte er einmal die linde Sommernacht auf einer Gartenbank verschlafen.

Aber jetzt war er wieder in der Heimath; sein Haus stand aufgerichtet und harrte nur der jungen Frau. Und eben war diese, für jetzt zwar eine Braut noch, von hinten durch die Hofthür eingetreten. Sie hatte in den untern Zimmern vergebens ihre junge Stellvertreterin gesucht; jetzt ging sie oben in den hellen Saal, an dessen tapezirten Wänden schon mancherlei Geräthe für die junge Wirthschaft aufgestellt war. Flüchtig sah sie ihr frisches Antlitz in den Spiegelscheiben des Mahagonischrankes vorüberwandeln, dessen Aufsatz mit vergoldeten Vasen und Guirlanden geschmückt war; dann trat sie in das Nebenzimmer, wo Reiseerinnerungen ihres Bräutigams, die Vernet'schen Ansichten der französischen Hafenplätze, an den Wänden hingen. Aber auch hier fand sie die Gesuchte nicht. — Als sie in den Saal zurücktrat, wäre sie fast erschrocken; eine lebensgroße weiße Gestalt, in der ausgestreckten Hand eine Schale haltend, stand ihr gegenüber auf dem zierlichen Untersatz des Ofens, der auf breiten Marmorfliesen ruhte. Sie mußte lachen; es war ja die Hygiea, welche man, wie ihr wohl bekannt war, gestern erst hier aufgestellt hatte; an der sie vorhin, ohne umzublicken, vorbeigegangen war.

Sie stand auf gutem Fuß mit dieser Göttin der Gesundheit, „der schönaugigen Beisitzerin des Apollo, ohne welche Niemand glücklich ist"; sie war eine der Auserwählten, die aus ihrer Schale einen vollen Trunk gethan. — Hochaufathmend in Glück und Lebensfülle trat sie an eines der Fenster und blickte in den Sommertag hinaus. Jenseit der Stadt, wohinaus der Blick über die niedrigen Häuser der vorliegenden Nebengasse frei war, zwischen dem grünen Festlande und der Nachbarinsel, breitete sonnenfunkelnd sich die Rhede aus; kaum erkennbar aus dem Geflimmer ragten die Masten eines großen Schiffes, einer Brigg ihres Schwiegervaters, die, von glücklicher Fahrt zurückgekehrt, seit kurzem dort vor Anker lag. Die junge Frau des Kapitäns hatte die Reise mitgemacht; und lebhaft wünschte sich das Großmütterchen das große Teleskop von der Bodenkammer ihres Schwiegervaters, um einmal nach ihr auszuschauen. Denn sie kannte sie wohl, die schlanke grauäugige Insulanerin; hatte sie doch letzte Woche erst mit Bräutigam und Schwiegerin einen

Besuch an Bord gemacht; und welch' ein angenehmer Nachmittag war das gewesen! Vorüber an der Schiffswand hatten sie den Tümmler tauchen, durch den Tubus des Kapitäns die Robben auf dem fernen Sande schlafen sehen; zu guter Letzt hatten sie auf Deck, während die Seeschwalben über ihnen gaukelten, nach der Violine des Leichtmatrosen einen English-Shake getanzt. — Wo waren hier noch Schatten?

Und doch, das Geschenk der Hygiea ist ein verhängnißvolles; wer zu tief aus ihrer Schale trinkt, der muß alle Augen brechen sehen, die ihm in süßer Jugendzeit gelacht. Aber auch dann noch zeigt sich die Gunst der milden jungfräulichen Göttin. Sie selbst, die das erfahren müssen, haben ihre heitern Augensterne auf die Gegenwart gerichtet; die Gespenster der Zukunft haben keine Macht über sie.

Das Großmütterchen stand noch am Fenster; sie blickte jetzt hinunter in die Straße nach dem vorspringenden Ausbau des schwiegerelterlichen Hauses; aber sie sah hinter den spiegelblanken Fenstern nicht das Leilach wehen, das, wie bald, durch seinen Schatten den Sarg eines gütigen und für das Leben selbst geschaffenen Mädchens mit jener herzerdrückenden Dämmerung umgeben sollte, die auf die Nacht des Grabes vorbereitet. — Sonnig und schweigend lagen die Räume um sie her, in denen, weit über ein zwiefaches Lebensalter hinaus, alles Menschengeschick über sie ergehen sollte; aber kein unheimlicher Nebel kroch aus den Ecken, kein Schrei hallte vorspukend durch das Treppenhaus hinauf. Lachend nickte sie dem neu erhobenen Götterbilde zu, und flog dann die Treppen hinab, leicht, wie sie gekommen war.

Im Kellergeschoß kam hinten aus der Gesindestube die Köchin im buntgestreiften Wollenrock und berichtete von unten herauf, daß die Mamsell „nur ein Gewerbe ausgegangen" und bald wieder da sein werde. — Das Großmütterchen ging wieder aus der Hofthür, dann rechts ein Steintreppchen hinauf in den Garten, wo zwischen gefälligen Partien im Jasmingesträuche das in Holz geschnitzte Bildniß einer Flora stand. Eine weitere Treppe, deren Geländer auf buntfarbigen Stäbchen ruhte, führte sie in den Obergarten. Hier waren noch die steifen gradlinigen Rabatten, der breite Steig dazwischen mit weißen Muscheln ausgestreut; perennirende Gewächse mit zarten blauen oder weißen Blumen und leuchtend gelben Staubfäden, andere mit feinen röthlichen Quästchen oder mit Blumen, wie aus durchsichtigem Papier geschnitten, dergleichen man nur selten noch in alten Gärten findet, daneben gelbe und bluthrothe Nelken blühten hier zu beiden Seiten und verhauchten ihren süßen Sommerduft.

Zu Ende des Steiges in der jungen Lindenlaube saß jetzt das Großmütterchen. Sie zog unter ihrem Brusttuche den dort verwahrten Brief hervor, den sie freilich schon daheim im Kämmerchen erbrochen und gelesen hatte. Aber das war ja nur das erste Mal.

„Mein theures liebes Lenchen!" — so lasen ihre Augen, und leise sprachen es die jungen Lippen nach —

„Den besten Dank für Ihre liebe und wärmevolle Zuschrift! Noch nie ist mir bei Eröffnung eines Briefes so wohl gewesen, und nie las ich mit mehrerer Begierde einen Brief als diesen.

„Meine gütige Frau Wirthin hatte mir soeben ein Gläschen eingeschenkt, das auf unser beiderseitiges Wohlergehen geleeret werden sollte; und da wir uns just von Ihnen, meine Liebe, unterhielten, ich mein Glück und meine erwünschte Wahl so mit vollen fröhlichen Empfindungen schilderte, da trat Vetter Asmus herein, nach dem ich mich schon verschiedentlich erkundigt hatte, und brachte mir Ihren so werthen Brief.

„Siehe da — es wurde eine Stille — ich erbrach ihn; ein Jeder hielte sein Gläschen in der Hand und erwartete das Ende, um sich nach Ihrem Wohlbefinden zu erkundigen.

„Mit voller Freude rief ich aus: Mein gutes Mädchen ist, dem Himmel sei gedanket, wohl! So lebe denn Ihre liebe Braut! — Wir klingten an; und es wurde Jubel um uns her.

„Heute bin ich wahrlich so recht seelenvergnügt, da mir die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden noch so neu ist. — Wenn ich gleich, meine Beste, die Abende niemalen in der Einsamkeit zubringe, so fühle ich doch immer, daß mir Ihre schätzbare Gegenwart fehlt. Doch die Hälfte der Zeit ist verflossen und binnen wenig Tagen

sehen wir uns wieder und genießen in einer unzerstörbaren Ruhe die echten Freuden dieses Lebens, wogegen alles andere hienieden doch — — — — — — — — und glauben Sie, daß ich ewig bin

Ihr zärtlich liebender — —"

Lächelnd und immer tiefer senkte sich der Kopf der jungen Leserin auf das Blatt in ihrer Hand, als hätten die lieben Worte sie zu sich herabgezogen. Sie hörte nicht den jugendlichen Schritt, der jetzt über die knirschenden Muscheln sich ihr nahte, nicht das rasche Zuschlagen eines Fächers; erst, als ein Arm sich um ihren Leib legte, blickte sie tief aufathmend in die ernsten Augen ihrer Schwiegerin.

Das Großmütterchen wollte ihren Brief verbergen; aber es gelang ihr nicht. „Mädchen, springe mir nicht so um den Busch!" rief die Schwester; und schon hatte eine kleine resolute Hand die ihre eingefangen. — Bald saßen die Mädchen, Wang' an Wange lehnend, und studirten nun gemeinschaftlich den Brief des ihnen beiden theuern Mannes. Standen doch auch praktische und sehr zu erwägende Dinge darin; denn wie viele Aufträge hatte der Gefällige nicht bei der Abreise in seinem Promemoria notiren müssen, für deren manchen ein männlicher Verstand nicht einmal reichen wollte! Zwar die Hummer für die liebe Frau Wirthin waren richtig angekommen, und das Fuhrgeld und das Futtergeld für unterweges hatte er sofort mit dem Fuhrmann abgemacht; auch der kirschrothe Taffet sollte mit Vergnügen besorget werden; aber wie sich die „florenen Fomeln" in dem letzten Briefe zu den zwei Ellen Milchflor in seinem Promemoria verhielten, das war selbst dem Scharfblicke der Liebe unentwirrbar geblieben.

Ein Lächeln mitleidiger Ueberlegenheit flog über das Gesicht der Mädchen. Wie man nur so was nicht verstehen konnte!

Der Brief war ausgelesen. — Auf dem ein wenig schärfer umrissenen Antlitz der Einen, unter den dunklen Brauen in ihren klugen Augen lag es plötzlich wie scheidender Abendstrahl; wie aus dunklem Antrieb schlang sie ihren Arm noch fester um die jüngere Freundin. So saßen sie schweigend, Jede ihren eigenen Gedanken lauschend.

Und leise über sie hin strich die Zeit. Sie wehte den Puder aus ihren blonden Haaren; sie blies unmerklich, aber emsig von dem einen jungen Antlitz das Roth des Lebens, um es einer frühen Vergessenheit zu überliefern. Aber die Augen der Braut lachten vor Seligkeit.

* * *

„Ja", sagte der Onkel — denn wir befinden uns noch immer an dem runden Tisch des Onkels — indem er die Pfeife absetzte und wie zu plötzlich vertraulicher Mittheilung sich gegen den geduldig zuhörenden Vetter neigte. „Hat er uns doch nicht, richtig, angeführt. Was habe ich euch gesagt? Lauter Dunst und Phantasie!" — Ich hatte die Briefstellen vorhin aus dem Gedächtniß angeführt; jetzt zog ich das dir bekannte „Promemoria" des Großvaters aus der Tasche, in welchem noch ein Theil des großelterlichen Briefwechsels aufbehalten ist. Wie in dem fahlen Gelb des seidenen Umschlages das einstige Rosa, so läßt sich in dem darauf gestickten Tempel mit dem flatternden Taubenpaare die zärtliche Bestimmung nicht verkennen, welche die Verfertigerin einst dieser Arbeit gab.

Mit gespannten Augen blickte Tante Friede über ihre Brillengläser nach dem verblichenen Kunstwerke, mir zugleich, in richtiger Erkenntniß meines Vorhabens, ihre freundliche Parteinahme zunickend. Ich aber hatte indeß aus den auf rauhem Papier geschriebenen Blättern, an welchen noch überall die kleinen rothen Familiensiegel haften, den vergilbten Liebesbrief des Großvaters hervorgesucht, und legte ihn jetzt schweigend vor dem Onkel auf den Tisch.

Da mußten Alle Respect haben; das war heiliges Papier. — —

Kapitel X.

Ich saß im Obergarten in der Lindenlaube; sie war von dem alljährlichen Kappen jetzt so verästet, daß es kaum noch des Laubes bedurfte, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Die alte Zeit war aus; die einst fast mit der Stadt zugleich entstandene Kirche, vor meiner Geburt schon, glücklich abgebrochen; an Stelle des altehrwürdigen Baues stand jetzt ein gelbes, häßliches Kaninchenhaus mit zwei Reihen

viereckiger Fenster, einem Thurm wie eine Pfefferbüchse und einem abscheulichen, von einem abgängigen Pastor verfaßten Reimspruch über dem Eingangsthore, einem lebendigen Protest gegen alles Heidenthum der Poesie. Die Denkmäler und Kunstschätze der alten Kirche waren auf Auctionen verkauft oder sonst verstreut; die schöne Kanzel war zertrümmert, den Altar aus Hans Brüggemann's Schule hatte ich selbst als Knabe in dem Pesel einer Branntweinsschenke stehen sehen, wo er unbeachtet allem Unfug preisgegeben war, bis er schließlich noch in einer Dorfkirche Unterkommen fand; die einst zur Seite des Altars befindliche Monstranz, ein kostbares Schnitzwerk von des großen Husumer Meisters eigner Hand, war spurlos verschwunden; nur das Muttergottesbild derselben war fast ein halbes Jahrhundert nach dem Abbruch der Kirche zwischen staubigem Gerümpel eines Hausbodens von einem kunstsinnigen Dänen aufgefunden und dann für immer der Vaterstadt des Meisters entführt worden. Keine Spur seines Lebens war in ihr zurückgeblieben, keine Spur jener Kunst, die besonders in unserm Lande sich einst zu einer Hauskunst ausgebildet hatte.

Das war eine pietätlose nüchterne Zeit gewesen, von allem Segen der Schönheit und der Kunst verlassen; und wir haben noch daran zu leiden. Aber die alten Herren der „vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft" hatten sie nur von fern am Horizonte aufsteigen sehen, bevor sie alle schlafen gegangen waren.

Auch das einst vom Urgroßvater so stattlich für den Sohn errichtete Haus hatte dieser Zeit seinen Tribut entrichten müssen. Die einst so behaglich in die Straße vorspringende Steintreppe war auf Anordnung der modernen Polizei zerschnitten und verhunzt; den hohen Giebel hatte man selbst herabgenommen, die steinerne Bekrönung sollte das Haus zu schwer gedrückt haben; sogar die hölzerne Flora hatte den ihr einst geweihten Garten mit, Gott weiß, welchem düstern Winkel vertauschen müssen.

Dort lag das Haus hinter dem mächtigen Ahornbaum, der mit seiner Krone fast das hohe Dach bedeckte. Es war jetzt ein altes, ein Familienhaus geworden; in allen Winkeln und auf allen Dielen lagen die Schatten vergangener Dinge; von Allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippschaft; denn auch die Todten gehörten mit dazu. Ja, Einige von uns wollten wissen, daß das Leben Jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kund zu geben ringe; droben in der Stube hinter dem Saal, wo noch die Vernet'schen Kupferstiche des Großvaters hingen, sollte es zu Zeiten recht „unruhig" zugehen.

Unter dem Dach auf den drei über einander liegenden Hausböden war alles Gerümpel aufgespeichert, das während eines zwei Menschenalter überdauernden Zeitraumes allmälig aus dem Gebrauch des Tages zu verschwinden pflegt; was man als abgenutzt bei Seite setzt, weil man den Muth nicht hat es fortzuwerfen, und was man vielleicht nie wieder berührt, es sei denn, daß das Leid oder die Leere der Gegenwart uns antreibt, zu den Zeichen einer reicheren Vergangenheit zu flüchten.

Der zunächst über dem unbewohnten zweiten Stockwerk belegene Boden mit seinen Winkeln und Treppchen und der gleich einem großen Kasten hineingebauten „Gewürzstube" war ein besonders heimlicher Ort, an dem ich manche Stunde meiner Knabenzeit verbracht habe. — Schon der Duft der Hagebutten und Lavendelsträuße, die hier auf den Fensterbänken getrocknet wurden, erregte meine Phantasie; es roch fast wie in einem Garten; aber wie in einem Garten der Vergangenheit. Zwar mit dem grauen Schranke, in dem die Großmutter ihr Sterbehemd bewahrte, mochte ich nichts zu schaffen haben; auch wurde es mir zuweilen unheimlich, daß dort unter der Dachschräge der große Ohrenlehnstuhl, in welchem einst der Großonkel seinen letzten Seufzer gethan hatte, immer so unverrückt auf seinem Platze stand, als warte er darauf, daß sich endlich wieder Einer in ihn hineinlege; aber gegenüber der altmodische buntfournirte Schrank mit dem hohen Aufsatz ließ mich diese widerstrebenden Gefühle überwinden. Auch er stand in feierlichem Schweigen und wie zur ewigen Ruhe gestellt; allein ich respec-

tirte dieses Schweigen nicht; ich wußte die Schubladen zu öffnen — noch höre ich dabei das Klirren der vergoldeten Messinggriffe — und mit lüsternem Grauen durchstöberte ich das in ihnen eingesargte Spielzeug einer vergangenen Zeit. Da lagen Perrücken und schwarzseidene Haarbeutel; da war ein Kästchen mit den Fächern der Großmutter, ein anderes mit den Bräutigamsmanschetten des Urgroßvaters; da war vor allem ein höchst ergötzliches und nützliches Instrument, ein sauber aus dunklem Mahagoni gearbeiteter „Buckelkratzer“, und endlich — sollte auch der Großvater sie gegen das Rheuma angewandt haben oder war es nur ein Vermächtniß des kleinen Wagemeisters? — eine große getrocknete Kröte, die Beine wie zum angestrengten Fortstreben ausgestreckt, in der Mitte des warzigen Leibes das Loch des Nagels, der es verhindert hatte und an dem sie, zur Gewinnung stärkerer Heilkraft, einst hatte crepiren müssen. — Lange und nachdenklich habe ich oft, vor der aufgezogenen Schublade knieend, dieses Ding betrachtet. Mitunter auch ergriff der Dunst der Vergänglichkeit, der aus all' den Raritäten aufstieg, mich so beängstigend, daß ich plötzlich fortrannte und die Treppen hinabsprang oder, lieber noch, am Geländer hinabrutschte, um nur bald wieder in die Region der Lebendigen zu gelangen.

Doch das geschah nur selten; meistens wurde auch der Inhalt der oberen Fächer einer behaglichen Musterung unterzogen; der schöne Tafelaufsatz aus mattem Porcellan, ein sitzender Apoll nebst seinen Musen, welchen letzteren freilich schon hier und da eines der zarten Fingerchen abhanden gekommen war. Das Reiseglas des Großvaters mit der Eigenschaft eines „Stamantjes“ und der Inschrift:

„Trink mich aus, leg mich nieder!
Steh ich auf, füll' mich wieder!“

die gläsernen Pocale mit dem rothen Gewebe in den Stengeln, mit eingeschmolzenen Schaumünzen oder auf dem Kelche eingeschliffenen Schäferscenen; insbesondere zwei gräuliche chinesische Pagoden, — Alles wurde behutsam herabgenommen und demnächst ebenso wieder an seinen Ort gesetzt.

Zwar sehr einsam war es hier, und an den Seitenräumen fielen tiefe Schatten überall; der hinter der Gewürzstube befindliche Theil des Bodens lag, da die Luken dort fast stets geschlossen waren, auch bei Tage im Dunkeln; von den nach der Gartenseite aus dem Dache vorspringenden kleineren Fenstern war das eine hinter großen Kisten versteckt, vor dem andern verbreitete die Laubkrone des Ahorns eine grüne Dämmerung; so dicht drängte sie sich heran, daß ich an Sommerabenden, wenn die Vögel zur Ruhe gegangen waren, mehrmals, wiewohl vergebens, versucht habe, einen schlafenden Sperling von den Zweigen abzupflücken. Selbst das um die Mittagszeit mir stets so traulich klingende Mörserstoßen aus der im Kellergeschoß liegenden Küche drang nicht herauf. Deutlich genug aber hörte man das Hämmern der Holzkäfer in den morschen Schränken, oder von den Packhausböden, die dort hinter den verriegelten Flügelthoren lagen, den behutsamen Tritt einer Katze, die einsam die steilen Treppen auf und ab spazierte. — Freilich nach Westen an der Straßenseite befanden sich zwei größere Fenster in dem hier aufsteigenden Giebel des Hauses — die Gewürzstube schloß das dritte ein — durch welche man über die Dächer auf die grüne Marsch und darüber hinaus auf das Meer sah; doch Alles, was sich dem Auge darbot, die weidenden Rinder, das vorüberziehende Schiff, die Mühle, welche jenseits am Horizonte auf der gleich einem Nebelstreifen oberhalb des Wassers hingestreckten Insel ihre Flügel drehte, — es war so fern, daß es nur wie ein Bild dalag und kein Laut von dort herüberdrang.

In dem freundlichen Raum vor diesen Fenstern, durch welche schon früh die Nachmittagssonne hereinschien, befand sich eines der Hauptstücke der ganzen Bodenwirthschaft: das „Gesundheitspferd“ meines Großvaters. — Daß er auf diesem Pferde die entflohene Gesundheit wieder eingeholt habe, ist kaum anzunehmen; denn der Tod, der dem ganzen Lebensritt ein Ende macht, hatte diesen liebreichen Mann schon während meiner frühesten Kindheit aus dem Kreise der Seinen fortgerissen. — Uebrigens war es eigentlich gar kein Pferd, sondern nur ein auf Sprungfedern ruhender, schön ausgenähter Sattel mit einem vierbeinigen Holzgestell darunter. Allein, ging die Be-

wegung auf demselben auch nicht vorwärts, so ging sie doch auf und ab, und manchen eben so ungefährlichen als vergnüglichen Spazierritt habe ich darauf gemacht; denn vorn befand sich eine Krücke zum Festhalten und an den Seiten hingen ein paar Steigbügel, in deren Riemen ich die Füße steckte, bis meine Beine allmälig zu ihnen hinabgewachsen waren. Nicht zu begreifen vermag ich jetzt, wo mir im sichern Lehnstuhl schon mitunter die Buchstaben nicht Stand halten wollen, wie ich, auf diesem Gesundheitspferde reitend, Spindlers dreibändige Romane, untermischt mit Schiller'schen Dramen, Eins hinter dem Andern weg zu lesen vermocht habe.

Auch alles dies ist lange nun vergangen. Jetzt, wo auch die Gespenster meiner eigenen Jugend in ihnen umgehen, betrete ich nicht gern mehr diese Räume.

— Neben mir in der Lindenlaube saß eine uralte Frau; es war meine Großmutter, die ich in den milden Septembersonnenschein hinausgeführt hatte. Noch vor einigen Jahren war sie rüstig genug gewesen und hatte es sich nicht versagen können, mit mir in die Familiengruft hinabzusteigen, welche an jenem Morgen zur Aufnahme eines jüngeren Familiengliedes geöffnet worden war. — Der mit schwarzem Tuch überzogene Sarg des Großvaters war noch wohl erhalten. Sie betrachtete ihn lange schweigend; dann suchte sie nach ihren Söhnen, welche sämmtlich, noch in den Kinderjahren, sich dieser stillen Gesellschaft hatten zugesellen müssen. Die kleinen Särge, außer einem, waren schon in Trümmer gefallen. Als wir von diesem den auch schon gelösten Deckel abgehoben hatten, da lagen unterhalb eines kleinen weißen Schädels — überaus rührend, als seien sie seit dem letzten Lebensathem unverrückt geblieben — die feinen Knochen eines Aermchens und eines ausgespreizten Kinderhändens. Die Großmutter tastete mit zitternder Hand an diesen armen Ueberresten; sie betrachtete aufmerksam den Sarg, nickte mit dem Kopf und sagte dann: „Das ist mein Simon; was für ein lustiger kleiner Junge war er!" Und als ich von ihr fort zu einem andern Sarge trat, sah ich, wie die Lippen der greisen Mutter sich noch einmal lang und innig auf die Stirn ihres lieben kleinen Jungen preßten.

— Von diesem ihrem Knaben, den sie einst gehabt, erzählte sie mir jetzt. Der Großvater hatte ihm ein kleines Gefährte mit zwei weißen Ziegenböcken geschenkt; damit war er überall umherkutschiert; die Ziegenböcke waren ein Paar eben so lustiger Gesellen gewesen wie ihr kleiner Herr. Sie hatten der Welt nicht nachgefragt; im Garten hatten sie die schönsten Nelken und Rammkeln abgefressen, auf der Straße waren sie mit ihren Hörnern in einen Haufen irdener Töpferwaaren gerathen, die zum Verkauf vor einem Keller ausgestanden; tausend Wirthschaft hatte es gegeben.

Die Großmutter lachte ganz herzlich; es war zu lustig, wie der Junge auf seine weißen Ziegenböcke peitschte; sie mußte noch mehr davon erzählen. Aber allmälig verwandelten sich die zwei Ziegenböcke in einen widerspenstigen Esel, auf dem „ein Ausbund von einem Jungen" zwischen den Beeten unseres Gartens umhertrabte, immer im Kreis um die hölzerne Flora, bis der Esel hintenausschlug und ihn in die Büsche warf.

„Großmutter," sagte ich leise; „das war wohl nicht dein Simon; ich glaube, das bin ich selbst gewesen."

Die alte Frau wurde plötzlich still; und ein Ausdruck von ergebener Trauer trat in ihr liebes Gesicht. „Ja, mein Kind," sagte sie endlich, „meine Nerven haben Bankerott gemacht; ich habe schon so viel erlebt."

Es war ihr in den letzten Jahren zuweilen begegnet, daß sie für unsere, der Jüngeren, Anschauung, weit auseinanderliegende Zeiten und Personen verwechselte. Wir suchten dann wohl einzuhelfen; aber wenn sie es bemerkte, schwieg sie gewöhnlich, wie in tiefer innerer Beschämung. „Gebrauch doch dann unser junges Gedächtniß, Großmutter!" rieth ich ihr einmal; aber sie sagte nur: „Man mag doch auch nicht lästig fallen."

Ihr frohes und bescheidenes Wesen hatte ein langes Leben mit ihr ausgehalten und tausend glückliche Stunden über meine Jugend gebracht; nun sie sich selbst nicht mehr zu helfen wußte, wollte es mit dem Frohsinn nicht mehr fort. Aber sie hoffte den wiederzusehen, mit dem sie die glücklichsten Stunden ihrer Jugend gelebt hatte, und auch ihre kleinen lustigen Jun-

gen, die ja hier auf Erden nicht zu Männern aufgewachsen waren.

Mit diesen ihren Todten mochte sie im Geiste verkehren, als sie jetzt so still an meiner Seite saß, die von Gicht gelähmten Hände in ihrem Schoß gefaltet; denn wie in seliger Zufriedenheit waren die halberblindeten Augen nach dem Gipfel des gegenüberstehenden alten Birnbaumes gerichtet, der einst mit ihrem Glücke jung gewesen war, und aus dessen Zweigen die gelben Blätter niedersanken.

* * *

Ich höre dich fragen: „Sind das die Reisebriefe, die du mir versprochen?" — Ich kann nur sagen: „Nimm fürlieb!" Und im übrigen, mögen die Manen meines Großmütterchens es mir verzeihen, daß ich, ein ungewandter Nekromant, aus der Nacht, in die es schon so tief versunken, ihr Jugendbild heraufzubeschwören suchte.

Literarisches.

Das heilige römische Reich von James Bryce. Vom Verfasser durchgesehene und vermehrte deutsche Ausgabe von Dr. Arthur Winckler. Leipzig, Verlag von Eduard Kummer. 1873.

In dem vorliegenden Werke tritt bei uns Deutschen ein englischer Rechtsgelehrter und Historiker auf, der unser lebhaftes Interesse verdient. Ranke schildert einmal am Beginne seiner englischen oder französischen Geschichte sehr lebhaft die Bedenken, welche der Plan, die Geschichte einer fremden Nation zu schreiben, in ihm hervorruft; doch bemerkt er mit Recht, wie den Nachtheilen einer solchen Stellung zum geschichtlichen Gegenstande der Vortheil völliger Objectivität unbefangenen Blickes, welcher die Gegenstände wie zum ersten Mal erfaßt, das Gleichgewicht halte. Diese Vorzüge machen auch das Werk von Bryce zu einer im höchsten Grade fesselnden Lectüre; wie mit einem umfassenden Blicke wird die Geschichte des heiligen römischen Reiches unserer Nation umspannt, ein Totalbild seines Wesens aufzufassen versucht. Folgende Grundzüge bieten sich als Ergebniß dieses Studiums. Das Werk des mittelalterlichen Reiches übte an sich selbst Vernichtung; obwohl dem Anscheine nach die Nationalitäten bekämpfend, beförderte es dieselben vielmehr. Es zähmte die Barbarenvölker des Nordens und fügte sie in die Schranken der Civilisation. Künste und Literatur des Alterthums blieben in Ansehen. Bei Gewalt und Bedrückung zeigte es seinen Unterthanen die Pflicht vernunftgemäßen Gehorsams gegen eine Autorität, deren Losung „Friede und Religion" war. Mochte der Nationalhaß zur höchsten Stufe gelangt sein, gerade dann hielt es fest an der Idee eines großen europäischen Gemeinwesens. Und während es alles dieses ausführte, hob es in Wirklichkeit das Bedürfniß nach einer ihm ähnlichen centralisirenden und despotischen Macht auf; es befähigte die Menschen zu einem richtigen Gebrauch der Unabhängigkeit; es lehrte sie, sich zu jenem Begriff freiwilliger Thätigkeit und derjenigen Freiheit zu erheben, welche über dem Gesetze, doch nicht wider dasselbe steht, und der die nationale Unabhängigkeit, wenn sie überhaupt ein Segen sein soll, selbst nur ein Mittel sein darf.

Abhandlungen aus dem Proceß- und Strafrecht. Eine Habilitationsschrift. Von Dr. jur. Paul Kayser, Gerichts-Assessor z. Z. bei der Staatsanwaltschaft des königlichen Stadtgerichts zu Königsberg i. Pr. I. Abhandlung. Die Gemeinschaft der Rechtsmittel nach gemeinem deutschen und altpreußischen Proceß. II. Abhandlung. Die Strafgesetzgebung der Römer gegen Vereine und Versammlungen. Berlin, Verlag von Leonhard Simion, 1873.

Von den beiden hier vorgelegten Abhandlungen wird das größere Publicum die zweite mit lebhafterem Interesse lesen. Die Strafgesetzgebung der Römer in Beziehung auf Vereine gestattet einen Rückschluß auf den Bestand derselben in den verschiedenen Epochen des römischen Staatswesens. Von den ältesten Zeiten ab gewahrt man im römischen Staatswesen Vereinigungen mannigfaltiger Art; die Staatsbeamten sind zu gewissen Körperschaften vereinigt, religiöse Vereine durch alle Schichten verbreitet, gewerbliche Verbände, was sicher am meisten unser Interesse erregt, nach dem Lebensberufe gebildet, die mit dem Wachsthum der Stadt sich erweitern und zuletzt als geschlossene politische Körperschaften auftraten. Die Strafgesetzgebung, gegenüber solchen Vereinigungen, ist gerade in unserer Zeit bei Arbeitergenossenschaften und Kirchen von hoher Wichtigkeit, und der Verfasser hat die wechselnde Geschichte derselben gelehrt und scharfsinnig dargestellt.



Werth und Zukunft des Fleischextractes.

Von

J. Vogel.

Es war im Jahre 1847, als J. v. Liebig in seiner klassischen Arbeit „Ueber die Bestandtheile der Flüssigkeiten des Fleisches" auf ein leimfreies Fleischextract aufmerksam machte, um dieses statt der leimreichen Bouillontafeln zum Gebrauche einzuführen. Dieses Fleischextract giebt wie bekannt mit ca. 32 Theilen Wasser und etwas Salz sogleich eine starke wohlschmeckende Fleischbrühe.

Da es sich lange Zeit unverdorben hält und wenig Raum einnimmt, so wurde dieses Präparat in Beziehung auf Diätetik und Verproviantirung alsbald nach dessen Entdeckung von Sachverständigen als zu einer sehr wichtigen Rolle berufen angesehen. Doch war die Darstellung und der Verbrauch des Fleischextractes bis zum Jahre 1864 immerhin noch eine verhältnißmäßig geringe und wer hätte es damals, als das Fleischextract eigentlich nur aus der Apotheke in kleinen Portionen verschrieben wurde, für möglich gehalten, daß dessen Fabrication zu einem mächtigen Industriezweig heranwachsen sollte, daß in Südamerika eine Fleischextractfabrik entstehen werde, welche schon nach wenigen Jahren über 1500 Menschen Unterhalt verschaffte, ja sogar das Erblühen einer Stadt von mehr als 2000 Einwohnern veranlaßte, — eine Fabrik, welche an der Hauptniederlage in Antwerpen, wo die Umpackung vorgenommen wird, 40 Arbeiter beschäftigt (1869), welche besoldete Agenten in jedem Winkel der civilisirten Welt besitzt und eine ganze Flotte von Handelsschiffen in Bewegung setzt? Welch' ein gewaltiger Unterschied zwischen den ersten Anfängen zu einer Fabrication von Fleischextract in der Hofapotheke zu München, wo man in der ersten Zeit (1850) kaum einen Centner Fleisch, d. i. kaum den zehnten Theil eines Ochsen, jährlich als Material zu diesem Präparate verbrauchte, und der Fabrik zu Fray-Bentos, wo man im Jahre 1872 das Fleisch von 150,000 Stück Rindern zu Extract verarbeitete?

Neuerer Zeit schien dem Fleischextract von mehreren Seiten Gefahr zu drohen und zwar aus dem Umstande, daß dasselbe nicht mehr, wie dies früher wohl zu geschehen pflegte, als ein Nahrungsmittel und zwar als ein concentrirteres wie Milch, Fleisch u. a., sondern nur als ein Genußmittel ausdrücklich bezeichnet wird, — dann aus dem Umstande, daß es möglich erscheint, an-

statt des Fleischextractes das Fleisch, ja die lebenden Thiere selbst, von Fray-Bentos auf den europäischen Markt zu bringen.

Ueber den Werth des Fleischextractes als Bestandtheil der menschlichen Nahrung hat v. Pettenkofer als hervorragender Sachverständiger einige höchst interessante Anhaltspunkte gegeben (Annalen der Chemie 14. Juni 1873), welchen wir durch diese auszugsweise Mittheilung eine größere Verbreitung in weiteren Kreisen verleihen möchten.

Was den jüngst geltend gemachten Vorwurf betrifft, das Fleischextract sei kein Nahrungsmittel, indem es weder Eiweiß, noch Fett u. dgl. enthalte, so ist vor allem zu bemerken, daß der Gehalt an diesen Nahrungsstoffen im Fleischextract von dem Entdecker eigentlich nicht behauptet worden ist. Im Gegentheil, J. v. Liebig's erster Grundsatz bei Ausarbeitung der Darstellungsmethode war, das Präparat nicht nur frei von Eiweiß und Fett, sondern auch frei von Leim zu gewinnen, um dessen Haltbarkeit zu sichern.

Das Fleischextract ist aber nicht einmal als ein neues Genußmittel anzusehen, womit die Wissenschaft die bisherigen Vorräthe menschlicher Kost bereichert hätte; Fleischextract ist seiner Natur nach nichts Anders als Fleischbrühe in condensirtem haltbaren Zustande. Fleischbrühe aber ist, wie man weiß, ein uraltes, längst und viel gebrauchtes Mittel, seine guten Wirkungen bedürfen der Erprobung durch die Praxis nicht mehr. Der ganze Unterschied zwischen Sonst und Jetzt besteht darin, daß durch die Errichtung der ersten großen Fleischextractfabrik in Fray-Bentos die wahre und wirkliche Essenz der Fleischbrühe nach J. v. Liebig's vortrefflicher Methode in größtem Maßstabe hergestellt wird und eben deshalb zu überraschend billigen Preisen.

Als Essenz für Fleischbrühe sind früher die viel kostspieligeren Bouillontafeln im Handel gewesen, aber diese sind bekanntlich nicht Fleischextract, sondern wesentlich nur Leim mit einigen riechenden, färbenden und schmeckenden Substanzen, von denen die wenigsten vom Fleische stammen. Es wird nicht erst jetzt Fleischbrühe genossen und probirt, sondern es wird jetzt nur, verhältnißmäßig billig bessere in größeren Mengen consumirt als sonst.

Es ist kaum der Mühe werth, der absurden Angabe zu erwähnen, daß das Fleischextract sogar ein Gift sei. Wir wollen gern zugeben, daß es möglich war, Thiere durch ungewöhnlich große Gaben von Fleischextract, wie sie ein vernünftiger Mensch niemals freiwillig nehmen würde, zu tödten. Aber was ist diese schädliche Wirkung Andres als die eines jeden Uebermaßes, wie man sich ja auch durch Fleisch, Brot oder Bier krank machen und tödten kann.

Aus solchen Unglücksfällen wird doch Niemand die Lehre ziehen wollen, sich von nun an des Essens und des Trinkens oder des Fleischextractes zu enthalten. Daß man Fleischextract täglich in ziemlicher Menge und länger fortgesetzt nicht nur ohne Gefahr, sondern sogar mit großem Behagen und Nutzen verzehren könne, dafür sprechen die übereinstimmenden Berichte zweier berühmter Reisender im Süden und Norden, Rohlfs und Whymper, welche Beide die Vorzüge des Fleischextractes auf ihren langen Reisen durch Afrika und Nordgrönland nicht genug zu rühmen wissen.

In Betreff der anderen Frage, ob durch Einführung des Fleisches oder lebender Thiere selbst nach Europa die Zukunft des Fleischextractes gefährdet erscheine, ist wohl kaum zu bezweifeln, daß solches in der Folge noch erreicht werden dürfte, einmal durch Verbesserung der Fleischconservirung, dann durch Beschleunigung des Transportes.

Es soll neuerer Zeit in der That gelungen sein, die Ueberfahrt auf nicht drei Wochen zu beschränken. Indeß haben sich die auf solche Weise lebend transportirten Rinder dem Vernehmen nach nicht als eine besonders mastungsfähige Gattung herausgestellt. Doch auch abgesehen hiervon würden, wie v. Pettenkofer richtig hervorhebt, die Fleischextractfabriken noch keineswegs ihre Arbeit einzustellen haben.

So wenig das Fleischextract das Fleisch, ebenso wenig ersetzt das Fleisch das Fleischextract. Letzteres verhält sich zum Rohstoffe, dem Fleische, ähnlich wie Butter und Käse zu ihrem Rohstoffe, der Milch. Obschon Milch ein besseres und vollständigeres Nahrungsmittel ist als Käse und Butter, so müssen diese doch auch noch dargestellt werden, wenn es auch dereinst ge-

lingen sollte, frische Milch in die weitesten Entfernungen zu versenden. Butter und Käse werden nicht blos deshalb dargestellt, weil man die Milch nicht als solche am Orte der Erzeugung verwerthen kann, sie werden auch ihrer selbst willen bereitet.

Daß von einem Verdrängen des Fleischextractes durch größere Fleischmengen nicht die Rede sein könne, dafür spricht die merkwürdige Thatsache, daß gerade in zwei Städten, wo notorisch das meiste Fleisch verhältnißmäßig verzehrt wird, — in London und Hamburg — auch der Consum an Fleischextract der relativ höchste bisher geworden ist.

Will man die Essenz der Fleischbrühe auch keineswegs als Nahrungsmittel, sondern nur als unschädliches Genußmittel auffassen, so erscheint dessen Bestehen doch gesichert.

Wie nothwendig und unentbehrlich den Menschen die Genußmittel sind, dies erkennen wir auf das deutlichste aus der Bierconsumtion unserer Tage; sie nimmt beständig zu, obschon alle Lebensmittelpreise ungewöhnlich steigen. Man bedarf zur Herstellung eines Liters Bieres ungefähr einen halben Liter Gerste; hiernach wäre es für die Ernährung offenbar vortheilhafter, die Gerste in Mehl zu verwandeln und als Brot zu verzehren, statt mit Mühe und Kosten ein Getränk daraus zu bereiten, dessen Nahrungswerth natürlich weit unter dem des Brotes steht, — zwei Liter Bier entsprechen im Stickstoffgehalte 44 Gramm weißen Brotes — ja von Manchen geradezu unter die Genußmittel gezählt wird. Wir wissen ja auch die Bedeutung des Thee- und Kaffeegenusses nur höchst unvollkommen zu erklären und zu motiviren, obgleich als Thee- und Kaffeebestandtheil ein sehr stickstoffreiches Alkaloid, das Theein, entdeckt worden ist. Und doch, wie groß ist der Consum dieser beiden Genußmittel, wir fühlen eben, daß dieselben auf unseren Organismus wohlthuend einwirken. Ohne Zögern stimmen wir dem prophetischen Ausspruch bei: Es wird eine Zeit kommen, da in jeder ordentlichen Küche ein Topf mit Fleischextract gerade so nothwendig vorhanden sein muß wie jetzt Pfeffer und Salz.

Wollen wir zum Schluß nach den Gründen fragen, welchen die Fleischextractfabrication ihren großen Aufschwung, einen immer steigenden Absatz zu verdanken hat, so ist die Antwort hierauf nach meinem Dafürhalten eine ganz einfache. Das einzige Geheimniß des überraschenden Erfolges besteht darin, daß die Leiter des Unternehmens in Fray-Bentos, unterstützt von gründlichen mercantilen, mechanischen und wissenschaftlichen Kenntnissen, mit äußerster Sorgfalt gewissenhaft die Liebig'sche Methode und Anleitung bei der Fabrication des Fleischextractes befolgen. Die Begutachtung J. v. Liebig's und die Beifügung seines großen Namens — für die Vortrefflichkeit des Präparates Gewähr leistend — hat das Vertrauen des Publicums den Producten dieser Anstalt mit Recht vorzugsweise zugewandt.

Es ist mit freudiger Dankbarkeit als ein günstiges Geschick anzuerkennen, daß es ihm — dem nun heimgegangenen Erfinder — noch vergönnt gewesen, diesen entscheidenden, durch seine Bemühungen erzielten Fortschritt auf dem wichtigen Gebiete menschlicher Ernährung erlebt zu haben.

Er selbst äußerte, nachdem die erste Nachricht von dem Gelingen der Fabrication an ihn gelangte: „Seit langem hat mich nichts so sehr erfreut." Von jeher hat J. v. Liebig mit besonderer Vorliebe der gründlichen Erforschung aller Klassen von Nahrungsmitteln seine Thätigkeit zugewendet; im Jahre 1842 (6. Juni) — also lange vor seiner Arbeit über die Bestandtheile des Fleisches — schrieb er mir:

„Ich lasse soeben alle Arten Nahrungsmittel untersuchen für ein künftiges Werk, was uns fehlt und was die Physiologie und Diätetik schlechterdings bedarf. Es ist wirklich unbegreiflich von den Chemikern, wir machen alle Arten von Untersuchungen, die im Grunde der Menschheit ganz gleichgültig sein mögen, und können in unseren Vorlesungen nicht sagen, was Brot ist und wie sich Weizen- von Roggenbrot unterscheidet."

Schon vor Jahren war beabsichtigt, die Büste J. v. Liebig's von Blumen umgeben auf einem freien Platze vor der Fabrik in Fray-Bentos aufzustellen; ich weiß nicht, ob dieser Ausdruck dankbarer Huldigung ins Werk gesetzt worden, jedenfalls aber ein Denkmal unvergänglicher als von Erz

steht dem großen, unermüdlichen Forscher in den Herzen der Mit- und Nachwelt errichtet.*

Die Algodonbai.

Von

E. Freiherrn v. Bibra.

Unsere Skizze bezieht sich auf einen Punkt der Westküste von Südamerika, die Algodonbai, welche unter 22° 6′ südlicher Breite und 70° 6′ 20″ westlicher Länge von Greenwich liegt, einen Küstenpunkt der Wüste von Atacama in Bolivien.

El desierto de Atacama, die Steineswüste im Lande Bolivien!

Und dennoch hat es seine Berechtigung, von diesem wüsten und öden Winkel der Erde zu erzählen, der wenig bekannt ist, und von Naturforschern wohl nur höchst selten betreten wurde.

Nur oberflächlich mag die Ausdehnung dieser Wüste erwähnt werden, da eine genaue Bestimmung derselben nicht möglich.

Die Länge der Wüste auf bolivianischem Gebiete mag etwa 150 Stunden betragen, indessen ist ihre Längsausdehnung eine bedeutend größere, da gegen Nord in Peru, gegen Süd in Chile die Landschaft auf weite Strecken hin denselben sterilen Charakter trägt. Ihre Breite dagegen mag auf 40 bis 50 Stunden geschätzt werden, da die hohe Cordillera so ziemlich gleichmäßig in dieser Entfernung von der Meeresküste verläuft, und am Fuße jener riesigen Bergeskette die Wüste ihr Ende erreicht.

Sehen wir jetzt ein wenig, wie dieser westliche Auslauf der Wüste von Atacama, die soeben erwähnte Meeresküste, beschaffen ist.

Am 30. Januar 1850 liefen wir in den Hafen von Cobija ein, und von dort an beginnt der eigentliche und bezeichnende Charakter des Litorals, ja Cobija selbst, die bedeutendste Handelsstadt Boliviens an der Westküste, hat bereits ein ganz eigenthümliches Aussehen.

Man glaubt, von einiger Entfernung aus, einige Hunderte größerer und kleinerer viereckiger Kisten in einer gewissen Ordnung an einander gereiht zu sehen, etwa in der Art, wie Kinder mit sogenannten Bauhölzern vielleicht eine Stadt „aufbauen" würden, und erst wenn man in den Hafen selbst eingelaufen ist, bemerkt man, daß man menschliche Wohnungen vor sich hat, welche aus ungebranntem Lehm erbaut und, mit sehr wenigen Ausnahmen, mit flachen Dächern versehen sind. Ja, ich habe dort Wohnungen, denn Häuser kann man wahrlich nicht sagen, gesehen, welche aus Blech construirt waren, indem man das Blechfutter alter Kisten, in denen Waaren über See gebracht worden waren, an in die Erde gerammte Pfähle befestigte, und Thür und Fenster durch Einschnitte herstellte.

Diese sonderbare Stadt liegt auf einem schmalen, kaum eine englische Meile breiten Landstreifen, begrenzt gegen Westen von der See, gegen Osten aber von röthlichen, kahlen Felsenbergen, welche steil drei- bis viertausend Fuß hoch emporsteigen, und bei denen die Wüste ihren Anfang nimmt.

Am Fuße dieser Berge heben sich Gruppen spitzer, kegelförmiger Felsen eines basaltischen Gesteines, einzelne solcher Felsenkegel treten selbst in der Stadt hervor, und die Küste ist fast vollständig mit denselben gesäumt.

Was die Flora betrifft, so ist sie durch einen an zwanzig Fuß hoch werdenden Cactus vertreten, an dessen Stämmen die eine Hälfte der dortigen Thierwelt lebt, eine Landschnecke; die zweite Hälfte dieser Thierwelt wird durch einige Fliegen repräsentirt.

Das Wasser endlich beziehen die Einwohner von Cobija aus zwei spärlich fließenden und salzhaltigen Quellen, von welcher die eine übrigens zu Zeiten auch Kupfer führen soll, und diese Quellen verdanken ihrerseits wieder, ohne Zweifel, ihren Ursprung den Nebeln, welche sich

---

* Wir wollen nicht versäumen, bei dieser Gelegenheit noch einmal auf die bereits in der Septembernummer der Monatshefte von uns besprochene Brochüre hinzuweisen, welche kürzlich als das zweite Heft von Max Pettenkofer's Vorlesungen im Vieweg'schen Verlage erschienen ist, und worin die Ansichten Pettenkofer's „Ueber Nahrung und Fleischextract" in einem Schreiben an Herrn Joseph Bennert, Generalagent der Liebig's Extract of Meat Company, ausgesprochen sind.

täglich gegen Abend auf die Spitzen der Berge niedersenken, denn Regen fällt nie, wenn man nicht einen alle zwei oder drei Jahre einmal sich bis an den Fuß der Berge niederlassenden Nebel also nennen will.

Erdbeben sind dagegen häufiger, und bringen zu Zeiten eine Abwechselung in die Einförmigkeit der Landschaft, durch die von den Felsen niederrollenden Blöcke, durch das Eindringen der See in die Stadt und andere Annehmlichkeiten, welche bekanntlich die Begleiterinnen der Erderschütterungen zu sein pflegen.

Einfach ergeben sich aber nun zwei Fragen:

Was hat Menschen in diesen wüsten Erdenwinkel geführt, in welchem kein Blatt grünt, und nur einige Fliegen ein zweifelhaftes Vergnügen an ihrem Dasein finden?

Und dann zweitens:

Von was leben diese dreitausend Menschen, diese aus Bolivianern, Chilenen und selbst aus Europäern (Franzosen und Engländern) zusammengewürfelte Bevölkerung?

Nun, der Held Profit führte sie dorthin, derselbe Held, der schon die handelsbeflissenen Phönicier zu kühnen Seefahrern machte, und so lange die Welt steht, natürlich ohne dem Ruhme, der Ehre, der Vaterlandsliebe und anderen dergleichen Dingen zu nahe treten zu wollen, in den Bestrebungen der Menschen eine höchst bedeutende Rolle spielt.

Von Cobija aus führt etwas, das eine Aehnlichkeit mit einem Wege hat, ja, von Einigen selbst eine Straße genannt wird, durch die Wüste, und über die hohe Cordillera nach dem mehr bewohnten Bolivien, und das Geschäft mit den zur See nach der Hafenstadt Cobija gebrachten Waaren, dorthin, nach Bolivien, wirft einen enormen Vortheil ab. Deshalb also!

Auf der anderen Seite versieht derselbe Held Profit seine Schützlinge in der Wüstenstadt Cobija auch wieder mit Speise und Trank.

Schiffe von den anderen Hafenstädten der Westküste bringen die Nahrungsmittel dorthin; Früchte, Gemüse, Schlachtvieh, Spirituosen und selbst das Futter für die Pferde und Maulthiere werden auf solche Weise eingeführt, und daß anständige Preise erzielt werden, mag daraus erhellen, daß ich dort 68 Wassermelonen, von denen man in Valparaiso 18 bis 20 Stück für einen spanischen Thaler kauft, um 114 Thaler verkaufen sah.

Verlassen wir aber nun Cobija mit seiner rentabeln Spedition und theuern Melonen, und begeben uns nach der Algodonbai, welche uns wenigstens nähere Blicke in das Wesen der Wüste von Atacama gestattet.

Der etwa 18 bis 20 Stunden betragende Weg wird bei halbweg günstigem Winde in dem dritten Theile der Zeit zurückgelegt, und bietet alle Annehmlichkeiten einer Küstenfahrt.

Die riesige Größe der See gelangt erst zur Geltung durch die Folie des Landes, von welchem aus man sie betrachtet, oder welches man in Sicht hat, und während so auf der einen Seite der Blick in unendliche Fernen schweift, zeigt sich uns auf der anderen die Küste wie ein von einer mächtigen Walze abgerolltes Bild, und wenngleich, so wie hier, stets einen ähnlichen Charakter tragend, doch wieder stets wechselnde Bilder bietend, welche bereits gemachte Erfahrungen bestätigen, neue erwerben lassen, und zugleich, durch Unerklärliches, mächtig die Phantasie erregen.

So hier die kolossalen Felsenberge, die bisweilen stundenlang, einer Riesenmauer gleich, steil in die See abfallen, und an deren Fuß sich tobend und brausend die Brandung bricht.

Dann trennt plötzlich eine Schlucht die gewaltige Mauer, eine Schlucht, welche die Felsenberge von ihrem Gipfel bis zum Fuße gespalten hat, und die uns finster und unheimlich angähnt, während die See sich donnernd und schäumend in ihre Sohle stürzt.

An anderen Stellen säumt ein langer weißer Streifen den Fuß des Gebirges, mit dem die leicht gekräuselten Wogen des Meeres zu kosen scheinen, und fast symmetrisch geordnet stehen auf der weißen Fläche schwarze, kegelförmige Formen, welche der Schreiber dieses anfänglich ziemlich naiv für Indianerhütten hielt, bis ein guter Feldstecher von Plössel dieselben als die unvermeidlichen Basaltkegel der Küste erkennen ließ.

Dann endlich mehren sich diese weißen Stellen und die basaltischen Formen, landzungenartig treten sie bisweilen in die See, während die steilen Felsenberge sich in mäßige Entfernung zurückziehen und bescheidenen Raum geben für menschliche Ansiedelungen, und in der That haben wir jetzt die Algodonbai erreicht, und mit ihr eine solche Ansiedelung.

Abermals aber hat der Held Profit, genau so wie in Cobija, dorthin seine Jünger geführt, wie Jason seine Argonauten nach dem goldenen Vließ, aber hier nach Kupfer.

In der That waren es die reichen und ergiebigen Kupferminen allein, welche dort eine größere Niederlassung begründeten, und zur Zeit, als ich die Werke besuchte, beschäftigten die drei dort befindlichen Minenbesitzer, ein Franzose, Maximien Latrille, ein Engländer, Thomas Heloby und ein Nordamerikaner, etwa an vierhundert Bergleute.

Unfern des Landungsplatzes liegt die Besitzung des Letzten, welche er Tocopilla genannt hat, ein nur aus dem Erdgeschosse bestehendes Haus und eine Anzahl von Schuppen, dicht aber am Ufer der See befindet sich eine kleine Hütte, in welcher Seewasser destillirt wird für den Gebrauch des amerikanischen Minenbesitzers, seine Mineros und für die Pferde und Maulthiere. Wechselweise hebt Dampf- oder Windkraft das Seewasser in den Apparat, und man erzeugt auf diese Weise täglich etwa fünfhundert Gallonen gutes und trinkbares Wasser, da auf stundenweite Entfernung keine Quelle zu finden, aus der man es entnehmen könnte.

Auf diesen Wassermangel der Küste komme ich später zurück, billig aber wird man es finden nun, wenn auch nur mit wenigen Worten, von den Kupferminen selbst zu berichten, da das Stück Cultur, welches man in der Bai findet, ihnen allein sein Dasein verdankt.

Ich habe weder in Erfahrung bringen können, wie lange schon jene Erzgänge bearbeitet werden, und eben so wenig auch nur annähernd, was die Gesammtausbeute jährlich beträgt, da die Besitzer fast aller Bergwerke an der Westküste, theilweise nicht ohne Grund, den Schleier des Geheimnisses über dieselben breiten; aber ergiebig sind jene Werke, und reiche Schiffsladungen gehen jährlich von dort nach Europa, da nicht eine Stufe im Lande selbst an der Westküste zu Gute gemacht wird.

Was den Abbau der Gruben, die Gewinnung der Erze betrifft, so wäre ein regelrechter Bergmann wohl nicht immer sonderlich erbaut von demselben, doch hat man Schacht und Stollen, und arbeitet mit Schlägel und Eisen, aber die Förderung ist Rückenförderung, das heißt, man schleppt die Erze in Ledersäcken auf dem Rücken zu Tage, und die Fahrten bestehen aus Baumstämmen, in welche man leichte Kerben eingehauen hat, um Fuß fassen zu können.

Nicht uninteressant ist das ziemlich rasche Steigen der Temperatur gegen die Teufe der Gruben zu, was ohne Zweifel von der an der Westküste verhältnißmäßig geringeren Stärke der Erdrinde herrührt, welche auch die häufigen Erdbeben bedingt. So fand ich in der Grube Rosario vor der Einfahrt im künstlichen Schatten + 18.7° R. Bei etwa zwanzig Fuß Tiefe: + 17.0° R. Bei hundertundfünfzig Fuß: + 19.0° R., und bei dreihundert Fuß: + 20.5° R.

Die reichen, und mitunter höchst seltenen Erze zu besprechen, welche dort brechen, ist selbstverständlich nicht statthaft, doch aber mag ich bemerken, daß sich zu jener Zeit unter den Gruben des Monsieur Latrille ein Schacht befand, der einzig in Atacamit, einem höchst seltenen Kupfererze, eingetrieben war, und will beifügen, daß eine ziemlich vollständige Sammlung der dort vorkommenden Erze, sowie eine Suite der Bergarten der Bai, sich in meinem Besitze befindet, und mit dem größten Vergnügen Jedem zur Ansicht bereit steht, der sich für Aehnliches interessirt.

Wie bereits erwähnt, sind in der Algodonbai und an verschiedenen Stellen von dort aus gegen Nord die steilen Felsenberge zurückgedrängt, und zwischen ihnen und der See finden sich ebene Flächen, hier und da von basaltischen Gesteinen durchbrochen und gänzlich mit gelblichweißem Muschelgruse bedeckt, der bisweilen eine feste, zusammenhängende Masse bildet und nicht selten mächtige Ablagerungen von Knochen der Seesäugethiere zeigt, Reste von Walen und Robben, welche das

Meer ausgeworfen und die Sonne gebleicht hat.

Scharf aber grenzen die Felsenberge gegen das Land hin die Aussicht ab, und dieser Anblick mag steril, sicher aber nicht pittoresk genannt werden.

Klimmt man aber am Fuße des Gebirges eine kleine Strecke aufwärts, so tritt uns, wenn wir zurückblicken, ein wildschönes Bild vor Augen.

Die See belebt.

Springfluthen von zwanzig und dreißig Fuß, ja, nachweisbar noch höher, dringen in Längen von vier- bis fünfhundert Fuß donnernd und brausend an gegen das Land, sie überfluthen die basaltischen Felsen, und lassen sie für einen Augenblick verschwinden, im nächsten aber stehen sie schwarz und glänzend wieder da, und auch die erstürmende Wassermasse ist spurlos verschwunden.

Ist man höher angestiegen an irgend einer erklimmbaren Stelle des Gebirges, so gewährt es einen eigenthümlichen Anblick, in der Ferne sich dieses Schauspiel wiederholen zu sehen.

Aus dem ruhigen, und dort tief dunkelgrünen Spiegel der See hebt sich plötzlich eine Hunderte von Fuß lange Welle, mauerartig sich thürmend und mit rapider Schnelle anstürmend gegen das Land. Aber sie ist bereits verschwunden, bis der ferne Donner ihres Sturzes an unser Ohr dringt.

Es ist hier nicht der Ort, Theorien aufzustellen über den Grund dieser Erscheinung, aber ich glaube, daß an nicht vielen anderen Küsten so gewaltige Springfluthen auftreten wie eben dort. Dagegen will ich noch eines Punktes der Algodonbai erwähnen, wo diese riesigen Wassermassen im Vereine mit den Felsen der Küste ein groteskes und wildromantisches Bild bieten.

Unweit der Niederlassung des oben genannten Engländers bilden die schwarzen, basaltischen Felsen eine zusammenhängende Gruppe, welche steil aus dem Meer aufsteigt und halbinselartig in die See hinausreicht.

Ein unregelmäßiges Viereck bildend, hängt aber nicht die ganze eine Seite derselben mit dem Lande zusammen, sondern die See bildet hier einen Einschnitt in die Felsenmasse, eine schmale, kaum zehn Fuß breite Bucht, welche etwa zwei Drittel der Länge der Halbinsel beträgt und mit einer Höhle endigt, die in die Felsen mündet.

Die Höhe der in die See ragenden Felsen-Halbinsel beträgt nun etwa vierzig Fuß, und die gewöhnlichen, oben erwähnten riesigen Brandungswellen reichen dennoch nicht bis auf die Höhe, bis auf die Plattform der Felsengruppe, sondern zerschellen mit dumpfem Brausen an den Felswänden.

Jetzt aber dringt eine neue, noch größere Riesenwelle gegen das Land und die Felsen, und diesmal überströmt sie dieselben, gleichzeitig aber ergießt sie sich auch in die Bucht, welche bis zum Rande gefüllt erscheint mit dem schäumenden, wild aufkochenden Element, und dann — — nun dann stürzt sich die ganze Wassermasse, welche einen Augenblick vorher die Bucht erfüllte, mit furchtbarem Tosen in die erwähnte Höhle und verschwindet in derselben bis auf eine geringe Wassermenge, welche wieder zum Vorschein kommt, und die Sohle der Bucht bedeckt.

Die Wasser müssen einen Ausweg finden, und auch noch andere Geheimnisse muß die Bucht und die Höhle bergen; Niemand aber, mit Ausnahme von Schmugglern, kennt diese Auswege und den sicheren Raum, den die Höhle in ihrem Inneren bietet, und welchen die Schmuggler als Zufluchtsort und Versteck benutzen.

Meist bringen diese Leute Spirituosen an die Küste, deren Einfuhr streng untersagt ist, da die Mineros argen Unfug mit denselben treiben sollen, und wohl auch deshalb, weil in fast allen republikanischen Staaten der Westküste Südamerika's der Zoll die hauptsächlichste Einnahme der Regierung bildet.

Nicht lange vorher, ehe ich die Algodonbai besuchte, verfolgten Zollwächter an der Küste ein Schmugglerboot. Aber dieses gewann die Schlucht und verschwand im schäumenden Wogen-Chaos, welches sich in die Höhle stürzte.

Auch das Boot der Douane folgte und verschwand ebenfalls in der Höhle, aber am anderen Tage fand man unfern des Einganges derselben einige Trümmer des Zollbootes und den arg zerschmetterten Leichnam des einen der Zollbediensteten,

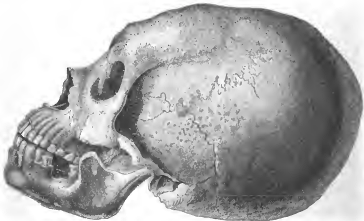
die fünf übrigen aber blieben spurlos verschwunden.

Aber am nächsten Tage erschienen die Schmuggler, verkauften ihre Waare, indem sie über die schlechten Zeiten klagten, in welchen es einem rechtschaffenen Manne täglich schwieriger gemacht werde, sein Brot auf ehrliche Weise zu verdienen, und dann nahmen sie Abschied, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und hielten redlich Wort.

Gegen Abend senken sich Nebel auf die Spitzen der Küstenberge, und sie sind wohl die einzige Ursache der wenigen spärlichen Quellen, welche hier und da an der Küste gefunden werden, und auf welche ich mit einiger Entfernung von unserem Schiff aus dem Meer erhoben, der scheinbar hundert bis hundertundfünfzig Fuß hoch sein mochte, und auf dessen Gipfel ein hin und her schwankender Gegenstand zu sehen war, der den Eindruck eines Palmbaumes, freilich eines riesigen, machte.

Meine Theorie war fertig:

Ein neuer Vulcan war aufgetaucht, das palmenähnliche Gebilde war die Rauchsäule, welche dem Krater entstieg, und ich war, als jetzt auch kleine Kegel in der Nähe des großen erschienen, überglücklich, Augenzeuge einer neuen Hebung der Küste sein zu dürfen, während unsere Leute heftig erschrocken waren.



Flachschädel.

einigen Worten später zurückkommen werde. Denn geregnet hat es **niemals** an der Küste, so lange sich dieselbe überhaupt als ein glühendes Chaos aus dem Meer erhoben hat.

Und hierfür besitze ich den **geognostischen Beweis**, der bei mir in Augenschein genommen werden kann, dessen weitere Entwicklung aber hier nicht am Orte.

Aber auch draußen, auf dem Spiegel der See, treiben die Nebel ihr phantastisches Spiel, und nahe verwandt mit ihnen und ihrem Erscheinen war eine Luftspiegelung, eine echte Fata Morgana, welche ich dort zu beobachten so glücklich war.

Ein Felsenkegel hatte sich plötzlich in

„Wer bringt uns da hinaus," sagte der Obersteuermann, „wenn noch mehr solche Dinger aus dem Wasser wachsen?"

Mein Vergnügen aber und der wohl, zu rechtfertigende Schrecken der Seeleute begann zu sinken, als ich meine neue vulcanische Hebung mit dem Fernrohre beobachtete.

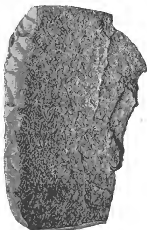
Keine Spur von Brandung am Fuße der Felsenkegel, und auch das Bild derselben wurde durch das Glas zwar größer, aber nicht schärfer, nach etwa acht Minuten aber verschwanden sämmtliche Gebilde, regelrecht, wie es schien, untertauchend in die See, die kleinen zuerst, und dann der große Felsenkegel.

Kein neuer Vulcan also, sondern eine

Fata Morgana! Aber man muß eben Gott für Alles danken.

Man sagte mir, daß bisweilen ähnliche Erscheinungen dort beobachtet würden, selten jedoch, fast allnächtlich aber zeigt sich dort ein anderes Phänomen, das sogenannte Leuchten der Vulcane.

Es ist dies ein periodisches, vielleicht alle zehn oder zwölf Minuten sich wiederholendes blitzartiges Leuchten am Himmel, welches leicht mit dem sogenannten Wetterleuchten verwechselt werden könnte, wenn es nicht stets an derselben Stelle aufträte. Es ist der Wiederschein einer Feuererscheinung im Inneren der Krater, und wird



Feuersteinmesser.

bei fast allen Vulcanen der Andeskette getroffen, wurde aber, so viel mir bekannt, auch nur bei diesen beobachtet, wenn man nicht eine, im Jahre 1820 von Gimbernat am Vesuv wahrgenommene, dem Nordlicht ähnliche Erscheinung hierher rechnen will.

So hat auch die Nacht ihr Eigenthümliches, ihre Schönheit in jenem entlegenen Erdwinkel, die Nacht mit ihrem wunderbar funkelnden Sternenhimmel und dem pyramidal zum Zenith ansteigenden, mild leuchtenden Zodiakallicht, und endlich mit dem Panorama, welches die See bietet, wenn bereits der volle Glanz des Mondes sie beleuchtet und blitzend im Mondlichte die mächtigen Brandungswellen sich auf die Küste stürzen, während, weiter entfernt, Nebelgebilde ihr phantastisches Spiel treiben.

Werfen wir jetzt, ehe wir die eigentliche Wüste betreten, einen flüchtigen Blick auf das organische Leben der Bai, und einen ergänzenden auf einige weiter gegen Nord liegende Stellen der Küste.

Die Pflanzen der Algodonbai und der benachbarten Felsen sind allerdings mit flüchtigen und wenigen Worten zu besprechen.

Zwei Arten von Salzpflanzen (Salsolea) finden sich, jedoch selten, zwischen den vom Meere bespülten Felsen der Küste, und die höheren Stellen des Gebirges, welche des Abends die Nebel befeuchten, sind ziemlich häufig mit einem großen Cactus, dem Cactus chilensis, bewachsen, der wohl an dreißig Fuß hoch wird, dessen Stamm einen Fuß Durchmesser hat, und den man als Bauholz (!) und Brennmaterial benutzt.

Die Thierwelt in der Bai und ihrer nächsten Umgebung ist nicht viel reicher vertreten, denn von den zahlreichen Fischen, Muscheln und anderen lebenden Geschöpfen des Meeres kann nicht die Rede sein.

Indessen fand ich am Ufer der See einige Fliegen und eine Libelle, welche sich von diesen Fliegen ernährte, dann vier kleine Vogelarten, welche ihrerseits die Fliegen und die Libelle essen, ganz dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, immer das Große das Kleine. Ich habe diese vier Vogelarten mit nach Europa gebracht, nicht so aber einen Strandläufer von der Größe einer Wachtel, der eben so scheu ist, daß ich nicht zum Schusse kam.



Harpune.

In den Schluchten der Uferfelsen leben endlich zwei Arten von Eidechsen, die etwa schuhlang sind und einzig von todten See-

thieren leben, welche die Brandung ans Ufer wirft.

Wenn man mir eine gastronomische Einschaltung erlaubt, so will ich bemerken, daß ich, dem oben erwähnten Naturgesetze gemäß, als größer, einige dieser Eidechsen während einer Excursion bratete und zu essen versuchte. Ich habe indessen selten eine abscheulichere Speise über die Lippen gebracht.

Es mag auch des Vultur atratus, des Aasgeiers, gedacht werden, der häufig an der ganzen Westküste, und so in vereinzelten Exemplaren auch in der Algodonbai getroffen wird.

Was endlich die menschliche Bevölkerung in der Bai betrifft, so besteht dieselbe, mit Ausnahme der oben genannten Minenbesitzer und der Aufseheru, aus etwa vierhundert Bergleuten, oder wohl besser: Arbeitern in den Minen, wenn gleichwohl dort „Mineros“ genannt.

Diese Leute sind so ziemlich aus allen Staaten der Westküste zusammengewürfelt, sie erhalten guten Lohn von den Besitzern der Werke, desgleichen ihre Verköstigung, und zum Getränke mehr oder weniger schmackhaftes, destillirtes Wasser, höchst spärlich aber gebranntes.

Sie befinden sich, wenn sie nicht eben in den Gruben beschäftigt sind, unter einem ewig heiteren, lachenden Himmel, trotzdem aber müssen sie eigentlich nur als Halbheiten betrachtet werden, da ihnen ihre besseren Hälften, die Frauen, fehlen.

Kein Weib darf die Küste betreten, und während meiner Anwesenheit hatte ausnahmsweise nur die Frau eines Aufsehers für einige Tage die Erlaubniß erhalten, ihren Mann besuchen zu dürfen.

Als Gund dieser barbarischen Maßregel führt man die Verköstigung und den Landfrieden an, Gründe, welche mir nur zur Hälfte einleuchtend waren.

Nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit kam die Zeit, in welcher ein wenig anders aussehende Menschen die Bai bewohnten, auf zweitausend Jahre zurück versetzt werden.

Am Fuße des hoch ansteigenden Küstengebirges finden sich an mehreren Stellen Spuren von alten menschlichen Wohnungen, Reste von Mauern und Fundamenten, welche ein bis anderthalb Fuß stark, und theils aus Geröllen, theils aus den scharfkantigen Fragmenten der Küstenfelsen zusammengesetzt, und mit einem höchst haltbaren Kalkcement verbunden sind.

Ohnweit der oben erwähnten „Schmugglerbucht“ ist das Plateau eines großen basaltischen Felsen künstlich erweitert durch größere zusammengefügte Steine, und dieses ebenfalls uralte Bauwerk macht ganz den Eindruck, als sei es zu einem Versammlungsort einer größeren Menschenmenge bestimmt gewesen.

Endlich finden sich an der Bai, etwa hundert Schritte entfernt von einigen der erwähnten Ruinen, alte Gräber.

Es sind deren etwa noch sechsunddreißig bis vierzig zu erkennen, und während einige aus Muthwillen oder Habgier schon früher geöffnet wurden, sind andere, durch häufiges drüber Hinweggehen oder Reiten, wohl unkenntlich geworden.

Nicht unähnlich ist die Form dieser Gräber den alten, in Deutschland aufgefundenen: kreisrund, etwa zehn bis fünfzehn Fuß im Durchmesser haltend, gegen die Mitte zu aber etwas erhöht.

Beim regelrechten Oeffnen solcher Gräber, welche sich sämmtlich in dem bereits erwähnten Muschelgruse der Küste befinden, kam ich etwa in drei Fuß Tiefe auf den Kopf der Leichen, welche sich sämmtlich in sitzender Stellung befinden, die Knie an die Brust gezogen, die Hände an das Kinn gestützt, und die Arme fest an die Schenkel geschlossen.

Nur auf dem Kopfe war ein Theil der Kopfhaut noch gut erhalten, und das schwarze Haar bei beiden Geschlechtern, in vielfach variirende Zöpfe geflochten, sonst fand sich keinerlei Spur von Mumiensubstanz am ganzen Skelet.

Da es aber unmöglich ist, die Schädelform hier auch nur mit annähernder Genauigkeit zu bestimmen, so will ich nur bemerken, daß es die ausgeprägtesten Flachschädel sind, welche vielleicht je gefunden wurden, und man mag ermessen, mit welcher Liebe mein verehrter Freund Vogt diese ehrwürdigen, allerdings stark an das Affenthum erinnernden Reste bei mir in Augenschein nahm!

Was mich betrifft, so glaube ich, daß diese Schädel der alten Aymaras-Raçe oder jenen Raçen angehörten, welche vorvorzugsweise die Gegend um den Titicaca-See bewohnte, da die Form der von mir

gefundenen jenen der Titicaca-Race höchst ähnlich, und der Fund in der Algodonbai, nachweisbar und nachgewiesen, nicht peruanischen Ursprungs ist.

Alte, von den Peruanern den Spaniern mitgetheilte Sagen künden aber, daß die Titicaca-Race von fernen Landen eingewandert sei an die Westküste von Südamerika, und dorthin die erste Cultur gebracht habe, später aber von den Inkas vertilgt wurde.

Ferner aber glaube ich, daß jene großartigen Bauten, welche Steffens in Centralamerika gefunden, beschrieben und abgebildet hat, ebenfalls von den Titicacanern herrühren, denn die von Steffens abgebildeten Figuren und Köpfe entsprechen allzusehr den von mir gefundenen Schädeln.

Eben so aber ist die Beschreibung, welche d'Orbygni von den Monumenten am Titicaca-See giebt, den Abbildungen von Steffens so ähnlich, daß ohne Zweifel beide von einem und demselben Volke errichtet worden sind.

Es ist unerläßlich, kurz der Gegenstände zu gedenken, welche ich in den verschiedenen Gräbern der Algodonbai gefunden habe, denn es geht daraus hervor, daß die Flora und Fauna jener Zeit dieselbe wie heute ist.

Fast alle Skelete waren mit einem leichten Steinkranze umgeben, ähnlich wie sich das auch bei alten deutschen Gräbern findet, und innerhalb dieses Kranzes, dicht am Skelete, lagen die dem Todten mitgegebenen Dinge.

So fanden sich Stücke von Netzen, mit gröberen und feineren Maschen. Eine kleine Kürbisschale, gesprungen, und sorgfältig mit kleinen Löchern versehen, um sie zu heften, wohl also, ihrer Zeit, als große Seltenheit betrachtet. Zwei Geflechte von Cactusfasern, in Form einer flachen Mütze und das Haupt des Skelets bedeckend, und ein grobes, größeres Gewebe, in welches, wie es scheint, der Leichnam eingewickelt war.

Dann keulenartige Stücke von Cactusstämmen, und zwei kleinere geschnitzte Stückchen Holz, wohl auch als Rarität betrachtet. Ein Feuersteinmesser, genau wie die in alten deutschen, keltischen Gräbern gefundenen. Fragmente von Töpferarbeit, soweit die Form zu entwickeln war, ebenfalls den in unsern alten Gräbern gefundenen ähnlich, und strenge sich von in Peru gefundenen Töpferarbeiten unterscheidend.

Webeschiffchen aus Säugethierknochen, desgleichen vollständig wohl erhaltene, fünf bis sechs Zoll lange, zum Fischfange dienende Harpunen, ebenfalls aus Thierknochen und mit hörnernen Wiederhaken versehen, welche mit fein geflochtenen Schnüren an die Knochen befestigt sind.

Alle diese Dinge, so wie die aus jenen Gräbern entnommenen Schädel befinden sich noch in meinem Besitze und abermals, wenngleich zum letzten Male „recommandire ich einem verehrungswürdigen Publicum" dieselben zur Ansicht.

Ich erwähne nachträglich, daß fast in allen Gräbern büschelförmig zusammengebundene Fasern des großen Cactus chilensis, und ebenso größere Bündel desselben Tanges (Pymanthallea Corea) gefunden wurden, der in der Bai noch heute häufig und von der See an das Ufer geworfen wird.

Die mikroskopische Untersuchung der oben erwähnten stärkeren und schwächeren Schnüre und Gewebe ergab aber, daß die stärkeren Flechtwerke von den Haaren des Guanaco gefertigt sind, während die schwächeren aus jenen des Chinchilla, desselben rattenartigen Thiers bestehen, dessen Pelzwerk bei uns in hohem Preise steht.

Die Netze aber, die feinen so wie die gröberen, sind alle aus den Fasern des öfter erwähnten Cactus gewebt.

Ich habe oben gesagt, daß in den Zeiten in welchen jene längst ausgestorbene Menschenrace die Bai bewohnte, die spärliche Pflanzen- und Thierwelt dieselbe gewesen wie heute, habe aber weder das Guanaco noch das Chinchilla bei den in der Bai angetroffenen Thieren erwähnt, und in der That kommen beide Säugethiere auch nicht in der Bai selbst, sondern nur auf der Höhe des Gebirges vor, und häufiger wohl in Nähe einer Schlucht, der Quebrada Mamilla, welche zwei gute Stunden nördlich von der Algodonbai gelegen ist und wenngleich am Fuße, wenn man so sagen darf, der Wüste liegt, doch eine üppige tropische Vegetation zeigt. Dort habe ich einen mächtigen Feigenbaum mit reifen Früchten getroffen, Baumwollensträucher in voller Blüthe, Granatbäume

und mehrfache andere, nur den Tropen angehörige Pflanzen.

Diese reizende, wenn auch nur auf den Raum von höchstens einer halben Stunde beschränkte Vegetation verdankt ihr Dasein einer kleinen Quelle, welche etwa in der halben Höhe des Gebirges wohl wieder in Folge der Abendnebel, entspringt und durch Wechselwirkung von Wasser und Sonne eine fruchtbare Dammerde aus den Gesteinen erzeugt hat.

In den höheren Theilen dieser Schlucht fand ich Fährten und Losung von Guanacos, unser Kapitän erstand ein junges Thier von den Bewohnern der Stadt Mamilla, gelegen am Eingange der Schlucht, und ich selbst erhielt ebenfalls von dort mehrere Chinchillas, von welchen ich eins, und wohl das erste, lebend nach Europa brachte.

Was die „Stadt" Mamilla betrifft, welche als solche auf allen Karten angegeben ist, so besteht dieselbe aus sechs bis acht Hütten, welche mit höchster Einfachheit construirt sind.

Vier Pfähle, wohl meist von Seeleuten erworben, werden in die Erde gerammt, quer über diese werden Stämme des Cactus gelegt, welche das Dachgerüste bilden, und dann hängt man die Reste alter Kleider, Kattunfetzen und Fragmente unnennbarer Leibwäsche über das Gerüste, und stellt so Dach und Wände her. Dies reicht aus, da es dort nie regnet und nie kalt wird.

Die Bewohner der Stadt Mamilla endlich, ein liebes, lustiges, strolchenhaftes Gesindel von dunkelbrauner Hautfarbe, feierten eben den dritten Faschingstag. Man tanzte, scherzte und herzte sich, und war zum Theile auch schon bei dem letzten Stadium der Arrak-Narkose angelangt, reizende Bilder waren da zu sehen, und die Spirituosenschmuggler machten ohne Zweifel vortreffliche Geschäfte, indem sie die Bevölkerung mit Arrak und Rum versahen, während der englische Minenbesitzer in der Algodonbai seinen täglichen Wasserbedarf, zu Boote, aus der Schlucht von Mamilla bezieht.

Uebrigens charakterisiren solche, durch irgend eine Quelle fruchtbar gemachten Schluchten, bei sonst steiler Umgebung, das ganze Gestade der Westküste.

Valparaiso, Val-paraiso, Thal des Paradieses, erhielt von den zuerst die Küste besuchenden Spaniern diesen Namen, weil sie unsern der paar Fischerhütten, aus denen die jetzt so bedeutende Stadt geworden, eine ähnliche bewässerte Schlucht mit üppigem Pflanzenwuchse fanden, während sonst das Litoral kahl und steinig, und sicher nannte man Mamilla also von mamila, „die nährende Mutterbrust".

Uebergehen wir die Hütten einiger Fischer, welche mitten unter Felsen zwischen Mamilla und der Algodonbai liegen, und sprechen wir nicht von einer gefährlichen Wasserjagd, welche ich dort auf Robben anstellte.

Erwähnen wir ebenso wenig eines reizenden Abenteuers mit einem gescheiterten Boote, bei welchem ich am Ufer der Algodonbai um ein Haar ertrunken wäre, sondern sehen wir, wie wir eben von dieser Bai aus über die steilen kaum zu erkletternden Felswände endlich in die Wüste selbst gelangen.

Schwierig mag das geschehen durch Schluchten, welche bisweilen sich in den Felswänden öffnen, die aber meist durch von oben niedergestürzte Felsenstücke unzugänglich gemacht werden, leichter aber durch ein gewaltiges Flußbette, welches unweit Tocopilla ausmündet.

Kaum aber mag der Ausdruck „Flußbett" gerechtfertigt erscheinen, denn Beobachtungen, welche ich an Ort und Stelle anstellte, ergaben bis zur Evidenz, daß nie ein eigentlicher, regelmäßiger Strom durch jenes Bett geflossen, sondern nur periodisch gewaltige Wassermassen sich durch dasselbe ins Meer ergossen.

In jenen Urzeiten, in welchen die alte Mutter Erde durch Revolutionen, für deren Gewaltigkeit uns gegenwärtig jeder Maßstab fehlt, sich umgestaltete, waren selbstverständlich auch die Ausbrüche der zahlreichen Vulcane der Andeskette, der hohen Cordillera, von einer furchtbaren Heftigkeit.

Aber auch die meteorischen Niederschläge fielen zu jener Zeit zahlreicher und massenhafter, und gewaltige Gletscher und Schneemassen bedeckten die höheren Stellen der Vulcane, durch heftige Ausbrüche aber wurden alle diese geschmolzen; wie es heute noch bei vulcanischen Ausbrüchen beobachtet wird, bildeten sich, oberhalb der Krater, vulcanische Gewitter, heiße Regengüsse

stürzten auf die Eis- und Schneemassen, und mit welcher rapiden Heftigkeit dann die Wasser zu Thale gingen, läßt sich leicht ermessen.

Daher jene Flußbetten ähnliche Wasserrisse, von denen der bei der Algodonbai, wo er, gegen die Wüste zu, einen regelmäßigeren Verlauf hat, wechselweise dreißig bis vierzig Schritt Breite und an vielen Stellen fünfzig bis sechzig Fuß hohe Ufer hat, gegen die See hin sich aber gewaltig ausdehnt.

Gelingt es, diese meist steilen Ufer zu erklimmen, so hat man allerdings schon vollständig bezeichnend den Charakter der Steinwüste von Atacama vor sich, besser aber lasse ich schließlich diese schildern durch einen Augenzeugen, der eine abenteuerliche Fahrt durch dieselbe unternehmen mußte.

Es war dies van Hälen, ein Holländer von Geburt, und früher Aufseher in den reichen Silberbergwerken von Potosi, auf der Ostseite der Cordillera, zur Zeit meines Aufenthalts in der Algodonbai aber in gleicher Eigenschaft bei dem amerikanischen Minenbesitzer, bei welchem ich, gastlich aufgenommen, häufig die Abende zubrachte.

„Obgleich Sie", sagte van Hälen, „nur wissen wollen, wie es in der Wüste aussieht, so muß ich Ihnen dennoch vorher erzählen, wie und warum ich dorthin kam und was man mir vorher über diese reizende Gegend mitgetheilt hatte.

„Ich hatte in Potosi das Unglück, einen gewissen Jemand zu erschießen, was ein doppelter Fehler war, da man in jener Landschaft sich vorzugsweise zu erstechen pflegt.

„Unter allen Umständen indessen mußte ich das Weite suchen, und da ich im sogenannten Flachlande von Bolivien wohl bald eine Beute meiner Verfolger geworden wäre, so beschloß ich, über die Cordillera und durch die Wüste nach Cobija zu gehen, um dort zu Schiffe weiterzukommen.

„Das war der Grund, weshalb ich überhaupt die Wüste besuchte.

„Was man mir von ihr erzählte, war Folgendes:

„Vielleicht würde ich bereits in der Wüste selbst einen riesenhaften Vulcan antreffen, den Vulcan von Asiotan, dessen Krater zur einen Hälfte eingestürzt sei, während die andere mit Schnee bedeckt wäre. Obgleich schon über elftausend Fuß über dem Spiegel der See, würde ich am Fuße dieses Vulcanes einen Salzsee antreffen, welcher von einer aus dem Berge kommenden Quelle gespeist würde.

„Ferner sei es möglich, daß ich auf ein höchst merkwürdiges Bauwerk stoßen würde, die von den alten Peruanern, mitten in einem Flußbette erbaute Festung Lasäna.

„Im übrigen aber, fuhren meine Freunde fort, sei es nicht wünschenswerth, oder räthlich, zu diesen beiden interessanten Punkten zu gelangen, da ich mich dann schon ohne Zweifel verirrt haben würde. Dagegen solle ich vor allem suchen, das Dorf Chiachia zu erreichen, welches fünfzehn Stunden von der hohen Cordillera entfernt sei und woselbst die eigentliche Wüste beginne.

„Leicht sei dieses Dorf zu finden, denn es läge in der Nähe des Flusses Loa, der irgendwo einen romantischen Wasserfall bilde, und in welchen sich ein kupferhaltiger anderer Fluß ergieße, und von diesem Indianerdorfe Chiachia aus sei der Weg durch die Wüste durchaus nicht mehr zu verfehlen, und ebenso ein fast quer durch dieselbe verlaufender Gebirgszug leicht zu übersteigen.

„Allerdings hatte ich schon früher in Potosi von diesem indianischen Dorfe sprechen hören. Alle Karawanen, welche von dort aus nach Cobija ziehen, schlagen diesen Weg ein, im Nothfalle sind dort Führer und Pferde zu erhalten, und der Weg von der Cordillera aus bis zum Dorfe sollte leicht zu finden sein.

„Nun ist es freilich nicht schwer, einen Weg zu finden, wenn man weiß, wo man ihn suchen soll, leider aber mangelte mir dieses Bewußtsein vollständig.

„Wurde ich von Potosi aus verfolgt? Ich weiß es nicht mit Sicherheit, allein es kam mir zu verschiedenen Malen vor, als seien in den Bergen Berittene auf meiner Spur, und so mag es wohl gekommen sein, daß, indem ich mich bergen wollte, ich mehr und mehr auf Abwege gerieth, und als endlich die Kette der Anden hinter mir lag, auch vollständig Alles verloren hatte, was man dort einen Weg nennt, nämlich hier und da eine Spur

von Hufttritten auf dem steinigen Boden, und bisweilen ein gefallenes und von der Sonne ausgetrocknetes Pferd oder Lastthier.

„Man hatte mir gesagt, daß etwa erst fünfzehn Wegstunden von der Cordillera aus die eigentliche Wüste beginne, aber das was ich fand, als ich auf halbweg ebenen Boden gekommen war, sah, mir wenigstens, wüstenhaft genug aus.

„Aus einem schwarzen oder rothbraun felsigen Boden erhoben sich scharfkantige Steinformen, dunkelfarbig und von der Sonne durchwärmt, so daß sie eine glühende Hitze ausstrahlten. Bisweilen erreichten diese Felsen, vereinzelt dastehend, kaum die Größe eines Mannes, dann stiegen sie, größere Gruppen bildend, wohl an hundert Fuß hoch an, die weitere Aussicht hemmend.

„Ich hatte am Morgen dieses Chaos von Felsen erreicht, und irrte bis zum Abende in demselben umher, in der Hoffnung, Spuren zu finden, welche mich zu dem Dorfe führen könnten, als aber endlich die Sonne niedergesunken war, machte ich Halt und suchte, in die Pelzdecken meines Sattels gehüllt, die Ruhe. Bald aber begann mich die Kälte nicht minder empfindlich zu peinigen, als Tags über die Hitze, denn in der Wüste von Atacama fällt fast allnächtlich das Thermometer mehrere Grade unter Null, während es bei Tage 40 Grad anzeigt, und in der Nähe der von der Sonne erhitzten, größeren Felsengruppen die Temperatur unbedingt noch eine höhere ist.

„Trotz dieser abscheulichen Kälte aber und des bedeutenden Temperaturwechsels, fällt dennoch dort nie Thau und ebenso fehlen die Nebel, welche die Berge an der Küste doch wenigstens einigermaßen befeuchten und den, der dort eine Nacht zubringen muß, erfrischen.

„Als ich mich daher am andern Morgen wieder erhob, denn ich kann kaum sagen: ‚als ich erwachte‘, und als bald darauf die Sonne wieder ihre glühenden Strahlen niederzusenken begann, fühlte ich einen brennenden Durst, und jetzt überkam mich plötzlich der Gedanke, daß ich elend verkommen müsse in dieser verwünschten Einöde, welche aus der Hölle emporgestiegen schien, um uns einen vorläufigen Begriff zu geben von den dort zu genießenden Annehmlichkeiten.

„Von Potosi aus hatte ich eine Korbflasche mit Wasser und etwas Rum mit mir genommen, aber dieser Vorrath war zu Ende, auch mein Proviant ging auf die Neige, ein nicht minder großer Mißstand aber war, daß auch kaum noch einige Körner Gerste für mein Pferd sich in der Futtertasche befanden.

„Die mitgenommene Menge aller dieser Dinge war berechnet bis zur Ankunft im indianischen Dorfe, was der Teufel zu sich genommen oder in Stein verwandelt zu haben schien.

„Entschuldigen Sie, daß ich schon wieder vom Teufel spreche, aber er steht uns in jenen Regionen näher als anderwärts.

„Mein Pferd, ohne Zweifel durstig wie ich, und wohl auch schon vom Hunger gepeinigt, ging nur mit mäßiger Schnelle vorwärts, was im Grunde genommen gleichgültig war, plötzlich aber spitzte es die Ohren, lauschte, und drängte dann rasch nach einer gewissen Richtung hin.

„Und jetzt, jetzt spreche ich vom Himmel, zu dem ich dankend meine Arme emporhob, denn das verständige, treue Thier hatte Wasser rauschen hören, und nach wenigen Minuten hielt ich am Ufer eines murmelnd durch die Felsen sich dahinschlängelnden Flusses. Welch' ein Glück! Wasser!

„Hungrig und furchtbar vom Durste gepeinigt, dazu müde bis zum Tode, denn ich war fast den ganzen Tag zu Fuße gegangen, warf ich mich am Abende auf den steinigen Boden nieder.

„Das Wasser jenes Flusses war kupferhaltig und das zwar in so hohem Grade, daß es vollständig ungenießbar war.

„Mein geringer Speisevorrath war gänzlich zu Ende.

„Mein Pferd endlich war so erschöpft, daß es nur mit Mühe noch sich fortschleppen konnte, ich stieg daher ab, um es nutzlos nicht länger zu quälen, und überließ es seinem Schicksale, da ich mich nicht entschließen konnte, das treue, matte Thier, das früher mich aus mancher Fährlichkeit gerettet, zu tödten. Sicher begriff es, was ihm bevorstand, und ich werde nie den Blick vergessen, mit dem es mir nachsah, als ich mich entfernte. Aber es machte keine Miene, mir zu folgen, sondern legte sich nieder, ohne Zweifel um zu sterben

und sich von der Sonne in eine Mumie verwandeln zu lassen.

„Was mich betrifft, so klammerte ich mich, dem Ertrinkenden gleich, an einen Strohhalm.

„Unsern des Dorfes Chiachia sollte der Fluß Loa fließen, und in diesen ergoß sich seinerseits wieder ein kupferhaltiger Fluß! Vielleicht! Ja vielleicht hatte die gütige Mutter Natur mir einen Fingerzeig gegeben durch dieses abscheuliche kupferhaltige Wasser, und folgte ich seiner Spur, so fand ich den Loa und das Dorf.

„Nun, ich verfolgte das reizende Gestade des Kupferflusses, welcher mir merkwürdiger Weise eher kleiner als größer zu werden schien, was indessen gebräuchlich ist bei vielen Wüstenwassern, die von den Bergen kommen, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß er nach Verlauf von einigen Stunden, in der That kaum noch halb so stark als an dem Orte war, wo ich ihn fand, ergossen sich seine letzten Reste friedlich in eine vulcanische Spalte, welche zugleich meinem Weitergehen nach dieser Richtung hin ein Ende machte.

„Nebenher gesagt, sind an manchen Stellen der Wüste diese vulcanischen Spalten, welche oft eine Längsausdehnung von einer Stunde haben, ziemlich häufig und erschweren das Weiterkommen selbstverständlich ungemein.

„Das aber war der zweite Tag meines Aufenthaltes in der Wüste von Atacama.

„Eigentlich planlos, doch, so viel als möglich nach Westen haltend, zog, oder irrte ich am dritten Tage weiter, und war so glücklich, eine der Merkwürdigkeiten zu treffen, von welchen man mir in Potosi erzählt hatte.

„Die altperuanischen Bauten, welche man Lasana nennt.

„Sie sind in einem jener breiten Wasserrisse, welche man überhaupt mehrfach in der Wüste findet, auf einer kleinen inselartigen Erhöhung erbaut, und können erst erblickt werden, wenn man fast den Rand des Ufers erreicht hat. Aus diesem Grunde haben sie Einige für einen Versteck angesehen, den die letzten Reste der Incas geschaffen, um sich vor den Spaniern zu bergen, Andere für eine Festung, wieder Andere für eine Begräbnißstätte. Mir zwar war nichts gleichgültiger, als zu welchem Zwecke früher diese Bauw der aufgerichtet worden, aber ich kletterte 'tete steile Uferwand abwärts, und erstieg den Hügel mit den Ruinen, in der thörichten Hoffnung, dort vielleicht ein menschliches Wesen zu finden, welches sich zwischen jenen Trümmern angesiedelt und das mir Brot geben könnte.

„Eine archäologische Schilderung jener Baureste erlassen Sie mir wohl, doch mag ich erwähnen, daß ich dieselben am wahrscheinlichsten auch für eine große Grabstätte halte. Die Kleinheit aller noch erhaltenen Gemächer scheint auf eine Todtenwohnung hinzudeuten, und bei manchen Völkern des Alterthums herrschte der Gebrauch, ihre Todten weit ab von menschlichen Wohnungen zu bestatten, ja, bei Indianerstämmen der Westküste war dies noch später Sitte.

„Fand ich nun allerdings kein Brot, so fand ich dafür auf der anderen Seite des Hügels, in einer kleinen Vertiefung des Flußbettes, Wasser, wohl, obgleich es einen schwach salzigen Geschmack hatte, Reste geschmolzenen Schneewassers von der Cordillera.

„Wissen Sie, was mein erster Gedanke war, als ich dieses Schatzes ansichtig geworden und mich überzeugt hatte, daß mein Fund genießbar?

„Mein armes Pferd, das in jenem Augenblicke wohl qualvoll verschmachten mußte. Aber — sprechen wir von andern Dingen! —

„Wenngleich nur auf kurze Zeit, doch wenigstens einigermaßen gestärkt durch den Genuß dieses Wassers, gelang es mir endlich, das jenseitige Flußufer zu erklimmen, um dann, als der Abend gekommen war, wie ich bereits erwähnte, wieder durstig, wie vorher, hungrig, matt und elend mich niederzuwerfen, um die Nacht zu erwarten.

„Das war der dritte Tag, den ich in der Wüste von Atacama zubrachte, und die Nacht die ihm folgte, war nicht minder qualvoll als dieser Tag.

„Allerdings verfiel ich in Schlaf, aber jetzt verfolgten mich jene Träume, die wohl Jeder kennt, der hungrig und durstig sein Lager suchen mußte.

„Diese Träume sind abscheulicher als die dem seligen Tantalus wegen Indiscretion und Ambrosia-Diebstahl zuerkann-

von Straßen. Er war durstig und stand und Wasser, das aber zurückwich, sobald Er trinken wollte, und Gleiches thaten die Früchte, wenn der Hungrige nach ihnen langte.

„Aber in jenen verwünschten Träumen trinkt man Wasser, und hat gleichzeitig das Gefühl, stets durstiger zu werden, während beim Genusse der vortrefflichsten Speisen sich der Hunger mehrt, und wir trotz des Schlafes dennoch das ziemlich klare Bewußtsein haben, daß ein Traum uns äfft.

„In solchen angenehmen Zuständen verbrachte ich die Nacht, und erhob mich am andern Tage, um weiter zu gehen.

„Wohin? In den Tod?

„Nun, ich erinnere mich, daß ich bisweilen fest überzeugt war, daß dies der letzte Tag meines Lebens sei, und nahe daran war, mich niederzuwerfen, und den Tod zu erwarten, daß ich mich dann aber instinctartig wieder aufraffte und weiterschritt. Ob ich an jenem vierten Tag noch die Richtung nach Westen einzuhalten suchte, weiß ich nicht mehr, doch glaube ich, daß ich planlos umherirrte und bisweilen, obgleich ich mich weiterbewegte, dennoch fast bewußtlos war.

„Einzelne lichte Augenblicke, in denen meine Lage mir klar vorschwebte, fehlten aber deshalb doch nicht.

„So beschoß ich einmal, den Versuch zu machen, eine ziemlich hohe Felsengruppe zu ersteigen, um Auslug zu halten, und vielleicht dennoch etwas zu erspähen, was mich nach dem indianischen Dorfe führen, oder mir sonst von Nutzen sein könnte. Leichter, als ich gehofft hatte, erreichte ich den Gipfel der Felsen, und trotz meines damaligen Zustandes, steht mir dennoch der Anblick noch heute klar vor Augen, der sich mir dort bot.

„Wenn man sich fern von jeder Küste auf hoher See befindet, so erscheint das Meer als eine große, runde Scheibe, deren Mittelpunkt wir selbst bilden.

„Auf meinem Felsen in der Wüste befand ich mich ebenfalls im Mittelpunkt einer runden Scheibe, im Mittelpunkte eines Felsenmeeres, eines Chaos wild durch einander geworfener Felsblöcke, oder kegelförmig sich hebender Massen, und rundum, so weit mein Auge reichte, nichts als diese trostlosen Felsen.

„Von dem Dorfe keine Spur, ebensowenig von dem Gebirgszuge, der die Wüste quer durchschneiden sollte, und auch die hohe Cordillera, welche fast von allen Punkten der Westküste aus gesehen werden kann, war verschwunden.

„Dagegen erzitterten in einiger Entfernung die Wogen dieses Felsenmeeres, die Felsblöcke und die basaltischen Kegel, dann schienen sie in noch weiterer Ferne sich zu heben und wieder sich zu senken und in einander wieder zu verschwimmen, bis sie endlich in einer röthlichen, dunstigen Nebelmasse verschwanden.

„Es war die glühende Hitze, welche die Sonne niedersendete, die diese Erscheinung hervorbrachte, die Sonne, welche im Zenith stand und mich schattenlos, wie Peter Schlemil, durch die Wüste irren ließ.

„Uebrigens war es an diesem vierten Tage eben diese furchtbare Hitze, welche mich am meisten quälte, denn das Gefühl des Hungers, das Bedürfniß, Speise zu nehmen, hatte ich kaum, und eben so ging es mit dem Durste, obgleich mir die Zunge am Gaumen klebte. Dagegen empfand ich eine fast schmerzhafte Mattigkeit, trotzdem daß meine Pulse flogen und ich das Hämmern in meinen Schläfen zu hören glaubte.

„Ich weiß nicht, ob es Andern in ähnlicher Lage ebenso erging, aber es ist klar, daß dennoch der Mangel an Speise und Trank, obgleich nicht mehr so lebhaft empfunden als in den ersten Tagen, großentheils diese Erscheinungen hervorrief.

„Einige Stunden später, nachdem ich von jener Felsengruppe wieder abwärts geklettert und umhergeirrt war, glaubte ich, die leichten Eindrücke von Pferdehufen auf dem verwitterten Gestein zu finden, welches den Boden bildete.

„Es war möglich, daß ein Verirrter wie ich hier nach der Straße gesucht hatte, es war möglich, daß dies sogar die Straße selbst war, aber Beides war mir gleichgültig und konnte mir nun nicht mehr nützen. War es die Straße, so konnte es wohl noch Wochen dauern, bis Menschen vorüberzogen. War es aber ein Verirrter, der, wie ich, so einfältig gewesen, die Wüste allein zu betreten, so lag der gute Kerl, vielleicht keine hundert Schritte weit entfernt, bereits artig von der Sonne ausgetrocknet und conservirt bis zum jüngsten Tage.

„Ich beschloß, seinem Beispiele zu folgen, und legte mich nieder, um zu sterben, und wohl war es eine Ohnmacht, und kaum Schlaf, welche mir die Besinnung raubte.

„Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, stand sternenbesät der Nachthimmel über mir, und ich wunderte mich, daß ich stets noch nicht gestorben, war aber der festen Ueberzeugung, daß ich die Morgenröthe nicht mehr heraufsteigen sehen würde, denn obgleich ich eigentlich keine Schmerzen fühlte, war ich doch so ermattet, daß es mir unmöglich war, meine Lage zu verändern, und so starrte ich, auf dem Rücken liegend, aufwärts zu den Sternen.

„Das Denkvermögen aber hatte mich nicht verlassen.

„Und an was dachte ich?

„Wenn man einsam, und fern von den Menschen, die Nacht im Freien zubringt, und aufblickt zu den unzählbaren Welten, die dort oben rollen und kreisen, so tritt bisweilen verkörpert ein Wort an uns heran, was uns Entsetzen einflößen, uns wahnsinnig machen kann, weil es wahr sein muß, aber unbegreiflich ist. Das kleine Wort „ewig!"

„In jener Nacht aber dachte ich mit keiner Silbe an diese Unbegreiflichkeit, an diese ganze Schöpfung, welche nie angefangen hat, und nie aufhören wird, und dennoch besteht.

„Dann sagt man, daß zerstörte Hoffnungen, unvollendete Arbeiten, unterbrochene Pläne, einem Sterbenden die letzten Augenblicke verbittern sollen.

„Nun ja, ich war ein Sterbender, und mancherlei Unfertiges, manche Hoffnung lag vor mir, aber dessen gedachte ich nicht.

„Man will auch wissen, daß die Schatten derer, die ihr getödtet habt, an euer Sterbelager kommen, mit euch zu rechten und um euch das bischen Leben, was noch in euch ist, sauer zu machen, mit unangenehmen Aussichten für das Jenseits.

„Der todte Mann in Potosi lag sauber in seinem Grabe, zwischen ihm und mir die Cordillera, und er dachte eben so wenig daran, in diese abscheuliche Wüste zu kommen, wie ich an ihn —

„Aber an was dachte ich?

„Vor meinen Augen stand ein kleines reinliches Haus, mit rothem Ziegeldache und grünen Läden, und drinnen, in der ängstlich sauber gehaltenen Stube waltete eine Frau, deren Haare schon Silberfäden durchzogen, eine Frau, mit einem netten weißen Häubchen und blendend weißer Schürze.

„An diese Frau dachte ich, und an ihren Schmerz, an ihren unendlichen Kummer, wenn sie sehen könnte, wie ihr einziges Kind jämmerlich verschmachten müsse, einsam und verlassen von Gott und den Menschen. — —

„‚Es ist derselbe, der vorige Woche in den Minen Einen getödtet hat.'

„Diese Worte drangen, wie aus weiter Ferne gesprochen, an meine Ohren und dann hörte ich ebenso eine andere Stimme, welche sagte:

„‚Ja, aber dieser hier lebt noch, und wir können ihn doch hier nicht verkommen lassen!'

„Dann fühlte ich mich aufgehoben und als ich die Augen aufschlug, sah ich beim Lichte der eben emporsteigenden Sonne zwei Männer, welche eben von ihren Pferden gestiegen waren, mir hierauf Wein einflößten und einige Stücke Maisbrot in den Mund schoben.

„Es war die Vorhut einer kleinen von Potosi nach Cobija ziehenden Karawane, und ich hatte mich an einer zum Sterben höchst unpassenden Stelle niedergelegt, nämlich wirklich an der Straße, welche durch die Wüste führt.

„Da ich Ihnen aber nicht von mir, sondern eben nur von dieser Wüste erzählen wollte, so will ich nur kurz noch Folgendes hinzufügen.

„Von den nachfolgenden Männern, deren es etwa zehn bis zwölf waren, kannte mich keiner persönlich, die beiden aber, welche mich aufgefunden hatten, versprachen, mich nicht zu verrathen.

„‚Wenn man Euch drüben in Potosi erwischt,' sagte der Eine von ihnen, ‚so wird man Euch erschießen, wir wollen uns aber nicht die Mühe aufladen, Euch hier in der Wüste umherzuschleppen, und Euch, wie man zu sagen pflegt, das Leben zu retten, um Euch nachher abschlachten zu lassen. Wir werden also reinen Mund halten, und wenn Ihr einmal in Cobija seid, so werdet Ihr leicht Gelegenheit finden, irgend einen sicheren Winkel aufzustöbern, in dem Ihr Euch

bergen kömt, bis die Geschichte drüben in Potosi verraucht ist.'

„Die beiden wackern Bolivianer brachten mich glücklich nach Cobija, den sicheren Winkel fand ich hier, in den Werken der Algodonbai, und meine Erzählung von der Wüste von Atacama ist hier zu Ende."

Das Faulthier.

Von

F. Lichterfeld.

Wie Ochse, Esel, Rhinoceros und dergleichen, so gehört auch das Faulthier dem Namen nach zu den Verbalinjurien; der Zahnbildung nach gehört es zu den Edentaten.

Die von Cuvier aufgestellte Ordnung der Edentaten ist zwar nicht absolut zahnlos, aber allen ihren Angehörigen fehlen durchweg die Vorder- oder Schneidezähne, einigen auch die Eckzähne, und einigen alle. — Die Faulthiere haben Backen- und Eckzähne. — Es sind überaus träge, unbeholfene Geschöpfe, mit ängstlich blickendem Gesichte, flachsartig dürrem Pelz und langen Greifarmen.

Sie haben durch ihre kurzen Kinnladen und die abgerundete Form des Kopfes, durch die Lage der beiden Milchdrüsen an der Brust und ihr Baumleben einige Aehnlichkeit mit den Affen und wurden von Wagler und Blainville deshalb auch mit denselben vereinigt; allein mit Unrecht, denn obgleich sie den Uebergang von den Zahnlücken zu den Affen vermitteln, so ist man darum noch keineswegs berechtigt, sie den letzteren einzureihen. Schon gleich der Bau der Füße spricht auf das entschiedenste gegen eine solche Zusammenstellung, denn während bei den Affen die Finger, zum wenigsten an den hinteren Gliedmaßen, sich durch die freieste Beweglichkeit und einen besonders abstellbaren Daumen auszeichnen, fehlt den Faulthieren ein Daumen ganz, und die übrigen Finger sind durch die Haut dermaßen umhüllt, daß nur die Nägel von einander gesondert sind. Diese bilden gewaltige Sichelkrallen, so daß die Finger nicht zu tasten vermögen, wie es bei den Affen der Fall ist. Auch sind die Zähne von ganz anderer Beschaffenheit, indem sie weder Wurzeln noch Schmelz haben, und die Backzähne sich überdies durch walzige Form kennzeichnen.

Das Gehirn unterscheidet sich nach Rapp's Angaben wesentlich von dem der Affen durch die geringe Zahl der Windungen, durch den Mangel der sylvischen Grube, besonders aber dadurch, daß das kleine Gehirn gar nicht von den Hemisphären des großen Gehirns bedeckt wird.

Die Faulthiere haben entweder durchgängig drei, oder an den vorderen Extremitäten nur zwei Krallen, daher Bradypus tridactylus und Bradypus bidactylus. Die zweizehigen Faulthiere sind etwas größer als die andern, haben einen gestreckteren Kopf und längere Behaarung, aber weder Wollhaare noch Schwanz. Auch ist das Mißverhältniß zwischen den vorderen und hinteren Extremitäten bei ihnen weniger auffällig als bei den dreizehigen Faulthieren. Vorder- und Hinterbeine verhalten sich bei dem zweizehigen Faulthier oder Unau wie 13 Zoll 6 Linien zu 11 Zoll 7 Linien, bei dem dreizehigen oder Aï dagegen wie 13 Zoll 4 Linien zu 6 Zoll 10 Linien.

Noch absonderlicher als die äußere Erscheinung der Faulthiere und die beispiellose Langsamkeit ihrer Bewegungen sind die Anomalien ihres Inneren.

Nach der allgemeinen Regel haben sämmtliche Säugethiere, sowie der Mensch, mögen sie nun einen sehr langen oder sehr kurzen Hals haben, sieben Halswirbel. Von dieser Regel machen nur zwei Thierfamilien eine Ausnahme, nämlich die Walrosse und die Faulthiere. Jene haben normaler Weise nur 6 Halswirbel; bei diesen differirt die Zahl derselben. Cuvier und Andere fanden bei dem dreizehigen Faulthier in der Regel 9, manchmal 8 und sogar 10.

Wie W. v. Rapp in seinen „anatomischen Untersuchungen über die Edentaten" erklärt, entdeckte er bei einem dreizehigen Faulthier aus Guiana (B. cuculliger), dessen Skelet in der Tübinger vergleichend-anatomischen Sammlung aufgestellt wurde, als „sehr seltene Ausnahme" 10 Halswirbel; auch die zoologisch-anatomische

Sammlung in München ist im Besitz eines Faulthier-Skeletes mit 10 Halswirbeln. (Schreber's Säugethiere, Suppl. 4.)

Die höchst befremdliche Erscheinung überzähliger Halswirbel suchte Th. Bell dadurch auf den gewöhnlichen Typus der Säugethiere zurückzuführen, daß er den 8. und 9. Halswirbel des dreizehigen Faulthieres auf Grund eines länglichen Knochenansatzes an den Querfortsätzen dieser Wirbel zu den Brustwirbeln mit falscher Rippe zählt (Zool. Soc. of London, 1833), wie sie sich bei Vögeln und Amphibien finden.

Gegen diese Deutung ist jedoch in der Folge Widerspruch erhoben und von Rapp namentlich hervorgehoben worden, daß die Rippenhalter sich an die Querfortsätze dieser überschüssigen Wirbel befestigen, und daß die Spinalnerven, welche zwischen dem 8. und 9. Halswirbel und zwischen diesem und dem ersten Rückenwirbel hervorkommen, nicht den Dorsalnerven, sondern den Halsnerven angehören. Diese überschüssigen Wirbel sind demnach als Halswirbel zu erklären, bei denen jedoch die Tendenz zur Brustwirbelbildung durch mehr oder minder deutliche Ansätze von Rudimenten hervortritt.

Der Unau hat zwar nur 7 Halswirbel und fügt sich demnach ganz in den Typus der übrigen Säugethiere. Dagegen hat die Brust die größte Zahl von Rippenpaaren, nämlich 23 (12 echte und 11 falsche). Der Mensch hat bekanntlich 12, der Hund 13, der Dachs 15, das Pferd 18 und der Elephant 20; der Unau aber 23, und nach Blainville mitunter sogar 24 Rippenpaare. Durch diese große Zahl von Rippen und Rückenwirbeln wird der Leib weit langstreckiger als bei dem dreizehigen Faulthiere mit nur 15 bis 16 Rippenpaaren.

Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts war der Unau der einzige bekannte Vertreter des von Illiger unter dem Namen Choloepus (richtiger: Cholopus), d. h. Krüppler, zur Gattung erhobenen zweizehigen Faulthieres. Im Jahre 1858 erhielt Professor Peters, Director des zoologischen Museums zu Berlin, von Dr. Hoffmann aus Costa-Rica drei Exemplare einer neuen Species zugeschickt und nannte dieselbe ihrem Entdecker zu Ehren Choloepus Hoffmanni. Das Hoffmann'sche Faulthier unterscheidet sich von dem Unau nicht allein durch längere Behaarung und eine kürzere Schnauze, sondern auch durch erheblich kleinere Krallen, und wie sich in der Folge herausstellte, sogar durch eine neue Anomalie in der Wirbelsäule, indem es statt der regelrechten 7 nur 6 Halswirbel zählt. Wie Professor Peters in den „Monatsberichten der Berliner Akademie" vom Jahre 1864 erklärt, sind ihm aus dem Nachlasse des verstorbenen Dr. Hoffmann nachträglich 6 Skelete des neu entdeckten zweizehigen Faulthieres zugegangen, die alle nur 6 Halswirbel haben, so daß man diese Zahl wohl als die normale bei dieser Art betrachten darf. Von diesen Skeleten zeigen 4 die Halswirbel getrennt, eines den 2. und 3. Halswirbel mit einander verwachsen, wie A. Wagner (Schreber's Säugethiere, Suppl. 4) dieses auch bei Choloepus didactylus beobachtet hat, und eines außer der Verwachsung des 2. und 3. auch eine Verschmelzung des 6. Halswirbels mit dem ersten Rückenwirbel. Daß bei den Faulthieren überhaupt eine große Tendenz zur Knochenbildung und Verschmelzung der Skelettheile vorhanden zu sein scheint, zeigt sich unter anderem auch an der Verwachsung von Schädelknochen, sowie der Fuß-, Mittelfuß- und Mittelhandknochen.

Daß das Faulthier nicht bestimmt sein kann, schnelle und mannigfaltige Bewegungen auf dem Boden zu machen, geht schon aus der Betrachtung seines Skeletes hervor. Bei der unverhältnißmäßigen Länge der vorderen Gliedmaßen müßte es sich mit den Ellenbogen stützen, um auf der Ebene mühselig vorwärts zu kommen. Zugleich sind die hinteren Extremitäten ganz ungeschickt, den Körper in senkrechter oder horizontaler Lage sicher zu tragen. Das Becken ist so weit und die Pfannen so aus einander gerückt, daß die Knie einander nicht genähert werden können, und die Schenkel weit aus einander stehen, folglich die Mittellinie des Körpers nicht über dem Boden zu halten vermögen. Dabei macht die ganz eigenthümliche Einlenkung des Hinterfußes mit dem Unterschenkel jenen völlig unfähig, der hinteren Extremität eine feste Stütze zum Stehen oder Gehen zu gewähren, zumal der Fersenhöcker statt eines breiten Fortsatzes nur eine schmale Platte bildet, die

beim Aufstemmen keine Sicherheit gewährt, ferner nur der äußere Rand des Fußes zum Auftreten kommt, und dieser vorn auf den umgeschlagenen Klauen ruhen müßte. Dies alles sind Verhältnisse, welche dem Faulthiere den Gang auf dem Boden mühseliger machen müssen als jedem anderen langarmigen Säugethier, indem bei diesen doch die hinteren Extremitäten günstiger geformt und gestellt sind. Ferner schränkt auch die Verwachsung vieler Knochen der Hand und des Fußes die Beweglichkeit dieser Theile bedeutend ein, so daß auch in dieser Beziehung das Faulthier den anderen mit übermäßig langen Vordergliedern versehenen Säugethieren weit nachsteht. Kein Wunder daher, daß unter so ungünstigen Bedingungen für den Lauf auf allen Vieren die Bewegungen des Faulthieres ebenso langsam als über alle Maßen ungeschickt und lächerlich sind. Es ist jedoch zum Gang auf dem Boden so wenig bestimmt wie die Fledermaus. Die Faulthiere sind ihrer ganzen Organisation nach aufs Klettern angewiesen, und wenn sie dies auch nicht mit Schnelligkeit ausführen können, so vollführen sie es dagegen mit außerordentlicher Energie, so daß sie ganze Tage und Nächte ohne Ermüdung an den Krallen hängen und sich selbst tödtlich verwundet noch an den Aesten festhalten. Die Sichelform der langen Krallen kommt ihnen hierbei zum Umklammern trefflich zu statten. Da ihre Hauptnahrung in Baumblättern besteht, und es ferner höchst wahrscheinlich ist, daß sie kein Bedürfniß zum Trinken haben, so sind sie auch nicht genöthigt, auf den Boden herabzukommen; zumal sie sich nur in den Urwaldungen aufhalten, wo ein Baum den anderen berührt oder durch Schlinggewächse mit ihm verkettet ist.

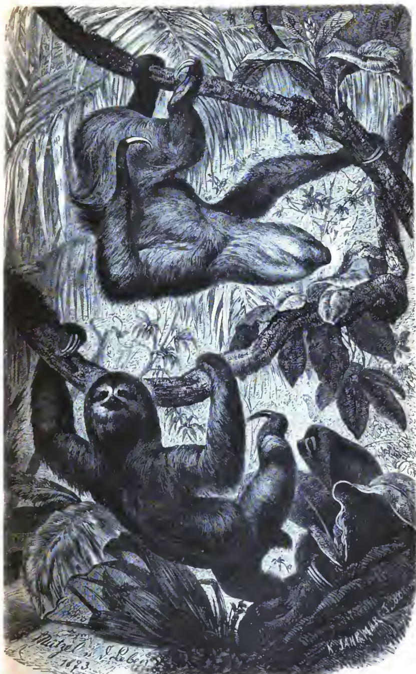
Daß die Faulthiere in der That kein Bedürfniß zum Trinken zu haben scheinen, geht aus der Beschaffenheit ihres Magens hervor. Derselbe besteht nämlich, wie bei den Wiederkäuern, aus mehreren Abtheilungen, von denen die zweite durch sechs tiefe Zellen und den feineren Bau der inneren Haut an die sogenannten Wasserzellen im ersten und zweiten Magen der Kamele und Lamas erinnert.

Einige unbedeutende Modificationen abgerechnet, ist die Magenbildung bei dem zweizehigen Faulthiere ganz dieselbe wie bei dem dreizehigen, und bis auf die Wirbelsäule ähneln sich die beiden Thiere auch sonst in ihrem Bau; nur stehen die Gliedmaßen bei dem Unau in einem günstigeren Verhältnisse zu einander als bei dem Aï, und deshalb ist er auch weniger ungeschickt und langsam in seinen Bewegungen.

Das dreizehige Faulthier hatte man längst in verschiedenen Varietäten kennen gelernt, aber keinen specifischen Unterschied zwischen denselben gemacht. Als man endlich damit anfing, entstanden zwar vielerlei neue Artnamen und Beschreibungen, aber mit Bestimmtheit lassen sich nur vier wirkliche Specialitäten des dreizehigen Faulthieres nachweisen, nämlich das blaßfarbige oder Aï (Bradypus pallidus), das Capuzen-Faulthier (B. cuculliger), das rußbraune (B. infuscatus) und das Kragen-Faulthier (B. torquatus).

Das Capuzen-Faulthier ist wohl dasjenige, mit welchem die europäischen Naturforscher zuerst bekannt wurden. Während nämlich die Portugiesen das südliche Brasilien ganz gesperrt hatten, war das nördliche durch die um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgte Occupation der Holländer zugänglich geworden, und unter dem Schutz und Schirm des Prinzen Moriz von Nassau hatten Markgraf und Piso Gelegenheit, die zoologischen und botanischen Schätze dieses Theiles von Brasilien kennen zu lernen. Das nördlicher liegende Guiana konnte ohnedies von den Portugiesen nicht abgesperrt werden. — Der Cuculliger hat seinen Namen von einer Capuze chokolatenbrauner langer Haare, welche den gelblichen Gesichtskranz umrahmt, Hinterkopf und Nacken nebst einem Theile des Rückens und der Schultern deckt und auf der Brust in zwei schmalen Streifen zusammenstößt.

Obgleich das blaßfarbige Faulthier jetzt verhältnißmäßig am häufigsten nach Europa kommt, so scheint es doch erst nach Aufhebung der Continentalsperre bekannt geworden zu sein. Die Hauptfarbe dieser südbrasilianischen Species ist blaß röthlichgrau oder licht graubräunlich. Ganz verschieden davon ist das rußbraune Faulthier, welches der Repräsentant des Capuzen-Faulthieres in dem nordwestlichen Theile von Südamerika zu sein scheint, während



Faulthiere.

die Heimath des Kragen-Faulthieres sich über das ganze östliche Brasilien erstreckt. Es kennzeichnet sich durch die eigenthümliche Form und Färbung der Haare, welche das Gesicht umgeben, und zumal durch den einem Frauenhalstuche ähnlichen, langhaarigen, schwarzen Schulterkragen.

Die Heimath des Unaus beschränkt sich auf den nördlichen Theil von Südamerika, die des Hoffmann'schen Faulthieres auf die Landenge zwischen Nord- und Südamerika. Im Jahre 1869 erhielt der zoologische Garten in London ein lebendes Exemplar der neuen Species von Panama.

In ihren Sitten und Gewohnheiten stimmen die zwei- und dreizehigen Faulthiere, soweit man ihr Freileben bis jetzt überhaupt kennen gelernt hat, ganz mit einander überein.

Das Faulthier bringt sein ganzes Leben auf Bäumen zu. Es wird auf ihnen geboren und findet auf ihnen alle Bedingungen zu seiner Existenz, hat daselbst auch weniger Feinde zu fürchten als auf dem Boden. Es kann lange Hunger ertragen und hat überhaupt ein sehr zähes Leben.

Das Weibchen bringt jährlich ein Junges zur Welt, das sich mit seinen starken Krallen an dem Halse der Mutter festhält, und sich von ihr in solcher Weise so lange umhertragen läßt, bis es sich selbst forthelfen kann.

Das Fleisch wird hier und da gegessen, obschon es einen unangenehmen Beigeschmack hat. Das Fell ist stark und dauerhaft.

Daß ein so absonderliches Geschöpf, wie das Faulthier, zum Gegenstande noch absonderlicherer Fabeln wurde, kann bei der bekannten Naivetät und Gläubigkeit der Beobachter früherer Zeit nicht überraschen.

Die erste bis jetzt bekannt gewordene Beschreibung und bildliche Darstellung eines dreizehigen Faulthieres findet sich in F. A. Thevet's „Singularitez de la France antarctique, autrement nommée Amérique“. Der Verfasser reiste im Mai 1555 mit einem Geschwader der französischen Krone, unter dem Commando des Maltheserritters v. Villegagnon nach Westindien, und lernte in dem „antarktischen Frankreich“, wie Südamerika mit der gewohnten Ueberhebung der „grande nation“ genannt wird, unter anderem auch ein Faulthier kennen. Er leitet seine Beschreibung des seltsamen Geschöpfes mit der naiven Betrachtung ein, daß zwar Aristoteles und Andere sich bereits mit Naturwissenschaft beschäftigt hätten, aber wahrscheinlich nicht bis in das „antarktische Frankreich oder Amerika“ gekommen seien, — weil es weder vorher, noch damals entdeckt gewesen wäre. „Dies Thier“, fährt er fort, „ist so mißgestaltet wie möglich, und gleichsam unglaublich für die, so es nicht gesehen. Die Eingeborenen nennen es ‚Haüt‘ oder ‚Haüthi‘; es hat die Größe eines ziemlich großen afrikanischen Affen (guenon); sein Bauch hängt sehr gegen die Erde. Der Kopf ähnelt dem eines kleinen Kindes, ebenso das Gesicht. Wenn es gefangen wird, so seufzt es wie ein schmerzbewegtes Kind. Sein Fell ist aschfarben und zottig, wie das eines kleinen Bären. Die Füße sind mit 4 Zoll langen Nägeln bewehrt, gestaltet wie dicke Karpfengräten, mit denen es auf die Bäume klettert, wo es mehr verweilt als auf dem Boden. Sein Schwanz ist drei Zoll lang und hat wenig Haare. Auch das ist merkwürdig an dem Thiere, daß es nie ein lebender Mensch fressen sah, obgleich die Wilden es lange Zeit gefangen hielten, um sich davon zu überzeugen, wie sie mir selbst berichteten. Noch aber würde ich es nicht geglaubt haben, wenn nicht die Kapitäne de l'Espine und Mogneuille, die eines Tages in dem Hochwald umherstreiften, zwei dieser Thiere von dem Gipfel eines Baumes mit der Büchse herabgeschossen hätten, von denen das eine sehr verwundet, das andere aber nur betäubt war, und mir zum Geschenke gemacht wurde. Ich behielt es 26 Tage lang und überzeugte mich, daß es nie fraß noch trank, sondern stets auf derselben Stelle verharrte, wo es schließlich von einigen Hunden, die wir bei uns hatten, erwürgt wurde. Manche glauben, daß das Thier nur von den Blättern eines bestimmten Baumes lebe, den sie ‚Amahut‘ nennen. Dieser Baum ragt hoch über die anderen und hat sehr kleine und zarte Blätter; und weil es sich da gewöhnlich aufhält, nannte man es ‚Haüt‘. Zahm soll es dem Menschen sehr zugethan sein und, seiner Vorliebe für hohe Orte gemäß,

stets nach dessen Schultern trachten, was die Wilden, da sie nackt, und die Nägel des Haüt schärfer und länger sind als die des Löwen oder sonst eines wilden Thieres, natürlich nicht ertragen können. Da ich in Constantinopel gefangene Chamäleone sah, die nur von Luft lebten, so erscheint das, was die Wilden mir von diesem Thier erzählten, gleichfalls wahr zu sein. Obschon es Tag und Nacht dem Wind und Regen ausgesetzt war, so blieb es gleichwohl immer trocken." — Ursache und Grund solcher wunderbaren und für den Menschen unbegreiflichen Erscheinungen erforschen zu wollen, hält Thevet für „impertinent", denn sie seien ein Naturgeheimniß, dessen Erkenntniß dem Schöpfer allein vorbehalten sei.

Possierlich nimmt sich die Abbildung aus, womit er seine Beschreibung illustrirt hat: sie besteht nämlich aus einer langkralligen Bärenfigur mit einem äußerst gutmüthigen und vergnügten Menschengesicht.

Dasselbe Bild und eine fast wörtliche Uebersetzung der Thevet'schen Beschreibung ins Lateinische findet sich in C. Geßner's 2. Auflage der Quadrupeden vom Jahre 1603. „Une autre chose digne de memoire, c'est que ceste beste n'a jamais este veue manger d'homme vivant" etc. ist jedoch auffallenderweise durch „Hominis vivi carnem nunquam gustare visum est" wiedergegeben (Fleisch eines lebenden Menschen sah man das Thier nie fressen), und da die nachträgliche Berufung auf das Chamäleon hiernach keinen Sinn mehr hatte, so blieb sie sammt der Schlußmoral weg.

Aus Geßner's „Historie der Thiere" ging Thevet's Bärenfigur mit dem Menschengesichte in andere naturgeschichtliche Werke und sogar in Athanasius Kircher's „Mursurgia" über, und es dauerte lange, bis der Haüt, dem Geßner den Namen Arctopithecus (Bärenaffe) gab, durch naturgetreue Abbildungen veranschaulicht wurde. Eine für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts vortreffliche Abbildung des zweizehigen Faulthiers gab Alb. Seba in seinem „Thesaurus rerum naturalium", behauptet dabei aber, dasselbe sammt seinem Jungen von der Insel Ceylon erhalten zu haben.

Da man vor Entdeckung Amerika's von Bradypoden nie gehört, so erregte die Nachricht von einem ceylonischen Faulthier nicht geringes Aufsehen. Daß die Abbildung auf Tafel 3 des durch seine Kupfer berühmten Foliowerkes vom Jahre 1734 einen Unau darstelle, konnte so wenig in Zweifel gezogen werden, als die Wahrheit von Seba's Aussage, und das Faulthier von Ceylon fand daher in den meisten Naturgeschichten des 18. Jahrhunderts gläubige Aufnahme, von Linné bis Schreber u. s. w. Buffon leugnet zwar nicht, daß Seba seine Faulthiere von Ceylon bekommen habe, bestreitet aber deren ceylonische Heimath. Nach seiner Ansicht liegt hier entweder eine Verwechslung vor, oder die streitigen Thiere sind von Amerika nach Ceylon verbracht und von da erst in Seba's Besitz übergegangen. Vosmaer und Andere traten gegen diese Behauptung auf, aber Buffon hielt seine Ansicht aufrecht, und stützt sie in dem 33. Bande seiner „Histoire naturelle" durch die allgemeine Erfahrung, daß die Thiere der mittägigen alten Welt sich so wenig in der neuen finden, als umgekehrt die der neuen auf dem alten Continente.

Da jedoch die um jene Zeit entdeckten Loris oder Faulaffen von Südasien und Guinea mehrfach für fünfzehige Faulthiere gehalten und unter diesem Namen beschrieben wurden, so gewann der Glaube an ein zweizehiges ceylonisches Faulthier dadurch neuen Halt und erst als alle Nachforschungen nach demselben vergeblich geblieben waren, zweifelte Niemand mehr an Seba's Irrthum; wie er zu demselben gekommen, blieb unaufgeklärt.

In der Beschreibung des Faulthiers und seiner Lebensweise liefen fort und fort Wahrheit und Dichtung bunt durch einander, und mancher Federkrieg wurde über die Bradypoden ausgefochten.

„So lebhaft, thätig und exaltirt die Natur bei den Affen erscheint," sagt Buffon in dem 32. Bande einer Quadrupeden, „so langsam, beengt und zugeschnürt zeigt sie sich bei den Faulthieren; und es ist weniger Faulheit als Elend, es ist Gebrechen, Mangel, fehlerhafter Bau; die Augen blöde und gedeckt, die Kinnbacken unbeholfen und schwerfällig, das Haar platt, getrocknetem Grase ähnlich, die Schenkel schlecht eingefügt und fast außer-

halb der Hüften, die Beine zu kurz, schlecht gewendet und noch schlechter endigend; kein Fußteller, keine Daumen, keine für sich allein beweglichen Finger, sondern zwei oder drei außerordentlich lange Nägel, nach unten gebogen, die sich nur zusammen bewegen können und beim Gehen mehr hindern, als beim Klettern fördern. Die Langsamkeit, Stupidität und Verlassenheit seines Daseins, selbst der gewöhnliche Schmerz sind Folgen dieses bizarren und vernachlässigten Baues; keine Waffen, um anzugreifen oder sich zu vertheidigen, kein Mittel der Sicherheit, nicht einmal durch Aufscharren der Erde; keine Gelegenheit, sich durch Flucht zu retten, beschränkt nicht auf ein bestimmtes Land, sondern auf die Scholle Erde, auf den Baum, unter (!) dem sie geboren sind; Gefangene mitten im weiten Raume, da sie in der Stunde nicht weiter kommen als eine Klafter; sie klettern mit Mühe und schleppen sich mit Schmerzen fort; die unterbrochenen Klagelaute, die sie nur des Nachts auszustoßen wagen, Alles kündet ihr Elend, Alles erinnert an diese mangelhaften Mißgeburten, an diese tausendmal projectirten unvollkommenen Versuche der Natur, die kaum lebensfähig, auch nur eine Zeit lang bestehen sollten und seitdem aus der Liste der Geschöpfe gestrichen sind; und in der That, wenn die Länder, welche Unau und Ai bewohnen, nicht Einöden wären, wenn die Menschen und gewaltthätigen Thiere sich dort schon in alter Zeit vermehrt hätten, so würden diese Species nicht bis auf uns gekommen, sondern durch die andern vertilgt worden sein, wie das eines Tages der Fall sein wird."

„Sehen wir uns," fährt Buffon nach einigen philosophischen Betrachtungen fort, „diese armen Thiere näher an; sie können sich keiner Beute bemächtigen, weder Fleisch fressen, noch Gräser abpflücken; genöthigt von Blättern und wilden Früchten zu leben, brauchen sie Zeit, um sich an den Fuß eines Baumes zu schleppen, Zeit um hinaufzuklettern bis zu den Aesten. Während dieser langsamen und traurigen Arbeit, welche manchmal mehrere Tage dauert, sind sie genöthigt, den Hunger zu ertragen und vielleicht die ärgste Noth zu leiden; angekommen auf dem Baume, steigen sie nicht wieder herab, hängen sich an die Zweige, plündern sie nach und nach, fressen allmählig die Blätter jedes Astes ab und bringen so mehrere Wochen zu, ohne durch irgend ein Getränk diese trockne Nahrung befeuchten zu können; und wenn sie dann ihren Vorrath erschöpft haben, und der Baum ganz kahl geworden, so hält sie die Unmöglichkeit herabzusteigen, doch noch auf demselben zurück; macht sich endlich das Bedürfniß nach Nahrung von neuem fühlbar, drängt es und wird es lebhafter als die Furcht vor Todesgefahr, so lassen sie, da sie nicht herabsteigen können (!), sich fallen, und fallen schwerfällig wie ein Block, wie eine Masse ohne Federkraft, denn ihre steifen und faulen Beine haben nicht die Zeit, sich auszustrecken, um den Fall zu brechen."

Aehnliches findet sich in Antonio di Ulloa's „Relacion historica del viage a la America meridional" (Allgem. Historie der Reisen 9. Bd.) vom Jahre 1748 und in den „Beobachtungen" des königl. Arztes Delaborde in Cayenne, der zwei Faulthiere unterscheidet: Paresseux honteux und Mouton paresseux, und von dem letztern behauptet, daß es sich von der Höhe der Bäume auf die Menschen werfe, aber so schwerfällig, daß man ihm leicht ausweichen könne. Trotz der evidenten Fabelhaftigkeit dieser Behauptung nimmt Buffon doch nur an Delaborde's Ausdrucksweise Anstand, die Sache selbst erscheint ihm ganz plausibel: denn wenn das Faulthier auch den Menschen nicht angreife, so müsse es sich doch immerhin von den Bäumen fallen lassen, und könne bei dieser Gelegenheit auch manchmal auf Menschen fallen.

Vergebens verwirft Vosmaer in seiner „Beschreibung eines fünfzehigen Faulthiers von Bengalen" (Amsterdam 1767), womit jedoch offenbar der plumpe Lori (Stenops oder Nycticebus tardigradus) gemeint ist, die Buffon'sche Behauptung; es blieb bei der Fabel, daß die Bradypoden sich aus Faulheit von den leer gefressenen Bäumen fallen lassen, um auf andere zu kriechen.

Wie Buffon, so erblickt auch Cuvier in den Faulthieren die Ueberbleibsel einer andern Ordnung der Dinge, die lebenden Reste des vorhergegangenen Naturzustandes, dessen Ruinen wir in dem Innern der Erde suchen müssen, Geschöpfe, die

durch irgend ein Wunder den Katastrophen entgingen, welche ihre Zeitgenossen zerstörten. (Recherches sur les ossemens fossiles de quadrupédes etc. Vol. 5. Part. 1.)

Der Elephant allein weicht, nach Cuvier vielleicht ebenso sehr von dem allgemeinen Plane der Natur bei den Mammalien ab, als das Faulthier, aber hier sind die Abweichungen angemessen, wogegen bei dem Faulthiere jede Eigenheit der Organisation nur das Resultat der Schwäche und Unvollkommenheit zu haben scheint und die Unbequemlichkeiten, die sie dem Thiere verursacht, durch keinerlei Vortheil aufgewogen werden. — Das Skelet des dreizehigen Bradypus oder Aï zeigt außerordentlich anomale und augenscheinlich mangelhafte Verhältnisse. Ober- und Unterarm zusammen sind fast doppelt so lang als Schenkel und Schienbein, so daß das Thier, wenn es auf allen Vieren geht, genöthigt ist, sich auf den Ellbogen fortzuziehen. Könnte es aufrecht auf den Hinterfüßen stehen, so würde der ganze Vorderfuß auf dem Boden ruhen, aber es ist dazu unfähig, des breiten Beckens und der weit auswärts gekrümmten Hinterbeine wegen. Die Länge der Vorderbeine verhindert es zu gehen, und nur indem es mit den Klauen sich an einem Gegenstande festhält und den Körper nachschleift, bewegt es sich auf dem Boden. (Oss. Foss. Vol. 5. Part. 2. Pl. 4.)

Gleich Buffon beurtheilt auch Cuvier das Faulthier nur nach seiner Befähigung, sich auf dem Boden zu bewegen, wozu es von der Natur doch nicht bestimmt, und folglich auch nicht organisirt ist. Hätte er die vorhandenen Anomalien in Bezug auf das Baumleben der Bradypoden betrachtet, so würde er, wie Harlan im Monthly journal of geology and nat. hist. vom Jahre 1832 und Buckland in dem 17. Bande der Transact. of Linn. Soc. vom Jahre 1837 ausgeführt hat, zu andern Resultaten gekommen sein.

Da das Faulthier zu schwer ist, um bis an das äußerste Ende der Zweige zu klettern, wo die Knospen und feinen Blätter sitzen, die es frißt, so bedarf es, nach Buckland, der langen Arme, um seine Lieblingsspeisen herabzulangen und zu Munde zu führen; überdies dienen sie ihm auch zur Vertheidigung. Die Arme bewegen sich fast rundum in der Pfanne und die Ellbogen gestatten Pronation und Supination, d. h. Vor- und Rückwärtsdrehung der Hand. Das breite Becken, die weit auseinander stehenden krummen Beine und die schief gestellten Sohlen eignen sich allerdings nicht zum Gehen, aber um so besser zum Klettern; der Fuß, der nicht flach auf die Sohle treten kann, schmiegt sich um so fester an die Rundung des Astes. Daß alle Finger- und Fußgelenke, die Klauengelenke ausgenommen, verbunden sind, macht sie um so stärker; als Resident von Para hat Burchel beobachtet, wie sie selbst nach dem Tode des Thieres noch festhielten. Die saftige Nahrung ersetzt den Bradypoden das Trinken und enthebt sie der Veranlassung, den Boden zu suchen.

Alle andern Thiere, fährt Buckland fort, von der Giraffe und dem Kamel bis zum Walfisch haben unveränderlich 7 Halswirbel, das Faulthier 9. Dadurch wird die rotatorische Bewegung der Halswirbel und die Beweglichkeit des Nackens vermehrt. Daher hat das Thier die ungewöhnliche Fähigkeit, rückwärts über seine Schulter zu schauen. Burchell hat bemerkt, daß es Jemand, der hinter ihm steht, direct ins Gesicht sehen kann, ohne den Körper zu drehen. Da es beim Klettern stets den Stamm oder Ast vor sich hat, und also nicht vorwärts blicken kann, so wurde es durch die Befähigung entschädigt, den Kopf um so weiter rückwärts drehen zu können, der Sicherheit und Nahrung wegen. Die anomale Zahl der Halswirbel erlaubt ihm auch, den Kopf beim Schlafen auf die Brust zu legen. Burchell sah Faulthiere schlafend zwischen einer Astgabel hängen, zur Kugel geballt, den Kopf im Brusthaare verborgen, zum Schutz vor den Insecten.

Da das Faulthier nur von Knospen und weichen Blättern lebt, so bedurfte es nicht des complicirteren Zahnsystems von Quadrupeden, die sich auf dem Boden nähren und Vegetabilien härterer Art zu zerkauen haben.

Dem Bau des Faulthieres kann sonach auch nicht der Vorwurf der Schwäche und Unvollkommenheit, oder gar der Monstrosität gemacht werden, vielmehr ist er den Lebensverhältnissen des Thieres durchaus angemessen.

Nach Waterton's Beobachtungen,

auf welche sich Buckland beruft, ist das sonderbare Thier dazu bestimmt, auf Bäumen geboren zu werden, zu leben und zu sterben. Es bewohnt entlegene dunkle Wälder; den vorhandenen Beschreibungen nach ist aber kein Naturforscher in die Wildniß gegangen, um seinen Versteck zu beobachten und zu sehen, ob die Natur bei Erschaffung dieser außerordentlichen Creatur einen Mißgriff gemacht hat. Indianer und Neger sind es, welche Faulthiere fangen und sie den Weißen verkaufen; an Plätzen, für welche die Natur das Thier nicht bestimmte, machen diese dann ihre Beobachtungen: daher diese irrthümlichen Erzählungen.

„Als ich eines Tags über den Essequibo setzte," erzählt Waterton in seinen „Wanderungen in Südamerika", „bemerkte ich am Ufer ein großes zweizehiges Faulthier auf der Erde; obgleich die Bäume nur 20 Yards von ihm entfernt waren, so konnte es durch den Sand doch nicht zeitig genug entfliehen, ehe wir landeten. Es warf sich auf den Rücken und vertheidigte sich mit den Vorderfüßen. Ich hielt ihm einen langen Pfahl hin, damit es sich daran festklammere, und brachte es dann zu einer hohen und stattlichen Mora; es stieg empor mit wundervoller Schnelligkeit und ungefähr in einer Minute war es fast auf dem Gipfel des Baumes, es wendete sich dann seitwärts, indem es den Ast des nächsten Baumes ergriff, und schritt vor gegen die Mitte des Waldes."

Man sieht: die Einen malen zu sehr Grau in Grau, die Anderen setzen zu viel Licht auf und wie das bei teleologischen Speculationen Regel, so geräth auch Buckland in seiner Apologie des Faulthierbaues häufig auf eine schiefe Ebene.

Daß der Bau des Faulthiers sich vorzüglich zum Klettern eignet, ist gewiß; daß er aber nicht ausschließlich oder in höherem Grade dazu befähigt, als andere Organisationen, beweisen Affen und viele Carnivoren und Nagethiere. Der Marder klettert an senkrechten Wänden hinauf und das Eichhörnchen ist im Nu auf dem höchsten Wipfel der Eiche, setzt in kühnem Sprunge von Ast zu Ast, von einem Baum auf den andern.

Die Langsamkeit der Faulthiere ist allerdings vielfach übertrieben worden, aber auch mit dem Chronometer der Wahrheit gemessen, erscheint sie noch auffällig genug, denn als Waterton am Essequibo einen Unau mit „wundervoller Schnelligkeit" auf eine stattliche Mora klettern sah, da muß er eine Vision gehabt haben. Dagegen stimmt Gaimard's Angabe, daß ein Aï binnen 20 Minuten auf einem Schiffe über das Tauwerk bis zur Spitze des großen Mastes hinaufgestiegen sei, mit anderen Beobachtungen überein.

Hat die Natur dem Aï die zwei überzähligen Halswirbel wirklich zu dem von Buckland angeführten Zwecke gegeben, so hat sie stiefmütterlich an dem Unau gehandelt; denn diesem ist es nicht vergönnt, den Kopf so weit rückwärts zu drehen, und doch ist er bei seinem Baumleben ganz in derselben Lage wie sein dreizehiger Verwandter. Uebrigens duckt der Unau beim Schlafen den Kopf ganz ebenso auf die Brust und versteckt Schnauze und Augen in deren Haaren, wie der Aï; die Mehr- oder Minderzahl der Halswirbel thut also hier nichts zur Sache. Es ist die Contractionskraft der Beuge- und mehr noch die Dehnbarkeit der Streckmuskeln, welche Aï und Unau zu so vollkommener Senkung des Kopfes befähigen.

Wie mit dem Beugen, so verhält es sich auch mit dem Drehen des Kopfes. Bei gleicher Form und Textur müssen 9 Wirbel allerdings einen weiteren Schraubengang machen als 7, der Kopf also mehr nach hinten zu stehen kommen. Aber von der Zahl der Halswirbel allein hängt die Drehbarkeit des Kopfes nicht ab, sondern zugleich von der Elasticität ihrer Verbindung. Bei straffer Textur der Wirbel würde deren Neunzahl dem Aï wenig nützen, während er in der That den Kopf nicht nur vollständig rückwärts drehen, sondern auch ungewöhnlich weit ausstrecken kann.

Auch der Unau kann den Kopf weit vorstrecken, aber natürlich, nicht so weit wie der Aï, weil er eben nur 7 Halswirbel hat. Um rückwärts nach Nahrung oder einem Feind auszuschauen, muß er mit dem Kopfe auch zugleich den Oberkörper drehen.— Warum hat es die Natur dem Unau nicht ebenso bequem gemacht als dem Aï? Warum hat sie, obgleich er schwerer als der Aï und also auch weniger weit gegen das Ende der Zweige

vorklettern kann, just ihm die kürzeren Arme gegeben?

„Wo es auf rasche Bewegung ankommt,“ erklärt Buckland am Schlusse seiner Apologie, „da erscheint das Faulthier allerdings schwach, aber es bedarf der Agilität nicht, es kommt nicht in den Fall, Gebrauch davon zu machen. An den Aesten hängend, ist es geschützt vor den Angriffen der Quadrupeden des Bodens, während die Kraft der Arme und die Länge der Klauen es ausreichend gegen Schlangen vertheidigt, die seine furchtbarsten Feinde sind.“

Ueber Buckland's Optimismus kann nach diesen Worten kein Zweifel mehr sein; und wenn das Faulthier auch nicht ganz dem Jammerbilde entspricht, welches Buffon von ihm entwirft, so hat es die Natur doch äußerst stiefmütterlich behandelt, und nach Tschudi's Ausspruch seinen Feinden wehrlos preisgegeben. Die Zähne, bemerkt dieser in seiner „peruanischen Fauna“, sind kaum stark genug, Baumblätter zu zermalmen, die Nägel, obgleich scharf und stark, sind durch die unproportionirten, ungelenken Gliedmaßen und dadurch, daß sie als unumgänglich nothwendiger Anhaltspunkt des Körpers dienen müssen, ihrer Wirksamkeit als Vertheidigungsmittel beraubt. Daher giebt es auch so wenig Faulthiere und von Jahr zu Jahr wird ihre Zahl durch große Raubvögel und Katzen verringert. Die den Baumstämmen ähnliche Farbe des Felles ist der einzige Schutz dieser Thiere.

Selbstverständlich scheinen die Bradypoden nur uns so elend, sind es aber nicht in der That; denn so wenig der Ochse nach Braten verlangt, wenn ihn hungert, so wenig kann das Faulthier sich nach Behendigkeit sehnen, weil sie seiner Organisation nicht minder heterogen ist, wie Braten dem Ochsen. Der ganze Bewegungsapparat des Faulthiers müßte erst ein anderer werden, das Faulthier also nicht mehr Faulthier sein, wenn es im Zustande ruhigen Verharrens sich nicht am behaglichsten fühlen sollte. — Wie kämen die Bradypoden, denen jede Bewegung eine Qual, unter den gegebenen Verhältnissen dazu, sich die Gewandtheit von Affen und Eichhörnchen, oder gar die Flüchtigkeit von Hirschen und Rehen zu wünschen? Wie käme der Fisch, der außer Wasser nicht leben kann, zu dem Wunsche, sich in dem Aether zu baden, die Eintagsfliege, die gar keine praktikabeln Freßwerkzeuge hat, zu dem Verlangen nach Nahrung?

Mit der körperlichen Inferiorität der Bradypoden harmonirt deren Stupidität und Stumpfsinnigkeit, eine förmlich reptilienartige Apathie und Zähigkeit des vegetativen Lebens. Piso erzählt in seiner „Naturgeschichte von Brasilien“, daß er ein Faulthier secirte, dessen Herz nach der Trennung vom Körper noch eine halbe Stunde lebhaft geschlagen habe. Das Thier selbst bewegte sich, nachdem ihm auch die übrigen Eingeweide ausgeschnitten waren, noch lange nachher, und zog langsam die Füße zusammen, wie es beim Schlafen zu thun pflegt.

Auch in Humboldt's „Zoologischen Manuscripten“ finden sich interessante Mittheilungen über die Vitalität der Faulthiere: „Das Weibchen“, erzählt der berühmte Naturforscher, „welches behufs unserer anatomischen Untersuchungen getödtet werden sollte, starb erst, nachdem es 20 Minuten lang unter Wasser gehalten wurde. Es schien früher todt, kam aber wieder zu sich, wenn man es herauszog. Ich habe es 1 St. 15 M. nach seinem Tode mit Erfolg galvanisirt. — Unter allen warmblütigen Thieren ist das Faulthier das einzige, bei welchem die Reizbarkeit so lange anhält. Seine Indolenz schiene das Gegentheil anzuzeigen, aber es hat eine unvollkommene Respiration, sehr zusammengedrückte Lungen, das gesammte Athmen zeigt eine niedere Bluttemperatur und folglich ein langsameres Leben, eine andauernde Irritabilität. Die Größe der Nerven, welche zu den Muskeln der Locomotion führen, ist bei diesen Thieren sehr merkwürdig: die Nerven der Extremitäten und die Bauchnerven sind im Verhältniß zum Körper und dem kleinen Gehirn außerordentlich stark.“

Also ganz ähnliche Erscheinungen, wie bei den Reptilien: denn just bei dieser Klasse ist die Respiration unvollkommen, und das Gehirn weniger Centralpunkt der Empfindung und des Bewußtseins als bei andern Thieren. Es äußert, weil die Gangliennerven im Verhältniß zu dem

kleinen Gehirn sehr groß und stark sind und das vegetative Leben ausgezeichneter und zäher ist als das animalische, daher auch geringeren Einfluß auf den übrigen Körper und macht es erklärlich, wie Schildkröten ohne Gehirn noch mehrere Monate fortleben und Frösche mit ausgeschnittenem Herzen noch umherhüpfen können.

Auch die bradypodische Zähigkeit im Hungerleiden erinnert an die Amphibien. „Wir haben eines 52 Stunden lang fasten lassen," erzählt Humboldt an dem angeführten Orte, „und dabei nährte es immer sein Junges und suchte sich durchaus nichts zu fressen zu verschaffen, obgleich es im Freien war. Wenn es aber auf einem dichtbelaubten Baume war, so fraß es unglaublich viel, zog es aber vor zu fasten, als sich seine Nahrung zu verschaffen."

Acht bis vierzehn Tage vergehen, ehe das Faulthier vor Hunger stirbt.

Es kann, wie Humboldt versichert, nicht nur Monate lang ohne Getränk leben, sondern scheint überhaupt nicht zu trinken; denn daß diese Thiere, nach Aussage der Indianer von Turbaco, während der Regenzeit viel saufen, ziemlich rasch von den Bäumen herabsteigen, um sich den Flüssen zu nähern, und sogar gut schwimmen, ist von keinem zuverlässigen Zeugen beobachtet worden.

Da die Natur den Bradypoden die Bewegung so sauer gemacht, so gab sie ihnen zum Ausgleich eine Constitution, die sie der Nothwendigkeit der Bewegung so ziemlich überhebt, einen Magen, der ihnen bei der saftigen Blätterspeise das Trinken entbehrlich macht.

Der Unau des Berliner Aquariums* hat bis jetzt noch keinen Tropfen getrunken und doch ist derselbe bereits über Jahr und Tag Bewohner der Anstalt. Ihm und dem später erworbenen Aï wurde wiederholt Wasser und Milch offerirt, aber stets von ihnen verschmäht. Außer Eier- und Apfelschnitten, womit die Thiere gewöhnlich gefüttert werden, läßt sich der Unau auch mitunter Semmel, in Milch ausgedrückt, gefallen; ist die Semmel aber zu naß, so verweigert er die Annahme. In diesem Zuge spricht sich nicht allein mangelndes Bedürfniß, sondern entschiedene Abneigung vor dem Trinken aus, und die Schlußfolgerung, daß das Thier auch in seinem Freileben nicht trinke, dürfte hiernach wohl kaum zu gewagt erscheinen. Piso und Markgraf behaupten es geradezu.

Unter den Bäumen seiner Heimath soll sich das Faulthier vornehmlich die Blätter von Bombax, Cavanillesia, Macundo und Cecropia zur Speise auswählen, frißt jedoch auch anderes Laub. Da es in der Gefangenschaft sich nicht dazu bequemt, seiner Nahrung nachzugehen, und lieber hungert, als sich von der Stelle bewegt, so mag bei den Wilden der Glaube entstanden sein, daß es überhaupt nicht fresse. Wie schon mitgetheilt wurde, hat Humboldt ein Faulthier 52 Stunden lang hungern lassen, und obgleich es im Freien war, suchte es sich doch nichts zu fressen zu verschaffen; setzte er es aber auf einen Baum, so fraß es, nach seiner Versicherung, unglaublich viel. Daß das Faulthier in der Gefangenschaft sich sein Futter nicht selber sucht, haben außerdem Waterton, Burchell, v. Tschudi und Andere beobachtet. Der Unau des Berliner Aquariums würde verhungert sein, wenn man ihn nicht gefüttert, ihm nicht Bissen für Bissen in das Maul gesteckt hätte; ebenso der Aï, der sich noch weniger dazu entschließen konnte, Nahrung zu sich zu nehmen. Später machten die Thiere weniger Umstände, zumal wenn sie Hunger hatten. Ist der Hunger sehr stark, so klettert der Unau seinem Wärter, wenn dieser oben an der Käfigthür erscheint, sogar mitunter an dem Drathgeflechte seiner Behausung entgegen. Bei einer solchen Gelegenheit veranlaßte ich den Wärter einmal, die gewohnte Fütterung vorerst aufzuschieben und nur einige Apfelschnitte in den Käfig zu werfen. Der Unau schien besonders hungrig zu sein, und ich wollte sehen, ob er sich auch in diesem Falle nicht zu einem freiwilligen Imbiß entschließen würde. Es war eine Geduldsprobe, die ich mir auferlegte, aber nicht ohne Erfolg. Der Unau blieb, als der Wärter die Käfigthür ohne weiteres wieder schloß, eine Weile verdutzt an der Wölbung hängen und trat dann seinen Rückmarsch an. Er

* Im Mai 1872 erwarb das Berliner Aquarium einen Unau (Cholopus bidactylus) u. im April 1873 einen Aï (Bradypus pallidus), der jedoch in den ersten Tagen des Juli einging.

hätte, der Fabel gemäß, sich bequem in das weiche Heu können fallen lassen, wenn solch verwegenes Beginnen dem vorsichtigen und ängstlichen Naturell des Faulthiers nicht schnurstracks entgegenliefe. Bei der Locomotion desselben ist kein rasches Prüfen mit den Augen und Handeln wie bei andern Kletterthieren, da ist nur mühseliges Experimentiren, wo und wie die Klauen am sichersten einzuhaken sind; Arm und Fuß drehen sich dabei fast rundum, — so dehnbar ist das Gliedergefüge. — Es verging eine gute halbe Stunde, bis der Unau auf dem Boden ankam. Er ruhte von der ausgestandenen Strapaze eine Weile aus, und trat dann die Weiterreise nach seinem gewohnten Lagerplatze an. Auf einmal machte er Halt, streckte den Kopf vor und schnüffelte mit der nackten Vorderschnauze. Er hatte Witterung; war übrigens auch nicht zwei Fuß von dem ersten Apfelschnitt. Selbst bei Anrechnung des Heuduftes zeigte sich hiernach sein Geruchssinn amphibienartig schwach. — Jetzt war der Unau dicht bei der Apfelscheibe. Wird er fressen? — Er fraß, und zwar, so lange es ging, ohne Gebrauch einer Kralle. Erst als die Apfelscheibe zu klein wurde und in dem Heue keinen Widerstand mehr fand, faßte er zu, und schob sich den Rest mit den langen Klauen in das Maul. Ganz so verfuhr er bei der zweiten und dritten Apfelscheibe; darauf machte er Anstalt, sich niederzulegen, drehte sich da und dorthin, um sich recht bequem zu betten, und schlief weiter; — darüber war eine zweite halbe Stunde vergangen, denn auch zum Fressen nimmt das Faulthier sich Zeit. — Es öffnet, wenn der Wärter es sitzend zwischen die Beine genommen und ihm die Eier- oder Apfelscheibe, die es fressen soll, zwischen die Lippen schiebt, mit Faulheit das Maul, kaut mit Faulheit, und schluckt den zerstückten Bissen mit Faulheit hinunter. Auf diese Weise nimmt es täglich 2 hart gekochte Eier und 3 bis 4 ziemlich große Aepfel in zwei Mahlzeiten zu sich. Ab und zu schiebt ihm der Wärter auch einmal ein Salatblatt in das Maul; mit Laub hat man gar nicht erst Versuche gemacht, da es im Winter doch nicht zu haben wäre. Das Faulthier geifert beim Fressen und wenn die Speicheldrüsen nach Rapp's „anatomischen Untersuchungen über die Edentaten" auch klein sind, so besitzen sie doch viel Absonderungsvermögen und tragen wohl mit dazu bei, den Thieren das Trinken entbehrlich zu machen. Hat das Faulthier die Strapazen des Fressens überstanden, so kriecht es auf seine Lagerstätte zurück und schläft weiter. Uebrigens muß zu seinem Lobe bemerkt werden, daß es sein Bette nicht verunreinigt, sondern trotz seiner Faulheit abseits excrementirt.

Daß das Faulthier nicht ohne Unterscheidungsvermögen in Bezug auf Bequemlichkeit ist, hat der Unau des Aquariums thatsächlich bewiesen; denn anstatt wie früher, zum Klumpen zusammengeballt und den Kopf auf die Brust gedrückt, an der ihm zum Aufenthalte über Tag bestimmten Stange hängen zu bleiben, kletterte er in der Folge hinab und bettete sich in der weichen Heuunterlage. Ebenso machte es der Ai, hielt sich aber mindestens mit einem Fuße, wie anfänglich auch der Unau, an irgend einem greifbaren Theile seines Käfigs fest. — Um den klammernden Armen eine Erleichterung zu verschaffen, sucht sich das Faulthier in seinem Freileben die Gabel eines Baumes zur Schlafstätte aus. Sollte es nicht gelegentlich auch eine Baumhöhle dazu benutzen?

So wenig das Freileben des merkwürdigen Thieres vollkommen aufgeklärt ist, so wenig ist es dessen Gefangenleben; — da und dort Zweifel und Widersprüche. Daß das Faulthier in der Gefangenschaft nicht ohne Ausnahme kurzlebig ist, hat ein Unau des Amsterdamer zoologischen Gartens bewiesen, der circa zehn Jahre dort ausdauerte. Man fütterte ihn, wie A. E. Brehm in seinem illustrirten Thierleben erzählt, mit allen möglichen Pflanzenstoffen, doch blieben Möhren und gekochter Reis seine Hauptnahrung. Den Reis gab man ihm auf einem Teller, die Möhren legte man auf das Heu, mit dem der Boden seines Käfigs gepolstert war. Er wurde gewöhnlich zum Fressen gerufen und richtete sich alsbald auf, wenn er seinen Namen „Kees" hörte. Ja, er kletterte sogar, wenn man ihm an das obere Gitter eine Leckerei, zumal ein Stückchen Zucker, hielt, ziemlich rasch nach oben und öffnete die Schnauze so weit als möglich, um diese Lieblingsspeise zu erhalten. —

Ob er alles das von Hause aus that, oder erst allmälig dazu angeleitet wurde, ist nicht gesagt.

Bestimmten und eingehenden Aufschluß über diese Frage verdanke ich den interessanten Mittheilungen, die mir der Director des Kölner zoologischen Gartens, Hr. N. Funck, über die dortige Unaufamilie zugehen läßt.

Danach sind die Thiere, Männchen, Weibchen und Junges, am 29. April d. J. dort eingetroffen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Weißbrot in Milch oder Wasser eingeweicht. Anfangs wurden ihnen die Bissen in das Maul gereicht; darauf hielt man ihnen den Napf vor und rückte damit allmälig weiter nach unten, um die Thiere zu veranlassen, sich ihr Futter selbst aufzusuchen. Dazu bequemten sie sich denn auch bald; sie fressen, indem sie sich mit den Hinterpfoten an einem Aste festhalten und den Kopf nach unten hängen lassen. Gekochte Moorrüben verschmähten sie später, und nur das Junge frißt sie noch. Dieses hing nicht auf dem Rücken, sondern an dem Bauche der Mutter; es fraß aus dem Napfe wie diese und hielt sich dabei mit den Hinterpfoten an den Bauchhaaren der Mutter fest; mitunter trennte es sich von derselben und suchte sie schließlich gar nicht mehr auf. Auf dem Boden, den sie übrigens nicht freiwillig betreten, sitzen die Thiere in einer halbkugelig gebogenen Stellung mit gesenktem Kopf und stützen den Rücken an die Wand. Auch auf ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte ziehen sie die sitzende Stellung der hängenden vor.

Das Faulthier ist sehr kurzsichtig. Der körperlichen Kurzsichtigkeit entspricht die Stumpfsinnigkeit, die Indolenz des Thieres. Man entreißt nach Humboldt's Aussage der Mutter ihr Junges, und sie bleibt ruhig, halbeingeschlafen; zuweilen ist sie unruhig und sucht es. „Wir legten einmal ein Junges drei Fuß von seiner Mutter weg, sie sah es nicht; wir machten es schreien, sie hörte es nicht; es mußte sie berühren. Um den Jungen das Saugen zu erleichtern, beugt sie sich nach hinten; aber sie leckt es nie, wie andere Thiere."

Ueberrascht man ein Faulthier zufällig auf dem Boden, so kann man, wie der Prinz von Neuwied in seinen „Beiträgen zu der Naturgeschichte Brasiliens" erklärt, sich des Staunens über dieses sonderbare Gebilde der Natur nicht enthalten. „Seine wahrhaft komischen, langsamen Bewegungen geschehen mit einem stupiden, kläglichen Ausdrucke; die matten, kleinen, feuchten Augen sind ohne Glanz und Leben, der lange Hals mit dem kleinen Kopfe wird hoch ausgestreckt, der Vorderkörper ist etwas aufgerichtet und einer der Arme bewegt sich sogleich langsam und gleichsam mechanisch mit den langen Klauen gegen die Brust hin, um den Feind zu umklammern, welches die einzige Vertheidigung dieser hülflosen Thiere ist."

Wie Waterton in seinen „Wanderungen in Südamerika" erzählt, hielt er mehrere Monate ein Faulthier, das er öfters aus dem Hause nahm und auf den Boden setzte, um seine Bewegungen zu beobachten. War der Grund rauh, so half es sich dadurch vorwärts, daß es mit den Klauen einen Grasbüschel oder Stein und dgl. erfaßte, und dem nächsten Baume zustrebend, den Körper auf dem Boden nachzog, wurde das Thier jedoch auf einen glatten und betretenen Platz gesetzt, „so schien es in Verwirrung und Bekümmerniß."

In ähnlicher Weise schildert Burchell, der sich in den zwanziger Jahren zu Santos und Para einige dreizehige Faulthiere hielt, die jedoch nach 1 bis 2 Monaten eingingen, das Gebahren derselben auf dem Boden.

Unau und Aï des Aquariums wurden bei ihrer Ankunft in dem Bureau der Anstalt gewogen. Der Aï wog etwas über 6, der Unau über 10 Pfund. Während des Wiegens setzte man den Unau auf den Parquetboden des Bureaus — Es war ein kläglich komischer Anblick. — Das Thier lag platt auf dem Bauche und streckte alle Viere von sich, wie eine todte Patte. Mit jammervoll stupidem Ausdrucke sah es sich nach irgend einem Gegenstande um, der ihm Gelegenheit böte, daran emporzuklettern. — Die Wage fiel ihm zunächst in das Auge. Faul rutschten die Arme da und dorthin, um nach einem Anhalte für die Krallen zu suchen; endlich war er gefunden. Eine kleine Ritze in der Bedielung genügte dazu, den Krallen Halt zu gewähren. Sie setzten sich ein, der lang ausgestreckte Arm zog an und der Körper rutschte auf dem Bauche nach. Noch einmal wiederholte sich das Manö-

ter und die Krallen vermochten die Wage zu fassen, an welcher der Unau emporkletterte und sich an dem Hebel festkrallte. Wäre er nicht in seinen Käfig zurückgetragen worden, — er selbst hätte sich nicht von der Stelle gerührt.

Auf dem heureichen Boden seiner Behausung bewegt der Unau sich zwar weniger ungeschickt, aber den Eindruck, als wäre er kreuzlahm und an allen Knochen zerschlagen, macht er auch hier. Absonderlich komisch nimmt er sich aus, wenn er „Toilette" macht, das heißt das Gesicht von den Heufasern reinigt und sich das Fell zurecht zupft. Die langkralligen Arme bewegen sich dabei so ungelenk wie bei einem Automaten mangelhafter Construction. Noch maschinenmäßiger fährt der Arm gegen die Brust, wenn das Thier ärgerlich ist. Daß ein Geschöpf, welches mit Gleichgültigkeit verhungert oder lebt, sich ärgern soll, klingt überraschend; — aber aus dem Schlafe aufgerüttelt und dadurch in seiner Lieblingsbeschäftigung gestört zu werden, muß just für ein Faulthier empfindlich sein. Es ist das selbst vom menschlichen Standpunkte aus vollkommen erklärlich. Eine ganz exorbitante Energie und Leidenschaftlichkeit zeigte der Unau, als er den Aï zum Mitbewohner bekommen sollte. Er hieb mit den scharfen Krallen so lange auf seinen Familienverwandten ein, bis dieser entfernt wurde.

Ueber die Stimme des Faulthiers differiren die Beobachter. Piso und Markgraf berichten in ihrer „Naturgeschichte von Brasilien", daß es sehr selten einen Ton von sich gebe, dem Jiiii einer jungen Katze ähnlich. Nach den Beobachtungen des Prinzen von Neuwied besteht die Stimme des Faulthiers in einem geradehin ausgehaltenen, aber selten gehörten, feinen, kurzen, schneidenden Ton, der dem Worte Ai keineswegs gleichlaute, indem er nur eintönig sei. Auch Burchell hat von seinen alten Faulthieren nie einen Ton gehört und von den jungen nur gelegentlich, aber selten ein kurzes pfeifendes Quieken. Dagegen behauptet v. Tschudi in seiner „Peruanischen Fauna", daß das Faulthier bei einbrechender Nacht jämmerlich schreie und zwar ein langgedehntes A mit kurz ausgehauchtem I in langen Pausen, daß es gegen 10 Uhr Nachts aufhöre, und zwischen 2 bis 3 Uhr Morgens wieder beginne, aber nur für kürzere Zeit und in längeren Pausen. Humboldt widerstreitet, daß das Faulthier viel schreie; „während drei Tagen haben wir von ihm nur tiefe Seufzer gehört, obgleich es häufig gereizt wurde. Beim Gehen auf der Erde schreit es nie, so sehr es auch belästigt ist, sondern nur wie die Affen beim Aufgang der Sonne, um den Tag zu begrüßen." Von den Faulthieren des Aquariums, die allerdings während der Nacht nicht beobachtet wurden, hat man nie einen Ton vernommen, selbst nicht bei der aufregenden Scene zwischen Unau und Aï.

Nach all diesen Angaben ist es ebenso überraschend als belustigend, der Thevetschen Faulthier-Abbildung in einem encyklopädischen Quellenwerke über Musik zu begegnen, und in dem Kapitel über Thierstimmen zu lesen, daß das Faulthier in der Nacht eine auf- und absteigende Scala von zwölf Tönen singe, nämlich ut, ré, mi, fa, sol, la; la, sol, fa, mi, ré, ut, und diese Scala so kunstgerecht ausführe, daß die Spanier Menschen zu hören vermeint hätten. — Solches steht gedruckt in Athanasius Kircher's „Musurgia" vom Jahre 1650.

Eine Woche in Utah.

Von

Udo Brachvogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

II.

Geschichte und Wesen des Mormonenthums.

Man kann die Geschichte der Mormonenkirche, oder wie ihre officielle Bezeichnung lautet, der „Kirche der Heiligen vom letzten Tage" (Church of the latter day Saint's) füglich in zwei Hälften eintheilen, deren jede zugleich die Geschichte ihrer beiden bisherigen Führer, Joseph Smith und Brigham Young, ist. Smith der Stifter und Begründer, Young der Ausbauer und Vollender dieser merkwürdigsten aller merkwürdigen social-religiösen Organisationen, mit denen die Vereinigten Staaten im Lauf der Zeit noch beglückt wurden,

— Beide, ist es nicht wunderlich, wie der Zufall bisweilen spielt? Sprößlinge desselben Neuengland-Staates Vermont, welcher auch die Heimath Barnum's, des Großkophtas des amerikanischen Humbugs, ist!

Es war im Osten des Staates New-York, in Wayne County, wo sich vor etwa sechzig Jahren die aus den grünen Bergen ihrer ursprünglichen Heimath ausgewanderte Familie Smith niederließ. Ihr ältester, zu jener Zeit elfjähriger Sprößling war Joe Smith, dessen Geist durch maßlose Lectüre der Bibel, namentlich der prophetischen Bücher angeregt, schon damals eine beschauliche Richtung annahm, die sich im Laufe der nächsten Jahre zu einem ganz und gar excentrischen Schwärmerthum steigerte. Die Geschichte der Mormonen erzählt, daß ein beim Graben eines Brunnens in Palmyra, wo die Familie Smith in ärmlichen Verhältnissen lebte, im September 1819 aufgefundener Stein von seltsamer Form und durchscheinendem Gefüge dem jungen Smith das Vermögen verlieh, die Gegenwart und die Zukunft zu enthüllen. Das Ereigniß erregte unter den Nachbaren beträchtliches Aufsehen, und bald fanden sich die ersten Anhänger, die den wunderlichen Reden und Offenbarungen des jungen Mannes willig lauschten. Auch säumte er nicht lange, sich selbst den Namen des „Propheten" beizulegen, eine Eigenschaft, in welcher er, wie die Mormonengeschichte weiter erzählt, am 22. September 1827 vom Engel des Herrn die auf goldglänzenden Platten geschriebenen Aufzeichnungen **Mormon's** und **Moroni's**, die schriftliche Glaubensurkunde der Mormonenkirche und mit ihnen die als Riesenbrille gefaßten Steine Urim und Thumim erhielt, mit denen bewaffnet er im Stande war, die geheimnißvollen Schriftcharaktere der Platten zu entziffern und ihren Inhalt hinter einem Vorhang hervor einem Schreiber zu dictiren.

Was nun dieses „Buch Mormon" anbetrifft, wie es seitdem (1830 zuerst in Amerika, 1840 auch in Europa) gedruckt vorliegt, und welches von den Mormonen als wichtigstes religiöses Document betrachtet wird, ohne jedoch die Bibel und deren Autorität auszuschließen, so erzählt dasselbe in einer der biblischen nachgebildeten, aber diese an Schwulst unendlich übertreffenden Sprache die Geschichte **Lehi's** und seiner Nachkommen. Lehi war ein frommer jüdischer Patriarch, der mit seinen Söhnen Laman, Lemuel, Sam und **Nephi**, sowie einem gewissen Ischmael und dessen Töchtern zur Zeit des Königs Zedekiah von Jerusalem aus ostwärts in die centralasiatische Wildniß zog. Nach endlosen Wanderungen gelangten sie an die Gestade eines großen Meeres, wo Nephi, von göttlicher Eingebung getrieben, ein Schiff erbaute, welches ihn und die Seinen nach dem Lande der Verheißung — nach Amerika trug. Gleich dem biblischen Noah hatten auch sie alle Arten von Thieren und Sämereien mit eingeschifft. Nach Nephi's Ankunft in Amerika, wohin die Jarediten, welche als ein gerechtes Geschlecht bei der Sprachverwirrung von Babel Gnade gefunden hatten, bereits früher gekommen waren, wurden von ihm eine Anzahl Messingplatten verfertigt, auf denen er die Pilgerfahrten und Abenteuer seines Stammes nebst einer Anzahl von Enthüllungen eingrub, welche ihm Gott über die zukünftigen Schicksale der Seinen wie des Menschengeschlechts überhaupt gemacht hatte. Vor seinem Tode salbte Nephi seinen Sohn Jakob zum Haupt der Nephiten, welche sich in dem neuen Lande vermehrten und blühten und sich bereits vor dem Erscheinen Christi auf Erden Christen nannten. Nachdem Christus in der alten Welt auferstanden, kam er im Jahre 31 unter den Nephiten in Amerika zum zweiten Male auf die Erde hernieder, verkündigte ihnen das Evangelium in derselben Weise, in der er es in Palästina gelehrt, und hinterließ, aufs neue zum Himmel zurückgekehrt, die Nephiten als ein frommes, unter ihren Patriarchen ein seiner Lehren würdiges Leben führendes Volk. Aber sie sollten sich nicht rein und heilig bewahren. Im Anfang des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung brachen innere Spaltungen unter ihnen aus, welche zu allerlei Fehden und Kriegen führten, unter deren jede Ordnung und Tugend zerstörendem Einfluß das Volk entartete und allgemeiner Verderbniß anheimfiel. Da erschien wie ein neuer Erlöser **Mormon**, ein frommer Glaubensheld und mächtiger Krieger. An der Spitze eines Heeres von 42 000 Mann besiegte er 333 die Lamaniten, welche in ihrer Ent-

artung dem Fluche des Himmels und der Barbarei verfielen. Selbst ihre weiße Hautfarbe verwandelte sich in ein schmutziges Roth, wie es die heutigen Indianer, deren Stammväter sie wurden, aufweisen. Mormon's Sohn war Moroni, welcher seinem Vater folgte, die von Nephi auf den messingenen Platten begonnene Geschichte der Nephiten bis zum Jahre 400 fortführte, um welche Zeit sein Stamm aufs neue in Laster und Verkommenheit versank, und zwar in einer Weise, daß der erzürnte Himmel sie bis auf Moroni durch die Lamaniten vernichten ließ. Dieser allein blieb übrig, vollendete die Geschichte seines Volkes, versiegelte die beiden Platten mit den Steinen Urim und Thumim, welche einst den gerechten Jarediten auf deren Meerfahrt als Fenster in ihrer Arche gedient hatten, und verbarg sie in dem Hügel Camorra, nahe dem heutigen Manchester, Ontario County im Staat New-York, nachdem er noch den Joseph Smith als ihren dereinstigen Wiederentdecker bezeichnet hatte.

Dies ein kurzer Abriß vom Inhalt des Buches Mormon, wie Joe Smith, durch einen geheimnißvollen vom Westen her bei ihm erschienenen Fremden vorbereitet und endlich durch den Engel des Herrn selbst geführt, am 22. September 1827 im Hügel Camorra es aufgefunden zu haben behauptete, und wie er es hinter einem Vorhange in seinem Hause hervor einem gläubigen Schreiber dictirte. Die Mormonengeschichte versichert, daß ein Jahr darauf die Platten selbst, um jedem Zweifel an ihrer Existenz ein Ende zu machen, elf Erwählten gezeigt wurden, bevor sie von dem Engel aufs neue entführt und in Verwahrung genommen wurden.

Bald darauf wurde durch einen Unfall das Manuscript der ersten Uebersetzung der goldenen Mormonenbibel zerstört. Durch eine neue, dieses Mal in einer Höhle des Hügels angefertigte Uebertragung ersetzt, wurde das Buch durch Martin Harris gedruckt. Gleich darauf, im Jahre 1830, fand die erste Versammlung der Mitglieder der neuen Kirche im Hause von Joe Smith's Vater statt, bei welcher Gelegenheit auch die ersten Taufen durch Untertauchen vollzogen wurden. Um diese Zeit geschah es auch, daß Sidney Rigdon, ein früherer Baptistengeistlicher, als Prediger des neuen Evangeliums auftrat. Da es ihm nicht an Zuhörern fehlte, gelang es seiner Beredsamkeit, die Zahl von Smith's Jüngern in einer Weise zu vermehren, welche sehr bald die Sorge jenes Theils der umwohnenden Bevölkerung wachrief, der von der religiösen Neuerung nichts wissen wollte, die Auffindung der goldenen Platten für ein freches Märchen und das „Buch Mormon“ für das literarische Erzeugniß eines gewissen Salomon Spaulding erklärte, welchen unter einer ganzen Masse von Indianerromanen auch die, dem Buch Mormon zu Grunde liegende, Ausgeburt erhitzter Novellisten-Phantasie zum Autor gehabt hätte. Das Manuscript davon sei in Rigdon's Hände gerathen, der einst bei Spaulding Schriftsetzer war, und sei von ihm — demselben, der früher bei Joseph Smith als geheimnißvoller Fremde erschienen — in des letzteren Hände gelegt worden, der es dann als neueste Heilsurkunde im Hügel Camorra gefunden zu haben behauptet und hinter einem Vorhange seinem Schreiber dictirt habe.

Rigdon war aus Mentor, im Staat Ohio, nach Palmyra gekommen. Fast gleichzeitig erschien mit ihm daselbst ein anderer Bewohner jenes Staates, Parley Pratt aus Kirtland, dessen plötzliche Bekehrung nicht wenig Aufsehen erregte. Rigdon und er sind als die Führer des ersten, bald darauf (Januar 1831) stattfindenden Mormonen-Exodus zu betrachten, dessen Ziel die Heimath Pratt's, Kirtland in Ohio, war, wo nicht nur Rigdon's frühere Gemeinde sich alsbald der neuen Lehre anschloß, sondern diese überhaupt rasche Fortschritte zu machen begann. Als wichtigstes Ereigniß der Kirtlander Periode der Heiligen muß der Hinzutritt Brigham Young's betrachtet werden. Die außerordentliche Willenskraft dieses damals 31jährigen Mannes, gepaart mit einer fast intuitiven Menschenkenntniß und der ausgesprochensten Gabe, Massen zu beherrschen, zeichnete ihn in den Reihen seiner Glaubensgenossen schon damals in einem Grade aus, daß er unter der neuen Organisation nicht nur bald einer der zwölf Apostel, sondern 1836 sogar Vorsitzender dieser Körperschaft wurde.

Und hier dürfte der Moment gekommen sein, über diese Organisation selbst, nicht

wie sie damals war, sondern wie sie sich seitdem herausgebildet hat, das Nöthige zu sagen. Daß jüdische und christliche Religionsanschauungen in buntem Wirrsal die Unterlage des Mormonendogmas bilden, springt auf den ersten Blick ins Auge. Indessen erscheinen dieselben doch so vielfach und in so wesentlichen Punkten zurückgedrängt, daß man dem Mormonismus, selbst ohne das famose Institut der Vielweiberei, das Verdienst einer bedeutenden Originalität nicht absprechen darf. Sein Hauptmoment bildet der **Offenbarungsglaube**, d. h. die Ueberzeugung, daß die Gottheit durch ununterbrochene Enthüllungen an besonders heilige Sterbliche mit der Menschheit in stetem Verkehr bleibt und so durch den Mund ihrer Erwählten jeden Augenblick neue Dogmen aufstellen und alte abschaffen oder modificiren kann. Das bevorzugte Mundstück des Himmels ist das jeweilige Oberhaupt der Kirche, welches kirchliche und weltliche Macht in sich vereinigend in seiner Eigenschaft als Empfänger der göttlichen Offenbarungen den besondern Titel des „Propheten" oder des „Sehers" führt. So wurde erst Mitte der sechziger Jahre die Lehre von einer Art Vielgötterei, welche sich auszubilden begonnen, und nach welcher Joseph Smith der „Gott der gegenwärtigen Generation" sein, nach ihm Jesus, nach diesem Adam, Jehova und endlich als oberster Gott Elohim kommen sollte, durch eine Offenbarung Brigham Young's beseitigt, welche Gott als Vater der Menschen und Schöpfer der Erde, Jesus als seinen, ihm nur an Jahren und Autorität nachstehenden Sohn, und den heiligen Geist als den heiligenden Ausfluß Gottes im Sinn der ursprünglichen Lehre Joe Smith's proclamirte. Nach derselben Offenbarung hat der Himmel drei Abtheilungen, in welche die verstorbenen Heiligen je nach ihren Verdiensten und ihrem irdischen Range in der Kirche versetzt werden. Eine vierte Abtheilung, eine Art Hölle, existirt für diejenigen, die gegen den heiligen Geist sündigen, d. h. für die der „Gemeinschaft der Heiligen vom letzten Tage" abtrünnig werdenden Apostaten. Was und wie viel seitdem durch neue Offenbarungen geändert worden ist, läßt sich bei der ängstlichen Geheimhaltung, mit welcher die Mormonen ihre eigentlichen religiösen Mysterien umgeben, nicht näher ausführen. Thatsache ist, daß diese Wunder- und Offenbarungs-Theorie eines der Hauptmomente, wo nicht das hauptsächlichste des ganzen Mormonenglaubens überhaupt bildet, und daß in ihm das nie versagende Mittel zur Ausübung jener unbegrenzten hierarchischen Gewalt zu erblicken ist, in deren Banden das Oberhaupt der Kirche seine Gläubigen hält.

Der Offenbarungs-Theorie an Wichtigkeit zunächst stehend, aber noch ungleich mehr als sie das Mormonenthum von allen übrigen auf dem Boden des Christen- oder Judenthums erwachsenen Religionsgenossenschaften unterscheidend, ist das Princip der **Polygamie**, wiewohl dasselbe der Kirche der Heiligen ursprünglich fremd war und erst durch Joe Smith's große Offenbarung vom 12. Juli 1843 zum kirchlichen Fundamentalsatz erhoben wurde, nachdem er, der ein Mann von ungezähmter Sinnlichkeit war, die große Neuerung schon in den dreißiger Jahren durch seinen Lebenswandel praktisch angebahnt hatte. Es fehlte den Anwälten des Instituts, indem sie behaupteten, daß dasselbe lediglich auf eine möglichst schnelle Ausbreitung der Kirche gerichtet sei, auch abgesehen davon, daß es durch eine himmlische Offenbarung geboten wurde, keineswegs an allerlei Vertheidigungsgründen dafür, wie ihnen beispielsweise die Thatsache, daß die Bibel die Vielweiberei nirgends verwirft, sie vielmehr duldet, und der Umstand, daß mehr als die Hälfte der Erdbevölkerung in Polygamie lebt, solche Argumente thatsächlich darbieten. Die mormonische Polygamie — celestial marriage, himmlische Heirath, ist ihr officieller Name — hat eine doppelte Gestalt, die einer wirklichen, durch Erzielung möglichst starker Nachkommenschaft sich um das irdische Heil der Kirche die höchsten Verdienste erwerbenden, Vielehe und die einer geistlichen, das jenseitige Leben mit thunlichst reichen Glorien umgebenden. Die Zahl der wirklichen Frauen regelt sich einfach danach, wie viele Gattinnen zu erhalten den einzelnen Kirchenmitgliedern durch ihre Vermögensverhältnisse gestattet ist. Dadurch wird es auch erklärlich, daß die Polygamie am großen Salzsee nicht allgemein üblich ist, daß sie, in größerer Ausdehnung betrieben, von selbst eine Art Vorrecht der Würdenträger und Begüterten des großen hierarchischen Ge-

meinwesens wird. Die Zahl der geistlichen Frauen ist unbeschränkt. Die vornehmsten Mitglieder der Kirche, denen angetraut („sealed, angesiegelt" ist der officielle Ausdruck) zu sein, als besonders wirksam für das künftige Seelenheil der Frauen gilt, haben oft Hunderte solcher geistlichen Gemahlinnen. Geschlossen werden die Ehen durch den Propheten. Ehescheidungen sind äußerst selten. Auch sie können nur durch den Propheten bewilligt und ausgesprochen werden.

Auch etwas wie die Sacramente und sogenannten Heilshandlungen der christlichen Gemeinden findet sich bei den Mormonen, und zwar sind es nicht weniger als vier Vorschriften, deren Erfüllung durch einen symbolischen Act den Eintritt in die Gemeinde der Heiligen bedingen. Es sind dies: 1) die feierliche Abgabe der Erklärung, an Gott, an Christus, sowie an den heiligen Geist, der allen Gläubigen verliehen wird, zu glauben; 2) Bereuung der Sünden und Büßung des Anderen zugefügten Unrechts durch Wiedergutmachen desselben; 3) Taufe durch Untertauchen in Wasser durch einen hierzu vom Himmel Erwählten (und zwar ist jene von Kindern unter acht Jahren perhorrescirt) und 4) Handauflegen seitens eines gleichfalls hierzu berufenen Kirchenhauptes.

Das ungefähr wäre es, was über die mormonischen Glaubenssatzungen als solche, und wie dieselben zur Zeit und bis sie durch neue Offenbarungen neue Aenderungen und Zusätze empfangen, maßgebend sind, zu sagen ist. Und hier sei auch gleich, ehe der Faden der Geschichte unserer Heiligen wieder aufgenommen wird, ein Blick auf die Verfassung derselben geworfen, welche ja ohnehin nichts Anderes als der praktische Ausbau jenes dogmatischen Fundaments ist. Diese Verfassung ist eine nahezu absolut-theokratische. Bis zum Jahre 1834 wurden die Angelegenheiten der Gemeinde, und zwar die weltlichen wie die geistlichen, lediglich von Smith und wenigen Andern nach deren willkürlichem Ermessen, d. h. mit Hilfe der nach Belieben von ihnen gehandhabten Offenbarungs-Maschinerie geleitet. Zu dieser Zeit wurde es, um unter den an Zahl stets zunehmenden Bekennern der Kirche allen Zweifeln und Uneinigkeiten vorzubeugen, nöthig, eine bestimmte Verfassung zu formuliren, welche, von vierundzwanzig der höchsten Würdenträger in Joseph Smith's Hause ausgearbeitet, die Grundlage wurde, auf der sich das Mormonenthum zu solchen Erfolgen, wie sie ihm seitdem geworden, aufzuschwingen vermocht hat. An der Spitze der gesammten Hierarchie steht der Präsident, welchem zwei „Beistände" zur Seite stehen, mit denen er die höchste Behörde der Kirche bildet. Ihm ist die sacramentale Handlung der Handauflegung, ihm das Vorrecht, Offenbarungen zu empfangen, Wunder zu thun, Ehen zu schließen, und Missionäre zu entsenden vorbehalten. Die Oberleitung der weltlichen wie der kirchlichen Angelegenheiten des Gemeinwesens liegt in seiner Hand. Sein weltlicher Titel ist The President, die kirchliche Bezeichnung für ihn The Seer (der Seher) oder The Prophet. Er ist, wie es in der Offenbarung, durch welche seine hierarchisch-autokratische Würde geschaffen wurde, heißt: „Der Seher, der Mund der Gottheit, der Prophet, und ist im Besitz aller der Segnungen Gottes, die er auf das Haupt der Kirche häuft." Dem Präsidenten und seinem Beirath zunächst steht die Zwölfzahl der „Apostel". Nach ihnen folgen im Range die „Siebziger" (der Zahl der Jünger Christi entsprechend, welche sich auch im Cardinals-Collegium der Katholiken wiederholt findet), diesen die „Aeltesten" und „Hohenpriester", bis endlich jedes Mitglied der Kirche, sei es in einer der genannten hohen Würden, sei es in der geringeren Stellung von Bischöfen, Priestern, Lehrern und Diakonen zugleich einen bestimmten Rang in derselben bekleidet.

Doch nicht genug damit. Außer in diese verschiedenen Rangstufen theilt sich die ganze Hierarchie noch besonders in zwei scharf getrennte Klassen: in die Priesterschaft Melchisedek's und die Aaron's, — jene die vornehmere von beiden und die Würdenträger bis zu den Aeltesten und Hohenpriestern herab, diese die übrige Gemeinschaft der Heiligen umfassend, deren Stammbaum jedoch bewiesenermaßen bis auf Aaron zurückreichen muß — ein Beweis, der mit Hülfe der Offenbarungs-Theorie leicht genug hergestellt wird.

Weniger neu in seiner Form als diese priesterliche Gliederung der Heiligen in der ihrigen stellt sich ihr Moral-Codex dar. Er besteht einfach aus den zehn Geboten und ist im Lauf der Zeit im Sinne der alttestamentarischen Vorschriften durch bestimmte Satzungen modificirt und erweitert, so namentlich durch die große Kirtlander Revelation (Offenbarung) Joseph Smith's vom 27. Februar 1833, in der unter anderem auch der Genuß von Schweinefleisch verboten und eine strenge, sich sogar auf Kaffee und Thee erstreckende Enthaltsamkeit von berauschenden und stimulirenden Getränken geboten wird.

Es war überhaupt während des Kirtlander Aufenthalts (1831 — 1834) der aus dem Staat New-York vertriebenen Heiligen, daß der Mormonismus Gestalt und eigentliche Lebenskraft zu gewinnen begann, denn nicht nur, daß die Heiligen in ihrer neuen Ohioer Heimath zahlreiche Anhänger ihrer religiösen Lehren zu erwerben wußten, auch auf dem Gebiete materieller Unternehmungen sollten sie sich hier zuerst mit Erfolg zu regen anfangen. Sie erwarben umfangreiche mit bestem Erfolge cultivirte Ländereien, betrieben allerlei Geschäfte, und sogar eine eigene Bank wurde unter Smith's persönlicher Leitung ins Leben gerufen und schwunghaft betrieben. Indessen — so erfolgreich sie in diesen Beziehungen waren, um so weniger sollten ihnen auch hier die Anfechtungen Jener erspart bleiben, welche sich weder von ihnen bekehren lassen, noch mit ihnen in Handels- und Verkehrs-Beziehungen treten wollten. Dieser Widerstand nahm bald die Gestalt aggressiven Vorgehens, offener Anfechtung an, welche lebhaft und immer lebhafter wurde, je mehr gewisse Sonder-Institutionen — vor allen Dingen die von Joe Smith mit großer Ungenirtheit praktisch ausgeübte Vielweiberei — schon damals in den Vordergrund zu treten begannen. Bald waren offene Conflicte mit der übrigen Kirtlander Bevölkerung an der Tagesordnung und machten einen zweiten Auszug zu immer dringenderer Nothwendigkeit. Sidney Rigdon und drei andere Würdenträger wurden von Smith im Herbst 1833 weiter westwärts gesendet, um dort jenes Land zu suchen, wo das neue Jerusalem dauernd gegründet werden könnte.

Sie drangen über den Mississippi hinaus bis zur Mündung des Kansas-Flusses in den Missouri vor und wählten dort, wohin damals kaum die Pioniere westlicher Civilisation gedrungen waren, in dem Missourer Grenz-County Jackson den Platz zu neuen Ansiedelungen aus. Das junge Städtchen Independence bezeichnete den letzten vorgeschobenen Posten weißer Cultur, — darüber hinaus lag jener große Westen, den damals noch kein Fremont erforscht, und von dem man nur Sagenhaftes, Ungeheuerliches und Abschreckendes wußte. Es fanden mehrere Mormonen-Züge von Ohio nach Missouri statt. Joseph Smith und Brigham Young blieben zur Abwicklung zahlreicher Geschäfte, so namentlich derjenigen der oben erwähnten Bank, in Kirtland, während Rigdon das Präsidium über die schnell aufblühende, Ende 1834 bereits 1000 Köpfe zählende Mormonen-Colonie bei Independence führte. 1838 jedoch mußten auch sie, nachdem noch im Synedrium der vornehmsten Heiligen selbst allerlei Streitigkeiten ausgebrochen waren, Kirtland verlassen und sich zu ihren Getreuen im fernen Missouri begeben.

Doch auch hier sollte ihres Bleibens nicht lange sein. Aus denselben Gründen, welche die Erwählten des Himmels in Kirtland unmöglich gemacht hatten, sollte sich nur zu bald auch die Bevölkerung Missouri's auflehnen, die an den immer eigenartiger und schroffer hervortretenden religiösen und socialen Absonderlichkeiten der Mormonen nicht minder Anstoß nahm als jene von Ohio. Die entschiedene Feindseligkeit der nicht mormonischen Bewohner von Jackson und den benachbarten Counties führte 1838 zu so leidenschaftlichen Zusammenstößen mit den Heiligen, daß diese endlich aus Jackson County, sowie den Counties Clay, Caldwell und Davies, wo sie sich gleichfalls ausgebreitet und in deren letzterem sie sogar die Stadt Far West gegründet hatten, unter Zuhülfenahme der Staats-Milizen regelrecht ausgetrieben wurden.

Vor Ende des Jahres 1839 befand sich keine Mormonen-Colonie mehr auf Missourier Boden, nicht ohne daß den Vertriebenen seitens der Staats-Regierung durch Anstellung von Commissären, welche ihnen in der Realisirung ihres be-

mächtlichen Eigenthums und in der Abwickelung ihrer sonstigen finanziellen Verhältnisse behilflich waren, diese neue Völkerwanderung in humaner Weise erleichtert worden wäre. Ihr neues Ziel war Hancock County in Illinois, dessen Bewohner, ungleich ihren Nachbarn jenseits des Mississippi, das wunderliche Schottland, England und Wales Missions-Posten errichtet hatte, in den Schoß der Gemeinde der Heiligen zurück. Ueberhaupt schien in Illinois den Mormonen werden zu sollen, was sie in New-York, Ohio und Missouri vergebens gesucht hatten: Duldung seitens der übrigen Bewohner, ein uneingeschränktes Feld zur



Brigham Young.

Wandervolk gastlich aufnahmen. Nauvoo, auf üppigen Uferhügeln des Riesenstromes stattlich und schön gelegen, wurde ihr Hauptsitz. Brigham Young, welcher unterdessen nebst andern hervorragenden Bekennern mormonischen Glaubens transatlantische Missionsreisen unternommen hatte, brachte im Frühjahr 1841 den ersten größeren Zuzug von europäischen Bekehrten und kehrte selbst, nachdem er in Entfaltung werkthätigen Fleißes und somit die Möglichkeit, endlich dauernde Heimstätten zu gründen. Schnellen Blicks erkannte Joe Smith diese Möglichkeit. Durch eine Offenbarung, die den Bau eines großartigen Tempels gebot, ergriff er sie eben so schnell. Seitens der Gläubigen aber wurde dem himmlischen Befehl durch Darbringung ihrer Kostbarkeiten und Leistung von Handdiensten in einer Weise

entsprochen, daß der neue Tempel schon im nächsten Jahre in Dimensionen emporstieg, die thatsächlich eine steinerne Auferstehung von Salomon's hehrem Bau in Aussicht stellten. Ein Freibrief der Illinoiser Staats-Gesetzgebung sicherte Joseph Smith 1842 eine Anzahl der werthvollsten Privilegien in Betreff der neu gegründeten Stadt zu, unter denen sich auch das befand, unter dem Namen der Nauvoo-Legion eine eigene Miliz zu halten. Schon wurde die Zahl der um die Stadt concentrirten Bekenner des Heiligen-Glaubens auf 15,000 geschätzt. Das Werk der Missionäre in andern Staaten der Union und in Europa war vom besten Erfolg gekrönt. Hancock County bedeckte sich mit üppigen Feldern, Gärten und Farmen. Alles verhieß eine glänzende Zukunft.

Aber auch dieses Friedens Tage waren gezählt. Wie in Kirtland und Independence sollten sich nach Verlauf weniger Jahre auch in Nauvoo dieselben Sondereinrichtungen, dasselbe Streben nach Errichtung eines Staates im Staat und vor allen Dingen die durch Joe Smith's Offenbarung vom 12. Juni 1843 zum Dogma erhobene Vielweiberei in einer Weise zwischen die „Kirche“ und die ihr erst so wohlwollende übrige Staatsbevölkerung stellen, daß es schon am Ende 1843 zu den ersten Zwistigkeiten kam, die im Juni des folgenden Jahres zu jenen blutigen Tumulten führten, welche ihrem Propheten das Leben kosten, die Heiligen selbst aber noch ein Mal auf die große Wanderjagd nach dem Lande der Verheißung hinausstoßen sollten. Die unmittelbare Veranlassung zum Ausbruch der Katastrophe gab das Verfahren Joseph Smith's gegen einen Doctor R. D. Foster, der, früher ein Mitglied der Kirche, später derselben abtrünnig geworden und vom Propheten anathematisirt, den Letzteren in einer von ihm in Nauvoo herausgegebenen Zeitung verschiedener Verbrechen zieh. Smith in seiner Eigenschaft als Mayor der Stadt ließ die Presse Foster's zerstören, der auf diesen Gewaltact hin von den Behörden des County, die in Carthago ihren Sitz hatten, einen Haftbefehl gegen den Propheten, dessen Bruder Hyrum und andere bei der Demolirung betheiligte Mormonen erwirkte. Der County-Beamte, der den Haftbefehl nach Nauvoo überbrachte, wurde in offener Auflehnung gegen die gesetzliche Autorität von Smith aus der Stadt gewiesen, worauf sich die County-Behörde, um ihren Verfügungen die gebührende Achtung zu verschaffen, an den Staats-Gouverneur Ford wendete. Dieser entsprach dem Ansuchen durch ein Aufgebot der Staats-Miliz, — eine Maßregel, angesichts welcher Joseph Smith die an Rebellion grenzende Kühnheit hatte, an der Spitze seiner Nauvoo-Legion offenen Trotz bieten zu wollen. Unterdessen hatte sich der Bevölkerung von Illinois und jener von Missouri, welche zur Theilnahme an dem Kreuzzuge gegen die alten Gegner in Schaaren herbeiströmten, eine solche Aufregung bemächtigt, daß der Gouverneur sich genöthigt sah, den Befehl über die Staats-Miliz selbst zu übernehmen, und dieselbe auf diese Weise von der Ausführung ihrer Drohung, die Stadt zu zerstören und ihre Bewohner niederzumetzeln, abzuhalten. Zugleich forderte der Gouverneur, um ein Aeußerstes zu verhüten, Joseph Smith auf, sich nebst seinen Mitangeklagten freiwillig zu stellen, und sagte ihnen Sicherheit ihrer Personen und Schutz gegen etwaige Angriffe zu. Diese Bedingungen nahm der Prophet angesichts der sich noch immer steigernden Aufregung der Massen endlich an. Er, sein Bruder Hyrum und zwei andere Mormonen-Häupter wurden am 25. Juni nach dem County-Gefängniß von Carthago abgeführt. Und hier sollte sich ihr Schicksal vollenden. Trotz der ihnen vom Gouverneur gewährleisteten Sicherheit wurde das Gefängniß schon am nächsten Tage von einer vermummten Bande überfallen und Joseph Smith sowohl wie sein Bruder erschossen.

Damit hatte die neue Kirche empfangen, was sie noch bedurft hatte, um jeder kommenden Noth nun erst recht gewappnet gegenüberzustehen — die Bluttaufe. Und dennoch war die Erbitterung ihrer Gegner dadurch nichts weniger als beschwichtigt. Vielmehr begann erst jetzt auch in Illinois der Krieg gegen die Heiligen in einer Weise, die schon in wenigen Wochen zu ihrer vollständigen Vertreibung führen mußte. Brigham Young, der an die Stelle des ermordeten Joe Smith trat, erkannte die Nothwendigkeit eines neuen Exodus

sofort und bereitete denselben nicht nur durch schleuniges und umsichtiges Realisiren des weitschichtigen Eigenthums seiner Gläubigen, sondern auch durch Entsendung einer Erforschungs-Expedition nach den Gebieten jenseits der Rocky Mountains vor, über welche eben durch Fremont's Pfadfinderfahrt die erste Kunde nach den Staaten gedrungen war. Und dort, fünfzehnhundert englische Meilen westlich vom Mississippi und jenseits der damaligen Grenzen der Union,* am großen Salzsee, fanden diese nach Josua's und Caleb's Beispiel ausziehenden Kundschafter das durch Hochgebirge und Hochwüsten auf hunderte von Meilen der übrigen Welt mit ihren Bewohnern und staatlichen Autoritäten entrückte Gebiet, wo endlich, wie auf einer entlegenen Insel, das neue Canaan in Wirklichkeit gegründet werden konnte. Noch während diese Kundschafter-Expedition auf ihrer Fahrt war, begann der Auszug der Mormonen aus Nauvoo. An der Westgrenze von Iowa, wo heutigen Tages Council Bluffs als Knotenpunkt von vier großen Bahnlinien auf der einen, Omaha als Endpunkt der ersten pacifischen Ueberlandbahn auf der anderen Seite des Missouri im Geschwindschritt zu blühenden Handelsplätzen herangedeihen, damals aber noch der Indianer als unbeschränkter Gebieter hauste, wurden riesige Lager bezogen, in denen das vertriebene Volk der Erwählten sich sammelte, den Winter von 1846 zu 1847 in der vollen Zahl von 16000 Köpfen überwinterte, und von wo aus im Frühjahre 1847 unter Brigham Young's Führung jener, in der Geschichte der Völkerwanderungen ohne Gleichen dastehende Zug über die Prairien Nebraska's und die Hochsteppen des Felsengebirgs-Plateaus begann, der im Juli 1847 am Salzsee sein Ende erreichte.

Die feindliche Welt lag nun hinter dem neuen Volke des Herrn. Kein Ton von ihr drang an diese Ufer hinüber. Keines ihrer Rechte bestand hier, den Ankömmlingen drohend oder wehrend die Hand entgegenzustrecken. Sofort vollzog sich die ungehinderte Besitzergreifung. Sofort begann der Bau der Stadt, die Besiedelung des Landes. Das grandiose Organisationstalent Brigham Young's konnte sich hier gleich dem Adler, den er über sein Hausthor pflanzte, zu weitestem Flügelschlage entfalten. Unbekümmert um die mexikanische Regierung, unter deren Autorität das von ihm Deseret, Land der Honigbiene, getaufte Gebiet stand, aber auch unbehindert von ihr, gründete er hier den Mormonenstaat, dessen materielles Aufblühen als nicht minderes Wunder dasteht wie die kirchlich-municipale Organisation, die es ermöglichte.

Als nach dem mexikanischen Kriege der „große Westen“ bis zum stillen Ocean, also auch das Territorium Deseret eingeschlossen, an die Vereinigten Staaten abgetreten worden war, wurde 1850 das von den Mormonen bewohnte Gebiet vom Congreß als Territorium Utah organisirt, und Brigham Young zum ersten Gouverneur ernannt. Die Stellung, welche er gegen die Bundesregierung einnahm, war eine feindliche. Die von Washington gesandten Bundesbeamten wurden genöthigt, Salt Lake City zu verlassen, und die Gesetze der Vereinigten Staaten ohne Umschweif bei Seite gesetzt. Die Regierung antwortete auf diese Acte der Auflehnung im Frühjahre 1853 mit der Absetzung Brigham Young's als Territorial-Gouverneur und seiner Ersetzung durch Oberst Stepton von der Bundesarmee. An der Spitze einer Militärabtheilung erschien dieser im August 1854 am Salzsee. Nur zu bald jedoch sah er ein, daß es hier ohne geregelte Verbindung mit den Staaten und einer absolut widerspenstigen Uebermacht, wie der der Heiligen, gegenüber unmöglich war, die Autorität der Vereinigten Staaten in entsprechender Weise herzustellen und aufrecht zu erhalten. Er resignirte und wandte sich mit seinem Commando nach Californien, welches indessen durch die Goldentdeckungen des Jahres 1848 mit einem Schlage als mächtig aufblühender Staat in den Kreis des allgemeinen Verkehres gerissen worden war. Verschiedenen nach ihm ankommenden Bundesbeamten erging es nicht besser als ihren Vorgängern. Steten Drohungen, ja selbst offenen Gewaltacten seitens der die Washingtoner Regierung nun einmal um keinen Preis anzuerkennen

* Erst durch den Frieden von Guadeloupe-Hedalgo kam 1848 das bis dahin zu Mexiko gehörende pacifische Gebiet bis nach Oregon hinauf in den Besitz der Vereinigten Staaten.

entschlossenen Mormonen ausgesetzt, mußten sie 1855 und 1856 das Territorium räumen, nicht ohne daß ihnen von den Heiligen die schwersten Beschuldigungen der Bestechlichkeit und Unredlichkeit nachgeschleudert wurden. Um diesen Wirren ein Ende zu bereiten, erfolgte seitens des Präsidenten Buchanan eine erneuerte Absetzung Brigham Young's, der seit Steptoe's Abgang wieder den Gouverneursposten im Territorium bekleidete. In Alfred Cummings wurde 1857 ein neuer Gouverneur und in Richter Eckels von Indiana ein neuer Oberrichter für das Territorium ernannt, zu ihrem Schutz und Geleit aber gleichzeitig eine militärische Expedition von 2500 Mann unter Oberst Johnston organisirt. Das war denn nun der offene Krieg gegen die in ihrer Felsengebirgs-Isolirtheit noch immer unnahbaren Mormonen. Und als solchen nahmen sie ihn. Einem Theil der Johnston'schen Expedition traten sie direct gegenüber (die unter dem Namen „Mormonen-Fortificationen" noch heute im Echo Canon sichtbaren Befestigungen lehren, zu welchen fürchterlichen Mitteln der Gegenwehr die Heiligen entschlossen waren) und trieben ihn zurück, einem anderen wurden, ehe er noch die Pässe der Wasatch-Kette erreicht hatte, die Wagenzüge mit Vorräthen abgeschnitten, so daß sie, ohnehin durch die Grausamkeit des früh hereinbrechenden Felsengebirgswinters gezehntet, auf Fort Bridger im Territorium Wyoming zurückfallen mußten.

So waren denn die Angelegenheiten bis zu einem Zustande der Verwirrung gediehen, die vom Gouverneur Cummings in einer Proclamation als das bezeichnet wurde, was sie war: offene Rebellion der Mormonen gegen die Autorität der Vereinigten Staaten. Glücklicherweise für das Ansehen der letzteren waren die Tage absoluter Abgeschlossenheit des Salzseethales denn doch bereits vorüber. Ein beschwerlicher, aber geordneter Ueberlandverkehr zwischen dem Osten und dem mächtig aufblühenden Californien begann sich eben zu entwickeln, eine Telegraphen- und regelmäßige Postkutschen-Verbindung war bereits ins Leben gerufen, und selbst die große Frage einer transcontinentalen Schienenverbindung begann man allen Ernstes zu discutiren. So kam es denn, daß Brigham Young, wie weit er auch gegangen, und wie erfolgreich er auch für den Augenblick schien, doch der friedlichen Intervention, welche plötzlich von dritter Seite in die Angelegenheiten eingriff, bereitwilliger Gehör und Folge gab, als er es unter anderen Umständen gethan hätte. Es war ein Herr Thomas L. Cane von Pennsylvanien, der die pacifischen Gebiete bereist hatte, und, von Californien kommend, als Vermittler zwischen der Unions-Regierung und dem eigenmächtigen Hierarchen am Salzsee in der Stadt des Letzteren erschien, und in der That eine friedliche Lösung der bis zum äußersten gediehenen Spannung herbeizuführen wußte. Auf seine Unterhandlungen hin wurde eine Art Waffenstillstands-Vertrag zwischen Gouverneur Cummings und Brigham Young erzielt, auf den hin im März 1858 zwei Washingtoner Commissäre in Salt Lake City erschienen, welche den Mormonen für den Fall, daß sie sich fortan der Bundes-Autorität fügen wollten, eine allgemeine Amnestie für das Geschehene zusicherten. Brigham Young nahm diese Bedingungen an, und schon im Sommer desselben Jahres rückte die erste größere Abtheilung von Bundestruppen in das Salzseethal, wo sie zuerst ein festes Lager am Utahsee, vierzig Meilen von Salt Lake City entfernt, bezog, das seitdem aber nach Camp Douglas, unmittelbar über der Stadt selbst, verlegt worden ist.

Dennoch sollte es erst gelingen, wirklich normale Beziehungen zwischen dem Mormonenstaat in Utah, der 1860 bereits auf 42000 Köpfe angewachsen war, und der Bundesregierung anzubahnen, als das Territorium durch den Bau der ersten Pacificbahn und die großen Entdeckungen von Silberlagern, welche einen bedeutenden Zustrom nicht mormonischer Einwanderung nach dem Salzsee zogen, mehr und mehr aus seiner Abgeschlossenheit herausgerissen wurde, und die Sonderstellung seiner Bewohner endlich angefangen hat, in nachdrücklichster Weise in Frage gezogen zu werden. Ein entschiedenes Vorgehen gegen diese Sonderstellung wurde 1870 im Congreß durch eine sich direct gegen die Polygamie richtende Bill eingeleitet, nachdem durch das Auftreten von Joseph Smith's gleichnamigem Sohne als Gegner der Vielweiberei bereits 1869 eine

Bewegung gegen dieses Institut innerhalb der Kirche selbst inaugurirt worden. Competenzstreitigkeiten zwischen den Bundesbehörden und den mormonischen Territorialautoritäten haben in jüngster Zeit gleichfalls zu energischen Maßregeln seitens der ersteren und im Verein mit der Polygamiefrage zur Anklage und Processirung verschiedener Mormonenhäupter, darunter des Propheten selbst, geführt. Die Mormonen selbst richten ihre Hauptanstrengungen darauf, endlich die Zulassung Utahs als Staat in den Verband der Vereinigten Staaten zu erwirken, wozu sie die Bewohnerzahl des Territoriums allerdings längst berechtigt, ohne jedoch die mindeste Aussicht zu haben, damit durchzudringen, da dem Congreß Alles daran liegen muß, die Angelegenheiten jenes Bevölkerungselementes der Union auf einer der Grundlage ihrer übrigen Mitglieder entsprechenden Basis zu regeln, bevor er auf seine directe Autorität über dasselbe verzichtet. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß dies der einzig richtige Weg ist, dem Ausnahmezustande, in welchem trotz aller scheinbaren Gefügigkeit die zur Zeit etwa 105000 Köpfe zählende Mormonen-Bevölkerung Utahs sich den Vereinigten Staaten gegenüber befindet, ein Ende zu machen.

Eine neue Auswanderung der Heiligen ist nicht denkbar. Sie konnten Kirtland, Far West und selbst Nauvoo verlassen, aber eine Schöpfung wie das heutige Utah ist zu kolossal, um auch nur den Gedanken an eine Realisirung des darin angehäuften, schon Hunderte von Millionen repräsentirenden Eigenthums aufkommen zu lassen. Welche Gewalt auch der religiöse Fanatismus über dieses Volk habe, mit dem Boden des Salzseethales ist es organisch verwachsen. Von ihm kann es sich nicht mehr losreißen, ohne sich selbst zu zerstören. Dieses Eine ist Jedem klar, der je in jenen Bergen, und wäre es auch nur auf flüchtiger Durchreise, gewesen ist. Ebenso klar aber ist es auch Jedem, daß Brigham Young endlich doch nachgeben wird, wenn er nicht will, daß die in ihrer jetzigen Gestalt mit seinem Tode ohnehin dem Verfall geweihte hierarchische Schöpfung nicht noch vor seinem Tode in Trümmer gehe. Danach sind auch alle in den jüngsten Tagen aufgetauchten Gerüchte von einer Abdankung des Propheten und einem neuen Exodus nach Arizona oder Mexico zu beurtheilen.

Die Brigham Youngs danken nicht ab. Gewissen Händen vermag nur der starre Tod die Scepter, die sie zu tragen gewohnt sind, zu entwinden. Er mag eine seiner unzähligen weltlichen Würden, wie er dies mit der Präsidentschaft der den Handel in Utah in Mormonenhänden monopolisirenden Zions Cooperation in der That gethan, jüngeren Schultern aufbürden, die Allmacht des Prophetenthums bleibt bei ihm, so lange ein Hauch eigenen Willens in diesem mächtigen Gehirn seine Heimstätte hat. Und mehr als das, Brigham Young ist eben so wenig am Rande seines Lebens angelangt, wie er auf die Vollendung seines Werkes zurückblicken darf, allerdings nicht auf eine Vollendung, wie er sie sich einst vorgestellt hat. Aber die Welt ist ihm in seine Berge nachgerückt. Schon sitzt sie ihm auf den Fersen, wie einst in den Rebenhügeln von Nauvoo. Das ändert denn freilich Alles. Nicht er hat sich, seine Engel haben ihn dereinst arg getäuscht, da sie ihm Utah als ein der übrigen Menschheit unerreichbares Asyl gewiesen. Aber sein Volk hat im Vertrauen auf ihn und seine Engel daselbst aus einer Wüstenei ein reiches und blühendes Land geschaffen. Er schuldet ihm und dieser Schöpfung eine solche Lösung des auf Austrag dringenden Conflicts, daß seine Engel und seine Schöpfung unangetastet bleiben.

Und er wird — es wurde dies schon oben gesagt — diese Lösung finden. Ein Blick über das dörfer- und gärtenreiche, über das mit Feldern und Anwesen gesegnete Land am Salzsee genügt, um die Sicherheit zu geben, daß der, welcher dies alles schuf, es auch erhalten wird, daß er es nicht dem blinden Zufall preisgeben wird, welcher das im Moment seines Hintrittes haltlos Gewordene ergreifen und zersplittern müßte. Ein Blick auf dieses Land genügt, um diese Ueberzeugung zu geben. So friedlich, so fertig und so blühend stellt es sich dar, daß man nicht anders meinen kann, als daß sein Brautschmuck schon jetzt vollendet sei für die Tage der Freiheit. Und sie werden ihm kommen, diese Tage der Freiheit, Tage, da seine Bewohner nicht mehr vom wahnwitzigen

Engel- und Offenbarungsglauben besessen sein werden, da sie nur für sich selbst arbeiten, und keine Zehnten zur Bereicherung ihres Propheten und ihrer Hohenpriester oder zur Errichtung ungeheuerlicher Tabernakel und noch ungeheuerlicherer Tempelbauten herbeischleppen werden, und da vor allen Dingen das Weib aufhören wird, ein trostloses Mittelding von Maitresse und Magd zu sein. Diese Tage werden dem Volke von Utah kommen, und der Prophet selbst wird ihnen die Thore erschließen. Von außen und von innen drängt es ihn dazu. Er muß es thun. Sein hierarchisches System, wie weit verzweigt und scheinbar auf wie vielen Schultern ruhend, ist doch nur Er. An ihn allein und den Hauch seiner Brust ist diese Priesterherrschaft, diese theokratische Tyrannei gebunden. Die Brigham Youngs haben keine Nachfolger als erste Säulen einer festg gegründeten Dynastie. Aber das Werk der Länderurbarmachung und des Städtebaues, welches er jenseits der Felsengebirge vollbrachte, ist für die Dauer gegründet. Dort wird die ganze Welt seine Erbin sein, und das Salzseethal, ohne ihn für unabsehbare Zeiten noch eine Wüstenei, wird als das Denkmal dieses ungewöhnlichsten Mannes bezeichnet werden, wenn der polygamische Unfug und der Heiligenblödsinn des heutigen Tages längst aus seinem blühenden Gebiete verschwunden sein wird.

Literarisches.

Albertine von Grün und ihre Freunde. Biographien und Briefsammlungen mit historischen und literaturgeschichtlichen Anmerkungen. Von Dr. Karl Schwartz. Leipzig 1872. Verlag von Ernst Fleischer (C. A. Schulze).

Wahrscheinlich hat der ungemeine Beifall, den die Veröffentlichungen über Karoline Schelling gefunden haben, Veranlassung gegeben, die vorliegenden Briefsammlungen bekannt zu machen. Es ist ja an sich interessant genug und mehr als das, es ist Bedingung für das tiefere Verständniß jener Epoche, in der Goethe und seine stürmenden und drängenden Genossen heranwuchsen, den Umkreis von Personen kennen zu lernen, unter denen er sich bewegt. Veröffentlichungen neuer Briefe verdienen daher nur Beifall, wenn sie, wie die vorliegenden, die Lebensbeziehungen eines Klinger und Merck erleuchten. Allein der Verfasser der vorliegenden kleinen Sammlung hat sich nicht in diesen Grenzen erhalten; anstatt allein die bis dahin noch nicht publicirten Briefe, die ihm zugänglich wurden, zu veröffentlichen, hat er nunmehr Alles, Gedrucktes oder Ungedrucktes, was er von Fräulein Albertine von Grün zu erreichen vermochte, zusammengestellt, ja, sogar Biographien von Klinger und Merck, die längst Bekanntes wiederholen, vorangeschickt. Dabei wird man denn doch ungeduldig, wenn man so einzelne ganz interessante Mittheilungen sich mühsam zusammenliest. Die Dame selbst, von der die Rede ist, ist durchaus nicht, wie Karoline Schelling, geeignet, für sich selber Interesse zu erregen. Von ihrer Sentimentalität mag schließlich der folgende Brief an die Frau Professorin Höpfner in Gießen Kunde geben: „Kaum wird die Sonne dreimal aus ihrem Bette gegangen sein, so werde ich dich, liebste Freundin, in meinen Armen haben und noch einmal eine Reihe von Seligkeiten fühlen. Meine Seele hängt ganz an der deinigen; ich kann nicht getrennt von dir leben, ich bin wie ein Körper ohne Seele, wie eine Maschine, die ganz unbelebt ist. Du darfst den Brief deinem Manne nicht weisen. Er glaubt nur die Liebe, wie alle Dichter. Das ist ein unerträglicher Glaube für mich. Warum sollen wir uns nicht reiner, nicht heiliger lieben? Habe ich deswegen eine männliche Seele, weil ich keinen Unterschied der Geschlechter in der Liebe kenne? Du glaubtest einmal, daß ich aus Versehen die Adresse verwechselt. Von der Zeit an glaube ich nicht, daß du mich nur halb so lieb haben kannst, wie ich dich. — Lieber soll mir der Tod durch seine falsche Sense meinen Lebensfaden abschneiden, als daß ich so eine große Glückseligkeit, wie unsere Freundschaft ist, entbehren lernen sollte. — Gefahr soll mich nie hindern, Gutes zu thun. Ich habe schon erstaunlich viel traurige Folgen von meiner Gutheit gehabt, bin oft schon mißhandelt und verleumdet worden über gewiß wahrhaft gute Thaten, und doch kann ich's nicht lassen, ohne alle Rücksicht auf mich selbst zu handeln. Wenn ein Kind in der Nacht unter meinen Fenstern schrie, ich könnte den Findling auf die Gefahr, daß die Welt sagen würde, er wäre mein eigen, keinen Augenblick schreien lassen und erst Zeugen herbeirufen. Meine Gutheit ist mein Unglück, aber in Gottes Namen; ich muß so handeln. Es ist ein Richter in meiner Brust, der dem Sturm gewachsen ist. — Grüße mir Alle, die mir lieb sind, Höpfner, Merck &c., kurz Alles zu Roß und zu Fuß."



Lideweide.

Dem Holländischen des Cd. Busken Huet nacherzählt

von

Adolf Glaser.

Erstes Buch.

Idylle.

I.

Ein riesenhafter Zeltwagen, der sechs Bänke hatte, mit drei kräftigen Pferden bespannt, und mit ungefähr fünfundzwanzig älteren und jüngeren Männern besetzt war, hielt vor dem geschlossenen Zollbaum am Eingang des Waldes. Es war noch ziemlich früh am Morgen und die aufgehende Julisonne mußte auf den Wiesen, aus denen die letzte Lerche aufstieg, um für diesen Tag ihr Schwanenlied zu singen, die verspäteten Thautropfen von den Grashalmen trinken.

Aus der Thür der Wohnung des Zollwärters trat eine hübsche junge Frau hervor, in die eigenthümliche Haustracht der nordholländischen Bäuerinnen gekleidet: einen kurzen schwarzen Rock, eine geblümte hohe Jacke, ein weißes Spitzenhäubchen, fest über den Kopf gespannt und ohne Strich die Stirn umschließend, schwarze wollne Strümpfe und klappernde Pantoffeln. Es war eine richtige, obwohl etwas kolossale Probe des Milch- und Blut-Typus, welcher den Frauen des holländischen Volkes auch im Ausland ihren Ruf gegeben hat; die Frau war ohne Uebertreibung mehr als fünf Fuß hoch und verhältnißmäßig breit. Ihr Oberarm, der eben unter dem kräftig aufgestülpten Aermel sichtbar war, hätte als Modell dienen können für den Schenkel eines jener kleinen Engel, mit welchen man in früheren Zeiten die Plafonds und Kamine bemalte. Aber ihr Mund war so allerliebst geformt und vor allen Dingen lag in dem Aufschlag ihrer großen dunkelbraunen Augen etwas so Unschuldiges und dadurch so Einnehmendes, daß man dieser Schönheiten wegen das Uebrige unwillkürlich vergaß.

„Guten Morgen,“ klang es kräftig und herzlich aus dem Wagen, während der Kassenführer der Gesellschaft aus seinem Beutel ein Geldstück hervorholte.

„Guten Morgen,“ antwortete die Frau, während sie über den kräftigen Gruß, der ihr zu gleicher Zeit aus so vielen Männerkehlen entgegentönte, lächelte und erröthete. „Die Herren treffen einen ausgesuchten Tag,“ ließ sie darauf folgen, während sie mit der einen Hand die kleine Münze durchsuchte, um die Summe zusammenzufinden, die der unbestechliche Kas-

senführer ihr offenbar nicht geschenkt haben würde und wäre sie Hebe in eigner Person gewesen.

„Eine hübsche Gegend, Frauchen," bemerkte einer der Fahrgäste, indem er mit Augen voll unverkennbarer Bewunderung nicht die Gegend, sondern die wohlgebaute Bauerfrau betrachtete.

„Und wem gehört das reizende Besitzthum?" frug ein Anderer, nach links zeigend, wo auf einigen Abstand von dem Zollhäuschen sich ein kleines neumodiges Wohnhaus erhob.

„Das ist Belvedère, und gehört dem Herrn Fischer, der Sommer und Winter hier draußen wohnt," antwortete die Juno des Zollhauses.

„Danke schön," entgegnete der Frager, der durch den Bescheid nicht viel weiser geworden war, aber sich den Anschein gab, als brauche er nun nichts mehr auf der Welt zu wissen.

„Bezahlt, Kutscher, für hin und zurück!" rief die Frau dem Lenker des riesenhaften Zeltwagens zu, worauf dieser sich nach der Richtung des Waldes in Bewegung setzte. Als der Bewunderer weiblicher Naturschönheiten sich noch einmal umwendete, um einen letzten Blick aus den freundlichen Augen der hübschen Frau aufzufangen, sah er ihr auf den Rücken, denn sie stand mit dem Gesicht nach ihrer Wohnung gekehrt und breitete die Hände einem dicken und gesunden Kinde entgegen, das eben laufen gelernt hatte und mit den Aermchen schwenkend ihr entgegenwackelte.

* * * *

Fast jeden Tag während der Sommermonate kam dasselbe Fuhrwerk, immer mit anderen Personen beladen, an demselben Zollhaus vorbei. Es war eine Art von Omnibus, der zwischen der nächsten Stadt und dem hübsch gelegenen Dünenthal'schen Jägerhaus fuhr. Bald bestand die Gesellschaft aus lauter Gliedern des stärkeren Geschlechtes: eine Liedertafel, eine Schützengesellschaft, eine Lehrerversammlung oder eine Synode; mitunter aber auch war die Gesellschaft gemischt, und es machten wohlthätige und heitere Vereine von dem Dreigespann Gebrauch. Grüne, silberne und goldene Hochzeiten wurden draußen gefeiert und vom Juni bis October blieb das Jägerhaus bei Dünenthal ein vielbesuchter Ort.

Glückselig der Mann, der in dem Dorfe dieses Namens das Bürgermeisteramt in Händen hatte. Zwei Feldwächter, die seine ganze Polizeimannschaft bildeten, genügten, um die beste Ordnung unter den Besuchern aufrecht zu erhalten. Niemals gab es auf dem Jägerhaus Trinkgelage oder Schlägereien. Regnete es, so wurde in dem großen Saal oder unter dem Schilfdach der früheren Kegelbahn gegessen, schien die Sonne, so wurden die Tische auf dem großen Grasplatze hinter dem Hause gedeckt, wo man herrlich gegen den Nordwind geschützt war, oder man setzte sich unter die Buchen, oder unter die Aeste eines großen Eichenbaumes. Wer an diesen Ort kam, hatte sich vorgenommen, allen Anforderungen der Gastronomie zu entsagen; man kam nur mit dem Zwecke hierher, um für wenig Geld den harmlosen Genuß zu kosten, der für alle friedfertigen Menschen unter freiem Himmel zu finden ist.

Der Sandweg, der von der Stadt nach Dünenthal führte, ging durch eine jener üppigen Wiesen, die den Gegenden in Holland ihren eigenthümlichen Charakter geben. Es gab feurige Bewunderer, welche diesen Weg den schönsten der Welt nannten. Er endete nach der einen Seite in eine Heerstraße, an welcher Stelle die breiten Baumgruppen eines stattlichen Besitzthums den Horizont bekränzten; wendete man den Blick dort zurück, so konnte man dem Laufe des breiten Flusses folgen und nach der andern Seite erblickte man große Wiesenflächen mit weidendem Vieh und zerstreuten malerischen Bauernhäusern. Keine wallende Kornfelder, kein blühender Buchweizen, weder Kornblumen noch Klatschrosen, aber desto mehr wollige Schafe und glatte Rinder, desto mehr beladene Heuwagen, welche über die abgemähten Wiesen nach der Landstraße gezogen wurden. Was schadet es! riefen die Enthusiasten laut aus, während sie den Beschauer in den brennenden Sonnenstrahlen festhielten; was hat es zu sagen, daß hier kein einziger Baum seinen Schatten bietet, daß der Westwind bei hellem Wetter Euch umzublasen droht, daß ein Regenguß, der anderwärts höchstens eure Oberkleider befeuchten würde, hier bis aufs

Hemd durchweicht? Denkt nicht an den morgenden Tag, sondern genießt den gegenwärtigen Augenblick. Holet Athem und sagt dann, wie euch der Duft dieser frischgemähten Wiesen gefällt. Blickt um euch und gesteht, daß diese Aussicht Alles übertrifft, was man von schönen Gegenden in Holland kennt.

* * *

So dachte auch der Besitzer von Belvedère. Sein Wohnhaus lag zwar nicht hoch genug, um von weitem gesehen zu werden, und erst in nächster Nähe löste sich dasselbe von den umstehenden Bäumen und den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden los, aber um so mehr entsprach es der Vorstellung, die sich vermögende Stadtbewohner von einem festen Landaufenthalt in dieser Gegend machten. Am Eingang dieses Edens zu wohnen, täglich auf den Dünen die frische Seeluft einathmen zu können, in den Wäldern, wo der Epheu sich um die Eichenstämme schlängelte, nach Herzenslust umherzuschweifen, zwischen den Bäumen und den Hügeln in den kleinen Teichen die Schwäne schwimmen zu sehen, nach Haus gekommen sich auch wirklich zu Haus zu fühlen, lang und breit in einem eigenen Garten auszuruhen, im Schatten einer Veranda sitzend, während man den Duft von Reseda und Heliotropen einathmet, die auf Blumenbeeten am Fuße blühender Rosenstöcke angepflanzt sind — welch ein Leben! Die Unbehaglichkeit des Nichtsthuns verschwand vor dem Wohlgefühl dieser beschäftigten Ruhe; der Glanz der städtischen Vergnügungen erschien wie eine Belästigung, und selbst die Geselligkeit verlor ihren Reiz im Vergleiche mit einer Einsamkeit, wie die auf Belvedère! Nirgends konnte das Leben eines Rentiers so verlockend und vollkommen sich darstellen als hier. Im Laufe jeden Sommers geschah es denn auch wenigstens hundertmal, daß zollbezahlende Fremde, während sie auf das Wechseln des Geldes warteten, nach Belvedère zeigend, die klassische Bauerfrau mit der Frage belästigten: wem dies Besitzthum gehöre.

Leute, die Victor Hugo nach seinen Photographien aus späterer Zeit kannten, versicherten, daß der alte Herr Fischer — Bernd Fischer, wie seine Freunde und Zeitgenossen ihn, auch wenn er zufällig zugegen war, zu nennen pflegten, während seine Schüler dies nur dann thaten, wenn sie sicher wußten, daß ihre freimüthige Unterhaltung nicht bis zu ihm bringen konnte — alle versicherten, daß der Besitzer von Belvedère mit seinem kurzen grauen Haar, dem grauen Schnurr- und Knebelbart, Aehnlichkeit mit dem französischen Romantiker habe. Aeußerlich mochte dies der Fall sein, während im Uebrigen unser Künstler, dem alle die Genüsse, welche das Leben eines berühmt gewordenen Mannes bietet, fremd geblieben waren, mit dem weltberühmten französischen Schriftsteller wenig Aehnlichkeit bot. Uebrigens meinte man es mit dem Vergleich auch nicht so ernst und es ist vorauszusetzen, daß, wenn Victor Hugo selbst bei einem Abendspaziergang in der Umgegend von Dünenthal einem bereits bejahrten, aber kräftig gebauten Herrn begegnet wäre, dunkelbraun gekleidet und mit einem breitrandigen leichten Panamahut auf dem Kopfe, so würde er sicherlich keineswegs daran gedacht haben, seinem anderen Ich in den Weg zu laufen.

Belvedère war eines jener seltsamen Landhäuser, wie man sie heutzutage in allen Gegenden der Erde, überall, wo es modernisirte Landschaften giebt, antreffen kann. Die Linien des Gebäudes waren die des monumentalen Palazzo Vecchio zu Florenz: eine viereckige Säule, zwei Abtheilungen hoch, gekrönt mit einem flachen, nach allen Seiten vorspringenden Dach, dessen oberster Theil mit einer Balustrade in der Form von Schießlöchern umgeben war. Das halb Maurische des Baustils war in einigen Hauptfragen ganz bei Seite gelassen und eine tüchtige Lage portlandschen Cements, womit die Außenseite von oben bis unten bestrichen war, verwischte bei dem Beschauer jede Erinnerung an die Ueberbleibsel der altflorentinischen Architektur.

Es ist unangenehm, glücklich gepriesen zu werden wegen des Besitzes von etwas, wovon man selbst durchaus nicht sehr eingenommen ist, und ganz und gar unerträglich wird es, wenn man nicht nur als der begünstigte Eigenthümer, sondern auch als der geniale Urheber des Gegenstandes gepriesen wird. Als Belvedère noch die nackten Mauern zeigte, hatte Herr Fischer

die Summe dafür bezahlt, welche ein speculirender Unternehmer für mehrere dergleichen Gebäude fordern zu müssen glaubte. Da es bekannt war, daß Herr Fischer den Beruf eines Kunstmalers ausgeübt hatte (im Munde des Volkes ist der Kunstmaler eine Nuance wie Haus- oder Wagenmaler), so schien nichts natürlicher als die Voraussetzung, daß er den Plan von Belvedère selbst gezeichnet habe. Zwar widersprach er dem auf das eifrigste und versicherte Jedem, der es hören wollte, daß Belvedère in seinen Augen durchaus nicht den Anforderungen eines vernünftigen Bauentwurfs entspräche, aber man betrachtete diese Einwürfe für die Ergebnisse einer falschen Scham und hielt ihn für einen jener Rentiers, welche, nachdem sie zu Vermögen gekommen sind, sich nicht gerne an ihre frühere gesellschaftliche Stellung erinnert sehen. Diese Logik entmuthigt schließlich Jeden, und der Käufer von Belvedère würde kein verständiger Mann gewesen sein, wenn er nicht schließlich dahin gekommen wäre, die Leute reden zu lassen. Aber dies befreite sie nicht von ihrem Vorurtheil. Im Gegentheil, je stereotyper das schweigende Lächeln wurde, womit er die Lobpreisungen seines Schöpfungsgeistes anhörte, um so mehr hielten sie sich überzeugt, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Und so galt es für eine ausgemachte Sache, daß das bewunderte Besitzthum die Frucht seiner eigenen Erfindung war und dazu dienen mußte, um der Welt zu zeigen, auf welche Weise ein Mann vom Fach von einer zuweilen zu wenig gewürdigten Landschaft Vortheil zu ziehen wußte.

Seine Stellung als Bewohner und Bürger von Dünenthal war mit der aufgenöthigten Berühmtheit in Uebereinstimmung. So wenig wie jeder andere Städter hatte er ganz straflos sich in einen Dorfbewohner umwandeln können und nach Verlauf von zwei Wintern und drei Sommern sah man ihn bereits nicht mehr wie einen Zugezogenen, sondern wie einen Eingeborenen an. Man wußte, daß sein kleines und geordnetes Hauswesen aus einer Frau und einer erwachsenen Tochter bestand; daß er Hühner, Tauben und einen Hund hielt, daß er gern jagte, fischte und Blumen zog, daß er wohlhabend genug war, um sich einen kleinen Korbwagen mit einem Pferde halten zu können, dessen Lenker und Versorger zugleich Hausknecht und Gärtner spielen mußte. Dies alles klassificirte ihn und gab ihm das Recht, gelegentlich als Mitglied des Gemeinderaths ins Auge gefaßt zu werden, eine Auszeichnung, von der man dachte, daß er sich nicht wenig darauf einbilden müsse, was allerdings in großem Widerspruch zu seinem wirklichen Gefühl stand.

Vor vier oder fünf Jahren — das war etwas, wovon die Dünenthaler nichts wußten — hatte er fast in demselben Augenblicke eine beträchtliche Erbschaft erhalten und seinen einzigen Sohn verloren, und dies Zusammentreffen hatte den äußerlichen Zustand seines Wesens in einem Lebensalter, wo dies bei den meisten Menschen bereits unverändert feststeht, plötzlich vollständig verändert. Von Geburt war er ein Kind des Volkes und das Ziel seiner Wünsche schien ihm erreicht, als er in dem mehr als vierzigjährigen Lebensalter, nachdem er sich durch unverdrossene Arbeit einen ehrenvollen Künstlernamen erworben hatte, an eine Heirath denken konnte. Während er dann für seine Existenz fortarbeitete, hatte er die zwanzig folgenden Jahre seines Lebens den Studien und der Entwickelung seines Sohnes gewidmet. Als er selbst als Knabe seines Vaters Schurzfell und der Mutter Fleischtopf verschmähte, um auf eigenen Füßen in die Welt zu gehen, folgte er einem unverkennbaren Berufe, aber es schien doch, wie sein Beispiel zeigte, daß allzugroße Begabung, wenn sie nicht durch ein ordnendes und centralisirendes Genie gezügelt wird, ein Fallstrick anstatt eines Hülfsmittels werden kann. Die Musik und die Architektur, Plastik und Malerei, Prosa und Poesie — Alles war ihm anfänglich gleich leichtverständlich gewesen, und doch, das sah er selbst ein, hatte er, nachdem er sich einem bestimmten Fach gewidmet hatte, niemals viel als Künstler bedeutet. Seine Zeitgenossen behaupteten, daß er zu viel philosophire und zu viel in Büchern lese, um ein namhafter Künstler werden zu können. Sein Hauptverdienst war jedenfalls in der Theorie zu suchen; er zeichnete besser als er malte, und selbst im Zeichnen, obgleich er als Frucht seiner Thätigkeit ebenso gut auf seine tüchtigen Schüler wie Andere auf ihre Gemälde hinweisen konnte, besaß er doch

nicht diejenige Meisterschaft, durch welche ein Künstler in unseren Tagen sich als ursprüngliches Talent und einer neuen Richtung bahnbrechend zu erkennen giebt.

Was lag ihm an alle dem, seit er einen Sohn besaß, der von Jugend auf ausgerüstet schien mit der einen Gabe, deren Mangel den Vater lebenslang zur Mittelmäßigkeit verurtheilte? Mit einer Fertigkeit in der Pinselführung, die an das Spiel musikalischer Wunderkinder erinnerte, vereinigte der kleine Reinhard eine Sicherheit im Entwurf und im Colorit, die an das Fabelhafte grenzte, und einige Bilder, von seiner Hand entworfen und ausgeführt, als er sein fünfzehntes Jahr noch nicht vollende thatte, konnten von Uneingeweihten, und nicht allein von solchen, für die Werke erwachsener Meister gehalten werden. Vermuthlich überschätzte die väterliche Eigenliebe dies alles, aber Niemand konnte widersprechen, daß der Anschein wenigstens zu den höchstgespannten Erwartungen berechtigte. Reinhard war weder verwöhnt, noch träge, sondern ein Wunderkind in der Form eines gewöhnlichen Knaben. Von fremden Sprachen, Geschichte und Naturkunde, Geographie und Botanik, von allen diesen Dingen wußte er nicht mehr als jeder andere Junge seines Alters. Er sprang mit über und in die breitesten Gräben, er war ein leidenschaftlicher Schlittschuhläufer, schoß mit Pfeil und Bogen die Aepfel und Birnen von den Bäumen, aß und trank gut, schwamm wie eine Ente, schlief wie eine Rose und würde nichtsdestoweniger lieber eine ganze Nacht durchwacht haben, als zu dulden, daß Tiras, sein Hund, ihm nicht diejenigen Zeichen von Unterthänigkeit gab, welche er bei sich selbst beschlossen hatte, von ihm zu empfangen.

Wäre Reinhard leben geblieben, so würden die Bestrebungen seines Vaters vermuthlich eine andere Richtung genommen haben, als sie nach des Sohnes Tode verfolgten. Er hatte stets gewisse allgemeine Wünsche gehegt in Bezug auf eine Wiederbelebung der holländischen Malerkunst durch eine Rückkehr zu den Meistern des siebzehnten Jahrhunderts. Er schämte sich nicht allein über seine eignen Arbeiten, sondern auch über die seiner Zeitgenossen und Kunstbrüder, von denen er anerkannte, daß sie ihn überragten und die, wie er meinte, nur ihre Augen dem wahren Lichte zu öffnen brauchten, um mit raschen Schritten einen anderen und besseren Weg zu gehen. Hätte Reinhard's Talent Zeit und Gelegenheit gehabt, sich zu individualisiren, so würde der Vater wahrscheinlich von dem Wahn zurückgekommen sein, daß sein Sohn bestimmt sei, ein neues Reich von Linien und Farben zu stiften, er würde früher oder später gelernt haben, sich mit dem Bewußtsein zu trösten: mein Junge zeichnet sich in Diesem oder Jenem aus; und wenn Reinhard wirklich sich zu einem Maler ersten Ranges entwickelt hätte, würde der Vater am besten gethan haben, ihn in das Ausland gehen zu lassen, damit er in irgend einer Weltstadt, wo man die Künste in Ehren hält, sich ein würdiges Atelier gegründet hätte. Oder ist es nicht die reifste Frucht aller menschlichen Entwickelung, sich in irgend Etwas auszuzeichnen? Verdient ein Vogel in der Hand nicht den Vorzug vor zehn in der Luft? Was formt wohl mehr den Charakter und stärkt ihn gegen Widerwärtigkeiten, als wenn man mit den Augen des Geistes die Gesetze erkennt, denen die Erscheinungen unterworfen sind, und sich so ihrer Grenzen bewußt wird?

Aber dem alten Fischer war diese Art von höherer Lebenserfahrung verschlossen geblieben. Eine bösartige Krankheit, veranlaßt, wie es schien, bei Gelegenheit einer weiten Schlittschuhfahrt, hatte Reinhard in dem Winter nach seinem einundzwanzigsten Geburtstage plötzlich dahingerafft, und als nach einer Weile die Betrübniß des Vaters jenen stillen Charakter angenommen hatte, woran man die Beweise eines großen Schmerzes zu erkennen pflegt, als dann unverhofft die Hinterlassenschaft einer Blutsverwandten seiner Frau ihm gestattete, Palette und Pinsel in die Ecke zu werfen und auswärts zu wohnen, war er weniger als je von den Ansichten abzubringen, die ihn so viele Jahre erfüllt hatten. Fester als je glaubte er an eine Wiederbelebung der Kunst, sah mit Betrübniß, wie die jüngeren Zeitgenossen sich der Industrie zuwendeten, vertiefte sich mit Herz und Seele in das geliebte siebzehnte Jahrhundert und blieb fest überzeugt, daß Reinhard nur von den Todten aufzuerstehen brauche, um dies verlorene Paradies wieder aufblühen zu lassen.

Es ist viel über Steckenpferde geschrieben worden, aber bis jetzt hat man noch zu wenig hervorgehoben, daß es ohne Ausnahme nur Männer sind, die sich mit diesem Spielzeug beschäftigen, wenigstens kannten die beiden Frauen, Lydia und Emma, in deren täglicher Gesellschaft Herr Fischer den Herbst seines Lebens verbrachte, dasselbe nur von Ansehen oder von Hörensagen. Aber sie hatten eine andere Eigenthümlichkeit; sie waren seltsamerweise einander so ähnlich, daß man bei einer Begegnung in der Dämmerung des Waldes oder auch bei dem gedämpften Lampenlicht im Wohnzimmer auf Belvedère leicht die Mutter für die Tochter, oder was noch schlimmer war, die Tochter für die Mutter halten konnte. Ein Fehler also? Eine jener Grenzen der Vollkommenheit, wobei unsere Phantasie zu Hülfe kommt, um unsere Eigenliebe zu befriedigen. Hier lag die Sache so, daß man sich kaum aus der Verlegenheit, welche durch solche Verwechselungen hervorgerufen wird, ziehen konnte. Sie waren klein von Gestalt, sie waren schmächtig, sie waren blond, sie hatten hellblaue Augen, sie hatten eine frische Gesichtsfarbe, sie lachten mit demselben silbernen Klang der Stimme, sie hatten im Hause ganz dieselbe angenehme Manier, etwas anzubieten, und auf dem Spaziergang dieselbe halbfreundliche, halb zurückhaltende Art zu grüßen.

Man könnte behaupten, daß nie eine verheirathete Frau von vierzig Jahren so sehr einem jungen Mädchen von zwanzig gleiche, daß die eine nicht sofort beim ersten Augenaufschlag von der anderen zu unterscheiden sei. Ein Ungläubiger würde sagen, wenn die Mutter sich auf dieselbe Weise trug wie die Tochter, war sie gefallsüchtig, und wenn die Tochter einen Hut auf hatte, welcher die Mutter nicht schlecht gekleidet hätte, war die Tochter gewiß nicht gut gekleidet. Ungemein klug beurtheilt, aber man könnte dagegen einwenden, daß es zwar richtig ist, von einer Frau zu verlangen, daß sie sich nach ihrem Alter kleide, aber weder Frau Fischer noch Emma konnte man den Vorwurf machen, daß sie dies nicht thaten. Vielleicht war es richtig, daß man sich bei Emma einige Linien ihrer Züge etwas schärfer denken mußte, um lebhaft an ihre Mutter erinnert zu werden, und daß im Gesichte der Mutter einige schwache Linien ausgewischt werden mußten, einige ihrer Bewegungen lebhafter gedacht, um sie für Emma's Zwillingsschwester zu halten. Aber alle diese Versuche genügen nicht, um das Bild der beiden Damen richtig zu zeigen.

Für denjenigen, der es wußte, wie viel bittere Thränen diese zwei Frauen, obgleich die Jüngste damals kaum ein heranwachsendes Mädchen war, am Tage von Reinhard's Begräbniß geweint hatten, wie der Schmerz die zarten Gesichtszüge entstellt hatte, mit welcher sprachlosen Verzweiflung sie die Arme um den Hals des schluchzenden Vaters geschlungen, welche Niedergeschlagenheit in der plötzlich freudelos gewordenen Wohnung herrschte, mit welchem Widerstreben man an die gewohnte Arbeit ging, wie düster man sich gegenseitig in den Trauerkleidern erschien — war es ein wohlthuendes Schauspiel, sie an einem sommerlichen Sonntagvormittag, nachdem all das Leid überstanden und die Stadt mit dem Landaufenthalte vertauscht war, zusammen aus der Dünenthal'schen Kirche zurückkehren zu sehen, das Dorf hindurch und den staubigen Reitweg entlang.

Dieser ältliche Herr mit dem Schnurrbarte, dessen Hut ein wenig auf dem einen Ohr saß und der viel mehr einem pensionirten Offizier als einem reformirten Christen glich; die feine Frau mit dem jugendlichen Aussehen, deren Kleider in der großen Stadt gemacht wurden und die einen Umhang aus Paris trug, das junge Mädchen mit den netten Stiefelchen und den untadelhaften Handschuhen, zartgefärbte Blumen im Hute — solche Menschen, dachten die weniger Einsichtsvollen unter den Dünenthalern, besuchten die Kirche nur der Form wegen, oder um den Dienstboten ein gutes Beispiel zu geben, oder aus Zeitvertreib, weil die Sonntage doch gar zu langweilig seien. Auch andere Misanthropen haben schon behauptet, der Ausdruck von Seelenruhe und Freundlichkeit, der sich gewöhnlich auf den Gesichtern der heimkehrenden Kirchengänger zu erkennen giebt, sei nicht immer für wahr zu halten und man müsse sich hüten, dem Eindruck ganz sich hinzugeben, welchen dieser Anschein von Friede und Genügsamkeit in uns erweckt.

Wäre der Schein auch diesmal ein

trügerischer gewesen, was jedoch nicht der Fall war, so würde die Illusion vollkommen gewesen sein. Wer den alten Herrn Fischer, mit zwei Damengesangbüchern in der Hand, zwischen seiner Frau und seiner Tochter langsam den breiten Weg, an den vereinzelten Landhäusern vorüber, daherkommen sah, mußte zugestehen, daß auch das Sonntagsgefühl eine Empfindung ist, die sich bildlich darstellen läßt. Würde man ihr Urtheil über die Predigt verlangt haben, so würden sie wahrscheinlich kaum im Stande gewesen sein, den zu Grunde gelegten biblischen Text anzugeben; sie fanden den Kirchengesang der Dünenthaler wenig wohllautend und konnten sich auch nicht immer mit dem Inhalt der Lieder einverstanden erklären, aber sie waren dennoch getreue und aufrichtige Kirchengänger und ihre Umgebung bestärkte sie in den Gefühlen der Frömmigkeit. Sie hatten einsehen gelernt, daß der Geistliche des Dorfes einen Mittelpunkt bildete und daß die kleine Gesellschaft, mit geringen Ausnahmen, durch gewisse dogmatische Begriffe zusammengehalten wurde, die sich zwar meistens widersprachen, aber doch wieder durch ungeheuchelte Gefühle aufrecht erhalten wurden. Erst hatten sie eingesehen, wie genau für eine gewisse Klasse von Menschen der kirchliche Sinn mit der Arbeitsamkeit zusammenhängt, und obgleich sie noch lange nicht völlig eingeweiht waren in die chronique scandaleuse von Dünenthal, so wußten sie doch sehr gut, daß unter zwanzig Bauernburschen, welche des Sonntags die Kirche versäumten, kein einziger der Versuchung zum Spielen und Trinken widerstehen konnte, und von zwanzig Bauerntöchtern, die unehrerbietig über den Geistlichen sprachen, konnte man versichert sein, daß auch nicht eine sich darunter fand, bei der Alles in Ordnung war. Selbst die Heuchelei fanden sie auf dem Dorfe, weniger abscheulich als in der Stadt, denn die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß die Verstellung zur Frömmigkeit und Tugend ein geringeres Uebel ist als das Vertrauen auf eigene geistige Kraft, das dann gewöhnlich zur Zügellosigkeit und zum Ueberdrusse führt.

II.

Wenn äußere Vortheile den Menschen weniger liebenswürdig machen, so hatten die drei Personen, von denen wir sprachen, ihre beste Zeit längst hinter sich und das gothische Halbdunkel, in dem der Leser sie erblickte, war in der Wirklichkeit einem alltäglicheren und grelleren Lichte gewichen.

Etwa vor einem Jahre hatte der Bürgermeister von Dünenthal dem Gemeinderath den Bericht erstattet, daß die Concession verliehen, die Contracte abgeschlossen, die Beamten angestellt, die Richtung abgesteckt und die Stelle bezeichnet sei, wo die Eisenbahnbrücke den Fluß überschreiten solle — kurzum, daß alle Vorkehrungen getroffen seien, um den Dünenthalern in kurzer Zeit, wenn sie sich nur die Mühe nehmen wollten, nach dem Stationsgebäude zu gehen, Gelegenheit zu bieten, mit dem europäischen Eisenbahnnetz in directe Verbindung zu treten. So seltsam diese Verbindung auch scheinen mochte, so war doch Alles nach des Bürgermeisters Angaben gekommen und Dünenthal erlebte wirklich den Augenblick, wo die Locomotive im vollen Ernste zum ersten Mal die Fluren durchschneiden sollte. Die Bahn war fertig, die Schienen gelegt, alle Arbeiten beendigt und man wartete nur noch darauf, daß die Brücke dem Verkehr übergeben werden konnte. Auch dies sollte bald geschehen und der Tag für dies Ereigniß war bereits festgesetzt.

Niemand darf wähnen, daß die Ausführung dieser vielumfassenden Arbeit, welche von Einfluß auf die Entwickelung des Wohlstandes zukünftiger Geschlechter sein sollte, die Bewohner von Dünenthal in besondere Aufregung versetzt hätte. Die Arbeiten an der Bahn waren fremden Menschen anvertraut, die draußen in Baraken wohnten, und da alle Lieferungen durch die Verwaltungsgesellschaft besorgt wurden, so hatte das Dorf keinen besonderen Vortheil. Nur der Wirth des Gasthofs zum rothen Adler, bei welchem der Ingenieur der Gesellschaft abgestiegen war, wurde als die einzige Persönlichkeit betrachtet, die ein Intresse daran habe, daß man fortan nach Wien und Paris fahren könne.

Der Ingenieur hieß Robert von Kortener, und ein Vorfahr seines Namens hatte sich in früheren Zeiten als Admiral großen Ruhm erworben. Den Dünenthalern war dies unbekannt; sie wußten nur vom Hörensagen, daß er ein tüchtiger Ingenieur war. Doch mußte er sich seine Sporen noch

verdienen und darum legte er Gewicht auf glückliche Vollendung des ihm anvertrauten Brückenbaues. Außer seinen dreißig Jahren besaß er kein Vermögen, und ein Onkel von mütterlicher Seite war der einzige Mensch auf der Welt, von dem er einmal etwas erben sollte. Er stand noch mit dem einen Fuß in jener idealen Periode des Lebens, worin die Ehre über das Geld geht, und es genügte ihm, daß er im rothen Adler mit der Hälfte seines Einkommens leben konnte wie ein Prinz.

Ein glücklicher Zufall, der Robert von Korteuer beinahe das Leben gekostet hätte, brachte ihn für vier volle Wochen in Emma Fischer's tägliche Nähe. Anfänglich hatte er sich weniger zu ihr hingezogen gefühlt als zu ihren Eltern, besonders zu dem Vater, dessen aufrichtige Zuneigung lange Zeit die größte Anziehungskraft von Belvedere auf den jungen Mann ausübte. Es lag auf der Hand, daß die Erinnerung an Reinhard hierbei mit im Spiele war und daß der alte Herr bei Robert's Anblick mit Wohlgefallen daran dachte, was sein eigner Sohn, wenn er am Leben geblieben wäre, in diesem Augenblick sein und thun würde. Und doch konnten zwei junge Leute von demselben Alter nicht gut unähnlicher sein und zwei Charaktere weniger übereinstimmen. Reinhard war ein hochstrebender Jüngling gewesen und würde ohne Zweifel ein kurzangebundener Mann geworden sein. Seine dunklen Augen konnten zuweilen Flammen schießen und wenn er vor irgend einem Entschluß seine kurzen glänzend schwarzen Haare zurückstrich — es war fast nichts daran zu streichen, so kurz waren sie — dann sprach aus seinem ganzen Wesen eine an Vermessenheit grenzende Kühnheit. Robert dagegen hatte etwas Langsames in seinen Bewegungen, etwas Ueberlegtes, das ihm zwar durchaus nicht ungünstig stand, aber mehr von Lenksamkeit als von Unternehmungsgeist sprach. Nur seine Feinde konnten einwenden, daß die gefällige Art, wie er seine langen und feinen blonden Haare gescheitelt trug, das Einzige sei, was ihn auszeichne. Aber nichtsdestoweniger war es wahr, daß sein Vorfahr, der berühmte Kriegsheld, schwerlich in ihm seinen richtigen Nachkommen entdeckt haben würde. Auch der Admiral war blond gewesen, aber blond, wie einer der röthlichen Stiere von Potter, breit von Schultern, kräftig im Muskelbau. Auch die hellblauen Augen, die ein Familienerbstück waren, schienen im Laufe der Zeit dem Gesetze der Naturentwickelung gefolgt zu sein: was sie an Glanz gewonnen hatten, hatten sie an Ausdruck verloren, und dem Vorzug der Verfeinerung hatten sie die frühere Eigenthümlichkeit aufopfern müssen. Der alte Herr Fischer kannte mehrere Porträts des berühmten Seehelden und es kam ihm selbst zuweilen komisch vor, daß der Nachkomme dem Vorfahren so wenig mehr entsprach. Der Contrast zwischen diesem fein geschnittenen Gesicht des neunzehnten Jahrhunderts, diesen Frauenhänden, diesem eleganten Knebelbart, und jenem realistischen Hercules mit Armen wie Baumstämme und einer Faust, die geschaffen schien, um den Ocean mit dem Besen auszufegen, war groß. Aber Herr Fischer glaubte, die jungen Leute zu kennen; sein Urtheil betrog ihn selten und es würde um sein Vertrauen in seinen sichern Blick gethan gewesen sein, wenn er nicht Häuser gebaut hätte auf Robert's Herzensreinheit. Da er selbst ein unverdorbenes Herz besaß, zog es ihn unwillkürlich zu unverdorbenen Menschen. Er sah in Robert das materielle Streben unserer Zeit im günstigen Lichte, und die Bekanntschaft mit dem jungen Manne brachte manches seiner Vorurtheile ins Schwanken. Anstatt Robert seines zarten Aussehens wegen zu verachten, interessirte es ihn, daß ein junger Mensch von so wenig athletischem Aussehen es ganz selbstverständlich fand, die Ufer eines breiten reißenden Stromes mit einem Bogen zu überspannen, der ohne Gefahr Tausende von Centnerlasten tragen mußte.

Sechs Monate, nachdem Robert zu Dünenthal sein Zelt aufgeschlagen, in den letzten Tagen des December, hatte der alte Herr Fischer ihn mit auf die Jagd genommen. Ihre Bekanntschaft war damals erst wenige Wochen alt und nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge würde diese Partie sie auch nicht viel näher gebracht haben. Aber gerade bei diesem Ausflug fiel etwas vor, wodurch Robert, ohne es zu wissen, großen Eindruck auf das Herz von Emma's Vater gemacht hatte.

Das Jagdrevier des alten Herrn erstreckte sich zum Theil über die Dünen und umfaßte einen kurzen und schmalen Kanal, der in den Sand gegraben war. Eigent-

lich gefährlich war es in der Nähe dieser Durchgrabung nicht, aber wenn man in den Dünen umherschweifte und nicht gehörig Acht gab, konnte man sich plötzlich an dem Rande eines steilen Abgrundes befinden, wo in einer Tiefe von dreißig bis vierzig Fuß das Wasser von einer Mauer begrenzt war. An den gefährlichsten Stellen hatte man auf kleinen Holztafeln Warnungen angebracht, aber diese standen theils zu entfernt, um den Fremden mit dem Sinne der Ermahnung bekannt zu machen, theils standen sie so nahe an dem gefährlichen Rand, daß man sie erst bemerken konnte, wenn es zu spät war.

Es war einer jener schönen hellen Wintermorgen, wie man sie nur im nördlichen Klima findet: nur so viel Sonne, daß die Spuren des Nachtfrostes nicht verwischt werden, und nicht so viel Frost, daß die durchbrechenden Sonnenstrahlen ganz ohne Wirkung blieben. Robert und sein Führer waren gute Fußgänger, mit offenen Augen für die Landschaft, und gute Schützen, welche für die Poesie ihres Zeitvertreibs Sinn hatten. Nichts war mit der Geduld zu vergleichen, womit der alte Herr Fischer seine Beute verfolgte, ausgenommen die stille Befriedigung, wenn er sie erlangt hatte. Er war diesen Morgen außergewöhnlich begünstigt gewesen, sein Hund hatte Wunder von Klugheit und Dressur verrichtet; der Jäger, der ihn zu begleiten pflegte, schien sich heute selbst zu übertreffen. Ohne Robert ganz aus dem Auge zu verlieren, ließ er diesen seinen eignen Weg gehen und bemerkte mit Wohlgefallen, daß sie sich gegenseitig sehr gut verstanden. Die armen Hasen und Rebhühner! Unerwartet in die Enge oder in die Weite getrieben, bald umzingelt, bald aufgejagt, flogen sie vergeblich durch die Büsche, über die Felder, auf die Dünen, immer weiter ging es den Flüchtlingen nach, unermüdet mit grausamer Ueberlegung. Aber mit einem Male änderten sich die Verhältnisse und nun kamen ihrerseits die Verfolger an die Reihe, um Entsetzen und Verlegenheit kennen zu lernen. Robert hatte nicht aufgemerkt, daß er sich in der Richtung der Sandhügel bewegte, und wollte eben durch einen kleinen Umweg die Kette wiederherstellen, welche während der ganzen Jagd bereits so gute Dienste geleistet hatte. Hätten die Andern Acht auf ihn gegeben, so würden sie von fünfzig Schritten Abstand bemerkt haben, wie er am Rande eines der kleinen Gebüsche hinschlich, welche hier und da auf den Dünen angetroffen werden, wie er dann mit beiden Händen das Gewehr faßte, und sie würden ihn mit emporgerichtetem Gesichte voraneilen gesehen haben, um die aus dem kleinen Gehölze schwirrend aufsteigenden Hühner vor den Schuß zu bekommen. Aber sie waren zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und als sie den Schuß fallen hörten und sich umsahen, war Robert bereits in dem gähnenden Schlund verschwunden. In demselben Augenblicke, als er den Finger an den Drücker gebracht hatte, war der Boden unter seinen Füßen gewichen, und bevor er wußte, was ihm geschah, stürzte er den steilen Abhang hinab und riß ein großes Stück des Dünengrundes im Falle mit sich.

Kein Gesträuch, keine Pflanze und kein Grashalm bot sich ihm zum Festhalten; nichts als loser Sand, der mit ihm hinabstürzte und ihn überdeckte. Anfänglich dachte er, die Gefahr sei nicht groß und der Sand werde ihm keinen Schaden thun, aber das Gewicht, das ihn drückte, wurde immer schwerer, sein Gewehr, das er bis dahin fest umklammert gehalten hatte, wurde ihm aus dem Arm gerissen, Hände und Gesicht wurden durch die Jagdtasche, das Pulverhorn und selbst durch die Knöpfe seiner Kleider verletzt; der Sandstrom wuchs zu einer Lawine, und als er endlich unten auf dem Grunde ankam, wenige Schritte vom Wasser, verlor er das Bewußtsein und der erzürnte Dünengeist kühlte seine Wuth an einem Wehrlosen.

Eine ganze Stunde lang hatten Herr Fischer und sein Jäger zu thun, um ihn zu befreien, und selbst dies würde ihnen unmöglich gewesen sein, hätte nicht an dem Ufer ein kleiner Kahn gelegen, der mit Segeltuch bedeckt war und worin ein vorsichtiger Strandarbeiter sein Werkzeug geborgen hatte. Damit gruben sie Robert wieder aus. Er lag auf dem Rücken, den Kopf etwas nach unten und die Arme weit auseinander. Wäre er nicht mit Sand ganz bedeckt gewesen, so hätte man geglaubt, einen Soldaten mit der Kugel in der Brust auf dem Schlachtfeld liegen zu sehen. Der Eindruck hatte nur einen Augenblick gewährt, denn gleich darauf hatten ihn die

Andern in den Kahn gelegt und während sie das kleine Fahrzeug bis dorthin brachten, wo der Kanal den Reitweg durchschnitt, war Robert wieder so weit zur Besinnung gekommen, daß er unter Beihülfe der Andern einen Wagen besteigen konnte, mit dem ein bereitwilliger Bauer in der Nähe hielt. So schnell aber auch der Schreck vorübergegangen war, der Vater Reinhard's sah noch immer in seiner Einbildung, auch selbst, nachdem Robert bereits in Belvedère so einquartiert war, daß Viele sein Schicksal nicht bejammerswerth, sondern beneidenswerth gefunden haben würden, das marmorbleiche und verzerrte Gesicht des ohnmächtigen jungen Mannes vor sich, mit den verwirrten Haaren, den geschlossenen Augenlidern, die so unheimlich mit dem geöffneten Mund und den bleifarbenen Lippen zusammenstimmten. Er mochte Robert schon vor dieser Zeit gut leiden und war ihm freundschaftlich zugethan, aber seit jenem Anblick am Fuße des Sandhügels betrachtete er ihn mit einer Art von Zärtlichkeit, wie man ein unerwartet wiedergefundenes Kleinod betrachtet.

Der Wirth im rothen Adler hatte darüber gemurrt, daß man seinen Gast, seitdem derselbe Patient geworden war, ihm ohne viele Umstände entführt hatte; nichts, so versicherte er, würde ihm und seiner Frau und ihrem Dienstmädchen besser von der Hand gegangen sein als die Pflege Robert's, aber der alte Herr Fischer hatte es nicht einmal der Mühe werth gefunden, dies zu erproben, und Robert selbst war viel zu schwach gewesen, um Widerstand zu leisten, oder einen eignen Willen zu äußern. Man hatte es selbstverständlich gefunden, daß das Besuchzimmer auf Belvedère für ihn eingerichtet wurde, und ein geschickter Arzt war sofort geholt worden, um ihn vom Scheitel bis zur Sohle zu untersuchen. Dieser hatte angeordnet, daß weiter nichts nöthig sei als Ruhe, und daß er nach acht Tagen vorsichtiger Schonung wieder ruhig nach seiner früheren Wohnung und seiner Beschäftigung zurückkehren könne. Man hatte dann darauf bestanden, daß er noch länger bleiben möchte und er hätte ein Trappist sein müssen, um dies abzuschlagen. So war aus der Woche ein Monat geworden, ohne daß er bemerkte, wo die Zeit geblieben war.

Vor einem halben Jahre hatte Robert es ganz vortheilhaft gefunden, in hübscher Gegend und in der Nähe eines wohlhabenden Dorfes mit einem Unternehmen beauftragt zu werden, das ihm Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen. Nun dachte er anders und ernsthafter darüber. Er hatte eine beschwerliche Jugend gehabt, war aus einem Examen in das andere gehetzt worden, und hatte bis jetzt fast nur die prosaische Seite des Lebens kennen gelernt; außerdem war seine Einbildungskraft nicht besonders mächtig, was bei ihm ohngefähr dieselbe Wirkung that, die anderwärts durch hochmüthige Vorurtheile hervorgebracht wird. Das Hauswesen eines Kunstmalers! Er hatte eigentlich nie darüber nachgedacht, wie dies beschaffen sein könne, und hatte nie Gelegenheit gehabt, es in der Nähe kennen zu lernen. Wäre er gefragt worden, so würde er gesagt haben, daß er sich ein solches Hauswesen als eine Mischung von Nachlässigkeit und Mangel, mit etwas Sorglosigkeit vorstelle. Und nun traf er auf Belvedère eine Behaglichkeit und Wohlhabenheit, die ihn das Wohnzimmer seiner Eltern leer und ungesellig und deren Gesellschaftssaal geschmacklos möblirt finden ließ. Hier zeigte sich Charakter, sowohl in dem Schnitzwerk der Möbel, wie in den Farben der Decken und Gardinen, in der Form der Geräthschaften wie auch in der Abwechselung des Alterthümlichen und Neueren. So unsinnig und geschmacklos Belvedère an der Außenseite sich zeigte, so viel Urtheil und Studium, so viel Einheit und Geist verrieth das Innere der Wohnung. In Herrn Fischer fühlte Robert sich einen Mann gegenüberstehen, der viel erfahren hatte und vielseitige Kenntnisse besaß, der sich unaufhörlich mit anregenden Dingen beschäftigte, seines Gefühl und entscheidendes Urtheil hatte, mit einem Worte, ihm selbst in vielen Dingen gleich stand, in den meisten aber ihn übertraf. Frau Lydia erschien ihm als die einnehmendste Hausfrau; erfahren in der Kunst, Andere reden zu lassen und es ihnen behaglich zu machen, immer erfüllt von einer ganz natürlichen Aufmerksamkeit für Alles, wovon sie voraussetzen konnte, daß es den Andern nahe am Herzen liege, die aufmunterndste Erscheinung für einen jungen Mann, der erst in die Welt eintreten will. Und was Emma

betraf, so würde er geschworen haben, daß auf der ganzen Erde kein liebenswürdigeres junges Mädchen angetroffen werden könnte: so selbständig in ihren Meinungen und doch so sanft in ihrem Wesen, so niedlich und so tapfer dabei, so gesetzt und so fröhlich, so reizend in ihren Toiletten und doch so gar keine Zierpuppe.

Die Macht, welche ihn zuletzt aus diesem Paradies vertrieb, war dieselbe, die ihn von Tag zu Tag mehr daran band. Weder Frau Fischer — bei der es so natürlich schien, daß sie fortfuhr, die Sorge einer Pflegemutter zu tragen — noch ihr Gatte — obgleich seine Güte schließlich doch ein Ende haben mußte — würden ihn in der nächsten Zeit haben fühlen lassen, daß er von den segensreichen Folgen einer mißglückten Jagdpartie Mißbrauch mache. Warum sollte er fortgegangen sein, da man ihn jeden Tag ermuthigte zu bleiben, und er mit ganzer Seele an die Aufrichtigkeit dieses Drängens glaubte? Brauchte seine Arbeit darunter zu leiden, wenn er noch kurze Zeit verweilte? Lag Belvedère, streng genommen, nicht ebenso dicht, ja noch dichter am Fusse, als der rothe Adler? Wußte er nicht, daß die Brücke zeitig genug fertig wurde, selbst wenn noch einmal starker Frost einfiel und die Arbeit dadurch bis nach dem Verlauf des Thauwetters und Eisganges unterbrochen werden müßte?

Den meisten jungen Leuten würde es erwünscht sein, auf romantische Art durch die Umstände selbst zu den Füßen eines hübschen jungen Mädchens geführt zu werden, ob nun Robert eine Ausnahme von der Regel machte oder nicht, so viel steht fest, daß das Erwachen seiner Liebe zu Emma einen günstigen Einfluß auf seinen Charakter ausübte, anstatt ihn übermüthig zu machen, war er durch das Glück ernsthafter geworden, so sehr, daß er fast etwas zu weit ging und sich Vorwürfe machte, da er sich als Schooßkind des Glücks betrachtete, indem er der Hausgenosse eines reizenden Wesens war, das nirgends lieblicher erschien als in der halben Phantasietoilette, die sie sich zu Hause gestattete, und niemals heiterer, als wenn sie im Bunde mit ihrer Mutter es darauf anlegte, den Vater in eine fröhliche Stimmung zu bringen. Die Versuchung war für den Reconvalescenten zu stark gewesen, und zuletzt hatte er mit genauer Noth so viel Selbstgefühl behalten, um einzusehen, daß es nicht schicklich sei, wenn er um die Liebe eines Mädchens werbe, dessen Eltern ihm unter ihrem Dache Gastfreundschaft schenkten.

Kaum hatte er jedoch von Belvedère Abschied genommen und hatte seine Zimmer im Gasthause wieder bezogen, so erschien ihm das Gefühl, ehrlich gehandelt zu haben, als eine sehr magere Entschädigung dafür, daß er Emma's Gegenwart entbehren mußte. Es half ihm nichts, daß er seine Besuche bei ihren Eltern sehr beschränkte, je seltener er Emma sah, um so mehr Zeit behielt er übrig, um an sie zu denken, und er bemerkte, daß die einzigen Tage, an denen es ihm möglich war, sich wirklich nützlich zu beschäftigen, gerade diejenigen waren, an welchen er Emma des Morgens begegnet war oder die Gewißheit hatte, sie des Abends zu sehen und zu sprechen. Das Einfachste wäre gewesen, sie zu fragen, ob sie ihn lieb habe und seine Frau werden wolle, aber obschon er sich hundertmal vorgenommen hatte, dies zu thun, war ihm doch ebenso oft das Herz in die Schuhe gefallen. Die Furcht, sie meiden oder entbehren zu müssen, wenn er ihr gleichgültig war, stellte sich wie ein Gespenst zwischen ihn und seine heldenmüthigsten Entschlüsse. Wenn er an die Möglichkeit einer ausweichenden oder kühl ablehnenden Antwort dachte, dann sagte er sich, es sei besser, in Ungewißheit zu bleiben, als das Unerträgliche zu vernehmen, und so waren die Gelegenheiten ihm entschlüpft, und er würde vielleicht niemals zur Gewißheit gekommen sein, hätte sein Geheimniß es nicht an einem gewissen Abend ebenso gemacht wie die Gelegenheiten, die ihm entschlüpft waren.

Im Beginn des März war's geschehen, daß Robert zum Essen auf Belvedère eingeladen war und nach Tische mit Emma und ihrem Vater in dessen Zimmer gesessen hatte — oder nein, er saß noch dort, in seiner Einbildung nämlich, zu derselben Stunde und in demselben Raum. Wenn er hätte erzählen sollen, wie Alles sich zugetragen hatte, so würde er sich instinktmäßig der nicht ganz vergangenen Zeit bedient haben, in welcher die Dinge, die hinter uns liegen, noch halb und halb der Gegenwart anzugehören scheinen.

Jeden Winter machte die Familie Fi-

scher einen Ausflug nach der Stadt, in welcher sie früher gewohnt hatte, und die Ursache zu diesen Ausflügen, die eine oder zwei Wochen zu dauern pflegten, war gewöhnlich die Hoffnung, eine schöne Oper oder ein ausgesuchtes Concert zu hören, was allerdings nicht immer in Erfüllung ging. Aber man wollte auch des Winters denn doch eine kleine Abwechselung in das Landleben bringen. Diesmal war die Saison beinahe verstrichen, und man mußte sich beeilen, wollte man von den europäischen Berühmtheiten, einer abgesungenen Prima Donna und einigen abgematteten Virtuosen, noch in nennenswerther Weise profitiren. Morgen früh nach dem Frühstück sollte die Abreise vor sich gehen, und Robert war zu gut mit Allem, was auf Belvedère vorfiel, bekannt, um nicht zu wissen, daß das Haus nun eine Weile für ihn verschlossen blieb. Es war ihm zu Muthe wie einem zum Tode Verurtheilten bei der Henkersmahlzeit.

Das Zimmer des alten Herrn Fischer glich des Abends, wenn die Lampen angezündet waren, durchaus nicht einem Atelier. An dasselbe stieß ein Seitengemach mit Oberlicht, und wenn den Maler im Laufe des Tages die Lust anwandelte, seine frühere Beschäftigung wieder einmal zur Hand zu nehmen, so brauchte er nur einen Schrank zu öffnen und nach seinen Geräthschaften zu greifen, um sofort an das Werk gehen zu können. Die Fenster des vorderen Zimmers gingen nach Osten und gerade von hier aus konnte man jene Aussicht genießen, nach welcher man Belvedère den Namen gegeben hatte. Die Möbel in beiden Räumen bestanden größtentheils in Bücherschränken von fremdartigem Holz; einige davon hatten die Form von aufstehenden Büffets, in deren unteren Schiebladen sich Bilder und Zeichnungen befanden. Wieder ein anderer Schrank diente zugleich als Schreibtisch und alle diese Bücherbehälter waren reich mit Schnitzwerk verziert, welches zum Theile Consolen bildete, worauf kleine Marmorstatuetten oder Büsten von berühmten Künstlern und Staatsmännern standen. In beiden Räumlichkeiten befand sich nirgends an der Wand eine offene Stelle, wo nicht hier ein Spiegel, dort ein Stahlstich, oder ein Basrelief hing. Das Ganze machte den Eindruck einer geschmackvollen Bibliothek, nicht aber den einer Malerwerkstelle oder eines kleinen Museums; man befand sich in einem Aufenthaltsraume, der sehr behaglich eingerichtet war, und man durfte nur den Blick über die Bücher gleiten lassen, um in sich selbst jenes Gefühl von Einheit zu gewahren, dessen Mangel selbst in den ausgelesensten Kunstgalerien häufig so unangenehm berührt.

* * *

In demselben Augenblicke, als der alte Herr Fischer sich in eines seiner Lieblingswerke vertiefen wollte — er hatte eine besondere Vorliebe für alte Kupferwerke und würde im schlimmsten Falle die kleine aber ausgezeichnete Auswahl, die er davon besaß, der ganzen übrigen Bibliothek vorgezogen haben —, ließ seine Frau ihn ersuchen, ihr bei einigen Vorbereitungen für die morgen erfolgende Abreise behülflich zu sein. Er erhob sich also aus seinem behaglichen Lehnstuhl zwischen der Lampe und dem Feuer und eilte zu seiner Frau. Und so geschah es, daß sein Lieblingswerk ungeöffnet auf dem Tische liegen blieb.

Die Voraussicht, vierzehn endlose Tage hinter einander in dieser unfreundlichen Jahreszeit die Sonnenstrahlen von Emma's Gegenwart entbehren zu müssen, regte Robert auf und als er mit ihr allein in dem Zimmer geblieben war, überfiel ihn ein Gefühl von Verlegenheit, stärker als er es je in ihrem Beisein an sich wahrgenommen hatte. Was würde er nicht Alles gegeben haben, um zu wissen, wie sie über ihn dachte! Es schien unnatürlich, daß sie durchaus nicht sollte bemerkt haben, wie sie ihn anzog; er meinte, sie müßte es lange wissen, oder wenigstens vermuthen, das er sie lieb habe, und daß sie aus ihm machen könne, was sie wolle. Und doch, obgleich sie keine drei Schritte von ihm entfernt auf dem kleinen Sopha saß, und er die geringste ihrer Bewegungen bemerken konnte, obgleich kein Lächeln um ihre Lippen spielen und keine Wolke über ihre Stirn ziehen konnte, ohne daß er es gewahr wurde, obgleich er die Stiche hätte zählen können an der Arbeit in ihrer Hand — die Gefühle, die sie erfüllten, erschienen ihm in einer undurchdringbaren Verborgenheit. War es ihr gleichgültig, daß er allein zurück bleiben sollte? Lag

ihr nichts an ihm? Würde sie ihn vollkommen vergessen haben, wenn die Musik im Theater sie umrauschte, oder wenn ihr Vater sie mit ins Museum nahm, oder wenn sie mit ihm und ihrer Mutter in dem beschneiten Park spazieren ging, um die Schlittenfahrt anzusehen? So vollkommen unkundig über das zu sein, was ihm den höchsten Antheil einflößte, weder in ihrem Gesichte noch in ihrer Haltung etwas bemerken zu können, was auch nur einem Dämmerlichte in dieser hoffnungslosen Dunkelheit glich, machte ihn zugleich verzagt und ungeduldig. Er wollte versuchen, ihr etwas zu sagen, aber die Periode der gewöhnlichen Redensarten war für ihn vorbei, er mußte schweigen oder dasjenige sagen, wobei er sein ganzes Lebensglück auf das Spiel setzte.

Dazu fehlte ihm noch immer der Muth und um sein Stillschweigen nicht gar zu unnatürlich und gezwungen erscheinen zu lassen, nahm er seine Zuflucht zu den Kupferstichen an der Wand, die er aufmerksam betrachtete. Aber diese Ableitung half nichts und er hatte ein Gefühl, als hinge ihm ein Tuch vor den Augen. Als er bis an die Thür gekommen war, versuchte er, wieder umzukehren, und sich an den Sophatisch zu verfügen. Vergeblicher Versuch. Emma saß immer auf derselben Stelle, in derselben Haltung und bekümmerte sich offenbar mehr um ihre Stickerei als um seine Herzensgeheimnisse. Noch einen Schritt und er befand sich in dem Nebenzimmer. Aber nein, er that ihn nicht, sondern setzte seine Musterung fort. Sollte er sich für den Shakespeare von Bronze entscheiden, der auf der Pendule stand, oder für die Büste von Goethe, die auf dem mittelsten Büchergestell thronte? Oder sollte er sich das Medaillon mit Goldrand betrachten, hinter dessen Glas eine Rose von Washington's Grab aufbewahrt wurde? Das Beste war, daß er sich im größtmöglichen Abstand von Emma niedersetzte, und zwar in ihres Vaters Lehnstuhl, um sich dadurch Fassung zu verschaffen, und sich dann scheinbar in das von diesem liegen gelassene Kupferwerk zu vertiefen. Er betrachtete das Buch zuerst von außen. Es war eine werthvolle alte Ausgabe, und als er den Deckel öffnete, erkannte er, daß auf der ersten Seite eine alte Widmung des Dichters sich befand, welche dem Buche einen besonderen Werth verlieh. Er überlegte, ob er vielleicht Emma sein Interesse daran mittheilen und auf diese Weise ein Gespräch mit ihr anknüpfen könne, aber es fiel ihm zur rechten Zeit ein, daß sie die Widmung jedenfalls längst kenne und daß ihr Vater ihr alle Umstände in Bezug auf das Buch gewiß längst mitgetheilt habe. Er schlug einige Blätter um, blätterte wieder zurück, las ein paar Verse, die merkwürdigerweise auf seine Gemüthslage paßten, betrachtete dann ein paar Seiten weiter ein Bild, kam noch einmal auf die Verse zurück und rief dann im wirklichen Entzücken darüber: „O Gott, wie schön!"

Mit einem Male war seine Gemüthsstimmung verändert, und bevor er noch überlegen konnte, was geschehen war, stand er neben Emma, hatte ihre Hand gefaßt und wagte den Wurf, von dem Alles abhing.

„Emma," sagte er, indem er die Schiffe hinter sich in Brand steckte und das Mädchen zum ersten Male beim Vornamen nannte, „gehen Sie um Gottes Willen nicht von hier fort, ohne mir gesagt zu haben, wie Sie über mich denken. Ich habe Sie zu lieb, um Sie peinigen zu wollen, und wenn Ihr Herz schon einem Andern gehört — aber das kann ja doch nicht sein —, oder wenn ich nichts Anderes für Sie bin als Jemand, der zuweilen ihre Eltern besucht, so sind sie die Letzte, welcher ich über diese Täuschung zürnen könnte. Nur das muß ich Ihnen sagen, daß ich Alles thun würde, um Sie glücklich zu machen; mein Leben lang will ich Ihnen dienen und für Sie arbeiten."

Muß man eine zweite oder dritte Liebe hinter dem Rücken haben, um mit Grund versichern zu können, daß nichts über die erste geht? Robert würde mit einem verächtlichen Achselzucken geantwortet haben, wenn man ihm diese Frage vorgelegt hätte. Er verglich nicht, und konnte nicht vergleichen, aber er genoß den Augenblick. Was lag ihm daran, daß seine Worte, wenn man sie in ein Buch geschrieben hätte, von dem Einen steif, von Andern sentimental, von noch Andern lächerlich gefunden worden wären? Der gesellschaftliche Zauberkreis, in welchen Emma bisher für ihn gebannt war, war nun durchbrochen. Er hatte gewagt, ihre Hand zu fassen, sie

Emma zu nennen, über sein Gefühl mit ihr zu sprechen, und obschon er noch nicht wußte, oder auch nur ahnen konnte, wie ihre Antwort lauten werde, so durchströmte ihn doch bereits ein unaussprechliches Gefühl von Wohlbehagen. War dies Gefühl Schwäche? War es Kraft? Es schien ein Gemisch von beiden zu sein. Hieß er Robert von Kortener? War er seines Zeichens Civil-Ingenieur? Er konnte ebenso gut ein Fabrikant von Kinderspielwaaren, oder Correspondent der Times, oder Clarinettist im Orchester der großen Oper zu Paris sein. Was ihn in diesem Augenblicke überwältigte, war nicht dasjenige, was ihn von anderen jungen Leuten unterschied, sondern, was er mit ihnen und sie mit ihm gemein hatten. Es ist in solchen unpersönlichen Erfahrungen etwas Weiches, aber zugleich auch etwas Mächtiges und Erhebendes. Auch das Meer scheint ein sanftes Element, wenn an einem schönen Sommerabend seine Wellen seufzend sich am Ufer brechen, aber keine Dampfmaschine mit tausend Pferdekräften würde im Stande sein, die wollüstig athmende Wassermasse auch nur auf eine Secunde zurückzudämmen.

* * *

Ganz Dünenthal hatte vorausgewußt, daß es so kommen würde, und als Emma mit dem Frühling aus der Stadt zurückgekehrt war und man sie am Palmsonntag an Robert's Arm in die Kirche und zurück gehen sah, waren alle Leute der Ansicht, daß es gar nicht anders hätte kommen können. Das störte übrigens das Glück der jungen Leute wenig, denn nirgends steht es geschrieben, daß unser Glück die andern Menschen überraschen muß. Auf Belvedère war man erfreut, daß Alles so natürlich zugegangen war, und Niemand trauerte darüber, daß die menschliche Natur sich nicht verleugnet hatte. Robert nicht, weil er überhaupt aus eignem Antrieb nicht auf Abenteuer ausging, Emma nicht, weil das, was in ihrem Gemüthe vorging, ihr bereits mehr als genug Stoff zu Aufregungen gab, ihre Eltern nicht, weil der Ausgang ihnen am besten gefiel, denn alle Welt mußte bezeugen, daß diese Verlobung einer Vergütung für Verlorenes sehr ähnlich sah.

III.

Ein viel zu wenig bekannter indischer Offizier, der sich wegen Kränklichkeit auf zweijährigem Urlaub befand, äußerte einmal an einer offnen Wirthstafel, als Probe überseeischer Ansicht von dem Werthe menschlicher Individuen, daß es in dieser Welt auf ein junges Mädchen mehr oder weniger gar nicht ankomme — es war nämlich von einem zwanzigjährigen Mädchen aus gutem Hause die Rede gewesen, das aus Kummer über die Treulosigkeit ihres Bräutigams gestorben war. Diese Ansicht war wirklich eine vortreffliche und unbezahlbare, denn wenn es sich von selbst verstände, daß die Liebe eines jungen Mädchens eine Angelegenheit ist, die gegenüber den allgemeinen Fragen über öffentliche Angelegenheiten durchaus nicht in Betracht kommt, so würden wir unsere Lebenseinrichtung viel gemächlicher finden und mit leichtem Segel unser Schiff durch die Wellen streichen lassen.

Doch wie viel Licht der genannte geistreiche Offizier, dessen Name hier absichtlich verschwiegen wird, auch über eine der schwierigsten socialen Fragen aller Zeiten verbreitet haben mag, so würde er doch den Menschengeschlechtern einen weit größeren Dienst erzeigt haben, wenn er den Knoten nicht einfach durchschnitten, sondern aufgelöst hätte. Daß es auf ein junges Mädchen mehr oder minder nicht ankommen könne, ist eine Behauptung, gegen welche Alles, was sich in der Brust sämmtlicher junger Mädchen bewegt, mit aller Kraft und vollem Rechte sich widersetzt. Denn so wenig man gewöhnt ist, viel Werth auf die Worte derjenigen Personen zu legen, die als Richter und Partei in ihrer eignen Sache auftreten, so ist doch der Instinkt der Selbsterhaltung nicht nur kräftig, sondern auch rechtskräftig.

Die Ansicht des indischen Offiziers ist in der That ganz verwerflich und selbst das Einzige, was man zu ihrer Vertheidigung vorbringen könnte, hält genau gesehen nicht Stich. Allerdings haben nämlich viele Männer ein Interesse dabei, die Unentbehrlichkeit der jungen Damen ohne Ausnahme nicht gar zu ernst zu nehmen, denn ihr Gewissen könnte sie bei der gegentheiligen Ansicht zuweilen mehr beunruhigen, als ihnen angenehm wäre, und

man könnte daher sagen, ein wenig Skepticismus sei zuweilen ganz am Platze, aber umgekehrt könnte die Anwesenheit einer großen Anzahl von Individuen des stärkeren Geschlechtes ebenfalls als nicht zu Recht bestehend erscheinen. Und selbst viele Frauen tragen zuweilen dazu bei, die Ansicht des indischen Offiziers zu rechtfertigen, denn die Ueberzeugung ihrer Unentbehrlichkeit tritt zwar in Bezug auf sie selbst stets sehr stark hervor, wenn es sich aber um Andere ihres Geschlechtes handelt, scheint ihnen das Bestehen ihrer Nebenbuhlerinnen im Augenblicke der Aufregung und der Eifersucht oft vollständig überflüssig. Dies alles beweist jedoch nur, daß keine Meinung so falsch ist, daß man nicht mit einiger Anstrengung eine Wahrheit herauspressen könnte.

Hätte man Emma Fischer gefragt, wie es bei ihr mit dem Glauben an die eigne Unentbehrlichkeit bestellt sei, so würde sie vermuthlich den Frager mit einem etwas überraschten, einem an Verachtung grenzenden, aber darum nicht minder reizenden Blick angesehen haben; möglich auch, daß sie ihr hübsches Köpfchen geschüttelt haben würde, wie Jemand, der sich in seinen verborgensten Gedanken berührt fühlt, und wenn ihre langen blonden Locken dadurch eine Weile die gewöhnliche Ruhe verloren hätten, so würde sie darum nicht häßlicher geworden sein. Hätte sich der unbescheidene Frager zufällig allein mit ihr im Wohnzimmer befunden, während ihr Vater ausgegangen und ihre Mutter noch bei der Toilette beschäftigt war, so würde sie sich vielleicht in der ganzen Höhe ihres schönen Wuchses aufgerichtet und das Zimmer verlassen haben, was den Frager überzeugt hätte, daß er ihre volle Ungnade auf sich geladen habe. Und wenn bei dieser Gelegenheit auch keine einzige Silbe über ihre Lippen gekommen wäre, so würde sie gezeigt haben, daß Schweigen die beste Antwort auf solche Fragen ist, denn die Schönheit der Frauen ist das beste Argument zur Rechtfertigung ihres Bestehens, und Emma war nie schöner als in den kurzen Augenblicken, wenn eine Aufwallung von Zorn sie bemeisterte. Andere junge Mädchen sind am einnehmendsten, wenn sie herzlich über etwas lachen, namentlich, wenn irgend eine komische Ungeschicklichkeit von Seiten der Männer ihre Munterkeit erregt, aber Emma hatte nicht das Talent, über dasjenige zu scherzen, was ihr unangenehm war. Wenn ihr eine Rücksichtslosigkeit begegnete, berührte dies nicht zuerst ihre Vernunft, sondern ihr Gemüth. Schon in ihrer äußeren Erscheinung war nichts, wodurch Rubens sich veranlaßt gesehen hätte, sie als Modell für eine seiner fleischigen Heiligen auszuwählen. Ihre zarte Gestalt schien Jeden zu ersuchen, sie zu schonen und nicht zu verletzen, und obgleich sie viel zu gesund und lebenslustig aussah, um zu den zierlichen Püppchen gerechnet zu werden, so würde doch ein Fabrikant, wenn er sie hätte einpacken und versenden sollen, jedenfalls auf die Außenseite das Wort „Vorsichtig“ verzeichnet haben. Wurde sie jedoch erregt, so trat dieser Eindruck zurück, dann war es, als ob sie bereit wäre, ein ungeduldiges Pferd zu besteigen, mit ihrer kleinen Faust ein Schwert zu erfassen und an der Spitze einer rächenden Schaar Befehle zu ertheilen. Gerade bei Emma zeigte es sich, daß oft die entgegengesetztesten Eigenschaften sich zu einem entzückenden Ganzen vereinigen können, und daß wenig Dinge uns so angenehm berühren, als das Entdecken von Kraft, wo wir Schwäche, oder von Erregung, wo wir Kälte voraussetzten.

Die Liebe ist zu allen Zeiten für die Moralisten, auch wenn sie es nicht eingestehen wollen, ein unauflösbares Räthsel gewesen. Warum war Emma nicht böse geworden, als Robert an jenem Abend ihre Hand ergriffen und sie bei ihrem Taufnamen genannt hatte? — Junge Herren, so lautete in gewöhnlichen Verhältnissen ihre jungfräuliche Dogmatik, durften einem Mädchen nicht den Hof machen, wenn sie keine bestimmte Absichten verfolgten, und sie kannte Beispiele von Mädchen, deren Leben verbittert worden war, weil sie mit gutem Grunde und keineswegs leichtsinnig geglaubt hatten, der Gegenstand aufrichtiger Huldigungen zu sein. Davon kamen die unglücklichen Ehen. Man wurde in den gerechtesten Erwartungen getäuscht und nahm dann später aus Verdruß oder aus Vernunftgründen die Hand eines Mannes, den man nicht liebte. Daher die Kirchhöfe voll unglücklicher Haushälterinnen, auf deren lügenhaftem Grabsteine zu lesen stand, daß sie Ehefrauen gewesen seien. Aus diesen Gründen meinte Emma, daß

Robert, selbst wenn sie ihn nicht lieb gehabt hätte, um sie hätte anhalten müssen, denn diese Genugthuung war, ihrer Ansicht nach, die bescheidenste, womit ihre Jugend, ihre Schönheit und besonders ihre Zärtlichkeit sich begnügen konnte, und wäre er nicht dazu gekommen, ihr einen bestimmten Antrag zu machen, oder wenigstens durchschimmern zu lassen, daß der Plan dazu bei ihm bestanden hatte, so würde sie diese Vernachlässigung sehr übel genommen und aus diesem Grunde den Schuldigen gehaßt haben; aber sie liebte ihn, und dies war ein neuer und Alles überwiegender Grund gewesen, um über seine Freiheit nicht zu zürnen. Es hatte sie weniger beunruhigt, wie sie sich benehmen werde, wenn er nach einiger Zeit abgereist wäre, ohne ihr etwas Besonderes gesagt zu haben, als wie sie es aufnehmen solle, wenn er sich rechtzeitig erklären werde. Und sie konnte nicht leugnen, daß das Letztere ihr von ihm gefiel. Die Vorstellung Frau von Kortener zu werden, war ihr durchaus nicht zuwider, und wenn Robert etwas mehr Kenntniß des weiblichen Herzens besessen hätte, würde er gewußt haben, daß sie mindestens eben so günstig über ihn dachte, wie er über sie. Aber darin hatte sie ihre Ueberlegenheit gezeigt, daß weder er noch ihr Vater etwas von ihrer wahren Empfindung gemerkt hatten und selbst der Scharfsinn ihrer Mutter wäre beinahe zu kurz gekommen. Wäre Robert einige Monate später, nachdem das ihm aufgetragene Werk vollendet war, nach Belvedère gekommen, um als brüderlicher Freund mit einem kühlen Händedrucke Abschied zu nehmen, er würde auf Emma's Gesicht keinen Hauch von Enttäuschung entdeckt haben, nichts würde ihm verrathen haben, wie tief sie durch ihn gekränkt war, und er würde in dem Glauben geblieben sein, daß er ihr ebenso gleichgiltig sei als sie ihm. Selbst noch lange Zeit, nachdem er gelernt hatte, Emma zu küssen und sich von ihr küssen zu lassen, so daß er ein zweiter Thomas hätte sein müssen, um an ihrer Gegenliebe zu zweifeln, war es ihm doch, als sei ihre Neigung erst in der Stunde entstanden, in welcher er sie angefleht hatte, seine Frau werden zu wollen. Nicht, als ob er sich selbst für den Schöpfer, oder auch nur für den Entzünder des Feuers gehalten hätte, mit welchem sie seine Liebe erwiederte, aber er kannte die Frauen nicht, oder hatte zu abgesondert gelebt und zu wenig Romane gelesen. Erst später, obwohl immer noch früh genug — denn die Frauen können nicht vorsichtig genug sein mit ihren Bekenntnissen — durchschaute er Emma's Verstellungskunst und lernte die Kraft eines Gefühls bewundern, das sich lieber lebendig begraben als verrathen hätte.

(Forts. folgt.)

Das

Wiedererwachen der deutschen Kunst

zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Von

Franz Reber.

Um dieselbe Zeit, in welcher sich die Gruft von San Michele grande in Rom über Raf. Ant. Mengs schloß, und nicht blos die Tiberstadt, sondern die ganze Kunstwelt den Hingang des vermeintlichen und überschätzten Regenerators der Kunst in überschwenglicher Weise betrauerte, war an den Thüren einer nordischen Akademie, zu Kopenhagen, das Verweisungsdecret eines Kunstzöglings angeschlagen, welcher sich vermessen hatte, einem akademischen Senate in dessen preisgerichtlichen Entscheidungen eclatanten Trotz zu bieten.

Es war damit dem Perrückenthum der Akademie, wie es damals und noch einige Jahrzehnte darüber hinaus in Mode und von Ant. Raf. Mengs und seiner eklektischen Richtung keineswegs gereinigt, sondern in Dünkel und einseitigem Streben nach eitlem Machwerk eher noch genährt worden war, der Fehdehandschuh hingeworfen. Der Mann aber, welcher damit seinen Entschluß offenbarte, außerhalb jener Treibhäuser künstlerischen Virtuosenthums der Kunst einen neuen Weg zu bahnen, der zu Würde und Wahrheit, zu Inhalt und Bedeutung, zu frischer Originalität und Lebenskraft führen, und zur Wiedereroberung dieser seit mehr als einem Jahrhundert verlornen höchsten Güter der Kunst verhelfen sollte, der Mann, welcher zu alledem wenigstens das Signal gab, und

wenn dies auch noch lange Jahre kein Echo hervorrief, sein Ziel, seit die Thüren der Kopenhagener Akademie sich hinter ihm schlossen, mit der Festigkeit der Ueberzeugung selbst vernichtenden Hindernissen gegenüber unbeugsam verfolgte, war Jakob Asmus Carstens.

Seine Heimath, er war auf einer Mühle zu S. Jürgen, einem Dorfe bei Schleswig, im Jahre 1754 geboren — hatte ihm keine, das benachbarte Schleswig kaum nennenswerthe künstlerische Anregung geboten. Allein, er war zum Künstler geboren, und der Drang lag in seiner Brust. Seine Mutter wäre Willens gewesen, demselben Rechnung zu tragen, doch im entscheidenden Moment derselben beraubt, war er genöthigt gewesen, sich der Anordnung seiner Vormünder zu folgen und als Küferlehrling in die Keller eines Weinhändlers zu Eckernförde zu wandern, wo indeß auch ein fünfjähriges Schmachten seine Neigung nicht erstickte, bis es ihm bei erlangter Volljährigkeit gelang, die Fesseln von sich zu werfen, und nach Kopenhagen zu eilen, dessen Akademie sich damals guten Rufes erfreute.

Es ist wohl schwer zu sagen, ob die verlorne Knabenzeit für ihn ein Unglück, und ob es nicht vielleicht besser war, daß sein Wille sich nicht früher erfüllte, als daß er, wie die Mutter meinte, von einem obscuren Maler Schleswigs in der handwerksmäßigen Kunst oder von Hofrath Tischbein in jener virtuosen Zopfmalerei, wovon dessen zahlreiche Bilder zu Kassel nur zu beredtes Zeugniß geben, großgezogen wurde. Denn wer kann dafür bürgen, daß der noch unreife Genius des Knaben die Kraft seiner Fittiche bereits gefühlt und trotz allen Widrigkeiten gegen die herrschende Strömung schon damals einen höheren Flug genommen hätte und nicht im Sumpfe seiner Umgebung untergegangen wäre. Es war daher vielleicht sogar ein Glück für seine Entwicklung, daß ihn das Schicksal vor den geläufigen Gleisen des Virtuosenthums bewahrte, bis Geist, Charakter und Muth gereifter und stark genug waren, sich der Verstrickung des wuchernden Unkrautes zu erwehren und sich den eigenen von seinem Genius vorgezeichneten Weg zu bahnen. Ueberdies wird derjenige, der es erfahren, wie bitter es sich rächt, wenn eine noch zu jugendliche Kraft, selbst im Fall sie stark genug, um sich nicht in falsche Bahnen lenken zu lassen, sich verfrüht auf eigene Wege und an Großes wagt, diese verlornen Jahre weniger beklagen. Jedenfalls hat Carstens das, was er durch diese Versäumniß technisch — und zwar für immer — verloren, durch seine zum Theil nothgedrungene, größtentheils aber bewußte und erstrebte Selbständigkeit und von mechanischer Anlernung rein gebliebene Unbefangenheit hundertfach wiedergewonnen.

Das akademische Treiben gefiel ihm nun keineswegs: weder das stückweise Zeichnen einzelner Glieder, nach Vorlagen, Gipsen und nach der Natur, „diese zerstückelte Art zu studiren", noch das Zeichnen nach dem lebenden Modell im ganzen, welches mit seinen Schönheitsbegriffen nicht vereinbar schien. Auch die Schätze der Gemäldegalerie, zumeist der niederländischen Schule entstammend, standen ihm fremd, ja unbegreiflich gegenüber. Dagegen erkannte er sogleich, als er den Antikensaal der Akademie betrat, daß diese Werke seinem bisher dunklen Ideal entsprachen, und daß hier der Born sei, aus welchem er zunächst zu schöpfen habe. Seine Entwicklungsbahn lag plötzlich, wie von einem Blitzstrahl erleuchtet, vor ihm. Ohne jemals nach einer Antike zu zeichnen — das Copiren blieb ihm überhaupt stets widerstrebend — ließ er sich tagelang bei den Abgüssen einschließen, und versuchte erst nachher, das Geschaute aus dem Gedächtnisse zu verwerthen.

Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem künstlerischen Anlauf eines Mengs und eines Carstens! Jener von Kindesbeinen, ja von Geburt an auf die Kunst gewiesen, selbst gewaltsam dazu gedrängt, so daß es sogar zweifelhaft erscheint, ob er ohne Zwang ein Künstler geworden: dieser durch schmerzlichen Zwang von der Erfüllung seines heißen Wunsches, Künstler zu werden, zurückgehalten, und erst im reiferen Alter gegen Aller Willen dazu gelangend; jener erst technisch gedrillt und dann zu den Antiken gesperrt, um durch unablässiges Copiren die Formen mehr in die Hand als in Geist und Herz zu bringen, mehr äußerlich als nach ihren inneren Gesetzen zu erlernen: dieser ohne technische Vorbildung zu der Antike gelangt und bemüht, das Wesen

derselben und die Schönheit des griechischen Inhalts mit dem Auge einzusaugen und von innen heraus zu ergründen und zu verstehen; jener seinen Formenvorrath in verdrossener Jugendarbeit mühselig erringend, darum auch später in kalter Nachahmung und Berechnung empfindungs- und leblos, ohne organische Wahrheit verwerthend; dieser mit Lust und Begeisterung sich im Anschauen mit dem Gehalt des Geschauten erfüllend und bemüht, die Formen nicht mit der Hand, sondern mit dem Geiste zu erlernen und so dem Gedächtnisse einzuprägen.

Aehnlich wie der Antike gegenüber verhält sich Carstens auch zur Natur: lediglich schauend sammelte er sich seinen künstlerischen Apparat und schritt dann ohne Modell und anderen Behelf zur Composition, an dieser selbst von den Elementen der Kunst in freilich mühsamer Empirie zur Kunst emporklimmend. In solcher Arbeit vergingen sieben Jahre, ohne daß die mittlerweile erfolgte Verweisung aus der Akademie darauf einen Einfluß ausgeübt hätte, selbst nicht, als in den letzten Jahren, da das kleine väterliche Erbtheil aufgezehrt war, Porträtzeichnen in Röthel Brot und Reisefonds für Italien schaffen mußten. Denn die Compositionen ruhten darum nicht. „Meine Leidenschaft für die Kunst", sagt er selbst, „war so groß, daß ich oft im Winter in der Nacht aufstand und arbeitete, wenn mich die Gedanken an eine angefangene Composition nicht ruhen ließen, und dann gegen Morgen halb erstarrt wieder zu Bette ging."

1783 trat Carstens die ersehnte Reise nach Italien an. Allein er sollte an der Süßigkeit des gelobten Landes der Kunst diesmal nur nippen, denn schon in Mantua, wo er in merkwürdiger Versenkung in die Wandmalereien des Giulio Romano, in welchen er „zum ersten Male wahre Malerei sah, die er ganz verstehen und fühlen könne," vier Wochen lang verblieb, waren seine Mittel versiegt und er sah sich genöthigt, wehmüthigen Herzens und mit wundgelaufenen Füßen wieder nach dem Norden zurückzukehren. Es folgten nun wieder fünf trostlose Jahre, die er zu Lübeck in Brotarbeit mit Porträtiren vertrauert hätte, wenn ihn nicht die Lectüre der Klassiker, wie seine Compositionen über die trübe Wirklichkeit gehoben hätten. Endlich fanden seine Arbeiten, welche das freilich noch gährende Talent nicht verkennen ließen, den Weg zu einem Gönner, und zwar durch den auch als Dichter bekannten Bürgermeister Chr. Ad. Overbeck, welchem das Schicksal das Glück verliehen hatte, zwei der größten Künstler unserer Zeit der Welt zu schenken, nämlich den einen, Carstens, als Beschützer, den anderen, Friedr. Overbeck, als Vater. Der Rathsherr Rodde gab den Rath und die Mittel, nach Berlin überzusiedeln, wo der Kunst wie dem Kunstverdienst ein weiteres Feld geöffnet sei.

Die Ansicht Rodde's bestätigte sich insofern, als Carstens, nachdem er zu Berlin ein Jahr lang unter den drückendsten Verhältnissen gelebt hatte, da er lieber hungern als zum verhaßten Porträtzeichnen zurückkehren wollte, in Folge seiner ausgestellten Compositionen eine Lehrerstelle an der Berliner Akademie erhielt. Auch befreundete er sich mit einer Familie, die in der Kunstgeschichte nicht minder wie die Overbeck's einen guten Klang gewinnen sollte, nämlich mit den Genellis. Namentlich Hans Christian, unseres berühmten Bonaventura Genelli Oheim, nahm sich seiner an und vermittelte den Auftrag zur Ausmalung des Speisesaals des Ministers von Heinitz, des damaligen Curators der Akademie, dessen gelungene Ausführung — leider sind die Gemälde in neuerer Zeit vernichtet worden — den Künstler nach vierjährigem Aufenthalt in Berlin an das eigentliche Ziel seiner Wünsche, nämlich unter Fortbezug seines Gehaltes nach Rom brachte, 1792.

Er mochte geglaubt haben, dort nicht blos seine Ideale in den Werken der antiken Meister wie des Cinquecento, sondern auch eine anregende Genossenschaft von Gleiches anstrebenden jüngeren Künstlern zu finden. Allein in letzterer Beziehung täuschte er sich. Dort war das Studium der Antike wie der Schöpfungen eines Raphael und Michel Angelo bei weitem überwogen durch manierirtes Modellzeichnen, wie durch den französischen Apparat von Thonmodellen, Wachsfiguren, Gliedermännern, Beleuchtungs- und Puppenkasten. Ihm, der die Hauptsache aller wahren Kunst in der Erfindung sah, mußte es unerträglich erscheinen, daß jene Apparate das Erfinden auf ein blos mechanisches

Puppenspiel zurückgebracht, indem man, wie er sagte, „ganze Compositionen aus kleinen Wachs- und Thonfigürchen in einem Guckkasten zusammenbaut, um ein kolossales Bild darnach zu malen . . . so daß denn auch dem Beschauer bald Antike bald gemeine Modellnatur in widriger Mischung entgegentritt, zusammengesucht in einzelnen Gliedern und Gewandfetzen, und noch empfindlicher durch übertriebenen und doch nichtssagenden Ausdruck, theatralische Anordnung und unnatürlich gespreiztes Handeln." Für die eitle seelenlose Leere aber konnte ihn die Technik, in welcher ihm beiten durchklingt, so ward er jetzt von den Raphaelischen Stanzenbildern entzückt. Michel Angelo's Riesengeist dagegen wirkte auf ihn anfangs niederschlagend, dann aber in stetiger Steigerung spannend. Wenn er auch selbst dem Raphael den Vorzug gab, so entfiel ihm doch auch die Aeußerung, daß er „unmittelbar nach dem Studium in der Sixtina nicht in die Stanzen des Raphael gehen könne, ohne eine gewisse Verstimmung zu fühlen", und die Durchsicht der Carstens'schen Werke möchte sogar geneigt machen, den Einfluß Buonarotti's auf ihn als größer zu bezeichnen wie den



Jakob Asmus Carstens

Viele überlegen waren, am wenigsten entschädigen, indem er darin selbst bis zur Ungerechtigkeit nur Pinselei, geschminktes Colorit und prunkende Armseligkeit erkannte und rücksichtslos verurtheilte.

So sah er sich denn auch in Rom bald vereinsamt, wie zu Kopenhagen oder Lübeck, und einige Jahre vergingen, ohne daß er anderen Verkehr gepflogen hätte als mit den großen Geistern der Antike und des 16. Jahrhunderts im Vatican. War er schon von den Werken des G. Romano so wunderbar angeregt worden, daß die Nachwirkung der mantuanischen Fresken selbst noch in seinen letzten Ar- des unsterblichen Urbinaten. Nirgends mehr als vor dem jüngsten Gericht in der Sixtina konnte er, der zu Berlin in seinem Engelsturz eine ähnliche Composition gewagt, fühlen, was und wie viel er von dem Meister zu lernen habe.

Seine Fortschritte waren nun auch überraschend. Die Härten, Formunschönheiten und Zeichenfehler verschwanden mehr und mehr vor einem bei aller Großartigkeit ansprechenden Linienfluß, vor abgerundeter Gruppenbildung und erstaunlicher Sicherheit in der Zeichnung. Mit der Zunahme der Wahrheit in Bewegung und Ausdruck, des Reichthums in den höchst

mannigfach gedachten und verbundenen Compositionen und der dramatischen, durch alle Theile durchgeführten Concentration vertiefte sich der Gehalt seiner Werke von Schritt zu Schritt und bei aller Selbständigkeit in der Wahl und Anordnung seiner Stoffe wehte der klassische Geist, den er mit der römischen Luft einsog, immer deutlicher aus seinen Schöpfungen.

In dem Drang, seine innere Mission auch zu documentiren, veranstaltete er nach dreijährigem Aufenthalt in der Tiberstadt eine Ausstellung seiner hervorragenderen in Rom entstandenen Entwürfe. Die Eröffnung dieser Ausstellung im April 1795 kann als der Tag der Taufe der neuen deutschen Kunst bezeichnet werden, und die Gegenstände derselben, „die Argonauten“, „das Gastmahl des Plato“, „die Parzen“, „Achill und Priamus“, „die Zurückbringung und Charonfahrt des Megapenthes“ u. s. w. wozu noch die während der Ausstellung entstandene, vielleicht unter allen vollendetste Composition „die Nacht mit ihren Kindern“ zu fügen ist, sämmtlich zu den Hauptschätzen des Weimarer Museums gehörig und durch die Münchener Ausstellung 1854 im Andenken auch eines größeren Publicums, können als die ersten Zeugen der Wiedergeburt der klassischen Kunst gelten. Der Eindruck aber, den diese bahnbrechenden Werke hervorbrachten, war ein ganz verschiedener. Die Italiener und Engländer, darunter vornehmlich die Künstler, verhehlten ihre Anerkennung nicht und bewunderten die Stilverwandtschaft mit den Meistern des Cinquecento, wie die große Selbständigkeit und Unberührtheit der herrschenden Manier gegenüber. Die französischen und meisten deutschen Künstler dagegen suchten sich für die ihnen unbequeme Erscheinung zu rächen durch kleinliches Tadeln des Einzelnen, wie durch Herabsetzung des Künstlers zum Skizzirer, der doch nicht im Stande wäre, ein Bild in Oel zu malen. Nur einige begabte Deutsche, namentlich Wächter und J. Koch, gingen von der herrschenden französischen Weise zu seinen Principien über, in welchen sie auch ihre längst verschollenen Collegen überflügelt und eine dauernde Stelle in der Geschichte der Kunst gefunden haben.

Ebenso verschieden, wie die Urtheile der deutschen Künstlerschaft in Rom war auch das der deutschen Literatur und in Deutschland überhaupt. Fernow, der nachmalige Biograph des Künstlers und Vermittler seines Nachlasses an das Weimarer Museum,* hatte eine höchst anerkennende Besprechung der Ausstellung im deutschen Mercur veröffentlicht. Genelli schreibt geradezu mit Begeisterung von dem Eindruck, den einige nach Berlin gelangte Werke derselben auf ihn gemacht haben. Dagegen war unter der Aegide der beiden Dichterfürsten, die sich schon früher gelegentlich über Carstens Stoffwahl ungünstig geäußert, 1797 in den „Horen“ ein Aufsatz von dem Maler Friedr. Müller erschienen, welcher als der Vertreter der herkömmlichen Manier die Ausstellung und Carstens möglichst herabsetzt. Kein Wunder, daß in Folge davon die Meinungen in Deutschland getheilt, ja sogar vorwiegend dem Künstler ungünstig blieben, bis die allgemeine Kenntnißnahme von seinen Schöpfungen selbst jenen Umschlag zu seinen Gunsten bewirkte, den wir auch bei Goethe (Winckelmann und sein Jahrhundert) finden.

Diesen Umschlag hatte freilich Carstens selbst nicht mehr erlebt, sondern inzwischen einen äußerlich elenden Ausgang genommen. In dem Gefühl seiner Fortschritte und zugleich in dem Bewußtsein, daß hierzu Rom und die Anregung, die hier Alterthum und Cinquecento gab, unerläßlich, und die Rückkehr nach dem Norden für ihn so viel sein würde als ein „bis hierher und nicht weiter“, hatte er, nachdem er schon vorher wegen Nichterfüllung gewisser Versprechungen mit dem Curatorium der Berliner Akademie in Schwierigkeiten gerathen war und endlich die preußische Pension verloren hatte, geradezu erklärt, daß er nicht mehr nach Berlin zurückkehren werde. Den Entgang

* Wir verweisen an dieser Stelle auf folgende Publicationen: Carstens' Leben und Werke, von K. L. Fernow. Herausgegeben und ergänzt von Herman Riegel. 404 S. gr. 8. Hannover, 1867. — Carstens' Werke. Herausgegeben von Herman Riegel. I. Band: 43 Tafeln Umrißzeichnungen, gestochen von Wilh. Müller. qu. fol. Leipzig, 1867. II. Band: 36 Tafeln Umrißstiche und Lithographien, ausgeführt von H. Merz, L. Schultz, G. Koch. qu. fol. Leipzig 1873. — Photographien nach Zeichnungen von Carstens im großh. sächs. Museum zu Weimar. 48 Blatt. groß fol. Herausgegeben von W. Kemlein in Weimar.

der Subvention konnte ihm die rastloseste Thätigkeit nicht ersetzen, da sie nur auf die eigene künstlerische Vervollkommnung, nie auf Erwerb berechnet war, und nur zufällig auch Brot schaffte. Mangel, Krankheit und Erschöpfung in Folge von Ueberanstrengung stürmten daher mit vereinter Macht auf den heldenmüthigen Piloten seiner Kunst ein, der, obgleich sich dessen vollkommen bewußt, daß das gebrechliche Fahrzeug seines Körpers diesen Stürmen nicht lange mehr gewachsen sei, doch sein Steuer unverrückbar nach seinem Ideale hin hielt. Und wenn auch die lähmende Wirkung des immer drohender nahenden Todes, der bei Carstens seinen Schatten weiter als sonst ins Leben warf, in seinen letzten Arbeiten nicht verkannt werden kann, so minderte sich doch sein Schaffensdrang selbst nicht auf dem Siechbette. Seinen Schwanengesang, „das goldene Zeitalter“ nach Hesiod, das ihn noch mit Paradiesesträumen erfüllt haben mochte, unvollendet lassend, ging er hinüber im Mai 1798.

Längst vor ihm hatte der Geist des Umschwungs und der Revolution alle Culturspähren durchzuckt und seinen zündenden wie auch säubernden Wetterstrahl in alle Gebiete geschleudert. Die erhabensten Ziele waren unter den Künsten in der deutschen Musik und Poesie geoffenbart worden und auch die Wissenschaft hatte das Banner der Classicität schon vor ihm entrollt. Selbst die Schwesterkunst, die Plastik, hatte, angeregt und gefördert durch Winckelmann, bereits auf denselben Weg eingelenkt, nur in der deutschen Malerei war der Geist des greisenhaften Zopfthums geblieben. Und hier mit einer Zähigkeit, welche den Regenerator fast mit Nothwendigkeit zum Märtyrer machen mußte. Kein größerer Auftrag gab ihm Gelegenheit, seine durchaus monumentale Richtung zu bethätigen. Wie auf ihn das Virgilische Wort paßt:

„Zeigen nur wollt ihn der Welt das Geschick,“

so war es auch ihm nur vergönnt, der Welt die Bahn, auf welcher die wahre Kunst wiedergefunden werden konnte, nicht die Kunst selbst zu zeigen.

Die schönste Frucht des von Carstens gesäten Samens reifte der Plastik. Trotz der entschiedensten malerischen Anlage hatte Carstens, seinem ersten Eindrucke und Lehrgang, seiner bleibenden Vorliebe für die Antike hinsichtlich der gewählten Stoffe, und dann den mißlichen Umständen entsprechend, die ihn zeitlebens auf der Schwelle zwischen Malerei und Bildnerei, nämlich in der Zeichnung festbannten, das plastische Element besonders entwickelt. Der Bildhauer konnte seine Größe am meisten würdigen, und zwar um so leichter, als die Plastik der neuen Erscheinung gegenüber nicht so unvorbereitet war als die Malerei. Italien, Frankreich, England, Schweden und Deutschland hatten Vorläufer der klassischen Renaissance aufzuweisen, welche sämmtlich den Anschauungen der Rococo- und der Zopfzeit weit ferner standen und der Classicität weit näher als Mengs oder A. Kauffmann in der Malerei. Ich brauche nur an Ant. Canova zu erinnern, der sich die antiken Formen gründlich angeeignet hatte, wenn es ihm auch nicht gelang, den barocken Geist seiner Zeit völlig in sich zu ersticken, der daher in heroischen Darstellungen übertrieben, theatralisch, manchmal sogar roh, in anmuthigen cokett, weichlich und sentimental wurde, und dem es ebenso an klassischer Hoheit wie an Naturwahrheit fehlte. Oder an den Franzosen Antoine Denis. Chaudet, der drei Jahre vor Carstens' Ankunft Rom verlassen hatte, dessen zwar stilreine und würdige Werke doch kalt lassen, oder an John Flaxman, dessen klassische Umrißillustrationen mit Recht bekannter geworden sind als seine stattlichen Grabdenkmäler in Westminster und und S. Paul zu London. Nicht minder an den noch älteren Stockholmer Künstler Joh. Tob. Sergell, nur aus dem Grunde weniger als die genannten gewürdigt und gerühmt, weil seine Werke fast sämmtlich in der schwedischen Hauptstadt verblieben. Endlich in Deutschland an den trefflichen Joh. Hein. Dannecker in Stuttgart, welcher, trotz seiner Abschließung und Wunderlichkeit, unter manchen in nichts über seiner Zeit stehenden Werken, einige Schöpfungen von überraschender Höhe aufweist, wie auch den späterhin freilich nach einer ganz anderen Richtung groß und epochemachend gewordenen Gottfr. Schadow in Berlin, welcher sich in seinen früheren Werken, dem von der Mark'schen Grabdenkmal in der Dorotheenkirche, wie in der Quadriga auf dem Brandenburger

Thor zu Berlin den Vorläufern der klassischen Renaissance anreiht.

Derjenige Bildhauer indeß, der in das volle Erbe der klassischen Richtung eintrat und daraus eine fast beispiellose Ernte von Erfolgen zog, war der Däne B. Thorwaldsen. Er war im letzten Lebensjahre des Carstens 1797 nach Rom gekommen und konnte demnach dessen Verkehr nur mehr kurze Zeit genießen, aber der Samen war eben hier auf sehr fruchtbares Erdreich gefallen. Er selbst erklärte ungescheut, „daß er Alles, was er sei, Carstens verdanke, und daß dieser ihm den rechten Weg in der Kunst gewiesen, den er ohne ihn schwerlich gefunden haben würde.“ Auch bildeten Carstens' Zeichnungen, von denen er so viel wie möglich zu erwerben suchte oder wenigstens copirte, einen wichtigen Theil seiner römischen Studien, und es fehlt selbst nicht an Belegen für den unmittelbaren Einfluß der Carstens'schen Entwürfe auf die des großen Dänen und für die Benutzung seiner Motive. Weniger mit schöpferischer Phantasie als mit Formsinn und Formadel begabt, erkannte Thorwaldsen den großen Vorzug, den der arme Skizzirer in dieser Beziehung vor ihm voraus hatte, und beugte vor ihm sein sonst so stolzes und selbstbewußtes Haupt. In dem langen sonnigen Leben und Wirken aber, das dem gefeierten Dänen beschieden war, bildete Carstens Fingerzeig auf die alten Meister und die Wahrheit der Natur seine vornehmste Richtschnur.

Nicht so kräftig und harmonisch abgeschlossen entfaltete sich die Frucht aus der Carstens'schen Saat in seinem eigenen Kunstgebiet, in der Malerei. Denn die drei hervorragendsten von den deutschen Malern, die ihm nachfolgten oder ohne unmittelbaren Zusammenhang eine verwandte Richtung anstrebten, gelangten nicht mit der Integrität zur Aufnahme seiner Principien, welche zum vollen Erfassen derselben nothwendig gewesen wäre. Denn alle hatten ihre Studien bereits gemacht und zwar auf anderen Wegen und konnten sich von der Tradition und der französischen Schule, durch die sie gelaufen, entweder nicht mehr vollkommen oder doch erst spät befreien.

Am wenigsten vermochte der ehrliche Eberhard Wächter, geb. 1762 zu Balingen in Würtemberg, dem zu spät erkannten Ideale zu folgen. Nach Paris gekommen, als eben David's Stern aufgegangen, hatte er in seiner etwas zaghaft schwärmerischen, dramatischer Kraft unzugänglichen Anlage seine Phantasie ganz mit jenen Erstlingswerken des großen französischen Meisters gesättigt, welche, wie Belisar an der Porta Pinciana, Andromache den Leichnam Hektor's beweinend und der Tod des Sokrates schon ihrer innerlichen Natur nach alle bewegtere Handlung ausschließen. Die französische Revolution hatte ihn zwar aus den Geleisen und aus Paris gerissen, doch war der Eindruck der genossenen Schule selbst in Rom und durch Carstens, welchem er sich in persönlicher Freundschaft näherte, nicht mehr zu verwischen. Denn so wenig er seinem ersten Meister bis zur Höhe des Horatierschwures oder des Raubes der Sabinerinnen zu folgen vermochte, ebenso wenig konnte sich ihm das Wesen seines römischen Freundes im ganzen Umfange, in seiner epischen wie dramatischen Kraft erschließen, wenn er auch von dessen Größe eine Ahnung hatte. In dem Bewußtsein aber, seine Fittiche nicht so entfalten zu können, lag der Grund zu jener demüthigen Verehrung, die er dem frühentrissenen Freunde immerdar bewahrte, wie der melancholische Zug, der durch seine Werke und Aeußerungen hindurchgeht. Der Zwiespalt seiner Principien hinsichtlich der französischen und Carstens'schen Richtung wurde überdies noch vermehrt durch romantische Anwandlungen, die sein fast kindliches Naturell noch mehr schwächten. Ja er gehört sogar zu den allerersten, welche die Grundsätze der romantischen Schule aussprachen, längst ehe es eine solche gab. Eine gewisse Haltungslosigkeit und zaghafte Unsicherheit, darum auch Ungleichheit kann uns daher an seinen Werken nicht befremden, von welchen sich die hervorragenderen, wie Hiob und seine Freunde, der singende Bacchus, die trauernde Muse, Hercules am Scheidewege, im Museum zu Stuttgart befinden, wie auch die Abnahme seiner künstlerischen Kräfte, je länger er sich von dem römischen Born und Impuls entfernt sah.

Wächter's künstlerische Bedeutung wurde bei weitem überragt von der seines jüngeren Kunstgenossen Gottlieb Schick, geb.

1779 zu Stuttgart. Schon zu Paris in David's Schule hatte dieser in seiner Eva (jetzt im Museum zu Köln) gezeigt, daß ihm die Aneignung der französischen Technik nicht genüge, daß ihm vielmehr etwas unentbehrlich sei, was David fehlte, nämlich naiv-wahre Empfindung. Das dämmernde Gefühl von der Unzulänglichkeit der rhetorisch-theatralischen Auffassung der französischen Schule ward aber zum klaren Bewußtsein mit seiner Ankunft in Rom 1802. Doch erscheint es keineswegs als so zweifellos, wie gewöhnlich angenommen wird, daß Schick den Anstoß zu seiner neuen römischen Laufbahn durch Carstens, dessen er in seiner umfassenden Correspondenz mit keinem Worte erwähnt, oder durch die persönlichen Freunde desselben empfangen. Seinem offenen und auf den Grund schauenden Auge, welches den Unterschied eines Canova von der Antike sogleich begriff und die Cinquecentisten in ihrem ganzen Werthe schätzte, scheint vielmehr der einzuschlagende Weg und die Nothwendigkeit der Entfernung von der Davidischen Auffassung sich von selbst dargethan zu haben. Auch hatte er von dem damaligen Treiben der Akademien zu Stuttgart und Paris genug gesehen, um sie in ähnlicher Weise verurtheilen zu müssen wie Carstens. Wie diesem stand auch ihm das selbstgeschaffene, „aus der innersten Empfindung seiner Seele“ entsprungene Ideal weit höher als das Modell und die anderen Hülfsmittel. Daher auch seine Carstens gleichfalls ähnliche Abneigung gegen das von ihm doch so erfolgreich, aber lediglich nothgedrungen gepflegte Porträtfach. Er wollte eben frei vom Innersten heraus schaffen, und es gelang ihm — wenn auch nicht so geistestief — so doch gemüthstiefer als jenem.

Seine drei Hauptwerke, jetzt sämmtlich im Museum zu Stuttgart, zeigen seine Entwicklung in überraschender Progression. Sein David vor Saul die Leier spielend 1803 hängt noch mit vielen Fäden an der alten Weise, sein Dankopfer Noah's 1805 erscheint bereits gesättigt von den vaticanischen Einflüssen, sein Apoll unter den Hirten 1808, wohl das bedeutendste Werk seit mehr als einem Jahrhundert, stellt ihn uns als den vollen Meister, der in Composition, Formgebung und Maltechnik auf gleicher Höhe stand, dar. Leider verhinderte ihn ein frühes Siechthum, dem er schon 1712 erlag, der Welt noch weitere ähnliche Schöpfungen zu schenken wie diese, sein Ruhm aber würde auch durch das einzige letztgenannte Bild fest begründet sein.

Nicht minder hervorragend, wenn auch von wesentlich abweichender Bestrebung ist endlich Joseph Koch, im oberen Lechthal in Tirol 1768 geboren. Schon als Hirtenknabe, wie einst nach der Sage Giotto, die ersten Proben seines Talents gebend, war er erst zu einem Bildhauer nach Augsburg, dann an die Karlsschule nach Stuttgart und von da im Drang nach Freiheit — da seine Natur im Gegensatze zu seinem Genossen Wächter eher dazu angelegt war, Hammer statt Ambos zu sein — 1791 flüchtig nach Straßburg gelangt, von wo aus er, da in jenen Tagen das Gesuchte nirgend weniger als in Frankreich zu finden war, sich mit mehreren Reiseunterbrechungen nach Italien wandte. Zwei Jahre noch wandelte er in dem magischen Kreise Carstens' als einer seiner intimsten Freunde, und auch nach dessen Tode beschäftigte er sich noch mehrere Jahre mit dessen Entwürfen, indem er mehrere copirte und den Argonautencyklus sogar in Kupfer stach.

Das stetige Losgehen auf ein begrenztes Ziel lag jedoch nicht im Charakter des merkwürdigen Künstlers, der seinen Beruf von der universalsten Seite aus betrachtete. So vermochte er auch der Historie nur einen Theil seiner Thätigkeit zu widmen, der größere Theil seiner Productionen gehört der Landschaft an. Seinem Vorbilde entsprechend war jedoch hier wie dort Inhalt, Größe und Wahrheit sein Ziel, akademische Mache dagegen seinen figürlichen Compositionen ebenso fremd, wie der geleckte Vedutenstil oder manieristische äußerliche Nachahmung beliebter älterer Meister seinen Landschaften. In den ersteren erscheint er vorzugsweise von der Michel Angelo'schen Auffassung inspirirt, so daß es uns auch nicht Wunder nimmt, wenn er Michel Angelo „immer im höchsten Reiche der Phantasie und idealen Schöpfung, Rafael dagegen zwar immer natürlich schön, doch nur zu Zeiten ideal“ findet, und die Schöpfungsgeschichte in der Sixtina als das Wunderbarste und Größte, was die Malerkunst je hervorgebracht, bezeichnet, in den letzten Arbeiten

des Rafael dagegen bereits ein Sinken wahrnehmen will. Die Lust an Buonarotti's titanischer Urkraft, aber auch das Verständniß für die dramatische Höhe der Rafaelischen Stanzenbilder verrathen namentlich seine zahlreichen Compositionen nach der von ihm fanatisch verehrten Divina Comedia, die er z. Th. später in den Wandgemälden der Villa Massimi monumental zu verwerthen Gelegenheit fand, wenn auch seine kampflustige, Schwierigkeiten suchende, oft geradezu diabolische Natur manchmal überschlug, um ja nicht in das banal Akademische, lediglich Gefällige zu gerathen. Wie er von Straßburg aus in bezeichnender Weise seinen abgeschnittenen Zopf an das Curatorium der Karlsschule sandte, so war später der Krieg gegen Frack und Cravatte sein Lebenselement und schon dadurch die Gefahr beseitigt, der höfischen Kunst eines Tischbein oder Hackert, welche selbst bei einem Goethe in Ansehen stand, Concessionen zu machen.

Die Landschaft pflegte er nach zwei Richtungen. Die reale Landschaft in seinen Alpenbildern erscheint als ein gesundes, manierfreies Naturstudium mit lebhaftem Sinn für Größe der Formen und doch liebevoll durchgeführt bis ins Einzelne, selbst auf Kosten der perspectivischen Abtönung, wofür wieder das klare tiefsaftige Colorit entschädigt. Höher jedoch stand ihm die ideale Landschaft, in welcher er bei einer den Poussins verwandten Grundlage Werke von unvergänglicher Bedeutung und großartiger Schönheit schuf. Es genügt hierfür, an die herrliche Landschaft mit Hylas im Städel'schen Museum zu Frankfurt zu erinnern.

Neben seinen Landschaftswerken erscheinen die des trefflichen Joh. Chr. Reinhart, geb. 1761 bei Hof in Oberfranken, wie stille Seen verglichen mit dem gewaltigen Meere. Im Gegensatze zu Koch's epischer Empfindung verkörpert sich in diesen arkadischen Gebilden das Idyll. Der eingehende Natursinn fehlt jedoch zu sehr, als daß den idealen Schöpfungen dieses Meisters der Rang eines Koch zugeschrieben werden könnte.

Wenn nun auch die klassische Richtung in der Historienmalerei durch die Gebrüder Riepenhausen und dann durch den bewundernswerthen Genelli, in der Landschaft durch Rottmann, Preller und Schirmer ihre Fortsetzung fand, und nicht blos die Plastik, welcher dieselbe am naturgemäßesten, fortfuhr, Thorwaldsen's Wege zu wandeln, ja selbst die Architektur, welche in Carstens' Zeit durch einen Langhans oder Erdmannsdorf, Weinbrenner, Thouret oder Fischer nur die künstlerische Höhe eines Mengs erreicht hatte, mit Gilly und dessen großem Schüler Schinkel in dieselben Bahnen einlenkte, so sollte ihr doch schon nach kaum zwanzigjährigem Bestande eine neue Kunstanschauung den Boden streitig und Rom zum Schauplatz eines zweiten Umschwunges machen, der ebenfalls von Deutschland ausging.

Die Napoleonische Umwälzung und Erniedrigung Deutschlands hatte im Norden eine Erinnerung wachgerufen, die dem Gedächtniß beinahe ganz entschwunden war, nämlich an die Größe Deutschlands im Mittelalter. Diese stellte sich mit dem despotischen Cäsarismus, wie er von Frankreich mit antikisirendem Pompe ausging, in einen Contrast, der zu ihrem Vortheile sein mußte, und griff, da der neugeweckte nationale Gedanke ihn noch unterstützte, mit erstaunlicher Macht um sich. Man flüchtete vor der Trübsal der Gegenwart in jene plötzlich überschätzten Zeiten und warf sich mit Leidenschaftlichkeit darauf, deren Bild der Phantasie zugleich glänzend und erhebend vorzuzaubern. Die ehrwürdigen Zeugen dieser Periode, vorab die romanischen und gothischen Dome, die lange Zeit eher als eine veraltete Last betrachtet worden waren, wurden wieder Gegenstand des Interesses, der Bewunderung, des Studiums. Die Literatur, von der Strömung ergriffen, zum Theil sogar derselben vorausgehend, entfaltete ihren tiefgreifenden Einfluß, und die Gebrüder Schlegel, L. Tieck, H. Wackenröder und Novalis wußten sogar Goethe's Gegengewicht zu paralysiren. Mit dem emsigsten und gewiß auch höchst dankenswerthen Eifer spürte man von allen Seiten nach den Vorzügen der guten alten Zeit, und da man ja in der Regel das findet, was man finden will, so war man bald in der Lage, sie nicht blos nach Verdienst, sondern selbst bis zur Ueberschwenglichkeit zu preisen. Namentlich wurden die verstäubt aus der Vergessenheit gezogenen Gemälde des 15.

Jahrhunderts in den Rheinlanden gesammelt, gezeigt, gerühmt, und darin die deutsche, allein wahre und christliche Kunst verehrt. Antike und italienische Kunst seit dem Cinquecento verfielen der herbsten Verurtheilung, jene als heidnisch, diese als Verfall.

Ganz besonders zündete die neue Lehre in einigen jugendlichen Künstlerkreisen und vornehmlich bei jenen Geistern, die sich stark genug fühlten, den herrschenden Bann der deutschen Kunstschulen, die selbst von dem geläuterten Classicismus der Carstens'schen Richtung noch nicht berührt worden waren, zu brechen. Das morsche Gebäude der deutschen Akademien, noch immer gestützt auf französischen Einfluß oder Mengs'schen Eklekticismus und alles inneren Gehaltes bar, vermochte dem Anprall nicht zu widerstehen, und brach, nachdem es die jugendkräftigen Stützen, die in ihr Gefüge nicht passen wollten, ausgestoßen, zusammen. Die Ausgestoßenen jedoch verbanden sich zu gemeinsamem Streben in Rom.

Es lag die große Gefahr nahe, daß man das Heil der Kunst in unmittelbarem Anschluß an die Kunst des 15. Jahrhunderts, ja in Imitation derselben suchte, wie sie auch von manchen Künstlern niedern Ranges versucht worden ist, und daß man die italienische Kunst in ihrer gleichzeitigen Entwicklung, etwa von Masaccio bis Perugino ausschloß. Diese Doppelgefahr verhinderte jedoch der verschiedene Entwicklungsgang, welchen die Hauptvertreter nahmen, wie auch der Umstand, daß sich an die Spitze der Bewegung Männer stellten, die zu den größten Persönlichkeiten der Kunstgeschichte überhaupt gehören und in ihrem Selbstgefühle, wenn sie auch in ihren Grundsätzen auf die Entwicklungsperiode des 15. Jahrhunderts zurückgingen, doch weder ihre Individualität noch die zeitgemäße Originalität unterdrücken konnten und wollten.

Die romantische Anschauung konnte aber in zwei ganz verschiedenen Gebieten aufgehen, wie sich ja auch durch das Mittelalter ein solcher Dualismus hindurchzog, nämlich in Kirche und Ritterthum. Die gothischen Dome mit der gesammten flandrischen, rheinischen und vorrafaelischen Malerei bildeten die Repräsentanten der ersteren, die Poesie des Mittelalters vom Nibelungenliede bis zu den Meistersängern, wie die deutsche Kaisergeschichte in ihren z. Th. legendarischen Chroniken die des letzteren. Der ersteren Richtung folgte Overbeck, der letzteren zunächst, wenn auch nicht in der Ausschließlichkeit seines Kunstgenossen, Cornelius.

J. Overbeck, der Sohn des schon als Carstens' Gönner genannten Bürgermeisters von Lübeck, 1789 geb., hatte die erste Anregung zu seiner Auffassung frühzeitig durch ein flandrisches Gemälde in seiner Heimath gefunden, welches seinem schwärmerisch-innerlichen Naturell so adäquat erschien, daß er dessen Spur nicht mehr zu verwischen vermochte. Einen noch entschiedeneren Eindruck hatten dann die Riepenhausen'schen Zeichnungen nach Giotto, Masaccio und Perugino auf ihn gemacht, welche ihm 1803 zu Gesicht kamen. 1808 an die Wiener Akademie gelangt, konnte er daher den Bahnen Füger's in der dortigen Akademie um so weniger folgen, als er bald fühlen mußte, daß sein Talent dem seiner Meister weit überlegen sei, was er auch namentlich im Actzeichnen eclatant bethätigte. Die dadurch erzwungene Anerkennung von Seite seiner jüngeren Genossen stärkte ihn im Widerstande, eine Reihe von Gleichgesinnten, wie Pforr, Scheffer von Leonhartshof, Sutter, Wintergerst, Vogel schlossen sich ihm an, und der sich bildende heterogene Staat im Staate der Akademie war bald nicht anders mehr zu beseitigen, als daß das Curatorium die Rebellen insgesammt relegirte 1810.

Die neue Genossenschaft siedelte nach Rom über und nachdem Overbeck in einer Zelle des verlassenen Klosters S. Isidoro seine Werkstatt aufgeschlagen, bezogen bald mehrere seiner Wiener Gefährten wie andere Gesinnungsverwandte die übrigen Räume zu wetteifernder Thätigkeit. Das Refectorium wurde zum Actsaal, in welchem sie sich abwechselnd zu Modell standen, die Küche ward zum gemeinsamen Speisezimmer, in seiner Zelle aber malte jeder für sich seine Bilder. Nicht mit Unrecht sprach man bald von den „Klosterbrüdern von S. Isidoro", denn der mittelalterlich klösterliche Geist wehte aus der ganzen Einrichtung und aus allem Schaffen, ganz im Sinne von Wackenröder's schon 1797 erschienenen „Herzensergießungen eines

kunstliebenden Klosterbruders", so daß sie getrost den Beato Angelico da Fiesole, welcher auch als eines ihrer hervorragendsten künstlerischen Vorbilder galt, als ihren Patron anerkennen konnten. Und wenn bald ein Theil der Klosterbrüder, Overbeck voran, zur katholischen Kirche übertrat, so war dies, im entschiedenen Gegensatze zu Mengs, ein ganz folgerechter zweiten Düsseldorfer Schule, hatte sich zwar an Overbeck angeschlossen, ohne sich jedoch unbedingt an dessen Programm zu halten, indem er zunächst sogar vorzugsweise in Schick sein Vorbild sah, und ebenso hatte die Romantik des etwas später nach Rom gelangten Ph. Veit einen etwas anderen und mehr deutschen Zuschnitt, während allerdings die Masse der Klosterbrü-



Gottfried Schadow.

Schritt, da sie sich ganz in Anschauungen hineingelebt hatten, wie sie vor der Reformation in allgemeiner Geltung waren, und ihrer Kunstrichtung mit Ueberzeugung folgten.

Von Abschließung und Verketzerung abweichender Anschauungen war indeß anfangs keine Rede. W. Schadow z. B., der Sohn des berühmten Bildhauers Gottfried Schadow und nachmaliger Begründer der der fast ausschließlich unter dem Einflusse der Präraseliten, d. h. der florentinischen und umbrischen Meister des 15. Jahrhunderts stand.

Da erschien ein größerer Stern in ihrer Mitte: Peter Cornelius. 1783 als der Sohn eines Galerie-Inspectors zu Düsseldorf geboren, hatte dieser nicht minder mit den verrotteten Zuständen der dortigen Kunstschule zu kämpfen gehabt. Fehlte

doch die Selbstachtung dort in dem Grade, daß der Akademiedirector v. Langer der verwittweten Mutter des seine Talente unverkennbar zeigenden Knaben den Rath geben konnte, ihn lieber das Goldschmiedhandwerk erlernen zu lassen, „weil erstens die Kunst zu erlernen so viel Zeit koste, andrerseits es schon so viele Maler gebe." beit bereits verronnen, als sich Cornelius aus den engen Fesseln seiner Heimath losmachte. Er hatte sich vorzugsweise im biblisch religiösen Gebiete bethätigt, den gewöhnlichen Studiengang hinter sich, aber alles dies hatte ihn nicht befriedigt. Die das Rheinland beherrschende romantische Strömung, die Betrachtung der Reste



Peter Cornelius.

Daß die Mutter den Rath ablehnte, erfüllte den Knaben mit dankbarster Begeisterung. „Durch das Zutrauen der Mutter," schrieb er später an Raczynski, „und durch den Gedanken, daß es nur möglich wäre, der geliebten Kunst abgewendet werden zu können, gespornt, machte ich Fortschritte, die damals viel mehr versprachen, als ich geworden bin."

Die Jugendjahre waren in harter Ar- altdeutscher Kunst, welche namentlich in Köln eifrig gesammelt wurden, und die Lectüre der deutschen Dichter hatten andere Funken geschlagen. 1809 nach Frankfurt in Goethe's Geburtsstadt übergesiedelt, begann er den berühmten Cyklus zu Goethe's Faust, mit welchem er seine hervorragende Mission zuerst verkündete. Es ist, wie Riegel bezeichnend sagt, „sein künstlerisches und menschliches Glaubensbekennt-

niß und das erste Werk wieder von wahrhaft deutscher Kunst." Großheit und Kühnheit, selbständige poetische Auffassung, die empfundenste Zurückversetzung in deutsches Wesen und in die Periode der Handlung tritt uns hier in wahrhaft Dürer'scher Gewalt entgegen und entschädigt auch für jene Eckigkeiten, Härten und Unschönheiten, die aus der Reminiscenz der altrheinischen Schule geflossen sind.

Die letzteren milderten sich allmälig mit seiner Uebersiedelung nach Rom 1811, wo in den nächsten vier Jahren die letzten Faustblätter entstanden. Der mächtige Einfluß Roms aber wurde noch sichtbarer in seinem nächsten Unternehmen, den Compositionen zum Nibelungenliede. Die Tiberstadt wirkte indeß nicht auf die Wahl seines Gegenstandes: diese blieb vorerst deutsch im eminentesten Sinne des Wortes, aber die italienischen Meister bis Michel-Angelo läuterten die Kraft des Künstlers und bewahrten sie, wozu die altdeutsche Kunst so leicht verführen konnte, vor manieristischen Abwegen. Doch befremdet noch jene ungebändigte Riesenkraft, welche keinen Damm kennt und übersprudelt, wo die Größe des Gedankens und der dichterischen Erscheinung in einfach menschlichen Formen keinen Raum zu finden scheint, wenngleich das Vertoben des Sturmes und ein gemäßigterer Wellenschlag noch im Werke selbst und namentlich in dem herrlichen Schluß- und Titelblatt, in welchem der deutsch-romantische Abschnitt der Thätigkeit des Meisters abschließt, sich ausspricht.

Diese Beschwichtigung und Läuterung verdankt Cornelius zum Theil seinen Freunden, welche er, so verschieden ihre Richtungen auch waren, mit gleicher Wärme in seinem Herzen umfaßte, Thorwaldsen und Overbeck. Nur einem universellen Geiste, wie er ihn besaß, konnte es beikommen, die eine Hand dem Vertreter des klassischen Heidenthums, die andere dem frommen Klosterbruder zu reichen, und nur demjenigen, der sich künstlerisch über beide stellte, war es möglich, beiden die Freundschaft zu bewahren. Durch ihn schloß sich noch einmal die Kette der deutschen Künstlerwelt. Unter seiner Aegide konnten Classicisten und Romantiker der religiösen wie der poetischen Richtung gemeinsam vorwärts gehen, und es war einer seiner Lieblingsgedanken, die gemeinsamen Kräfte monumental zu erproben.

Er hatte den preußischen Generalconsul Mendelssohn-Bartholdy, der einen Saal der Casa Zuccaro farbig decorirt wünschte, bestimmt, diesen dem Versuch zu widmen, 1815. Die damals hervorragendsten deutschen Maler, Overbeck, Veit und Schadow wurden dazu gewonnen und die vier Meister theilten sich in die Wände wie in die Gegenstände, welche der Geschichte des ägyptischen Joseph entnommen wurden. Das Werk, das erste Fresco wieder seit mehr als einem halben Jahrhundert, gelang über Erwarten und die deutsche Kunst hatte sich vor Rom und vor der Welt manifestirt. Der vaterländischen Kunst war damit der Boden bereitet, und durch die erste monumentale Leistung derselben, überdies von vereinten Kräften geschaffen, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Wie sich Cornelius in diesem Unternehmen an die Spitze gestellt, so machte sich sein Uebergewicht auch sonst in den Kreisen der Künstler und Kunstfreunde geltend. Der weite Horizont, den er seiner Kunst eröffnete, und der sich von der fast ängstlichen, vor jeder Neuerung scheuen Beschränkung, in welche sich die Overbeck'sche Genossenschaft flüchtete, so vortheilhaft unterschied, ließ es nicht zu, seine damaligen Werke als geschlossene Leistungen zu gestalten, und so waren sie auch zunächst noch weit davon entfernt, sich als allseitig vollendet darzustellen, wenn sie auch immer zu den höchsten Erwartungen berechtigten. Noch war der Gährungsproceß nicht überwunden, der bei seiner gewaltigen Natur um so mächtiger und langwieriger sein mußte. Nur darauf bedacht, seinen Gedanken annähernden Ausdruck zu geben, alle formale und indifferente Schönheit verachtend und nur Charakter, Kraft, Wahrheit und Bedeutung anstrebend, mochte er vielleicht dem Laien das nicht scheinen, als was ein Schick oder Overbeck erschienen. Allein ein schärferes Auge sah das edle Metall durch die Schlacke und würdigte die sprühenden Funken, die davon ausgingen, in ihrem ganzen Werthe. Der monumentale Sinn namentlich, der sich in ihm offenbarte, ließ ihn als denjenigen erkennen, welcher zur Wiedergeburt und Pflege der öffentlichen Kunst und zur Gründung einer neuen deutschen monumentalen

Schule berufen war. Der Norden wie der Süden Deutschlands wetteiferten daher förmlich, ihn für diese Mission zu gewinnen.

In welch epochemachender Weise er sich aber dieser Aufgabe im Norden (zu Düsseldorf und Berlin) und im Süden (zu München) entledigte, ist weltbekannt. Und selbst noch in der Gegenwart, in welcher eine Kunstrichtung zur fast alleinigen Geltung gekommen, die zwar specifisch malerischer im engeren Sinne des Wortes, aber hinsichtlich des Gedankens und Gehaltes unbedingt jener unterzuordnen ist, wird seine Bedeutung nicht verkannt, und wie selbst ein Zeuxis die polygnotischen Compositionen nicht zu entwerthen vermochte oder wie die römische, durch Rafael und Michel Angelo repräsentirte Schule durch die coloristisch weit glänzenderen Schöpfungen der Venetianer, Spanier und Niederländer nichts verloren, so wird auch Cornelius' Erscheinung nicht zu verdunkeln sein durch allen Ruhm, den seitdem Pinsel und Farbe in ihrer mit Recht bewunderten Bravour erlangt haben.

Literarisches.

Das Naturerkennen nach seinen angeblichen und wirklichen Grenzen. Untersuchungen von Philipp Spiller. Berlin 1873. Denicke's Verlag (Link und Reinke).

Der Philosoph Strauß. Kritik seiner Schrift: „Der alte und der neue Glaube," und Widerlegung seiner materialistischen Weltanschauung. Von Dr. Hermann Ulrici. (Aus der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.) Halle, C. E. M. Pfeffer, 1873.

Wir stellen diese beiden Schriften zusammen, weil sie beide sich auf jene Kämpfe beziehen, welche das Buch von David Strauß und der Vortrag von Du Bois-Reymond über die Grenzen der Naturerkenntniß hervorgerufen haben. Der Sturm, den Strauß hervorrief, scheint sich endlich zu legen, doch kann man leider nicht sagen, daß diese außerordentliche Bewegung der Geister-Erforschung selber irgend eine Hebung gegeben hätte. Herr Philipp Spiller benutzt die Bewegung auf dem metaphysischen Gebiet, um, wenn wir nicht irren, eine schon früher von ihm entwickelte metaphysische Grundansicht als Lösung zu empfehlen. Sein Grundgedanke ist: die Stoffatome sind absolut todt und kraftlos, im Weltäther allein liegt die Urkraft des Universums. Und so findet er denn schließlich „das Wesen der Seele in der lebendigen Wechselwirkung der Stoffatome des wohlorganisirten Körpers mit dem Weltäther, dieser Alles beherrschenden Weltseele". Und so hätten wir denn Aussicht, Ideen des Empedokles und Anaxagoras von dem göttlichen Aether wieder erneuert und in Zusammenhang mit unserer modernen naturwissenschaftlichen Atomistik gebracht zu sehen. Mehr Interesse dürfte die Broschüre des Philosophen von Halle gegen Strauß erregen. Sie weist gründlich nach, daß die Philosophie von David Strauß weder das nothwendige Ergebniß der positiven Wissenschaften, noch in sich selber einstimmig ist. In Betreff des Hauptpunktes, der Ableitung physischer Functionen aus der Wechselwirkung der Atome, erklärt Ulrici treffend: „Vermag Strauß nicht zu leisten, was Du Bois-Reymond im Namen der Naturwissenschaft für unmöglich erklärt, vermag er jene Frage nicht zu beantworten, vermag er nicht denkbar zu machen, warum es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff- ꝛc. Atome (aus denen die Nerven wie alle leiblichen Organe bestehen) nicht gleichgültig sein sollte, ob sie in diese oder jene Verbindung zusammengeordnet werden, so ist der einseitige Materialismus, dem er huldigt, eine wissenschaftlich unhaltbare Hypothese, wissenschaftlich ebenso werthlos wie jede blos subjective Meinung, jeder beliebige Glaube oder Aberglaube. Denn ist es schlechthin unbegreiflich, wie durch eine mechanische Bewegung oder chemische Verbindung einer Anzahl von Atomen Empfindung und Bewußtsein entstehen könne, so nöthigt uns das Denkgesetz der Causalität, für die Existenz der Empfindung eine andere, nicht blos mechanisch und chemisch wirkende Ursache vorauszusetzen. Es nöthigt uns, die mit Empfindung begabten Wesen (Atome) von den übrigen, die nur mit physikalischen und chemischen Kräften ausgestattet sind, zu unterscheiden. Jene brauchen keineswegs rein immateriell zu sein; sie können immerhin neben dem Empfindungsvermögen auch physikalische und chemische Kräfte besitzen und den Einwirkungen solcher Kräfte unterworfen sein; sie können auch unter einander wiederum sehr verschieden sein; — als empfindende Wesen treten sie doch den empfindungslosen in bestimmtem, unlösbarem Gegensatz gegenüber."

Pharus am Meere des Lebens. Illustrirt von Adolf Schmitz. Iserlohn, Verlag von J. Baedecker.

Das vorliegende Buch ist in jeder Hinsicht geeignet, ein schönes, werthvolles Festgeschenk zu bilden und auf dem Tische wohlgesinnter Familien seinen Platz zu finden. Denn es handelt sich hier nicht um bloße Zerstreuung, sondern um Sammlung und Erhebung im Geiste deutscher Gemüthstiefe, um ernste Aussprüche großer Dichter und Denker, die den den zahlreichen poetischen Bruchstücken, die aus den verschiedensten Zeiten und für die verschiedensten Stimmungen ausgewählt sind, giebt sich diese edle Richtung zu erkennen, sondern auch in den schönen Illustrationen, die theils als Initialen, Vignetten und sonstige Schriftverzierungen, theils aber auch als selbständige Kunstblätter beigegeben sind. Ueberall erkennt man den denkenden, gemüthvollen Künstler, als welcher Professor Adolf Schmitz in Düsseldorf bekannt ist. Viele der Zeichnungen sind allerliebst, manche von hoher Vollendung, bei eini-



Zufriedenheit.

verschiedensten Lebenslagen und Verhältnissen entsprechen, vornehmlich aber auf die Heiligkeit des Familienlebens in seinen verschiedenen Richtungen, seinen segensreichen Einfluß nach innen und außen und sein stilles eng umfriedetes Glück sich beziehen. Solche Sammlungen giebt es die Menge, aber sie unterscheiden sich durch den Geist, in dem die Sprüche ausgewählt wurden, und das vorliegende Buch giebt Zeugniß von einem guten, den höchsten Gütern des Menschenlebens, der Sittlichkeit, dem Streben nach Veredlung, der Hoffnung und dem Glauben zugewandten Geiste, der klar und deutlich darin waltet und gewiß viele ihm verwandte Herzen erfreuen wird. Aber nicht allein in gen stören etwas kühne Wendungen und Verkürzungen, aber immer giebt die Betrachtung derselben einen anregenden und erhebenden Genuß.

Das Bild mit der Unterschrift „Zufriedenheit", welches wir dieser Besprechung einfügen, ist eines der ansprechendsten, wenngleich manches andere künstlerisch von größerer Bedeutung sein mag. Da das Format des Buches sehr stattlich, das Papier und die ganze Ausstattung würdig und geschmackvoll ist, so kann man es mit besonderer Wärme als eine Art Hausschatz empfehlen, umsomehr, da die Verlagshandlung auch für einen prachtvollen Einband gesorgt hat.



Neuestes aus der Ferne.

Die deutsche Expedition nach Westafrika.

Dr. Schweinfurth überschritt auf seiner letzten ruhmvoll beendeten Reise das Flußgebiet des Nil in südwestlicher Richtung und wurde zum Entdecker eines neuen, bisher ganz unbekannten Flußgebietes, — des „Uëlle". Livingstone berichtet uns von einem neuentdeckten Flusse, dem „Lualaba". — Beide Flüsse sind uns insofern räthselhaft, als wir nicht wissen, welchen schon bekannten Flußgebieten sie angehören. Der letztgenannte ist wahrscheinlich der obere Congo (Zaire), oder doch ein Hauptzufluß desselben. Ob der Uëlle mit dem in den Tjad-See mündenden Schari oder mit dem in den Atlantischen Ocean mündenden Ogowai in Verbindung steht — das sind offene Fragen, die noch der Lösung harren. Auch ist es noch immer unentschieden, ob der Mwutan (Albert Nyanza) mit dem Tanganjika zusammenhängt oder nicht. Es läßt uns nicht Ruhe, diese Fragen müssen durch Erforschung des noch unbekannten Theiles des äquatorialen Afrika gelöst werden, und so war es naheliegend, daß im Schoße der Berliner Gesellschaft für Erdkunde die Mittel und Wege beleuchtet wurden, um neue Forschungsexpeditionen nach Afrika auszusenden.

Dem unermüdlich thätigen und verdienstvollen Professor Bastian gelang es denn auch sehr bald, die Gründung einer „Afrikanischen Gesellschaft" herbeizuführen.

Der Zweck dieser Gesellschaft ist die Erschließung der noch unbekannten Gebiete Centralafrika's.

An der Gründung der Gesellschaft betheiligten sich die geographischen Gesellschaften von Dresden, Leipzig, Halle, Hamburg, Frankfurt a. M. und München. Mit Hülfe der nach Berlin gekommenen Delegirten der genannten Gesellschaften wurde die Gesellschaft am 21. April d. J. gegründet. Das Protectorat der Gesellschaft übernahmen Ihre Königlichen Hoheiten: der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Kronprinz von Sachsen und der inzwischen verstorbene Prinz Adalbert von Preußen, sowie der Senat von Hamburg und Bremen.

Während man bei Erforschung Afrika's bisher meist von Norden, Süden und Osten eingedrungen war, wurde beschlossen, von Westen her eine planmäßige Reihe von Forschungsexpeditionen auszusenden. Die nöthigen Gelder und passenden Personen waren bald beisammen, und so konnte die erste westafrikanische Expedition bereits am 30. Mai Europa verlassen.

Zum Führer der Expedition wurde Dr. Paul Güßfeldt aus Berlin gewählt. Wenn Güßfeldt auch auf dem Felde geographischer Entdeckungen sich noch nicht versucht, so hat er in dem Kriege gegen Frankreich, den er als Freiwilliger und als Offizier mitmachte, genügende Proben von Energie und Tapferkeit bekundet. Von seinen Fachgenossen wird er als ein tüchtiger Astronom bezeichnet, und seine Liebe für Lösung seiner Aufgabe ist dadurch be-

wiesen, daß er aus eigenen Mitteln 6000 Thaler dem Expeditionsfond überwiesen und die auf ihn gefallene Wahl als Führer angenommen hat. Güßfeldt's Begleiter sind die Herren von Hattorf und von Görschen.

Nicht genug, daß Dr. Bastian die Expedition ins Leben rief, nein, er wollte auch hinaus, um den Männern, die seiner Anregung folgten, auf afrikanischem Boden den Anfang des Unternehmens zu erleichtern. Er, der erfahrene Forschungsreisende, dem kein Erdtheil fremd ist, denn Indien, Sibirien, Nord- und Südamerika, Afrika und Australien hat er in früheren Jahren bereist, ging mit Görschen nach Lissabon, wo sie sich am 5. Juni auf dem portugiesischen Dampfer „Congo“ nach Cabinda, im Mündungsgebiete des Congo gelegen, einschifften, während Güßfeldt und Hattorf über Liverpool die Reise antraten.

Bastian erreichte mit seinem Begleiter glücklich den Ort seiner Wahl; Güßfeldt hatte das Unglück, bei Sierra-Leone auf der „Nigretia“ zu scheitern. Güßfeldt schildert in einem uns vorliegenden Brief aus Freetown das ihn betroffene Unglück wie folgt:

„Man muß, um von Freetown aus die offene See zu gewinnen, zunächst in nordwestlicher Richtung gehen, längs welcher die Mündung des Sierra-Leone-River sich hinzieht, und alsdann das schlechtweg ‚the Cape‘ genannte Cap umsegeln, um die südliche Richtung halten zu können; das Cap hat einen Leuchtthurm mit rothem Feuer; vor dem Cap, etwa eine Seemeile von demselben entfernt, befindet sich ein Fels, ‚the Carpenters Rock‘ genannt, den man zur Zeit der Ebbe aus dem Wasser hervorragen sieht; eben dieses Felsens wegen ist das Leuchtfeuer eingerichtet. Wir hatten einen Lootsen am Bord, welcher uns gegen 8 Uhr 45 Minuten Abends verließ. Ich befand mich mit von Hattorf und zwei anderen Passagieren auf dem oberen Deck, als ich gegen 9 Uhr plötzlich die Nothpfeife hörte und wenige Secunden darauf einen heftigen, mit dumpfem Krachen begleiteten Stoß verspürte, das Schiff war auf den Felsen aufgelaufen. Ueber unser Schicksal hatte ich keinen Zweifel. Ich begab mich sofort in meine Cabine, nahm mein Gold aus dem Koffer, packte einige der nothwendigsten Gegenstände für von Hattorf und mich in eine kleine Tasche und erwartete schweigend unser Schicksal. An von Hattorf hatte ich einen Theil meines Geldes gegeben; er stand bei mir und zeigte große Kaltblütigkeit und Ruhe. Mittlerweile wiederholte das Schiff seine krampfhaften, dröhnenden Bewegungen; die unausbleibliche Verwirrung trat ein. Die Nacht war sehr dunkel, da die Regenzeit gerade begonnen hatte und der Himmel dicht bewölkt war. Niemand hatte eine richtige Vorstellung davon, wie nah oder wie fern wir der Küste waren. Wir feuerten Nothschüsse und ließen Raketen steigen; sie wurden nicht beantwortet, dennoch wußten wir, daß die ‚Biafra‘, ein unserer Company gehöriger Steamer, im Hafen von Freetown lag. Das Wasser füllte bald die unteren Räume des Schiffes, namentlich den Maschinenraum, der Kapitän Rowlands ließ die Boote klar machen und alle Passagiere sich einschiffen. Die Schiffstreppe war so voll von Menschen, daß ich fürchtete, sie möchte brechen. Die Liverpooler Passagiere kamen sämmtlich in dasselbe Boot; ich bestieg dasselbe mit meinen Uhren, dem Gelde und meinem kleinen Reisesack. Wir hielten uns eine halbe Stunde in der Nähe des Wrackes auf, ohne recht zu wissen, wohin wir uns am besten wenden könnten; denn auch die kleinen Boote waren nicht frei von der Gefahr, an einem Felsen zu zerschellen. Endlich folgten wir einem Boote, das uns aufforderte, so zu thun; da wir aber nur drei elende Ruderer hatten und der Ebbestrom stark gegen uns ankam, so konnten wir die Distanz nicht innehalten. Nach 1- bis 1½stündiger Fahrt erreichten wir die Küste in der Nähe des Leuchtthurmes. Ich betrat dieselbe etwa um 11 Uhr 30 Minuten in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag (14. auf 15. Juni).“

Ein großes Glück war es, daß das Schiff so nahe der Küste strandete und die Menschen gerettet wurden. Die Instrumente und ein Theil der Reiseeffecten der Expedition gingen verloren. Doch der Schade ist insofern bereits ersetzt, als neue Instrumente bestellt und angeschafft worden sind. Die Versicherungsgesellschaft in Liverpool hatte die Summe von 5000 Thalern bereits zu zahlen angewiesen.

Die Expedition wird verstärkt werden durch einen Arzt und einen Mechaniker. Beide sollten Ende September Europa verlassen und den Ersatz für die verlorenen Instrumente mitnehmen.

Im Laufe des Winters werden wir Weiteres über die Expedition berichten können. Um die eingehenden Nachrichten recht schnell an die Mitglieder der Afrikanischen Gesellschaft gelangen zu lassen, ist ein „Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft" gegründet worden. Mitglied der Gesellschaft kann Jeder werden, der mindestens jährlich einen Thaler zahlt, wofür er dann das Correspondenzblatt portofrei zugeschickt erhält.

Die Pampas.

Man hört so häufig die Pampa erwähnen, ohne sich genauer über diese südamerikanische Gegend zu informiren. Pampa heißt die vom Rio Negro, den Staaten Buenos Ayres, Santa Fé, Cordoba, San Luis und Mendoza eingeschlossene, 16000 Quadratl. oder 496880 Quadratkilom. umfassende Fläche. Die Gesammtzahl der Bewohner wird auf 21000 geschätzt, nämlich: zwischen dem Rio Colorado und Rio Negro bis zu den Arroyos Pignigé und Pichichatico wohnen die Cazikes Canumil und Juanpielium, deren ersterer über 150 Lanzen, letzterer über 160 Lanzen commandirt, was zusammen auf eine Bevölkerung von 1500 Seelen schließen läßt. Die Puelchen, deren Hauptchef der Cazike Calfucura ist, leben vorzugsweise am Salinas Grandes und werden auf 800 waffenfähige Männer geschätzt, woraus sich die Stärke des Stammes auf ca. 4000 Individuen berechnen läßt. Die dritte Gruppe bilden die Ranqueles unter dem Befehle der Caziken Mariano Rosas und Baigorrita; sie werden zu 1000 Lanzen oder 4500 Individuen berechnet und leben gewöhnlich zwischen dem Lebuco und Poitagua nördlich vom Rio Diamante. Die vierte Gruppe bilden die Pekuenches zwischen den Abhängen der Anden und dem Rio Chalileu im Süden des Staates Mendoza, unter verschiedenen Caziken. Sie zählen etwa 1200 Lanzen, was auf eine Zahl von etwa 6000 Individuen schließen läßt. Die Zahl der in kleineren Gruppen zerstreut lebenden Indianer und Christen wird auf 5000 Individuen geschätzt.

Die Mataco-Indianer.

Unter den Stämmen, welche in dem Gebiete der Chaco-Wälder in Südamerika hausen, bewohnt der Stamm der Mataco die beiden Ufer des oberen Bermejo, vom 24° 46′ bis zum 23° 10′ südlicher Breite und 63° 13′ bis 65° 18′ westlicher Länge; sie leben in Dörfern ruhig zusammen von der Jagd und dem Fischfang und sind kaum mehr uncivilisirt als ihre nackten Stammesbrüder der Missionen, welche man gelehrt hat, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Was man den Missionen zu verdanken hat, besteht in vermehrter Anhänglichkeit an den Grundbesitz und an ein seßhaftes Wesen, was als Vorbereitung für die Civilisation immerhin von einiger Bedeutung ist. Dagegen besteht die Politik der Missionen in einem Abschließungssystem; sie suchen die Berührung ihrer Untergebenen mit denen anderer Missionen zu vermeiden, wodurch gleichsam die Verschiedenheit der Stämme verewigt wird, was natürlich sehr nachtheilig auf die Entwickelung der Geisteskräfte der Indianer einwirkt, denn nur der Verkehr und selbst Reibung mit anderen Menschen kräftigt das Geistesleben eines Volkes, das auf einer noch so niedrigen Stufe der Cultur steht. Diese Menschen sind daher stumpf und ihr Ideenkreis ist eng und nur auf die nächste Umgebung beschränkt. Daher der Ernst, die Verschlossenheit, das freudenlose, geheimnißvolle Wesen und Benehmen, welches Viele, durch den ersten Anblick getäuscht, für Neigung zum Nachdenken und stille Melancholie halten, während es doch nur aus Geistesarmuth und dumpfer Trägheit entspringt.

Die Mataco sind im allgemeinen von kleiner Statur — im Vergleich gegen ihre Nachbaren — und erreichen im Durchschnitt keine fünf Fuß. Ihr Körper ist dick und untersetzt, sehr breitschulterig, die Brust platt gedrückt und die Glieder rund und fleischig. Die Hautfarbe ist die allgemeine amerikanische Landesfarbe, dunkelbraun. Ihre Gesichtszüge sind, ohne gerade hart oder wild zu sein, einigermaßen ernst und finster. Ihre Stirn ist klein und wenig vorspringend, und sagt man in verschiedenen Sprachen dieser Landesgegenden, um eine weibliche Schönheit zu

bezeichnen, „sie sei fett und habe eine schmale Stirn". Die Augen der Mataccos sind schwarz, tiefliegend und in die Länge gedehnt; doch liegen sie weder so schräg, noch sind sie so klein wie bei den Völkern von mongolischer Abstammung. Die Sitte läßt die Mataccos ihre Wangen roth und gelb färben. Bemerkenswerther als ihre im allgemeinen kleine Hand und großer Fuß, ist die bei allen gleichförmige Gesichtsbildung, die umsomehr auffällt, als sich zwischen zwanzig und fünfzig Jahren das Alter keineswegs durch Hautrunzeln, graues Haar oder Körperschwäche verräth, so daß es beim Eintritt in ein Dorf oft schwer fällt, unter seinen erwachsenen Bewohnern den Vater vom Sohne zu unterscheiden und eine Geschlechtsfolge nicht mit der anderen zu verwechseln.

Die Mataccos-Weiber sind nach unseren Begriffen von Schönheit eben nicht hübsch, doch haben die jungen Mädchen etwas Sanftes und Melancholisches im Blick, welches gegen den einigermaßen harten und wilden Ausdruck des Mundes angenehm absticht. Die Haare tragen sie aufgelöst; die Haut färben sie, und bei ihrer großen Armuth kennen sie auch keinen anderen Zierrath als Hals- und Armbänder, welche sie aus Muscheln, Vogelknochen und Beeren oder Körnern zusammensetzen. Die Lebensart der Mataccos ist höchst einförmig; sie gehen regelmäßig mit Sonnenuntergang zu Bett, schlafen auf Thierfellen, und bei jeder Lagerstelle brennt ein Feuer; sie sind — besonders die Weiber — so frostig, daß sie vor Kälte zittern, wenn das Reaumur'sche Thermometer noch nicht unter 14 Grad Wärme gesunken ist. Ihre Hütten sind sehr unreinlich gehalten. Die kleinsten Kinder laufen öfters von ihren Eltern weg, streichen vier bis fünf Tage in den Wäldern umher und nähren sich mit Früchten, Palmkohl und Wurzeln.

Beim Reisen durch die Missionen trifft man nicht selten ganze Dörfer beinahe leer an, weil die Einwohner sich in den Wäldern aufhalten, ihrem unwiderstehlichen Triebe folgend, die Gesellschaft zu fliehen und zum wilden Leben zurückzukehren.

Das Verhältniß der Frauen ist bei den Mataccos, wie bei allen barbarischen Völkern, ein Zustand von Entbehrungen und Leiden; die härtesten Arbeiten sind ihr Loos.

Nur mit äußerster Schwierigkeit erlernen die Indianer die spanische Sprache; sie ist ihnen verhaßt, so lange sie den Ehrgeiz nicht kennen, civilisirte Indianer, oder, wie man in den Missionen sagt, lateinische Indianer genannt zu werden. Man sollte sie überhaupt für blödsinnig und einfältiger als Kinder halten, wenn man sie über Dinge fragt, die ihnen doch von der Wiege an am bekanntesten sein müssen. Je weiter der Mensch in der Cultur zurücksteht, desto steifer und moralisch unbiegsamer erscheint er. Mit dem Rechnen ist es vollends schlecht bei ihnen bestellt. Wenn man auch nicht sagen kann, daß sie nicht bis drei zu zählen vermöchten, so haben sie es doch nicht viel weiter gebracht. Es giebt viele Indianer, die nicht über 5 oder 6 zu zählen im Stande sind; man trifft keinen einzigen, der auf die Frage, wie alt er sei, nicht antwortete: 18 oder 60 Jahre. Auch ihre Sprachkenntniß ist sehr beschränkt; das Spanische ist den meisten geradezu unbegreiflich.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 15 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 207.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1873.



Liebeswechsel.

Novelle

von

Karl Detlef.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

V.

Es war zwei Jahre später. Ein hochgewachsener Mann von distinguirter Haltung, mit regelmäßigen Zügen, denen ein leichter Anflug von ernster Trauer einen besonders anziehenden Ausdruck verlieh, stieg die Treppe der Uffizien hinan. Gestern Abend war er in Florenz angekommen und sein erster Gang am nächsten Tage galt natürlich der weltberühmten Galerie, in der sich Meisterwerk an Meisterwerk reiht. Die Stadt der Mediceer hatte ihn mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln empfangen. Während ihm in Oberitalien ein vorzeitig eingetretner Herbst mit Regen und Nebel keine günstige Meinung von dem italienischen Klima eingeflößt hatte, grüßte ihn im Arnothal warmer Sonnenschein und die volle Pracht des Sommers. Ueberall dufteten die Rosenhecken, die Granaten glühten zwischen saftigem Grün, die Magnolienblüthen öffneten ihre Kelche, die Orangen begannen sich goldig zu färben und an den Weinreben hingen die schweren, röthlich schwellenden Trauben — zum ersten Mal, seit er die Alpen überschritten, konnte er einstimmen in den Ruf: bella Italia! Nachdem er den Morgen über in den engen, lebhaften Straßen der Stadt umhergewandert, um einen flüchtigen Ueberblick zu gewinnen, rettete er sich gegen Mittag in die feierliche Stille der Uffizien. Ein ihm auf der Treppe begegnender Herr blickte ihn scharf an.

„Sie hier, Wildenhausen," rief er erfreut, wie man es meistens zu sein pflegt, wenn man in fremden Landen auch auf nur oberflächlich Bekannte stößt.

„In höchsteigner Person," erwiederte der Angeredete.

„Seit wann sind Sie in der Stadt des großen Cosmo?"

„Seit kaum vierundzwanzig Stunden."

„Da wundert es mich nicht, daß wir uns noch nicht getroffen haben, was hier eigentlich unvermeidlich ist. Schade, daß Sie nicht früher gekommen sind, wir hätten die Ausflüge in die reizende Umgegend zusammen machen können."

Der Baron verbeugte sich artig.

„Ich habe am meisten dabei verloren. Vielleicht können wir das Versäumte nachholen, ich will in den nächsten Tagen nach dem alten Fiesole —"

„Ein entzückend gelegener Ort," unterbrach ihn der Andere lebhaft, „das ganze Arnothal und Florenz sehen Sie zu Ihren Füßen. Das Städtchen selber bietet nicht viel, außer seinen historischen Erinnerungen und der Kathedrale, doch der Weg und die Aussicht sind unbeschreiblich schön. Leider kann ich Sie nur in Gedanken begleiten, meine Uhr — mein Urlaub nämlich — ist abgelaufen. Ich reise mit dem Nachmittagzuge ab und kam heute bloß her, um eine letzte Rundschau über die Tribuna zu halten und der Improvisatorin Beatrice einen zärtlichen Abschiedsblick zuzuwerfen. Es ist das holdseligste Köpfchen, das Rafael je gemalt hat — verlieben Sie sich nicht in diese süßen, braunen Augensterne."

„Ich fange nicht so leicht Feuer," entgegnete Wildenhausen lächelnd.

„Ja, Sie sind zu aller Zeit ein Muster von Tugendhaftigkeit gewesen," bemerkte der Jüngere, „ich wundere mich wirklich, daß Sie es über sich vermocht haben, sich von Ihren Feldern, Brennereien, Fabriken u. s. w. loszureißen, um eine Reise ohne praktischen Zweck anzutreten."

„Ich würde es wahrscheinlich auch nicht gethan haben, wenn mich nicht ein zwingender Grund dazu bewogen hätte. Meine Schwester ist brustleidend und die Aerzte haben ihr einen Winteraufenthalt im Süden verordnet. Mein Schwager war derartig mit Dienstgeschäften überhäuft, daß er unmöglich um Urlaub einkommen konnte, so bat er mich, bei Frau und Tochter, die er nicht allein reisen lassen wollte, seine Stelle zu vertreten. Ich habe Beide im Anfang dieses Monates nach Nizza gebracht, und nachdem ich sie dort installirt und einige Wochen mit ihnen verlebt hatte, kam mir der Einfall, eine Tour durch ganz Italien bis nach Sicilien zu machen."

„Eine sehr verständige Idee, namentlich, wenn man, wie Sie, in den östlichen Provinzen unseres Vaterlandes seßhaft ist, und dort wie der Dachs in seinem Bau haust. Sagen Sie, warum sind Sie aus der Residenz verschwunden? Früher hatte man das Vergnügen, Ihnen während der Landtagssessionen die Hand zu schütteln und mit Ihnen im Austernkeller ein paar Stunden zu verplaudern — jetzt hat auch das aufgehört. Sie haben Ihr Mandat niedergelegt und sind für Ihre Freunde unsichtbar geworden. Man bedauert es allgemein, daß Sie sich nicht haben wieder wählen lassen, bei den agrarischen und Arbeiterfragen war Ihre Stimme von Gewicht."

„Sehr gütig von Ihnen, doch ich taxire mein schwaches Können genau nach seinem Werthe. Im Landtage sind die tüchtigsten, geistvollsten Kräfte zahlreich vertreten, die mich tausendfach ersetzen und mit viel schärferer Dialektik Gründe und Gegengründe ins Feld führen — in meiner Provinz dagegen fehlt es noch immer an Männern, die über die Grenzen ihres Dorfes hinaussehen und Verständniß für allgemeine Interessen haben. Ich gehöre zu den größeren Grundbesitzern und gebiete daher über einen gewissen Einfluß; mit harter Anstrengung ist es mir gelungen, den Leuten über ihren wahren Vortheil die Augen zu öffnen, wir haben Spar- und Vorschußvereine, Kranken- und Unterstützungskassen gegründet und bis jetzt haben sich unsere Fabrikarbeiter nicht aufwiegeln lassen, und Strikes stehen bei uns noch nicht auf der Tagesordnung."

„Ihre Thätigkeit in dieser Richtung ist mir nicht unbekannt. Sie haben ein paar Brochüren veröffentlicht, die sehr günstig beurtheilt worden sind. Trotzdem ich nun überzeugt bin, daß Sie in Ihrem Wirkungskreise unersetzlich sind, muß ich dennoch das Bedauern wiederholen, Sie uns ganz verloren zu sehen. Für einige Wo-

chen könnten Sie sich von Ihren Penaten trennen und sich das residenzliche Treiben in der Nähe betrachten. Ein Mann wie Sie, reich, liebenswürdig, jung noch —"

„Halten Sie ein," rief Wildenhausen lachend, „Ihre Freundschaft beflügelt Ihre Phantasie! Ich habe mein zweiundvierzigstes Jahr zurückgelegt."

„Vous en accusez dix de moins, um Ihren Haarwuchs würde Sie mancher Jüngling beneiden!"

„Doch um die Schläfen scheint es grau," entgegnete Manfred humoristisch und den Hut abnehmend, strich er das braune Haar von der Stirn zurück.

„Das beweist nichts! Ich versichere Sie, Sie könnten dem schönsten Mädchen gefährlich werden, versuchen Sie es nur."

„Diese Künste habe ich nie geübt," versetzte der Baron, über dessen Gesicht ein Schatten flog, „wer die Vierzig passirt hat, darf nicht mehr an Heirathen denken."

„Diese Regel gilt bloß für das weibliche Geschlecht und auch dieses läßt oft eine Ausnahme eintreten. Sie kannten doch die reizende Frau Krause? Eine der entzückendsten Frauen, die je im Salon einem Anderen, wie ihrem Gatten, zugelächelt hat. Sie hat den Wittwenstand, trotz der vielen Annehmlichkeiten, die er bietet, nicht länger als fünfzehn Monate ausgehalten. Und dazu soll ihr zweiter Mann bedeutend jünger wie sie sein! Es ist übrigens erklärlich, denn da der erste viel älter war, so giebt es jetzt die richtige Durchschnittszahl. — Sie wissen, daß sie Frau von Freiendorf geworden ist? Sie rangirten ja auch eine Zeit lang unter die Schaar ihrer Verehrer."

Wildenhausen hatte sein Lorgnon hervorgezogen und putzte zerstreut die Gläser.

„Sie hatte die Aufmerksamkeit, mir eine Karte zu schicken," erwiederte er gleichgültig, „was meinerseits einige glückwünschende Zeilen zur Folge hatte. Weiter habe ich nichts von ihr gehört."

„Was nur zu begreiflich ist, da Sie für Ihre Freunde wie in den Urwäldern Amerika's vergraben leben," fiel der Andere ein. „Frau von Freiendorf macht ein höchst angenehmes Haus in der Residenz, ihre kleinen Diners — nie über die Zahl der Musen und nicht unter der der Grazien — sind das Entzücken unserer feinsten Gourmands. Sie selber scheint täglich jünger statt älter zu werden, ich kenne keine Frau — in Deutschland nämlich — die sich so merkwürdig conservirt. Herr von Freiendorf ist keine hervorragende Intelligenz, aber ein Mann von Bildung und Geschmack, mit guten Manieren. Es erregte eine gewisse Verblüffung in unseren Kreisen, als die Nachricht kam, er hätte sich mit der schönen Wittwe verlobt. Er hatte sich, wie erzählt wurde, bei ihr einführen lassen, um sich der Tochter zu nähern. Die Kleine soll nicht abgeneigt gewesen sein — plötzlich, ein Witterungs- d. h. ein Liebeswechsel! Changez les Dames! und der Freier chassirt zur Mutter hinüber. Solche Quadrilletouren werden nicht oft ausgeführt!" Er lachte. „Zu verargen ist es ihm nicht, Fräulein Krause soll ein unscheinbares, schüchternes, unbeholfenes Mädchen sein, etwas pedantisch und langweilig, ihrer reizenden Mutter ganz unähnlich. Ich hätte an Freiendorf's Stelle ebenfalls die Letztere vorgezogen. — Kennen Sie das Fräulein?"

„Nur oberflächlich," versetzte der Baron lakonisch.

„Ich entsinne mich nicht, sie in der Gesellschaft gesehen zu haben. Man sagt, sie sei kränklich und deshalb halte sie sich viel auf dem Lande auf. — Vielleicht will sie vermeiden, mit dem Stiefvater unter einem Dache zu wohnen, die kindlichen Gefühle mögen ihr schwer werden, er soll ihr früher sehr gefallen haben."

„Wie kommen Sie auf diese Vermuthung?"

„Ich vermuthe nichts, lieber Wildenhausen, da ich nicht die Ehre habe, das Fräulein zu kennen, ich wiederhole bloß, was man sich erzählt. Sie werden zugeben, daß es einigermaßen befremdlich ist, wenn sich ein junges Mädchen hartnäckig weigert, in die Welt zu gehen, und es vorzieht, mit einer Gesellschafterin und einem alten Onkel, glaube ich, in tiefster Zurückgezogenheit zu leben. Eine unglückliche Liebe ist es, die sie die Einsamkeit suchen läßt — nun, hoffen wir, daß sich die arme Kleine bald tröstet!"

Manfred wollte auffahren und den Redseligen eines besseren belehren, doch er besann sich — hier, auf der Treppe, wo die Fremden mit den rothen Reisebüchern unter dem Arm fortwährend kamen und gingen, war nicht der Ort, um über Her-

mance zu discutiren. Mochten die Leute reden, was sie wollten, so wie er sie kannte, wußte er, daß sie ein leeres Geschwätz völlig unberührt ließ. Er begnügte sich daher mit einem nachlässigen:

„Es mag so sein!“

Der Andere hatte unterdessen nach der Uhr gesehen.

„Entschuldigen Sie mich, Baron,“ rief er bestürzt, „ich muß eilen, da ich im Hotel noch Einiges abzumachen habe. Auch halte ich Sie unnöthig auf, die Galerie wird um drei Uhr geschlossen, somit bleibt Ihnen nicht allzuviel Zeit!“

Die Herren tauschten einen Händedruck, wünschten sich gegenseitig glückliche Reise und versicherten, von der unerwarteten Begegnung hoch erfreut zu sein. Der Jüngere war es in der That; Manfred hatte bloß eine höfliche Phrase gemacht. Der Schluß des Gespräches hatte ihn verstimmt; indem er die Treppe hinanstieg, verwünschte er innerlich die überlästigen Bekannten, denen man nirgends entgehen kann. Der ruhige Genuß, dem er sich hingeben wollte, war ihm gestört, seine schmerzlich bewegte Seele würde schwer die gleichmäßig friedliche Stimmung wiederfinden, die unbedingt erforderlich ist, um Kunstwerke in sich aufzunehmen.

Während er langsam der Tribuna zuschritt, die stets zuerst den Neuling anlockt, bemühte er sich, die Statuen, die älteren Gemälde, die den östlichen Gang schmücken, aufmerksam zu betrachten. Was half es ihm? Die musicirenden Engelein auf Fra Angelico's Tabernakel, die von einem halben Dutzend Copisten fabrikmäßig vervielfältigt wurden, schienen Alle dasselbe feine, sanfte Gesichtchen zu haben, das ihn so vertraut aus dem Goldgrunde des blonden Lockenhaares anlächelte. Und nun die Augen des wunderholden Mädchenkopfes, der den Namen der „Fornarina“ trägt! Waren es nicht Hermance's süße, braune Augensterne, die ihn träumend, geheimnißvoll anschauten? Genau so wölbte sich ihr zierlicher Hals, um den sich ebenfalls eine dünne goldne Kette schlang —. In andächtiger Begeisterung blieb er vor dem Bilde sitzen, in das er eine Aehnlichkeit mit der Geliebten hineindichtete. Ein paar Engländerinnen, denen er die Aussicht versperrte, hielten ihn für einen Kunstkritiker, der Untersuchungen über die Echtheit des Werkes anstellte; obgleich sie gern gefragt hätten, ob es really ein Sebastian di Piombo wäre, wagten sie doch nicht, ihn in seinen tiefsinnigen Betrachtungen zu stören.

Wie weit waren diese von forschenden Vergleichungen der verschiedenen Stile und Perioden Rafael's entfernt! Seine Phantasie hatte ihn nach dem grünen Bergethal zurückversetzt, er hatte sich auf den Rasen, fast zu den Füßen von Hermance gelagert, und blickte abwechselnd auf die kleine, emsig den Pinsel führende Hand und in das, von der Morgenluft rosig angehauchte Gesicht, das der Strohhut halb beschattete. Dann beschwor seine Erinnerung jene nächtliche Fahrt herauf. Wie sie anfangs schüchtern und schweigsam gewesen und nach und nach mittheilsam und lebhaft geworden, wie sie seine Hand leise gedrückt und ihm ein Dankeswort zugeflüstert — nichts war seinem Gedächtniß entfallen, er hätte jede Geberde, jedes Lächeln, jede Bewegung des Köpfchens malen können! Er hatte nichts vergessen, auch den langen traurigen Abschiedsblick nicht, mit dem die räthselhafte Veränderung in ihrem Wesen begonnen. Ja, räthselhaft war sie ihm bis heutigen Tages geblieben! Er hatte sich unzählige Male gefragt, ob er sich nicht habe verleiten lassen, ihrer lieblichen Zutraulichkeit eine ihm zu günstige Auslegung zu geben? Als er die Nachricht von Freiendorf's Verlobung empfangen, hatte er einen Moment gedacht, vielleicht habe Hermance dennoch den jungen Mann geliebt und sei durch die Entdeckung, sich die Mutter vorgezogen zu sehen, tödtlich verletzt worden.

Er hatte es sich gelobt, diese Grübeleien, mit denen er wieder und wieder sein Hirn zermarterte, auf ewig zu verbannen, welche Motive das Mädchen bestimmt haben mochten — ihm war sie verloren! Muthlos und tieftraurig war er damals fortgereist. Sein eignes Herz hatte ihn genarrt, von nun an wollte er auf seine Stimme nicht mehr hören. Ein reifer, an ernste Thätigkeit gewöhnter Mann gab er sich nicht weichmüthigem Kummer hin, doch traute er seiner Kraft nicht genug, um sich neuen Gefahren auszusetzen. Daher blieb er der Residenz fern, wo eine Begegnung mit Auguste und Hermance kaum zu vermeiden war. Er wollte sie

nicht mehr sehen, die ihm so herbes Leid angethan, er hatte zwar kein Recht, ihnen zu grollen, aber Mutter und Tochter waren ihm zum Verhängniß geworden. Und ihm fehlte die leichtlebige, frohherzige Jugend, die mit einer Liebe rasch fertig wird, weil sie weiß, daß sie noch manche Blume am Wege pflücken wird.

Manfred besaß ein zu zähem Festhalten geneigtes Gemüth, die Eindrücke wirkten in ihm lange nach und reiften gewissermaßen erst in der Erinnerung; so war ihm Hermance's Bild fast noch theurer geworden, als es ihm ihre lebendige Gegenwart gewesen. Von den eben vernommenen Mittheilungen war ihm nur die eine wichtig, daß sie allein in Bergethal lebte. Gewiß war sie dort die liebreiche Fee, unermüdlich in verständigem Thun und werkthätigem Rath; in den zwei Jahren mußte sie an Einsicht und Verständniß für das, was den unteren Klassen von wahrhaftem Nutzen sei, gewonnen haben. Doch hätte er wissen mögen, warum sie sich von der Mutter getrennt — wurde es ihr denn so schwer, sich in das Verhältniß zum Stiefvater zu schicken?

Eine unaussprechliche Sehnsucht nach ihr überkam ihn, hätte sich ihm die Gelegenheit geboten, mit ihr zusammenzutreffen, so würden seine weisesten Vorsätze kläglich gescheitert sein. Er sah sie im Geiste im dunkelgrünen, wallenden Kleide auf dem frommen, weißen Pferdchen durch den herbstlichen Wald nach dem Jagdschlößchen reiten, unter den Hufen raschelte das trockene, gelbe Laub und um das Federhütchen und das blonde Haar wehten lose Sommerfäden — eine holde, poetische Erscheinung zog sie an den Blicken des Wanderers vorüber! „Sie hat die goldenen Augen der Waldeskönigin," die Verse gingen ihm wieder durch den Kopf und zärtlich betrachtete er das süß lächelnde Mädchenbild, vor dem sich eine dichte Gruppe von Bewunderern gesammelt hatte, ohne daß er es gewahr geworden. Es war unbescheiden von ihm, den besten Platz so lange besetzt zu halten, fast verlegen erhob er sich, ihn einem Anderen zu überlassen.

Die dritte Stunde war nicht mehr fern, die Galerie war überfüllt und ein Menschenstrom drängte und wogte durch die Räume. Manfred ließ sich ziemlich willenlos mittreiben, er gelangte durch den südlichen Corridor nach den Sälen der Venetianer und eben wollte er der verführerischen Tizian'schen Flora einen Besuch abstatten, als sein Auge, das den Gang hinunterschweifte, wie festgebannt hängen blieb. Am äußersten Ende des Corridor's, von den copirenden Malern und Malerinnen etwas getrennt, arbeitete ein junges Mädchen an einer Staffelei, und so versunken war sie in ihre Beschäftigung, daß sie weder Augen noch Ohren für das Treiben um sie her zu haben schien. Manfred konnte vorläufig nur die Gestalt erkennen, die sich schlank und graziös unter einem einfachen, schwarzen Sammtcostüm abzeichnete, eine ältere Dame stand neben ihr und steckte eine der goldig schimmernden Flechten, die sich durch ihre eigene Schwere gelöst haben mochte, mit einer Nadel fest. Das junge Mädchen wandte sich zu der Begleiterin um und nickte ihr dankend zu — er hätte aufschreien mögen, sie war es: Hermance! Er mußte den Namen laut gerufen haben, denn die Umstehenden sahen ihm erstaunt nach, als er, sich ungestüm Bahn brechend, vorwärts eilte. Ja, sie war es! nun zweifelte er vollends nicht: sie hatte den Kopf erhoben und ihre Blicke glitten forschend über das Gewühl vor ihr; seine hohe Gestalt, die die Menge überragte, mußte ihre Aufmerksamkeit erregt haben, sie sah schärfer hin — o, wie segnete er seine Weitsichtigkeit, der nichts entging! — der Ausdruck ihres Auges wurde starr, als wäre es von etwas Unerwartetem getroffen, eine heiße Röthe flog über ihr Gesicht, sie kehrte sich hastig um und verbarg sich hinter der schützenden Leinwand. Doch Manfred schreckte es nicht ab, daß sie ihn augenscheinlich nicht erkennen wollte. Der Zufall, das Schicksal führte sie ihm auf die wunderbarste Weise in den Weg, das war ein Fingerzeig des Himmels, dem er folgen mußte! Sie sollte ihm sagen, er wollte sie fragen — aber das würde sich finden, wenn er erst neben ihr stand und ihre liebe, kleine Hand in der seinen hielt. Er war nur noch etwa fünfzig Schritte von ihr entfernt, da fühlte er sich am Arm gefaßt:

„Herr von Wildenhausen, ich bin angenehm überrascht!"

Er drehte sich mit einer Verwünschung auf den Lippen um: es war ein Prinz

des königlichen Hauses, dem er in der Residenz vorgestellt worden war, ein liebenswürdiger, intelligenter, junger Mann, dem er und der ihm sehr gefallen hatte.

„Wohin so eilig?“ fuhr er heiter fort, dem sich tief Verbeugenden herzlich die Hand reichend, „Landsleute dürfen sich in der Fremde nicht vorübergehen.“

Er fügte noch manches Schmeichelhafte hinzu, ohne zu ahnen, daß der also Ausgezeichnete wie auf Nadeln stand. Glücklicherweise konnte Manfred Hermance im Auge behalten, während er mit dem Prinzen sprach, auch wenn sie ihm entschlüpfen wollte, mußte sie jedenfalls an ihm vorüber, bis dahin wurde er hoffentlich entlassen, er würde ihr nacheilen und mit ihr gleichzeitig den Ausgang erreichen. Was er dem Prinzen geantwortet, war ihm später ganz unklar, er beobachtete bloß das junge Mädchen am Ende des Corridors. Sie flüsterte mit ihrer Begleiterin, dann räumte sie Pinsel und Farben zusammen, die Aeltere war ihr behülflich, ein kurzes Sammtjaquette anzuziehen, sie rückte den Hut tief in die Stirn und nun kamen beide Damen auf ihn zu. Es war, wie er vermuthet hatte, sie wollten sich entfernen. Seine Königliche Hoheit machte Miene, ihn zu verabschieden, Wildenhausen athmete auf — aber ein tückischer Unstern führte eine alte, vornehm blickende Dame, der zwei Hoffräulein folgten, in ihre Nähe; vor den Herren stehen bleibend, richtete sie an den Prinzen, an ihren „neveu“ eine Frage.

„Ich werde Sie meiner Tante präsentiren,“ raunte dieser dem fast Verzweifelnden zu — Manfred mußte ausharren.

Seine Blicke flogen Hermance entgegen, trotz des dichten Schleiers konnte sie ihr liebliches Gesichtchen nicht verbergen. Jetzt war sie dicht an seiner Seite, er wollte grüßen, doch sie wendete geflissentlich das Haupt ab und sprach eifrig mit ihrer Begleiterin. Wie im Schlaf hörte er den Prinzen sagen:

„Baron Wildenhausen bittet um die Ehre, meine gnädige Tante —“

Er beugte sich mechanisch über die ihm huldvoll gereichte Hand und murmelte einige unverständliche Worte.

Die Prinzessin war selber eilig, sie grüßte verbindlich, und forderte ihn auf, sich bei ihr an einem der nächsten Abende zu zeigen, „pour faire plus ample connaissance.“ Den Arm ihres Neffen nehmend, rauschte sie davon. Manfred verneigte sich respectvoll, nie hatte er mit größerem Vergnügen sich von allerhöchsten Personen den Rücken wenden sehen, er war erlöst, er konnte der Fährte des schlanken Rehes nachspüren, das eben an ihm vorbeigehuscht. Rücksichtslos schob er ein Knäuel flachshaariger Töchter Albions bei Seite, die ihm über den rotheingebundenen Murray hinüber ein entrüstetes: shocking! nachsandten. Wie ein Knabe sprang er die Treppen hinab, immer ein paar Stufen mit einem Satz nehmend, athemlos kam er unten an — von Hermance keine Spur! Seinen spärlichen Vorrath von italienischen Vocabeln zusammenraffend, fragte er, ob nicht in diesem Augenblick zwei Damen herausgegangen wären, beide schwarz gekleidet, die eine jung, mit blonden Haaren. Der Portier verneinte es, in der letzten Viertelstunde wären bloß einige Herren und keine einzige Dame, weder alt noch jung, vorbeipassirt. So hielt sie sich wahrscheinlich noch in einem der Säle auf, vielleicht theilte sie die Gewohnheit Vieler, vor dem Fortgehen noch einen Blick in die Tribuna, diesen Brennpunkt, der die Strahlen höchster Schönheit in sich gesammelt hat, zu werfen. Er stürmte wieder die hohen Treppen hinauf, er spähte rechts und links, er trat den Damen auf die Kleider und den Herren auf die Füße, er rannte an harmlos Wandelnde an, er murmelte Entschuldigungen, er hob sich auf den Zehen, um über die Köpfe weg zu sehen, er benahm sich sehr auffallend — Hermance entdeckte er nirgends! Die Räume leerten sich, es befanden sich bloß noch vereinzelte Kunstenthusiasten hier und da, die sich von Lieblingsbildern nicht trennen konnten und den letzten Moment abwarteten, bis sie von den Aufsehern höflich hinausgewiesen wurden. Manfred war überall gewesen, er hatte keinen Raum undurchsucht gelassen — vergebens! Sie war verschwunden! Verschwunden, und er wußte nicht wohin! Es blieb ihm nichts übrig, als einen Galeriediener ins Vertrauen zu ziehen und ihn, vermittelst eines Trinkgeldes, zu bewegen, ihm Auskunft über die junge Dame zu ertheilen, die im westlichen Corridor eine Landschaft von Claude Lorraine copirte. Der Diener

antwortete mit echt italienischem Lächeln, die Dame, „una bellissima Signorina bionda," habe erst seit gestern ihre Staffelei aufstellen lassen, er hätte ihren Malkasten in Verwahrung — bei diesen Worten wies er ihn vor, er war aus polirtem Ebenholz, auf dem Deckel die Chiffre H. K. in Elfenbein eingelegt — doch wäre ihm leider Namen und Wohnung der Besitzerin unbekannt. Die Signorina würde sich wahrscheinlich durch den über den Ponte vecchio nach dem Palazzo Pitti führenden Verbindungsgang entfernt haben, er glaube sich zu erinnern, wie sie und ihre Begleiterin durch die Glasthür geschlüpft seien. Er hoffe Sua Eccellenza morgen besser dienen zu können.

Manfred kehrte niedergeschlagen nach seinem Hotel zurück; nachdem er ein paar nothwendige Briefe geschrieben, duldete es ihn nicht mehr im Zimmer. Draußen, auf den Straßen, den Plätzen hatte er die Chance, Hermance zu treffen! Man sagte ihm, daß die feine Welt von Florenz gegen Sonnenuntergang in den Cascinen spazieren zu fahren pflege, auch die Fremden schlössen sich von dieser Sitte nicht aus; wer die Mittel besitze, einen Wagen zu miethen, fehle nicht bei diesem eleganten Rendezvous.

Ein gutes Reitpferd war in wenigen Minuten aus der nahen Manège besorgt und der von rastloser Unruhe Gefolterte sprengte im raschesten Tempo den Lungarno, jenen prächtigen, von Palästen eingefaßten Quai, entlang, den Cascinen zu. Dort angelangt, mußte er seine Eile mäßigen, die endlose Wagenreihe bewegte sich langsam vorwärts, die Spazierenfahrenden wollten behaglich den herrlichen Abend, die vom Fluß herüberwehende Kühle, den Schatten der Bäume genießen. Allgemein wurde die vornehme Gestalt des kühnen Reiters bemerkt, der sein Roß so lustig herumtummelte und bald hier-, bald dorthin jagte; er mochte Bekannte suchen, mit denen er eine Verabredung getroffen, denn er musterte aufmerksam einen jeden Wagen und wandte sich gleichgültig auch von den schönsten Gesichtern ab. Als mit hereinbrechender Dunkelheit die letzten Equipagen den Park verließen, schlug Manfred den Rückweg ein, viel langsamer, als er gekommen war — er hatte Hermance nicht gefunden! Aber er mußte sie finden, um jeden Preis! Daß sie in den Uffizien zu copiren angefangen, bewies, daß sie keine flüchtige Durchreisende war, sie hatte sich Florenz zu längerem Aufenthalt erwählt.

Eine fieberhafte Aufregung hatte ihn ergriffen, ja, er liebte sie glühend, unsinnig! Es war, als sollte er jetzt zum ersten Mal die unbezwingliche Macht einer wahren Leidenschaft erfahren.

Nichts, was er bis dahin empfunden, glich diesem schmerzlich süßen Rausch, der in seinen Augen brannte, sein Blut entflammte, seine Gedanken verwirrte! Nur sie sehen, ihr Kleid streifen, ihre Hand berühren, ihre Stimme hören! War es nicht ein Fatum, daß er ihr hier begegnet, hier, unter diesem lachenden Himmel, der die Welt zum Genuß einlud und blasser, kalter Entsagung spottete?

Kaum waren am nächsten Morgen die Uffizien geöffnet, so durchwandelte Wildenhausen bereits die Säle. Der Galeriediener, dem der empfangene Napoleon das lebhafteste Interesse für den fremden Principe eingeflößt hatte, grüßte ihn ehrfurchtsvoll, mit kläglicher Miene mußte er jedoch bekennen, daß er nichts habe über die Signorina erforschen können. Heute früh sei die ältere Dame mit einem Diener erschienen und habe die Staffelei, die Leinwand, den Malkasten abgeholt, die Gegenstände wären in einen Wagen gepackt worden, die Dame sei eingestiegen und fortgefahren; er habe seine Hülfe angeboten, um sich bei der Gelegenheit die Nummer des Fiakers zu merken, aber es sei eine einfache Privatequipage ohne Chiffre und ohne Wappen gewesen, somit könne er Sua Eccellenza nicht den kleinsten Anhaltspunkt geben. Manfred ließ einen zweiten Napoleon in die Hand des Diensteifrigen gleiten, er schämte sich nachträglich, diese Hülfe in Anspruch genommen zu haben, und war beinahe zufrieden, von ihm so ungenügend berichtet worden zu sein. In den Uffizien durfte er sie mithin heute nicht erwarten, vielleicht würde er sie im Palazzo Pitti treffen. Er verweilte lange in den prächtigen Sälen des Königsschlosses, die Bilder betrachtete er sehr oberflächlich und die Menschen sehr aufmerksam, späterhin hatte er eine undeutliche Erinnerung, in der Madonna della sedia eine Aehnlichkeit mit Hermance

entdeckt zu haben. Er sah nicht wie Faust eine Helena in jedem Weibe, aber die Geliebte in jedem holden Bildniß. Als die dritte Stunde herankam, mußte er die Hoffnung aufgeben, er hatte wieder vergeblich gesucht. Die Zeit bis zur Promenade benutzte er, die Straßen zu durchstreifen, in alle offen stehenden Kirchen zu blicken, zu allen Fenstern und Balcons emporzublicken — der Zufall konnte sie ihm überall entgegenführen — der Zufall war indessen übler Laune, er förderte seine Wünsche nicht.

In den Cascinen wiederholte sich die Scene des vorhergehenden Abends. Manfred war blind für die Schönheiten dieses herrlichen Parkes; er hatte kein Auge für die reiche Vegetation, die die Kinder der nördlichen und südlichen Zone vereinigt; er sah nicht, wie der üppige, großblättrige Epheu die Stämme bis zu den Wipfeln hinauf dicht umspinnt und wie die Bäume, statt unter der gefährlichen Umarmung zu ersticken, nur frischer und kräftiger emporstreben. Der Reiter mit den ernsten, männlichen Zügen und der sicherstolzen Haltung jagte auch heute die Alleen auf und nieder, in jeden Wagen, in dem blonde Locken schimmerten, senkte er einen spähenden Blick, dem stets der Ausdruck bitterer Enttäuschung folgte. Der stattliche Forestiere wurde mit Interesse beobachtet und die schönen aristokratischen Damen, deren größtes Vergnügen diese Corsofahrten bilden, denen manches zarte Verhältniß entsprießt, sandten ihm ein vieldeutiges Lächeln nach.

Als Manfred nach einer schlaflos verbrachten Nacht sein Antlitz im Spiegel betrachtete, erschrak er über die Verheerungen, die wenige Tage dort angerichtet. Die Stirn schien ihm mit tiefen Furchen gezeichnet, die Züge verfallen und gealtert, die Augen matt und ihre Ränder geröthet. Der Leidenschaft eines Jünglings waren seine Kräfte nicht mehr gewachsen, seine an gleichmäßige Stimmung gewöhnte Seele wurde von diesen aufregenden Kämpfen verzehrt. „Frischer Most in morschem Gefäß," murmelte er vor sich hin, „Frühlingsstürme im Herbst, junges Herz und graues Haupt — ich bin ein wandelnder Anachronismus, eine lebendige Antithese!"

Bis gegen Mittag gewann er es über sich, ruhig im Hotel zu bleiben, Briefe zu schreiben und sich an der wundervollen Aussicht auf den Arno zu erfreuen; dann ging er nach dem Café Doney, wo er Zeitungen lesen wollte. Plötzlich sprang er auf, ergriff seinen Hut, und sich in die erste vorüberkommende Droschke werfend, fuhr er nach der Galerie, wo Hermanee heute möglicherweise sein konnte, da sie gestern nicht dort gewesen war. Unnöthig zu sagen, daß er sich abermals betrogen sah. Er verachtete sich selber dieser Inconsequenz wegen, er wollte nicht länger wie ein Narr die Stadt nach allen Richtungen durchrennen, er war ein Mann, der schließlich diese Aufregung bemeistern mußte.

Am Nachmittag wanderte er zu Fuß nach San Miniato, der auf der Höhe thronenden Kirche, von der aus einst Michel Angelo die Vertheidigung der Stadt geleitet und die das gesammte Arnothal beherrscht. Die Sonne neigte sich bereits und begann den Zauber ihres Farbenspiels zu entwickeln. Er verfolgte anfangs die breite, prächtige Fahrstraße, die sich in sanften Windungen aufwärts zieht. In den Vignen und Villen reiften die Orangen, die Weinranken, mit Trauben beschwert, schlangen sich in Festons von Baum zu Baum, immergrüne Eichen, Lorbeeren und Cypressen gaben den ernsten Hintergrund für die mit brennendrothen Blüthenrispen besäeten Gebüsche, die in verschwenderischer Fülle lachenden Rosen, den üppigen, bunten, duftenden Blumenreichthum. Schwarzäugige Kinder mit lebhaften graziösen Bewegungen spielten in den Anlagen, Mönche in braunen Kutten, den Strick um den Leib und Sandalen an den nackten Füßen, wandelten behäbig, im Brevier lesend, einher, Kastanien wurden auf kleinen Oefen an der Straße geröstet und den Vorübergehenden angeboten, die weichen Laute der lingua toscana schlugen an sein Ohr — Manfred fühlte nicht nur in sich ein heißes Leben pulsiren, auch was ihn umgab, schmeichelte die Sinne in eine süße Trunkenheit. Und blickte er zurück, so entrollte sich vor ihm das entzückendste Bild. Die gelben Fluthen des hoch angeschwollenen Arno, von zahlreichen Brücken malerisch überwölbt, aus dem Häusermeere der Stadt die gewaltige Kuppel des Doms hervorragend, der zierlich phantastische Campanile, der schlanke kecke Thurm des Pa-

lazzo vecchio, wie Pfeile in die Luft schießend; das Ganze umrahmt von den edel geschwungenen Linien der Bergkette, von deren Höhen das alte Fiesole auf seine grausame Besiegerin, das eifersüchtige Florenz, melancholisch niederschaut. Die Fahrstraße verlassend, schlug Manfred einen steilen, aber pittoresken Fußpfad ein. Die Strahlen der Sonne ruhten leuchtend auf der Marmorfaçade der Kirche von San Miniato, das sich ringsum erstreckende weiße, marmorne Todtenfeld — Florenz' vornehmster Gottesacker — erglänzte wie frisch gefallener Schnee, die Kreuze und Monumente, die sich auf den Steinplatten des Bodens erhoben, schienen bloß zum Schmuck dazustehen. Am Fuße der im Bau begriffnen Terrassentreppe, die den Weg abkürzen soll, rastete er, um Athem zu schöpfen. An der den Friedhof begrenzenden Balustrade, gerade über ihm, lehnten zwei Frauengestalten. Die Eine stützte sich leicht mit der Hand auf, ihr blondes Haar schimmerte wie gesponnenes Gold, ihr feines Profil war einem jungen Mann von unvergleichlich schönen Zügen, dem Typus nach einem Italiener, zugekehrt, der in ehrfurchtsvoll verbindlicher Haltung vor ihr stand. Manfred hätte aufjauchzen mögen: Endlich gefunden! Doch, was hatte dieser Herr sich so angelegentlich mit ihr zu unterhalten? Seine Blicke, sein Lächeln drückten unverkennbar die zarteste Verehrung und Huldigung aus. Leidenschaftliche Eifersucht bemächtigte sich seiner — wie durfte er sich unterfangen, mit diesem jugendlichen Antinous in die Schranken zu treten, er, den die letzten Tage um Jahre gealtert hatten! Er seufzte tief. Hatte das junge Mädchen diesen Schmerzenslaut vernommen? Hatte sie der magnetischen Einwirkung des auf ihr wurzelnden Blickes gehorcht? Sie beugte sich vor und ließ ihr Auge suchend umherschweifen. Das leichte, mit einem glatten, blauen Bande gezierte Basthütchen war zurückgeschoben und das holdseligste Gesicht zeigte sich frei und unverhüllt. Manfred grüßte halb mechanisch — erkannte sie ihn, oder hielt sie es bloß für eine ihrer Anmuth dargebrachte Artigkeit eines Fremden? Sie neigte ein wenig das Haupt und um ihren Mund zog sich ein leises, trauriges Lächeln.

In ein paar Minuten mußte er sie erreicht haben, er stürmte ungestüm vorwärts. Ein Aufseher vertrat ihm den Weg, ihn zu bedeuten, daß die Benutzung der noch unfertigen Treppe dem Publicum nicht gestattet wäre, höflich zeigte er ihm einen Seitenweg, der ebenso schnell zum Ziele führte. Ein Aufenthalt war dadurch entstanden, Wildenhausen hatte die in italienischer Sprache gegebene Erklärung nicht gleich begriffen, um so eiliger trieb es ihn weiter. Da lag es vor ihm, das weiße Marmorreich des Todes, unter dessen künstlich an einander gefügten, Inschriften tragenden Steinplatten die Abgeschiedenen in gemauerten Grüften schlafen.

Röthliche Lichter webten einen magischen Schleier um dieses Feld der Thränen, die glänzende, spiegelglatte Fläche flimmerte im goldnen Schein der Abendsonne. Er war geblendet, überwältigt von dem noch nie gehabten Anblick! Als sein Auge sich an die glühende Beleuchtung gewöhnt, erblickte er in einiger Entfernung Hermance, die sich am Arm des jungen Mannes dem Ausgangsthor näherte. Wie eine Sylphe schwebte ihre schwanke, biegsame Gestalt dahin, bald zwischen den Grabmälern verschwindend, bald zwischen ihnen auftauchend. Er wollte ihren Namen rufen, aber er besaß Ueberlegung genug, den Ton in der Kehle zu ersticken. Was würde sie, was ihre Begleiter denken? Er folgte ihr von weitem, vielleicht drehte sie sich um, dann durfte er sich bemerkbar machen.

Das Thor öffnete sich, eine Equipage wartete draußen, ziemlich hastig stiegen das Mädchen und die ältere Dame ein. Der Herr verbeugte sich tief und führte die ihm gereichte Hand an die Lippen, ungern, zögend ließ er sie los — so glaubten wenigstens die eifersüchtigen Augen zu beobachten — dann rollte der Wagen so schnell, wie es die abschüssige Straße erlaubte, der Stadt zu. Der Herr zog noch einmal den Hut und winkte ein elegantes, mit Racepferden bespanntes Coupé heran, das ebenfalls vor dem Thor hielt. Gott sei Dank! Er gehörte nicht zu ihrer intimeren Bekanntschaft, sonst würde sie ihm einen Platz in ihrer Equipage angeboten haben.

Mit Neid sah Manfred dem schönen

jungen Manne nach, der sich bequem in die Kissen zurücklehnte — er war jung, der Glückliche, jung! Er ahnte nicht, welch immensen Vorsprung ihm seine fünfundzwanzig Jahre vor Geist, Charakter und Tüchtigkeit gaben! Dicht vor seinen Füßen stand auf einer Grabplatte ein Blumentopf aus Porcellan, auf dem mit goldnen Buchstaben: Marietta geschrieben war. Ein weißer Rosenstock blühte daraus empor. Es hatte etwas Rührendes, dieses einzige Wort: Marietta! „Morta a l'età di XII anni" war auf dem Stein zu lesen. — Warum hatte sie so früh sterben müssen, die kleine, fröhliche Marietta? Wie grausam war es von der Natur, Knospen zu brechen, während sie welke Blumen schonte, die langsam Blatt für Blatt verloren? Wieviel Thränen mochten um die arme Marietta geflossen sein! — Wer würde um ihn trauern? Nur die werden beweint, die viel geliebt worden sind. — Er trat an die Balustrade, um das wundervolle Panorama zu überschauen. Ein feines Taschentuch lag am Boden, er hob es auf, dem zarten Gewebe entströmte ein lieblicher Veilchenduft, „Hermance" war in eine Ecke gestickt. Er küßte den theuren Namen, er drückte ihn an Augen und Herz, ein Schimmer von Hoffnung erhellte sein trübes Sinnen; er hielt etwas, was ihr gehörte, es war ein Pfand, das ihm ein Wiedersehen sicherte, das sie selbst mit einem lieben Wort, einem Lächeln einlösen würde!

VI.

In der Via Montebello, einer der neuangelegten Straßen von Florenz, die sich nach den Cascinen zu erstrecken, stand ein kleines einstöckiges, von einem schattigen Garten umgebenes Haus. Vor demselben hielt gegen die siebente Abendstunde ein Fiaker, aus dem ein untersetzter, kräftiger alter Herr stieg. Ehe er noch den Klopfer an der Hausthür in Bewegung setzen konnte, wurde dieselbe von innen geöffnet, eine schlanke Mädchengestalt flog die Stufen herunter und warf sich mit dem Ausrufe: „Onkel, lieber Onkel Martin!" in seine Arme. Der alte Herr ließ Stock, Paletot, Reisetasche, Alles, was er in den Händen trug, fallen und drückte das junge Mädchen fest an sich, ihr blondes Köpfchen zärtlich streichelnd und küssend. Sein grauer Schnurrbart zitterte, als er mit etwas rauher Kehle sagte:

„Ich kann es nicht mehr ohne dich aushalten, Herzchen, darum komme ich selber dich zu holen. Fast zwei Jahre habe ich dich entbehren müssen, wäre es nicht die Rücksicht auf deine Gesundheit gewesen, ich hätte dich nicht so lange hier gelassen. — Aber, was ist denn, du weinst ja? —" fügte er unruhig hinzu, als er sie leise schluchzen hörte.

„Es ist nur, weil ich so glücklich bin, dich wieder bei mir zu haben, Onkel Martin; ich hatte heftige Sehnsucht nach dir und Heimweh nach unseren Bergen."

„Wenn man glücklich ist, braucht man doch nicht zu weinen," entgegnete der Oberforstmeister nicht ganz überzeugt. Er wischte sich aber selber mit der flachen Hand über die Augen. „Wo ist die Professorin, die brave Frau, die dich so treu gepflegt und beschützt hat?"

„Sie ist oben, wir haben mit dem Essen auf dich gewartet, Onkel, und all' deine Lieblingsgerichte gekocht. Frau Lorenz hat selbst in der Küche gestanden und die Zubereitung überwacht."

„Das ist natürlich ein Einfall von dir, Herzchen, und ein sehr guter. Ich habe nichts Ordentliches zu essen bekommen, seit ich von Hause fort bin. Gehen wir hinauf — hier ist also deine Wohnung? Es sieht recht sauber und anständig für Italien aus. — Halt, mein Freund, wohin schleppt Ihr diese Sachen," unterbrach er sich, als er bemerkte, daß sich ein Mann mit seinen Reiseeffecten belud.

Hermance erklärte, es sei Giuseppe, ihr Diener.

„Ist er ehrlich?" fragte der Alte mißtrauisch. „Alle Italiener sollen geborene Spitzbuben sein. Bist du noch nicht bestohlen worden?"

Sie beruhigte ihn lächelnd, bis jetzt hätte sie nur mit zuverlässigen Leuten zu thun gehabt. Indem sie ihn hinaufführte, erzählte sie ihm, wie sie, als sie vor einem Jahre in Florenz angekommen wären, nach vielem Suchen dieses Haus, das eben fertig geworden, gefunden und es sofort gemiethet hätten. Es sei freilich zu groß für ihre Bedürfnisse, doch hätten sie vorgezogen, das Parterre ebenfalls zu nehmen, um nicht durch fremde

Hausgenossen belästigt zu sein. Der Alte billigte das vollkommen, er hätte sich gewundert, daß sie nicht mehr Geld gebraucht, das Leben müßte hier wohlfeiler als daheim, in der Residenz sein. Die Professorin kam ihnen an der Treppe entgegen und nachdem sie den Oberforstmeister herzlich begrüßt hatte, sagte sie, an seine letzten Worte anknüpfend: wenn Hermance in Gesellschaften gegangen wäre und Leute bei sich empfangen hätte, würden ihre Ausgaben erheblich gewachsen sein; so aber hätte sie nur ein paar Familien, denen sie empfohlen gewesen, selten genug besucht und ihre Thür einem Jeden verschlossen gehalten.

„Also immer noch der kleine Einsiedler," neckte sie der Alte, der liebevoll das von Freude geröthete Gesichtchen betrachtete. „Du siehst wohl aus, Hexchen, und scheinst mir ein wenig stärker geworden, wennschon ich die Taille mit meinen Händen umspannen kann. Ich wollte dieses sogenannte schöne Land, das ich abscheulich finde, segnen, wenn sich dein Körper hier gekräftigt hätte."

Die zierlich gedeckte Tafel im Speisezimmer gewahrend, versicherte er, alle weiteren Mittheilungen bis nach dem Essen verschieben zu wollen, sein Leib bedürfe einer nahrhaften Kost; bei der Tasse Kaffee und der Cigarre würde er Fragen ausführlich beantworten. Hermance mußte sich darein ergeben, obgleich sie vor Ungeduld verging, Näheres von Hause zu erfahren. Auguste war keine gewissenhafte Correspondentin, sie schrieb der Tochter wohl häufig, doch enthielten ihre Briefe selten mehr als eilige flüchtige Zeilen.

„So, jetzt fängt das Erzählen an," sagte der Oberforstmeister, den Dampf seiner Cigarre in die Luft blasend und sich behaglich in dem Lehnstuhl ausstreckend; „ehe ich abreiste, verbrachte ich ein paar Tage in der Residenz und war der Gast deiner Mutter."

„Du warst bei Mama! Wie sieht sie aus? Was macht mein kleines Brüderchen?"

„Sachte, sachte, Hexchen, du sollst Alles hören." Er holte seine Brieftasche hervor, aus der er eine Photographie nahm. „Hier ist etwas für dich, die Schwägerin gab es mir in der letzten Minute, ein größeres Bild wirst du erhalten, sobald es fertig ist."

Sie sprang auf und trat zur Lampe. „Der Kleine!" rief sie mit strahlendem Blick; „die gute Mama, immer denkt sie daran, mich zu erfreuen!"

„Na!" flüsterte der Alte der Professorin ins Ohr, „ich dächte, diese Einfälle kämen ihr höchst selten! Ein dankbareres Gemüth, wie das des Kindes, giebt es nicht zum zweiten Mal auf der Welt."

Hermance küßte das Bildchen. „Wie er niedlich ist, mein kleiner Bruder, und welch' verständiges Gesichtchen er schon hat! Das sind Mama's große, schwarze Augen, er wird ihr gewiß ähnlich werden. Und diese runden Aermchen und Beinchen!"

„Es ist ein Wunderkind," sagte der Onkel trocken, „seine Eltern stimmen in dieser Ansicht überein. Die Schwägerin versichert, wenn sie mit ihm ausführe, blieben die Leute auf der Straße stehen, weil sie nicht wüßten, was mehr bewundern: die Equipage, die schöne Frau, die Amme oder den Jungen. Sie ist eine sehr zärtliche Mutter geworden, weil der kleine Bengel sie bereits tüchtig tyrannisirt, er will fortwährend unterhalten sein und schreit wie besessen, wenn sich Niemand um ihn kümmert. Siehst du, Hexchen, das ist dein Fehler, daß du diese Art nie verstanden hast. Die Schwägerin bedauert übrigens sehr deine Abwesenheit, sie wollte ihren Mann nach Ostende begleiten und wußte nicht, wem das Kind übergeben. Wärest du in Bergethal gewesen, man hätte es dir sammt Bonne und Amme zugeschickt."

„Nichts hätte mich mehr erfreut! Ich würde das Brüderchen wie meinen Augapfel gehütet haben. Wie gütig von Mama, mir so viel Vertrauen zu schenken."

„Daß du das gewissenhafteste Kindsmädchen sein wirst, kann sie sich leicht vorstellen," brummte der Alte, „eine besondere Auszeichnung sehe ich nicht darin. Ich hoffe, du wirst dich in Zukunft nicht mißbrauchen lassen."

„Onkel Martin!" Sie hob halb ernsthaft, halb lächelnd drohend den Finger.

„Ich schweige, Hexchen, ich schweige, in diesem Punkt bist du nicht ganz zurechnungsfähig. Uebrigens will ich dir das Bekenntniß ablegen, daß deine Mutter

mir als Frau v. Freiendorf viel besser, wie als meine Schwägerin gefällt. Weiß der Himmel, wie sie es anfängt, aber sie wird mit jedem Tage hübscher. Ich sage dir, auf der Taufe sah sie in dem weißen Spitzenkleide, mit dem antiken Schmuck, den du ihr zum Pathengeschenk geschickt hattest, bezaubernd aus."

Hermanee hatte sich zu Füßen des alten Herrn auf ein niedriges Tabouret gesetzt, ihre Arme auf seine Knie stützend, blickte sie ihn ängstlich forschend an.

„Onkel, glaubst du, oder vielmehr, bist du überzeugt, daß sie — glücklich ist?"

„Ich bin nicht der liebe Herrgott, der Herz und Nieren prüft, soviel meine alten Jägeraugen sehen können, ist sie es. — Zweifelst du daran? und warum?"

Das junge Mädchen senkte den Kopf und erwiederte zögernd: „Ich fürchtete, sie hätte Freiendorf nicht aus wahrer Liebe die Hand gereicht."

„Aus welchem Grunde sollte sie es gethan haben? Niemand hat sie gezwungen, noch beredet. Du weißt sogar, daß ich zuerst wüthend war und ihr meine Meinung nicht verhehlte. Es half nichts, sie war in den jungen Menschen verliebt wie ein Kätzchen."

„Am Hochzeitstage, als ich ihr den Orangenblüthenkranz aufsetzte — ich hätte Niemandem erlaubt, ihr an diesem Tage eine Handreichung zu thun — war sie so tief bewegt, daß mir der Gedanke kam, sie bereue den Schritt. — Ich wagte nicht, sie zu fragen, es war zu spät, und ich — ich —" Sie stockte und ein Zittern durchlief ihre Gestalt.

„Du bist ein Närrchen," entgegnete der Oberforstmeister, „ich will dir wiederholen, was deine Mutter mir sagte, als sie, von der Hochzeitsreise zurückkehrend, das neue Haus bis in den kleinsten Winkel von dir eingerichtet und zum Empfang geschmückt fand."

„Es war der letzte Liebesbeweis, den ich ihr für lange Zeit geben konnte! Ich mußte nach Montreux abreisen, ohne sie gesehen zu haben."

„Natürlich, weil du dich mit den hunderttausend Aufträgen und Besorgungen vollends krank gemacht hattest! Also deine Mutter sagte, ihr sei am Hochzeitstage zum ersten Mal so recht klar geworden, welchen Schatz sie an dir besäße und wie wenig sie dazu gethan hätte, deine hingebende Liebe zu verdienen. Es ist freilich nur eine flüchtige Regung gewesen, doch, daß sie sie überhaupt empfunden, hat ihr einen Theil meines Herzens gewonnen. Zärtlichkeit hat nie in ihrer Natur gelegen, ihre Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit sind von oberflächlichen Beobachtern oft dafür gehalten worden, was indessen an Wärme in ihr schlummerte, das hat Freiendorf zu beleben verstanden. Alles in allem ist es ein wohlassortirtes Paar, sie stehen beide auf dem Boden einer gewissen Mittelmäßigkeit und keines fordert von dem Andern mehr, als es zu geben vermag. Ich würde nie gegen diese Verbindung geeifert haben, hätte sie sich unter für dich weniger verletzenden Umständen vollzogen. Dieser Wechsel . . . Nun, dich hat es weiter nicht gekränkt und das war mir die Hauptsache — Baron Wildenhausen hat unbewußt diesen Umschwung veranlaßt . . ."

„Herr von Wildenhausen — wie so?" fragte Hermanee mit leise bebender Stimme.

Der Oberforstmeister hielt inne, er bemerkte mit Sorge den raschen Farbenwechsel, der eine noch immer reizbare, zarte Constitution verrieth. Das weiche Haar liebkosend streichelnd, sagte er:

„Freiendorf fürchtete in ihm den Nebenbuhler und die jähe Eifersucht belehrte ihn, wem sich seine Neigung unterdessen zugewandt hatte. — Weißt du, Herzchen, daß wir uns damals gründlich geirrt haben mit unseren Vermuthungen? Deine Mutter hat sich nie ernstlich für den Baron interessirt, etwas Coketterie, nichts weiter! Ihr Mann neckte sie neulich mit dem alten Verehrer und da meinte sie lachend, er habe die unbequeme Manier, seine Geliebte wie eine Göttin auf ein Piedestal zu stellen; um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, hätte sie sich wohl gehütet, es zu besteigen. Es war allein die Erinnerung an die gemeinsame Jugendzeit, die ihn nach Bergethal führte, ernste Absichten hatte er nicht. Wenn du ihm gefallen hättest, würde ich es natürlicher gefunden haben —"

„Onkel Martin!" Sie glühte wie eine Rose.

„Sei nicht böse über den kleinen Scherz," bat er, die feine Hand küssend, die sich ihm auf den Mund gelegt.

Die Professorin, die mit Antheil das Gespräch verfolgte, fragte nach Tante Marie.

„Wie geht es ihr?" fragte das junge Mädchen, froh über diese Ablenkung, „ich bin recht herzlos, mich noch nicht nach ihr erkundigt zu haben."

Der alte Herr lachte geräuschvoll. „Sie ist unglücklich, weil sie nicht genug Arbeit hat. Freiendorf ersetzt nämlich die beste Wirthschafterin, was deiner Mutter durchaus nicht unlieb ist; wenn Diners gegeben werden, so entwirft er das menu, erfährt zu den Delicatessenhändlern, um selbst die Bestellungen zu machen, er bestimmt, welches Service genommen werden soll und beaufsichtigt das Herrichten der Tafel. Seine Gattin darf sich bloß um ihre Toilette kümmern und auch dabei reservirt er sich eine entscheidende Stimme, er conferirt mit der Modistin und dem Friseur und ist stolz, wenn man Augustens geschmackvolle Eleganz, die zum Theil sein Werk ist, rühmt. Tante Marie ist durch ihn depossedirt, sie darf nichts als die Vollstreckerin der höchsten Befehle sein, und das betrübt die gute Seele."

So berichtete er noch Vielerlei den Damen, die über die Verhältnisse der Heimath genau unterrichtet werden wollten.

Hermanee hatte sich ein Atelier zu Hause eingerichtet, wo sie unter der Anleitung eines tüchtigen Künstlers fleißig malte. Bei Ausflügen in die Umgegend führte sie stets ihr Skizzenbuch mit sich, die Motive, die sie sich flüchtig notirte, arbeitete sie später zu sorgfältigen Studien aus. Ihr Talent hatte sich auf das erfreulichste entwickelt, eine sinnige, tiefe Natur, wie sie war, konnte sie das einmal Ergriffene nur mit heiligem Ernst betreiben. Der Oberforstmeister riß die Augen auf, als er die Früchte ihres Fleißes erblickte, die eingerahmt an den Wänden hingen und ganze Mappen füllten.

„Du brauchtest nicht reich zu sein, Herzchen," sagte er bewundernd, „dein Pinsel würde hinreichen, dir ein Vermögen zu erwerben."

Wie herzlich sie über den Onkel lachte, der so naive Vorstellungen von der nach Brot gehenden Kunst hatte. Da er sie in der hellen Morgensonne etwas bleich aussehend fand, fragte er ängstlich, ob der Geruch der Oelfarben nicht am Ende schädlich sei? Sie beruhigte ihn darüber und redete ihm zu, sich der Führerschaft der Professorin anzuvertrauen, die ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen wollte. Warum sie nicht mitkäme? Der Spaziergang würde ihr die Wangen lebhafter färben. Sie war verhindert, sie erwartete ihren Lehrer und, um Luft zu schöpfen, brauchte sie bloß in den Garten zu gehen. Der Onkel ließ diese Ausrede heute gelten, weil er mit Frau Lorenz allein zu sprechen wünschte. Kaum befand er sich mit ihr auf der Straße, als er, sie am Arm fassend, unruhig fragte:

„Nun sagen Sie mir, was Ihr letzter Brief eigentlich bedeutete? Auf ihn hin entschloß ich mich zu der Reise, die mir sauer genug wurde."

„Sie wären ohnedies gekommen," lächelte die Professorin, „Sie hätten Hermanee nicht die Rückreise ohne männlichen Schutz machen lassen."

„Ich wußte sie unter dem Ihren und das genügte mir. Ihre geheimnißvollen Andeutungen gingen mir jedoch im Kopf herum, ich hatte keine Ruhe mehr, bis ich das Kind gesehen."

„Geheimnißvoll sollten sie nicht sein, ich schrieb Ihnen bloß, daß nach meiner Ueberzeugung ein südliches Klima für das Mädchen keine unbedingte Nothwendigkeit sei, ihre Gesundheit, wennschon zart, fordere nicht einen verlängerten Aufenthalt in Italien, das Leiden, das an ihrer Jugendblüthe zu nagen scheine, sei nicht mit ärztlichen Verordnungen zu euriren."

„Welches Leiden? Ich bitte Sie, welches?" rief der Oberforstmeister, stehen bleibend und heftig mit dem Stock aufstoßend.

„Mäßigen Sie Ihre Lebhaftigkeit, wir sind auf der Straße und die Leute sehen uns bereits an. — Ein Leiden, das in der Seele, im Herzen seinen Sitz hat."

„Doch nicht etwa eine unglückliche Liebe!" schrie der Alte, trotz der Warnung seiner Begleiterin so laut, daß ein paar in der Nähe stationirende Fiaker, den Ausruf auf sich beziehend, mit erhobener Peitsche, in rasender Eile angejagt kamen. Man hatte Mühe sich ihrer zudringlichen Offerten zu erwehren. „Eine unglückliche Liebe," wiederholte er, „zu wem?"

„Das frage ich Sie," gab die Dame zurück. „Ich war damals nicht in Berge-

thal und erfuhr nur aus Briefen, was sich dort zutrug. Bei allem Vertrauen, das mir Hermance schenkt, giebt es dennoch Dinge, über die sie sich nie äußern würde. Sie war schon als Kind so, wo Andere laut klagten, wurde sie wo möglich noch stiller, man mußte ihr ansehen, was ihr fehlte, das schüchterne, kleine Geschöpf bewies oft einen wahren Heldenmuth in geduldigem Ertragen. Während der ganzen langen Zeit, die ich jetzt mit ihr verbracht habe, hat sie nicht ein Wort verlauten lassen, das mir einen Anhalt für meine Vermuthungen gäbe, und dennoch möchte ich schwören, daß sie einen Kummer, ein Weh im Grunde ihrer Seele birgt. Sie ist verändert, die kindliche Fröhlichkeit, die sie früher mit Ihnen und mir entfaltete, ist verschwunden. Sie kann wohl heiter sein, aber man merkt ihr die Anstrengung an."

Der Alte schlug sich mit der Hand vor die Stirn und sagte grimmig:

„Hätte ich nur den Jemand hier, um den sie sich grämt! — es würde nicht glatt ablaufen! Ich kann es mir gar nicht vorstellen, wie ihre Neigung nicht erwiedert werden sollte — Herr des Himmels! es wird doch nicht Freiendorf, ihr Stiefvater, sein? Er war ja der Einzige, den sie Gelegenheit hatte, näher kennen zu lernen! Ich drehe ihm den Hals um, wenn er mir das Herzchen unglücklich gemacht hat!"

„Sie sind im Irrthum," erwiederte die Professorin mit Bestimmtheit, „ihn trifft kein Vorwurf, ein Mann, der dieses Herz zu gewinnen vermag, muß etwas anders beschaffen sein."

„Freilich, freilich, bei Lichte besehen ist er ein hohler, leerer Fant, ich begreife nicht, wie ich einen Augenblick denken konnte, daß sie ihn wählen würde."

„Ich bilde mir ein, sie muß ihn vor einigen Tagen hier wiedergesehen haben."

„Wen?"

„Ihn, den sie liebt."

Der Oberforstmeister machte einen Satz wie ein Jüngling.

„Halten Sie mich zum besten, Verehrte? So wissen Sie, wer er ist? Wie heißt er, wo wohnt er? — Ich werde gleich —"

„Sie hören kein Wort mehr von mir, wenn Sie so aufbrausen," sagte die Dame nachdrücklich, der Sicherheit wegen ihren Arm in den seinen schiebend. — „Vergessen Sie nicht, wo wir uns befinden. Ich kann den Betreffenden weder nennen, noch beschreiben, noch habe ich ihn erblickt."

„Ich verstehe nichts, absolut nichts," stöhnte der alte Herr mit einer Duldermiene.

„Warten Sie, es wird Ihnen gleich verständlich werden. Hermance hat eine große Vorliebe für eine Landschaft von Claude Lorraine in den Uffizien, schon immer war es ihr Wunsch gewesen, sie zu copiren, sie traute sich bloß nicht genug Geschicklichkeit zu, die Aufgabe würdig zu lösen. Vor kurzem fing sie endlich an, sie freute sich wie ein Kind auf die Arbeit, und das neugierige Anstarren der Menschen, das sie zuerst gescheut hatte, belästigte sie wenig. Ich begleitete sie natürlich; sie trug einen einfachen schwarzen Anzug, um durch nichts aufzufallen. Aus demselben Grunde hatten wir die Staffelei am Ende des Corridors aufstellen lassen. Wir blieben auch ziemlich unbemerkt, obschon einige Herren dann und wann vorübergingen, und über die ‚reizende blonde Deutsche' hörbar ihre Bewunderung äußerten."

„Unverschämtes Volk," brummte der Oberforstmeister.

„Sie wurde dann wohl bis an die Haarwurzeln roth, indessen ließ sie sich nicht im Arbeiten stören, sie war zu eifrig dabei. Der Duca verfehlte nicht zu kommen, um die Untermalung zu kritisiren."

„Der Duca? Wer — was ist das?"

„Der Herzog von Montenero, ein junger, schöner Mann von bester Familie, der im vorigen Winter Hermance in einer Gesellschaft bei unserem Gesandten kennen lernte und, wie es scheint, eine warme Neigung zu ihr gefaßt hat. Wir finden ihn überall auf unseren Wegen, seine Verehrung hält sich jedoch in so bescheidenen Grenzen, daß sie kaum zurückzuweisen ist. Wenn sie sich entschließen könnte — er ist eine brillante Partie und soll vortreffliche Eigenschaften besitzen. Er lebt wirklich nur ‚von den Strahlen ihrer Augen'."

„Den Duca lassen Sie gefälligst aus dem Spiel," rief er ärgerlich, „einem braven Deutschen soll sie angehören, und keinem falschen Italiener!"

Sie zuckte lächelnd die Achseln. „Es hat keine Gefahr, sie schätzt sein Kunsturtheil und plaudert gern mit ihm, der das reinste Italienisch spricht. — Aber, Sie haben mich unterbrochen. Wir befanden uns also zum zweiten Mal in den Uffizien, Hermance war in ihre Arbeit vertieft, da bemerkte ich, wie sie aufsah und starr nach der Richtung hinblickte, wo sich eine dichte Gruppe von Herren um irgend eine hohe fürstliche Persönlichkeit geschaart hatte. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, dann wurde sie todtenblaß, sie senkte den Kopf, als wollte sie sich hinter der aufgespannten Leinwand verstecken, und flüsterte mir zu, sie fühle sich unwohl, ob ich nicht mit ihr nach Hause fahren möchte. Ich faßte ihre Hand, sie war eiskalt und zitterte, sie warf Pinsel und Palette in den Malkasten, zog den Schleier vor das Gesicht und riß mich mit sich fort. Obgleich wir zu den Uffizien hereingekommen waren, verlangte sie, daß wir den Rückweg durch den Palast Pitti nahmen, als wollte sie um jeden Preis einer Begegnung ausweichen. Unterwegs sprach sie kein Wort, sie drückte sich in die Wagenecke und hielt die Augen geschlossen. Mich erschreckte ihr bleiches Aussehen, ich drang in sie, doch sie blieb dabei, daß es nichts als ein Anfall von starker Migraine wäre. Am nächsten Morgen erklärte sie, nicht mehr in die Galerie gehen zu wollen, sie fände sich noch nicht genug vorgeschritten, um eine gute Copie liefern zu können; sie ließ ihre Staffelei holen und hielt sich von dem Tage an fast fortwährend zu Hause. Unsere gewöhnliche Spazierfahrt nach den Cascinen unterblieb, sie betrat kaum die Straße. Gestern Abend bewog ich sie, nach San Miniato zu fahren, dem herrlichen Kirchhofe der Stadt, dessen ernste Schönheit sie besonders liebt."

„Auch eine unnatürliche Vorliebe," warf der Alte ein, dem immer bänglicher ums Herz wurde, „in ihrem Alter soll man Tanzsäle und nicht Kirchhöfe aufsuchen."

„Der Duca —"

„Schon wieder der Duca! Wäre ich nicht von Ihrer Klugheit durchdrungen, Verehrteste, ich würde schelten. Was hat so ein citronengelber, lächelnder Italiener um das Herzchen herumzustreichen?"

„Weil man es ihm nicht wehren kann. Er traf, zufällig oder nicht, mit uns zusammen und seine Localkenntniß kam unseren Reisebüchern zu Hülfe, uns unter den zahlreichen, an den Bergen hängenden Villen und Ortschaften zu orientiren. Hermance, deren geistige Bedeutung zum Theil darin beruht, daß sie zu sehen und zu hören versteht, folgte seinen Erklärungen mit gespanntem Interesse, sie schien bloß für die Landschaft Augen zu haben. Plötzlich bemerkte ich denselben Wechsel in ihren Zügen, der mich neulich frappirte, ihr Blick nahm einen seltsam starren Ausdruck an, die Farbe wich aus ihren Wangen, die Lippen zuckten, sie trat mit einer ihr fremden, brüsken Bewegung zurück und den Arm des Herzogs nehmend, sagte sie, es wäre spät, sie fürchte sich zu erkälten, und so brachte sie hastig und aufgeregt noch einige Entschuldigungen vor, um ihr rasches Aufbrechen zu motiviren. Ihr Fortgehen war eher einem Fliehen zu vergleichen, sie wandte sich ein paar Mal verstohlen um, als glaubte sie verfolgt zu werden, und antwortete dem Duca so zerstreut und unzusammenhängend, daß er sie verwundert ansah. Es kann nicht anders sein, sie muß den, den ich nicht näher zu bezeichnen vermag, dort wiederum erblickt haben. Als wir zu Hause angelangt, eilte sie in ihr Zimmer, wie sie vorgab, um ihre Toilette zu wechseln. Nach einer Stunde öffnete ich die Thür, da saß sie, die Hände verschlungen, regungslos am Fenster, so blaß und traurig, daß mir das Herz weh that . . . das arme Kind dachte nicht daran, sich umzukleiden. Ich schloß leise die Thür, sie sollte sich nicht belauscht wähnen, man muß geheimen Kummer mit Schweigen ehren."

„Wenn ich eine Ahnung hätte," stieß der Oberforstmeister zornig-betrübt hervor.

„Es würde nichts helfen," meinte die Dame, „Sie könnten nicht zu dem Betreffenden gehen und ihm sagen: Heirathen Sie meine Nichte! Entweder wird sie nicht geliebt, oder es trennt sie ein unübersteigliches Hinderniß von ihm."

„Mein kleines Herzchen! Wie sind wir doch machtlos, das Glück unserer Kinder zu sichern! Ich sehe sie leiden — und kann es nicht ändern. Wissen Sie, das Einzige, was die ungeheure Macht des Reichthums paralysirt, ist, daß er uns die

höchsten Güter nicht zu geben vermag. Ich konnte ihr keine zärtliche Mutter kaufen und ich kann ihr ebenso wenig einen Mann kaufen, der ihrer würdig ist und ihren vollen Werth zu erkennen versteht."

„Hermance wird nicht an einer unerwiederten Neigung zu Grunde gehen," sagte die Professorin fest, „dazu hat sie zu viel in sich. Sie hatte sich schon aufgerichtet, durch dieses Wiedersehen ist sie nur von neuem erschüttert worden; sie wird auch das überwinden."

„Gewiß wird sie es, aber sie verliert darüber die schönsten Jahre! Sie hat eine trübselige, lichtlose Kindheit gehabt, nun wird sie um die Jugend betrogen. Und man soll ruhig bleiben bei dem Gedanken, daß dieser Jemand, dieser Unheilstifter, dieser Mensch ohne Herz und Gewissen hinter jeder Straßenecke, hinter jedem Baum auftauchen kann!"

„Wir bleiben nicht mehr lange hier und sie geht wenig aus, hoffentlich begegnet sie ihm nicht wieder. Lassen Sie uns in einigen Wochen nach Bergethal zurückkehren. Das Leben hier ist ihr, trotz aller bestrickenden Grazie der Form, zu haltlos und oberflächlich, sie vermißt geistige Anregung."

„Sie soll thun, was sie will, vorausgesetzt, daß mir der Arzt schwört, ihrer Gesundheit würde unser rauhes Klima nicht schaden. Da wird sie nun in Bergethal einsam leben, sie wird für die Fabrikkinder ein Asyl gründen und den erwachsenen Mädchen eine Arbeitsstunde im Schloß einrichten, zu Weihnachten wird sie für Alt und Jung eine glänzende Bescherung aufbauen und mit dem alten Onkel Abends eine Partie Schach spielen — und dazu braucht man lieblich wie eine Elfe und eine reiche Erbin zu sein!"

Die Professorin lächelte, obschon sie das Zutreffende dieses Zukunftsbildes nicht bestreiten konnte. Sie ermahnte den alten Herrn, sich gegen Hermance durch kein Wort zu verrathen, daß er ihrem Geheimniß auf der Spur sei. Er gelobte es feierlich, sein Humor wollte jedoch nicht wiederkehren. Als seine Begleiterin ihn auf die Schönheit der Umgebung aufmerksam machte, brummte er, der märkische Sand gefiele ihm ebenso gut, in der Heimath wäre der Himmel auch blau und die Bäume grün und, was die Hauptsache, die Menschen wären viel reinlicher! Das junge Mädchen begrüßte sie mit heiterem Lachen, sie vom Fenster aus mit Rosen bewerfend, sie lief dem Onkel entgegen und überschüttete ihn mit zärtlichen Liebesworten, dann zog sie ihn in den Garten, ihm die fremden südländischen Pflanzen zu zeigen, die hier im Freien gediehen.

„Das Herz ist ihr noch nicht gebrochen," dachte er, wie die zierliche, behende Gestalt mit dem wehenden blonden Haar ihn gleich einem flinken Eichkätzchen umspielte, „vielleicht hat sich die Professorin getäuscht — sie lacht ja wie ein silbernes Glöckchen, mein kleines Herzchen!"

* * *

„So darf es nicht weiter gehen!" sagte Manfred, als er sich müde und abgespannt nach einer Nacht voll fieberhafter Träume erhob. Er riß das Fenster auf, damit die Morgenluft seine heißen Schläfen kühle. Der Arno lag vor ihm im hellen Frühsonnenglanz; Wagen, Karren, Fußgänger bewegten sich in dichtem Gedränge über die Trinitatisbrücke, auf dem Quai riefen die Zeitungsträger, die Gemüse- und Fruchtverkäufer schreiend ihre Waaren aus, vom luftigen Campanile von S. Spirito läuteten die Glocken zur Frühmesse und die von S. Maria delle carmine stimmten mit ernsten Tönen ein; in dem feinen blauen Nebelduft schienen Farben und Schatten von wunderbarer Tiefe und Energie.

Wildenhausen ließ sich durch dies zauberhafte Bild nicht von seinem mühsam errungenen Entschluß abbringen. Er wollte abreisen, es war seiner unwürdig, Tag für Tag durch die Straßen zu rennen, nach den Fenstern hinauszuspähen, um das junge Mädchen irgendwo zu entdecken. Wie ein Trugbild war sie erschienen und verschwunden, hätte er nicht das mit ihrem vollen Namen gezeichnete Taschentuch in Händen gehabt, er würde sich schließlich durch eine Aehnlichkeit genarrt geglaubt haben. Eine Aehnlichkeit! Wo gab es ein so süßes, blumenhaftes Gesichtchen, so tiefe träumerische Augen, so goldig schimmerndes Haar! Sie war es gewesen, in ihrer ganzen unbeschreiblichen Anmuth! Mit dem Taschentuch hatte er vor sich selbst seinen leidenschaftlichen Eifer ent-

schuldigt: er mußte es ihr zurückerstatten. Darum war er in den letzten vier Tagen fast in jedem Hause von einigermaßen anständigem Aussehen gewesen, um sich zu erkundigen, ob nicht fremde deutsche Damen hier wohnten. Immer vergeblich! Deutsche wollte Niemand kennen, Florenz schien blos von Engländern bevölkert, so oft wurde ihm die Antwort, daß „Inglesi" die Etage gemiethet hätten. Er wußte nicht, daß dem Italiener alle Fremden, welcher Nation sie angehören mögen, stets für Engländer gelten.

Als seine Nachforschungen erfolglos blieben und er jeden Abend müde und enttäuscht in das Hotel zurückkehrte, um mit düsterer, menschenfeindlicher Miene seinen Platz an der table d'hôte einzunehmen, hatte er sogar einen Schritt gethan, gegen den sich sein Zartgefühl lange gesträubt: er war auf dem Polizeibureau gewesen, um nach der Adresse einer Fräulein Krause aus Bergethal bei .... zu fragen. Der Inspettore war sehr gefällig und höflich, er schlug in den Büchern nach, er holte sich einen Beistand, ihm dabei zu helfen, — doch mit Bedauern mußten die Herren bekennen, nicht die gewünschte Auskunft geben zu können, eine Signora Krause sei nicht bei der Polizei angemeldet, vielleicht laute der Name anders, ob sich Monsieur nicht geirrt habe? Geirrt hatte er sich nicht und die Beamten hatten die Fremdenlisten genau durchgesehen, allerdings stand nur der Name der Professorin da, die nicht versäumt hatte, sich sofort auf der Polizei einschreiben zu lassen.

Eine Gelegenheit bot sich ihm, mit Leichtigkeit das rastlos verfolgte Ziel zu erreichen. Er trank bei Doney seinen Kaffee, als er unter einer Gruppe junger Leute den Herrn gewahrte, der Hermance's Begleiter auf S. Miniato gewesen. Ueber die Times fort, beobachtete er prüfend den jungen Mann. Ja, es war ein klassisch schöner Kopf, würdig auf den Schultern eines Apollo zu sitzen. Feinheit, Grazie, Liebenswürdigkeit sprach aus diesen Zügen, denen ein seelischer, eigenartiger Ausdruck freilich fehlte — in Italien sieht man ideal schöne Gesichter, aber keine Physionomien — und dieser Göttersohn war sein Rival! War es nicht Wahnsinn, nur an die Möglichkeit eines Kampfes mit ihm zu denken? Wenn er sich jetzt dem Duca vorgestellt und um die Adresse von Fräulein Hermance gebeten hätte, so würde ihm dieselbe bereitwillig genannt worden sein. Einen Moment schwankte er, die Chance würde sich wahrscheinlich nicht wiederholen, es bedurfte blos einiger höflichen Redensarten, und eine Viertelstunde später konnte er im Wagen sitzen und der Wohnung des jungen Mädchens zueilen. Doch, nein! Seiner Zunge würde das Sprechen schwer fallen, dumpfe Eifersucht schnürte ihm die Kehle zu; er, der Aeltere, dem es heiliger Ernst mit seiner Liebe war, konnte sich nicht von diesem lächelnden Jünglingsmunde belehren lassen! Wie verschieden würde ihr Name, von ihnen beiden gesprochen, klingen! Er bezahlte den Kellner und entfernte sich rasch, das schöne Gesicht des jungen Mannes vermehrte seine Qualen.

Wie Manfred so in den leuchtenden Morgen hinausblickte, zog etwas Ruhe in seine Seele ein: die Frucht des männlich gefaßten Entschlusses. Er wollte abreisen, und zwar nicht weiter nach Rom, wie er ursprünglich beabsichtigt, sondern nach der Heimath zurück. Für ihn gab es kein besseres Mittel, Schmerzen zu vergessen, als die Arbeit; alle Freuden der Welt, selbst die Schönheiten der Natur vermochten sein Herz nicht so wirksam zu beruhigen, wie die Thätigkeit nach außen, das Schaffen für Andere. Das war die Panacee, die ihm Heilung verhieß, zu ihr wollte er greifen!

In zwei Stunden ging der Zug nach Bologna ab, sein Koffer war schnell gepackt, die Hotelrechnung berichtigt. So ungeduldig war er, der Stadt, die ihm namenlose Aufregungen bereitet, den Rücken zu drehen, daß er nicht auf den Hotelomnibus warten mochte, sondern viel früher als nöthig sich einen Fiaker holen ließ, um nach dem Bahnhof zu fahren. Er konnte ja dort frühstücken und die Zeitung lesen. —

* * *

„Heiliger Vater im Himmel, welche Unordnung!" stöhnte der Oberforstmeister, mit entsetztem Blick um sich schauend, „einem königlich preußischen Eisenbahnbeamten würden sich die Haare unter der

Dienstmütze sträuben! Ich würde lieber im Fegefeuer existiren, als diese Bande beaufsichtigen!"

Der alte Herr stand inmitten eines Haufens schreiender, gesticulirender Gepäckträger, die willkürlich bald diesen, bald jenen Koffer ergriffen, herumschleppten, zurückstellten, hin und her stießen. Ein Beamter sah dem kopflosen Treiben mit Ruhe zu, ohne seine Autorität zum Besten des mißhandelten Passagiergutes zur Geltung zu bringen. Der Oberforstmeister hatte einen Koffer vorausgeschickt, zu seiner unangenehmen Ueberraschung war er bei seiner Ankunft noch nicht angekommen. Nachdem er einige Tage vergeblich gewartet, war er heute selbst vor dem Frühstück nach dem Bahnhof gegangen, um persönlich sein Eigenthum zu reclamiren. Seine zornigen Beschwerden wurden von dem etwas deutsch verstehenden Inspector gelassen angehört, man bat ihn, sich in das Depot zu verfügen, um nachzusehen, ob der Koffer vielleicht da sei. Das geschah, und der alte Herr entdeckte bald den gesuchten Gegenstand, der sich schon längere Zeit dort befand, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, dem Besitzer eine Anzeige zu machen.

„Nehmen Sie ihn gefälligst mit," sagte der Beamte.

Der Oberforstmeister riß die Augen auf, es war ihm keinerlei Legitimation abgefordert worden, blos auf seine Aussage hin wurde ihm der Koffer ausgeliefert. Unter solchen Umständen mußte es ein Glück heißen, daß ihm nicht ein Anderer zuvorgekommen war. Um sein Gewissen zu beruhigen, zeigte er den Gepäckschein und seinen Paß vor.

„Va bene, va bene!" antwortete der Andere, ohne die Papiere eines Blickes zu würdigen, und setzte höflich das nie fehlende: a rivederla! hinzu.

Ueber diese bequeme Art, den Dienst zu versehen, den Kopf schüttelnd, entfernte sich der Alte, nachdem er den ihn begleitenden Diener mit dem endlich eroberten Eigenthum vorausgeschickt. Er selber wollte ihm bald nachfolgen, da die Damen mit dem Kaffee auf ihn warteten. Ein Zug sollte abgehen, Wagen auf Wagen fuhr vor und die Wartesäle füllten sich. Plötzlich hörte er neben sich eine Stimme, ein paar Worte wurden ihm zugerufen, die in dem Lärm nicht zu verstehen waren, zwei Arme umschlangen ihn und er fühlte sich heftig an die Brust eines Unbekannten gedrückt. Diese zärtliche Begrüßung war durchaus nicht nach seinem Geschmack, Ahnungen von Taschendieben, die solche Umarmungen zu nichtswürdigen Zwecken ausbeuten, stiegen ihm auf, seine goldene Kette, sein Portefeuille waren kein zu verachtender Raub.

„Wollen Sie mich loslassen, Herr?" schrie er zornig, sich mit raschem Griff versichernd, ob die Uhr noch an ihrem Platz war.

„Herr Oberforstmeister, erkennen Sie mich nicht?" fragte die Stimme und ein Arm schob sich unter den seinen.

„Du mein Himmel, Baron Wildenhausen, wo kommen Sie her?" gegenfragte er, dem Andern herzlich die Hand schüttelnd. „Ich freue mich außerordentlich, Sie zu sehen, ich verstehe kein Wort von dieser verwünschten weichlichen Sprache und fühle mich wie verkauft in der Fremde. Wissen Sie denn, daß meine Kleine, mein Herzchen, hier ist? Ich nehme Sie gleich zu ihr mit."

„Ich wollte eben abreisen, mein Billet ist gelöst, mein Gepäck expedirt —"

„Das thut mir recht leid, dann will ich Sie wenigstens bis an den Waggon begleiten."

„Nein, nein," unterbrach ihn Manfred hastig, „ich habe es mir überlegt, ich reise nicht, ich kann mit dem Abendzuge fahren. Wundern Sie sich nicht, ich muß Ihnen ziemlich confus erscheinen, aber, wenn Sie ahnten, wie glücklich mich diese Begegnung mit Ihnen macht! Sie hat mir ein gnädiges Geschick zugeführt! —"

„O, bitte," versetzte der alte Herr. Der Baron kam ihm wirklich etwas sonderbar vor, er hätte nie geglaubt, daß derselbe eine so innige Freundschaft für ihn hege, doch, es war recht hübsch von ihm.

Wildenhausen hatte ihn unterdessen aus dem Gedränge geführt und ihn am Arm festhaltend, als wolle er einem etwaigen Fluchtversuch vorbeugen, ging er mit ihm eine einsame Straße entlang. Der Alte sah ihn von der Seite an, eine leidenschaftliche Aufregung arbeitete in seinen Zügen, er sah blaß und angegriffen aus — was mochte ihm fehlen?

„Verzeihen Sie meine ungestüme Begrüßung," hob der Jüngere an, „als ich Sie jedoch erblickte, fühlte ich eine so unsinnige, maßlose Freude, daß ich Sie umarmen mußte."

Er scheint mir wirklich sehr zugethan, dachte der Oberforstmeister, merkwürdig, wie man sich Freunde erwerben kann, ohne es zu wissen!

„Einige Worte genügen, Ihnen mein auffallendes Benehmen zu erklären — Ich spreche mit Ihnen offen, als Mann zum Manne, Sie sollen mir sagen, ob ich hoffen darf, oder ob ich heute Abend resignirt, um eine schmerzliche Erfahrung reicher, meine Rückreise antreten soll —"

Er hielt inne, und den Hut abnehmend, strich er sich über die glühende Stirn.

„Erlauben Sie mir, ich verstehe nichts von Allem," sagte der Alte. Zum zweiten Mal wurden ihm Räthsel aufgegeben, Italien schien wirklich einen verwirrenden Einfluß auf deutsche Gemüther zu üben.

„Ich liebe Ihre Nichte Hermance, liebe sie unbeschreiblich, wie ein Wahnsinniger!"

„Was?" Er prallte zurück — „Weiß sie davon?"

„Wie sollte sie?" gab Manfred melancholisch zur Antwort. „Seit acht Tagen habe ich Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, sie aufzufinden. Ich wollte dieser Qual, dieser Ungewißheit ein Ende machen, sie sollte mich wenigstens anhören! Nichts! — Spurlos verschwunden, nachdem ich sie zweimal erblickt!"

Der Alte zog seinen Arm zurück.

„Hören Sie, in diesem Punkt verstehe ich keinen Spaß, wenn mir das Herzchen durch Ihre Schuld unglücklich würde — so alt wie ich bin — Sie müßten mir vor die Pistole! — Wo haben Sie sie gesehen?"

„In den Uffizien und auf dem S. Miniato. Beide Male konnte ich sie nicht erreichen, weil sie mir geflissentlich auswich."

„Es stimmt," murmelte der Oberforstmeister, „er wäre es also! Keinem auf der Welt gäbe ich sie lieber — aber, was kann sie trennen? — Erzählen Sie," commandirte er, „erst muß ich erfahren, was zwischen Ihnen vorgegangen ist, dann werde ich Ihnen reinen Wein einschenken, darauf können Sie sich verlassen!"

Manfred verschwieg nicht den kleinsten Umstand, er berichtete getreu und ausführlich, wie sich seine anfängliche Abneigung gegen Hermance bald in die zärtlichste Liebe verwandelt, und wie er einen Augenblick gemeint, daß ihr Herz sich ihm zuneige. Doch binnen wenigen Stunden habe sich dann ihr Wesen seltsam verändert, sie habe ihn kalt und fremd behandelt, und ihn deutlich fühlen lassen, daß sie seine Neigung nicht theile. Es sei ihm nichts übrig geblieben, als zu gehen.

„Sie konnten freilich nicht anders, aber es würde für Sie besser gewesen sein, Sie wären vorher zu mir gekommen und hätten offen mit mir geredet — das heißt, ich vermuthe so, denn über die Sinnesänderung des Herzchens maße ich mir kein Urtheil an: sie ist ein sonderbares Geschöpfchen, weich und anschmiegend wie ein Kätzchen und doch hart wie Stahl, wenn sie überzeugt ist, das Rechte erkannt zu haben — Thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich eine Viertelstunde ungestört nachdenken, ich muß meine Gedanken und Beobachtungen sammeln, mir ist, als wäre ich auf der richtigen Fährte."

Ja, ja, es war unzweifelhaft, Hermance liebte Wildenhausen, das war das Geheimniß, das die Professorin mit weiblichem Scharfsinn entdeckt hatte, nicht ihre Brust war krank, ihrem Herzen war eine Wunde geschlagen worden. Doch, wenn sie seine Neigung theilte, warum stieß sie ihn zurück? Räthselhaft, da lag der dunkle Punkt! Der Oberforstmeister bohrte seinen Stock immer tiefer in den Sand, das Nachdenken war keine leichte Arbeit, er wurde dunkelroth von der Anstrengung. Er griff immer weiter in seine Erinnerungen zurück — sollte Jemand dem Kinde etwas Nachtheiliges über den Baron zugeflüstert haben? Nein, sie ließ sich nicht durch Andere bestimmen und überdies hatte sie ihm das günstigste Vorurtheil entgegengebracht. Hatte sie nicht sogar angedeutet, wie es ihr Wunsch sei, ihn mit der Mutter vermählt zu sehen — Herr des Himmels! Der Alte sprang auf — das war es, sie hielt sich für die Nebenbuhlerin der eigenen Mutter! Darum hatte sie so ängstlich geforscht, ob Auguste auch glücklich sei, sie glaubte die schuldlose Ursache zu sein, daß Wildenhausen nicht Ernst gemacht! Um sich eine Buße aufzuerlegen, hatte sie ihr Herz bekämpft,

seine Regungen gewaltsam unterdrückt. O, über das thörichte, herzige Kind!

Manfred beobachtete seinen Begleiter erwartungsvoll; als derselbe mit einem halblauten Ausruf von der Bank aufgesprungen war, vermochte er kaum noch seine Ungeduld zu zügeln.

„Nun?“ fragte er, „haben Sie einen tröstlichen Ausweg entdeckt?“

Der Alte, der eben eine siegesgewisse Miene gezeigt, ließ sich mit einer Geberde der Muthlosigkeit auf den Sitz fallen.

„Ich meine wohl, die Sache durchschaut zu haben — aber, es steht schlimm! Eins will ich Ihnen zum Trost sagen: Hermanee erwiedert Ihre Liebe!“

„Und das nennen Sie schlimm!“ jubelte er mit einem so frischen Lachen auf, wie es seit langer Zeit nicht über seine Lippen gekommen.

„Und gerade, weil sie Sie liebt, wird sie vielleicht nie die Ihre werden wollen,“ fuhr der Alte fort.

„Jetzt sprechen Sie in Räthseln, Herr Oberforstmeister.“

„Sie haben zwei schwer zu besiegende Feinde gegen sich.“

„Ich bin mir bewußt, Gegner, doch keine Feinde zu haben.“

„Von Personen ist nicht die Rede,“ versetzte der alte Herr seufzend; „zweierlei steht Ihnen entgegen: des Mädchens Zartsinn und ihr Rechtlichkeitsgefühl.“

„Ich habe sie nie in diesen Empfindungen verletzt!“ rief Manfred ungestüm.

„Das weiß ich ebenso gut wie Sie — Hören Sie, Hermanee wirft sich vor, Sie ihrer Mutter entfremdet zu haben, sie ist überzeugt, daß sie allein es verschuldet hat, daß aus Auguste und Ihnen nicht ein Paar geworden.“

„Nie würde es der Fall gewesen sein, nachdem ich sie in ihrem Hause, ihrem Familienkreise gesehen,“ entgegnete der Andere fest, „mein Jugendtraum ward da rettungslos zerstört. Mein heiligstes Ehrenwort, ich wäre unter allen Umständen nach einer Woche wieder abgereist und hätte die Gewißheit mitgenommen, eine folgenschwere Unklugheit ungethan gelassen zu haben. Uebrigens würde Auguste mich sicherlich abgewiesen haben, sie suchte einen glänzenden, leichtlebigen Gefährten und den fand sie in mir nicht.“

„Ich denke genau so wie Sie, es gilt nun das Herzchen zu dieser Ansicht zu bekehren. Das ist Ihre Aufgabe, ich will Ihnen Gelegenheit geben, sie heute gegen Abend allein zu sprechen — die erste Intrigue meines Lebens,“ schaltete er kläglich ein, „Gott lasse sie gelingen! — Ich werde mit der Professorin ausgehen, unter irgend einem Vorwande; Sie dürfen selbstverständlich sich weder anmelden lassen noch Ihre Karte hineinschicken, sonst würde das Fräulein wahrscheinlich für Sie nicht zu Hause sein. Es wird wohl nicht schwer halten, den ehrenwerthen Giuseppe, den Diener, zu bewegen, Ihnen ohne weiteres den Eintritt zu gestatten. Dann mag Ihr Herz Ihre Sache führen, vielleicht schmilzt im Feuer Ihrer Leidenschaft der Widerstand des Mädchens dahin ... Was ich wünsche, brauche ich Ihnen nicht zu wiederholen, aber Sie müssen die Loose hinnehmen, wie sie fallen ... Wenn ich das Herzchen in Ihrem Schutz geborgen wüßte, so könnte man mich morgen im Walde begraben. Ich habe nie geglaubt, daß ein Mädchen uns so viel Sorge machen kann! Anfangs wurde ich wüthend bei dem Gedanken, sie einem fremden Menschen zu geben, der mit ihr thun konnte, was er wollte, jetzt quält es mich, sie allein in der Welt zu lassen, wenn ich einmal die Augen schließe. —“

„So darf ich heute Abend?“ fragte Manfred erregt.

„Sie dürfen. Via Montebello 65 ist die Adresse, zwischen fünf und sechs Uhr finden Sie das Vögelchen allein im Käfig — Du, mein Himmel, wie werde ich es anstellen, daß sie mir nichts anmerkt! Niemals konnte ich Zu- und Abneigungen, oder Geheimnisse verbergen. Mir wird schon ganz heiß bei dem Gedanken, daß sie sagen könnte: Onkel Martin, was hat dich aufgeregt? Ich bin ein zu erbärmlicher Schauspieler. So darf ich ihr nicht unter die Augen treten, ich muß erst ruhiger werden. Machen Sie mit mir einen Gang durch die Stadt.“

Was hätte Manfred nicht für den alten Herrn gethan! Vor seiner Seele stand nur das Eine, daß er, ehe die Sonne sinke, bei Hermanee sein würde. Und selbst wenn es der unwiderrufliche Scheidegruß des Glückes war, wenn er von ihr ging mit der Ueberzeugung, sie ganz und für immer verloren zu haben

— die in ihrer Nähe verlebten Minuten waren deshalb nicht minder schön. Er begriff nicht, wie er noch vor einer Stunde die Kraft gehabt, die Stadt verlassen zu wollen, in der sie weilte. Es kam ihm plötzlich das Vertrauen zu der unwiderstehlichen Macht seiner Liebe, er mußte sie mit sich fortreißen, denn er würde mit Menschen- und mit Engelzungen reden. Heißer konnte das Blut nicht durch die Adern jenes italienischen Herzogs mit dem Antinouskopf rollen, ungestümer nicht sein Herz klopfen!

VII.

„Onkel Martin, du hast uns lange warten lassen! Ich habe zweimal Kaffee kochen müssen, um ihn dir duftend und heiß, wie du ihn liebst, vorzusetzen. Du hast dich doch nicht verirrt? Ich wollte dir schon Giuseppe nachschicken."

Das junge Mädchen, im weißen Morgenkleide und einer zierlichen, gestickten Latzschürze, stand am Frühstückstisch und widmete ihre Aufmerksamkeit einer Wiener Kaffeemaschine. Sie sah so allerliebst hausmütterlich aus, daß der Oberforstmeister sich nicht enthalten konnte zu sagen:

„Was würdest du für eine niedliche Frau abgeben, Herzchen!"

„Du weißt es ja, ich heirathe nicht," entgegnete sie rasch, „ich bleibe bei dir in Bergethal, eine richtige Hausfrau werde ich demungeachtet sein."

Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf die braunrothen Wangen.

„Onkel Martin, was ist dir? Du bist so echauffirt, gewiß bist du zu rasch gegangen! Das mußt du dir in Italien abgewöhnen, es ist nicht gesund. Wahrhaftig, selbst deine Augen sind entzündet! Ich darf dich nicht ohne Aufsicht ausgehen lassen, künftighin werde ich oder Frau Lorenz dich stets begleiten. Erzähle, was hast du erlebt, wo bist du gewesen?"

Es fängt schon an, dachte der Alte, sie merkt bereits etwas, Witterung hat sie wie der beste Jagdhund! Glücklicherweise hatte er eine glaubhafte Entschuldigung für sein von Aufregung geröthetes Gesicht bei der Hand.

„In der Via Strozzi war ich, und um ihr zu entfliehen, bin ich so rasch gelaufen, daß ich mich erhitzt habe. Ich schwöre dir, Herzchen, so lange ich in diesem abscheulichen Lande zu bleiben verurtheilt bin, genieße ich nichts mehr wie Eier und Kastanien in der Schale, und auch diese nur, nachdem ich sie abgewaschen habe. Alles andere muß einem an die Anfangsgründe der Reinlichkeit gewöhnten Menschen zum Ekel werden — Bist du jemals in der Via Strozzi gewesen?"

Sie nickte lächelnd.

„Was haben Sie dort so Schreckliches erlebt?" fragte die Professorin.

„Schauderhaftes, Entsetzliches!" rief er, sich in immer größere Lebhaftigkeit hineinredend. „Denken Sie sich eine enge Gasse, die sich längs des Palastes Strozzi hinzieht — beiläufig, eine angenehme Nachbarschaft für große Herren! Von beiden Seiten stehen Buden, eine dicht neben der anderen, der zwischen ihnen frei bleibende Raum ist so schmal, daß kein Wagen durchpassiren kann, dazu sind die Ausgänge durch Ketten gesperrt."

„Ich erinnere mich," sagte Hermance; „armer Onkel, wer hieß dich gleich die schlimmsten Mysterien der italienischen Küche erforschen!"

„Eine wahre Hölle ist es!" bekräftigte er energisch, „fürchterlichere Gerüche können nicht den infernalischen Schwefelregionen entsteigen! In einigen Buden wurde ausschließlich gerupftes Geflügel feilgeboten, das in allen Farben der Verwesung schillerte. Wie man das arme Federvieh mißhandelt hatte! Eigentlich blieb kaum der Rumpf übrig, da alle Theile einzeln verkauft wurden. Hier hing ein Bündel Hühnerlebern, dort baumelten Gänsekeulen, Köpfe, Hälse, Beine, Eingeweide lagen zu Haufen aufgeschichtet, in denen Käufer und Verkäufer mit schmutzigen Händen wühlten. Thieren, die Hasen glichen, die aber wahrscheinlich Kaninchen, junge Lämmer oder alte Katzen sein mochten, war das Fell gewaltsam abgerissen, sie waren an den Hinterläufen aufgehangen und das Blut tropfte an den Köpfen herunter. Von den Fischen will ich schweigen! Ungestalten, die nie ein menschliches Auge erblickt, Meerspinnen und dergleichen, schwammen todt im Wasser oder wurden in Pfannen voll Fett gebacken. Fleischstücke, an einen Bindfaden aufgereiht, wurden ebenfalls unter freiem Himmel

gebraten und dem Fordernden zierlich am Faden überreicht, unbekümmert darum, daß das herunterträufelnde Fett ihn oder den Nachbarn beschmußte. Dazwischen lagen Berge von Zwiebeln, Fenchelwurzeln, Artischocken, Broccoli und Salat, dann wieder Macaroni und weicher Käse, die in Kesseln geschmort wurden; auf dem Boden nichts als Abfälle, von denen man nicht wußte, ob sie nicht im nächsten Augenblick auf dem Verkaufstisch paradiren würden. In der schmalen Gasse Männer, Weiber, Kinder, schreiend, gesticulirend, nach Knoblauch duftend, Alles betastend und beriechend, sich drängend und stoßend. Um ein Haar wäre ich in eine Pfanne voll heißen Oels gedrückt worden, hätte ich mir nicht fluchend Bahn gebrochen. Und das heißt der Markt von Florenz und sogar Hotels sollen von dort ihre Vorräthe beziehen!" Der alte Herr wischte sich den Schweiß ab. „Ich sage dir, Herzchen, mir ist, als könnte ich nie wieder einen Bissen in den Mund stecken!"

„Du mußt die Sache humoristisch auffassen," entgegnete sie, ihm Kaffee eingießend, „es war unvorsichtig, mit nüchternem Magen hinzugehen, man sieht es dir an, daß du eine förmliche Erschütterung erfahren hast."

Welches Glück, daß sich Wildenhausen in die Via Strozzi verirrt hatte, die Kleine wäre schwer zu täuschen gewesen!

„Bei mir wirst du stets mit Appetit speisen können, ich habe eine deutsche Köchin, deren Sauberkeit exemplarisch ist."

„Und von dort, aus jenem Höllenpfuhl wird nichts geholt?" fragte er mißtrauisch.

„Nichts," versicherte sie und die Professorin fügte hinzu:

„Den Kapaun, den Sie heute verzehren werden, können Sie noch im Hofe herumlaufen sehen."

Es wäre für den Eingeweihten sehr ergötzlich zu beobachten gewesen, wie der Oberforstmeister im Laufe des Tages manövrirte, um sein Wildenhausen gegebenes Versprechen zu erfüllen. Er war von der diplomatischen Feinheit seiner Schachzüge durchdrungen und hatte es nach einer Stunde so weit gebracht, daß Hermance der Professorin zuflüsterte:

„Onkel Martin wünscht augenscheinlich nicht meine Begleitung bei seinem Ausgange, thun Sie mir den Gefallen, mit ihm zu gehen; ich vermuthe, es handelt sich um ein Geschenk für mich, sorgen Sie, daß es nicht etwas Unnützes ist."

Der alte Herr triumphirte, es hatte Mühe gekostet, die Sache harmlos einzufädeln, trotz ihrer Klugheit ahnte das Herzchen nicht, weshalb er es darauf angelegt, sie nicht mitzunehmen. Dann packte ihn die Angst, am Ende doch eine Dummheit begangen zu haben. Wie durfte er gegen den ausgesprochenen Willen des Mädchens intriguiren? Sie wollte Wildenhausen nicht sehen, das verabredete Eindringen würde sie vielleicht erzürnen. Ihm wurde schwül bei diesem Gedanken, er nahm sich vor, auf der Straße zu patrouilliren, um Manfred aufzulauern und ihm zu sagen: „Es geht nicht, ich darf mich nicht in diese delicate Angelegenheit mischen, vertrauen Sie dem Zufall, er wird sich Ihnen geneigt erweisen." Wenn er sich jedoch vorstellte, wie dieses Wort die kaum erblühten Hoffnungen Wildenhausen's knicken würde, dann fühlte er sich nicht zu dieser Grausamkeit fähig. Mochte daraus entstehen, was da wollte, er war bereit, Vorwürfe geduldig zu ertragen und alle Schuld sich aufzubürden. Als er schon auf der Treppe war, kehrte er noch einmal um, und den Kopf zur Thür hereinsteckend, fragte er:

„Du bist mir doch nicht böse, daß ich dich verlasse?"

„Böse!" Sie lachte. „Es müßte sich Wunderbares ereignen, wenn ich dir böse sein könnte, Onkel Martin, dir, meinem besten, treuesten Freunde!"

Sie reichte ihm beide Hände und sah ihn mit den sanften, braunen Augen zärtlich an.

„Das wollte ich nur hören," murmelte er, „laß dir die Zeit nicht lang werden, mein Herzenskind, wir sind bald wieder zurück."

Hermance begab sich nach ihrem Zimmer, das sich auf einen breiten Balcon öffnete, der ihr Lieblingsaufenthalt war. Sie fühlte sich innerlich glücklich, eine Stunde ganz allein zu sein, obgleich sie den Menschen, mit denen sie lebte, herzlich zugethan war. „Fanatikerin der Einsamkeit" wurde sie von der Professorin oft scherzend genannt. Sie war es in der That und nie empfand sie dieses Bedürfniß stärker, als wenn es in ihr wogte und gährte. In welchem Irrthum war sie

befangen gewesen! Sie hatte geglaubt, mit dieser Liebe völlig abgeschlossen zu haben, und nun genügte ein flüchtiges Sehen von weitem, sie abermals in Kämpfe zu stürzen! Hatte sie das, ach! so furchtbar schwere Opfer umsonst gebracht? Wenn ihre Mutter je Manfred geliebt hatte — und wie hätte es anders sein können! — konnte sie dann an der Seite eines Freiendorf Befriedigung finden? Und sie war glücklich, die Worte des Onkels bestätigten, was aus ihren Briefen sprach. — Das junge Mädchen ließ den Kopf auf den Arm sinken — sie rief sich jene schönen, hellen Tage zurück, wo Manfred in Bergethal weilte. Wie erwartungsvoll hatte sie seiner Ankunft entgegengesehen! Die Mutter hatte ihr halb lachend, halb ernsthaft vertraut, es würde dieses Mal nicht um die Tochter, sondern um sie selbst geworben, eine so treue Jugendliebe wäre in jetziger Zeit eine poetische Rarität. Es war Hermanee immer schwer geworden zu ergründen, was bei ihrer schönen jugendlichen Mutter Spiel, was Ernst war, wo die Gefallsucht aufhörte und das Gefühl begann. Schon die äußere Erscheinung Wildenhausen's hatte ihr einen so bedeutenden Eindruck gemacht, daß sie, nach sich selbst schließend, zu der Ueberzeugung kam, Auguste könnte nur diesen Einen wählen. Wie war er so ganz anders als die Vielen, die sie umschwärmten. Es vereinten sich in ihm Güte und edelste Männlichkeit, den Ernst milderte Liebenswürdigkeit, aus jedem Worte klang die lauterste Wahrheit. Sie hatte sich ihm mehr, wie es ihre Art war, genähert, anfangs, in dem Bestreben, das kokette Spiel der Mutter mit Freiendorf zu maskiren, dann, einem unwiderstehlichen Drange gehorchend. Und er, er schien Gefallen an dem stillen blassen Kinde zu finden, er suchte ihre Gegenwart, er sprach mit ihr über ernste Dinge, als hätte ihr Urtheil für ihn Werth. Sein Auge hatte manchmal einen so warmen innigen Blick, sein Mund ein so freudiges Lächeln. — Es war da, noch ehe sie sich bewußt war, wie es gekommen — sie hatte sich wohl gedacht, daß sie einst so lieben würde, so mit vollster Ueberzeugung, ohne Schwanken, vom ersten Moment an. Wie im Traum war sie auf den Ball gefahren und als er mit ihr tanzte — hätte sie je gedacht, ein solches Entzücken an diesem Vergnügen zu empfinden? Er hatte ihren Namen geflüstert, mit einem zärtlich leidenschaftlichen Ton, der ihr tief in die Seele drang und da sie die Augen zu ihm aufgeschlagen, die unbewußt zu Verräthern ihres Herzens geworden sein mochten, war ein Ausdruck von heller Glückseligkeit über sein Gesicht geflogen, er hatte ihre Hand gedrückt und sich kaum entschlossen, sie loszulassen. Da — es gab Hermanee noch heute einen Stich — war sie dem kalten, mißbilligenden, feindseligen Blick Augustens begegnet, ein liebloses Wort, das von unverhüllter Eifersucht zeugte, war ihr zugeraunt worden. War es möglich, hatte sie sich so weit verirren können, daß ihre Mutter eifersüchtig auf sie war? Bedurfte es eines anderen Beweises, daß diese Manfred liebte? Sie erschien sich egoistisch, hassenswerth, sie hatte das Vertrauen der Mutter getäuscht, sie hatte die letzten Worte ihres sterbenden Vaters vergessen! Von der Minute an mied sie Wildenhausen, sie wollte nicht mehr mit ihm tanzen, nicht mit ihm sprechen, sie durfte es nicht! Wie erschrocken war sie, daß er es einzurichten gewußt hatte, mit ihr zusammen nach Hause zu fahren, seinen herzlichen Worten gegenüber besaß sie nicht die Kraft, ein kaltes Schweigen zu behaupten. Zu einem stillen wunderbaren Glück wurde ihr die Fahrt durch die sternenklare Nacht. Der folgende Tag richtete eine Scheidewand zwischen ihnen auf, diese Stunde noch wollte sie sich ungetrübt erhalten. In die harte Wirklichkeit wurde sie zurückversetzt, als die Mutter ihr den Kuß verweigerte und ihr höhnisch „süße Träume" wünschte. Folterqualen waren es, die sie fortan erduldete, mit leidenschaftlicher Spannung beobachtete sie, ob es der schönen Frau gelingen würde, den Jugendgeliebten sich wiederzugewinnen. Sie wünschte es, mußte es wünschen, weil das Schicksal derselben in keine besseren Hände gelegt werden konnte. Sie liebte die Mutter, liebte sie wie ein Kind, dem man alle Unarten und Fehler aus Zärtlichkeit nachsieht. Ihr zarter Körper war diesen Erschütterungen nicht gewachsen, sie litt physisch unter diesen Seelenzuständen. Es war nicht bloß, um sich von Hause zu entfernen, daß sie dem Onkel erklärte, mit der Professorin reisen zu

wollen, sie fühlte, wie sie irgend etwas thun müßte, ihren Kräften zu Hülfe zu kommen. Als sie die Verlobung mit Freiendorf erfuhr, war sie vernichtet, immer wieder fragte sie sich, was Auguste zu diesem unbegreiflichen Entschluß bewogen haben konnte? Nach langem Grübeln meinte sie, die allein richtige Antwort gefunden zu haben: es war ein Act der Rache gegen Manfred, der sie verschmäht hatte. Und warum hatte er sie verschmäht? Weil sie, Hermanee, dazwischen getreten war! Welch' gewissenloses, selbstsüchtiges Geschöpf sie war! Die Mutter zeigte sich viel zärtlicher als früher gegen die Tochter, die keine Spur von Empfindlichkeit verrieth, daß ihr der Bräutigam entführt worden war. Eine jede dieser ungewohnten Liebkosungen war ein Dolchstich, ein nagender Schmerz für das feinfühlige Gemüth des jungen Mädchens, sie klagte sich der Undankbarkeit an, sie hätte um Vergebung flehen mögen und konnte doch nicht sagen: warum! Und nun hieß es, die Mutter sei glücklich, sie freue sich ihres Looses, sie genieße das Leben in vollen Zügen, sie widme Manfred nicht einmal ein oberflächliches Bedauern, sondern höchstens ein spöttisches Achselzucken — Arme Hermanee, es war ein nutzloses Märtyrerthum!! Sie hatte die Hände in den Schoß sinken lassen und starrte abwesend in die klare, blaue Abendluft.

* * *

An der Eingangsthür des weißen Hauses in der Via Montebello war der bronzene Klopfer leise, schüchtern fast, bewegt worden, was Giuseppe, den Diener, zu der Vermuthung veranlaßte, ein Bettler wage seine Anwesenheit nicht stärker bemerkbar zu machen. Erst, als sich das Klopfen zum zweiten Mal und etwas nachdrücklicher wiederholte, bequemte er sich zu öffnen und war nicht wenig erstaunt, sich einem Herrn, einem forestiere, wie er sofort erkannte, gegenüberzusehen. Die hohe Gestalt, die Noblesse der äußeren Erscheinung imponirten dem weltklugen Giuseppe, der später der Köchin versicherte, es wäre: ein bel uomo von Stande. Die Frage, ob die Signorina zu Hause sei? wurde allerdings bejaht, doch der gutgeschulte Diener setzte vorsichtig hinzu: ma non riceve. Manfred drückte ihm einen Napoleon in die Hand und sagte mit einer Stimme, der der zuversichtliche Ausdruck schlecht gelang: für ihn würde das Verbot nicht gelten, er wäre ein Freund der Familie; einer Anmeldung bedürfte es nicht, er wünschte das Fräulein zu überraschen. Klingende Argumente, namentlich, wenn sie einen Goldton von sich gaben, leuchteten Giuseppe stets ein, er war überzeugt, einen großen Herrn vor sich zu haben; wahrscheinlich ein anderer Onkel aus Deutschland, nur, daß dieser viel eleganter und distinguirter schien als der alte Signore mit der Baßstimme. Mit zagendem Herzen folgte Wildenhausen dem Voranschreitenden — in welcher Stimmung würde er das Haus verlassen? Er zitterte vor einer Entscheidung, die er doch sehnlichst herbeiwünschte. Ein flüchtiger Blick in den Spiegel beim Vorübergehen zeigte ihm bleiche, überwachte Züge, eine gefurchte Stirn. — — Der schöne jugendliche Antinouskopf des Duca stieg daneben auf — war es nicht Verblendung, Selbstüberhebung, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, das junge liebreizende Mädchen könnte ihm den Vorzug geben? Er kam sich so lächerlich, so geckenhaft eitel vor, daß er schwankte, ob er nicht umkehren solle, ehe er sich eine beschämende Abfertigung geholt. Wie der Diener eben die Thür öffnen wollte, ward sie von innen aufgedrückt, in den dunklen Vorsaal fluthete die leuchtende Abendsonne und hüllte die schlanke Gestalt, die auf der Schwelle erschien, in goldige Nebel ein. In dem blaßblauen Gewande, mit dem blonden, schimmernden Haar hatte sie etwas von einer überirdischen Lichterscheinung an sich. Sie wollte dem Diener einen Auftrag ertheilen, „Giuseppe, andate adesso —“ hob sie an. —

Manfred that einen Schritt vorwärts.

„Mein gnädiges Fräulein —“ stammelte er verwirrt.

Wie sollte er sich entschuldigen, sein Betragen erschien ihm plötzlich von höchster Unzartheit und Rücksichtslosigkeit. Sie schrak heftig zusammen und wandte hastig den Kopf nach ihm um — eben noch hatte sein Bild ihre Phantasie erfüllt und nun stand er leibhaftig vor ihr, wie aus ihren Gedanken herausgetreten. Was führte ihn her, was wollte er von ihr?

„Herr von Wildenhausen," sagte sie mit leise vibrirender Stimme, ihm zögernd die kleine Hand entgegenstreckend, die er scheu berührte und nicht an die Lippen zu ziehen wagte — „es ist sehr freundlich von Ihnen, uns aufzusuchen — indessen, mein Onkel ist nicht zu Hause." — Sie hielt die Augen zu Boden gesenkt und die dunklen Wimpern zeichneten sich auf den zart gewölbten Wangen mit weichen Schatten ab.

„Würden Sie mir gestatten, ihn hier zu erwarten?" fragte Manfred, der seine Fassung völlig verloren hatte und den Hut, wie ein unbehülflicher Landschulmeister, zwischen den Fingern drehte — „ich würde sonst auf das Vergnügen verzichten müssen, da ich — da ich heute Abend abreise."

„Sie wollen abreisen!" rief Hermance, die sanften, braunen Augen voll aufschlagend. O welch' ein Ton, welch' ein Blick, getaucht in leidenschaftliche Wehmuth! Nein, es war noch nicht jede Hoffnung geschwunden, er mußte nur kühn den Moment festhalten.

„So darf ich bleiben?"

Sie hatte sich wieder in der Gewalt. „Wenn Sie sich an meiner Gesellschaft genügen lassen," entgegnete sie formell, ihn mit einer Handbewegung zum Eintritt einladend.

Sie ging ihm voran, mehrere Gemächer durchschreitend, in den eingeschlossenen Räumen zwischen vier Wänden meinte sie ersticken zu müssen.

„Würden Sie nicht vorziehen, auf dem Balcon Platz zu nehmen?" sagte sie verlegen, „in den Zimmern ist es gegen Abend stets so schwül."

„Ja, es ist eine drückende Luft," erwiederte er, sich mit dem Taschentuch über die Stirn streichend.

Das junge Mädchen hatte sich in einem zierlich geflochtenen Rohrsessel niedergelassen und bewegte mechanisch einen Strohfächer hin und her; Wildenhausen lehnte mit untergeschlagenen Armen in der Thüröffnung, sie fühlten beide die Nothwendigkeit, das Schweigen zu brechen und beiden war das Herz zu voll zum Sprechen.

„Welch' reizendes home Sie sich auch hier gegründet haben," bemerkte er endlich.

Der Garten war in der That ein wundervolles Stückchen Italien. Die Mauern waren von röthlich gefärbten Weinranken und dunkelgrünem Epheu ganz versteckt, die Gänge faßten blühende Rosenhecken und Oleanderbäume ein, auf dem sammtweichen Rasen wuchs langblättriges Schilf in großen Büschen, aus dem sich die federartigen, riesigen Blüthen über Mannshöhe erhoben; eine kleine Cascade rauschte über eine künstliche Felsengruppe, zwischen deren Spalten das feinhalmige Venushaar üppig wucherte, den Balcon umzog ein dichter Vorhang von Schlingpflanzen. Der starke würzige Duft der Orangen erfüllte die Luft mit seinem betäubenden Wohlgeruch, kein Blättchen regte sich, kein Vogel sang, die Abendsonne schoß feurige Strahlen über den klaren Himmel und die fernen Berge erglühten in purpurvioletten Farbentönen.

„Sie werden sich schwer von hier trennen," fuhr Manfred fort, „es ist ein kleines Paradies."

„Mein italienisches Gärtchen werde ich allerdings vermissen," sagte sie befangen, „doch all' die zauberhafte Schönheit dieses Landes vermag nicht die Sehnsucht nach dem deutschen Walde in mir zu ersticken."

„So würden Sie ohne Bedauern von hier scheiden?"

„Ich könnte mich nie entschließen, anders als vorübergehend hier zu leben."

Er athmete auf, der Duca mit den klassischen Zügen konnte als beseitigt betrachtet werden.

„Und Sie gehen nach Bergethal zurück?"

„Nicht direct, ich werde vorher Mama auf ein paar Wochen besuchen. — Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ein kleines Brüderchen habe, dessen Bekanntschaft zu machen ich ungeduldig bin," fügte sie erröthend hinzu.

„Und nachher?"

„Nachher richte ich mich in Bergethal häuslich ein."

„Doch nicht ganz allein?"

„Nein," lächelte sie, „das würde mir nicht erlaubt werden. Die Professorin Lorenz wird bei mir bleiben, sie fühlt sich nicht mehr körperlich kräftig genug, um die anstrengenden Pflichten einer Pensionsvorsteherin zu erfüllen, so fällt es ihr nicht schwer, um meinetwillen der altgewohnten Thätigkeit zu entsagen."

„Wie einsam werden Sie im Winter leben!"

„Nicht einsamer wie Sie," erwiederte sie rasch.

„O, Fräulein Hermance, wie können Sie zwischen uns einen Vergleich ziehen! Sie, jung, schön, berechtigt vom Leben die herrlichsten Blüthen zu fordern — ich dagegen, alt, müde, nichts mehr hoffend und erwartend!"

„Nichts mehr erwartend," wiederholten ihre Lippen unhörbar. Ihr Auge streifte ihn verstohlen, nie war ihr sein Antlitz edler, männlicher, bedeutender erschienen als jetzt, wo sie so lange von Gesichtern umringt gewesen, die einer schön gemalten Lüge glichen, Gesichter, deren großer Blick und feines Lächeln nicht der Ausfluß einer reichen Seele, sondern das Product wundervoll klassischer Formen und Linien war.

Es trat eine Pause ein, die Sonne sank immer tiefer und ihr Licht wurde immer feuriger, aus dem Garten wallten die süßen, schweren Düfte immer stärker empor. Manfred's Auge haftete auf dem zarten Profil, auf der weißen, schmalen Hand, die den kleinen, blonden Kopf nachdenklich stützte. Wie lange würde er ihr noch gegenüber sitzen und sie anschauen dürfen? Eine wunderbare, traumhafte Stimmung kam über ihn, diese Ruhe, diesen Frieden, die die eigenste Atmosphäre des jungen Mädchens bildeten, durfte er nicht voreilig zu stören wagen. Das einmal gesprochene Wort konnte nicht zurückgenommen werden und es verbannte ihn vielleicht auf ewig aus ihrem Kreise.

Sie fragte, was ihn zu dieser Reise bewogen?

Er nannte die Veranlassung, er erzählte von seiner Schwester, mit der ihn herzliche Neigung verband, von der jungen Nichte, die sich zu einem liebenswürdigen Geschöpf entwickle.

„Sie haben keine anderen Verwandten?" fragte sie weiter.

Er schüttelte den Kopf. „Wenigstens keine, die meinem Herzen nahe stehen. Es giebt Menschen genug, die Antheil an mir nehmen, die meine Freunde sind, indessen — ich mag zu anspruchsvoll sein — Gefühle, die so nebenherlaufen, genügen mir nicht. Wirklich geliebt hat mich Niemand, außer meiner Mutter und meiner Schwester."

Eine dunkle Röthe schoß ihr bei diesen Worten in die Wangen, sie richtete einen vorwurfsvollen Blick auf ihn, der seiner Zaghaftigkeit sicher ein Ende gemacht haben würde, hätte er ihn aufgefangen, aber er sah zu Boden und schalt sich, daß er, wie ein blöder Knabe dastände und sich scheue auszusprechen, was er sich den Tag über tausendmal eingeprägt hatte. Die Dunkelheit, die in jenen Gegenden fast unmittelbar dem Sonnenuntergange folgt, begann bereits ihre schattigen Flügel zu entfalten. Die Umrisse des blonden, ihm so unsagbar theuren Hauptes zerflossen in unbestimmten Linien, die Kühle machte sich empfindlich bemerkbar, Hermance schauerte unter ihrem Einfluß leicht zusammen. Ihm dünkte die Luft heiß und brennend wie in der Sahara, seine Schläfen klopften, seine Brust hob sich ungestüm — würde es denn nicht hervorbrechen das erlösende Wort, das nicht den Weg über seine Lippen finden wollte?

In dem anstoßenden Zimmer, dessen Thüren weit geöffnet waren, hatte Giuseppe die Lampen angezündet, und die Mücken tanzten auf den Lichtstrahlen in den wärmeren, erhellten Raum hinein. Hermance spielte mit einer Orangeblüthe, die sie von den bis zum Balcon hinanreichenden Bäumen gepflückt hatte. „Es wird kalt," sagte sie unsicher, „man warnt gerade vor dieser Stunde, die gefährlich und fiebererzeugend sein soll. — Ich begreife nicht, daß Onkel Martin so lange ausbleibt, wenn Sie heute noch abreisen wollen — Herr von Wildenhausen —" Sie hatte sich halb von ihrem Sessel erhoben, Manfred streckte den Arm aus, sie mit sanfter Gewalt zurückzuhalten.

„Bleiben Sie, Hermance!" rief er in so leidenschaftlichem Tone, daß sie beinah furchtsam zurückwich, „gönnen Sie mir noch ein paar armselige Minuten in Ihrer Nähe! Ich bitte, ich fordere nichts, als daß Sie mich hören! Wenden Sie sich nicht ab, denn, was ich Ihnen sage, darf Sie nicht beleidigen, es sind die reinsten, die heiligsten Gefühle meiner Seele, die ich vor Ihnen ausbreite. — Ich liebe Sie, Hermance, unaussprechlich, unendlich, ohne Sie ist mir das Leben glanz- und duftlos, das Dasein ohne Zweck und Ziel. Als ich vor zwei Jahren in stummer Resignation von Ihnen schied und die schmerz-

liche Ueberzeugung mit mir nahm, daß nicht ein Schlag Ihres Herzens mir gehörte, da meinte ich, diese Leidenschaft überwinden, Sie vergessen zu können. Fern von Ihnen mußte es mir gelingen, mich wieder in die alten Geleise zurückzufinden. Einsam würden meine Tage verfließen, aber ich dachte sie mir weniger trostlos, als sie in Wirklichkeit waren. — Könnte ich Ihnen schildern, was ich gelitten habe wie Ihr holdes Bild sich immer tiefer in meine Seele schmeichelte und ich mir täglich von neuem bekennen mußte, daß nur Sie, Sie allein, mir das Glück geben könnten, nach dem ich mich sehnte und das ich nie genossen! Im Wachen und im Traum sah ich Sie vor mir, wie ich Sie an jenem Morgen an der Waldecke erblickt, als Sie auf dem weißen Pferdchen zwischen den Bäumen hervorkamen, mit Ihrem wehenden, goldenen Haar und den geheimnißvollen Märchenaugen, Sie selber das lieblichste Märchen! Nein, ich war nicht ganz von Ihnen getrennt, denn ich lebte geistig mit Ihnen fort, bei Allem, was ich that und wirkte, gab der Gedanke den Ausschlag: würde sie es billigen? würde sie damit zufrieden sein? — Dann überfiel mich zwischendurch eine tödtliche Angst, ich könnte plötzlich erfahren, Sie seien verlobt, seien das Weib eines Anderen geworden, und ich konnte es nicht fassen, konnte an eine solche Möglichkeit nicht glauben. — Waren Sie mir auch verloren, so durfte doch Niemand die Hand nach diesem Kleinod ausstrecken. — Ich durfte nicht suchen, Ihnen zu begegnen, Sie hatten mir zu unzweideutig gezeigt, daß ich Ihnen stets ein Fremder sein würde. Es ward mir nicht schwer, Ihrem Wunsch zu gehorchen, ich wußte nicht einmal, wo Sie sich aufhielten, seit dem kurzen, flüchtigen Briefe Ihrer Frau Mutter, der mir ihre eben vollzogene Vermählung anzeigte, war ich ohne jede Nachricht von Ihnen. — Ich hatte nicht das Recht, meinem Geschick besonders zu grollen — wie viel Männern ist es beschieden, die zu besitzen, der ihre wärmste Liebe gehört? Die Meisten müssen früh entsagen, oder finden zu spät diejenige, um die allein sich der Kampf mit dem Leben lohnt. In meinem Alter hat die Vernunft zwar so viel Macht über uns, daß wir das thörichte Thun unterlassen, vor dem thörichten Fühlen vermag sie uns jedoch nicht zu bewahren, sie lehrt uns den Schmerz in uns verschließen, aber sie wappnet uns nicht mit Unempfindlichkeit. Als zweiundvierzigjährigen Mann hat mich dieselbe Verzweiflung durchwühlt wie als zwanzigjährigen Jüngling, und alles Philosophiren über das Verkehrte der Leidenschaften half mir ebenso wenig wie einst die verständige Zusprache meiner Mutter. — Das menschliche Herz lernt nichts aus Erfahrungen und eine jede Enttäuschung ist gewissermaßen wieder die erste! —“

Manfred hielt Athem schöpfend inne, er hatte in einem Zuge, wie einer inneren Nothwendigkeit folgend, gesprochen. Das junge Mädchen hatte den Kopf gesenkt, ihre Hände ruhten verschlungen in ihrem Schoß, sie rührte und regte sich nicht und ließ die Rede des aufgeregten Mannes still über sich fortrauschen.

„Zwei schwere Jahre liegen hinter mir,“ sagte er mit gedämpfter, zitternder Stimme, „— ich möchte sie nicht noch einmal durchleben! Da mir die Freudigkeit der Seele fehlte, wollte ich wenigstens kennen lernen, was die Erde an Schönheit und an Genuß zu bieten hat. So kam ich hierher, in das gelobte Land der Dichter und Künstler. — Wohl entzückte mich, was ich sah und ich dachte, nicht Augen genug zu haben, all' die Herrlichkeit zu fassen, doch hier —“ er deutete auf sein Herz — „wollte der alte dumpfe Druck nicht weichen.“ Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seine brennende Stirn. — „O, Hermance, Sie so klar und harmonisch in Ihrem ganzen Wesen, so unberührt von wilden rebellischen Gefühlen, Sie können mich nicht verstehen.“

Zum ersten Mal, während er sprach, hob sie den Blick zu ihm auf — nicht verstehen! Sie, die so tapfer und stätig einen Kampf ausgefochten hatte, in dem Niemand ihr stützend und tröstend zur Seite gestanden war.

„Glauben Sie, ich habe nicht leichter als Sie getragen,“ versetzte sie einfach.

Er schaute halb zweifelnd in das weiße, feine Gesicht, in dem die großen, braunen Augensterne leuchteten. Mit steigender Wärme fuhr er fort: „Wohl wiederholte ich mir, daß Sie mir verloren wären, ich

bemühte mich, mich mit dieser bitteren Wahrheit zu befreunden, doch, so widerspruchsvoll ist unsere Natur beschaffen — in der verborgensten Falte meiner Seele schlummerte die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Wie gläubige Spiriten überall und zu jeder Stunde die Manifestationen überirdischer Geister erwarten, so hielt ich den Glauben an Ihr unvermuthetes Erscheinen fest. Ich ward nicht betrogen, ich erblickte Sie in demselben Moment, als Ihre Gestalt lebhafter denn je mir vorschwebte und ich Ihr Auge, Ihr Lächeln in jeder Schönheitsoffenbarung vergangener Zeiten zu erkennen wähnte. Sie wollten mich nicht bemerken, Sie wandten sich beide Male von mir ab und zwar mit einer mich schmerzhaft berührenden Absichtlichkeit. —"

Das junge Mädchen murmelte etwas, das wie eine Entschuldigung klingen sollte.

„Wie habe ich Sie gesucht!" rief er leidenschaftlich aus, „fieberhaft hastig durchstrich ich die Stadt, ich gönnte mir keine Ruhe, sobald ich von meinen Nachforschungen für ein paar Minuten abließ, sagte ich mir: Vielleicht ist sie da oder dort und die kostbarste Gelegenheit geht ungenützt vorüber! Dann stürzte ich wie ein Unsinniger weiter. — Endlich gebot ich mir Einhalt, ich hätte einem Phantom mit mehr Aussicht auf Erfolg nachjagen können! Ich wollte fort — da, indem ich im Begriff stand, den Eisenbahnzug zu besteigen und die Rückreise nach der Heimath anzutreten, da traf ich Ihren Onkel —"

„Onkel Martin," unterbrach sie ihn überrascht und leiser: „Er weiß, daß Sie hier sind?"

„Er bot die Hand zu dieser Zusammenkunft — Hermance!" rief er, „haben Sie kein Wort für mich? Ist selbst das Zutrauen gestorben, das Sie mir einst entgegenbrachten? Scheuen Sie den Unterschied der Jahre? Meine Liebe wird Alles ausgleichen, Sie werden mir Stern und Kleinod, mir Weib und Kind zugleich sein! Doch eins verschweige ich Ihnen nicht — eine Vernunftheirath würde mich elend machen. Nicht Ihr Kopf soll mich wählen, sondern Ihr Herz! Wenn Sie für mich nicht dieselbe Wärme und Stärke des Gefühls haben, wie ich für Sie, wenn Sie nicht mit vollster Ueberzeugung sagen: Diesen Einen unter Tausenden! — dann lassen Sie mich gehen. —" Er hatte sich erhoben und stand vor ihr in seiner stattlichen Männlichkeit. — „Verzeihen Sie, daß ich Sie ängstige und quäle, aber ich muß Klarheit in mein Leben bringen, ich will es Ihnen ersparen, das Nein! auszusprechen, mit dem Sie mich tödtlich zu verwunden fürchten. —"

Das junge Mädchen hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt und einzelne Thränen tropften zwischen den schlanken Fingern hervor.

— „Sie sind so gut, Hermance, Sie möchten mir nicht wehe thun, Ihr Schweigen ist für mich eine deutliche Antwort," sagte er gepreßt. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und griff nach seinem Hut. — „Es hat nicht sein sollen, ich erwache aus einem thörichten Traum, den ich zu spät geträumt. Möge Ihnen das reinste und vollkommenste Glück beschieden sein, die Nachricht, daß Sie es gefunden haben, wird Niemand mit aufrichtigerer Theilnahme begrüßen als ich! — Leben Sie wohl." Er wandte sich langsam zum Gehen, ebenso arm, wie er gekommen, verließ er dieses Haus, es hatte sich nichts geändert, und dennoch war ihm das Herz viel schwerer. Schon berührte er den Thürgriff, noch einmal blickte er nach der zarten Gestalt mit dem lichten Haar auf dem Balcon zurück.

„Manfred — bleiben Sie!" Sie stand auf der Schwelle und streckte schüchtern die kleine Hand nach ihm aus. Es war zu viel für ihn, dieser jähe Uebergang von Verzweiflung zu seligster Gewißheit, er mißtraute seinen Sinnen, sein Ohr hatte ihn getäuscht. Er starrte sie ungläubig an, eine feurige Wolke schien sich ihm vor die Augen zu legen. — „Hermance!" flüsterte er stockend.

Da war sie in seinen Armen, sie ruhte an seinem wild pochenden Herzen und er hörte ihre süße Stimme wieder und wieder sagen: „Ich liebe Sie, Manfred, mehr, als ich es auszudrücken vermag, mehr, als Sie mich lieben!"

Und während er die Lippen auf das blonde Köpfchen, die „goldenen" Augen preßte, und er sie fest umschlungen hielt, erzählte sie ihm zwischen Lachen und Weinen, in holdester Verwirrung, von ihrem

Seelenkämpfen, von den Qualen, die ihr aus der Entdeckung, daß die Mutter sie mit Eifersucht betrachte, erwachsen; wie sie es für ihre Kindespflicht gehalten, ein Opfer zu bringen, das doch Niemand von ihr gefordert hätte u. s. w.

Manfred möge verzeihen, daß sie ihn habe so lange auf ein Wort warten lassen, sie wäre jedoch so überwältigt und benommen gewesen, daß sie kaum ihre Gefühle und Gedanken zu ordnen vermocht hätte. Wie hätte sie ahnen können, ihm so theuer zu sein! Es mache sie stolz, sie verdiene es nicht! Und dann wiederholte sie: „Ich liebe Sie über Alles, Manfred, die Welt um mich her könnte versinken, wenn Sie mir nur blieben!“

Er küßte ihr die Thränen von den Wangen und ward nicht müde ihr zuzuhören.

„Ja, was soll denn das heißen, daß man vor der Thür steht und anderen Menschen den Eintritt versperrt,“ rief der Oberforstmeister, den Kopf hereinsteckend. Er bemühte sich außerordentlich unbefangen auszusehen und den Ueberraschten zu spielen. „O, Herr von Wildenhausen, hätte ich Ihren Besuch vermuthet —“

„Sprich keine Unwahrheit, Onkel Martin,“ fiel ihm das junge Mädchen in die Rede, und sich an seine Brust werfend, schluchzte sie: „Ich glaube, ich bin schon im Himmel, ich möchte sterben vor Seligkeit!“

„Herzchen! —“ Der Alte faßte ihr Gesicht mit beiden Händen. — „Ja, so schaut das Glück aus den Augen! Daß ich das noch erleben durfte! mir ist ja selbst zu Muthe, als hätte ich ein Plätzchen im Paradiese — Frau Professorin!“ schrie er zur Thür hinaus, „kommen Sie herein!“ Er holte die Dame mit Gewalt ins Zimmer und auf Manfred zeigend, der Hermance an sich gezogen hatte, sagte er: „Sehen Sie, das ist Der, dessen Name und Adresse Sie nicht wußten, den Sie nie erblickt, von dem Sie nie gehört hatten und den Sie dennoch kannten! Sie scharfsinnigste aller Professorinnen, ich muß Ihnen vor Vergnügen einen Kuß geben!“

Frau Lorenz ließ sich diesen Zärtlichkeitsausbruch ruhig gefallen.

„Jetzt können wir nach Deutschland abreisten, das Herzchen hat das richtige warme Klima entdeckt, das ihrer Gesundheit zuträglich ist, wir brauchen nicht mehr um sie zu sorgen, Dem da können wir sie getrost anvertrauen. — Wer mir prophezeit hätte, daß ich in diesem abscheulichen Lande eine solche Freude erfahren würde! Ich verzeihe ihm seinen Schmutz, seinen Aberglauben, seine Faulenzerei, ich will das alles sogar bewundern, weil ihr Zwei euch hier gefunden habt!“

Der Oberforstmeister war so aufgeregt, als wenn er sich verlobt hätte, er fragte die Professorin, ob er sich nicht heute wie ein gewiegter Diplomat benommen habe, ohne ihn wäre diese Zusammenkunft nicht zu Stande gekommen, und ob ihm Jemand etwa angemerkt hätte, daß er Besonderes im Schilde führte? Er war stolz auf seine Verstellungskunst und bedauerte förmlich, sie nicht früher angewandt zu haben.

„Höre, Herzchen,“ rief er dem jungen Mädchen zu, das mit Wildenhausen auf den Balcon hinausgetreten war, „wir müssen ein Telegramm aufsetzen, um deiner Mutter das Ereigniß mitzutheilen. Soll ich mit dir wetten, wie die Antwort ausfallen wird?“

Ueber Hermance's Gesicht flog ein Schatten, aber sie schmiegte sich inniger an den Geliebten an.

„Sie wird von ganzem Herzen sich deines Glückes freuen, doch wird sie sicher hinzufügen: Das hättet ihr schon lange haben können!“

Der alte Herr behielt Recht. Frau Auguste schrieb ihrer Tochter einen mütterlich liebevollen Brief, in dem sie sagte, daß nach ihrer Ansicht nicht zwei Menschen auf der Welt — sie und ihr Gatte ausgenommen — besser zu einander paßten, als Hermance und Manfred, sie begriffe nur nicht, weshalb sie so spät zu dieser Ueberzeugung gelangt wären. Freiendorf entwerfe bereits im Geiste großartige Pläne für die bevorstehende Hochzeitsfeier und verspreche sich viel Eindruck von seiner Rolle als würdevoller Schwiegervater. —

Das weiße Haus in der Via Montebello hatte seine Bewohner die längste Zeit beherbergt. Eine Woche hindurch warf der schöne Duca mit dem Antinouskopf beim Vorüberreiten einen melancholischen Blick auf die geschlossenen grünen

Jalousien, danach widmete er seine Huldigungen einer blonden Engländerin. Im Garten reiften die Orangen und blühten noch die Rosen, als Wildenhausen mit seiner jungen Frau dem Norden zureiste; Sonnenschein im Herzen, vermißten sie nicht Italiens wärmere Sonne; waren die Rosen in dem deutschen Park auch lange verwelkt, so blühten sie dafür um so lieblicher auf dem zarten Antlitz mit den „goldenen" Augen.

Der Oberforstmeister, der ungeduldig den Sommer herbeisehnt, den das Ehepaar in Bergethal verbringen will, verkürzt sich die Winterabende, indem er häufig haarsträubende Schilderungen der italienischen Küche zum besten giebt. In der Phantasie der entsetzt lauschenden Mamsell Karoline verwandelt sich die ganze Halbinsel Italien in eine lang gestreckte Via Strozzi; hätte sie die „göttliche Komödie" gelesen, so würde sie sich jedenfalls den Eingang zur Hölle, als durch diese Straße führend, vorstellen und sie würde mit Dante über den Eingang schreiben:

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!

Deutsche

Studentenbilder und Mordgeschichten

aus dem tollen Jahre Neunzehn.

Von

Karl Braun.

IV.

Die „Schwarzen" in Gießen.

Indem ich mich nunmehr zu der Universität Gießen wende und zu einer Schilderung der Zustände, welche sich dort nach den Freiheitskriegen gebildet hatten, muß ich vorausschicken, daß ich hier theils mündlichen Traditionen, theils den Aufzeichnungen von Friedrich Münch folge. Münch ist Ende des vorigen Jahrhunderts in Niedergemünden, einem oberhessischen Dörfchen, das an der Grenze der fruchtbaren Wetterau und des rauhen Vogelsberges liegt, als der Sohn eines evangelischen Predigers geboren. Er studirte in Gießen 1816 bis 1819 und wurde später seines Vaters Nachfolger auf der Pfarre. Als die öffentlichen Zustände in Deutschland immer unerquicklicher wurden, wanderte er an der Spitze einer von ihm gegründeten Auswanderungsgesellschaft nach Amerika, wo es ihm nach schweren Prüfungen gelang, in Missouri eine neue Heimath zu gründen. Dort lebt er noch inmitten der Schaar zahlreicher Kinder und Enkel als Senator des Staates Missouri, hochbejahrt und hochgeachtet. Noch im Jahre 1865 übernahm dieser unverwüstliche Greis die Hauptredaction der in Saint-Louis erscheinenden „Farmerzeitung" mit den Worten: „Ich werde in keinem Fall aufhören, meine Kräfte, so lange sie vorhalten, zu gebrauchen, sei es mit dem Wort oder der Feder, mit dem Spaten oder der Rebenschere, mit dem Pfropfmesser und selbst noch mit der Axt des Pionnieres." Wir verdanken ihm außer einer Reihe philosophischer, politischer und ethischer Schriften eine vortreffliche Beschreibung des Staates Missouri und eine für uns europäische Weinbauer höchst interessante „Anleitung zum Weinbau in Nordamerika".

Friedrich Münch's Aufzeichnungen machen den unverkennbaren Eindruck höchster Zuverlässigkeit. Er kann die Wahrheit sagen; denn er stand mitten in der damaligen Studentenbewegung. Er will die Wahrheit sagen; der Groll wider die Bedrücker und Feinde ist im Laufe der Zeiten verflogen, und die Freunde bedürfen nicht mehr der Schonung, denn die meisten davon schlummern schon längst im kühlen Schoße der Erde, und die, welche noch leben, sind außer Gefahr, seitdem Preußen dem alten Frankfurter Bundestage zur Strafe für seine Missethaten das Lebenslicht ausgeblasen und die deutsche Einheit begründet hat, für welche damals unsere Studenten vergeblich geschwärmt und gelitten.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst den oben schon angedeuteten Unterschied zwischen Jena und Gießen:

Jena liegt in einem tiefen Thal, umgeben von ansehnlichen, aber leider größtentheils waldlosen Hügeln, an der Saale. Gießen liegt an der oberen Lahn, frei und offen, als Zwischenglied zwischen dem Vogelsberg und der Wetterau. Sowohl

Gießen als Jena sind Landstädtchen. Gießen hatte damals höchstens 8000 Einwohner und 180 Studenten, Jena 5000 Einwohner und 500 Studenten. Beide Städte waren damals noch mit Mauern umgeben. In Gießen studirten vorzugsweise „Inländer", d. h. Hessen-Darmstädter, in Jena dagegen mehr „Ausländer" als Inländer, d. h. mehr Angehörige der übrigen deutschen Länder, als solche jener thüringisch-sächsischen Territorien, welche die Universität dotiren; die Mehrzahl der Jenenser Burschen waren Norddeutsche; die Mehrzahl der Gießener Süddeutsche, d. i. Chatten und Franken. Jena zeigte, wie heute noch, vorwiegend den liebenswürdig-gemüthlichen thüringer Charakter. Die Bevölkerung von Oberhessen dagegen ist chattisch, während die beiden anderen hessen-darmstädtischen Provinzen fränkische Bevölkerung haben. Der chattische Volksstamm ist streitbar und hartnäckig und etwas geneigt zum Frondiren. Dies offenbart sich im Schlimmen wie im Guten. Als Beispiel des letzteren mag der Verfassungskampf in Kurhessen gelten.

Nun kam noch hinzu, daß die Gießener Studenten bei der Regierung eine abgeneigte und böswillige Gesinnung voraussetzten, während in Jena kein Zweifel darüber herrschte, daß der Schirmherr der Universität, Großherzog Karl August, persönlich von der wohlmeinendsten Absicht beseelt sei.

Aus diesen Factoren ergab sich die Verschiedenheit des Charakters. Jena zeigte mehr die frische, fröhliche, poetisch-phantastische, — Gießen die harte, rauhe, zum finsteren Brüten und zu Explosionen geneigte dunkele Seite des akademischen Lebens. Man kann die Geschichte der Gießener Studentenschaft nicht schreiben, ohne der Gebrüder Follen zu gedenken, jenes hochbegabten Kleeblattes junger Leute, welche ohne Zweifel dem Vaterlande große Dienste geleistet haben würden, wenn ihre Kräfte nicht durch die Ungunst der Zeiten in verkehrte Bahnen gedrängt worden wären. Sie hießen Adolf, Karl und Paul, der erste 1794, der zweite 1796 und der dritte 1799 geboren. Adolf war der Dichter, Karl der Denker, Paul der einfache Mann der That.

Adolf galt für ein poetisches Genie und wußte sich als solches zu geben, Paul war ein streng bürgerlicher Charakter und faßte Alles mit Eifer und Ernst an. Karl vereinigte den Schwung des Ersteren und den zähen Eifer des Letzteren.

Karl Follen nimmt die hervorragendste Stellung in dem damaligen Studentenleben ein. Schicken wir daher die Schilderung voraus, welche uns der Jenenser Burschenschafter Robert Wesselhöfft von Karl Follen's äußerer Erscheinung, seinem Charakter und seinen Grundsätzen gegeben.

„Als wir Follen zum ersten Mal in seiner Wohnung aufsuchten," schreibt Wesselhöfft, der, nachdem er eine siebenjährige Freiheitsstrafe erduldet, sofort zur Feder griff, um die Verleumdungen der Burschenschaft zu widerlegen, „empfing er uns wie alte Freunde mit dem einfachen und traulichen ‚Du' — offenherzig, freundlich und vertrauensvoll. Aber in seiner ganzen Erscheinung und Haltung, in dem Tone seiner Stimme, in seinen Bewegungen und Blicken, kurz in dem ganzen Menschen war etwas so Edles, solche Ruhe, Kraft und Entschiedenheit, ein beinahe stolzer Ernst, etwas ganz Eigenthümliches, das unbewußt Allen, die mit ihm in Berührung kamen, die größte Hochachtung einflößte. Man male sich eine sehr glatte, etwas breite, aber zartgeformte Stirn; eine wohlgebildete Nase; dunkelblaue, seelenvolle Augen; einen nicht zu großen Mund mit rothen Lippen; einen dichten, hellfarbigen Backenbart; glattes, dunkelblondes Haar, auf dem Scheitel getheilt und in Locken über den Nacken wallend; eine so klare, frische, rosige und helle Haut, daß Damen ihn darum beneiden mochten; der ganze Körperbau von mittlerer Größe, gesund, kräftig und wohlgewachsen; bekleidet mit einem blauen sogenannten deutschen Rocke mit Perlmutterknöpfen, — und man hat ein Bild von diesem ‚eingefleischten Teufel'. — Ich habe drei verschiedene Universitäten besucht und kann versichern, daß ich nie und nirgends Seinesgleichen gesehen habe in Sittenreinheit und edlem Betragen. Daß er dabei seine Flausen hatte, gestehe ich gern zu; er schien alle seine Kraft auf ein einziges Ziel zu richten, auf die Revolution. Des Feindes Untergang und der Freiheit Sieg lagen nicht allein ihm am Herzen, sondern dieses Herz lag auf seiner Zunge, und

seine starke Faust konnte man krampfhaft sich ballen sehen, wenn er von Fesseln und Ketten hörte.

„Doch war dieses zweiundzwanzigjährigen Jünglings Art, Revolution zu machen, ganz eigenthümlich. Unähnlich anderen Revolutionären, begann er mit sich selbst und schuf vor allem einen wohlgeordneten Freistaat in sich. — Er war im Grunde seines Herzens zartfühlend und nur dann so unbeschreiblich barsch, wenn er sich berufen fühlte, der Feigheit und Verweichlichung entgegenzutreten. Er war unbestreitbar der geachtetste und gebildetste der jungen Männer, welche damals in Jena lebten. In seiner Gegenwart mußte man sich fast wie ein sittliches Nichts vorkommen. Indem er unnachsichtlich die höchsten Forderungen stellte, sproßte der Dorn der Eitelkeit, des Ehrgeizes und der Selbstsucht nicht in seinem Herzen, obwohl seine große Ueberlegenheit Viele abhielt, auch nur einen Widerspruch gegen seine Meinungen vorzubringen, gegen eine Ueberzeugung, die mit einer edeln Persönlichkeit so ganz eins war ꝛc."

Der Vater der drei Brüder, Christoph Follenius, ein oberhessischer Richter, wohnte zuerst in Gießen und dann in Friedberg in der Wetterau. Die Jungen warfen das lateinische „ius" am Ende des Familiennamens ab und nannten sich „Follen". Der Alte war ein kaustischer Kauz. Er zeigte seinen Kindern nicht, wie sehr er sie liebte. Statt sie zu strafen, überschüttete er sie mit Spottreden. Sie hatten einen grimmigen Respect vor seiner stachelichten Zunge, und sie mußten ihm immer erst nach den Augen sehen, um zu erfahren, ob das, was er sagte, Ernst oder Ironie war.

Die drei Jungen hatten das Unglück, in frühester Jugend ihre Mutter zu verlieren, deren Gesundheit den Aufregungen und Strapazen der Kriegsjahre nicht gewachsen war. Der Vater schickte nun Adolf und Paul zu dem Schwiegervater, einem alten Nimrod am Vogelsberg, und behielt Karl bei sich in dem von einer alten harthörigen Dienstmagd geleiteten dürftigen Haushalte. Die Wirkungen dieser etwas spartanischen Erziehung sind deutlich erkennbar.

Die Drei besuchten dann das Gymnasium in Gießen. Sie waren im Haß gegen das Joch der Fremdherrschaft erzogen und grollten der Regierung ihres Landes, weil sie sich in den französelnden Rheinbund eingereiht hatte. Während sie in der Schule in der „glorreichen Geschichte des Großherzogthums Hessen" (deutsche Geschichte kannte man nicht) officiell unterrichtet wurden, lasen sie heimlich mit verzehrenden Blicken die Flugschriften von Arndt und Jahn's „Deutsches Volksthum".

Da kam die Schlacht bei Leipzig; und selbst in den Rheinbundstaaten eilte die Jugend in den Kampf wider Frankreich. Adolf und Karl Follen wurden „freiwillige Jäger". Paul machte den Feldzug als hessendarmstädtischer Liniensoldat mit.

Als man den alten Friedberger Landrichter wegen des Ausmarsches all' seiner Jungen zu trösten versuchte, sagte er brummig: „Ich würde mich schämen, hätten sie es anders gehalten."

Der Jüngste, Paul, als er eintrat, erst 14 Jahre alt, aber körperlich doch schon so ein „rechter langer Vogelsberger Bauernlümmel", zeichnete sich im Krieg am meisten aus. Er avancirte schnell zum Corporal und erhielt einen Orden, weil er im Sturm auf eine Festung eine ganz besondere Bravour bewiesen. Auch den Feldzug von 1815 machte er mit. Er wurde Offizier und wollte bei diesem Berufe bleiben; allein die Langeweile des Soldatenlebens in Friedenszeiten schreckte ihn davon wieder zurück. Er ließ sich als Studiosus Juris immatriculiren, wurde aber alsbald auf ein Semester von der Universität verbannt, weil er deren Kanzler einige Wahrheiten gesagt hatte.

Er gedachte nun „Oekonom" zu werden; und da auch er eine poetische Ader hatte, wenngleich eine bescheidenere als seine beiden begabteren Brüder, so hat er diese Intention in folgenden Versen verewigt:

„Student bin ich gewesen,
Nun werd' ich Bauersmann.
Das burschikose Wesen
Ist künftig abgethan.

Lebt wohl, fidele Gesellen,
Lebt wohl nun allzumal!
Das Feld muß ich bestellen,
Grüß' euch zum letzten Mal!"

Allein es war doch nicht zum letzten Mal. Paul kehrte dennoch nach der Uni-

versität Gießen zurück, welche zwischenzeitig seine beiden älteren Brüder schon verlassen hatten. Er nahm deren Werk wieder auf und führte es zu einem verhängnißvollen Abschluß, welchen ich erst im sechsten Kapitel erzählen werde.

Kehren wir nun zu den beiden älteren Brüdern zurück. Dieselben bezogen die Hochschule Gießen schon 1815. Karl war Jurist, Adolf anfangs Theologe, später auch Jurist. Beide suchten gemeinsam der alten kleinstädtischen Universität einen neuen patriotischen Geist einzuhauchen. Sie predigten Abschaffung der Corps und des Comments, des Saufens und der Duelle. Allein sie mußten sich dazu bequemen, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Man warf ihnen Feigheit vor. Dieser Vorwurf ließ sich nur durch die That widerlegen, nämlich durch Paukereien. Der Seniorenconvent sandte seine besten Schläger gegen sie aus. Allein die Neuerer bestanden gut auf der Mensur; und als die Campagne vorbei war, konnte Karl Follen, der in allen Leibesübungen sich hervorthat, mit einigem Recht sagen: „Man fängt an, meine Klinge zu fürchten!"

Er glaubte nun die grobe Arbeit gethan und wandte sich wieder seiner höheren Aufgabe zu. Während der Ferien verfaßte er den „Ehrenspiegel", d. h. ein Statut, wonach der gesellschaftliche Verkehr der Studenten unter einander „nach den republikanischen Grundsätzen eines freien christlichen Germanenthums, unter Ausschließung des Wälschthums und des Mosaismus", geregelt werden sollte. So lauteten wörtlich die seltsamen Worte!

Als das Wintersemester begonnen, berief er eine allgemeine Studentenversammlung, welcher er den „Ehrenspiegel" zur Genehmigung vortrug, im voraus überzeugt von seinem Erfolge. Allein er täuschte sich bitter. Kaum war er mit der Vorlesung zu Ende, da schrie der Senior der „Hassia", Studiosus Görz: „Wir sind nicht Burschenschafter, wir sind Landsmannschafter! Wer für uns und für Beibehaltung des Comment ist, der ziehe mit ab!" Und zwei Drittel zogen ab. Nur eine kleine Minorität blieb und stellte sich Follen zur Verfügung.

Sie bekannten sich zum „Ehrenspiegel" und sagten sich von dem bisherigen „Comment" los. Infolge dessen wurde die Partei des Ehrenspiegels von dem Seniorenconvent in Verruf erklärt. Sie brauchten keinen förmlichen Bund mit einander zu schließen. Der Haß der übrigen Studenten und die Mißgunst der Darmstädter Regierung und der Universitätsbehörden erzeugte in ihnen das Bewußtsein einer verfolgten Minorität, und dieser Märtyrergeist, welcher sie stolz auf sich selbst machte, genügte, sie zusammenzuhalten. Man nannte sie „die Schwarzen", weil sie in ostensibler und demonstrativer Weise den schwarzen deutschen Rock trugen und die bunten Abzeichen der Corpsstudenten verschmähten.

Einmal vom Geiste der Exclusivität ergriffen, wurden sie immer weiter getrieben. Verfolgt und isolirt von allen Seiten, erklärten sie allem Bestehenden den Krieg. Nur das „Christenthum" und das „Deutschthum" erkannten sie an, freilich in ihrer eigenthümlichen Weise. Alle bestehenden Staatsformen wurden verworfen, und deren Negation wurde unter dem Titel „der einen großen deutschen Republik" proclamirt. Man gab sich dem Irrwahn hin, das ganze deutsche Volk sei damit einverstanden, es fehle nur an Muth, an Initiative, an einer „That", um diese allgemeine Ueberzeugung zum plötzlichen Durchbruch zu bringen. Deshalb wurde jede Bestrebung auf gesetzlicher Grundlage, jede Verständigung mit dem Bestehenden verdammt.

Das Evangelium, welches Karl Follen predigte, lautet so: „Von rechtmäßigen Mitteln zur Erlangung der Freiheit zu sprechen, ist Unsinn. Niemand hat ein Recht, uns die Freiheit vorzuenthalten; und deshalb ist jedes Mittel erlaubt gegen die Vorenthalter der Freiheit. Aufruhr, Tyrannenmord und Alles, was man im gewöhnlichen Leben als Verbrechen bezeichnet, zählt zu den legitimen Mitteln, durch welche man die Volksfreiheit erringen muß, weil andere Mittel fehlen. Gegen gesetzliche Handlungen wissen sie sich zu schützen, deshalb müssen sie vor unseren Dolchen erzittern. Wer zu diesem Mittel greift mit der Gewißheit, dabei das eigene Leben und das Theuerste dem Vaterlande zu opfern, der steht sittlich um so höher, je schwerer es ihm wird, sein natürliches Gefühl gegen eine solche Handlungsweise niederzukämpfen."

Selbst Münch, ein warmer Bewunderer des Karl Follen, kann das Geständniß nicht unterdrücken: „Dem Hörer wurde es bei solchen Reden mitunter zu Muth, als ob er an einem bodenlosen Abgrund stände und ihm geboten würde, den Sprung in die Tiefe zu wagen. Der Consequenz war, sobald man einmal die Vordersätze zugegeben hatte, kaum zu entgehen; und dennoch sträubte sich das innerste Gefühl dieser, gerade an den sittlichen Grundsätzen so strenge festhaltenden Jünglinge gegen dieselbe."

Aber der energische Karl Follen ließ ihnen keine Zeit, sich zu besinnen, oder an die Umkehr zu denken. Mit unerbittlicher Logik, mit glänzender Dialektik wußte er sie immer wieder von neuem zu packen, zu beschäftigen und zu bestricken. So entwarf er eine Verfassung der „deutschen Republik". Er und seine „Schwarzen" traten zu einer Art von Vorparlament zusammen. Sie beriethen diese Verfassung von Artikel zu Artikel, amendirten und redigirten sie und nahmen sie schließlich einstimmig an. Alles, um vollständig gerüstet und fertig zu sein in jenem Augenblick, von welchem Karl Follen sang:

„Menschen-Menge, große Menschen-Wüste,
Die umsonst der Geisterfrühling grüßte,
Reiße, breche endlich, altes Eis!
Stürz' in starken, stolzen Meeresstrudeln
Hin auf Knecht' und Zwingherrn, die dich hudeln,
Sei ein Volk, ein Freistaat, werde heiß!"

Allein das „alte Eis" verweigerte dem jugendlich-feurigen Sänger alles und jedes Gehör und verrieth keinerlei Neigung, ein „Freistaat" zu werden.

Je weniger der Prophet Gehör fand, desto mehr erhitzte er sich. Er suchte die Erfolglosigkeit seiner Anforderungen durch Steigerung derselben zu verbergen. Man weiß in der That manchmal nicht, ob man über die Verirrung trauern oder über die Tollheit lachen soll; z. B. bei folgender Strophe, welche, wie uns Münch berichtet, nach einer recht lustigen, ja fast leichtfertigen Melodie gesungen wurde:

„Freiheitsmesser gezückt!
Hurrah, den Dolch in die Kehle gedrückt!
Mit Kronen und Bändern,
Mit Purpurgewändern
Zum Rachealtar ist das Opfer geschmückt!"

Oder gar bei folgendem „Gebete":

„Allen ruft Deutschlands Noth,
Allen des Herrn Gebot:
Schlagt eure Plager todt,
Rettet das Land!

Zu dir fleht uns're Schaar
Am Vaterlandsaltar
Mit Herz und Munde:
Dein Opfer harrt, fach' an zum Flammenbunde
Die deutschen Hochgebirge;
Dann, Volk, die Molochspriester würge, würge!"

Es läßt sich nicht verkennen, daß in alledem eine namenlose Verwilderung liegt, und eine bedenkliche Annäherung an den Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel.

Auf der anderen Seite läßt sich die Verirrung nur allzu leicht, wenn nicht entschuldigen, dann doch begreifen.

Diese feurigen Herzen, diese starken Geister, welche von den Erinnerungen an einen glorreichen Kampf gegen die Unterdrücker Europa's und von der Hoffnung einer Wiedergeburt Deutschlands geschwellt waren, sahen nirgends eine Laufbahn eröffnet zur Befriedigung ihres berechtigten Thatendranges und ihrer legitimen Ehrbegierde. Eingesperrt in die engsten Verhältnisse, durch die Landesgesetze gebannt an eine kleine Universität von fast bäuerlichen Verhältnissen, verfehmt von ihren Kameraden, beargwohnt von der Regierung, ohne Aussichten auf eine Zukunft innerhalb des Rahmens der bestehenden Dinge, ohne Kenntniß des Lebens und der Menschen, nur genährt von einer transcendentalen Philosophie und einigen Kriegsreminiscenzen, — was blieb ihnen Anderes übrig, als sich immer fester, immer starrköpfiger in ihr „System" einzuspinnen, sich unter einander bis zum Wahnwitze zu echauffiren und der Welt, welche sie auf den Isolirschemel getrieben, zum Dank den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen?

Follen's „Grundsatz", daß „Dolch und Eid", d. h. Mord und Meineid, im Dienste der Freiheit erlaubt seien, blieb jedoch auch innerhalb des Kreises der „Schwarzen" nicht ohne Widerspruch. Vielmehr machte Karl Seebold Opposition gegen diese „Messer- und Gabeltheorie". So nannte er sie sarkastisch deshalb, weil dort die Bauern, wenn Jemand etwas wissentlich falsch beschworen hat, im Hinblick auf die zum Schwur erhobenen drei Finger, zu sagen pflegen: „Er hat es auf die Gabel genommen." Es gab abermals eine Spaltung. Auf die Seite Seebold's stellten sich die „Ge-

mäßigten“, auf die Seite Follen's die „Unbedingten“. Die Letzteren wurden infolge dieser Trennung natürlich immer exaltirter. Sie ergaben sich einer religiös-politischen Schwärmerei, die sie immer mehr von vernünftigen und naturgemäßen Grundsätzen entfernte, und sie den Assassinen des „Alten vom Berge“ oder den jesuitischen Königsmördern zugesellte.

Die „Unbedingten“ versammelten sich in einem großen wüsten Raum eines auf Hof und Garten ausstoßenden Hintergebäudes des Follen'schen Hauses. Hier, nicht in der deutschen Burschenschaft, war der Herd der „demagogischen Umtriebe“, oder, wie sich Münch ausdrückt, „der Tempel der rothrepublikanischen Religionslehre“. Auch einige Nichtstudenten fanden sich dazu ein. So z. B. der Pfarrer Weidig von Butzbach, berühmt durch sein tragisches Ende (er tödtete sich in der Untersuchungshaft, empört über die schmachvolle Behandlung seitens seines Inquirenten, welcher ihn mit Stockschlägen mißhandeln ließ, um Geständnisse von ihm zu erpressen). Es kam auch der Criminalrichter Snell aus Dillenburg, welcher später in die Schweiz flüchtete, um dort als Professor in Bern der Gründer und Chef jener radicalen Schule zu werden, welche man damals, da Snell aus Nassau stammte, in der Schweiz „die Nassauer“ nannte; Stämpfli, der Schwiegersohn Snell's, wurde nach ihm das Haupt dieser Partei, welche im Schweizer Mikrokosmos eine namhafte Rolle gespielt hat. Charakteristisch ist, daß Snell in jenem Hinterhause der „Unbedingten“ praktische Vorlesungen über Criminalrecht und Criminalproceß hielt, damit seine Zuhörer, wie es Münch ausdrückt, „sich zu helfen wüßten“, wenn sie, wie vorauszusehen, in Untersuchungen verwickelt würden. Ich werde auf den Criminalrichter Snell im sechsten Kapitel zurückkommen. In der exaltirtesten Zeit der Gießener „Schwarzen“ standen die Dinge so:

Der „Dolch“ wurde zum Fetisch erhoben. Man beabsichtigte, „einen unlösbaren Bund von Todesbrüdern zu stiften, welche sich feierlich dem Martyrium weihten“. Diese „Weihe“ sollte zugleich eine Art „Abendmahlsfeier“ bilden; und die Art, wie Follen diesen Act in seinem „großen Liede“ schildert, ist schauerlich und grotesk zugleich. Ich will nur die erste Strophe mittheilen, wonach sich „der ewigen Freiheit heiliger Märtyrer-Orden“ nach dem „Altar im Felsengrunde“ bewegt, um sich dort dem „Opfertode“ zu weihen. Sie lautet:

„Es zieht eine Schaar von Männern sich
Herab zum dunkeln Haine
Beim dämmernden Fackelscheine.
Still ist ihr Blick, aber schauerlich,
Nachtschwarz ihr Gewand einfältiglich,
Nichts Glänzendes siehst du an Solchen,
Als den Glanz von geschliffenen Dolchen.“

Zugleich verdammte Follen jeden weiblichen Umgang. „Uns, als dem Tode geweihten Opfern, muß Frauenliebe fremd bleiben.“ Die Landsmannschaften waren natürlich anderer Meinung.

Es kann nicht oft genug hervorgehoben werden, daß die „Burschenschaft“ und die Gießener „Schwarzen“ oder „Unbedingten“ keineswegs identisch sind. Jene war eine große Studentenverbindung, welche sich über alle Universitäten erstreckte und unbeschadet ihrer patriotischen Tendenzen vorwiegend einen jugendlich-burschikosen Charakter trug und die Oeffentlichkeit liebte. Die „Unbedingten“ dagegen waren ein kleines Häuflein finsterer Fanatiker. Sie gediehen beinahe nur in Gießen. Zwar versuchte der rührige Karl Follen auch mit der Studentenschaft anderer Hochschulen Verbindungen anzuknüpfen, um dort seine Lehre, oder, wie er sagt, seinen „Grundsatz“, wie die Anderen sagten, seine „Messer- und Gabeltheorie“, zu verbreiten. Allein er hatte nirgends erheblichen Erfolg. Die Burschenschaft in Jena gab ihm auf seine lehrhafte Zuschrift eine derb ablehnende Antwort, worauf er in beleidigender Weise replicirte. Darauf erging von den Jenensern eine Forderung. Die Gießener nahmen sie an. Auf einem Dorf in der Mitte zwischen Jena und Gießen sollten, ähnlich den weiland Horatiern und Curiatiern, sechs „Burschen“ aus Jena und sechs „Schwarze“ aus Gießen mit einander pauken. Follen betrieb die Sache mit Eifer. Er hoffte, es werde ihm auch hier, wie gegenüber den Landsmannschaften in Gießen, gelingen, sich mit dem Schläger in der Faust in Respect zu setzen und dann auf dieser Grundlage die Jenenser ganz oder wenig-

stens zum Theil zu bekehren. Allein das Unternehmen scheiterte, zunächst an technischen Schwierigkeiten, wie namentlich des Transportes der Waffen und sonstigen Paukapparate; und dann nahmen die Jenenser ihre Forderung zurück, und es behielt bei dem einfachen „Korbe" sein Bewenden.

An dem Wartburgfeste betheiligte sich Karl Follen mit seinen „Schwarzen" nicht. Es war ihm zu burschikos und gemüthlich.

Adolf Follen, Karl's älterer Bruder, veranstaltete dagegen 1818 ein Frühlingsfest auf dem Feldberge, der höchsten Spitze des Taunusgebirges. Außer Studenten von Marburg, Heidelberg und Gießen, betheiligten sich dabei auch Gymnasiasten und einige Darmstädter Liberale. Zwei Tage lang wurde auf dem Gipfel des Berges geredet, geturnt und gesungen, und dann ging man wieder „quasi re bene gesta" nach Hause. Auch hieran scheint sich Karl Follen nicht betheiligt zu haben. Er hatte höhere Pläne.

Er wollte am 18. October 1818 auf dem Leipziger Schlachtfelde eine Monstreversammlung abhalten. Dort sollte die Republik proclamirt werden, und dann jeder Theil nach seinem respectiven engeren Vaterlande marschiren, um die dortige Regierung mit Waffengewalt zu vertreiben. Hierauf sollte das Parlament zusammentreten, um die Verfassung der „einen, freien, christlich-germanischen Republik" anzunehmen, welche die „Schwarzen" in ihren Hinterhaus-Conventikeln bereits fix und fertig gestellt hatten. Wäre jene Riesenversammlung zu Stande gekommen, was glücklicherweise nicht der Fall war, so wäre der Erfolg eine kolossale Blamage gewesen, wenn nicht etwa die Regierungen durch Verfolgungen den Stempel der Lächerlichkeit wieder getilgt hätten.

An seinem älteren Bruder Adolf hatte Karl Follen viel auszusetzen, während der jüngere Paul blind folgte.

Adolf Follen war ihm zu renommistisch, zu weltlich-poetisch verbummelt. Er kümmerte sich auch um andere Dinge als um den „Dolch". Er war ein etwas weniger „bluttriefender" Dichter. Seine unter dem Titel „Freie Stimmen frischer Jugend" 1819 erschienenen Burschen- und Vaterlandslieder sind zum Theil hoch poetisch. Auch hatten sich einzelne derselben bis zu meiner Studienzeit (1840) im Munde der deutschen Studenten erhalten. Ich will das beste derselben hier einschalten.

Es lautet:

„Vaterlandssöhne, traute Genossen,
O, wie mein sehnendes Herz sich erschlossen,
Seit wir geflochten den treuen Verein!
O, sei gegrüßet, mein Eichenhain!
Liebst du den Hermann? Liebst du den Retter?
Hofer und Tell und das feurige Wetter?
Liebst du die Schützen von Schweiz und Tirol?
Luther, der Pfaffen Elias, du wohl?
Und ihn, der noch im Kranze der Dörner
Scheidend hold in die Harfe sang?
Auf dann stieg er im Jubel der Hörner;
Aber den Eichen erzählte von Körner
Nordlands brausender Orgelklang,
Sturmgesang,
Stolz lockender Klang.

Kennst du die einsam glühende Rose?
Ach, vor der Freiheit Frühlingsgelose
Brach dich der Vollsschmach herbstlicher Wind,
Treue Louise, Thusnelda's Kind!
Doch, eh' des Grabgesangs Töne verhallen,
Sprengen die Geister der Ahnen das Grab.
Ha, wie die Hermannsdrommeten erschallen,
Schwinget das Volk den gebietenden Stab!
O, holde, goldne Wonnetage
Funkensprüh'nder Begeisterung!
Wild in dem Pulverdampf schwankte die Wage:
Jubel erscholl, da verstummte die Klage;
Sternan loderte Freiheitsbrand!
Ach, er schwand,
O Vaterland!

Vaterlandssöhne! Todesgenossen!
Wieder im Grab sind die Ahnen verschlossen;
Klagen ertönen, Jubel verstummt;
Sonn' ist in schwarze Trauer gemummt.
Aber in uns noch brauset die Jugend,
Braust wie der Rhein durch den grünen Plan;
Seht auf dem Mast ihr die Palme der Tugend?
Rüstige Brüder, hinan, hinan!
Ja, bis der Höllendamm zerborsten,
Reißen wir all' in vereinigter Macht!
Fest, wie die Eichen in Teutoburgs Forsten,
Drein die gedoppelten Adler horsten,
Drängt euch zusammen: Sturm erwacht!
Steig' aus der Nacht,
O Hermannsschlacht!"

Adolf Follen ging schon früh von Gießen ab, um in Elberfeld eine Zeitung zu redigiren. Dort wurde er von den preußischen Demagogenfängern gegriffen und nach Köpenick bei Berlin geschleppt. In diesem ehemaligen Königsschlosse, in welchem früher u. a. auch das Todesurtheil über den Kronprinzen Friedrich (später Friedrich der Große) und seinen Freund Katte gefällt worden war, hielt man damals

eine Menge Studenten in Gefangenschaft. Nach dreijähriger Untersuchungshaft sagte Adolf Follen Deutschland und der Politik Valet und ging in die Schweiz, wo er sich verheirathete und, in guten Verhältnissen lebend, dichtete, übersetzte und altdeutsche Studien trieb. Während der ersten Hälfte der vierziger Jahre tauchte sein Name noch einmal auf in einer literarischen Fehde mit Arnold Ruge und Karl Heinzen, die er frömmelnd „Nichtswütherige" nannte. Vor etwa achtzehn Jahren ist er in Zürich gestorben, ohne daß Deutschland von seinem Tode Notiz nahm. Ernst Münch, der Freund von Karl und der Schwager von Paul Follen, schreibt über Adolf: „Er hat in seinen jüngeren Jahren viel Aufsehen erregt und als hochbegabter Mensch Hoffnungen erweckt, die sich später nicht erfüllten."

Die Laufbahn von Karl und Paul müssen wir weiter verfolgen, bis wir Jeden derselben bei einem blutigen Auftritte betheiligt erblicken.

Im Frühling 1818 machte K. Follen in Gießen sein juristisches Doctorexamen. Er habilitirte sich als Privatdocent. Im Herbste 1818 siedelte er nach Jena über, wo er im Wintersemester mit großem Erfolge Pandekten las. Für seinen „Grundsatz" aber konnte er trotz aller Bemühungen in Jena keine Gemeinde finden. Namentlich waren es die liberalen Professoren, der Philosoph Fries an der Spitze, welche ihm auf das entschiedenste widersprachen. Ungeachtet äußerster Anstrengung und langen und heftigen Streitens gewann er nur drei Jünger. Der eine ist später als literarischer Handlanger eines Buchhändlers verschollen. Der andere war ein Student aus Altona, Ferdinand Johannes Wit, genannt von Dörring. Damals einer der Eifrigsten, wurde er später als „Verräther" gebrandmarkt. Er hat seine mannigfaltigen Abenteuer ausführlich geschildert in zahlreichen Bänden, welche die Titel „Lucubrationen eines Staatsgefangenen", „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit" und „Mein Jugendleben" führen. Diese Memoiren enthalten viel Interessantes, sind aber nur mit Vorsicht zu benutzen. Wit lebte um 1830 als Rittergutsbesitzer in Schlesien, wo er sich durch seinen frommen Eifer für die Mäßigkeitsvereine bemerklich gemacht hat. Später siedelte er nach Schleswig über; 1863 ist er in Meran gestorben.

Der dritte der Jünger Follen's starb am 20. Mai 1820 auf dem Schaffot. Es war Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, einem Landstädtchen im baierischen Fichtelgebirge, wo auch Jean Paul das Licht der Welt erblickt hat.

Aus alten Tröstern.

Collectaneen

von

Gotthelf Lederer.

V.

Die Conversation.

Die letzten Vorschriften der „kurzen Tischzucht für die ungehobelten Grobianusknechte" beziehen sich auf die Unterhaltung bei Tische. Da heißt es unter anderem:

„Wenn von andern Leuten über Tisch etwas fürbracht wird, sollst du nicht bald darein waschen, und da du oft gleich davon wissest, davon sie reden, da sollst und mußt du schweigen, ob dir wohl oft die Lunge brauset, daß du deine Meinung und Gutdünken nicht auch dazu sagen sollst. So du aber gefraget wirst, so antwort fein kürzlich und bedachtsam, was die Wahrheit ist und zur Sache dienet. Mache nicht ein Dicentes wie die waschenden Weiber, welche den ganzen Tag auf eine Frage zu antworten haben, und wenn sie einmal gefraget werden, alle Laudessachen in ihre Antwoort mit einmengen."

„Da auch in gutem Gespräch etwas vorläuft, so lächerlich, so fahre nicht auf mit deinem Lachen, daß man dich über alle Tische ansehen und gerne wissen wollen, wer so einen feinen Hals zu lachen habe. Kannst du dich ja Lachens nicht enthalten, daß du nicht alleine ein saurer schwarzer Mönch seiest, der keine Affectus habe, so mache es züchtig, daß es heiße: salvo pudore. Denn es wohl dabei, wie Sirach 21 sagt: ‚Ein Narr lachet überlaut, ein Weiser lächelt ein wenig'."

„Es ist auch ein großer Uebelstand,

wenn eine ehrliche Person etwas redet, und ein anderer Ungezogener fällt ihm mit etwas anderen in die Rede, daß eine Verwirrung daraus wird, und die dabei sitzen nicht wissen, wem sie zuhören sollen; oder daß der, so erst geredet, aufhören und einen solchen Lappen fortplappern lassen muß."

Die wahre Kurzweil der Gesellschaft, die rechte Würze des Mahles sind die „lustigen Scherze und schimpf-ernstlichen Reden und Geschichten", die „höflichen Prunk- und Scherzreden"; „wer allerlei nützliche Bücher durchjaget", wird um so bessere „Discurse" zu führen wissen.

Da gilt's nun wohl zu unterscheiden, so lehren die Complimentirbücher, mit wem man spricht: es kennzeichnet den Weltmann, mit Jedem von dem sprechen zu können, was ihn interessirt. So mit Edelleuten von den neuesten und denkwürdigen Welthändeln, über die jüngsten „Novellen und Relationen und Reisebücher", von Gestütereien, Reit- und Fechtschulen, von Lustgärten und allerlei raren Gewächsen, artigen Baumanieren, Jagden, Feld-, Wald- und Wiesenbau u. dgl."

Freilich die Krautjunker und dergleichen Pflanzen wissen von nichts zu reden als von „Zoten und ungehobelten Alfanzereien", und meinen dabei, „an ihnen als Edelleute sei nichts zu tadeln; sagen: wir von Adel, was scheren wir uns um einen Doctor! Sie sind Blackscheißer, wir sind Leute! Wer kümmert sich um Pfeffersäcke!"

Solchen geht's übel, wenn sie mit einem gewandten Weltmanne zusammenkommen. So machte einmal „der wohlbekannte dicke eislebische Gerber" gegen die Compagnie derartiger Junker, unter der er saß, nachdem er eine Weile ihre „groben Zoten" angehört hatte, unter Fluchen und Lästern die Bemerkung: „Ich glaube wahrlich, es hat mich auch einer von Adel gemacht!" Als man ihn fragte: warum? sagte er: „Dieweil ich eben ein solcher grober Unflat bin, als ihr alle mit einander seid."

Für die Unterhaltung mit Militärs empfiehlt es sich, Bücher durchzustudiren wie das Theatrum Europaeum, Seckendorff's Fürstenstaat, Schwenck's Kriegsdiscurse, Freiberger's Staatsdiscurse, „die Blut und Myrrhen triefende Aloes", „das kaltsinnige Polen", „der hohen Allürten Kriegs- und Staatsrath", „die sonderlichen Gedanken der europäischen Potentaten" u. dgl.

Für die Unterhaltung mit Damen sind unter anderen „seinen politischen Büchern" „Lysander's Goldfaden", „Kallisten Hoffmanni Buch von der wahren ehelichen Liebe", oder „Albertini weiblicher Lustgarten" empfehlenswerth. Doch darf man's ihnen gegenüber ja nicht machen wie jener Pfaffe, der auf der Kanzel zu seinen Bauern sagte: „Lieben Zuhörer, heute kann ich Euch wenig sagen, denn ich habe das rechte Buch noch nicht; über acht Tage werde ich eine Bibel bekommen, da will ich Euch alsdann Elements guts Geschirr machen, dann Ihr könnet nicht glauben, was schöne Possen darin stehen." Denn was soll man zu Einem sagen, der sich in der Unterhaltung auf seine Bibliothek oder auf sein vergessenes Complimentirbuch beruft und sagt: „Wenn er das bei sich hätte, wollte er daraus zierliche Reden führen." Das ist wie jener, der sich auf seine Laute berief, da er spielen sollte und sich entschuldigte: „Er könne auf anderen Lauten nicht schlagen; wann er seine eigne hätte, wollte er's aufs beste machen; konnte aber weniger als nichts darauf." Oder es ist, als wenn man sich anböte, „Alles schriftlich zu verfassen, was man etwa im Reden nicht getroffen habe."

Es gehört sich, daß man in der Unterhaltung bei der Sache bleibt, „fein nett von Punkt zu Punkt antwortet," „nicht etwa, so von Birnen geredet wird, die Antwort darauf von Aepfeln ertheilet."

Sehr an der Tagesordnung war in der Unterhaltung das, was wir „schrauben" nennen. Da hieß es, schlagfertig sein, und auf „klugsinnige Fragen" rasche Antworten geben, um nicht „schamroth gemacht oder wohl gar ausgelacht zu werden". „Denn obschon ein Narre, wie man zu sagen pflegt, mehr in einer Stunde fragen kann, als sieben Weise in sieben Stunden beantworten können, so muß man sie doch unbeantwortet nicht lassen, damit sich Mancher, wie es gemeiniglich geschieht, nicht berühmen möge, daß er dies und das frageweise vorgegeben hätte, und du verstummt wärest, welches er nur zur Behauptung seines vermeinten Ansehens und zu Schwächung deiner Ehre zu thun pfleget."

Es gilt daher namentlich, „auf die Zweideutigkeit der Worte, Reden und Sprüche genaue Achtung zu geben, damit man die verblümten und abgeleiteten spitzfindigen Redensarten recht unterscheiden und verstehen könne".

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, aus den zahlreichen Beispielen, die uns zur Illustration dieser Umgangsregel erhalten sind, einige mitzutheilen. Sie offenbaren das geistige Niveau der damaligen Conversation, offenbaren, was man für die Blume geistreichen Wesens hielt.

Sagt Einer, „dies Kleid habe ich gemacht", und ist doch kein Schneider, so muß man sofort die „Ambiguität" erkennen und interpretiren: vom Schneider gemacht bekommen. Heißt es: die Stadt hat einen neuen Kalender angenommen, so würde man hereinfallen, (wie wir sagen), wollte man sofort folgern, die Stadt sei katholisch geworden, (sie habe den neuen gregorianischen statt des alten julianischen Kalenders acceptirt). Es ist vielleicht nur der neue Kalender für das neue Jahr gemeint.

Daher gilt es, in der Unterhaltung „das cras credo, hodie nihil wohl zu practiciren; sonderlich auf der Reise, da man seltsame Gesellschaft antrifft".

Nicht minder beliebt war es, durch eine rasch hingeworfene, abrupte Frage den Angeredeten zu einer treffenden Antwort herauszufordern. Man nannte solche Fragen „Apophtegmata". So wurde z. B. einmal ein vornehmer Herr gefragt, warum er seinen goldenen Ring an der linken Hand trüge? Er gab zur Antwort: „Damit die rechte ihn beschützen könne." Ein anderer sollte sagen, in welchem Lande er am liebsten wohnen wollte? Er antwortete: „Da die Einnahmen die Ausgaben übertreffen, und die Menschen mehr als die Gesetze gelten." Einmal wurde Jemand gefragt, wo Gott nicht wäre? Als geantwortet wurde, in der Hölle, sagte er: „Nein, zu Rom, da ist sein Statthalter." Sehr geschickt war auch die Antwort eines armen Mannes auf die Frage, wie es in seinem Hause stände? „Wie im Himmel," sagte er, „denn da ißt und trinkt man nicht." Auf solche heikle Fragen bedachtsam antworten, war die Kunst; nicht aber „mit Schnurren und Gurren die Fragenden über den Mund hauen, denn sonst wird man oft mit gleicher Münze bezahlet", und es geht Einem wie Tilly, der einen Gesandten Gustav Adolf's fragte: „Was der Student (damit er auf den König zielte) Gutes mache?" „Was soll er machen," gab der Gesandte zur Antwort, „er studirt jetzund auf Eure Leichpredigt." Bekannt ist die Antwort Luther's auf die Frage, was Gott gethan hätte, ehe er die Welt geschaffen? „Er saß," so antwortete Luther, „hinter einer Birke und band Ruthen, damit man solche Frager ausstäuben sollte."

Eng zusammen hingen mit solchen Fragen die witzigen Worterklärungen und Wortverdrehungen, „Kalauer", wie wir sagen: so, wenn man „Löffeln" von Lefzen oder Lippen ableitete, weil Löffeln sei, „wenn zwei Verliebte sich in Liebesgespräch einließen und mit den Lefzen einander küßten." — So, wenn man den Ausdruck „Hundsfott" historisch von den Hunnen deducirte. Als sie zu Kaiser Heinrich's Zeit einen Einfall gemacht, da hätte es, wenn ein Dorf oder Kloster verwüstet war, geheißen: „Hunnus fuit." — So das L. S. (locus sigilli) unter den Privilegien, die zwar gegeben, aber nicht gehalten wurden, als „lauter Schelmereien".

Ebenso hingen mit solchen Fragen die Räthsel zusammen, diese Lückenbüßer heutiger Conversation, damals eins der beliebtesten Unterhaltungsmittel. Solcher „nicht in Reimen gefaßter" und gereimter Räthsel gab es unzählige, und viele von denen, die wir heutzutage den Kindern aufgeben, stammen aus jener Zeit. So jenes vom Zuckerhut:

„Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit."

Genau und vollständig lautete es:

„Oben spitz, unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit,
Weiß von Leibe, blau von Kleide,
Zarter Mäuler liebe Freude.
Gut zum Trank, gut zur Speis';
Es zerschmilzt wie Schnee und Eis;
Mäßig dient es bei Allen,
Unmäßig wird's zur Gallen.
(Es bestehet jede Freud'
In der rechten Mäßigkeit).
Die mir dies weiß aufzugraben,
Soll's zur kalten Schaale haben."

So jenes Doppelspiel vom Schnee, den die Sonne zerschmilzt:

„Es kam ein Vogel federlos,
Auf einen Baum blätterlos,
Da kam die Frau Mundelos,
Und fraß den Vogel federlos."

Oder jenes andere:

„Zwei Bein saß auf drei Bein, so kam vier Bein, und nahm ein Bein, da nahm zwei Bein drei Bein und warf vier Bein, daß vier Bein ließ fallen ein Bein."

(Auflösung: „Ein Koch saß auf einem dreibeinichten Stuhl, so kam ein Hund und nahm ein Fleischbein; als solches der Koch ersah, nahm er den dreibeinichten Stuhl und warf nach dem Hund, daß er das geraubte Bein fallen ließ)".

So jenes von der Haselnuß, die ein Loch hat:

„Wenn du es siehst, so läßt du es liegen;
Siehst du es nicht, so nimmst du es auf."

Zu den zierlicheren solcher Räthsel in Versen (man verstatte mir, das eine und andere mitzutheilen) gehört das vom Buchstaben R.

„Es ist nicht in Spanien,
Sondern in Uranien;
Es ist nicht in Wien,
Sondern in Berlin;
Es ist nicht in Meißen,
Sondern in Preußen;
Es ist nicht im Main,
Sondern im Rhein;
Also ist's auch in der Braut,
Aber doch nicht in der Haut."

Oder das vom Sarge, das verändert ja auch heute noch existirt:

„Der, der mich oftermals nur aus Gewohnheit macht,
Der hat mich nie nicht groß, gar selten doch geacht;
Und der, der mich bedarf, der kennt mich schon nicht mehr,
Und dieser, der mich kennt, bedarf mich gar nicht sehr."

Oder das von der Säge:

„Ich habe keinen Fuß und geh' doch zu und ab,
Im Hause schaff' ich Nutz, doch richt' ich Zwiespalt an,
Ich esse, was ich will, so fällt mir's durch den Zahn,
Dieweil ich keinen Mund und keine Lippen hab'."

Und das vom Echo:

„Ich lebe sonder Leib, und höre sonder Ohren,
Ich rede sonder Mund, ward in der Luft geboren."

Und:

„Wenn stünden so viel Frauen fein,
Als Tropfen in dem Rheine sein,
Dir wäre aufgelegt zur Buß',
Sie zu bringen mit trockenem Fuß,
Ohn' Brück', Schiff, Steg, Karr'n und Wagen;
Ich lobe dich, frei kannst du mir's sagen.

Antwort: „Gieb einer jedweden einen Tropfen auf die Zunge, so bleibt nichts darein."

Und wo findet man dies:

„Ein Wald ohne Laub,
Eine Straße ohne Staub,
Ein Haus ohne Rauch,
Ein Volk ohne Joch,
Ein Land ohne Diebe,
Und eine Gesellschaft ohne Liebe?

Antwort: „Der Wald ist der Tannenwald, die Straße ein schiffreich Wasser, das Haus ist ein Paradies, das Volk ist Enoch und Elias, das Land ohne Diebe ist das Himmelreich, die Gesellschaft ohne Liebe ist in der Hölle."

Ferner das Räthsel vom Blasebalg:

„Es ist voll und schwer,
Als ob es ledig wär;
Und ledig so schwer,
Als ob voll es wär.

Diese Versräthsel erschienen in besonderen Sammlungen, oder als Anhang hinter den Complimentirbüchern. Die kurzen ungereimten Räthsel finden sich hin und wieder in ihren Text eingestreut.

„Wie viel sind Tage in einer Wochen?" Antwort: „Fünfe, der Sonntag, Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag."

„Was betet man nach dem Vaterunser?" Antwort: „Der du bist."

„Wie viel Vaterunser werden jährlich in Magdeburg gebetet?" „Nur eins, denn es sind ihrer nicht mehr."

„Was ist das Mittelste am Paternoster?" „Die Schnur."

Auch von ihnen machen noch manche heute ihre Runde. So die Frage, wann dem Hasen die Zähne weh thun?

Vielfach forderten diese Fragen sehr schlüpfrige Antwort heraus; z. B.: „Wobei ein Frauenhembe, ein Nonnen-, ein Jungfernhemd zu erkennen?" „Warum die Jungfern so lange sie noch ungetraut, gemeiniglich helle Stimmen haben?" „Warum die Franzosen eine Jungfrau Dame zu nennen pflegen?" „Warum sich der Krieg und die Liebe so wohl mit einander stallen können?"

Es kann mir nicht darauf ankommen, die ganze Technik der damaligen Conver-

sation darzustellen. Nur Charakteristische Einzelheiten sind es, auf die ich aufmerksam machen möchte; Einzelheiten, die von den Anforderungen, welche wir an die Unterhaltung stellen, himmelweit entfernt sind.

Was wird man sagen, wenn nicht blos diese Räthselwuth ein Zeichen jener Zeit war, sondern wenn es gar für geistreich galt, erwachsenen Menschen „Aufgaben zum Nachsprechen" zu geben. Zum Beispiel Jemanden „dreimal in einem Athem, auch wohl neunmal ohne Athemholen" sagen zu lassen:

„Das ist ein wohlberedter Mann, der drei paar Brombeerblätter sprechen kann."

Oder: „Ich ging über den Bach und holte drei breite, breite Bachblätter."

Oder: „Meiner Mutter ihre beste Bettpfosten."

Oder: „Es lief ein Sieb voll Wiesen die Wand hinan."

Was wird man sagen, wenn man erfährt, daß die „Nachsprechenden Spiele" beliebt waren, in denen Einer dem Anderen möglichst geschwind einen kauderwelschen Unsinn vorplapperte, den dieser nachzuplappern hatte. Nur ein Beispiel:

„Es tanzten zwei Nonnen um einen Stein, darauf saßen zwei Vögelein, der eine hieß Zersch, der andere Zickzackziegel Vers, die eine hieß Glunꝫe, die ander Klapper die Hunꝫe, da nahm die Lunꝫe einen Stein und warf die Klapper die Hunꝫe an ein Bein. Au weh! schrie Lunꝫe, wie geschieht der armen Klapper die Hunꝫe."

Namentlich waren es die sogenannten „Tisch- und Leberreime", welche als nothwendiger Ohrenschmaus zu einer Mahlzeit gehörten. Tischreime waren kurze Trinksprüche, Leberreime Verse, die man der Reihe nach sprach, wenn beim Mittagsmahl eine Leber herumgereicht wurde. Natürlich, daß mit ihnen, wie mit den fadenscheinigen Toasten heutiges Tages, in denen die Eitelkeit, die sich gar zu gern reden hört, sich zu ihrem Recht verhilft, jede eingehende Unterhaltung ruinirt war.

Einige Tischreime sind folgende:

„Man muthet mir ja zu, den ersten Reim zu machen;
So red ich billig an den Ersten aller Sachen:
Er segne diesen Kreis, er segne Tisch und Haus,
So schadet Mißgunst nicht und richtet nichtes aus."

. . .

„Wenn man den Papagei zum Reden will bezwingen,
So muß man ihn mit Noth und Hungerleiden bringen;
Mir giebt man süße Speis', und gleichwohl hoffet man,
Daß die den schwachen Mund beredtsam machen kann."

Leberreime, aber „züchtige", denn die Unflätigkeit hatte hier weiten Spielraum, sind:

„Die Leber ist vom Hahn, mit Salz, wie recht, versehen,
So muß durch alles Thun der Klugheit Salz auch gehen:
Ob zwar das meine nur gar kärglich ist bestreut,
So hat der Weisen Thun mich allzeit doch erfreut."

. . .

„Die Leber ist vom Huhn, das vor noch konnte fliegen,
Jetzt muß es ohne Dank hier in der Schüssel liegen:
Wer nach der Spitzen klimmt, den sieht ein Jeder an,
Und fällt er dann herab, so lachet, wer da kann."

. . .

„Die Leber ist gekocht, hat Hitz' und Dampf erfahren,
Bevor sie nützen mag: Wer nicht von bösen Jahren
Und Ungewitter weiß, wer niemals ist bemüht,
Der meint auch, daß der Klee im kalten Winter blüht."

. . .

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Dohlen,
Man will die Redekunst aus tausend Büchern holen.
Die edle Schweigekunst, die aller Ehren werth,
Wird kaum mit einem Blatt in aller Welt beehrt."

. . .

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Mücken,
Sich kleiden nach dem Hof und alamodisch bücken,
Ist solcher Damen Art, die in den Städten sind,
Dies ist es, das man nicht in meinem Dorfe find't."

. . .

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Rochen,
Das Glück giebt Manchem Fleisch, dem Andern leere Knochen,
Doch werden Beide satt; und was noch ärger ist,
Ist, der es nicht verdient, daß der das Beste frißt."

. . .

„Die Leber ist vom Auerhahn.
Ich achte keinen alten Mann,
Die jungen lieb' ich trefflich sehr,
Gott! mir einen bald bescheer'."

. . .

„Die Leber ist vom Fisch und nicht von einer Taube,
Heut' trägt die Braut den Kranz und morgen eine Haube."

* *

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Finken,
Mein Nachbar wischt das Maul, ich will anjetzo trinken."

* *

„Die Leber ist vom Kalb und nicht vom Kater,
Ultra posse nemo obligatur."

Ist die Unterhaltung überhaupt schon eine Kunst, die in den Complimentirbüchern eingehend und systematisch behandelt wird, so ist die Unterhaltung mit Damen die Spitze dieser Kunst, der Prüfstein des Höflings. Da heißt es galant sein.

„Damen muß man allzeit preisen,
Ehren mehr, denn sich's gebührt,
Ungestalt auch Schönheit heißen,
Loben, was sonst Thorheit wird:
So wird man auch charisirt.

Und so nehmen denn auch die wackeren Höflichkeitsautoren den Mund voller, wenn sie auf dieses Kapitel zu sprechen kommen.

„Es ist eine liebliche Gesellschaft um eine liebreiche Jungfrau, aber sie will mit Lieblichkeit gewonnen und erhalten sein." So preist einer der vielen Höflichkeitsautoren die Damen und den Umgang mit ihnen. Und ein anderer singt begeistert von ihnen:

„Die euch nicht Menschen nennen,
Thun recht, ich selber kann euch nicht dafür erkennen,
Dann ihr seid etwan mehr: ihr müßt den Engeln sein,
Wann ihr euch lieblich zeigt, die allernächsten sein."

Das Weib ist das Edelste auf der Welt. Ist es doch von Gott zuletzt, „als das vornehmste Complementum im Paradies erschaffen, da doch Adam außerhalb desselben, wie das Vieh auf dem Feld, aus Erde gemacht, das Weib aber aus der Rippe des Mannes sehr schön gebildet worden."

Das Weib zu preisen ist der Deutsche nie müde geworden. Doch mit dem Verfasser eines Complimentirbuches sagen wir: „Von dieser Materie und Lob der Frauen könnte viel geredet werden, würde aber viel zu lang fallen. Man lese davon das 26. Kapitel des Haus- und Zuchtbuches Sirach's, wie auch H. D. Joh. Petri Lotichii von Vollkommenheit des löblichen Frauenzimmers und andere mehr."

Im Verkehre mit Damen ist die erste Regel diese: „Ein Höfling, der mit Frauenzimmern wohl und artig umgehen will, der muß sich vor allen Dingen rein und nett in Kleidern halten, und seine Kleider solcher Gestalt und auf solche Weise machen lassen, wie sie den Jungfrauen am allerbestesten gefallen, und sie mit Artigkeit darauf zu bringen wissen, daß er ihr Urtheil von den Trachten vernehme."

So gefällig wie das Aeußere, in welchem man den Damen unter die Augen tritt, muß die Unterhaltung sein, die man mit ihnen anknüpft. Das passendste Unterhaltungsthema mit ihnen ist von Kleidern und Moden, von Mägdeangelegenheiten, von „guten Käs-, Butter-, Woll- und Viehmärkten, von guten Zeugwirkern, Leinewebern u. dgl." Daneben steht es wohl, „wenn man ihnen von allerhand Lustspielen, von Tanzen und Liebe" redet; „wenn man sie trefflich lobt, wie ihnen Alles so wohl stehe;" „wenn man ihre himmlischen Tugenden preist." Denn sie wollen oft das nicht hören, was ihnen nöthig wäre. Geistreiche Witzeleien und Neckereien sind sehr angebracht, doch muß man sich dabei sehr vorsehen, „weil man oftmals Jungfrauen findet, welche geschwinder und verschlagener sind, weniger Instruction zu geschwinder Rede bedürfen als manche Mannsperson." Ebenso muß man sich hüten, sie zu beleidigen („keine Offense gegen das Frauenzimmer anzuziehen"). Denn das können sie eben so wenig vertragen, wie „hohe Reden und nachdenkliche Discurse", oder wie Tölpeleien und Fadigkeit. Spricht man zu ihnen von Staatsactionen und religiösen Principalfragen und „solchen Sachen, die ihnen nicht zukommen, von Fechten, Reiten, Pikenschwingen, Ringen und dergl.", frägt man, „was sie Neues vom Krieg gehört hätten" u. dgl., so denken sie: „Was mag sich doch der Kerl mit solchen hohen Reden wohl einbilden! Er denkt wohl, man soll ihn für was Rechtes halten, da er doch noch lange keiner von Adel, sondern nur eines gemeinen Bauern Sohn ist, der gegen uns für Zugemüse zu achten steht." Und die Unterhaltung nimmt ein Ende mit Schrecken.

So wußte ein Herr einmal mit einer Dame von nichts anderm zu sprechen als vom jüngsten Gericht und von der Hölle. Anfangs konnte sie sich des Unmuthes kaum enthalten. Ihre Kammerjungfer stand hinter ihr und steckte das Schnupftuch in den Mund, um nicht loszuplatzen. Fragte endlich der „höfliche Jungfernknecht", was der Jungfer sei? Antwortete die Dame: sie habe das Zahnweh von seinen erschrecklichen Reden bekommen, weil er von nichts anderm als von Heulen und Zähneklappern in der Hölle geredet.

„Darauf ward der alberne Schöps unter solchem vermeinten Wahn tapfer ausgelacht. Wer nichts besser als so ein Wort vorbringen kann, der mag immer zu Hause bleiben."

Ist man so tactlos, eine Jungfrau etwa zu fragen: „Was sie für ein Hemd zu geben pflege, oder was eine Elle Leinwand dazu koste," so wird man im besten Fall ausgelacht, daß man lieber wollte, man hätte die Dame nie gesehen und angeredet. „Der Herr behalte nur seinen unreifen Wind und kühle sich eine Suppe damit." Oder: „Der Herr mag vielleicht vermeinen, Kuhmist sei Butter; er schmieret sich zwar wohl, aber es will sich nicht so appetitlich davon schlingen."

Vollends aber die „Tölpel" und „Maulaffen", die zu ihren einfältigen Reden noch ein dummes Gesicht machen und sich unflätig benehmen, so daß man nicht allein merkt, daß sie nicht viel unter Jungferngesellschaft gekommen, sondern noch dazu „mit ein wenig Hasenfett betropfet sind", — vollends sie fahren bös an. Wenn sie sich z. B. mit beiden Armen auf den Tisch legen, oder die Beine baumeln lassen u. dgl. Da heißt es wohl: „Hilf Gott! wie müssen die Flegel schmollen, daß Monsieur nicht ein Drescher geworden ist." Oder: „Der Drescher hat gewiß Feierabend gemacht, weil der Flegel so auf dem Tische liegt."

Auch diese Tölpelei kam vor: der betreffende Flegel saß lange wie ein Stock neben seiner Nachbarin zu Tisch. Endlich nahm er seine Gabel, stach sie in die Hand und sagte: „Gik Gevatter Catharin!" lachte unbändig dazu, als hätte er einen lächerlichen Possen erzählt.

Welche Anmuth müssen doch die holdseligen Jungfern bei solchem Tölpel empfinden! Hinaus mit ihm! Hinaus!

Das Räthselspiel und all jene früher genannte Kurzweil der Unterhaltung ist bei Damen besonders angebracht. Es gefällt da, seine Anspielungen unterlaufen zu lassen, oder zu sagen, was sie gern hören. Ein solches, recht für die Damen eingerichtetes Räthsel ist das vom Mann:

„Euch schönes Jungfernvolk geb' ich hier den Bescheid,
So ihr in etwas krank und lagerhaftig seid,
So nehmt von einer Maus (die Prob' ist schon gethan),
Den Kopf, den Leib vom Staar, den Schwanz von einem Hahn.
Dies Mittel wird euch sein sehr gut, gesund und lieb,
Und wenn es anders ist, so sprecht: ich sei ein Dieb."

Literarisches.

Die komischen Mysterien des französischen Volkslebens in der Provinz. Eine Sammlung, von Dr. J. Baumgarten. Coburg, Verlag von G. Sendelbach, 1873.

Die hier gegebene Sammlung ist unterhaltend; eine Reihe sehr guter Beobachter und Schriftsteller erscheint hier in einer Anzahl von Novellen, welche das französische Leben in der Provinz schildern. Der Herausgeber verfolgt die schätzbare Absicht, solchergestalt den Deutschen einen Einblick in die Sitten und Zustände der französischen Provinz zu gestatten und dem Bilde von Paris ein anmuthigeres aus dem gesunden Volksleben der Franzosen entnommenes gegenüberzustellen. Ein beigefügtes Vocabularium, das besonders die provinziellen Ausdrücke berücksichtigt, erleichtert die Lectüre.

Von den so viel gerühmten „Argonauten-Geschichten" von Bret Harte ist jetzt der zweite Band in deutscher Uebertragung bei Grunow in Leipzig erschienen. Es findet sich ohne Zweifel auch hier wieder manches Originelle; wenn man jedoch Erzählungen, wie „Mliß", oder Skizzen, wie „Der Knabenhund", liest, kommt man auf den Gedanken, daß Californien wirklich ein Wunderland sein muß, wo Menschen und Thiere ganz anderer Natur sind als bei uns. Unter den sogenannten „Sagen" ist „Die Menschenfresserin von Silberland" etwas geschmacklos. Auch in Californien ist nicht alles Gold, was glänzt.



Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe.

Von

W. Valentiner.

Mit raschen Schritten rückt ein Ereigniß näher, welches für die Astronomie von außerordentlicher Wichtigkeit ist und auf welches man sich schon seit Jahren vorbereitet. Es ist dies der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe. Die meisten Regierungen kommen den Astronomen bereitwillig zu Hülfe und unterstützen sie mit wahrhaft großartigen Summen, welche Ausrüstungen von Expeditionen in die entferntesten Gegenden der Erde, wo dieses Phänomen sichtbar sein wird, ermöglichen. Da namentlich auch die vereinten Regierungen Deutschlands sich in würdiger Weise zu betheiligen gewillt sind und sie neuerdings dem Reichstage dahin zielende Vorlagen gemacht haben, so dürfte es unsern Lesern nicht unwillkommen sein, einiges Nähere über das bevorstehende Ereigniß und die eigentliche Bedeutung desselben zu erfahren.

Wie wir wissen, gehört die Erde einem System an, um dessen Centralkörper, die Sonne, eine Anzahl kleinerer und größerer Körper — deren wir noch nicht 200 kennen — in Kreisen verschiedener Größe sich bewegen. Das Sonnensystem bildete lange Zeit den einzigen Gegenstand astronomischer Beobachtungen, wiewohl man längst erkannt hatte, daß dasselbe nur ein sehr kleiner Theil der Gesammtschöpfung war. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts zog man auch die übrigen Gestirne: die Fixsterne, Nebelflecken u. s. w. in den Bereich der Beobachtung und Erforschung. Indessen war das Sonnensystem noch lange nicht in allen seinen Erscheinungen erschöpfend ergründet, und so glänzend sich auch der menschliche Geist gerade bei den Untersuchungen über das Sonnensystem und die zu demselben gehörenden Körper bewährt hat, so ist doch in neuester Zeit wieder klar erkannt worden, wie viel noch zu thun übrig bleibt.

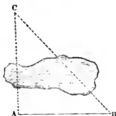
Von Freunden der Astronomie wird oft genug als ein Beweis der Schärfe astronomischer Beobachtung und des hohen Standes dieser Wissenschaft die Kenntniß der Entfernung dieser oder jener Himmelskörper, die damit zusammenhängende berechnete Größe derselben und dergl. mehr angeführt; es geschieht dies jedoch ebenso oft mit Recht wie mit Unrecht. Keine astronomische Aufgabe hat im Princip eine so einfache Lösung, wie die Bestimmung der Entfernung der Gestirne, und doch bietet kaum eine Aufgabe so unüberwindliche Schwierigkeiten als gerade diese,

weil das Grundprincip derselben nicht in seiner Einfachheit anzuwenden ist.

Dies Princip beruht einfach auf der Thatsache, daß man einen und denselben Gegenstand von verschiedenen Punkten, auch in verschiedenen Richtungen, sieht. Es ist dasselbe Princip, welches man auch anwendet, sobald es darauf ankommt, die Entfernung zweier Punkte auf der Erdoberfläche zu messen, wenn diese, wegen dazwischenliegender Unebenheiten und sonstiger Hindernisse, nicht direct mit der Meßkette bestimmt werden kann.

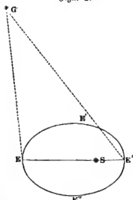
Sei z. B. die Entfernung von A nach C zu bestimmen, zwischen beiden Punkten liege jedoch ein großer See, so daß die Linie A C nicht direct meßbar ist (Fig. 1). Man nimmt dann noch einen dritten Punkt zu Hülfe, dessen Entfernung von A entweder schon genau bekannt oder doch jederzeit

Figur 1.



mit dem Maßstab zu ermitteln ist. Dieser Punkt sei B. Mit einem Winkelmeßinstrument wird nun der Winkel bestimmt, den die Richtungen A C und A B mit einander bilden. Nach einem Satz in der Geometrie ist ein Dreieck in allen Stücken bekannt, wenn in demselben zwei Winkel und eine Seite gegeben sind. In unserem Dreieck A B C kennen wir die Entfernung A B und die beiden bei A und B beobachteten Winkel, folglich das ganze Dreieck und somit auch die Seite A C, welche zu ermitteln die Aufgabe war. Es muß jedoch hierbei vorausgesetzt werden, daß die direct meßbare Entfernung A B nicht zu klein sei im Verhältniß zu der gesuchten A C, denn der Winkel, welchen die Linien A C und B C bei C mit einander bilden, (und welcher die Parallaxe genannt wird), darf nicht zu klein sein. In dieser Voraussetzung liegt aber gerade die Ursache, weshalb das sonst so einfache Princip so schwer auf die Ermittelung der Entfernung der Himmelskörper anzuwenden ist. Wir vermögen für die meisten Aufgaben keine Standlinie oder Basis (so nennt man die bekannte Hülfslinie im obigen Beispiel A B) zu finden, welche groß genug ist, um noch den Winkel zwischen A C und B C als Winkel mit unseren feinsten Instrumenten erkennbar zu machen. Wir können als Grundlinie den Durchmesser der Erde benutzen, indem wir diesen auf andere Weise genau zu bestimmen vermögen. Für gewisse Aufgaben hat man dies denn auch gethan, und es heißt der Winkel, unter welchem ein auf einem Gestirn gedachter Beobachter den Halbmesser der Erde sieht, die Parallaxe

Figur 2.



dieses Gestirnes; so sprechen wir von Venus-, Sonnen-, Mond- u. s. w. Parallaxe. Indessen ist bereits dieser Winkel von der Sonne aus gesehen so klein, daß seine directe Messung mit großen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Fragen wir nach der Entfernung der Fixsterne, so müssen wir uns nach anderer Basis umsehen. Hier bietet sich der Durchmesser der Erdbahn (Fig. 2). Sei E, E', E'', E''' die Erdbahn, also E E'' der Durchmesser derselben, S die Sonne, so werden wir ein Gestirn G von E aus (hier befinde sich zum Beispiel die Erde im Sommer) in anderer Richtung sehen als von E'' aus (wo sich die Erde im Winter befinde). In diesem Falle beobachten wir also nicht G von zwei verschiedenen Punkten der Erdoberfläche wie im ersten Falle, sondern

von demselben Punkte der Erde, aber zu möglichst verschiedenen Zeiten. Die Bestimmung der hier zu Grunde gelegten Einheit des Erdbahndurchmessers bietet jedoch sehr große Schwierigkeiten und hat bis jetzt noch nicht mit der besonders für viele andere Zwecke gewünschten Genauigkeit ausgeführt werden können. Zur Lösung dieser Frage geben nun die sogenannten Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe eine ausgezeichnete Methode an die Hand. Bevor ich zur Besprechung derselben übergehe, ist es gewiß nicht unwichtig, einen Einblick in die verschiedenen Versuche zu gewähren, welche angestellt worden sind, um zur Kenntniß jener Größe zu gelangen.

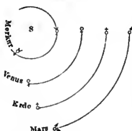
Schon in frühen Zeiten hat man sich bemüht, die Entfernung der Erde von der Sonne oder der Sonnenparallaxe zu bestimmen. Die Sonne, die Spenderin von Licht und Wärme, welche alle unsere Arbeiten bedingt und regelt, mußte nothwendigerweise bald ein besonderes Beobachtungsobject werden. Größe eines Körpers und seine Entfernung hängen so unmittelbar zusammen, daß das Bestreben, darüber Aufschlüsse zu erhalten, ein sehr natürliches war. Wir übergehen die grundlosen Angaben über die Entfernung der Sonne, welche von Pythagoras und Anderen gemacht wurden, und gedenken zuerst der Methode des Aristarch. Er kam auf den guten Gedanken, als Basis die Entfernung Erde — Mond zu wählen, die er als bekannt oder auf andere Weise bestimmbar ansah. Seine Theorie ist vollkommen richtig, aber sie leidet an denselben Gebrechen wie die Bestimmung der Sonnenparallaxe aus directen Sonnenbeobachtungen: die gesuchte Größe ist zu klein im Vergleich zu der Unsicherheit der Beobachtung. Aristarch dachte sich ein Dreieck: Erde — Mond — Sonne, in welchem der Winkel am Mond ein rechter wäre. Er kannte also außer der Grundlinie bereits einen Winkel im Dreieck und führte die ganze Aufgabe zurück auf die Bestimmung des zweiten Winkels. Nun ist aber der Winkel am Mond genau zur Zeit des ersten und letzten Viertels ein rechter, und es galt daher, sobald die Linie, welche die beleuchtete von der dunkelen Hälfte der Mondscheibe trennte, eine gerade war, den Winkel zwischen den Richtungen Erde — Mond und Erde — Sonne zu bestimmen. Aristarch leitete hieraus ab, daß die Entfernung der Sonne von der Erde 19mal größer sei als die des Mondes von der Erde. Ptolemäus nahm dieses Resultat als richtig an und fand unter Zugrundelegung eines Werthes der Mondparallaxe, den er aus eigenen oder Hipparchischen Beobachtungen entnommen hatte, die Sonnenparallaxe zu drei Bogenminuten. (Der Kreis wird bekanntlich eingetheilt in 360 Grade [°], jeder Grad in 60 Minuten ['], jede Minute in 60 Secunden [″]). Später, nach der Erfindung der Fernrohre, war man im Stande, die Zeiten der Mondviertel genauer als früher zu beobachten, und um die Mitte des 17. Jahrhunderts fand man, daß die Parallaxe höchstens 30 Bogensecunden betragen könne. Indessen ist es doch auch mit Hülfe unserer Fernrohre sehr schwierig, die Zeit der Mondviertel genau zu beobachten — namentlich auch wegen der Unebenheiten der Mondoberfläche — und so kann man von dieser Methode keinen praktischen Nutzen ziehen. Ebenso wenig konnte die Methode des Hipparch, welcher die Sonnenentfernung aus den Mondfinsternissen zu bestimmen gedachte, indem er den Halbmesser des Erdschattens ermittelte, zum Ziele führen, und fast zwei Jahrtausende vergingen, bevor man auch nur einen Schritt vorwärts gekommen war.

Es ist zu beachten, daß man bisher nur die Lösung der Frage über die Bestimmung der Sonnenparallaxe direct zu erhalten bestrebt war. Man konnte jedoch hierin, infolge der Schwierigkeit der Sonnenbeobachtungen einerseits und der Kleinheit des zu bestimmenden Winkels andererseits, zu keinem gültigen Resultate gelangen. Erst durch die Entdeckung der Kepler'schen Gesetze wurde man in den Stand gesetzt, diese Lösung in anderer Weise zu suchen. Aus jenen Gesetzen, insbesondere aus dem dritten Gesetze, geht hervor, daß die Zeiten, welche ein Planet oder Komet gebraucht, um seine Bahn um die Sonne zu beschreiben, in einem ganz bestimmten Verhältnisse zu der Entfernung derselben von der Sonne stehen. Kennt man, mit anderen Worten, außer den Umlaufszeiten noch die Entfernung eines Körpers des Sonnensystems vom Centralkörper oder

von einem Planeten, so lassen sich dadurch unmittelbar sämmtliche Entfernungen im Sonnensystem (also auch die Entfernung Erde — Sonne) ableiten. Ist hierdurch die Lösung auf verschiedene Weise ermöglicht, so ist auf der anderen Seite durch diese Gesetze die Kenntniß der Entfernung der Erde von der Sonne von viel größerer Tragweite geworden. Wir haben es nicht mehr mit einem einzelnen, in sich abgeschlossenen Resultate zu thun, sondern es sind uns alsdann mit einem Schlag alle Entfernungen und damit wieder alle Größenverhältnisse im ganzen Sonnensysteme gegeben.

Bald nach der Entdeckung der Kepler'schen Gesetze richtete man denn auch seine Aufmerksamkeit auf die Ermittelung der Parallaxe irgend eines Planeten. Unter den Planeten befinden sich nun zwei, welche

Figur 3.



zu gewissen Zeiten der Erde **weit** näher kommen können als letztere der Sonne, nämlich Venus und Mars. In der beigefügten Figur 3 sind die Bahnen der Planeten Mercur, Venus, Erde, Mars (der Einfachheit wegen als concentrische Kreise) angegeben. Befindet sich nun Venus (wie in der Figur angedeutet) zwischen Erde und Sonne — wir sagen, sie steht in unterer Conjunction — so ist ihre Entfernung von der Erde so klein als möglich und viel kleiner als die der Sonne von der Erde. Dasselbe findet beim Mars statt, wenn die Erde gerade zwischen Sonne und Mars steht, wenn — wie man in der Astronomie sagt — der Mars in Opposition steht.

Der Planet Mercur befindet sich zwar auch zur Zeit seiner unteren Conjunction näher bei der Erde als diese bei der Sonne, indessen ist der Unterschied nicht so beträchtlich und außerdem die Beobachtung des Mercur sehr schwierig, so daß man denselben nicht zur Bestimmung der Parallaxe anwenden kann.

Kepler selbst erkannte bei seinen Untersuchungen über die Tychonischen Marsbeobachtungen, daß die Sonnenparallaxe auf eine Minute vermindert werden müsse. Es war jedoch auch die Marsparallaxe für die damalige Zeit, in der es keine Fernrohre gab, zu klein, um scharf bestimmt werden zu können. Erst die berühmte Reise Richer's nach Cayenne im Jahre 1672 führte zu einigermaßen genauem Resultate. In diesem Jahre befand sich Mars in ganz besonders günstiger Stellung und die Pariser Akademie veranstaltete gleichzeitige Beobachtungen in Paris und Cayenne. Aus diesen Beobachtungen ergab sich für Mars in seiner damaligen Opposition eine Parallaxe zu 25",5, woraus die Sonnenparallaxe zu 9",5 folgte. Dieser Werth ist der Wahrheit schon sehr nahe und beweist die Anwendbarkeit der Methode. In der folgenden Zeit ist Mars denn auch zu demselben Zwecke wiederholt beobachtet worden, und die Untersuchungen von Flamstead, Maraldi, Bradley, Pound und Anderen geben alle die Sonnenparallaxe zu ungefähr 10 Bogensecunden an.

Wie schon erwähnt, kommt auch Venus der Erde bei ihrer unteren Conjunction beträchtlich nahe, und man könnte also diesen Planeten in derselben Weise benutzen wie Mars. Man hat auch früher derartige Beobachtungen angestellt, aber da Venus zur Zeit der Conjunction fast gleichzeitig mit der Sonne auf- und untergeht, so läßt sie sich nur mit sehr starken Fernrohren und auch dann noch nicht mit der gehörigen Schärfe beobachten, weil der Fall selten eintritt, daß helle Fixsterne dem Planeten so nahe stehen, um den Ort des letzteren mit ersterem genügend verbinden zu können.

Es ereignen sich nun aber zuweilen bei den inneren Planeten sogenannte Vorübergänge vor der Sonnenscheibe; Mercur und Venus verursachen dann eine partielle Sonnenfinsterniß, indem sie als schwarze Scheibchen vor der Sonne erscheinen.

Als Halley sich im Jahre 1678 auf St. Helena aufhielt, um einige Sternörter zu bestimmen, hatte er Gelegenheit, einen

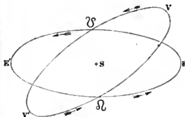
Mercurvorübergang zu beobachten, und war erstaunt über die Schärfe, mit welcher sich das Phänomen beobachten ließ. Er erkannte sogleich die großen Vortheile, welche ein Vorübergang der Venus für die Bestimmung der Sonnenparallaxe bieten mußte. Halley arbeitete sofort eine Methode aus, welche die Hauptschwierigkeit, den Gebrauch von Meßapparaten, die man bisher nöthig hatte bei Bestimmungen der Unterschiede zwischen den Oertern der Planeten und denen gewisser bekannter Fixsterne, vermied und nur die scharfe Beobachtung des Momentes forderte, in dem Venus die Sonnenscheibe zuerst und zuletzt (beim Ein- und Austritt) berührte. Die Venus ist uns bei einem solchen Vorübergange am nächsten, ihre Parallaxe am größten; nun muß sich der Unterschied der Venus- und der Sonnenparallaxe dadurch zeigen, daß jene nicht an allen Orten der Erde in demselben Augenblicke die Sonnenscheibe zu berühren scheint. Der Unterschied läßt sich leicht bestimmen, wenn man an verschiedenen, möglichst von einander entfernten Orten genau die Momente der ersten und letzten Berührung bestimmt. Aus dem früher schon durch das dritte Kepler'sche Gesetz bekannt gewordenen Verhältnisse der Entfernungen und Parallaxen konnte man, nachdem nun noch ein Unterschied zwischen der Venus- und Sonnenparallaxe durch Beobachtung bestimmt worden war, leicht die Parallaxe der Venus und Sonne getrennt ableiten. Mercur ließ sich für den gleichen Zweck nicht verwenden, da er der Sonne viel näher steht als die Venus, und daher der Unterschied der Parallaxen, auf dessen Bestimmung es bei dieser Methode ankommt, zu gering ist.

Diese ausgezeichnete Methode erschien zuerst in den Philosoph. transactions für 1691, dann ausführlicher in derselben Zeitschrift 1716, mit besonderer Rücksicht auf den Vorübergang der Venus, der im Jahre 1761 stattfinden sollte. Halley selbst erlebte den Erfolg, den seine Arbeit hatte, nicht. — Leider ereignen sich solche Vorübergänge der Venus nur sehr selten, in 243 Jahren finden sie in unregelmäßigen Intervallen höchstens viermal statt, wie sich aus folgender Betrachtung einfach ergiebt.

Wenn die Bahnebenen der Venus und der Erde nicht gegen einander geneigt wären, wenn sich also Venus und Erde in derselben Ebene um die Sonne bewegten, so ist klar, daß bei jeder unteren Conjunction ein Vorübergang des Planeten vor der Sonne stattfinden müßte. Nun sind aber diese zwei Ebenen um einen, allerdings kleinen Winkel gegen einander geneigt, und so kommt es, daß, von der Erde aus gesehen, die Venus oft ober- oder unterhalb der Sonnenscheibe vorbeizugehen scheint.

Die beigefügte Figur 4 wird leicht das Eintreten der Vorübergänge veranschaulichen. Sei der (innere) Kreis V V' die Bahn der Venus, welche gegen die Ekliptik (Erdbahn) E E' um ungefähr $3\frac{1}{2}°$ geneigt ist; S bezeichnet die Sonne, um welche sich Erde und Venus in der Richtung des Pfeiles bewegen. Es ergiebt sich nun so-

Figur 4.



fort, daß nur die von der Erde aus sichtbaren Vorübergänge stattfinden können, wenn Venus die Ebene der Erdbahn in den Punkten ☊ ☋ (den sogenannten auf- und niedersteigenden Knoten) gerade dann passirt, wenn auch die Erde in ihrer Bahn sich daselbst befindet. Es haben alsdann Venus und Sonne gleiche Länge und Breite, wie man sagt. Ist die Erde in ☊, die Venus aber erst in V', so kann sich dieselbe nicht vor der Sonnenscheibe zeigen, ebensowenig, wenn die Venus in ☊, die Erde aber in einem anderen Punkte, z. B. E' ist. Solche sogenannte ekliptische Conjunctionen finden nun statt in den Intervallen $8, 105\frac{1}{2}, 8, 121\frac{1}{2}$ ꝛc. Jahren, wie wir aus Folgendem ersehen werden.

Die Zeit nämlich, welche ein Himmelskörper braucht, um von einer Conjunction zur anderen zu kommen, heißt der syno-

dische Umlauf; die Zeit dagegen, welche verstreicht, um von einem Knoten wieder zu demselben Knoten (also vom aufsteigenden zum aufsteigenden, vom niedersteigenden zum niedersteigenden Knoten) zu kommen, ist der drakonische Umlauf. Die synodische Umlaufszeit für die Venus beträgt nur $1^3/_5$ Jahr, oder: in 8 Jahren finden 5 gleiche untere Conjunctionen statt; die drakonische Umlaufszeit dagegen beträgt nur 225 Tage. Nun sind 5 synodische Umläufe sehr nahe gleich 13 drakonischen Umläufen, der Unterschied beträgt nur etwa $1^1/_2$ Tag, in welchem Zeitraum sich die Venus nicht so viel bewegt, daß sie nicht noch vor der Sonne gesehen werden könnte.

Wenn ein Vorübergang irgend einmal an der oberen Hälfte der Sonnenscheibe stattfand, so wird er nach 8 Jahren an der südlichen Hälfte stattfinden, eben wegen der Bewegung der Venus in jenen $1^1/_2$ Tagen. Nach 16 Jahren beträgt der Unterschied zwischen den synodischen und drakonischen Perioden bereits 3 Tage, und in dieser Zeit hat sich die Venus so viel bewegt, daß sie ober- oder unterhalb der Sonnenscheibe vorbeigehen wird. Der Unterschied wächst nun fortwährend, bis endlich nach etwa 243 Jahren wieder ein Vorübergang sichtbar werden muß, da wieder 152 synodische Umläufe sehr nahe gleich 395 drakonischen sind.

Das hier Angeführte bezieht sich nun alles auf den Vorübergang in einem und demselben Knoten; da die Venus die Erdbahn indessen in 2 Punkten passirt, so gilt dieselbe Betrachtung für den anderen Knoten; die Vorübergänge finden also in 243 Jahren nicht zwei-, sondern viermal statt. Da sich sowohl Erde als Venus nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen bewegen, so findet noch eine kleine Unregelmäßigkeit in den Intervallen statt, indem der erste Vorübergang im niedersteigenden Knoten nicht $121^1/_2$, sondern schon $113^1/_2$ Jahre nach dem ersten Vorübergang im niedersteigenden Knoten stattfindet. Es fanden oder finden nun Vorübergänge statt:

1631	Dec.	6.7
1639	„	3.4
1761	Juni	5.7
1769	„	3.4
1874	Dec.	8.7
1882	„	6.3
2004	Juni	7.9
2012	„	5.6
2117	Dec.	10.6
2125	„	8.2 ꝛc.

Kehren wir nach diesen erläuternden Bemerkungen zu den von Halley vorausberechneten Vorübergängen der Jahre 1761 und 1769 zurück. Der große englische Astronom hatte, wie erwähnt, auf die Wichtigkeit dieser Phänomene für die Bestimmung der Entfernung der Sonne von der Erde aufmerksam gemacht, und seiner Aufforderung, dieselben zu beobachten, suchte man von vielen Seiten her nachzukommen. Wenngleich dieser Vorübergang nicht besonders günstig war und trübe Witterung die Beobachtungen an manchen Stationen vereitelte, so erhielt man doch die Sonnenparallaxe mit viel größerer Genauigkeit, als man sie früher gekannt hatte, so daß man mit größter Spannung den für die Bestimmung selbst günstigeren Vorübergang des Jahres 1769 erwartete. Die Nationen wetteiferten mit einander in der Ausrüstung von Expeditionen in die entferntesten Gegenden. Englische Astronomen beobachteten in Nordamerika, Otaheiti, Madras; französische in Indien und auf Martinique; spanische in Californien; Rußland besetzte auf eigenem Grundgebiet mehrere Stationen; ebenso Schweden; Dänemark rüstete eine Expedition für den österreichischen Astronomen Pater Hell nach der Insel Warrhus, einem der nördlichsten Punkte Europa's, aus. Bekannt ist das unglückliche Schicksal, welches Legentil erfuhr, der in Pondichery schon den Vorübergang des Jahres 1761 beobachten sollte. Damals wurde sein Schiff durch unvorhergesehene Ereignisse unterwegs aufgehalten, so daß er die Station zu spät erreichte. Er faßte nun den Entschluß, acht Jahre daselbst zu warten, um den nächsten Vorübergang sicher beobachten zu können. Im Augenblick der Erscheinung im Jahre 1769 verdeckte aber eine kleine Wolke die Sonne, so daß er auch diesmal seine Mühe nicht mit Erfolg gekrönt sah. — Um sich einen Begriff zu machen von dem Aufsehen, welches dieser Vorübergang verursachte, sei hier erwähnt, daß sich auf der Bibliothek der Pulkowaer Sternwarte ca. 200 Abhandlungen über die Beobachtungen desselben und fast 50 über die daraus abgeleiteten Resultate befinden.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier näher auf die verschiedenen Bearbeitungen eingehen wollte, nur der Arbeit sei gedacht, durch welche, wie der große Königsberger Astronom Bessel an den Verfasser derselben, Encke in Berlin, schreibt, die Beobachtungen, die Millionen kosteten, erst ihre wahre Anwendung fanden. Angeregt durch einen im Jahre 1818 auf die Bearbeitung der beiden Vorübergänge gesetzten Preis, unternahm Encke die Arbeit, und die Resultate sind in 1822 und 1824 veröffentlichten Abhandlungen niedergelegt. Er benutzte sämmtliche Beobachtungen (1761 von etwa 60, 1769 von 75 über die ganze Erde vertheilten Orten) und fand für die Sonnenparallaxe den Werth 8″ 57, der für außerordentlich genau gehalten werden mußte. Diesem entspricht eine mittlere Entfernung der Sonne von 20682329 Meilen; die Unsicherheit schätzte Encke auf $^1/_{230}$ des Betrages, also auf etwa 100000 Meilen, und sie blieb so freilich immer noch größer als die, mit welcher wir nach dem dritten Kepler'schen Gesetze die Verhältnisse der Entfernungen kennen.

Lange Zeit wurde die Richtigkeit des Encke'schen Werthes als feststehend angenommen, wenngleich fortgesetzte Beobachtungen des Mars in Greenwich und am Cap der guten Hoffnung sich als unvereinbar mit demselben zeigten. Um die Genauigkeit durch andere Methoden zu prüfen, ging man wieder zur Beobachtung der Venus, auch zu anderen Zeiten als bei den seltenen Vorübergängen, zurück, und, infolge einer neu angegebenen Methode Gerling's (in Marburg) wurde eine großartige Expedition von Nordamerika nach Chile ausgesandt, um hier während mehrerer Jahre die Venus und nunmehr auch den Mars zu beobachten. Wenngleich diese Reise ihren unmittelbaren Zweck ganz verfehlte, so hat sie doch der Astronomie große Vortheile gebracht, indem die chilenische Regierung bald darauf eine vortreffliche Sternwarte errichtete, welche unter der Leitung eines deutschen Astronomen zu hoher Blüthe gelangte.

In neuerer Zeit hat man nun auf verschiedenen Wegen für die Sonnenparallaxe ziemlich beträchtlich von dem Encke'schen Werth abweichende Zahlen gefunden. Hansen in Gotha leitete aus der Mondtheorie zuerst den Werth 8″,97 ab. Durch die Anziehung, welche die Sonne auf den sich um die Erde bewegenden Mond ausübt, werden in der Bewegung des Mondes sehr bedeutende Störungen hervorgebracht, die, wegen ihrer Größe, schon zum Theil den Alten bekannt waren. Durch die Sonne wird die Bahn des Mondes länglich ausgezogen, aber an der der Sonne nächstliegenden Seite mehr als an der gegenüberliegenden; diese letztere Unregelmäßigkeit hängt ab von dem Verhältnisse der Entfernungen der Sonne und des Mondes, also auch von dem Verhältnisse der Parallaxen, und aus dieser sogenannten parallaktischen Ungleichheit des Mondes hat Hansen mit sehr großer Genauigkeit die Parallaxe der Sonne abgeleitet und den oben angegebenen Werth gefunden.

Figur 5.



Aehnlich hatte Leverrier aus theoretischen Betrachtungen und Rechnungen über die Bahnen der Planeten und die gegenseitigen Störungen derselben auf einander die Sonnenparallaxe zu 8″,95 bestimmt.

Als im Jahre 1862 Mars in sehr günstige Stellung kam, wurden an vielen Sternwarten möglichst genaue Beobachtungen dieses Planeten angestellt, aus denselben folgte für die Parallaxe der Sonne der Werth 8″,85. In der That schien also der Encke'sche Werth zu klein zu sein, denn auf drei verschiedenen Wegen hatte man sehr gut mit einander harmonirende Resultate gefunden und ungefähr zu derselben Zeit, als die Marsbeobachtungen angestellt waren, wurde durch Foucault in Paris wieder auf anderem Wege mit großer Schärfe die Sonnenparallaxe zu 8″,86 bestimmt. Man hatte früher durch astronomische Beobachtungen in Verbindung mit der Kenntniß

der Sonnenparallaxe für die Geschwindigkeit des Lichtes eine bestimmte Größe gefunden; im Jahre 1862 bestimmte nun Foucault direct die Geschwindigkeit des Lichtes und konnte also nun in umgekehrter Weise die Sonnenparallaxe bestimmen.

Es ist hierauf mehrfach eine Umarbeitung der Venusvorübergänge vorgenommen und durch Ausschließung verschiedener Beobachtungen und Verbesserungen und wodurch das Resultat wesentlich unsicher geworden ist. Sobald nämlich Venus auf der Sonnenscheibe voll sichtbar wurde, zeigte sich jene nicht ganz rund, sondern nach dem Sonnenrande zu verzerrt; es bildete sich ein schwarzes Band zwischen Sonnenrand und Venusrand. Im weiteren Verlauf der Erscheinung zerriß dies Band und ein Lichtfaden wurde zwischen der Venus und dem Himmel sichtbar. Diese ganz unerwartete Er-

Karte I.



Anderer ist man zu dem Resultate gekommen, daß jene einem, den neueren Untersuchungen conformen Werthe nicht geradezu widersprechen. Es darf jedoch auf die Methode oder die Arbeit Encke's nicht der mindeste Tadel fallen; in der Art der Beobachtung, der zu derselben angewandten Instrumente und solcher Umstände überhaupt kann einzig die Unsicherheit liegen.

Es sei hier nur noch erwähnt, daß sich bei den inneren Berührungen ein Phänomen zeigte, welches man nicht erwartete scheinung hat natürlich eine Verschiedenheit in der Auffassung des Momentes der Berührung verursacht.

Die Figur 5 wird diese Eigenthümlichkeit verdeutlichen. In derselben sei S S ein Theil des Sonnenrandes, die schwarze Scheibe die Venus.

Es ist aber leicht zu begreifen, mit wie großer Spannung gerade unter diesen Umständen der nächste Vorübergang, ja selbst die nächsten beiden erwartet werden. In der feineren Ausführung der Instrumente, welche heutzutage den Astronomen

zur Verfügung stehen, und in vielem Anderen, welches zum Gelingen der Beobachtungen höchst wesentlich ist, sind seit dem vorigen Jahrhundert die großartigsten Fortschritte gemacht worden. Während 1761 und 1769 nur die von Halley angegebene Methode, die Beobachtung des Momentes der ersten und letzten Berührung der Venus und der Sonne, in Anwendung kam, und so viel eher die Möglichkeit bestand, daß durch ungünstiges erhalten, weil es anfangs zur Bestimmung des Sonnendurchmessers benutzt wurde).

Ferner ist es bekannt, wie viel man in neuerer Zeit die Photographie auf die Astronomie angewandt hat; man wird daher auch so viel als möglich während des Vorüberganges photographische Aufnahmen machen und später die Entfernungen der Mittelpunkte der Venus und Sonne ausmessen.

Karte II.



Wetter die Beobachtung gänzlich vereitelt wurde, ist man jetzt auf die Vervielfältigung der Methoden bedacht gewesen. Auf verschiedene Weise wird man durch Messungen der Entfernung der Venus von den Sonnenrändern während des Vorüberganges die Entfernungen der Mittelpunkte berechnen. Hierzu wird man sich erstens des von Bouguer erfundenen sogenannten Heliometers bedienen. Dieses Instrument gestattet in der jetzigen ausgezeichneten Ausführung äußerst scharfe Distanzmessungen (seinen Namen hat es

Da der nächste Uebergang gerade stattfindet, wenn wir im mittleren Europa Nacht haben, so wird die Aussendung von Beobachtern in sehr entfernte Gegenden nöthig. Um einen Ueberblick zu geben, in welchen Theilen der Erde das Phänomen sichtbar sein wird, sind hier zwei Karten beigefügt; die erste (I) giebt an, wo der Eintritt der Venus in die Sonnenscheibe, die zweite (II), wo der Austritt zu beobachten ist. Die Vergleichung beider unter einander zeigt also, an welchen Punkten der Erde der nächste Vor-

übergang vollständig sichtbar sein wird.* Je nachdem nun die eine oder andere Methode in Anwendung gebracht werden soll, sind die Stationen ausgewählt worden. Die Astronomen der verschiedenen Länder reichen sich hierbei die Hand, um das Gelingen der Unternehmung so wahrscheinlich als möglich zu machen.

Rußland wird auf 24 Stationen, die über Sibirien vertheilt sind, beobachten lassen; Deutschland wird nach 5 Orten (in China, Persien, auf Mauritius, auf den Kerguelen und Aucklands-Inseln) etwa 16 bis 18 Astronomen und Photographen aussenden. England, Frankreich und Nordamerika rüsten nicht weniger Expeditionen aus, und selbst die kleineren Länder, wie Portugal und die Niederlande, treffen zu gleichem Zwecke Vorbereitungen.

Mit guter Zuversicht sehen wir daher diesem Vorübergange der Venus im December 1874 entgegen und dürfen mit Recht nachhaltige Wirkungen für die Förderung der gesammten astronomischen Wissenschaft aus der Beobachtung derselben erwarten.

Die Pfahlbauten der Jetztzeit

im südöstlichen Asien.**

Von

Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski.

Constructionen von Pfahlgebäuden werden in Asien auch gegenwärtig noch fortgeführt und zwar beschränkt auf tropische und subtropische Regionen. In einigen Lagen, wie wir sehen werden, verbindet sich sogar, ungeachtet der stets ausschließlichen Benutzung von vegetabilischem Baumaterial, gute, oft complicirte Bauart in großen Dimensionen mit schöner Holzsculptur: aber vorherrschend ist es, daß man bei den asiatischen Pfahlgebäuden leichte Hütten von den einfachsten Formen aufsetzt, für welche vorzüglich die Gattung Bambus aus der Familie der Gramineen und die Gattung Rattan aus der Familie der Palmaceen verwendet werden.

Die Arten der Gattung „Bambusa" sind sehr zahlreich; die meisten derselben haben Stämme, ähnlich riesigen Halmen und Gräsern, und es giebt deren besonders auf den indischen Inseln, auch in den Flußniederungen des Festlandes,* bei welchen die Stämme eine Größe von 80 bis 100 Fuß erreichen. Ganz verschieden aber von Bäumen ähnlicher Größe erhält sich bei solchem Bambus dessen ungeachtet der Eindruck des Strauchartigen; denn der Stamm verjüngt sich nach oben allmälig, aber stetig, und ungeachtet einer mehr als fußdicken Basis wird ein großer Theil des Stammes selbst überhängend und nimmt die gleiche zierlich flatternde Gestalt an wie die seitlichen Verästlungen. Die praktische Anwendbarkeit des Bambus hatte ich in den „Reisen" sowohl für Indien als für die Mittelstufen des Himalaya gar vielfach zu erwähnen; hier sei nur hervorgehoben, daß für die auf Pfähle zu stellenden Hütten die Stämme als solche, sowie die Geflechte aus gespaltenen Stämmen, wegen ihrer Festigkeit bei geringem Gewichte sehr werthvoll sind.

Abweichender noch von den Formen europäischer Vegetation sind die verschiedenen Arten des Rattan oder des „Calamus"; dabei sind sie auch nur in ihren ersten Keimen und, was das Entscheidende ist, in ihrer Blüthen- und Fruchtbildung dem ähnlich, was man als Palmenform erwarten möchte. Die Stammentwicklung ist die einer Schlingpflanze, und zwar von einer Länge von Hunderten von Fußen zieht der Calamus sich fort von Baum zu Baum.

Philipp von Martius in seinem Pal-

* Diese zwei Karten sind zum Theil dem Werke „The Sun: Ruler, fire, light and life of the planetary system by Richard A. Proctor" entnommen. Die Längen sind östlich von Greenwich.

** Besprochen und in Abbildungen vorgelegt in der Sitzung des anthropologischen Vereines zu München, am 21. December 1872. Meine Mittheilung folgte dem größeren Vortrage jenes Abends, den Herr Landrichter von Schab über die Pfahlbauten an der Roseninsel im Würmsee gehalten hatte.

* Als Gegenstand einer Ansicht sind Bambus gegeben auf meiner Tafel Nr. 25 im Atlas zu den „Results of a scientific Mission to India and High Asia". Die Länge des größten der gefällten Stämme fand ich 92 engl. Fuß. Die Größe seines Verticalwinkels in der Landschaft hatte einer Höhe von ungefähr 80 Fuß entsprochen.

menwerke zählte schon 52 Species dieses Genus. — Auch der Calamus ist im feuchtwarmen Klima am üppigsten entwickelt. Er ersetzt dort die Stricke und die Seile beim Haus- und beim Schiffbau und wird, gespalten, zu Geflechten aller Art, selbst zu Fischnetzen, benutzt. In Europa ist er bekannt in bescheidener Größe als das Material unserer Rohrstöcke. Die Bedachung solcher Hütten besteht aus Zweigen mit Blättern, aus Schilfen und Aehnlichem.

Mag auch das Erbauen der Pfahlhäuser im südöstlichen Asien in ihrer einfachen Form Jahrtausende in unveränderter Weise fortbestehen, so sind sie doch bis jetzt durch keine Reste der Vorzeit an jenen Orten mit der prähistorischen Periode der in Europa als Pfahlbauten vorkommenden Wohnstätten verbunden.

Als ethnographischer Gegenstand sind die asiatischen Pfahlbauten durch ihre Vertheilung, sowie durch die Verschiedenartigkeit unter sich, von Interesse.

Die Vertheilung derselben zeigt keine directe Verbindung mit Racen und Stämmen, sondern vor allem mit meteorologischen und topographischen Bedingungen. Erstens regenreiche Monsuns und flache Ufer der warmen Meere mit reichlichem Fischfang, ebenso zweitens ungewöhnlich heftige Niederschläge, durch Gestalt und Lage von Gebirgszügen im Inneren veranlaßt, wenn auch die Gebirge wie die Meeresufer große Strecken entlang ihren Charakter behalten* — solches sind in Asien die Bedingungen der „Entstehung“. Einmal entwickelt, hat sich diese Art von Construction mit der Ausbreitung mancher Race häufig in einer Weise ausgedehnt, daß dieses an vielen Punkten die Bewohner selbst die erste Ursache solcher Formen längst vergessen ließ, während dem vergleichenden Beobachter ihre Bedeutung bestimmt genug entgegentritt.

Für die bis jetzt in Europa aufgefundenen Pfahlbaustellen läßt sich meist noch ein anderes Element in der Vertheilung derselben erkennen — das Suchen nach Schutz durch Wahl insularer Lage. Und die Auffindung solcher Stellen mag damals eine ungleich leichtere gewesen sein, zur Zeit als Tausende von wasserbedeckten Flächen noch existirten, welche jetzt durch die stetig fortschreitende Wirkung der Erosion entleert worden sind. Dabei muß die Wassermenge der Flüsse eine größere gewesen sein, größer also in einer Periode, in welcher bei der noch nicht so weit vorgeschrittenen Erosion die Tiefe der Flüsse geringer, aber die Oberfläche, die Breite, ausgedehnter war als jetzt. Ursache vermehrter absoluter Menge des atmosphärischen Niederschlages ist die Veränderung in der Temperaturvertheilung zwischen Land und Meer durch das Vorhandensein großer waldbedeckter Flächen; aber nicht minder wichtig ist es in der Betrachtung der resultirenden hydrographischen Zustände jener Periode, zu berücksichtigen, daß die Verdunstung eine ungleich geringere war als jetzt, daß also zu jener Zeit ein viel größerer aliquoter Theil des Niederschlages durch die Flüsse seine Entfernung finden mußte. Das entgegengesetzte Verhältniß, das rasche Vermindern sichtbar gewordener atmosphärischer Feuchtigkeit — sei es als Wolke, Regen oder Schnee — durch die Verdunstung in den subtropischen Hochwüsten, dies ist es gewesen, was mich die Wirkung relativer Feuchtigkeit im allgemeinen um so bestimmter beurtheilen gelehrt hat.

Am einfachsten und zahlreichsten sind die Pfahlbauten der Jetztzeit in der indochinesischen Halbinsel, sowie im indischen Archipel und auf den Philippinen.

Diesen Regionen schließt sich an — aber bei geringerer Zahl — das Vorkommen von Pfahlbauten im Irawadi-Delta, im nördlichen Theile der Provinz Pegu, sowie weit hinauf im unabhängig gebliebenen Berma.

---

* Daß vereinzelte Lagen großer Regenmenge nicht genügen, solche Pfahlbauconstructionen zu veranlassen, ließ sich sehr deutlich an der Westküste von Indien beobachten. Pfahlbauten fehlen dort, obwohl zu Mahabaleschvar, einem Sanitarium bei 4300 Fuß Höhe in den Ghats bei Bombay, die Regenmenge 254 Zoll beträgt. Allerdings sinkt sie dort zu Malcolm Pet, nur 4 englische Meilen entfernt, auf 170 Zoll, bei Pantschganni, 14 englische Meilen entfernt und auch 4000 Fuß noch hoch, auf 60 Zoll; ja, in Puna, Höhe 1784 Fuß, schwankt sie, sehr veränderlich in einzelnen Jahren, zwischen 25 und 40 Zoll. In Deutschland ergiebt sich als mittlere Regenmenge jetzt (sehr verschieden allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit von der Regenmenge der Pfahlbauperiode) im Mittel 26,6 englische Zoll für Süddeutschland, 21,2 Zoll für Nord- und Mitteldeutschland.

Im Nordwesten des Iravadi-Gebietes treten nun nochmals Pfahlhäuser auf und zwar vorherrschend auf Höhen; allerdings der Regenverhältnisse wegen periodisch noch immer sehr feucht gelegen. Sie finden sich über das Gebirgssystem verbreitet, welches auf der linken Seite des Brahmaputra-Flusses sich hinzieht und so Assam gegen Osten begrenzt.* Ich hatte einen Theil jener Gegenden, das Khassia-Land, im Herbste 1855 durchzogen und konnte dann in der kühlen Jahreszeit 1855 bis 1856 nach Bhutan im Himalaya vordringen, während ich Lieut. Adams — meinen Begleiter bis an die Tarai oder den feuchten, mit Wald- und Niederholz bedeckten Saum des Himalaya — von dort wieder über den Brahmaputra zurück und zwar jetzt nach dem oberen Naga-Gebirge entsandte.**

In Assam kommen Pfahlbauten dieser Art nicht vor. Aber im östlichen Himalaya, in Bhutan, sowie in Sikkim fand ich gleichfalls Holzgebäude auf Pfählen. Ja, die Erhebung derselben über den Boden, die bisweilen sechs Fuß beträgt, ist meist größer als jene der Pfahlhäuser bei den Khassias und Nagas. In Bhutan ist übrigens die *Zahl* solcher Holzgebäude gering im Verhältnisse zu den Steingebäuden.*** In Sikkim, wo die Regenmenge bis weit hinauf über die Mittelstufen des Gebirges eine sehr große ist, ist das Errichten von Häusern auf Pfahlstützen das *allgemeine*; die große Regenmenge bedingt, dafür zu sorgen, daß das Wasser, welches die steilen Abhänge herabkommt, rasch durchfließen kann; in den Terrainformen, wie in Sikkim, war es nicht, wie im Khassia- und Naga-Gebiete, durchzuführen, daß man auch plateauartige Flächen für die Anlage der Häuser benutzte.

Westlich von Sikkim hören entsprechende Pfahlbauten auf; ja, sehr bald zeigt sich, daß auch auf der indischen Seite des Himalaya in den Hochregionen nicht nur Stein und Thon (gebrannter Kalk verhältnißmäßig wenig) angewendet wird, sondern daß selbst Anwendung flacher Dächer, als tibetische Form derselben, vorherrschend wird.

Von jenen Gebieten aus, in welchen die äußeren Bedingungen die Entstehung von Pfahlbauten veranlaßt hatten, lassen nun diese Bauten in ihrer *Verbreitung*, auch in den oft nicht unbedeutenden *Verschiedenheiten der Form*, vielfach Zusammenhang mit den Bewohnern erkennen.

Am meisten zeigt sich von Bauten auf Pfählen, und zwar zu bedeutender Höhe über dem Boden sich erhebend, wo immer die malayische Race auftritt.

Die Malayen werden ethnographisch ganz im allgemeinen als Mongoloiden bezeichnet, als zur Gruppe der turanischen Völker gehörend; jedenfalls sind sie als eines der letzten Glieder in der großen Kette derselben zu betrachten. Die Körperform zeigt manche Aehnlichkeit, aber auch deutliche Abweichungen; die Sprache hat noch viel des Verwandten mit der Gruppe der monosyllaben Sprachen, kann aber in ihrer Gesammtform nicht mehr als solche gelten.

Die Malayen erstrecken sich von Malakka bis über die Philippinen. In Cey-

* Diese Gebirgsländer sind unter allen Gebieten im östlichen Indien am zahlreichsten von jenen Volksstämmen in niederer Entwicklungsstufe bewohnt, die man gewöhnlich allgemein als „Aboriginer" oder „Urracen" bezeichnet. Dieser Name ist aber nicht auf „Entstehung" als solche zu beziehen, sondern bedeutet: niedere Entwicklungsstufe, Mangel an Zusammenhang mit größeren Nachbarracen und Mangel an bestimmter Ueberlieferung über frühere Wohnsitze. Erläutert in „Reisen in Indien und Hochasien", Band I, S. 545.

Die Aboriginer, mit denen ich und meine Begleiter dort in Berührung kamen, waren Garros, Dschaintias, Khassias und Nagas.

** Es war dort unter anderem die Flußgestaltung des eigenthümlicherweise im Gebirge selbst, nicht auf Delta-Ablagerung sich gabelnden Dibing-Flusses zu untersuchen. „Reisen", Band I, S. 465 und Karte II.

*** Ansicht einer Gruppe, welche Steingebäude und Pfahlhaus zeigt, aus Narigun in Bhutan, wurde als eine der ersten Abbildungen nach unserer Rückkehr in der Leipziger Illustrirten Zeitung, 27. Nov. 1858, gebracht. Dort ist auch ein anderes meiner Aquarelle, „Wohnungen der Khassias", in Holzschnitt gegeben; neben dem Bambushause auf Pfählen zeigt sich noch ein ganz ähnlich construirtes Haus, das aber auf fester, wallartig vier bis fünf Fuß sich erhebender Steinunterlage steht. Auch Blockhäuser aus unbehauenen Baumstämmen habe ich in entsprechenden Formen bei den Garros gesehen.

In Assam sind die Häuser von der gewöhnlichen indischen Construction; als Beispiele nenne ich aus dem Atlas zu den „Results": Dorf Mangaldai und Feste Udalguri (Tafel 11). — Diese, nebst Hütten der einfachsten Art aus verschiedenen Theilen von Indien, wurden gleichfalls im Hörsaale zum Vergleich aufgelegt.



Kyungs, buddhistische Pfahlbauten, zu Amarapura.



Gautama's Mauerbild, mit Tempeln und Stupas, zu Amarapura.

lon ist malayische Beimischung nicht erkennbar; aber in den südlichen Provinzen der indischen Halbinsel scheint ein Theil der Bevölkerung auf Malayen als ihre Stammesunterlage zu beziehen zu sein;* gegenwärtig sind sie in Körperformen, noch mehr in Sprache und Sitten, sehr verändert.

Die südindischen Gebiete mit den Nilghiris und ihren Umgebungen hat mein Bruder Adolf untersucht. Pfahlbauconstructionen malayischer Art sind ihm ungeachtet ethnographischer Verwandtschaft dort nicht vorgekommen.

Ueber Pfahlbauten im Malayen-Gebiete ist ein sehr eingehender und sorgfältiger Bericht von Heinrich Frank** aus Singapur den 23. März 1872 erschienen; ich erlaube mir, die folgende Mittheilung aus demselben hier beizufügen:

„. . . Die Wohnungen (der Malayen zu Singapur und Umgegend) sind durchweg Pfahlbauten, und dies ist der Fall bei allen Malayen, so viel ich erfahren konnte. Die Malayen unterscheiden sich im allgemeinen in Orang-laut („Bewohner des Wassers", der Ufer) und Orang-tenah oder -utang („Bewohner des Landes", des Inneren); aber hier und auf allen kleinen Inseln oder Flachländern sind sie doch beinahe ausschließlich Orang-laut, da sie nur am Meeresstrande oder an Flußufern sich niederlassen. Aber auch Binnenländer haben ihre Pfahlwohnungen, wie die Battakenwohnungen zeigen. Wenn man frägt, warum haben sie Pfahlbauten, so muß man seine eigene Ansicht als Antwort sagen, da ein Malaye, den man darüber fragt, stets die Antwort giebt: ‚Es ist so Brauch, und unsere Großväter haben es auch so gemacht.'

„Die Pfahlbauten sind Land- und Wasserbauten; letztere werden meist auf dem niederen Meeresstrande erbaut, der bei Ebbe Sumpf ist, bei Fluth dagegen vollkommen von Wasser bedeckt wird, so daß die Häuser ganz im Wasser stehen, und daß man nur in Booten zu ihnen gelangen kann. Da die wahren Malayen in der Nähe des Meeres und der Flüsse ausschließlich Fischer sind und vom Fischfange leben, so ist es natürlich, daß sie Pfahlbauten haben, die ihnen theils nothwendig, theils sehr bequem sind. Auf vielen Inseln stehen die Häuser nicht im Wasser, sondern — wohl wegen der Brandung — auf höher gelegenen Ufern. Die Landmalayen, welche ebenfalls Pfahlhäuser haben, mögen dazu veranlaßt sein, weil ihnen diese Bauart bei dem Holzreichthum bequem ist, weil sie Schutz gegen Tiger, Schlangen u. s. w. bietet und namentlich bei dem feuchten Klima gesunder und angenehmer ist als solche von Häusern unmittelbar auf dem Boden. Die Europäer hier ahmen diese Bauart ebenfalls nach, halten ihre Wohnungen selten zu ebener Erde, sondern setzen sie auf Stein- oder Holzpfeiler.

„Ein echtes malayisches Pfahldorf mag viele Aehnlichkeit mit einem Bodensee-Pfahldorf früherer Zeit haben. Der Culturzustand der Bewohner ist aber doch wohl ein verschiedener. Während mit den europäischen Pfahlbauten die Steinzeit verbunden war, haben die Malayen überall die wenigen, aber nöthigen Metallwerkzeuge; wenigstens konnte ich nicht in Erfahrung bringen, daß ein Stamm im Inneren oder auf irgend einer Insel ohne Eisenwerkzeuge ist oder war. Theilweise ist es eigenes Fabricat, wie auf Borneo, oder die betreffenden Gebiete wurden seit undenklichen Zeiten, wie dort angegeben wird, von den Chinesen mit Eisen versorgt. Uebrigens ist das Bedürfniß dieses Volkes an Eisenartikeln ungemein klein, da es bei seinem niederen Culturzustande nur die Arbeiten betreibt, die zu seinem Lebensunterhalt unbedingt nöthig sind, und überdies von der Natur mit zwei Gewächsen versehen ist, die das Eisen bis auf wenige Geräthe entbehrlich machen: mit dem **Rattan** und dem **Bambus**, (deren ich schon eingangs zu erwähnen hatte).

„Bei den Malayen wird Rattan gebraucht, wo etwas zusammenzuhalten, zu binden, festzuhalten ist; er vertritt in dieser Eigenschaft die Stelle von Nägeln, Klammern und hundert anderen Eisentheilen, namentlich beim Bauen, wozu er sich wegen seiner enormen Stärke und seiner unglaublichen Dauerhaftigkeit in Wind und Wetter vorzüglich eignet. Es ist wirklich wunderbar, große Häuser zu sehen, die lediglich durch Rattan ohne ein Stück-

* „Reisen", Band I, S. 197.

** „Moderne Pfahlbauten bei den Malayen." Anthropol. Correspondenzblatt, Nov. 1872. (Aus Briefen an Dr. Rehmann.)

chen Eisen zusammengehalten werden. Der Bambus ist nicht minder nützlich* und spielt ebenfalls beim Bau eine Hauptrolle, wo er z. B. als Brett nicht genug zu schätzen ist. Um ein Brett aus Bäumen (aus dicotylem Holze) herzurichten, bedarf es schon complicirter Eiseninstrumente; aus Bambus schneidet sich der Malaye mittelst eines einfachen Messers breite Latten in kürzester Zeit und mit größter Leichtigkeit. Die Fußböden der Malayenhäuser sind meist aus solchen Bambuslatten gemacht, während die Pfähle, auf welchen solche Häuser ruhen, unbehauene Baumstämme sind."

Was nun zu besprechen noch bleibt, ist die Construction der Pfahlbauten in Berma.**

Die Bermesen sind guter turanischer Race wie die Tibeter und Mongolen. Auch sind sie, wie jene, Buddhisten. Außer den dominirenden Bermesen finden sich in den nördlich und nordöstlich gelegenen Gebirgsregionen, die noch als Provinzen zu Berma gehören, Reste unter sich verschiedener halbwilder Stämme, den Khassias, Nagas u. s. w. in ihrer ethnographisch isolirten Stellung entsprechend. Malayen kommen vor längs der Küste, aber in geringer Zahl. — Der südliche untere Theil von Berma bildet seit den Eroberungen, die zuerst im Jahre 1824 bis 1825, dann im Jahre 1852 gemacht wurden, einen Theil von Britisch Indien.

Die Pfahlbauten in Berma sind sehr weit, auch landeinwärts, verbreitet; doch ist in Berma selbst die Lage im Inneren häufig noch eine ziemlich feuchte wegen der ausgedehnten Flußniederungen, welchen vor allem die Vertheilung der Bevölkerung dieses Landes sich anschließt. Allerdings giebt es in einiger Entfernung vom Meere auch in Berma der Pfahlbauten genug, deren Bestehen sich nur erklären läßt — ebenso wie es für viele der malayischen Pfahlbauten entfernt vom Uferrand anzugeben war — als ein Festhalten an einmal bestehenden Gewohnheiten, auch da noch, wo die localen Verhältnisse dieselben nicht mehr nothwendig machen würden.

Was die Form betrifft, ist hervorzuheben, daß in Berma an vielen Stellen nicht unbedeutende Abweichungen von den gewöhnlichen, von der leichtesten Benutzung des Materiales bedingten Constructionen sich zeigen. Es liegen mir für Berma, das ich selbst nicht mehr besuchen konnte, unter anderem zahlreiche Photographien vor, erhalten durch gefällige Vermittlung des Gouverneurs General Phayre, sehr sorgfältig aufgenommen von Kapitän Tripe.

Unmittelbar längs der Meeresküsten giebt es auch hier Pfahlhütten der einfachsten Art, aber in der Nähe der größeren Orte sind die Holzwände, auch der Pfahlhütten, sehr sorgfältig gerade- und rechtwinklig gestellt, und die Dächer unterscheiden sich noch mehr durch normale schiefe Ebenen, die sie zeigen, und durch schindelartige Holzbedeckung statt der Reis-, Rohr- und Blattbedeckung, die sonst angewandt ist. Den Aufgang bildet, selbst bei den kleinen Hütten, meist eine Brettertreppe, seltener eine Leiter.* Bei großen Gebäuden sieht man gewöhnlich, abweichend von der normaten Holzconstruction der übrigen Theile, gemauerte Stufen emporführen; diese Treppen haben zu beiden Seiten gleichfalls gemauerte Wände, deren obere Contour in gewundener Form ansteigt.

Im Iravadi-Delta sowohl, als weiter hinan den Fluß entlang aufwärts bis über Ava und Amarapura, sind Pfahlbauten von großen Dimensionen sehr zahlreich, solche nämlich, die als Sitze hoher Priester oder als Klöster für den Buddhacultus erbaut sind.** Diese sind fast alle —

* Ueber die Verwendung des Bambus bei den Malayen der Philippinen zu Pfahlhäusern und besonders zu sehr verschiedenartigen Geräthen finden sich in „F. Jagor's Reisen in den Philippinen" viele interessante Details.

** Das e in Berma trägt den Wortaccent, aber ist kurz gesprochen; die erste Silbe lautet nahezu so, als ob die Liquida r auf die Muta B ohne Vocal dazwischen folgte. In diesem Sinne könnte auch unvollkommenes a statt des e, dem u im englisch transcribirten „Burma" entsprechend, geschrieben werden.

* Die einfachsten der statt Leitern angewandten Constructionen halte ich bei den Khassias gefunden; es sind dies Einbäume mit stufenartigen seitlichen Incisionen. Desseungeachtet werden solche dort selbst zum Hinansteigen an hohen, steilen Felsenwänden angewendet. Erläutert „Reisen", Band I, S. 511.

** In Rangun ist seit der Eroberung die Stationskirche in einem früheren großen Kyung in Pfahlbauconstruction, allerdings von sehr einfachen Formen, ohne äußere Veränderung eingerichtet.

ebenso wie im vorliegenden Bilde — sehr reich an ornamentalen Sculpturen und an kostbarer Vergoldung. Solche Gebäude zum Dienste des Buddhacultus werden in Berma „Kyung" genannt,* abgesehen von ihrer näheren Bestimmung, welche ebenso wie die Ortsbezeichnung dem Namen Kyung als Componens beigegeben werden kann. Jene, die nicht Pfahlbauten, sondern Mauerwerk sind, werden speciell als Auk Kyungs oder Ziegel-Kyungs unterschieden.

Der Gegenstand, den ich zur ersten Ansicht auswählte, ist einer photographischen Aufnahme Tripe's entnommen, in welcher eine Gruppe von Kyungs, allerdings als untergeordneter Theil des Gesammtbildes, aber deutlich hervortretend, sich zeigt. Andere photographische Blätter, welche die Details der Holzsculpturen bieten, ermöglichten es, hier auch die nöthige Ausführung in der Darstellung zu geben.

Die Landschaft zeigt im Vordergrunde einen See mit flachem Ufer; es ist dies der nicht sehr tiefe Tung deman bei Amarapura, welcher zwischen der City und den westlichen Vorstädten liegt.

Von den beiden großen Palmenspecies in Sicht ist jene mit den langen Blättern die Cocospalme, die andere eine Borassus oder Fächerpalme.

Nur wenig seitlich von diesem Standpunkte, weiter gegen Süden, aber hier nicht mehr im Bilde liegend, befindet sich eine ungemein lange, auf zwei Pfahlreihen ruhende Holzbrücke; sie vermittelt directe Verbindung zwischen Stadt und Vorstadt, und führt in der Vorstadt auf einen riesigen, hier in der Form Gautama's dargestellten Buddha hin, der als Statue in sitzender Stellung ausgeführt ist. (In der zweiten Ansicht gegeben). Zu den geweihten Umgebungen desselben gehören sowohl die nur wenig entfernten, in der ersten Abbildung gegebenen Kyungs, als auch zahlreiche helle Steingebäude, die sich bis in die unmittelbare Nähe des Buddhabildes heranziehen.

Letztere sind theils Pagodas oder Tempel, theils sind es Reliquienbehälter, Indiens alte Stupas oder Tschaityas.** Das Baumaterial für dieselben ist Mörtel und Ziegel, zum Theil sind sie mit Steinplatten belegt, zahlreich sind die Sculpturen an denselben. Diese stehen alle schon hinter jener Linie, die man als oberste Grenze des Seebodens gegen die Holzgebäude sich herziehen sieht; sie sind so gegen das nicht selten eintretende Steigen des Seewassers geschützt.

Die Kyungs stehen in zwei Gruppen, zwischen welchen eine Straße hindurchführt. Die näher liegende Gruppe umschließt einen gegen die Straße zu offenen rechtwinkligen Hofraum. Diese ist die reichste an Sculptur und Vergoldung; die Höhe ihrer Pfähle ist auf der Seeseite 10 bis 12 Fuß und nimmt gegen das Ufer ab. Auch eine mit schön gearbeitetem Geländer versehene Galerie zieht sich über den Pfählen fort, die Pfähle aber überragen das Geländer an mehreren Stellen in der ganz roh behauenen Form, welche sie unter dem Gebäude haben. Solche Störungen kann man im ganzen Orient nur zu häufig sich wiederholen sehen. An allen Ecken der Bedachung, sowie, symmetrisch vertheilt, längs den Kanten derselben, sind spitz ansteigende Sculpturen aufgesetzt.

In der Gruppe jenseits der Straße sind nur die beiden Gebäude mit den hell sich abhebenden Dächern in ähnlicher Weise reich gehalten. Das Seitengebäude, welches rechts die Ecke bildet, ist ein gutes Beispiel einer der einfacheren Constructionen der bermesischen Kyungs.

* Ueber diesen Kyung ist noch beizufügen, daß er eine jener ganz trocken gelegenen Pfahlbauten ist, deren Vorkommen oben erwähnt wurde.

** In Tibet sind die letzteren Gebäude sehr zahlreich; dort heißen sie Tschortens. Erläutert „Reisen", Band II, S. 89 u. ff.

Der große Ameisenbär.

Von

Fr. Lichterfeld.

Die Ameisenbären oder Ameisenfresser gehören zu der von Cuvier errichteten Ordnung der Edentaten.

Daß diese Edentaten ganz absonderliche Geschöpfe sind, beweisen auch die Myrmecophagen. Sie und die Schuppenthiere

sind sogar die einzigen Mitglieder der Ordnung, welche wirklich zahnlos sind; ihnen fehlen alle, den anderen nur bestimmte Zähne.

Es giebt dreierlei Arten von Ameisenbären, Myrmecophaga jubata, tetradactyla und didactyla. Die beiden letzten, nämlich der mittlere und der kleine Ameisenbär, sind um mehr als die Hälfte kleiner als der große und haben statt der buschigen Fahnenruthe einen an der Spitze nackten Greifschwanz zum Erklettern der Bäume.

Der Schädel ist bei allen mehr oder weniger spitzkegelförmig gestreckt, der Mund klein. Die Zunge zeichnet sich durch ihre lange, dünne, wurmförmige Gestalt aus — daher der Familienname Wurmzüngler (Vermilinguia) — und kann weit vorgestreckt werden. Sie ist nach W. von Rapp's mikroskopischen Untersuchungen mit kleinen, rückwärts gekrümmten, spitzen Stacheln besetzt und wird von sehr langen Muskeln bewegt.

Die Rippen sind so ungewöhnlich breit, daß ihre Ränder sich nicht allein gegenseitig berühren, sondern sogar noch etwas überragen. Die vorderen Gliedmaßen sind etwas kürzer als die hinteren, aber wie bei allen grabenden Thieren ungemein stark entwickelt und mit längeren und stärkeren Krallen ausgerüstet.

Das Gehirn ist klein und wog bei einem großen Ameisenbären des Londoner Gartens, der am 29. Sept. 1853 ankam und am 6. Juli 1854 verendete, nach Owen's Untersuchung nicht mehr als drei Unzen; trotzdem betrug die Körperlänge des Thieres von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 4 Fuß 7 Zoll, die Länge des Kopfes 14 und die des Schwanzes 33 Zoll (Proceed. Zoolog. Soc. 1854). Die Höhe des Tamandua bandeira oder Banner-Ameisenbären beträgt circa 1 Fuß 8 bis 10 Zoll.

Man denke sich die Unmasse von Ameisen und Termiten, die zur Ernährung eines solchen Thieres nöthig sind!

Der lange dünne Kopf, die borstigen Flatterhaare und die großen Sichelkrallen verleihen demselben ein befremdendes Aussehen. Es gipfelt in der überaus kleinen Mundöffnung des Spitzkegelkopfes, und bezeichnend nennen die Guarani-Indianer den Ameisenbären deshalb Yurumi, das heißt kleiner Mund.

Die ersten richtigen Aufschlüsse über einen großen Theil der südamerikanischen Säugethiere, denen auch die Myrmekophagen oder Ameisenfresser angehören, verdankt die Naturgeschichte dem unermüdlichen Fleiße des spanischen Genieoffiziers Don Felix de Azara. Derselbe kam im Jahre 1781 als Commissär für die Grenzberichtigung mit Brasilien nach Amerika und hielt sich zwanzig Jahre in dem ehemaligen Vicekönigreiche Buenos-Ayres auf, wo er vorzüglich die an Brasilien stoßenden Provinzen Banda-Oriental, Entre-Rios und Paraguay bereiste. Die Portugiesen legten aber den Grenzberichtigungen so viele Hindernisse in den Weg, daß oft jahrelang Stockungen in diesem Geschäft eintraten. Diese freie Zeit benutzte Azara, um die Karte von Paraguay und der südlicher am Parana gelegenen Provinzen aufzunehmen und über die physische Beschaffenheit, die bürgerlichen Einrichtungen und die Geschichte des Landes Thatsachen zu sammeln. Angezogen durch die Neuheit und Mannigfaltigkeit der Thierwelt, welche ihn umgab, beschäftigte er sich überdies, und zwar ohne früher Naturgeschichte studirt zu haben, mit der Zoologie jener Gegenden, beschrieb die Thiere, welche er sich auf seinen Reisen verschaffen konnte, und beobachtete die Sitten derselben im freien und im häuslichen Zustande. So entstanden seine zwei bekannten Werke: „Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere von Paraguay" und „Reisen durch Südamerika".

Weitere Mittheilungen über die Säugethiere von Paraguay verdankt die Wissenschaft dem Prinzen von Neuwied, die ausführlichsten und genauesten dem praktischen Arzte Dr. Rengger.

„Ich lebte", erzählt dieser in der Vorrede seiner Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay, „sechs Jahre lang in diesem Lande, dessen Hauptstadt, Asuncion, mein gewöhnlicher Aufenthaltsort war. Von da aus durchreiste ich das Land nach allen Richtungen, besuchte aber vorzugsweise die wenig bevölkerten und die ganz öden Gegenden desselben. So brachte ich jährlich einige Monate bald in abgelegenen Meiereien, bald in den menschenleeren Urwäldern unter freiem Himmel zu. Da mich die Zeit nicht drängte, die Naturgeschichte auf diesen Reisen mein

Hauptzweck war, und das Leben in diesen Wildnissen durch die Schönheit und die Größe der umgebenden Natur, sowie durch die Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, mich nicht wenig anzog, so konnte ich mit der gehörigen Muße mich zoologischen Beobachtungen widmen. Ich verschaffte mir von mehreren Gattungen von Säugethieren eine ziemlich große Anzahl von Individuen, nach denen ich die charakteristischen Merkmale derselben und die Abänderungen, welche sie je nach dem Geschlechte, dem Alter, der Jahreszeit und der Individualität darbieten, bestimmte, und ging den Thieren oft tagelang nach, um ihren Haushalt im Zustande der Freiheit kennen zu lernen. Zugleich scheute ich weder Mühe noch Kosten, um lebende Thiere zu erhalten und sie in unserer Wohnung aufzuziehen, wodurch mir über ihre Sitten und ihren Charakter, besonders aber über die Veränderungen, die sie mit dem Alter erleiden, mancher neue Aufschluß zu Theil ward."

Die praktischen Aerzte Dr. Longchamp und Dr. Parlet unterstützten ihren Berufsgenossen in seinen Bemühungen und trotz des hemmenden Mißtrauens des Dictators Dr. Francia, brachte derselbe dennoch ein so reichhaltiges Material zusammen, daß seine im Jahre 1830 zu Basel erschienene „Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay" — von der Zootomie abgesehen — wenig zu wünschen übrig läßt.

Den großen Ameisenbären beschreibt Dr. Rengger wie folgt: „Der Pelz des Yurumi besteht aus dicht stehenden steifen, rauhanzufühlenden Borstenhaaren. Sie sind am Kopfe kurz; längs des Nackens und Rückgrates, wo sie eine Art Mähne bilden, beträgt ihre Länge vier bis neun Zoll; am übrigen Rumpfe und an den Extremitäten sind sie drei bis vier, am Schwanze zehn bis fünfzehn Zoll lang. Sie liegen entweder, mit rückwärts sehender Spitze, an dem Körper an, oder hängen an den Seiten desselben herunter; nur auf dem Kopfe stehen sie senkrecht empor. Ihre Gestalt ist walzenförmig, außer am Schwanze, wo sie seitwärts zusammengedrückt und lanzettförmig erscheinen. Die Spitze der Schnauze, die Lippen, die Augenlider und die Fußsohlen sind nackt.

„Die Farbe des Pelzes ist am Kopfe aschgrau mit Schwarz gemischt, indem aschgraue und schwarze Ringe an den Haaren abwechseln; beinahe die nämliche Farbe haben der Nacken, der Rücken, zum Theil auch die Seiten des Rumpfes, die zwei vorderen Extremitäten und der Schwanz mit Ausnahme seiner untern Seite; jedoch wird an diesen Stellen ein Theil der aschgrauen Ringe durch gelblich weiße, oder wie dieses auf dem Schwanze der Fall ist, durch weißlichgelbe vertreten; die Kehle, der Hals, die Brust, der Bauch, die hintern Extremitäten und die untere Seite des Schwanzes sind schwärzlichbraun; ein schwarzer, anfangs fünf bis sechs Zoll breiter und spitz zulaufender Streifen erstreckt sich von dem Halse und der Brust aus, über die Schulter und die Seite des Körpers, in schiefer Richtung, bis zum Kreuze und wird von zwei anderen, schmalen, blaß aschgrauen Streifen, die mit ihm gleich laufen, eingefaßt. Eine schwarze Binde umgiebt das untere Ende des Vorderarmes; die Zehen der vorderen Extremitäten und die nackten Theile des Körpers sind gleichfals schwarz, die Nägel schwärzlichbraun.

„Die jungen Individuen sind im allgemeinen etwas heller gefärbt als die ausgewachsenen; jedoch finden sich bei ihnen die gelblichweißen und weißlichgelben Ringe an den Haaren des Rückens, des Schwanzes u. s. w. nicht vor.

„Das Aussehen des Yurumi ist äußerst häßlich. Sein Kopf hat die Gestalt eines langen, schmächtigen, etwas nach unten gebogenen Kegels; er endet mit einer kleinen stumpfen Schnauze. Beide Kinnladen sind gleich lang; die untere hat nur wenig Bewegung, indem der Mund blos wie eine Spalte erscheint, die höchstens einen starken Mannsdaumen aufnehmen kann; die Nasenlöcher sind halbmondförmig, die Augen klein und tief im Kopfe sitzend; die Ohren gleichfalls klein, etwas über 1 Zoll breit, ebenso lang und oben abgerundet. Der Hals scheint seiner langen Haare wegen dicker als der Hinterkopf; der Rumpf ist groß, unförmig und von oben nach unten etwas breit gedrückt; die Extremitäten sind kurz, die Vorderarme breit und sehr muskulös. Die vorderen Füße erreichen eine Länge von sechs Zoll und sind mit vier Zehen versehen, an denen sich ein dicker, gleich

Adlerskrallen, zusammengedrückter Nagel befindet. Dieser ist an der ersten oder innersten Zehe fünf Linien lang und beinahe gerade, an der zweiten ein und dreiviertel Zoll lang, gebogen und am inneren Rande scharf; an der dritten hat er eine Länge von dritthalb Zoll und die nämliche Gestalt wie der vorhergehende, nur daß er an seinen beiden Rändern scharf ist; an der vierten Zehe endlich gleicht er in Größe und Form dem ersten. Im Gehen und im Ruhezustand legt das Thier diese Nägel, wie die Finger einer geschlossenen Hand, gegen die Fußsohle zurück, indem es nicht mit der Fläche, sondern mit dem äußeren Rande der Sohle austritt, wo sich gleich hinter der äußersten Zehe eine große Schwiele vorfindet. Es kann übrigens die Zehen nur so weit ausstrecken, daß die Nägel mit der Fußsohle kaum mehr als einen rechten Winkel bilden. Auf der Sohlenfläche bemerkt man mehrere kleine und gegen ihren hinteren Rand eine große Schwiele. Die hinteren Extremitäten sind bei weitem nicht so stark gebaut wie die vorderen; ihr acht Zoll langer Fuß ist mit fünf Zehen versehen, deren Nägel blos fünf bis acht Linien lang, von den Seiten etwas zusammengedrückt, schwach gebogen und nach vorn gerichtet sind. Das Thier tritt mit der ganzen Sohle des Hinterfußes auf. Der lange zottige Schwanz ist hoch und schmal und bildet eine wahre Fahne.

„Die Zunge, deren Dicke nicht mehr als drei bis vier Linien beträgt, hat die Gestalt eines langen, sich allmälig zuspitzenden Kegels; sie besteht aus zwei Muskeln und zwei drüsenartige Körper sitzen auf ihrer Basis. Sie ist der Länge nach sehr ausdehnbar, indem das Thier sie beinahe anderthalb Fuß weit zum Maule herausstrecken kann. — —

„Der Yurumi kommt nicht sehr häufig in Paraguay vor, wo er die menschenleeren oder doch wenig besuchten Felder im Norden des Landes bewohnt. Er hat weder ein bestimmtes Lager, noch sonst einen bestimmten Aufenthaltsort, sondern schweift bei Tage auf den Ebenen umher und schläft, wo ihn die Nacht überfällt; jedoch sucht er zu letzterem Zwecke eine Stelle zu gewinnen, wo das Gras sehr hoch ist oder wo sich einige Büsche vorfinden. Man trifft ihn gewöhnlich allein an, es sei denn, daß ein Weibchen sein Junges mit sich führe. Sein Gang ist ein langsamer Schritt oder zuweilen, wenn er verfolgt wird, ein schwerfälliger Galopp, mit dem er aber so wenig vorrückt, daß ihn ein Mensch im Schritt einholen kann. Seine Nahrung besteht einzig und allein aus Termiten, aus Ameisen und den Larven von beiden. Um sich diese zu verschaffen, kratzt und reißt er mit den Nägeln seiner Vorderfüße die Erdhügel und die Erdhaufen, welche denselben zur Wohnung dienen, auf, streckt dann seine lange Zunge unter die von allen Seiten herzuströmenden Kerbthiere und zieht sie, von denselben überzogen, wieder in den Mund zurück. Dieses wiederholt er so lange, bis er gesättigt ist oder bis keine Ameisen oder Termiten mehr zum Vorschein kommen.

„Das Weibchen wirft im Frühjahr ein einziges Junges, und trägt dasselbe einige Zeit mit sich auf dem Rücken herum. Das Junge scheint während mehrerer Monate zu saugen, und soll, wenn es auch schon sich von Kerfen nähren kann, seine Mutter nicht verlassen, bis sie wieder trächtig ist. Wahrscheinlich gebraucht es, da ihm die Kraft zum Aufreißen der Termitenhügel noch mangelt, während dieser Zeit die Hülfe der Mutter, um leichter zu seiner Nahrung zu gelangen.

„Der vorzüglichste unter den Sinnen des Yurumi's ist der Geruch, dessen Organe sehr ausgebildet sind; auf diesen folgt das Gehör; das Gesicht scheint nur schwach zu sein. Der einzige Laut, den er von sich giebt, und nur wenn er in Zorn geräth, ist eine Art von Brummen.

„Es ist ein stilles, friedliches Thier, das weder dem Menschen noch den anderen Säugethieren den geringsten Schaden zuzufügen sucht, es sei denn, daß es heftig gereizt werde. Man kann den Yurumi auf offenem Felde weite Strecken vor sich her treiben, ohne daß er widersteht. Wird er aber mißhandelt, so setzt er sich, wie schon Azara bemerkt, auf die Sitzbeine und die Hinterfüße und breitet die Arme gegen seinen Feind aus, um ihn mit seinen Nägeln zu fassen.

„Ich habe lange Zeit einen Yurumi besessen, der noch kein Jahr alt war, als ich ihn erhielt. Man hatte ihn in einer Meierei am linken Ufer des Xexuy zugleich



Ameisenbär.

mit seiner Mutter eingefangen, welche aber nach wenigen Tagen starb. Ich zog ihn mit Milch, Ameisen und gehacktem Fleische auf. Die Milch nahm er schlür-

Hauses auf. Sowie er einen Haufen ausgewittert hatte, fing er gleich an, denselben aufzukratzen und that dies so lange, bis dessen Bewohner in großer Anzahl



Ameisenfresser im Kampfe mit einem Hunde.

fend zu sich, oder auch indem er die Zunge darin badete und sie dann mit der wenigen ihr anhangenden Flüssigkeit in den Mund zurückzog. Die Ameisen suchte er im Hofe und in den Umgebungen des

zum Vorschein kamen, dann wälzte er die Zunge unter ihnen herum und zog sie, mit Hunderten von ihnen übersäet, in den Mund zurück. Azara behauptet, daß der Yurumi seine Zunge in einer Secunde

zweimal ausstrecke und zurückziehe, was aber bei dem meinigen nicht der Fall war, indem er, um dieses nur einmal zu bewerkstelligen, schon mehr als eine Secunde brauchte. Die Ameisen bleiben übrigens nicht sowohl, wie von den meisten Schriftstellern angeführt wird, auf der Zunge kleben, als daß sie sich zu ihrer Vertheidigung mit ihren Freßzangen auf derselben anklammern, was sie immer thun, wenn sie, gereizt, auf einen fremden Körper stoßen. Die schwachen und die wehrlosen Termiten hingegen werden auf dem klebrigen Ueberzuge der Zunge wie auf einer Leimruthe festgehalten. Mein Yurumi fraß nicht alle Gattungen von Ameisen gleich gern; er liebte besonders diejenigen, welche weder große Freßzangen noch Nadeln besitzen; eine ganz kleine Gattung, die einen sehr stinkenden Geruch von sich giebt, verschmähte er gänzlich. Das feingehackte Fleisch, mit dem ich ihn zuweilen ernährte, mußte ihm anfangs in den Mund gestoßen werden, später nahm er dasselbe gleich den Ameisen vermittelst der Zunge zu sich.

„Die Hälfte des Tages und die ganze Nacht brachte er schlafend zu, ohne sich dafür einen eigenen Platz zu wählen. Er schlief auf der Seite liegend, und etwas zusammengerollt, indem er den Kopf zwischen die Vorderbeine steckte, die Extremitäten so einzog, daß sie sich berührten, und sich mit dem Schwanze bedeckte. War er wach, so ging er im Hofe umher und suchte Ameisen. Da er anfangs nicht nur die Zunge, sondern auch die Schnauze in die aufgescharrten Haufen steckte, so liefen ihm zuweilen die Insecten über die Nase hinauf, wo er sie dann mit den Vorderfüßen recht gut wieder abzustreifen wußte.

„Er besaß, so jung er auch war, große Kraft. Ich vermochte nicht mit meinen Händen seine zwei größeren Nägel an den Vorderfüßen zu öffnen, wenn er sie gegen die Fußsohle angedrückt hatte.

„Er zeigte mehr Intelligenz, als man bei den andern sogenannten zahnlosen Säugethieren antrifft. Ohne die Menschen von einander zu unterscheiden, war er doch gern um sie, suchte sie auf, gab sich ihren Liebkosungen mit Vergnügen hin, spielte mit ihnen, und kletterte ihnen besonders gern in den Schoß. Folgsam war er übrigens nicht und gehorchte nur selten dem Rufe, obschon man an den Bewegungen seines Kopfes wohl sah, daß er denselben verstanden hatte. Er vertrug sich mit allen Hausthieren und ließ sich von einigen Vögeln, wie Chauna chavaria (Chaja), Dicholophus cristatus (Cariama) und Pauxi mitu (Helmhuhn), die ich gezähmt hatte, manchen kleinen Angriff gefallen, ohne sich zu erzürnen. Wurde er aber mißhandelt, so fing er an zu murren und suchte sich mit den Klauen seiner Vorderfüße zu vertheidigen.

„Das Fleisch und das Fell des Yurumi werden bloß von den wilden Indianern benutzt; jedoch giebt es Landleute in Paraguay, die das letztere, unter das Betttuch gelegt, für ein untrügliches Mittel gegen das Lendenweh halten und es auch dagegen gebrauchen. Selten macht Jemand auf diesen Ameisenfresser Jagd; trifft man ihn aber zufällig auf dem Felde an, so ist es ein Leichtes, ihn mit jedem Stocke durch einige Schläge auf den Kopf zu tödten. Diese Thiere sollten übrigens vom Menschen eher beschützt als verfolgt werden; statt schädlich zu sein, gewähren sie im Gegentheil großen Nutzen, indem sie die Termiten und Ameisen vermindern, welche in einigen Gegenden von Paraguay so überhand genommen haben, daß dort keine Pflanzungen gedeihen können.

„Der Jaguar und der Cuguar sind neben dem Menschen wohl die einzigen Feinde des Yurumi. Die fabelhaften Erzählungen der Einwohner von Paraguay über Kämpfe, welche zwischen ihm und dem Jaguar stattfinden sollen, hat schon Azara widerlegt."

„Man giebt vor," erzählt dieser in seiner Naturgeschichte der Quadrupeden von Paraguay, „daß der Jaguar den Yurumi nicht anzugreifen wage, widrigenfalls ihn dieser umfasse und erst, nachdem er ihm das Lebenslicht ausgeblasen, wieder aus den Klauen lasse. Dabei soll es mitunter vorkommen, daß Einer und der Andere auf dem Kampfplatze bleibt. Es ist richtig, daß der Yurumi sich auf solche Art vertheidigt; aber es ist unglaublich, daß er damit gegen den Jaguar ausreichen sollte; denn ehe er diesen zu umfassen vermag, hat ihn ein Biß, ein Prankenschlag des Raubthieres getödtet, da er schwerfällig ist, nicht zu springen vermag und seinen Angreifer überhaupt nur mit den

Vorderfüßen umklammert. Ich habe einige dieser Thiere getödtet, indem ich ihnen mit einem dicken Stock auf den Kopf schlug, und zwar mit derselben Sicherheit, als ob ich gegen einen Baumstamm geschlagen hätte."

Schwächere Thiere, als gerade den Jaguar, vermag der Yurumi jedenfalls durch eine Umarmung zu erdrosseln.

„Nicht ungewöhnlich", erzählt der englische Naturforscher H. W. Bates in seiner Reise am Amazonenstrom, London 1860—1863, „ist in dieser Gegend der große Ameisenfresser, den die Eingeborenen Tamandua nennen. Auf ihn wurde ich verwiesen, wenn ich klagte, daß ich mich an die eingesalzenen Fische, welche die Hauptnahrung bildeten, nicht gewöhnen könne und der ewigen Reissuppe mit Mehl und der gerösteten Bananen bald überdrüssig werden würde. Das Fleisch des Tamandua, sagte man, werde gedünstet und schmecke wie Gänsefleisch. Gerade an diesem Tage hatte mir ein Jäger einen großen Ameisenfresser versprochen, aber als ich ihn aufsuchte, kam er mir mit großer Betrübniß entgegen und klagte mir, daß sein Lieblingshund einem Tamandua in die Klauen gerathen und von ihm getödtet worden sei. Ich eilte zu der Stelle und fand, daß der Hund nicht todt, aber von den Klauen seines Gegners, dem er selbst mehrere tödtliche Bisse versetzt hatte und der eben losließ, arg verwundet war."

Mitunter scheinen bei einem solchen Kampfe übrigens in der That beide Gegner auf dem Platze zu bleiben, und dann später als Skelete von den Eingeborenen gefunden zu werden, denn wie P. Marcoy in seiner Reise durch Südamerika (1869) erzählt, besteht für diesen Fall die sprichwörtliche Redensart: „Jaguar und Tamandua haben schlecht mit einander gelebt."

Die Heimath des Yurumi's erstreckt sich vom La-Plata-Strome bis zum karaibischen Meere, also fast über den ganzen Osten des tropischen Südamerika. Er wohnt daselbst in einsamen Gegenden, auch in Waldungen, ohne jedoch, wie seine Verwandten, die Bäume zu besteigen, und ist nirgends häufig. Im Westen scheint er nicht vorzukommen, wenigstens ist in Tschudi's peruanischer Fauna nur Myrmecophaga tetradactyla und didactyla aufgeführt, und auch in neueren Reisebeschreibungen jener Gegenden wird er nicht erwähnt.

Beim Gehen senkt der Yurumi den Kopf zur Erde und schnoppert mit der Nase auf dem Boden. Die lange Fahnenruthe trägt er gestreckt, die Rückenmähne gesträubt, und erscheint dadurch noch größer als er ist. Außer Ameisen und Termiten hat man in dem Magen des Ameisenbären auch öfters Erde und Holztheile vorgefunden; diese dienen ihm aber weder zur Nahrung, noch zur bessern Verdauung, sondern werden beim Durchwühlen der Ameisen- und Termitenhaufen unabsichtlich mit eingeschlürft. Dagegen ist es sicher, daß der Yurumi außer seiner Hauptnahrung auch noch andere Kerfen und deren Larven, sowie Asseln und Würmer verzehrt. Wie seine kletternden Verwandten, soll auch er, wenn er dazu gelangen kann, sich wilden Honig schmecken lassen.

Er wurde in der Neuzeit öfters nach England und Spanien, auch manchmal nach Deutschland gebracht; aber ein seltener Gast unserer Thiergärten bleibt er doch immer. Auch dauert er nicht aus, weil er meist von der Reise her den Todeskeim schon in sich trägt.

Außer dem Londoner und Hamburger haben noch andere zoologische Gärten diese Erfahrung gemacht. Sehr gut dagegen halten sich die beiden letzten Ameisenbären des Londoner Gartens. Sie kamen im October und November 1867 daselbst an und sind zur Zeit noch am Leben; der eine stammt aus Brasilien, der andere aus den Llanos von Casanares in New-Granada. Sie werden hauptsächlich mit klein gewiegtem Fleische gefüttert, wie das sogenannte afrikanische Erdferkel, das sich in seinem Freileben gleichfalls von Ameisen und Termiten ernährt. (Proceed. Z. S. 1867 und 1868.)

Im December 1872 erhielt der Berliner zoologische Garten einen noch nicht ganz ausgewachsenen Yurumi, aber trotz der ihm gewidmeten Sorgfalt war er einige Wochen nach Neujahr eine Leiche. Er wurde anfänglich mit rohen Eiern, Milch und Mehl gefüttert, und nährte sich kaum ausreichend; später verschmähte er die Milchspeise und bequemte sich nur noch zu rohem Ei, das feingeschabte Fleisch, welches ihm eingespritzt wurde, würgte er wieder aus, die mühsam in der Nähe aufgetriebenen Ameisen waren so wenig nach seinem Geschmack wie die von Moskau

bezogenen. Das kleinste Holzstückchen, das sich mit an die Zunge klebte, streifte er sorgfältig wieder ab und hörte auf zu fressen; im übrigen nährte und geberdete er sich in der von Rengger beschriebenen Weise.

Einen komischen Anblick gewährt es, den Yurumi sich zudecken zu sehen, zumal im Stehen: die lange Fahnenruthe streckt sich dabei gerade aus, klappt an der Wurzel um, und hinter einem Schirm von langen Borstenhaaren ist der Körper des Thieres verschwunden; darauf läßt sich dasselbe auf die Seite fallen, zieht Kopf und Füße ein und fängt unter der Decke seines buschigen Schwanzes sofort an zu schlafen, denn das ist die Lieblingsbeschäftigung der Ameisenbären und der übrigen Edentaten.

Amiant und Asbest

und ihre technische Verwendung.

Von

Jakob Nöggerath.

Aus vielen Stellen der alten klassischen Autoren ist es ziemlich allgemein bekannt, daß die Griechen und Römer aus einer Steinart, welche sie gewöhnlich Amiant oder Asbest nannten, unverbrennliche Gewebe verfertigten, in welche sie die Leichname der Todten einwickelten, wenn diese zu Asche verbrannt wurden. Die Asche wurde dadurch rein erhalten, um sie so in den Begräbnißurnen und Sarkophagen aufzubewahren. Mehr als dieses läßt sich aber von dieser Steinart und ihrer fortgesetzten Benutzung für verschiedene Zwecke sagen, und dürfte ein gedrängter Artikel darüber in den Illustrirten Monatsheften an passender Stelle sein.

Seltsam genug bespricht der Naturforscher Plinius Secundus in seiner Naturgeschichte die Asbestgewebe in dem Buche über die nutzbaren Pflanzen (Buch 19, K. 4), ohne zu erwähnen, daß der Asbest ein Stein sei und keine Pflanze wie der Flachs oder Lein, nach welchem er ihn aufführt. Plinius sagt nämlich: „Es ist auch eine Leinwand erfunden, welche vom Feuer nicht zerstört wird. Man nennt sie lebendige (linum vivum). Ich habe bei Gastmälern Servietten davon im Kaminfeuer brennen sehen, die nach ausgebranntem Schmutze weißer und glänzender waren, als sie durch das Waschen im Wasser hätten werden können. Aus dieser Leinwand machte man Sterbekleider für die Könige, um die Asche ihres Körpers von der übrigen abgesondert zu erhalten (beim Verbrennen auf dem Scheiterhaufen). Der Stoff dazu erzeugt sich in den wüsten, von der Sonne verbrannten, regenlosen Gegenden Indiens bei gräßlichen Schlangen, wird durchs Feuer immer feuerfester, ist selten zu finden und läßt sich schwer verweben, weil er so kurz ist. Im Feuer ist die Farbe roth und glänzend; wer ihn findet, kann ihn eben so theuer verkaufen als die köstlichsten Perlen. Bei den Griechen heißt diese Leinwand wegen ihrer Eigenschaft die asbestinische (d. i. unverbrennliche). Anaxilaus schreibt, daß die Hiebe dumpf und nicht hörbar sind, wenn man einen Baum, der gefällt wird, damit umwindet. Diese Leinwand wird also wohl auf der ganzen Welt die vornehmste sein."

Von dem Compilator Plinius wissen wir, daß er uns neben vielem Bedeutungsvollen auch manches Unrichtige und selbst Fabelhafte berichtet hat. Dazu gehört auch die seltsame Schilderung des Fundortes vom Asbest und seine angebliche Seltenheit und Kostbarkeit. Das geringe Nachtönen der Axthiebe an einem Baume, welcher fest mit Leinwand eingeschnürt ist, erscheint nicht auffallend und erklärt sich leicht durch die Unterbrechung der tönenden Schwingungen.

Uebrigens sprechen noch viele griechische und römische Schriftsteller von dem Gewebe aus Asbest und von dieser Steinart selbst. Dioskorides, Theophrast, sowie Plutarch nennen sie Amiant (unbefleckt), und Letzterer erwähnt, daß die Griechen Servietten, Netze, Mützen und Kleidungsstücke davon gemacht hätten. Andere Schriftsteller gebrauchen die Namen Polia und Korsoides (grau und grauhaarig); Pausanias karystischen Flachs, weil der Stein bei Karystos gefunden wird, und Zoroaster Bostrichites (gekräuselt, gelockt). Pausanias erzählt, daß in der von Kallimachus gefertigten goldenen Lampe des Tempels der Minerva zu Athen der Docht aus karystischem Flachs bestehe. Hierokles

führt an, daß die Brachmanen, eine Philosophenkaste in Indien, sich ihre Kleider aus Amiant gemacht hätten. In der Bibliothek des Vaticans zu Rom wird ein antikes Leichentuch von Amiant aufbewahrt, worin sich Asche und Knochen befanden, als es in einem Sarkophage gefunden wurde. So viel aus dem klassischen Alterthum. Es mag noch erwähnt werden, daß Kaiser Karl V. Tischzeug von Amiant hatte, welches er nach Tische zum Vergnügen seiner Gäste ins Kaminfeuer warf, wodurch es nicht verbrannte, sondern sich nur reinigte.

Die neueren Mineralogen unterscheiden meist den Amiant vom Asbest als Varietäten; Amiant nennen sie das Mineral, wenn seine Fasern vollkommen biegsam sind und sich leicht von einander abtrennen lassen, und auch nur diese Abänderung kann zu Geweben und überhaupt technisch angewendet werden: dagegen wird die andere Abänderung, bei welcher die Fasern nicht biegsam, vielmehr spröde sind und fest an einander sitzen, Asbest, auch wohl gemeiner Asbest genannt. Der Amiant, trivial Bergflachs, besteht aus auf einander sitzenden, gleichlaufenden, sehr feinen Fasern, welche sich, man möchte fast sagen bis ins Unendliche, in die zartesten Fäden theilen lassen. Die Fäden sind oft so schön seidenglänzend wie Atlas, zuweilen über einen Fuß lang, meist aber kürzer. Der Amiant ist weich, in ganze Stücken kann man den Fingernagel eindrücken wie in Kork. Seine Farbe ist weiß, grünlich, selten gelb, braun und rosenroth. Es giebt aber auch noch andere Varietäten von Amiant mit verfilzten, durch einander laufenden Fasern, welche Bergkork, Bergleder, Bergpapier, Bergfleisch genannt werden. Technisch sind sie nicht zu verwenden. Völlig unschmelzbar ist der Amiant nicht, aber es gehört ein sehr starkes Feuer dazu, um ihn zum Fließen zu bringen. Man kennt Stücke von Amiant, welche im Gebirge von Blitzschlägen getroffen worden sind. Auf ihnen war der Amiant in kleinen, dunkeln, glasigen Körnchen zusammengeflossen; von Leonhard erwähnt dieses.

Mineralogisch schließt sich der Amiant und Asbest an den Augit und die Hornblende an. Wenn sich aus diesen beiden Mineralien die Kalkerde ausscheidet und durch Magnesia vertreten wird, so entsteht Amiant oder Asbest. Professor Blum hat nachgewiesen, daß Augit aus dem Brozzothal in Piemont und von Locarno in Amiant übergeht. Krystalle von Augit, welche theilweise an der Oberfläche in seine Fäden umgewandelt waren, haben dieses bewiesen, und Weybye hat ähnliche Beobachtungen bei der Hornblende gemacht. Der Uebergang einer Art der Hornblende, nämlich des sogenannten Tremolits, in Asbest und Amiant liegt klar vor Augen, er zeigt sich oft aus sehr zarten Fasern zusammengesetzt, welche nur meist noch etwas spröde sind. Es wäre also der Amiant und Asbest eine Umwandlung oder sogenannte Metamorphose im mineralogischen Sinne von Augit oder Hornblende, was aber die Annahme nicht ausschließt, daß Amiant und Asbest auch ursprünglich in ihren faserigen Gebilden und in der von Augit und Hornblende etwas abweichenden Mischung entstanden sein könnten.

In den älteren krystallinischen Gebirgen kommt der Amiant und Asbest ziemlich häufig vor, vorzüglich in talkigen Felsarten und besonders im Talk- und Chloritschiefer. Er bildet darin Ausfüllungen von Spalten und Gängen, in welchen die Fasern senkrecht gegen die Seitenwände gerichtet sind. Sehr schöne und langfaserige, zur technischen Verwendung besonders geeignete Vorkommnisse von Amiant finden sich in Tirol (Ziller- und Pfitschthal), zu Travesella in Piemont, auf Corsika u. s. w.

In neuerer Zeit hat die Verwendung des Amiants zu unverbrennlichen Geweben, wie sie auch im Alterthume stattfand, einen gewissen Umfang gewonnen. Man webt daraus Zeuge zur Bekleidung der Feuerlöschmannschaften ihrer Feuerbeständigkeit wegen, und in Paris sind solche Anzüge in Anwendung. Zur Verfertigung dieser Zeuge wird der Amiant zuerst so lange in Wasser eingeweicht, bis er ganz davon durchdrungen ist, worauf er auf einer hölzernen Tafel mit einem kleinen Klopfholze vorsichtig geklopft wird. Alsdann kommt er in heißes Wasser, und zwar so lange, bis dieses nicht mehr milchig, sondern ganz klar abfließt. Der so gereinigte Amiant wird auf einem Sieb oder Korbgeflechte, damit das Wasser abfließt, schnell getrocknet und mit seinen

eisernen Kämmen vorsichtig gekämmt, um die losen, gleichlaufenden Fäden zu erhalten. Dann wird er mit der Spindel zugleich mit einem feinen Flachsfaden versponnen. Weil er zu kurz ist, läßt er sich nicht allein spinnen und drehen. Beim Verspinnen werden die Finger fortwährend mit Baumöl benetzt, theils um die Amiantfäden geschmeidiger zu machen, theils aber auch um die Finger gegen die abfallenden Amiantspitzen zu sichern. Mit den gesponnenen Fäden geschieht dann das Weben in der gewöhnlichen Art, aber möglichst dicht, auf dem Webstuhle. Flachs und Oel werden auf glühenden Kohlen aus dem Gewebe ausgebrannt. Zu stark darf der Amiant nicht geglüht werden, indem er dann hart und spröde wird. Die ausgebrannten Zeuge werden mit Kalilauge an der Sonne gebleicht. Außer in Paris wurden aber auch schon seit sehr langer Zeit zu Nertwiank in Sibirien Mützen, Handschuhe und Beutel aus Amiant verfertigt, ebenso in den Pyrenäen Damengürtel, für welche man statt des Flachses feine Silberfäden damit verspinnt, sonst auch Bänder, Schnüre, Servietten u. s. w. In Como klöppelt man feine weiße Spitzen von Amiant. Dicht gedrehte Schnüre von Amiant sind sehr geeignet, um als Längenmaße, statt der Meßketten, zu dienen, da sie von der Feuchtigkeit sich nicht zusammenziehen und dabei nur geringe Schwere haben.

Sind auch die Amiantgewebe zu Kleidern für die Feuerlöschmannschaften sehr geeignet, so wird sich davon doch immer nur eine wenig ausgebreitete Industrie entwickeln können, da die Gespinste wegen des Ausbrennens des Flachses flockig und locker und dabei etwas schwer sind, auch außerdem sich zu Kleidungsstücken wenig empfehlen, weil die Spitzen des Amiants die Haut reizen und verletzen und Ausschläge veranlassen können. Handschuhe von Amiantgewebe sind daher besonders verwerflich.

Auch Papier hat man aus Amiant gemacht, und es sind sogar vor längerer Zeit einige Exemplare einer Schrift über diese Steinart auf solches Papier gedruckt worden. Zu diesem Zweck hat man den Amiant fein zerstampft und mit etwas Papiermasse und Leimwasser auf die gewöhnliche Weise der Papierfabrication behandelt. Es läßt sich aber nur ein grobes und graues Papier daraus darstellen, welches die Schrift nicht gut annimmt und die Federn stark abstumpft. Noch besser eignet sich der Amiant zur Steinpappe, um Dächer feuer- und wasserfest zu machen. Die Chinesen verfertigen Oefen aus Amiant. Das Mineral wird gemahlen oder zerstampft und mit Tragantschleim ein Teig daraus gebildet und dieser in Formen gebracht. Die Oefen sind leicht und im Feuer sehr gut haltbar. Auch hat man wohl den fein zerstoßenen Amiant mit einem Bindemittel als steifen Brei zum Abformen von Münzen und geschnittenen Gemmen benutzt, in welcher Beziehung derselbe aber keine Vorzüge gegen andere bekannte, dazu geeignete plastische Massen darbietet.

Zu Lampendochten ist der Amiant in gedrehten Fäden, wie schon aus dem Alterthume bekannt, sehr geeignet. Er saugt das Oel leicht ein, und bei seiner sehr geringen Schmelzbarkeit erhält sich der Docht sehr lange unverändert. Daß aber ein solcher Docht niemals geputzt zu werden brauche, ist dennoch irrthümlich, nur hält er Tage lang, ohne eine Schnuppe zu bilden. Die Grönländer machen ihre Lampendochte aus Amiant.

Eine andere sehr nützliche Verwendung des Amiants beruht auch auf seiner Schwerschmelzbarkeit. Er wird nämlich zum Umwickeln und zur Befestigung der sogenannten Stopfbüchsen bei den Dampf- und anderen Maschinen, die einer größeren Hitze ausgesetzt sind, so auch bei den Düsen der Schmelzösen und vorzüglich zur Verbindung der Röhren für die Leitungen des warmen Windes bei den Eisenhochöfen, statt des sonst üblichen Werges mit großem Vortheil verwendet. Der Bedarf dazu ist in der neuesten Zeit sehr bedeutend geworden.

Zu den früher üblich gewesenen Feuerzeugen, bei welchen die Zündhölzchen in Schwefelsäure eingetaucht wurden, bediente man sich des Amiants zur Einfüllung in ein Gläschen, in welches man etwas Schwefelsäure goß. Der Amiant saugte die Schwefelsäure ein, und sie konnte daher nicht auslaufen. Der Fortschritt hat aber auch durch die viel bequemere Erfindung der Frictionsstreichhölzchen dieser Verwendung schon längst ein Ende ge-

macht, und damit hat ein großer Verbrauch des Amiants gänzlich aufgehört. Er wurde unter dem Namen Federweiß aus Tirol bezogen.

Da aber der Amiant von Säuren nicht angegriffen wird, wie schon aus jener Verwendung gefolgert werden kann, so ist er sehr zweckmäßig zum Durchfiltriren von Säuren zu benutzen, und hierzu verwenden ihn die Fabrikanten und Pharmaceuten in bedeutender Menge.

In Corsica benutzt man den Amiant sehr zweckmäßig zur Darstellung eines sehr leichten Töpfergeschirres, indem man ihn unter den dazu gebrauchten Töpferthon mengt. Die Geschirre werden dann wie gewöhnlich gebraunt. Sie zeichnen sich durch geringe Zerbrechlichkeit aus.

Man mengt auch den Amiant in mehrere Salben, welche durch die Spitzen desselben Hautreiz und Geschwüre mechanisch erzeugen sollen. Früher war diese Verwendung häufiger als in neuerer Zeit. Sogar wurde er innerlich gegeben, um Eßlust zu erregen, besonders aber dem Vieh.

Wo der Amiant häufig vorkommt, werden seine zerzausten Fasern auch als Verpackungsmaterial, statt des Werges und der Baumwolle, von seinen, zerbrechlichen Sachen benutzt. Ich selbst habe Kisten mit krystallisirten Mineralien aus Piemont erhalten, welche in Amiant verpackt waren.

Prinz Adalbert von Preußen.

Von

H. Lange.

Wie Dom Henrique, Sohn des Königs Joao I. von Portugal, bekannt unter dem Namen „Heinrich der Seefahrer", so wird Prinz Adalbert von Preußen als „Prinz-Admiral" in der Geschichte verzeichnet werden. Diese Bezeichnung gebührt dem edlen, großherzigen Schöpfer der deutschen Flotte, deren Oberbefehlshaber er auch bis zu seinem Tode am 4. Juni 1873 gewesen ist.

Das preußische Königshaus hat einen der edelsten Sprossen dieses erlauchten, durch so zahlreiche große Männer in der Geschichte leuchtenden Herrschergeschlechts, die deutsche Marine ihren Vater, die wissenschaftliche Erdkunde ihren Protector, die geographischen Forscher einen der hochherzigsten Freunde, der, wenn seine Hülfe angerufen, stets zu helfen bereit war, in zahlreichen Fällen aber aus eigenem Antrieb dem Strebsamen, wo er ihm auch begegnete, seine hohe Unterstützung zu Theil werden ließ, zu betrauern.

Prinz Heinrich Wilhelm Adalbert, geboren am 29. October 1811, war der älteste Sohn des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl und der Prinzessin Amalie Maria Anna, des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg Tochter. Der Prinz war Cousin Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I. und Bruder des durch seine Reise nach Indien in den Jahren 1844 bis 1846* und durch seine ritterliche Theilnahme an der Schlacht, welche die englisch-indische Armee gegen die Siekhs bei Ferozeschah am 21. December 1845 zu bestehen hatte, über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus hoch gefeierten und verehrten Prinzen Waldemar. Wir waren so glücklich, den Jubel des englischen Volkes über die Theilnahme des preußischen Prinzen an der Schlacht selbst mit zu erleben. Prinz Adalbert war der Bruder der verwittweten Königin von Baiern und der Prinzessin Maria Elisabeth, Gemahlin des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein; er war vermählt in morganatischer Ehe mit Therese, Freifrau von Barnim. Sein Sohn, der talentvolle und muthige Forscher in Afrika, Baron von Barnim, von dem noch die Rede sein wird, gehört leider zu der großen Zahl der braven Männer, welche in der Geschichte der Erdkunde verzeichnet worden als die Märtyrer auf dem Gebiet der Erforschung des afrikanischen Continents.

Der Prinz gehörte als Geograph zur Ritter'schen Schule, er strebte und arbeitete in dem Geiste Carl Ritter's, und

* Die Reise seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844 — 46. Aus dem darüber erschienenen Prachtwerke im Auszuge mitgetheilt von J. G. Kutzner, Lehrer in Hirschberg. Mit dem Portrait des Prinzen, vier Karten und vier Schlachtplänen. Berlin 1857. Verlag der Königl. Geh. Ob.-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

dieser wie Alexander von Humboldt zollten dem erlauchten Geographen die größte Anerkennung. Aber auch andere Geographen von bewährtem Ruf, die ihm fern standen und ihn mehr nach seinen literarischen Leistungen beurtheilten, wie z. B. Peschel, sagt in seiner Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter* bei Gelegenheit, wo er von von Spix' und von Martius' Reise in Brasilien spricht, wie folgt:

„Noch einmal wurde Brasilien und der Amazonenstrom im Jahre 1842 vom Prinzen Adalbert von Preußen besucht, der von Rio landwärts bis zum südlichen Parahyba vordrang, später aber den Xingu, den ersten rechten Nebenfluß des Amazonas, bis zu seinen von nackten Jurunos bewohnten Katarakten aufwärts segelte. Der Prinz, gründlich unterrichtet in der Erdkunde und ein unersättlicher Bewunderer der Natur, schrieb zwar nur seine Eindrücke für das eigene Behagen nieder, doch gehören einzelne seiner Schilderungen zu den besten Darstellungen in unserer Sprache."

Dr. Karl Vogel, der bekannte sächsische Pädagoge, Director der Real- und Bürgerschulen zu Leipzig, giebt in seinen „Geographischen Landschaftsbildern"** die Beschreibung eines Urwaldes in Brasilien, und er leitet das Bild mit folgenden Worten ein:

„Wir stellen im nachstehenden Gemälde unserer Sammlung eine Perle auf, die wir dem Tagebuch eines schon früher von uns mit Achtung und Dankbarkeit genannten erlauchten Reisenden, des Prinzen Adalbert von Preußen, entlehnten, welches als Manuscript gedruckt, nur in wenige Hände gekommen sein dürfte."

Leider ist das so vortreffliche Werk des Prinzen, das sich in Hinsicht auf den Stil den besten Werken der deutschen Literatur, den Schriften eines Alexander von Humboldt an die Seite stellt, dadurch, daß es als Manuscript gedruckt, nur in sehr wenige Hände gekommen, wenig gekannt. Das schöne Werk wurde später in englischer Uebersetzung gedruckt, und es wäre wohl wünschenswerth, eine deutsche Ausgabe hergestellt zu sehen, die es größeren Kreisen zugänglich macht. Von den schönen Illustrationen, welche meist nach Zeichnungen von des Prinzen Hand angefertigt, müßte freilich abgesehen werden, sie würden einen mäßigen Preis nicht zulassen. Der Prinz weiß aber in Worten so schön zu zeichnen, daß die Illustrationen auch entbehrlich sind.

Schon in seiner Jugend bekundete der Prinz eine ausgeprägte Vorliebe für das Seewesen, für Länder- und Völkerkunde, und sein Wissensdrang führte ihn hinaus, fremde Länder zu bereisen. Auf einer Reise mit seinen Eltern (1826) nach den Niederlanden fand er Gelegenheit, an der holländischen Kriegsmarine, die zwar viel von ihrem früheren Glanze eingebüßt hatte, die ersten Studien zu machen. Von noch größerem Eindruck war jedoch die Reise, welche der Prinz im Jahre 1832 über Holland nach England und Schottland unternahm. Die Erscheinungen der kolossalsten Art, welche sich hier auf den Wogen der gewaltigen Themse und in den Häfen des mächtigen Inselreiches, sowie auf den verschiedenen königlichen Werften dem scharf beobachtenden Auge des Prinzen darboten, konnten einen bleibenden tiefen Eindruck nicht verfehlen. Aber auch andere Länder des Nordens reizten seine Wißbegier. So unternahm er auf einem leichten Schooner im Jahre 1833 einen Ausflug von Swinemünde nach der auf 15 Felseninseln aufgethürmten schwedischen Festung Karlskrona mit dem herrlichen Kriegshafen und den gewaltigen Schiffswerften, Seemagazinen und anderen für die Marine so wichtigen Instituten. Im Jahre 1834 finden wir den Prinzen auf dem Wege nach Rußland. Durch diese Reisen fand der Prinz reichlich Gelegenheit, zwischen den verschiedenen Ländern Vergleiche anzustellen, welche sich nicht nur auf das Seewesen beschränkten. Sein Aufenthalt in Petersburg und dem halb orientalischen Moskau mußte deshalb in vieler Hinsicht lehrreich für ihn sein. Das Verlangen, seine Kenntnisse über fremde Völker weiter auszudehnen, trieb ihn im Jahre 1837 nach dem südlichen Rußland, von dort in das osmanische

---

* S. 525. München. Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1865.

** Handbuch zur Belebung geographischer Wissenschaft für Lehrer und Gebildete überhaupt. Dritter Theil. „Landschaftsbilder." 2. Auflage. S. 271. Leipzig 1857. J. C. Hinrich'sche Buchhandlung.

Reich nach Constantinopel. Ueber Triest und Venedig kehrte er heim in das Vaterland.

Im Jahre 1842 reiste der Prinz in Gesellschaft seines Vaters und seines Bruders Waldemar nach Italien. Es war dies der Anfang seiner Reise nach Brasilien. Eine große Seereise zu machen und die noch kein Kriegsfahrzeug, mit welchem der Prinz eine weitere Reise hätte unternehmen können. Seine Majestät der König von Sardinien stellte dem Prinzen eine Fregatte, den „S. Michele" von 60 Kanonen, geführt von dem Kapitän d'Arcollière, zur Hin- und Rückreise nach Brasilien zur Verfügung. Die Erfahrungen



Prinz Adalbert von Preußen.

Wunder der Tropenwelt mit eigenen Augen zu schauen, war ein heißes Verlangen des jungen Prinzen. Die Begleiter auf der Reise des königlichen Forschers waren die Grafen Oriolla und Bismarck. Nach einer Besteigung des Aetna, unter Führung des berühmten Herrn von Waltershausen im Mai des Jahres 1842, begab sich der Prinz mit seinen Begleitern nach Genua.

Preußen und Deutschland besaßen damals und Studien, welche der Prinz auf dieser Reise zu machen Gelegenheit fand, haben ihn nicht allein befähigt zum Schöpfer der deutschen Marine, sondern sie haben seinen Blick geschärft, so daß er seiner Zeit besonders seinen Kreisen in maritimen Fragen weit voraus war. Mancher großartige Plan ist mit dem Prinzen zu Grabe gegangen.

Am 22. Juni lichtete der St. Michele auf der Rhede von Genua die Anker,

steuerte durch den Golf von Lyon im Angesicht der Seealpen und Corsica's hindurch, segelte am fernen Monserrate und nahe an dem schroffen Felsen von Formentera vorüber, passirte das Cap de Gata und lief in Malaga ein.

Es galt zunächst, der herrlichen Alhambra einen Besuch abzustatten.

„Warm und heiter schien die Sonne Andalusiens in meine Kajüte," schrieb der Prinz, „ich erwachte, warf einen Blick durchs Fenster auf die mächtige Sierra Tejeda, die rechts neben uns in die Wolken ragte, dann ging ich aufs Verdeck, da dehnte sich weit hin die hohe, bergige Küste aus mit ihren vielen abgerundeten Kuppen über und hinter einander, mit den einzelnen, weißen Häusern, bis hoch daran hinauf und den Ortschaften an der See. Gerade vor uns, am Fuße der Berge, konnte man Malaga unterscheiden, das nach und nach immer näher kam mit seiner hohen Maurenfeste Gibralfaro auf einem steilen Hügel rechts daneben und den viereckigen Thürmen der Alcazaba an der Berglehne, welche die Stadt mit Gibralfaro verbindet."

Von Malaga nach Granada hatte der Prinz eine wenig angenehme Fahrt zu bestehen, er sagt: „Die Diligence war eine Kutsche wie im theatrum europaeum, die aber dennoch eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Postwagen hatte." Die armen Insassen mußten froh gewesen sein, mit heiler Haut und ohne von Räubern ermordet das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben und auch glücklich wieder zum Michele zurückgekommen zu sein. Von Malaga begab sich die Fregatte nach Gibraltar und Cadiz.

In Cadiz hatte der Prinz Gelegenheit, dem in Spanien so beliebten Stiergefecht beizuwohnen, und sein Urtheil über dies eines gebildeten Volkes unwürdige Schauspiel liefert einen Beleg für das hoch sittliche Gemüth des Prinzen. Er sagt: „Ich erkannte bald, daß sich hier das ganze Vergnügen hauptsächlich um ein Pferdegemetzel dreht, daß Stier und Mensch nur Nebensachen.

„Das Stiergefecht macht im ganzen einen unangenehmen Eindruck auf das Gemüth, man ärgert sich unwillkürlich über das grausame Spiel, und das nach Blut lechzende Volk, das gierig auf dasselbe hinabstarrt, und sich dabei oft wie Besessene geberdet, widert Einen an. Dies Gefühl des Unwillens, des Abscheus, das im ersten Augenblick die ganze Seele erfüllt, stumpft sich allmälig ab; das Mitleid wird nach und nach von der aufregenden Spannung überboten, in die Einen der tobende Kampf versetzt; man nimmt Partei für und wider, ja, man kann sich von einem gewissen krampfhaften Interesse, daß Einen momentan erfaßt, nicht ganz freisprechen, von einem Interesse, das leicht in ein Wohlgefallen übergehen könnte. — Doch das bessere Gefühl gewinnt wieder die Oberhand, und man schaudert zurück vor diesen sich immer aufs neue wiederholenden Scenen blutdürstigen Gräuels, die in dem pochenden Busen der feurigen Spanierinnen eine mit jedem Augenblick sich convulsivisch steigernde, fast an Wollust grenzende Sympathie erregen."

Von Cadiz lief der St. Michele nach den Desertas und Madeira, dann nach Teneriffa, überall wurde gelandet, und mit dem größten Genuß folgt man dem Prinzen auf Schritt und Tritt, sich an den herrlichen Gemälden seiner Feder erfreuend.

Endlich wird das eigentliche Ziel der Reise, Rio de Janeiro, am 6. September erreicht. Nach einem etwa vierzehntägigen Aufenthalt in Rio trat der Prinz mit seinen oben genannten Begleitern die Reise in das Innere an. Er wandte sich zunächst nach dem Parahyba do Sul, einem Fluß, der in seinem mittleren Lauf die Grenze zwischen den Provinzen Rio de Janeiro und Minas Geraes bildet, dann nach dem 22. Breitengrade nördlich von Rio de Janeiro (das ist eine Entfernung wie etwa Petersburg von Messina) liegenden Stromriesen, dem Amazonasstrom, bereiste den Parastrom und einen der Zuflüsse des Amazonas, den Xingú (Chingú). Auf dem Festland im Sattel oder im Boot legte der Prinz, keine Beschwerden scheuend, die mit einer solchen Reise, welche theils durch den Urwald, theils über Stromschnellen führte, verbunden sind, etwa an 400 deutsche Meilen zurück. Am 21. Januar 1843 verließ der Prinz in dem St. Michele Bahia, um zunächst nach Lissabon zurückzukehren. Am 6. Februar wurde die Linie passirt, und am 7. März Lissabon erreicht. Von hier ging der

Prinz über England nach Deutschland zurück.

Die nächste größere Seereise, welche der Prinz antrat, war schon keine Studienreise mehr, sondern eine Dienstreise. Im Juni 1856 hatte er die Freude, auf der preußischen Dampfcorvette „Danzig“ zum ersten Male seine inzwischen geschaffene, jugendliche Seemacht auf das Weltmeer hinauszuführen, um sie zu üben und stark zu machen. Auf jenem Zuge war es, als die junge Marine an der nordafrikanischen Küste die Bluttaufe empfing und sich des alten preußischen Waffenruhmes würdig zeigte. Die Mauren am Cap Tres Foreas hatten es nämlich gewagt, auf eins der Boote der „Danzig“ zu feuern, als der Prinz eine Recognoscirung desjenigen Theiles dieser berüchtigten Piratenküste ausführte, an welcher einige Zeit zuvor die Besatzung eines gestrandeten preußischen Kauffahrers von den Piraten ermordet worden war. Um diese neue Herausforderung nicht ungeahndet zu lassen, sah sich der Prinz zu einer Landung genöthigt. Es kam am 7. August zum Gefecht mit den Mauren, in welchem der Prinz sogar verwundet wurde.

Seit dem Jahre 1849 (1. März), wo der Prinz zum Oberbefehlshaber der preußischen Flotte ernannt worden, war seine ganze Thätigkeit der Marine und solchen Studien gewidmet, die mit dem Seewesen in Verbindung stehen, wie das der Erdkunde.

Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, welcher der Prinz seit dem Jahre 1839 als ordentliches Mitglied angehörte, ist durch den Tod desselben eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, welche sie innerhalb fast eines halben Jahrhunderts besaß, beraubt worden. In allen Wechselfällen, welche die Gesellschaft im Laufe der Jahre zu bestehen hatte, war der hochherzige und weitblickende Prinz ihr treu geblieben. Er nahm regelmäßig Theil an den Verhandlungen der Gesellschaft und erwarb sich durch sein leutseliges und gediegenes Wesen die Liebe und Verehrung der Mitglieder. Die Berliner Karl-Ritter-Stiftung, deren Protectorat er bereitwilligst übernommen hatte und deren Kasse er durch reiche Beiträge erweiterte, sowie die vor wenigen Wochen erst ausgesandte deutsche westafrikanische Expedition unter Bastian's und Güßfeldt's Führung, wurden durch die hohe Beihülfe des Prinzen ins Leben gerufen. Bei Gelegenheit des fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfestes der Gesellschaft, zu der sich noch manches hellleuchtende, nun leider untergegangene Gestirn am Himmel der Wissenschaft eingefunden, wir nennen nur Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Karl Ritter u. A., war auch der Prinz erschienen und nahm an dem auf die Sitzung folgenden Mahle Theil. Bei dieser Gelegenheit feierte ihn der alte längst heimgegangene Professor Zeune mit folgenden schönen Worten:

Wem das südliche Kreuz gefunkelt,
Wem des Urwalds Nacht gedunkelt,
Wer Teneriffa's Gipfel erklommen,
Sei in diesem Kreise willkommen.

Wir dürfen unsere kurze Skizze nicht schließen, ohne noch eines Prachtwerkes zu gedenken, das so recht eigentlich in dem Prinzen seinen Urheber fand. Es ist die Reise seines einzigen Sohnes, des Freiherrn Adalbert von Barnim, durch Nordostafrika in den Jahren 1859 und 1860. Beschrieben von seinem Begleiter Dr. med. Robert Hartmann.

Schon als fünfzehnjährigem Jüngling war es dem Freiherrn gestattet, seinen Vater auf der Expedition der Corvette „Danzig“ im Jahre 1856 zu begleiten, er wurde so Augenzeuge des Kampfes gegen die Mauren von E'-Rif. Professor Robert Hartmann, der spätere Begleiter des Barons, sagt in dem Vorworte des oben genannten Werkes: „Der Ernst des Kampfes, der Anblick der Gefallenen und Verwundeten, machten auf das tiefe und fromme Gemüth des Jünglings einen außerordentlichen Eindruck; er gewann dadurch einen Ernst, der so jugendlichen Jahren im allgemeinen fern zu liegen pflegt, und bei seinem frühen Ende eine um so höhere Bedeutung gewann.“ Der junge, an Geist und Gemüth reich begabte Baron widmete sich dem Militärstande und wandte seine volle Kraft eben so auf den praktischen Dienst, wie er sich in den Wissenschaften ausgezeichnet; doch bald zeigte es sich, daß er seinen jugendlichen Kräften zu viel geboten und einer Erholung dringend bedurfte. Da ein Aufenthalt in einem südlichen Klima angerathen wurde, so wünschte er, wie sein Vater die

Reise nach Brasilien, dessen Bruder, Prinz Waldemar von Preußen, die nach Indien mit reicher Ausbeute für die Wissenschaft unternommen, zugleich einen höheren geistigen Zweck mit derselben zu verbinden. Afrika wurde gewählt, und zur Theilnahme an seinen Arbeiten in Afrika, besonders bei Erforschung der dortigen Naturbeschaffenheit, wünschte er sich einen mit naturgeschichtlichem Wissen vertrauten Arzt, der, wie er selbst, Lust und Neigung besäße, am Quell afrikanischen Lebens Erfahrung zu schöpfen. Die Wahl traf den, jetzt mit so großem Erfolg an der Berliner Universität docirenden Professor Dr. Robert Hartmann.

Die wohlgemeinte Absicht der Eltern und Aerzte, dem hoffnungsvollen Jüngling durch eine Reise in einem südlichen Klima eine Wohlthat zu erweisen, schlug leider in das Gegentheil um. Zunächst allerdings gekräftigt, fühlte sich der Baron, durch heißen Wissensdrang getrieben, veranlaßt, von Aegypten südlicher zu gehen, und er, wie sein Begleiter, von gleichem Forschungseifer getrieben, überschritten sogar die südliche Grenze von Nubien. In Famakâ erkrankten beide Reisende am Fieber, und zu Roséres am blauen Nil am 12. Juli 1860 erlag der zu so reichen Hoffnungen berechtigende einzige Sohn des Prinzen Adalbert.

Nach Alexandrien zurückgekehrt, fand Hartmann ein überaus huldvolles Handschreiben seines erlauchten Herrn, des Prinzen Adalbert. Hartmann schreibt: „Tief gebeugt durch den harten, unersetzlichen Verlust des geliebten Sohnes, spendete Seine Königliche Hoheit mir dennoch milde Worte des Trostes und der Gnade, die schönste Erquickung nach diesen Körper- und Seelenleiden. Auf ausdrücklichen Befehl des gnädigen Fürsten verblieb ich, zur Stärkung meiner noch immer leidenden Gesundheit, noch einige Wochen in dem milden Seeklima Alexandriens."

Auch durch diese Handlung bekundete sich wieder der edle Charakter des Prinzen, der in jeder Hinsicht eine wahre Zierde des preußischen Fürstenhauses und des deutschen Volkes war und dessen Gedächtniß in allen Kreisen, denen der Aufschwung des Vaterlandes am Herzen liegt, nicht erlöschen kann.

Ozon.

Von

Gustav Beyer.

Wenn man den Funken einer Elektrisirmaschine längere Zeit durch atmosphärische Luft, oder besser durch reines Sauerstoffgas schlagen läßt, so nimmt man einen eigenthümlichen Geruch wahr, den die Physiker ehemals als den „elektrischen" bezeichneten. Dieser „elektrische Geruch" wurde im Jahre 1840 durch Schönbein auf eine eigenartige gasförmige Materie zurückgeführt, welche er, mit dem Namen eine Eigenschaft derselben verbindend, „Ozon" nannte, und welche sich in neuster Zeit auch in weitern Kreisen einer Art Popularität zu erfreuen berufen worden ist.

Schönbein sowohl wie seine Nachfolger auf dem neu aufgefundenen Gebiet, z. B. Meißner, von Babo, Andrews u. A. haben sich seit jener Zeit mit dem interessanten Gegenstand unsrer Betrachtungen befaßt, und soll es der Zweck dieser Zeilen sein, das Resultat der Arbeiten dieser Chemiker, soweit es passend erscheint, mitzutheilen.

Bald nach der Schönbein'schen Entdeckung fand man Auftreten sowie Bildung von Ozon viel weiter verbreitet, als man wohl im Anfang geahnt hatte. So entdeckte man, daß der Sauerstoff, welchen man durch den galvanischen Strom bei der Elektrolyse des Wassers erhielt, einen unverkennbaren Ozongeruch besaß. Ferner wurde man dadurch, daß die Ozonbildung aus Sauerstoff bei Anwendung gespannter Elektricität ohne Funkenentladung in viel reicherem Maße stattfinde, mit der leichten Zersetzbarkeit dieses Körpers durch Wärme sowie auch durch Licht bekannt. Man fand, daß jeder Funken der Elektrisirmaschine, welcher durch eine Sauerstoff-Atmosphäre schlug, die Bildung einer gewissen winzigen Quantität von Ozon verursache, diese Quantität aber durch die gleichzeitig stattfindende Wärmeentwicklung wieder zum Theil vernichtet werde.

Aber es blieb nicht bei den physikalischen Entstehungsweisen der merkwürdigen Materie — einmal darauf aufmerksam gemacht, entdeckte man das Auftreten derselben bei

vielen chemischen Processen und gelangte schließlich zu der Ueberzeugung, daß das Ozon eine in der Natur sehr verbreitete, wenn auch überall nur in winzigster Menge vorkommende Gasart sei.

Beantworten wir uns, ehe wir auf diese oder jene Bildungsweise des eigenthümlichen Körpers eingehen, die Frage: Was ist denn eigentlich Ozon?

Das Ozon, im Schoße des Sauerstoffs und aus diesem selbst entstanden, muß mit demselben nothgedrungen eine nahe Verwandtschaft besitzen. Und in der That ist es nur ein veränderter, weit heftiger oxydirend wirkender Sauerstoff — sozusagen Sauerstoff im Zustande der Erregung — auch wohl „activer" Sauerstoff genannt.

Wenn wir diese Ausdrücke mehr präcisiren und vom Standpunkt der heutigen Wissenschaft auffassen, so gelangen wir zu folgenden Anschauungen: Das Molecül, d. h. das physikalisch kleinst mögliche Theilchen des gewöhnlichen Sauerstoffs wird, wie die Molecüle aller Körper, aus Atomen gebildet. Während sich nun bei dem Sauerstoff zwei Atome die Hände reichen, um das Molecül zu formen, hat man durch sinnreiche, hier nicht weiter ausführbare Versuche ermittelt, daß das Ozon ein dreiatomiges Molecül besitzt. Dadurch daß drei Sauerstoffatome in einem Molecül angehäuft sind, daß das Molecül (die Molecüle aller Körper nimmt man wohlberechtigt als gleich groß an) sozusagen verdichtet worden ist, wird auch die große Oxydationskraft und leichte Zersetzbarkeit des Ozons erklärt. Wo dasselbe nur irgend kann, giebt es das dritte Atom preis, um damit wieder zu dem gewöhnlichen stabileren Sauerstoff werden zu können. Ozon im reinen Zustande ist bisher noch nicht dargestellt worden. Es gelingt allerdings, eine Quantität Sauerstoff bis auf das letzte Molecül zu ozonisiren, aber nur dann, wenn man das gebildete Ozon fortwährend wieder beseitigt. Die stärkste bis jetzt gelungene Ozonisation von Sauerstoff hat fünf Procent nicht überschritten. Wenn die Reindarstellung dieses merkwürdigen Körpers gelänge, so würde man sicherlich außerordentliche Effecte damit zu erzielen im Stande sein. Das Ozon im reinen Zustande dürfte zu den furchtbarsten Gasarten gehören, welche wir kennen, es würde ein Gift sein, stark genug, daß ein Athemzug davon genügte, unsre Lunge zu derangiren. Aber, wie überall, so ist auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Natur, unsre Lehrerin und Erzieherin für alle Zeiten, sie, die Basis menschlichen Wissens und Könnens, sie bietet uns das Ozon in außerordentlich winziger Quantität. Aber diese Quantität genügt für ihre Zwecke, das furchtbare Gift, es wird zum Heilmittel, es macht die verdorbene Luft wieder brauchbar. Wer von uns hätte nicht bewußt oder unbewußt die Gegenwart des Ozons nach einem starken Gewitter in der gereinigten Atmosphäre empfunden?

Die gesunde Gebirgsluft, der frische Hauch an der Küste der Meere — die Seeluft — auch sie verdanken einen Theil ihrer wohlthuenden Wirkung einem minimalen Ozongehalt. Diesem seltsamen Stoff scheint es vorbehalten zu sein, eine wichtige Rolle in der Atmosphäre zu spielen. So unterliegt es kaum einem Zweifel, daß das Ozon die milliardenweise überall in der Luft suspendirten Keime niederer Thiere und Pflanzen — die sogenannten Miasmen — in wirksamer Weise zerstören hilft. Neuere Aerzte setzen, und gewiß nicht mit Unrecht, das Auftreten von Epidemien, Cholera ꝛc. mit dem mangelnden Ozongehalt der Luft in Verbindung.

Nichtsdestoweniger dürfen wir uns nicht verhehlen, daß diese Ansichten doch eben nur Theorien sind, welche einer bewiesenen Basis entbehren. Dem Ozon ist es in mancher Beziehung gegangen wie dem Magnetismus: man hat mit demselben hier und da wissenschaftlichen Humbug getrieben.

Wie man den unschuldigen Magnetismus einst mit natürlichen menschlichen Leidenschaften, wie Liebe, in Verbindung setzen wollte, so wird auch zuweilen das Ozon als das Wundermittel hingestellt, als der Stein der Weisen, welcher das Unmögliche leisten, das Unheilbare wieder heilen soll.

Unsre Betrachtungen führen uns hierbei unversehens auf das Gebiet der Medicin, in dem das Ozon gespukt hat und noch spukt. Zu gleicher Zeit werden wir damit auf die Bereitungsweisen des Ozons auf chemischem Wege geführt werden.

„Ozonwasser", „concentrirtes Ozonwasser", mit diesen Bezeichnungen werden in den letzten Jahren Fabricate angepriesen,

welche Lösungen ozonirirten Sauerstoff's in Wasser darstellen sollen.

Vielleicht hatte Einer oder der Andere von uns das Glück oder Unglück, eine Flasche des klaren, einen chlorähnlichen Geruch besitzenden Wassers sehen und erproben zu müssen. In den jüngst vergangenen Monaten ist dieses Ozonwasser von verschiedenen Chemikern untersucht worden, und theilen wir, des allgemeineren Interesse wegen, das der Gegenstand wohl bietet, das Resultat dieser Arbeiten im Fluge mit.

Professor Carius will in dem Ozonwasser von Krebs, Kroll und Co. in Berlin sicher Ozon gefunden haben. Auch Professor Rammelsberg schreibt: „Ich habe Proben von concentrirtem Ozonwasser von Krebs, Kroll und Co. untersucht. Von schwachem Geruch zeigte das Wasser die Ozonreaction, jedoch nicht sonderlich intensiv." Indessen scheint Rammelsberg, welcher sich vergebens bemühte, durch Einleiten ozonhaltigen, auf mannigfache Art entwickelten Sauerstoffs in Wasser ein ozonhaltiges Fabricat zu erlangen, sich doch der Ansicht hinzuneigen, daß die Anwesenheit von Ozon in dem Krebs'schen Wasser zweifelhaft sei. Er bemerkt denn auch: „Leitet man einen Luftstrom durch Chlorkalklösung und dann durch Wasser, so nimmt dasselbe eine geringe Menge unterchloriger Säure auf und zeigt gegen Reagentien genau dasselbe Verhalten wie das untersuchte Ozonwasser." Von Dr. Behrens und Dr. Jakobsen, sowie nach ihnen von Godeffroy wird dasselbe Ozonwasser jedoch ohne Umschweife für eine Lösung von unterchloriger Säure in Wasser erklärt. Godeffroy schließt seine Untersuchungen mit den Worten: „Hierdurch glaube ich entschieden festgestellt zu haben, daß in dem Ozonwasser von Krebs ꝛc. kein Ozon enthalten sei, daß demnach dieses Fabricat durchaus seinen Namen nicht verdient und so lange als ein Betrug betrachtet werden muß, bis nicht festgestellt sein wird, ob unterchlorige Säure dieselbe medicinische Wirkung auf den Organismus ausübe wie Ozon, wo dann der Name Hypochlor- oder Bleichwasser besser passen dürfte."

Werfen wir schließlich einen Blick auf die chemische Bereitungsweise ozonisirten Sauerstoffs, so finden wir, daß gewisse sauerstoffüberladene Körper, wie Bariumsuperoxyd z. B. oder Kaliumdichromat, beim Erhitzen mit Schwefelsäure ozonhaltigen Sauerstoff entwickeln. Wenn man ferner atmosphärische Luft über feuchten (d. h. theilweise mit Wasser bedeckten) Phosphor leitet, so bemerkt man auch das Auftreten von Ozon. Hierin hat der eigenartige Geruch des Phosphors zum Theil seinen Grund. Ueberhaupt findet die minimale Bildung von Ozon in sehr ausgedehnter Weise statt. Wenn z. B. Terpentinöl oder andere ätherische Oele längere Zeit mit der Luft in Berührung sind, so nehmen sie Sauerstoff auf, welchen sie vorher ozonisiren.

Bei gewissen chemisch-physikalischen Vorgängen schließlich, wie beim Verdunsten ausgedehnter Salzlösungen, findet Ozonentwicklung statt. So war man anfangs nicht wenig erstaunt, als man unsre eigenthümliche Gasart in den Gradirhäusern der Salinen entdeckte.

Auch an der Meeresküste ist man — wie bereits angedeutet — im Stande, einen constanten geringen Ozongehalt in der Luft wahrzunehmen.

Ueberall, wo die Natur uns das Ozon beut, giebt sie es in minimen Mengen. Doch sind diese Quantitäten eben noch groß genug, um nachgewiesen werden zu können. In dem „Jodkaliumstärkepapier", d. h. in einem mit Jodkaliumlösung und Stärkekleister imprägnirten Papier, besitzen wir ein ungemein empfindliches Erkennungsmittel für den eigenthümlichen Körper. Das an und für sich farblose Papier wird nämlich durch die geringste Spur von Ozon, auf Grund der Bildung von Jodstärke, mehr oder minder stark gebläut. Leider wird diese Reaction auch durch unterchlorige Säure oder Chlor hervorgerufen — daher die bei der Untersuchung von Ozonwasser auftretenden Schwierigkeiten.

Wie wir schon oben erwähnten, bedient sich die Natur des Ozons, so gering die Menge desselben auch sein mag, zur Reinigung der athmosphärischen Luft, zur Zerstörung der Miasmen. Es wird Sache der Aerzte sein, das Wirken des wohlthätigen, jedes unlautere Element zerstörenden Stoffes im Haushalt der Natur und speciell den epidemischen Krankheiten gegenüber weiter zu verfolgen und unsre Vermuthungen zur Gewißheit zu erheben.



Lidewcide.

Dem Holländischen des Cd. Busken Huet nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Tage ihrer Verlobung waren bis hierher sehr genügsam verstrichen. Er hatte sie seinen Eltern vorgestellt, dem Onkel von mütterlicher Seite und anderen Blutsverwandten und guten Bekannten, und jede dieser Förmlichkeiten hatte zum Vorwand gedient für kürzere oder längere Abwesenheit. Wenn eine Verlobung nicht allzu lange dauert — die von Robert und Emma sollte noch im Laufe des Jahres endigen — ist es so ziemlich die sonnigste Zeit des Lebens. Man genießt zwar noch nicht alle Vortheile der Ehe, aber um so seliger ist man in der Hoffnung, und seit dem Oeffnen von Pandora's Büchse weiß Jeder, wie unendlich viel das sagen will. Für Tausende kommt eine Zeit, wo sie sich fragen, ob die Hälfte nicht mehr werth sei als das Ganze und ob b e i n a h e glücklich zu sein, nicht das Höchste ist, wozu ein Mensch es bringen kann. Aber in den Tagen der Verlobung liegt diese Zeit noch in weiter Ferne; Verlobte können nicht glauben, daß sie überhaupt kommen wird, und schwelgen einstweilen in dem Gefühle dieses „Beinahe".

Ueberall, wo Robert sich mit ihr gezeigt, hatte Emma den günstigsten Eindruck gemacht. Selbst der Erbonkel, ein gefürchteter Mann in der Familie, war freundlich mit ihr gewesen, und da sie nicht wußte, daß Robert hinter ihrem Rücken ihretwegen eine nicht sehr angenehme Correspondenz mit ihm geführt hatte, so wurde ihr die Freude an seiner Zuvorkommenheit durch nichts verdorben. Die Welt ist liebenswürdig gegen Liebende. Sie schenkt ihnen einen Theil derselben Aufmerksamkeit, womit sie Novellen verschlingt, und bezahlt durch ihre Gewogenheit gleichsam den Passirschein, auf welchen die Alles beherrschende Leidenschaft von jeher Anspruch erhebt. Dieselben Frauen, die das Wort Liebe nicht laut auszusprechen wagten und sich im täglichen Verkehr aller möglichen Umschreibungen dafür bedienten, empfingen Emma mit einem Glückwunsch im Blick und einem ermuthigenden Lächeln auf den Lippen, nicht weil sie an ihres Bräutigams äußerer Erscheinung nichts auszusetzen wußten, sondern weil sie eben einen Bräutigam hatte. Der Leser denkt wohl an alte Jungfern? Nein, es waren verheirathete Frauen von verschiedenem Lebensalter, mit gesetzten Matronen an

der Spitze. Jede Frau, hätte Salomo sagen können, glaubt an die Möglichkeit eines Romans und meint, sobald ein verlobtes Mädchen bei ihr eintritt, daß ein Kapitel des Buches lebend vor ihr erscheine.

Doch die Zeit der Besuche und Ausgänge war nun vorbei; der letzte Juli neigte zum Untergang und am ersten August sollte die Direction von Robert's Gesellschaft die festliche Eröffnungsfahrt auf der neuen Eisenbahn und über die neue Brücke machen. Sein Vater war zu der Festlichkeit angekommen, und in Folge dessen war die Gesellschaft am Abend vor Anbruch des wichtigen Tages um eine Person stärker als gewöhnlich. Emma und Robert schlenderten auf dem kleinen Platze vor dem Hause auf und nieder; die beiden alten Herren saßen mit ihrer Cigarre in der Veranda; Frau Fischer besorgte den Kaffee im Gartenzimmer, das durch die offen stehende Glasthür im Sommer mit der Veranda zu einem Raum vereinigt war. Hinter Lydia, über einem breiten Büffet, hing Reinhard's Portrait, so daß Robert's Vater den Kopf nicht umwenden und das Wort nicht an die Hausfrau richten konnte, ohne daß sein Auge auf das Bild fiel.

Irgendwo in der Welt hielt sich ein junger Mann Namens Ludwig von Kortener auf, der einige Zeit in einem Dorfe beim Steuerfache angestellt und dann wegen Mißbrauch des öffentlichen Vertrauens aus dem Staatsdienste entlassen worden war. Einige wollten wissen, dieser junge Mann, Robert's älterer Bruder und der Erstgeborene der Familie, sei in die Fremdenlegion eingetreten; Andere behaupteten, er sei anfänglich mit einer Truppe Kunstreiter nach Melbourne in Australien gezogen und zuletzt in einem Hotel in San Francisco in Californien als Kellner angetroffen worden. Zuerst war das geringe Vermögen darauf gegangen, um die schlechten Streiche dieses Ludwig zu verdecken, und nachdem sie ihm Alles, was sie besaßen, aufgeopfert hatten, hinterließ er noch einen Flecken auf ihrem Namen. Aber dieser verlorene Sohn war auch einmal jung und unschuldig gewesen. Als er ein Kind war, hatte seine Mutter ihn mit derselben Sorgfalt und Liebe wie alle ihre anderen Kinder zugedeckt, und viele Jahre war er zugleich mit seinem Vater, wenn dieser aus dem Geschäfte und er aus der Schule kam, den Weg nach Hause gegangen. Eltern vergessen solche Dinge nicht. Fragt man sie später, wenn ihr Kind schlecht geworden ist, ob das Bewachen eines Lebens, welches zu einem solchen Ende bestimmt war, nicht wie bitterer Spott erscheint, so findet diese Frage in ihrem Herzen Wiederklang. Der Tod ist besser als das Leben, denken sie zuweilen und sie finden es unverständig, wenn andere Eltern über den Verlust erwachsener Kinder trauern. Es war etwas von diesem Gefühle in dem Blick des alten Herrn von Kortener, so oft er den Kopf umwendete und sein Auge auf Reinhard's Porträt fiel; aber dieser Blick war in seiner Wehmuth so sanft, daß Niemand Anstoß daran nehmen konnte.

Das Gespräch zwischen den beiden Vätern kam nicht recht in Gang. Als Figaro das Heirathen das possierlichste von allen ernsten Geschäften nannte, hatte er unzweifelhaft nicht nur an die beiden Hauptpersonen beim Vollzug der Verbindung gedacht, und wenn es wahr ist, daß ein Unbetheiligter nicht ohne Lächeln von der ersten Begegnung zwischen zwei älteren Damen, deren Kinder Mann und Frau werden sollen, Zeuge sein kann, so mag wohl in dem gleichen Falle der Anblick zweier älteren Männer, die bis zu dem gegebenen Augenblicke einander fremd waren, für den Dritten nicht weniger komisch sein, wenn auch sie selbst eine nicht gerade angenehme Verlegenheit empfinden. Ohne einander anzusehen, beobachten sie sich gegenseitig von der Seite; sie hegen kein Mißtrauen, aber sie möchten doch gar zu gern von einander etwas mehr wissen, und da sie nicht in die Zukunft sehen können, so fragen sie sich schweigend: Was wird einmal mein Sohn, was wird meine Tochter, wenn es früher oder später darauf ankommt, an dem Menschen haben, der mir da gegenübersitzt?

„Das ist das Porträt unseres Sohnes, den wir verloren haben," sagte Frau Lydia, als sie den Blick von Robert's Vater abermals nach dem Bilde schweifen sah.

Er erschrak einigermaßen über die überflüssige Aufklärung, denn Robert hatte ihm Reinhard's Schicksal erzählt und er hatte auch ohne nähere Aufklärung sofort eingesehen, daß dies dessen Porträt sein müsse.

Es war ihm, als müsse er sich wegen seines Umsehens wie einer Unbescheidenheit wegen entschuldigen, aber Lydia ersparte ihm die Mühe.

„Der Tod dieses lieben Sohnes," fuhr sie fort, „war für uns ein unaussprechlich großer Verlust. Unsere Freunde dachten zuweilen, daß wir zu viel von ihm hofften, weil er so außergewöhnlich begabt war, Andere meinten, wir seien schwach gegen ihn und ließen ihn zu sehr seinen eigenen Weg gehen. Vielleicht habe ich Unrecht gethan, wenn ich duldete, daß er mir beim Spazierengehen den Arm anbot und mich für seine Schwester gelten ließ, oder daß ich alle seinen thörichten Geschichten zuhörte und ihm dagegen alle meine Geheimnisse erzählte, aber er war zu gut, um irgend wie daraus Vortheil zu ziehen. Wir haben nie herzlicher gelacht, als wenn wir zusammen im Hause und Reinhard so recht im Zuge war."

Bei dieser mütterlichen Lobrede, bei welcher alles Licht auf das Gemüth des todten jungen Mannes fiel, während seine Begabung gänzlich im Schatten blieb, blickte der alte Herr von Kortener nochmals nach dem Porträt. Es war eine Zeichnung in schwarzer Kreide, welche ein älterer Kamerad nach einer Photographie verfertigt hatte. Es stellte Reinhard im Ateliercostüm, ungefähr in einem Viertel natürlicher Größe dar. Mit dem freien Hals und den über die Brust gekreuzten Armen sah es von ferne wie das Bild eines Athleten aus. Der alte Herr Arnold Fischer sah die Zeichnung gern, obgleich er die Photographie nicht leiden konnte, und er behauptete, daß der Zeichner einen höheren Schwung in das Porträt gebracht habe. Robert's Vater war kein Kunstkenner, aber aus Reinhard's Abbild sprach etwas so Originelles und Lebenslustiges, daß er die Augen gern darauf ruhen ließ. Vielleicht hatte seine eigene schwache Gesundheit einigen Antheil an dem günstigen Eindruck, den das Bild auf ihn machte. Solch einen Hals und solche Arme hatte er nie gehabt.

In Wahrheit war Herr von Kortener ein kleines zartes Männchen mit leicht gerötheten Wangen bei einem feingeschnittenen und zartweißen Gesichte. Das Eigenthümlichste in seiner Erscheinung war, daß man meinte, wenn man ihn aus der Ferne kommen sah, er sei höchstens ein Mann von vierzig Jahren, obgleich er deren mindestens sechzig zählte. Zwischen ihm und seinem Sohne Robert war kein Schimmer von Aehnlichkeit zu finden, was jedoch keinem von Beiden zum Nachtheile gereichte. Robert sah gesünder aus als sein Vater und hatte von seiner Mutter einige einnehmende Züge geerbt, die dem alten Herrn fehlten. Was jedoch die äußere Distinction betraf, so ging der Vater darin dem Sohn vor und er hätte als Typus eines armen Edelmannes gelten können. Ebenso wenig, als man in seiner gewählten Kleidung eine Spur von Verfall entdecken konnte, ebenso klar sprach aus seinen Augen die Lebensgeschichte eines Menschen, der mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hatte, und obgleich man seine feinen weißen Hände nur anzusehen brauchte, um zu wissen, daß er niemals damit grobe Arbeit verrichtet habe, so würde doch Jedermann die Mittheilung ohne Ueberraschung hingenommen haben, daß diese Finger vierzig Jahre lang im Dienste des Staates Tabellen ausgefüllt und Rapporte gemacht hatten. Es ist in dieser Welt vielleicht nicht angenehm und zuweilen gewiß nicht vortheilhaft, zu gleicher Zeit ein weiches Herz, eine leere Börse und das Aussehen eines Diplomaten zu besitzen, und doch findet man viele Männer mit runden Gesichtern und gefüllten Beuteln, die gewiß sehr wünschen, daß sie einigermaßen so aussähen wie der alte Herr von Kortener.

* * *

„Nun?" frug Lydia ihren Mann, als sie ihm einige Stunden später den Gute-Nacht-Kuß gab, wonach er seiner Gewohnheit nach noch eine Weile im Wohnzimmer blieb, um zu lesen, „was meinst du zu Robert's Vater? Wird er ein guter Schwiegervater für unsere Emma sein?"

„Sage mir erst deine Meinung," antwortete er, „dann will ich dir auch die meinige sagen."

„Mir scheint, daß Emma es ausgezeichnet getroffen hat. Die jungen Leute werden sich nicht im Wohlsein baden können, aber das ist ja auch nicht nöthig, und wer weiß, wenn Robert Vermögen hätte oder zu erwarten hätte, würde er vielleicht

nicht um Emma angehalten haben. Wirklich, ich wüßte nicht, was ich für Emma Besseres wünschen sollte. Sie hängt mit ganzem Herzen an Robert; Robert ist durch und durch ein guter Mensch und wenn noch irgend etwas an meiner günstigen Meinung über ihn gefehlt hätte, so würde der Ton, in welchem sein Vater heute über ihn sprach, und die kleinen Züge aus Robert's Jugend, die er uns erzählte, mein letztes Vorurtheil überwunden haben. Den alten Herrn von Kortener finde ich höchst liebenswürdig, so liebenswürdig, daß ich gar nicht begreifen kann, wie sein ältester Sohn sich so weit vergessen konnte. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein Kind im Stande sei, das Leben eines solchen Vaters zu verbittern."

„Und ich kann bestätigen, Lydia, daß der menschlichen Undankbarkeit nichts unmöglich ist. Man sagt, die jungen Leute seien gegenwärtig nicht schlimmer als in früherer Zeit; mir scheint jedoch, daß gegenwärtig die Achtung gegen die Eltern abgenommen hat, was auf die Lebensweise der jungen Leute ungünstig einwirkt. Gewiß hat es zu allen Zeiten Taugenichtse gegeben, die ihren Eltern Verdruß und Schande gemacht haben; das Maß der Schlechtigkeit ist dasselbe geblieben, nur die Unverschämtheit hat zugenommen. Aber du mußt zu Bett, Lydia, und mein Geplauder hält dich nur auf. Ich bin mit dir einverstanden, daß wir Grund genug zur Dankbarkeit haben. Auch ich halte Robert's Vater für einen vortrefflichen Menschen und nachdem das Eis einmal gebrochen war und wir ins Plaudern kamen, war ich erstaunt über so viel Vereinigung von Geist und Gemüth. Wir können Emma beruhigt in diese Familie eintreten lassen. Sie bekommt einen so anständigen Mann, wie man ihn selten findet; wenn nun noch vortreffliche Schwiegereltern dazu kommen, so wird ihre Zukunft aller Voraussicht nach gesichert sein. Wir besitzen zwar keine Schätze, aber wenn wir einmal das Haupt niederlegen, wird Robert sehr gern Eigenthümer von Belvedère werden. Ich mache es also wie du und sehe fröhlich der Zukunft entgegen. Es wird mir leid thun, von Emma scheiden zu müssen, aber ihr Glück geht über Alles und wenn ich sie auch nicht mehr jeden Abend und jeden Morgen um mich sehe, so wird die Freude um so größer sein, wenn sie mit ihrem Manne auf Besuch zu uns kommt. Und ich hoffe, daß sie Kinder haben wird, Lydia."

„Aber lieber Mann, wie kannst du mit ruhigem Gesichte solche entsetzliche Dinge voraussagen?"

„Ich rede nicht von vielen Kindern, Lydia, aber ich meine doch wenigstens ein Kind. Wir wissen ja aus Erfahrung gerade durch Emma, was es heißt, ein liebes Kind groß werden zu sehen."

„Das wissen wir," sagte Lydia, „und ich bin überzeugt, daß sie eine gute Mutter werden wird."

„Robert wird uns den Verlust von Reinhard vergessen lassen," setzte er hinzu, „und so hoffe ich, daß auch die zweite Hälfte unseres Lebens etwas von dem Sonnenschein haben wird, an welchem die erste so reich war."

V.

Am folgenden Morgen war Alles schon frühzeitig auf Belvedère im Gange. Von Robert allein bemerkte man nichts. In großer Gala hatte er sich vor Tagesanbruch bereits nach der Stadt bringen lassen, wo seine Directoren und Commissarien gleichfalls im Festgewand von allen Seiten zusammenkommen sollten. Der Empfang fand im Rathhause statt. Von da begab man sich im stattlichen Aufzug nach dem Stationsgebäude, wo der mit Laub und Fahnen verzierte Festbahnzug bereit stand.

Es war wunderschönes Wetter und als ohngefähr Morgens zehn Uhr der Korbwagen vorfuhr, um die Familie von Belvedère nach dem Ort ihrer Bestimmung zu bringen, würde selbst der trübseligste Mensch Lust gefühlt haben, sich der Partie anzuschließen. Das Dorf und die ganze Umgegend war auf den Beinen und Alles strömte dem Weg nach dem Flusse zu. Bauern und Bäuerinnen, Arbeiter und Gärtnersleute in ihrem besten Staate sahen immer Einer heller und freundlicher aus als der Andere, und das Korbwägelchen mußte sich förmlich einen Weg bahnen durch die drängende Menge, bis es bei der Tribüne ankam, auf welcher für Herrn Fischer und seine Begleitung vier der besten Plätze aufgehoben waren. Die

Tribüne war in Form eines Tempels von Brettern auferbaut und mit einem Dache von Segeltuch versehen, von dessen Spitze eine große Fahne wehte. Man konnte von den Sitzen nicht allein eine große Strecke der Eisenbahn bequem übersehen, sondern man hatte auch die riesige Brücke vor sich und dazu den freien Blick über das Wasser. Dieses letztere war belebt von Kähnen und Fahrzeugen aller Art, die ebenfalls mit bunten Flaggen verziert waren. Auf Kosten der städtischen Behörden waren von Balken und Brettern verbundene Flöße angefertigt worden, auf welchen Musikchöre ein reichhaltiges Programm von allerhand Musikstücken ausführten.

Warten macht hungrig und besonders durstig, und da die Zeit, in welcher der Festzug ankommen sollte, bereits verstrichen war, so sah man jetzt, wie von allen Seiten Körbe hervorgeholt und geöffnet wurden und Hunderte von Menschen sich mit belegten Butterbröten und Bier und anderen Getränken erquickten. Die Sonnenstrahlen tanzten auf dem Wasser, rauschend strömte der frische Fluß an den Seiten der kleinen und großen Schiffe dahin; fröhlich klang dazwischen das Schmettern der Trompeten, und die Menschen ringsum erquickten sich an Speise und Trank. Sollte man Jahr aus Jahr ein jede Woche einem solchen Schauspiel beiwohnen, so würde man die Sache bald überdrüssig werden, aber für einmal war es unterhaltend und national.

Da ertönte in der Ferne ein schrilles und wohlbekanntes Pfeifen. Zahllose Male hatte derselbe Laut in den letzten Monaten, wenn ein Arbeitszug ankam, der Sand, Steine oder Eisen herbei- und weiterführte, das Dünenthalsche Echo erweckt, und war an den Ufern des Flusses wiedergehallt. Jeder kannte dieses Zeichen: die Eingeladenen auf der Tribüne, die zusammengeeilte Schaar an den Ufern des Flusses und die Menschen in ihren Booten, und doch durchfuhr alle Glieder ein elektrischer Stoß, wie bei der Ankunft eines Fürsten, dessen Angesicht sein Volk zum ersten Male sehen soll. Tausend Köpfe wendeten sich plötzlich um, tausend Blicke starrten in derselben Richtung, die Musik schwieg und man hörte kein anderes Geräusch als das des rasselnden Zuges, der schnell und gleichmäßig seinen Weg verfolgte. Auf kurzem Abstand von der Brücke erklang ein zweites Zeichen, schriller und anhaltender als das erste; die Wächter standen unbeweglich auf ihrem Posten, der Zug nahte sich, noch ein Ruck der schnaubenden Maschine und die Grenze war überschritten. So hält ein König seinen Einzug. Eine Fanfare, wehende Mützen und Tücher, ein schallendes Hurrah aus tausend Kehlen — und vorbei war der Festzug.

Robert hatte das Gute, daß er redlich seine Arbeit that, ohne sich über seine eigne Bedeutung Illusionen zu machen. Er war kein Engel, aber er gehörte auch nicht zu den jungen Leuten, die ihre Thätigkeit für eine höhere Sendung, oder ihren Broterwerb für eine providentielle Berufung ansehen. Ohne falsche Bescheidenheit hatte er Emma versichert, daß man kein Genie zu sein brauche, um einen Tunnel zu graben oder einen Viaduct zu bauen; daß selbst die mühsamsten Unternehmungen dieser Art in gegenwärtiger Zeit einfach eine Geldfrage sind und daß es für seine Zukunft viel mehr darauf ankam, seine Vorgesetzten nicht zu betrügen und sich von seinen Untergebenen nicht hintergehen zu lassen, als Naturgeheimnisse zu durchforschen und den Schlüssel zu noch unenthüllten Räthseln zu entdecken. Er hatte sich so an seine Arbeiten gewöhnt, daß er gleich einem Tagelöhner, der seine Pflicht unbeachtet thut, oder wie ein Kaufmann, der von seinem Comtoir nach der Börse und von der Börse nach Hause geht, jeden Morgen zu bestimmter Zeit sich an seine Arbeit begab und jeden Mittag oder Abend zu bestimmter Zeit heimkehrte. Die Ansichten ihres Vaters, der an kein Talent ohne Studium glaubte und bürgerliche Vorzüge als den Grundstein jedes wohlgebauten Ruhmes ansah, hatten Emma von selbst dazu gebracht, in ihrem Bräutigam nicht mehr zu sehen als einen Menschen, der ganz für sein Fach geeignet war und der Corporation, zu welcher er gehörte, Ehre machte. Aber als sie ihn an diesem Morgen auf der Locomotive stehen sah, von deren Fahrt so viele wichtige Folgen für die ganze Gegend erwartet wurden, und als dann der Zug stampfend und dröhnend dahinrasselte über die Brücke, deren steinerne Pfeiler und eiserner Ueberbau für eine

Ewigkeit bestimmt schienen, da war sie stolz auf ihren Bräutigam und in ihrem Auge zitterte eine Thräne der Rührung.

Kein Menschenwerk erscheint großartig, so lange es unvollständig oder nicht weit genug vorgerückt ist, um sich das Ganze vorstellen zu können. Keine Geburt hat etwas Erhebendes, und so sehr man die Arbeit auch idealisire, sie ist und bleibt bürgerlich. Die Hammerschläge des Eisenarbeiters, der an dem Dampfkessel einer Locomotive hämmert, haben ebenso wenig Poetisches wie die Befehle des Ingenieurs, der hin und her eilt, um überall seine Anordnungen zu treffen. Aber das Ergebniß der Zusammenwirkung, wenn die Frucht der Arbeit so vieler Köpfe und Hände und der Erfindungsgabe einer Reihe von Geschlechtern sich unter günstigen Umständen in einem gegebenen Augenblick als das Resultat des jahrhundertlangen Kampfes zwischen dem Menschen und der Natur darstellt, zwingt uns unwillkürlich, der menschlichen Industrie dieselbe Anerkennung zu zollen, als ob ein Königreich erobert oder eine Religion gestiftet wäre. Schweiß, Blut, Sinnestäuschung — alles Gefährliche und Widerwärtige ist ausgewischt und man fühlt für den Augenblick nur die volle harmonische Wirkung des Errungenen.

VI.

Die Rückkehr nach Belvedère war ein Triumphzug für den abwesenden Robert. Sein Vater, Emma's Eltern, Emma selbst — alle dachten mit Wohlgefallen an ihn, und priesen ihn laut und in der Stille und sahen eine fröhliche Zukunft sich eröffnen. Inzwischen saß er mit seiner Direction und den geladenen Gästen in dem großen Saal eines Hotels, mehrere Stunden von Dünenthal entfernt, an einer jener reichen Mahlzeiten, an welchen die Theilnehmer bei solchen Gelegenheiten sich eine Indigestion zu holen pflegen. Es wurden Toaste ausgebracht: auf den Präsidenten der Gesellschaft, auf den Bürgermeister des Ortes und nachdem die Reihe der officiellen Toaste fast beschlossen war, wurde schließlich sogar Robert's Gesundheit getrunken. Aber er hörte kaum auf das, was von ihm und zu ihm gesagt wurde. Sein Herz war in Dünenthal, und er sehnte sich nach dem Augenblicke, wo der Zug mit den Festgenossen die Rückkehr antreten würde.

Erst spät am Abend langte er in Belvedère an. Mit diesem Abend endigte für ihn ein Hauptkapitel seines Lebens. Er ließ sich von der Stadt aus in einem offnen Wagen hinausfahren. Die frische Luft und die halbe Dämmerung erquickten und beruhigten ihn, und er hörte still lächelnd den Erzählungen des Kutschers zu, welcher von dem Schimmel, der ihn nach Dünenthal brachte, und noch sechs anderen, wahrscheinlich ebenso mageren und ebenso armseligen Thieren sprach. Es war Humor in den Erzählungen des Mannes: jedes seiner apokalyptischen Rosse hatte in der Blüthezeit seiner Jahre die Gunst irgend eines reichen Herrn oder einer angesehenen Dame besessen und sie trugen nun die Namen dieser Herrschaften. Andere Pferde mochten Bleß oder Braun heißen, im Stalle dieses Kutschers verkehrten nur Grafen und Barone. Der gute Schimmel, welcher Robert augenblicklich nach Dünenthal brachte, war verhältnißmäßig von geringer Abkunft, denn er war im Dienste einer sehr reichen Banquierswittwe gewesen, die zwar auf ihre Kosten ein ganzes Waisenhaus hatte bauen lassen, in deren Adern aber kein Tropfen adeliges Blut gerollt hatte. Wenn nun die Stalljungen den Wagen anspannen sollten, und sie frugen ihren Herrn, wer davor komme, so antwortete er mit vollkommenem Ernste: nehmt die Frau Meyerson, oder wenn er gerade sehr eilig war, so vergaß er wohl auch die Ehrfurcht vor der früheren Besitzerin und sagte nur kurzweg: die Meyerson.

Ohne zu ahnen, daß die Idylle seines Lebens sich ihrem Ende nahe, blieb die Erinnerung an diese Nichtigkeiten, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn unser Schicksal an einen Wendepunkt gelangt ist, lange in Robert's Gedächtniß. Während der letzten Monate waren nur die guten Elemente seiner Natur zum Vorschein gekommen; Emma's Einfluß hatte hierzu höchst wohlthätig gewirkt, und die Nothwendigkeit einer ehrenvollen Thätigkeit benahm ihm jede Gelegenheit, irgend welcher verkehrten Neigung nachzugehen. Es sollte jedoch nach kurzer Zeit anders werden, und früher, als er selbst es für mög-

lich gehalten haben würde, entstand die Ansicht in ihm, daß an Emma und seinem Glücke etwas fehle, nicht etwas Zufälliges oder Geringfügiges, sondern etwas Wesentliches, etwas, was alles Uebrige in Schatten stellte. Die Ausfüllung einer Leere und die Erfüllung eines Wunsches, dem gegenüber sein jetziger Reichthum ihm wie Armuth erschien. Von Emma's Gesichtspunkte aus gesehen, wäre das Ziel dieses Wunsches ein trügerisches Gut gewesen, welches nur durch Schlechtigkeit und Verrath errungen werden konnte. Er dagegen würde behauptet haben, daß man die Natur selbst schlecht und treulos nennen müsse, wenn es ein Vergehen wäre, den Wünschen des Herzens keinen Widerstand zu bieten. In diesem Streite würde nur eine übermenschliche Macht die Entscheidung treffen können; jedenfalls mußte Robert immer anerkennen, daß jene Naivetät, der man mit Recht oder Unrecht den Namen Unschuld oder Unverdorbenheit gegeben hat, ihre eigenthümlichen Reize besitzt, und daß keine Erinnerungen aus anderen Perioden des Lebens sich uns so fest einprägen wie gerade diese.

„Da ist Robert!“ rief Emma, als sie einen Wagen anhalten hörte. Sie hatte seine Stimme erkannt und an dem herzlichen Tone, womit der Kutscher bald darauf sich verabschiedete, erkannte sie auch seine Freigebigkeit. Sie eilte hinaus und empfing ihn im Hausflur mit einer jener Umarmungen, von denen er sich vor seiner Verlobung mit ihr vorgestellt hatte, daß sie ihn zum glücklichsten aller Menschen machen würden.

„Guten Abend, liebe Emma,“ flüsterte er ihr ins Ohr, während er sie küßte und an sich drückte; „habe ich mich gut gehalten diesen Morgen? Seid ihr zufrieden mit mir gewesen?“

„Und haben dir die Ohren nicht geklungen?“ frug sie, indem sie ihren Arm in den seinen legte und ihn zum Wohnzimmer fortzog. „Den ganzen Tag haben wir nichts Anderes gethan, als dein Lob gesungen. Werde nur nicht stolz, und komm und laß dir Glück wünschen.“

Ein erhebendes Gefühl durchströmte sein ganzes Wesen, als er an Emma's Seite in das Zimmer trat und sie ihn scherzend ihren Eltern und seinem eignen Vater als einen Sieger in dem olympischen Spiel der neuen Zeit vorstellte. Alle standen auf und kamen ihm entgegen, um ihm die Hand zu drücken. Lydia und Emma boten ihm Früchte an, der alte Herr Fischer reichte ihm ein Glas Burgunder. Obgleich er an diesem Tage bereits Wein genug getrunken hatte, so schmeckte ihm der Schluck doch ganz ausgezeichnet und er aß einen zweiten Pfirsich, um ein zweites Glas Wein trinken zu können.

„Herr von Kortener,“ sagte der alte Herr Fischer, indem er sich voller Freude an Robert's Vater wendete und diesem selbst nochmals die Hand reichte, „dieser junge Mann hier trägt seinen Namen mit Ehren. Wir wünschen Ihnen und ihm und uns selbst Glück dazu. Meine Frau und ich wir freuen uns, unsere Tochter Ihnen anvertrauen zu können. Wir haben das Mädchen innig lieb, zu lieb, um ihren Wünschen zu widerstreben, und darum wird unsere Betrübniß, wenn sie unser Haus verläßt, um Robert's Frau zu werden, nicht zu schwer sein. Daß Sie für Emma ein liebevoller Vater sein werden, davon sind wir überzeugt, obgleich wir uns erst seit gestern kennen. Der heutige Tag ist für uns alle ein Tag des Glückes und der Freude; wir wollen ihn herzlich im Gedächtniß behalten, als einen Vorboten vieles Guten und als Grund zur Dankbarkeit.“

„Und ist es wirklich wahr?“ frug Emma, indem sie sich ebenfalls an Herrn von Kortener wendete, „daß Robert uns im Laufe der nächsten Woche für einige Zeit verlassen muß?“

„Hat er gesagt, im Laufe der nächsten Woche, liebe Emma? Dann hat er gescherzt und du mußt ihn dafür auszanken. Nicht im Laufe, sondern im Beginn, und zwar sehr im Beginn der nächsten Woche muß er sich in A. befinden. Sein Onkel erwartet ihn nächsten Montag zum Frühstück und sein Onkel ist ein Mann nach der Uhr.“

„So muß er also am Sontag Abend mit dem letzten Zuge fortfahren?“

„So ist es, liebes Kind, aber da es nun noch nicht Donnerstag ist, habt ihr noch vier Tage Zeit, euch an eurem Zusammensein zu erfreuen. Ich selbst werde euch nicht dabei im Wege sein, da ich morgen früh schon wieder zurückreise.“

„Dagegen protestiren wir," rief Lydia lachend. „Sie wissen, wie gern wir Sie noch längere Zeit in Dünenthal zurückhalten möchten, und wenn Ihre Gegenwart ein Hinderniß für das Vergnügen der jungen Leute sein sollte, was sollten wir, mein Mann und ich, während dieser vier Tage anfangen?"

„Nun ist es aber an uns zu protestiren," rief hierauf Robert mit Lebhaftigkeit. „Nicht wahr, Emma? Nein, liebe Mama, und wenn Sie uns noch zehnmal schlimmer plagen, als in den sechs vergangenen Monaten, so würden wir doch keiner anderen Gesellschaft den Vorzug geben vor der Ihren und der von Papa. Mein Vater ist viel zu kurze Zeit hier, um Sie nach Verdienst würdigen zu können, denn wäre er nur vierzehn Tage hiergeblieben, so würde er bezeugen müssen, daß Sie die angenehmste, liebenswürdigste und nachsichtigste aller Schwiegermütter sind."

„Still, Robert," fiel ihm der alte Herr Fischer freundlich in die Rede, „schweig' und mache keine falschen Complimente. Nachgiebigkeit ist nur eine halbe Tugend und je kürzer man die jungen Leute hält, um so besseren Dienst beweist man ihnen. Sage uns lieber, wie lange du abwesend zu bleiben gedenkst und lasse mir deine Adresse zurück für den Fall, daß während deiner Abwesenheit die neue Brücke einstürzen sollte."

„Pfui, lieber Vater," sagte Emma, „wie kannst du es über dich gewinnen, mit solchen Dingen Spott zu treiben? Und du bist doch selbst der Erste gewesen, der behauptet hat, die Brücke könne hundert Jahre stehen und gingen auch noch so viel Züge darüber hin."

„Richtig, mein Kind, und darüber scherze ich mit gutem Gewissen. Wenn eine Regierung ihre Pflicht gethan hat, braucht sie einen kleinen Scherz nicht zu fürchten. Aber warum antwortest du mir nicht auf meine Frage, Robert? Wenn du mit allen braven Bräutigams vor dem treulosen Theseus einen Abscheu hast, so nenne uns Tag und Stunde, und sage uns, bis wann deine kleine Ariadne ihre Thränen trocknen kann?"

Emma lachte, weil ihr Vater so gut gelaunt war, besser als seit langer Zeit.

„Ich bezweifle," entgegnete Robert, indem er seinen Vater fragend ansah, „ob ich jetzt schon bestimmen kann, bis zu welcher Zeit mein Onkel mich wieder los werden will, aber glaubt Emma wirklich, daß ich Anlagen zum Theseus habe? Nein, wenn ich einmal einem griechischen Halbgott gleichen soll, dann lieber dem Hercules am Scheidewege."

„Das kannst du lassen," scherzte Emma, „oder hast du die Absicht, unterwegs falsche Beziehungen anzuknüpfen? Doch nicht mit der Haushälterin deines Onkels, will ich hoffen?"

„Mit der guten alten Person, deren Seele seit einem halben Jahrhundert in ihrem Schlüsselkorb sitzt?" frug Robert, herzlich lachend, „nein, Emma, darüber kannst du ruhig sein, und wenn ich dem Hercules gleichen soll, so werde ich bei jeder Wahl zwischen Versuchung und Tugend mich zum Guten wenden."

„Aber ich will durchaus nicht haben," fuhr Emma fort, „daß du überhaupt in diese Lage kommen sollst. Du mußt immer daran denken, daß ich dir fest versprochen habe, während deiner Abwesenheit mit Niemand zu kokettiren, und nicht wahr, liebe Mutter, Robert darf nichts thun, wovon er nicht will, daß es ihm selbst geschehe."

„Robert hat diese Ermahnung nicht nöthig, beste Emma," antwortete Lydia, „und wenn ich ihm jetzt eine Rede halten wollte, müßte ich mich aufs neue vor seinen Complimenten fürchten. Für das Uebel, wovon du sprichst, ist kein Kraut gewachsen; die Welt ist immer so gewesen und wird auch immer so bleiben."

„Von welchem Uebel spricht Emma denn, liebe Frau?" frug der alte Herr Fischer, „ich habe nichts davon gehört."

„Ich will es Ihnen sagen, Papa," fiel Robert rasch ein. „Emma hat in einem ihrer Bücher gelesen, daß die Frauen mit den Männern gleichberechtigt sind, und daraus macht sie den Schluß, daß, wenn ein Mann etwas Unrechtes thut, seine Frau oder seine Braut gleichfalls das Recht habe, ebenso zu handeln."

„Glaube ihm nicht, lieber Vater, er will dir etwas aufbinden."

„Aber Emma!" drohte Robert.

„Aber Robert!" entgegnete Emma.

„Kinder," fiel der alte Herr von Kortener ihnen in die Rede, „laßt uns am

Abend dieses vielbewegten Tages, wie die Zeitungen sich ausdrücken, nicht Vergleiche anstellen, die uns eine unruhige Nacht bringen würden. Auch ist es für Robert und mich die höchste Zeit, nach unserer Wohnung zurückzukehren. Schließt daher Frieden und laßt uns gehen."

Dieser Wink mußte befolgt werden. Der alte Herr von Kortener, der darauf bestand, am andern Morgen früh abzureisen, nahm Abschied von der Familie auf Belvedère und that dies in so aufgeräumter Stimmung, wie Jemand, der bald an den Ort, wo er einige glückliche Augenblicke verlebt hat, zurückzukehren denkt. Der Zeitpunkt von Robert's Hochzeit war nicht gar zu weit mehr entfernt und man schied in der fröhlichen Voraussicht, die gegenseitige Bekanntschaft in einigen Monaten zu erneuern. — —

„Bist du da, Robert?" frug der alte Kortener, als sie aus dem Hause traten und den Fußpfad durch das Wäldchen nach dem Dorf einschlugen.

„Ich bin dicht hinter dir, Vater, geh nur ruhig weiter. Du kannst hier unmöglich straucheln."

„Uebrigens seh' ich keine Hand vor den Augen."

„Das ist im Sommer hier immer so. Des Winters, wenn die Bäume ohne Blätter sind, kann man den Fußpfad prächtig erkennen. Es wird nur noch einige Tage dauern, bis ich den Weg wieder im hellen Mondschein zurückgehen kann."

„Ich hoffe, Robert, daß der Mondschein dich hier nicht länger aufhalten wird, als mit unsern Interessen zu vereinen ist."

„Am Sonntag Abend, das verspreche ich dir fest, fahre ich hier mit dem letzten Zug fort, und es müßte seltsam zugehen, wenn ich Montag Morgen nicht beim Appell wäre. Darf ich wissen, was Onkel Zimmermann mir zu sagen hat?"

„Gewiß, es ist wegen der kleinen Erbschaft zu M., die wir mit unserm Vetter Deichberg theilen müssen."

„Habe ich denn persönlich etwas damit zu thun?"

„Nicht eigentlich, aber es kann sein, daß der Onkel dich ersucht, an seiner Stelle nach M. zu gehen."

„Warum geht der Onkel nicht selbst dahin?"

„Dies weiß ich nicht, lieber Junge, und ich weiß ebenso wenig, ob er dir auftragen wird, seine Stelle zu vertreten. Vielleicht hat er ganz andere Pläne."

„Darf Emma wissen, daß ich vielleicht nach M. gehen muß?"

„Ich wüßte keinen Grund, weshalb sie es nicht wissen soll, aber es fragt sich, ob es einen Zweck hat. An deiner Stelle würde ich warten, bis ich's gewiß wüßte. Wenn sie es dann brieflich erfährt, wird es sie weniger angreifen, als wenn du ihr jetzt vergeblich Schrecken verursachst. Seitdem ich gesehen habe, wie Emma mit ihren Eltern und diese mit ihr verkehren, bin ich in meiner Ansicht bestärkt worden, daß sie ein außergewöhnlich zartbesaitetes Gemüth ist, und solche zarte Pflanzen wollen mit Vorsicht behandelt sein."

„Das ist wahr, Vater, aber du beurtheilst Emma doch nicht richtig; sie ist entschlossener, als du denkst. Oder glaubst du wirklich, daß es ihr schaden könne, wenn ich ihr rund heraus sagte, daß meine Abwesenheit vielleicht länger dauern wird, als sie vermuthet."

„Lieber Junge, ich überlasse dir die Sache vollkommen. Was du über Emma sagst, ist gewiß ganz richtig; sie ist nicht nur ein gefühlvolles, sondern auch ein verständiges Mädchen. Thue also, was dich gut dünkt, und laß uns keine Worte weiter darüber verlieren. Aber, ist dies nicht die Laterne unseres Wirthshauses?"

„Ganz richtig, Vater, wir sind an unserem Ziel. Gute Nacht, morgen früh, vor deiner Abreise, sehe ich dich noch."

„Das ist nicht nöthig, mein Junge. Du hast einen anstrengenden Tag gehabt und sollst nun tüchtig ausschlafen. Versprich mir nochmals, daß du nicht versäumen wirst, den Wunsch deines Onkels zu erfüllen, mehr verlange ich nicht. Gute Nacht und auf Wiedersehen."

Wenn man den alten Herrn von Kortener, als er sich allein in seinem Zimmer befand, dringend gefragt hätte, ob er sich über Robert's Zukunft durchaus nicht beunruhige, so würde er vielleicht mit der Hand über die hohe Stirn gestrichen und dann geantwortet haben: „Beunruhigen, ganz gewiß nicht, aber da man danach fragt, wäre es doch möglich, daß —". Da ihn nun Niemand drängte, sich darüber klar zu

werden, so ging es ihm, wie es uns allen gehen würde, wenn wir uns über unsere Bedenken hinwegzusetzen wünschen.

Es hatte ihn nicht angenehm berührt, daß Robert immer nur davon sprach, wie Emma seine Entfernung aufnehmen werde, und seinerseits gar keine Besorgniß darüber äußerte, daß er selbst die Entfernung schwer ertragen könne; aber, wie gesagt, Robert's Vater spürte diesem Eindruck absichtlich nicht weiter nach, und er befolgte damit die alte Regel, daß unsere Beobachtungen erst dann, wenn sie in ihren Folgen sich bewähren und es zu spät ist, ihre Berechtigung geltend machen. Was Robert betraf, so dachte er in diesem Augenblick mit so viel Liebe an Emma, daß er seines Vaters Besorgniß, wenn sie geäußert worden wäre, jedenfalls auf Rechnung des schwarzsichtigen Alters gesetzt hätte. Es war richtig, daß die kurze Trennung ihn mehr um Emma's, als um seinetwillen beunruhigte, und diejenigen, welche sich genau auf das menschliche Herz verstehen, mögen daraus schließen, daß in seiner Liebe, wie die Musiker zu sagen pflegen, einige Töne fehlten. Aber er selbst hatte keine Ahnung davon. Er zündete seine Lampe an, setzte sich behaglich in den Lehnstuhl, und da es ihm nicht darum zu thun war, ein Buch zur Hand zu nehmen, oder die Karten und Tabellen auf seinem Schreibtische durchzusehen, so lehnte er sich zurück, und während er die Rauchwolken seiner Cigarre in die Luft blies, erging sich seine Phantasie in Gedanken an die Zukunft, und bei all den Bildern, die seine Seele durchzogen, füllte Emma einen Hauptplatz aus. Eine volle halbe Stunde blieb er so in seine Gedanken vertieft und als er sich zur Ruhe begab, umschwebte ihn noch immer Emma's Bild und folgte auch in seine Träume. Er sah sie am äußersten Rand einer mit Flaggen verzierten Tribüne stehen und die Arme nach ihm ausbreiten, während er selbst als Führer einer Locomotive angestürmt kam. Im Vorbeifahren hielt er sich mit der einen Hand an der Balustrade fest, faßte seine Braut mit der andern Hand um den Leib, zog sie lachend an seine Brust und brauste mit ihr einem Zauberlande entgegen, wo die Gipfel der blauen Berge in die Luft ragten und die Thore von Tunnel zu Tunnel eine endlose Fernsicht in lachende Thäler zeigten.

VII.

An dem Tage als Robert abreiste, war Emma stiller als gewöhnlich, nicht, als ob sie ein Vorgefühl von Gefahren gehabt, die über ihrem Haupte hingen, sondern nur, weil sie ihn gern bei sich behalten hätte. Bald erschienen ihr die Stunden endlos langsam zu schleichen, dann aber war es ihr mit einem Male, als wäre die Zeit plötzlich ein lebendes Wesen geworden mit Flügeln, wie man sie in der Mythologie oder Allegorie darstellt. Dieser letzte Eindruck behielt die Oberhand und als der Abend herannahte, schmiegte sie sich an Robert's Seite, um seine Gegenwart so lange und so nahe wie möglich zu genießen.

Er hatte den Mittag auf Belvedère gegessen, war dann in seine Wohnung gegangen, um zu packen, und stand nun mit Emma am offenen Fenster desselben Zimmers, in welchem er zum ersten Male von seiner Liebe gesprochen hatte.

Im dem Zimmer selbst erinnerte nichts daran, daß die Jahreszeit eine andere geworden war, aber draußen strich der Wind nicht mehr durch die kahlen Bäume und mit der sanften Abendluft strömte süßer Duft von den Blumenbeeten in das Zimmer. Robert hatte kaum noch eine halbe Stunde zu verlieren; er hatte den Arm um Emma geschlungen, sie ließ die Rechte auf seiner Schulter ruhen und lehnte mit dem Kopfe an seiner Brust. Wenn man sie so stehen sah, drängte seine Gestalt zwar nicht die ihrige in den Schatten, aber er schien ihr doch eine Stütze zu sein.

Sie sah nach dem aufsteigenden Mond und zeigte ihm einen Stern, dessen goldner Schein beinahe die Spitze der Sichel berührte. Schweigend lauschten sie auf das leise Geräusch, das von der Landstraße aufstieg. Dann hörten sie über die Felder hin die Glocke von dem hohen Rathsthurm der Stadt mit schwerem Schlage die neunte Stunde verkündigen und es war damit zugleich das Zeichen gegeben, daß der Reisende aufbrechen mußte.

Mag man über die Stimmung solcher Momente denken, wie man will, jedenfalls gebührt dem Manne Schande, der die Flügel seiner Seele in ähnliche Gefühle getaucht hat und ihre Reinheit schmäht, und der Himmel möge sich über diejenige Toch-

ter Eva's erbarmen, die von höheren Idealen als diese träumt. Man begegnet zuweilen älteren Frauen, die allen Dingen im Himmel und auf Erden eine Herzoginnenkrone vorziehen oder einen Adelsbrief, oder einen reichen Schwiegersohn, oder — einen Sparofen; ebenso giebt es ehrgeizige Männer, die alles Mögliche durchsetzen und vollbringen möchten, ihren Fürsten entthronen und Präsident der Republik werden, oder sich einen europäischen Namen in der Wissenschaft machen, oder mit vier Pferden fahren, oder nach einem mühevollen Leben Coupons von Staatspapieren schneiden; aber mögen diese Männer auch, wenn dieses Blatt ihnen zu Gesichte kommt, ein prächtiges Landhaus und ihre eigene Grabstätte besitzen, und mögen im Prunkzimmer jener Frauen auch so viel Kostbarkeiten prangen, daß jeder Beschauer den Hut davor abziehen muß — keine und keiner wird den Tag und die Stunde vergessen, als diejenige, die seine Emma war, ihn zuerst Robert nannte, und derjenige, der ihr Robert war, ihr zuerst den Namen Emma zuflüsterte.

Zweites Buch.

Im Feuer.

I.

Bei der Station G. war in den nach M. fahrenden Abendzug ein Reisender eingestiegen, dessen Gewand keinen Zweifel über seine gesellschaftliche Stellung aufkommen ließ; ja dieselbe verrieth sich so offenbar, daß zwei ältliche Damen, die in demselben Wagen der zweiten Klasse saßen, die Mühe hätten sparen können, sich einander anzustoßen, womit sie sagen wollten: da ist wieder einer. Zu ihrer Entschuldigung muß jedoch bemerkt werden, daß der Eingestiegene gewiß der zwanzigste Geistliche war, den sie diesen Morgen auf der Reise von A. nach M. an verschiedenen Stationen ein- und aussteigen sahen. Auch von Geistlichen kann man sagen, was von gekrönten Häuptern gilt, daß sie, um gefürchtet zu bleiben, sich nicht in zu großer Zahl und nicht zu schnell nach einander dem Volke zeigen sollten.

Hätte der neue Reisende auch die Zeichensprache der beiden Frauen bemerkt und den Sinn davon begriffen, so würde es ihn kaum verdrossen haben, aber er war sich gar nicht bewußt, durch seine Gegenwart ihnen Grund zur Heiterkeit gegeben zu haben, und außerdem befand er sich augenblicklich in einer Stimmung, die ihn auf solche Dinge nicht achten ließ. Man konnte es ihm ansehen, daß er ganz und gar von einem bestimmten Gedanken erfüllt war, und dieser Gedanke mußte, seinem Gesichtsausdruck nach zu urtheilen, nichts weniger als fröhlich sein. Er gab denn auch wenig Acht auf das, was um ihn her vorfiel. Ein höflicher, aber zerstreuter Gruß war das Einzige, wodurch er von den alten Jungfern (andere Passagiere befanden sich nicht in dem Wagen) beim Ein- und Aussteigen Notiz nahm; nach der Ankunft in der großen Stadt sahen sie ihn zwischen den Schaaren von Wagen und Fußgängern rasch verschwinden.

Niemand grüßte ihn, woraus man schließen konnte, daß M. sein Wohnort nicht war, obschon sein ruhiger Gang nach einer bestimmten Richtung hin, an Kanälen entlang und über Plätze, den Beweis lieferte, daß er den Weg kannte und ein Ziel hatte. Er erreichte eine breite und lange Straße, offenbar eine Hauptstraße; dort wich er den auf der Straße sich kreuzenden Omnibus, Frachtwagen und Handkarren aus, indem er das Trottoir auf der linken Seite beschritt; dann ging er die Straße halb zu Ende, überschritt dieselbe und schellte darauf, wie Jemand, der genau weiß, wohin er will, an der Pforte einer breiten comfortablen Wohnung. Der untere Theil des Hauses bildete zum großen Theil ein Tuch- und Manufacturwaaren-Magazin, und man konnte hinter der einen großen Spiegelscheibe bemerken, wie ein eifriger Ladendiener wohl zum tausendsten Mal in seinem Leben eine Pyramide von Westenstoffen aufbaute. Es waren welche von Sammet, von Seide und von Kaschmir, einige mit schreienden, andere mit sanften Farben, aber keine dieser Farben war so gemäßigt, daß sie nicht mit dem Gewand unseres Reisenden schreiend contrastirte, gleichwie die Welt mit der Lehre des Kreuzes contrastirt. An der Hausthür, welche nach der oberen Wohnung führte, stand deutlich auf einem eleganten Schilde der Name „Dr. Ruardi" zu lesen.

Der Träger dieses Namens war ein junger Wittwer, der, vielleicht aus Kummer über den Verlust einer liebenswürdigen Frau, mit welcher er kaum ein Jahr verheirathet gewesen war, vielleicht aus anderen weniger rührenden Gründen, seine Haushaltung aufgegeben hatte und seit geraumer Zeit zu seiner früheren Lebensweise zurückgekehrt war. Von der stillen vornehmen Straße, wo er zehn Monate lang vor den Augen der Welt als glücklicher Ehegatte gelebt hatte, war er in die Gegend gezogen, die er jetzt bewohnte, und die in dem bevölkertsten und fröhlichsten Stadttheil lag. Außer einer ältlichen und geheimnißvollen Person, deren Angesicht man selten erblickte, hielt der Doctor keine weiblichen Dienstboten, wohl aber hatte er einen sehr eleganten Kutscher, der im Winter einen großen Pelzkragen trug und zu allen Jahreszeiten sein Zweigespann lenkte; und ferner einen livreetragenden Hausknecht, der auf den Namen Jakob hörte und besonders mit dem Anmelden und Hinauslassen der Besucher beauftragt war.

Es war zwischen neun und zehn Uhr Morgens, eine Stunde, welche Dr. Ruardi für sich reservirte und in welcher er höchstens vorher angekündigte Consultationen hielt. Die Zeit, während welcher junge Aerzte in großen Städten von ihren Patienten abhängig sind, gehörte für ihn bereits der Geschichte an und er hatte es weit genug in der Welt gebracht, um seinem eignen Willen folgen zu können. Diesen Morgen glaubte er frei bleiben und die Stunde abwarten zu können, bis sein Wagen vorfuhr. Niemand hatte sich bei ihm angekündigt und er hatte Niemand seinen Besuch versprochen; es geschah denn auch keineswegs mit dem Ausdruck wohlwollender Milde, sondern viel eher mit einem gewissen Gefühl der Ungeduld und unter dem Murmeln eines jener Kernsprüche, die man mit Unrecht als Monopol der Matrosen und Soldaten betrachtet, daß er, während Jakob hinabging, um die Thür zu öffnen, die Zeitung aus der Hand warf und von seinem Frühstück aufstand.

Er trat an das Fenster und blickte in den kleinen davor angebrachten Spiegel, welcher mit verrätherischer Treue das Bild desjenigen zeigte, der unten an der Thür stand. Die Neugierde drängte sofort den Verdruß zurück, als er in der Persönlichkeit, welche geklingelt hatte, und nun darauf wartete, daß die Thür aufging, einen katholischen Priester erkannte. Zwar verhinderte der Hut mit breitem Rande, die Gesichtszüge des Besuchers zu sehen, aber Dr. Ruardi war ein zu guter Anatom, um nicht an den Falten des langen, fast bis zum Boden reichenden Mantels zu erkennen, daß der Träger desselben weder ein Greis noch ein Jüngling, sondern ein Mann von mittlerem Alter war. Wäre er dem Fremden auf der Straße begegnet, so würde er an der fast weiblichen Feinheit der Züge, an den purpurrothen Kreisen unter den beiden hellgrauen Augen den Schwindsuchtkranken in der ersten Periode erkannt haben, und es würde ihn in diesem Falle nicht befrembet haben, daß Jemand, der so sehr den Eindruck einer geknickten und verkommenen Lilie machte, auch in der guten Jahreszeit sich durch einen Mantel gegen die Morgenkälte zu schützen suchte. Bis jetzt konnte er nur eine zarte schlanke Gestalt erkennen, während eine magere aber schön geformte Hand, welche den Mantel vorn zusammenhielt, eine mehr städtische als bäurische Abkunft anzudeuten schien. Aus zwei Gründen stand weiter fest, daß der Besucher kein Bewohner dieser Stadt war, denn einmal kannte Dr. Ruardi alle katholischen Geistlichen in M. von Angesicht und hätte einer davon ihn zu sprechen gewünscht, so würde er um seinen Besuch gebeten haben und Dr. Ruardi hätte seinen Wunsch sofort erfüllt.

Es wurde in des Doctors Wohnung eine untadelhafte Form beobachtet, und Jakob war streng angewiesen, jeder wohlgekleideten Person männlichen Geschlechts — bei den Frauen verstand es sich von selbst — mit derjenigen Zuvorkommenheit zu begegnen, welche sich für den Livreebedienten eines guten Hauses schickt. Auf seine Frage, wen er melden dürfe, erhielt er als schweigende Antwort eine Visitenkarte und nachdem er den Fremden in das Sprechzimmer hatte eintreten lassen, verfügte er sich zu seinem Herrn.

Jakob hatte eine gewisse allgemeine Bildung und der Name auf der Visitenkarte kam ihm nicht ganz unbekannt vor, wenn er auch sich nicht genau entsinnen konnte, daß er ihn in Bezug auf die Erfindung der Locomotiven gehört oder gelesen hatte.

Es stand auf der Karte zu lesen: Eduard Stephenson, Priester.

„Stephenson? Stephenson?“ wiederholte Dr. Ruardi für sich, während er auf die ihm durch Jakob überreichte Karte blickte, und seine Erinnerung führte ihn zwanzig Jahre zurück, als er ein junger Student war und einen Busenfreund Namens Stephenson hatte. In der That war jener Eduard Stephenson, damals Student der Rechtswissenschaft, bereits frühzeitig so sehr dem Dienste des Dionysos und der Aphrodite ergeben, daß er der Themis wenig Aufmerksamkeit schenkte und später spurlos von der Universität verschwand. Man erzählte sich wohl, daß er in ein katholisches Seminar eingetreten sei und darauf eine abgelegne Stelle als Vicar erhalten habe. Die meisten Menschen hielten ihn für todt und begraben. Ruardi hatte zu wiederholten Malen sich bei Studienfreunden nach ihm erkundigt und nie etwas über ihn erfahren können, so daß er zuletzt gar nicht mehr daran dachte, ihn jemals wiederzusehen. Ohne Zweifel war der Stephenson, der sich jetzt bei ihm anmelden ließ, derselbe, den er früher vergeblich gesucht hatte. In dem katholischen Priester sollte er den untreu gewordenen Sohn der Jurisprudenz, den lebenslustigen Bruder Studio wiedersehen; es konnte nicht anders sein, ein deutliches Vorgefühl sagte es ihm.

„Ersuche Herrn Stephenson, hierher zu kommen,“ sagte er endlich zu Jakob in viel gewichtigerem Tone als gewöhnlich. Und als Jakob sich entfernt hatte, ließ er seinem Erstaunen freien Lauf, indem er ausrief: „Was zum Teufel kann dieser Stephenson mir zu sagen haben, oder von mir wissen wollen!“

II.

Sollten einige Leser sich versucht fühlen, sich über Dr. Ruardi lustig zu machen, so möchten wir sie bitten, sich eine kleine Weile zu gedulden. Dr. Ruardi war durchaus keine lächerliche Persönlichkeit und in der Schätzung seiner Mitmenschen — worunter wir diejenigen verstehen, die vor den Augen der Welt täglich mit ihm verkehrten — galt er nach Herz und Verstand so wie er erschien und sein Erscheinen war günstig. Es konnte sogar scheinen, als habe die Natur es bei ihm darauf angelegt, in allem die goldne Mittelstraße festzuhalten und nicht aus den Regeln des Gleichmaßes herauszutreten. Er war nicht lang von Gestalt, weder mager noch schwächlich, aber Niemand würde auch auf den Einfall gekommen sein, ihn kurz und gesetzt zu nennen, oder zu behaupten, daß sein Körperbau und seine Gesichtszüge etwas Verweichlichtes zeigten. Ebenso ging er, obgleich stets untadelhaft gekleidet, doch nicht wie ein Modeherr und wenn er auch im Knopfloch das Band eines ausländischen Ordens trug (er hatte sich einmal als Mitglied eines internationalen Gesundheitscongresses in irgend einer Residenz besonders hervorgethan), so konnte ihn doch kein Mensch für eitel halten. Seine Wohnung und sein Zweispänner, sein Diener und sein Kutscher, alles war in Uebereinstimmung mit seinen guten Manieren, seinem behaglichen Wesen, seiner Reputation als Arzt und seiner unverkennbaren Sicherheit und Geschicklichkeit. Und die letztere besaß er in hohem Maße. Vielleicht würde er nicht zum Professor auf einer Universität geeignet gewesen sein, aber um so besser war er an seinem Platz in dem umfangreichen Wirkungskreis, der sich einem Arzte in einer großen Stadt eröffnet. Er besaß dabei eine gewisse Würde, welche die Unbescheidenheit in ehrerbietigem Abstand hält, und obgleich er in der Regel wie die Gutmüthigkeit selbst aussah, hätten doch verschiedene Personen davon berichten können, wie übel sie angekommen waren, wenn sie sich einen Scherz mit ihm erlauben zu dürfen glaubten.

In der That, wer es versucht hätte, über einen Mann von so glücklicher Begabung, der in der Achtung der Welt so ehrenvoll dastand, leichtfertig zu denken oder zu sprechen, würde sich selbst lächerlich gemacht haben, und doch würde dieselbe Welt, wenn sie Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, ihn zu durchforschen, diesen selben Mann für ein Muster von Unmoralität erklärt haben.

Ein Mann, der ein Sklave seiner Lüste ist, über dessen Liebschaften man ein Buch schreiben könnte, ein Nordländer mit der Lebensweise eines Sultans, solch einen Mann nennt die Welt gewöhnlich unsittlich. Und Dr. Ruardi war solch ein Mann. Die Sitte des Landes gestattete nicht, daß er sich einen Harem hielt, aber sein Beruf

mußte ihm die Mittel an die Hand geben, um etwas Aehnliches als Entschädigung einzurichten. Derjenige Theil seiner Wohnung, welcher der Welt offen stand, war ganz so eingerichtet, wie es sich für die Behaglichkeit eines Mannes von seiner Stellung gehörte, aber außerdem gab es noch drei daran grenzende Gemächer, die so ausgestattet waren, daß keine Odaliske sich geweigert haben würde, sie zu bewohnen. Das eine dieser Gemächer war als Badezimmer eingerichtet, das daran grenzende Gemach war eine Art Boudoir, so reizend und frisch, als hätte der Frühling es mit allen seinen Blumen geschmückt, und der dritte Raum war ein geschmackvoll eingerichteter Salon, in welchem die Möbel von Ebenholz mit den amaranthrothen Gardinen und den vergoldeten Rahmen der großen Spiegel und Bilder vorzüglich harmonirten. Hohe Glasthüren gingen von diesem Gemach in einen ziemlich ausgedehnten, mit Glas überdeckten Raum, der als Wintergarten hergerichtet war. Diese sämmtlichen Gemächer bildeten gleichsam das Allerheilige der Wohnung und waren außer dem Doctor nur seinem Adjutanten Jakob und der geheimnißvollen Dienerin bekannt.

Die zeitweiligen Bewohnerinnen dieser reizend ausgestatteten Räumlichkeiten hatten hundert Gründe, das Bestehen dieses Palladiums nicht zu verrathen. Bald waren es junge Frauen aus höheren, ja aus den höchsten Ständen, die unglücklich verheirathet waren, und hier unter dem Vorwande ärztlicher Rathschläge eine Schadloshaltung, oder wenigstens ein Vergessen für das Elend ihrer eigenen Häuslichkeit suchten und zu finden wähnten. Häufiger fanden sich Damen dort ein, welche längere Zeit ihren Aufenthalt daselbst nahmen, und gewiß gern, wenn es des Doctors Wille gewesen wäre, als Frau des Hauses sich ganz dort niedergelassen hätten. Zuweilen waren es ausländische Schönheiten, deren Unterhalt von dem einen oder anderen großen Herrn bestritten wurde, und die das Klausnerleben, so angenehm es anfänglich erschien, doch meistens bald überdrüssig wurden. Ein letztes Contigent, welches nur vorübergehend seine Vertreterinnen in die schönen Gemächer des Doctors sandte, wurde durch alleinstehende Mädchen von einfacher Herkunft gebildet, junge Geschöpfe, die kaum die Schule verlassen hatten und neugierig waren, zu wissen, wie es in der Welt zugehe; Schwesterchen von schreienden Brüderchen, deren Kleider geflickt und deren Strümpfe gestopft werden sollten; Ladenmädchen besonders, die von dem Ausmessen der seidenen Kleider, die von anderen mehr bevorzugten jungen Damen getragen wurden, müde waren und die auch selbst einmal ein solches Kleid besitzen oder mit einem Schmuckstücke bei ihren Freundinnen sich zeigen wollten.

* * *

Mitleid mit einem zwanzigjährigen Opfer aus der letzten Kategorie, welches in einer benachbarten Stadt, derselben, in welcher Stephenson augenblicklich wirksam war, seine Schande zu verbergen suchte und dort in der bittersten Armuth nach Unterhalt für sich und ein kaum geborenes Kind schmachtete, hatte den Kaplan — er war wirklich nur Kaplan — bewogen, sich nach M. zu begeben, und sich dort bei Ruardi anmelden zu lassen. In der elenden Wohnung eines abgelegnen Stadttheils hatte er bei Gelegenheit eines Pflichtbesuches die Büßerin für ihre Eitelkeit angetroffen, und aus ihrem Munde die alte, immer betrübende Geschichte vernommen. Auf Stahlstichen sehen derartige Sünderinnen, besonders, wenn sie einen Kindermord auf dem Gewissen haben und in Folge desselben von Staats wegen in sichere Verwahrung genommen sind, oft recht anziehend aus. Sie liegen dann mit dem Gesichte nach dem Zuschauer gekehrt, die zusammengefalteten Hände unter dem Kopfe, ausgestreckt auf malerisch angeordnetem Stroh; aus dem halbgeöffneten Munde und den starren Augen spricht poetische Verzweiflung und der breite Lichtstrahl, der durch das vergitterte Fenster in die düstere Gefängnißzelle dringt, giebt Veranlassung zu den schönsten Beleuchtungseffecten.

Stephenson's Bekanntschaft mit dem verirrten Schaf seiner Herde war nicht so romantisch gewesen. Am lebendigsten war ihm nach seinem ersten Besuch die verdorbene Atmosphäre in der Erinnerung geblieben, und die schlechte irdene Schüssel, in welcher sich die Ueberbleibsel einer

Mahlzeit befanden, die mancher Hund verschmäht haben würde. In schmutzigen Kleidern, den Resten einer früher ziemlich hübschen Toilette, hatte er auf einer Bodenkammer, von deren feuchten Wänden die Tapeten in Fetzen herunterhingen, ein junges, aber durchaus nicht mehr schönes Weib angetroffen, welches zuerst das schreiende Kind in eine mit Lumpen gefüllte Bettstelle niederlegen mußte, um ihm Rede stehen zu können. Es war ein Weib ohne jeden Adel der Seele, die in ihrem Verhältniß mit Ruardi das geringe Kapital von äußeren Vorzügen vollständig darangegeben hatte. Das Einzige, was ihr jetzt Kummer verursachte, war der Mangel des Nothwendigsten.

Wäre der Kaplan ein Anderer als Stephenson gewesen, der frühere Universitätsfreund Ruardi's, so würde die Sache den einfachsten Verlauf von der Welt genommen haben. Ein Briefchen, ohngefähr folgenden Inhalts: „Mein Herr! In meiner Gemeinde befindet sich ein junges Mädchen oder vielmehr eine junge Mutter, die sich in den traurigsten Umständen befindet und Rechte auf Ihre Unterstützung geltend machen zu können glaubt u. s. w." würde Allem ein Ende gemacht haben, und der Priester würde nicht daran gezweifelt haben, daß sein Anruf an die Mildthätigkeit des Mitschuldigen, der als ein vermögender Mann bekannt war, seine Früchte getragen hätte.

Doch, wie verändert auch in seinem Innern, Stephenson war doch derselbe geblieben, derselbe, der, nachdem er vier Jahre lang mitten im Treiben einer zügellosen Jugend sich bewegt hatte, plötzlich von dem unwiderstehlichen Triebe nach gänzlicher Veränderung seines Lebenswandels ergriffen worden war; derselbe, der, nachdem er in dem Glauben seiner Kindheit kein Bollwerk gegen die Sünde entdeckt hatte, mit einem Male von einem Aeußersten in das andere überging, mit ganzer Seele Priester geworden war und in diesem Berufe das Mittel suchte, um zur Heiligkeit zu gelangen. Er war durchaus kein alltäglicher Egoist geworden. Sein gefühlvolles Herz und seine lebendige Einbildung verfolgten ihn fortwährend mit der Erinnerung an das Vergangene. Fast täglich stand das Bild seiner früheren Genossen, mit Ruardi an der Spitze, vor seiner Seele. Er kannte ihr Schicksal, und sowohl die Orte ihres Aufenthalts wie die hervorragendsten Einzelheiten ihres Lebenslaufes waren ihm bekannt. Wäre seine Kenntniß des menschlichen Herzens oberflächlicher, oder er von der Unentbehrlichkeit der göttlichen Gnade, deren Einwirkung er selbst Alles zu verdanken hatte, weniger überzeugt gewesen, so hätte er versucht, die Genossen seiner Jugend zur Buße und Bekehrung zu führen. So aber gedachte er ihrer nur in seinen Gebeten. Einer davon war im dreißigsten Jahre in Folge seiner Ausschweifungen zu Grunde gegangen, von den anderen waren einige angesehene Personen geworden, aber mit ihrer inneren Besserung war, seiner Ansicht nach, kein Fortschritt geschehen, und sie hatten noch das Gute, wodurch sie ihn früher anzogen, in der Gewöhnlichkeit ihres Lebens abgelegt. Zwei oder drei davon hatten sich sogar einen Namen im öffentlichen Leben und in der Wissenschaft gemacht, aber auch in ihrem Wirken konnte Stephenson keine Spur jenes höheren Lebens entdecken, dem er selbst, seit er ihnen entfremdet war, seine seligsten Augenblicke verdankte. Das meiste Ansehen in der Welt war von allen diesen Freunden Ruardi zu Theil geworden, aber in einer Weise, die betrübender schien als alles Andere. Ruardi hatte stets als der klarste Kopf von Allen gegolten und nun hatte er sich einer Philosophie in die Arme geworfen, die nichts Anderes war als eine Rechtfertigung seiner eignen Laster. Sein ganzes Leben war gewissermaßen eine große Lüge geworden. Aeußerlich beugte er sich vor den Gesetzen der Gesellschaft und übertrat nicht eines derselben, aber im Stillen mißbrauchte er seine Talente und entheiligte seinen Beruf, um seinen schlechten Neigungen zu fröhnen. Die Welt sah in ihm einen Wohlthäter der leidenden Menschheit, während er für Hunderte seiner Mitgeschöpfe gefährlicher war als eine Epidemie.

* * *

Stephenson's kirchliche Ansichten spielten in seinem Urtheil über Ruardi eine viel größere Rolle, als er sich selbst eingestehen wollte, und vielleicht würde es ihn Mühe gekostet haben, bessere Gründe für seine

Frömmigkeit anzuführen, als der Andere sie für seine Lebenskunst beizubringen pflegte. Aber Stephenson war einer derjenigen Menschen, die nicht zuerst nach Beweisen fragen, wenn es sich darum handelt, was sich zieme oder nicht, sondern mit ihrem Gefühl zu Rathe gehen. Das überlieferte und allgemein angenommene Sittengesetz besaß für ihn einen unantastbaren Charakter und seine Ehrerbietung vor dem Katholicismus wurzelte besonders darin, daß es ihm schien, als gebe dieser dem Sittengesetze die höchste Weihe. Er frug nicht nach dem Warum dessen, was er Tugend und Heiligkeit nannte, die im Zusammenleben geltenden Begriffe von Gut und Böse waren in seinen Augen nicht der Ausdruck für irgend eine Beziehung, wie kalt und warm, oder fern und nah, sondern sie trugen einen göttlichen Charakter und Alles, was dagegen stritt, war vom Uebel. Doch je fester es bei ihm stand, daß Ruardi, von dem er mehr wußte, als diesem angenehm sein konnte, in die Ordnung der sittlichen Ungeheuer gehöre, um so mehr hatte er es für seine Pflicht gehalten, ihm einmal unter die Augen zu treten, obgleich er nicht ins klare kommen konnte, wie dies zu bewerkstelligen sei. Dem Manne, an dessen Ausschweifungen er seiner Zeit Theil genommen hatte, konnte er nicht wie einem Fremden gegenübertreten, am wenigsten aber konnte er ihm gegenüber sich auf seinen Charakter als Priester berufen. Jeder derartige Versuch mußte ihm als geistlicher Hochmuth oder als Heuchelei ausgelegt werden. Instinctiv fühlte er, daß gerade jener Sinn für das Heilige und Reine, welcher nothwendig war, um seine Absicht zu begreifen, bei Ruardi nicht zu finden sein würde. Aber jetzt gab sich seit zwanzig Jahren zum ersten Male die Gelegenheit, um Ruardi unter vier Augen zu zeigen, wer er sei. Zu schreiben wäre eine Feigheit gewesen und würde einen Mangel an sittlichem Muth verrathen haben, den er sich nicht konnte zu Schulden kommen lassen. Stephenson wußte wohl, daß Ruardi gegenüber jener Schimmer von Heiligkeit, den er in den Augen seiner Gemeinde bereits hatte, nicht Stand halten konnte, aber er ging ja auch nicht seiner selbst wegen, sondern er betrachtete die Angelegenheit wie eine höhere Sendung; es mußte für die Bedürfnisse einer Verlorenen gesorgt werden, er war zum Werkzeug dazu auserſehen und er ging.

III.

Als Stephenson in G., wie sein Aufenthaltsort hieß, in den Eisenbahnwagen stieg, entging es ihm, daß in dem Wagen vor ihm zwei Herren saßen, wovon der eine Robert von Kortener war und der andere für uns vorläufig noch ein Fremdling ist. Der Verfasser würde es für seine Eigenliebe schmeichelhaft finden, wenn es dem Leser einigermaßen interessant wäre, zu erfahren, weßhalb Robert sich nicht mehr zu A. befand, wo er doch mit seinem Onkel Geschäfte abzumachen hatte, und was ihn nach M. führte, wo er, so viel wir wissen, gar nichts zu thun hatte; aber der Verfasser kann versichern, daß es vorläufig wichtiger ist, die Bekanntschaft mit Dr. Ruardi noch eine Weile fortzusetzen, als jetzt schon in Geheimnisse eingeweiht zu werden, die noch früh genug an das Licht kommen.

Der Hausknecht Jakob war zu sehr von dem Ansehen seines Herrn überzeugt, als daß er gewagt hätte, den Lauscher zu spielen; er hatte mit einer großen Anzahl Seinesgleichen die Anhänglichkeit an seine Stelle gemein, oder vielmehr, die Furcht, dieselbe zu verlieren, und er unterdrückte daher häufig die auftauchende Neigung zu schlimmen Händeln. Er hörte nichts und ebensowenig, wie er etwas hörte, sah er etwas. Die Schlüssellöcher in Dr. Ruardi's Wohnung waren nicht so eingerichtet, daß man durch dieselben etwas wahrnehmen konnte, und Alles, was Jakob zur Essenszeit seiner Frau über den ungewöhnlichen Morgenbesuch bei dem Doctor erzählen konnte — Jakob war insofern verheirathet, daß er die Sorge für seine sieben Kinder deren Mutter überließ und seinen eignen häuslichen Herd nur wie ein Kosthaus betrachtete — bestand in einer Zusammenstellung seiner eignen Vernunft, er hatte nichts gesehen und nichts gehört; hatte weder die gegenseitige Verlegenheit bemerken können, durch welche das Gespräch sich anfänglich auszeichnete, noch den Kälte- und Wärmegrad im Verlauf desselben beobachtet, nur das eine

wußte er, daß der Herr Pastor, als er nach Verlauf einer Stunde die Treppe wieder hinunterging, die deutlichsten Spuren großer Enttäuschung in Gesicht und Haltung gezeigt hatte.

Wir lassen hier im kurzen dasjenige folgen, was Eduard Stephenson, nachdem er den Zweck seines Besuchs vorgetragen hatte, von Dr. Friedrich Ruardi zur Antwort bekam.

„Wenn ich nicht Alexander wäre, lieber Freund, möchte ich Diogenes sein, dies mag Ihnen zeigen, daß ich Ihre Gefühle achte, wenn ich sie auch nicht theilen kann. Als der Teufel fromm wurde, sagt das Sprichwort, war er ein alter Mann, und ich habe die Absicht, diesem Beispiel erst am Tage meines Begräbnisses zu folgen. Aber dies bei Seite. Ihr Priester aller Confessionen seid meiner Ansicht nach die Vertreter einer Auffassung der menschlichen Natur, die mir unmenschlich erscheint. Ihr Herren von der theologischen Facultät seid in unserem Gesammtleben ein wichtiges Element und meine Stellung bringt es mit sich, daß ich den Hut vor euch abnehme. Ihr bildet ganz allein eine einflußreiche Polizeimacht und die Regierungen thun in gewissem Sinne sehr wohl daran, daß sie euch nicht vor den Kopf stoßen, denn sie können eure Hülfe ebensowenig entbehren wie die des Militärs und der Presse. Nichtsdestoweniger halte ich euch und eure Lehre für den Krebsschaden der Gesellschaft. Entbehren ist der Grundton eurer Lehre, Genießen der Grundton der meinigen, die darum ebenso gesund ist, wie die eure krank. Lasset uns essen und trinken, denn morgen sterben wir, ist, mit Erlaubniß, ein vortrefflicher Grundsatz, und da ich diesen Grundsatz zur Ausführung bringe, bin ich euer Feind. Ihr Theologen dichtet dem menschlichen Leben, gleichgültig aus welchen Nebenabsichten, ein Ziel an, nach welchen eigentlich Niemand strebt, denn in Wahrheit bekümmert sich kein Sterblicher um etwas Anderes als Speise und Trank, es sei denn, daß man, wie ich es thue, in der Liebe eine Ableitung fände. Die Liebe und der Hunger sind die beiden Pole, zwischen denen sich das menschliche Leben bewegt, und alle eure Weisheit kann gegen diesen Satz nichts Stichhaltiges vorbringen. Sie verlangen von mir eine Gabe für die junge Person, die, wie Sie sagen, durch meine Schuld unglücklich geworden ist. Die Gabe werde ich ihr zukommen lassen, aber gegen die Anschuldigung protestire ich. Ich habe das Mädchen nicht unglücklich, sondern in gewisser Beziehung glücklich gemacht, und es ist nicht meine Schuld, daß diese glückliche Zeit so kurz gedauert hat. Sie hat im Umgang mit mir vielleicht das größte Glück ihres Lebens gefunden und daß diese Augenblicke sich nicht verlängerten, lag daran, daß es ihr an den Mitteln gebrach, mich länger zu fesseln. Wie bei einer großen Rosenzucht, wo man in den Feldern voll gewöhnlicher Sorten hier und da einzelne seltene Arten sich bilden sieht, die allein Werth haben, während die Masse der Rosen werthlos ist, so ist es auch mit den Menschen. Das mehr oder weniger vollkommene Glück eines Einzelnen erbaut sich immer auf der Sklaverei oder dem Mißgeschick von hundert Anderen. Das Gesetz der Selbsterhaltung ist ein tyrannischer Meister, und wer nicht herrscht, wird gebraucht, dagegen giebt es kein Mittel. Ihr Herren von der Facultät predigt den Menschen, daß sie ihr Glück in der Erfüllung ihrer Pflicht finden sollen. Meiner Ansicht nach ist das nur ein Umweg. Die Lust ist mein Leben, und nur wenn ich sie gebüßt habe, finde ich Ruhe. Es war eine Zeit, da wünschte ich mich zu verheirathen, und ich that es, aber was damals gut war, würde jetzt, wenn mich das Schicksal nicht von dem Joche befreit hätte, meine größte Qual sein. Jetzt scheint es mir, daß ein freies Junggesellenleben mein Beruf ist,und es bestärkt mich darin das Beispiel so manchen Künstlers von außergewöhnlichem Talent, der in der Sorge um Frau und Kind unterging und den Tag verwünschte, an dem er seine Freiheit opferte. Und hat die katholische Kirche nicht selbst den höchsten Preis auf das Cölibat gesetzt? Allerdings in anderem Sinne, denn, was Ihr Heiligkeit nennt, nenne ich Entartung. Nicht ihr seid die wahren Priester, sondern ich, der ich ein Evangelium predige, das älter ist und gewiß auch länger dauern wird als das eurige."

(Forts. folgt.)

Die Literatur der Niederlande.*

Von
W. Hoffner.

Mit den Niederlanden verknüpfen uns nicht die Bande des Blutes allein, sondern bemerkenswerthe Verwandtschaften in socialer, politischer und literarischer Beziehung. Bis tief in das Mittelalter hinein erscheint die niederländische Sprache und Literatur noch nicht wesentlich von der niederdeutschen getrennt, und erst die politische Entwicklung des niederländischen Stammes bewirkte auch eine geistige Absonderung. Aber es bleibt eine bemerkenswerthe Verwandtschaft zwischen der Entwicklung des nüchternen Bürgerthums in den niederdeutschen und niederländischen Städten. Politisch betrachtet, ist die Republik der Niederlande eine der größten Erscheinungen der neueren Geschichte, am nächsten vergleichbar mit der gegenwärtigen Verfassung unseres deutschen Staatenbundes; wenn die Niederlande zwei Jahrhunderte zwischen republikanischen und monarchischen Bestrebungen hin und her geschleudert waren, und ihr mächtigster Einzelstaat mit der großen oranischen Dynastie, den mächtigen Feldherrn der Republik, unablässig haderte, wenn solchergestalt die kühne niederländische Staatenbildung rasch ihrem Untergang entgegeneilte, so bietet die bei uns entwickelte Monarchie einen festeren Einheitspunkt für die Conföderation der Einzelstaaten, als den Niederländern vergönnt war. Auch zwischen der literarischen Entwicklung beider Länder bestanden jederzeit Verbindungen. Aber die Blüthezeit der holländischen Literatur wirkte wenig auf Deutschland herüber, und die große Entfaltung unserer eigenen Literatur und Wissenschaft seit dem 18. Jahrhundert ward in den Niederlanden wohl von Einzelnen mit Begeisterung verfolgt, aber sie fand dort ein eigen geartetes Volk vor, welches mit der ganzen Sicherheit und nüchternen Abgeschlossenheit niederdeutschen Wesens die eigenen gesellschaftlichen, religiösen und intellectuellen Zustände festhielt und schützte, nicht einmal geneigt, der umfassenden idealen Bewegung, die aus dem stammverwandten Deutschland herüberkam, zu folgen. Erst unser Jahrhundert sah wieder einen intellectuellen Austausch zwischen diesen nächst verwandten Ländern. Doch stehen uns auch heute noch die Arbeiten der Belgier, z. B. die historischen Untersuchungen eines Laurent, die Romane eines Conscience näher als die holländischen Philosophen und Dichter. Umdichtungen jener meisterhaften holländischen Novellen, welche mit einer überaus behaglichen Heiterkeit die vertraulichen Züge des Familienlebens darstellen, haben in Deutschland ein ebenso gerechtes als lebhaftes Interesse hervorgerufen, und ein Schriftsteller wie Jonckbloet kann durch seine Einführung in die niederländische Literatur solche Gemeinsamkeit nur fördern; denn sein Werk steht durch umfassende Gelehrsamkeit, echt historische Gesichtspunkte und klare Vollendung der Form auf der Höhe der Literargeschichtschreibung. Es ist für uns auch noch ein gewichtig politisches Interesse, daß aus der gegenseitigen Bekanntschaft so nahe verwandter Völker eine innere Befreundung werde.

Die Abtrennung des niederländischen Stammes ward hauptsächlich durch seine politische Entwicklung bewirkt. Flandern, der ursprüngliche Kern der niederländischen Nation, stand politisch nicht unter deutscher, sondern unter französischer Oberherrschaft; und an die durch diese Zwischenstellung bedingte eigenthümliche Ausbildung des flämischen Wesens schlossen sich bald die Nachbarländer im Norden und Osten, zunächst Holland und Brabant, an. Die eigentliche Entstehung der niederländischen Literatur läßt sich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts ansetzen. Eine der hervorragenden Ursachen dieses Vorganges lag in der nahen Verbindung der deutschen Niederlande mit den französisch redenden Landesgenossen. Als sich im zwölften Jahrhundert die nordfranzösische Bildung glänzend entwickelte, fand sie bei dem wohlhabenden Mittelstande der Niederlande eine wohlwollende Aufnahme, die ihr in den entsprechenden Schichten der Deutschen versagt blieb. Ein hervor-

* W. J. A. Jonckbloet's Geschichte der niederländischen Literatur von Wilhelm Berg in Rotterdam. Mit einem Verzeichniß 2c. versehen von Ernst Martin, Professor in Freiburg im Breisgau. Leipzig 1870.

ragedes Denkmal der Verschmelzung ist der Reinaerd, in welchem ein echter Ausdruck des niederländischen Geistes vorliegt. Denn dies ist ja für die Entstehung niederländischen Wesens das Entscheidende; an den Ausgängen des Reiches zwischen Wasser und Land, zwischen nordfranzösischer und niederdeutscher Cultur entfaltet sich ein mannigfaches Sonderleben, farbenreich und vielgestaltig, mehrsprachige Kleinstaaten; ein Verbindungsglied zwischen deutschem und welschem Wesen. Lange behauptete Frankreich die Lehnshoheit über Artois und Flandern, Deutschland das Herrscherrecht über die norddeutschen Niederlande. Lange standen die dem festländischen Handel zugewandten Ostseeprovinzen fremd und beinahe feindlich neben dem seefahrenden Westen, welchen reger Handelsverkehr mit dem nahen England verband. Mitten durch den Mauerring von Brüssel geht die Völkerscheide. Und an keiner Stelle Europa's vollzog sich radicaler die große Umgestaltung, welche in der abendländischen Gesellschaft im Mittelalter wirksam zu werden begann. Schon im 13. Jahrhundert ertrotzten sich die Bürger der Hafenstädte des Niederlandes Freibriefe von ihren Grafen und Herzögen; die Weltmärkte von Gent und Brügge gründeten im Verein mit den kleineren Communen die flämische Hansa, und wie oft sah man diese trotzigen Bürger sich sammeln auf ihren Freitagsmärkten, um mit riesigem Feldgeschütz gegen den Edelmann oder den Landesherrn zu ziehen. Die Emancipation des dritten Standes vollzog sich. Der Gang dieser großen Thatsache war gewesen: aus Leibeigenen wurden Zinspflichtige; wenn diese noch kein Eigenthum besaßen, sondern nach ihrem Tode das Erworbene an den Herrn zurückfiel, wenn so die große Sprungfeder im Verkehr des neuen Europa's, der Reiz zur Ansammlung und Sparsamkeit für die nächste Generation noch nicht bestand, so änderte sich dies; der Herr constatirte nur noch sein Recht auf die Nachlassenschaft des Zinspflichtigen, indem er ein Stück Vieh auswählte. Von dieser Umwandlung ab erhob sich der dritte Stand. In ihren immer größer werdenden Centralpunkten entwickelte sich die neue Ordnung der Dinge am schnellsten, und der Augenblick kam, in welchem die Fürsten das Band der Leibeigenschaft freiwillig lösten, da es von selber zu springen drohte. Das vorherrschende Problem der didaktischen Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts in den Niederlanden war die Lage und die neueren Zustände dieses dritten Standes. Nur kurze Zeit traten noch hier inmitten dieser stetigen fortschreitenden Bewegung extreme Tendenzen hervor, communistische Träume; diese drohende Gefahr zog an den Niederlanden vorüber.

Das Eintreten dieses neuen und kräftigen Factors, des dritten Standes, brachte aber nicht nur auf dem gesellschaftlichen, sondern ebenso auf dem literarischen Gebiet eine vollständige Umwälzung hervor.

Niemals hatten die Niederländer an der Ritterpoesie, dem Ausdruck einer feudalen Staatsordnung, einen wahrhaft productiven Antheil genommen. Ja, der realistische Sinn dieser Bevölkerung schuf schon das originalste niederländische Werk vor dem Eintritt der bürgerlichen Literatur des 13. Jahrhunderts, den Reinaerd. Reinecke Vos, das Lieblingsgedicht niederdeutschen bürgerlichen Scherzes, ist in den Niederlanden zur Welt gekommen. Und das Epos, welches die Geschichte dieses Helden erzählt, dünkt mich mehr Aussicht auf einen immer neuen Kreis theilnehmender Leser als irgend eines der Ritterepen, welche sich gleichzeitig mit ihm in dem feudalen Europa gebildet, zu haben. Welche Wanderungen hat es durchlebt? Die uralten Erzählungen von Thieren bildeten sich im Osten zu Thierfabeln, bei den Germanen zum Thierepos, vor allem aber Fuchs und Wolf als die interessantesten Charaktere unserer Waldgründe beschäftigten den dichtenden Volksgeist. In Nordfrankreich ward das Epos von ihnen gepflegt, Geistliche in ihrer Einsamkeit ergötzten sich daran, solche Geschichten auszuschmücken und zu erzählen, bis dann endlich ein flämischer Dichter aus solchem Stoff den berühmten Reinaerd gestaltete, sein Werk in vielen Sprachen Europa's Aufnahme fand, und auch bei uns durch Goethe ein volksthümlicher Besitz geworden ist. Dieses Werk des flämischen Dichters erweist sich nach den Untersuchungen Jonckbloet's als keineswegs in sklavischer Abhängigkeit verglichen mit seinem fran-

zösischen Vorbild, sondern als eine selbständige Schöpfung von hervorragender Kunst und einer plastischen Objectivität der Schilderung, welche ihn weit über die französische Thiersage hinaushebt. Er bildete sich aber nicht viel vor 1250. Der Fuchs Renard ist in diesem Kunstwerke das Bild des alltäglichen Menschen und seiner Gesinnungen, oder auch ein Typus des flämischen Städters jener Tage; denn ohne Frage ist von dem Dichter der Kampf seines listigen Helden mit der rohen kriegerischen Gewalt des Bären nicht absichtslos ausgeführt worden: es klingt in diesem Epos etwas von der Siegesheiterkeit des schmiegsamen, gewandten, listig aufstrebenden Bürgerthums gegenüber den feudalen, kirchlichen Mächten.* Und so bereitet dies Werk die breite, lehrhafte Dichtung vor, welche in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts anhob, und als ein Ausdruck der Umgestaltung in der niederländischen Gesellschaft betrachtet werden darf.

Der Reformator der niederländischen Literatur im Sinne einer bürgerlichen, lehrhaften Dichtung war Jakob von Maerlant. Der Höhepunkt seines Lebens fällt in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts; er war ein Flamländer, und nach der Ueberlieferung Stadtschreiber oder Canzlist in Damme. Die ersten Werke, welche wir von ihm besitzen, Troja und Alexander, sind noch in dem romantischen Geiste der Ritterpoesie; aber von den Abenteuern, Liebes- und Heldenthaten ritterlicher Helden wandte er sich zur Darstellung einer bürgerlichen Weltweisheit; seine Reimbibel und sein Spiegel historial sind die Hauptwerke seines Lebens. Die Reimbibel verwickelte ihn in Kämpfe und Untersuchungen von Seiten der Geistlichkeit. Alle Fragen der Zeit bewegen ihn überhaupt lebendig; in einem der älteren Gedichte behandelt er mit dem Feuer einer praktischen Geistesrichtung die Frage der Leibeigenschaft und ihrer Ursachen und verliert sich in Betrachtungen, welche dem Communismus nahe stehen. In einem anderen seiner Werke, Heimelijkheid der Heimelijkheiden, behandelt er die Aufgabe der Staatswissenschaft und das Leben eines Regenten. In seinem Hauptwerk aber, dem Spiegel historial, umfaßt er den Inbegriff der allgemeinen Geschichte. Alle diese Werke schließen sich an fremde Originale an, entwickeln aber in ganz selbständiger Tendenz den Gehalt derselben. So erscheint von besonderem Interesse, wie er im Spiegel eine kräftige Polemik gegen die großen französischen Poeten des Gral, des Parcival und anderer Ritterdichtungen zufügt: sie alle bezeichnet er als Lügenpoeten, seine eigene lehr- und wahrhafte Dichtung ihnen gegenüberstellend. Es ist ein Zug in dieser Natur, welcher auch an deutsche Satiriker erinnert; er war sich der Tragweite seiner kraftvollen Opposition nicht bewußt. Mit der Geistlichkeit im Streite, fühlte er sich als ein treuer Sohn der Kirche, kühn für Freiheit und Gleichheit kämpfend, empfand er nicht, daß er die ganze gesellschaftliche Ordnung des feudalen Europa's in Frage stellte; die Lügensprache der französischen Dichter bestreitend, schien er nicht zu ahnen, wie voll von Fabel Historie und Religion seiner Zeit waren. Aber wie er nun war, sich nüchtern einschränkend, in seinen Grenzen bürgerlich selbstbewußt, eine nicht tiefe aber breite Gelehrsamkeit ruhigen Muthes auf die Hauptfragen seiner Zeit anwendend, populär selbst durch das mittlere Maß seiner Kritik, ist er von reformatorischem Einfluß in der niederländischen Literatur seiner Zeiten gewesen, und eine weit wirkende bürgerliche Literatur hat sich an ihn angeschlossen. In den Städten erwachte ein ganz neues Interesse für Geschichtschreibung. Darüber hinaus reicht die Thätigkeit des am meisten hervorragenden Schülers von Maerlant, Jan van Boendale oder de Clerk. Mit den angesehensten Männern seiner Zeit im literarischen Verkehr, faßte er mit derselben praktischen Energie die bürgerlichen Probleme seiner Zeit ins Auge, wie dies Maerlant gethan hatte, doch ist ein Unterschied bemerkenswerth: die communistische Färbung in der Auffassung der Gesellschaft ist verschwunden,

* Hier möge denn auch mitgetheilt werden, daß demnächst eine erste kritische Ausgabe des Romanes Reinart von Herrn Ernst Martin zu erwarten ist. Bartsch in Heidelberg, welcher dieselbe Absicht hatte, hat sie zu Gunsten Martin's aufgegeben, und ein kurzer Bericht Martin's (Examen critique des manuscrits du roman de Renart. Bâle. Schweighauser 1872), Jonckbloet gewidmet, theilt mit, daß das Erscheinen dieser interessanten Ausgabe nahe bevorsteht.

und man erkennt daraus die größere Sicherheit, welche die neue Ordnung der Dinge erhalten hat, andererseits ist der religiöse Liberalismus wesentlich fortgerissen, und seine Angriffe wenden sich von den Lastern der Priester gegen die Gebrechen der Kirche; sagt er doch bereits eine Kirchenreformation voraus. Nur zwei Stände erscheinen ihm als Träger der Sittlichkeit und gesellschaftlichen Ordnung: die Bürger und die Bauern. Die letzten Werke seines Lebens zeigen ihn gemäßigter noch in seiner politischen Auffassung; mögen nun Studien diese Aenderung hervorgebracht haben oder die Erfahrung, daß auch die nunmehr zum Luxus voranschreitende bürgerliche Gesellschaft Gefahren in sich barg: er behauptete nunmehr eine göttliche Einsetzung der Obrigkeit.

Und hier ist nun höchst merkwürdig, wie die Reaction gegen die nüchterne Einseitigkeit dieser bürgerlichen Literatur, welche nicht ausbleiben konnte, doch sich gänzlich unproductiv erwies. Sie war getragen von der ritterlichen Literatur Frankreichs; die Bearbeitung des berühmten französischen Romanes von der Rose war ihre wirksamste Leistung. Eine große Anzahl von Handschriften romantischer Gedichte, welche im 14. Jahrhundert geschrieben wurden und sich bis auf uns erhalten haben, zeigt, wie eifrig man wieder Ritterromane in die Hände nahm. Auch versuchte man, sie entweder im rein bürgerlichen Sinn umzubilden, oder im revolutionär-aristokratischen Geiste. Aber in keinem dieser beiden Fälle gelang es, etwas Erfreuliches zu Stande zu bringen. Diese Dichtung der letzten ritterlichen Zeiten in ihrer grenzenlosen Ungebundenheit brachte keine tiefere Wirkung inmitten der holländischen Gesellschaft hervor.

Aus dem 14. Jahrhundert sind denn auch die ältesten weltlichen Schauspiele, die uns aus den Niederlanden erhalten sind. Diese Stücke haben deutlich erkennbar einen theilweise sittlichen Zweck; die gewissenlose Selbstsucht, der Adelsstolz, das prahlerische Ritterwesen werden der Kritik des Lebens selber unterworfen. In solchen Stücken herrscht dann dramatische Verknüpfung und lebendige Handlung, und nur die Tiefe in der Auffassung der Charaktere fehlt noch. Possen stehen neben diesen höheren dramatischen Werken, einfach erfunden, aber in lebendiger Darstellung das unterste Volksleben vergegenwärtigend. Hier waren trotzdem volksmäßige Kräfte, lebendige Poesie thätig, und wenn in jener lebhaften Dichtung des Maerlant und seines Nachfolgers Betrachtung und Beweisführung bleischwer auf der Phantasie lasteten, wenn es der Reaction romantischer Dichtung nicht gelang, die Poesie zu reinerer Geltung zu bringen, weil ihr der positive Grund fehlte, der Boden, in welchem neue Schöpfungen Wurzeln treiben konnten: hier, in dem naiven und anschaulichen Volksdrama, entsprungen auf dem Boden echter volksmäßiger Bedürfnisse, Begebenheiten und Charaktere anzuschauen, war der Punkt, von welchem die Fortbildung ausgehen mußte. Auch hier lag eine Fülle dichterischer Stoffe und Formen vor, Ausdruck des inneren dichterischen Lebens des niederen Volkes, vom Mittelalter her in ihm mächtig entwickelt. Das ritterliche Epos und das volksmäßige Drama waren die beiden echt dichterischen Schöpfungen der höchsten und niedersten Stände. Das Drama wenigstens hatte lebendigen Boden.

Da traten etwa um das Jahr 1500 die großen Ereignisse ein, welche sowohl im Reich der Ideen als in dem der Thatsachen eine ungeheure Umwälzung hervorgebracht und das niederländische Drama in seiner Entwicklung aufgehalten haben. Die Literatur in den Niederlanden nahm eine solche Wendung, daß sie aller Volkspoesie entgegenarbeitete. Die Renaissance trat hervor und während sie den Niederlanden die geistige Herrschaft über Europa in verschiedenen Kreisen der höheren wissenschaftlichen Cultur gewährte, brach sie die volksthümliche Entwicklung. Es giebt wenig Punkte, an welchen die Doppelseitigkeit aller intellectuellen Veränderung so deutlich hervortritt, als diese zwiefache Wirkung des Alterthums auf die geistige Entwicklung der neueren Völker.

Mit dieser intellectuellen Veränderung kreuzt sich eine nicht minder folgenreiche politische. Von der Regierung Philipp's des Kühnen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts tritt die Politik der Centralisation in das Gewirr selbständiger Gemeinwesen an den Ausflüssen des

Rhein; die behagliche Entfaltung des Bürgerthums findet sich der Dynastie der burgundischen Valois gegenüber, welche geradenwegs dem Einheitsstaat entgegensteuern. Der Schwerpunkt dieser burgundischen Macht ruhte in den Südprovinzen und von dem Glanze des Brüsseler Hofes geben die Grabmäler Karl's des Kühnen und seiner schönen Tochter noch heute Kunde. Die Macht und die Einheitspolitik der Valois ging auf die Habsburger über; Karl V. liebte Flandern und verstand in diesem Lande des reichen Bürgerthums als ein geborener Niederländer sich geltend zu machen.

Welch' eine Veränderung vollzog sich in diesem Jahrhundert! Philipp I. regierte noch einen mittelalterlichen Staat, und Karl V. sah sich bereits in einer Ordnung der Dinge, welche ganz und gar der neueren Geschichte angehört. Es war ein Zeitraum, in welchem Entdeckungen und Erfindungen und ein unglaubliches Wachsthum des materiellen Wohlstandes unbeschreibliche Veränderungen hervorbrachten. Die Entdeckung von Amerika und der Weg von Ostindien verlegten den Gang des Handels und bewirkten so eine gewaltige Veränderung im Verkehre des westlichen Europa's. Die Niederlande wurden nunmehr das reichste Staatengebiet Europa's. Die großen Geldmächte der Epoche, die Fugger und Welser, schlugen ihre Comtoirs an der Schelde auf.

Solchen Zeiten entsprach die üppige Wendung in der Kunst; trat doch nunmehr an die Stelle des einfachen Spitzbogenstils der sogenannte flammende Stil, der seinen Namen von der flammenden Ornamentik der Rosen und Fenster hatte. 1402 wurde das herrliche Rathhaus von Brüssel begonnen, um dessen Fenster jener üppige flammende Stil seine phantastischen Ranken schlingt. Und im Inneren dieser Gebäude, der kirchlichen zumal, blicken von den Wänden die sprechenden, lebenswahren, farbengewaltigen Gestalten eines Hubert und Jan van Eyck, eines Rogier van der Weyden und Hans Memling. In den Hallen dieser Kirchen erklang zuerst die neuere Musik.

Während so die höchsten Kräfte der Phantasie in dieser Nation unter dem mächtigen Antrieb eines Fortschrittes thätig waren, ist die Dichtung ihrer gänzlich baar. So mächtig bestimmte der Humanismus die Richtung aller literarischen Thätigkeit. Beherrschte doch Erasmus von Rotterdam im Beginne des 16. Jahrhunderts die humanistische Bewegung Europa's. Die Dichter dieser Zeiten sind die Rederijker; es waren das Theilnehmer literarischer Vereine, deren Name schon den Zusammenhang mit den Humanisten zeigt. War der Dichter der aristokratischen Zeit von Schloß zu Schloß gewandert, hatte er alsdann in der bürgerlichen Gesellschaft in den Häusern der Patricier und ihrer Geselligkeit, oder auch inmitten des Volkes, seiner Bühne und seiner Festtage, seine Heimath gehabt, so führte das Zusammenleben in den Städten nun auch ganz naturgemäß zu Versuchen der Association, und wie überall die Genossen desselben Berufes sich zu Gilden vereinten, so geschah das nun auch unter den in den Städten angesessenen Poeten; in den Niederlanden, wo das bürgerliche Element so mächtig war, haben diese Poetengilden zuerst volle Entwicklung gefunden, hier stieg ihre Anzahl dergestalt, daß in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehr als 200 solche Kammern bestanden, und zumal in Südniederland kaum ein ansehnliches Dorf zu finden war, das nicht mit einer solchen dichterischen Vereinigung prunken konnte, obwohl doch damals bereits ihre Blüthe gebrochen war. Der Mittelpunkt der dichterischen Thätigkeit dieser Kammern war im echten Geiste der freien Städte des 16. Jahrhunderts Anordnung großer Feste, ihrer Aufzüge und ihrer dramatischen Darstellungen. Fragen wurden hier den Festgenossen aufgegeben und in wetteifernden Gedichten beantwortet; allegorische Aufführungen, historische Stücke und Possen wurden dargestellt. Nicht Poesie war hier der Mittelpunkt, sondern die Interessen des unter der Einwirkung des Humanismus und der religiösen Reform sich nun auch zu einer ihm eigenen Gesittung zusammenschließenden Bürgerstandes. So wurden diese Aufführungen Vorgänge von praktischer Tragweite. Das poetische Fest von Gent aus 1539 behandelte die höchsten religiösen Probleme, und ihm ward ein großer Einfluß auf die Ausbreitung der Reformation in den Niederlanden beigelegt. Aber in jenen Tagen

war Zweifel und Meinungsverschiedenheit auf kirchlichem Gebiete der Beginn von Empörung gegen die herrschende spanische Monarchie auf politischem. Das Fest von Brüssel von 1562 behandelte weitergehend die ganze Lage des Landes unter der Einwirkung der kirchlichen Gegensätze; die Refrains dieser Festtage schildern den jammervollen Zustand des Landes „so entsetzlich durch Glaubensverschiedenheit zerrissen, um dessentwillen man einander, gegen Gottes ausdrücklichen Befehl, haßt und verfolgt"; sie ermahnen, gegründet auf eine wirklich weise, wohl durch den Humanismus gezeitigte Anschauung, „einen Jeden, den Zwist zu scheuen und sich zu bestreben, nur an Gott zu glauben und seinen Nebenmenschen zu lieben". In diesen Bewegungen tritt auch die „brabantische Sappho" auf, Anna Bijns. In dem Selbstgefühl der Schönheit und des Talents hatte ihre Jugend sich gesonnt; sie spricht später sehr hart über diese Zeit der Sünden und der Jugend; ihre dichterische Bedeutung erhielt sie, als sie den Kampf gegen die protestantische Lehre in ihren Refrains aufnahm; sie ist unter allen dichterischen Talenten jener Tage das am meisten hervorragende. Ihr gegenüber steht das Geusenliederbuch, Vertreter der populären protestantischen Strömungen. Die Kammern waren doch vorherrschend Träger dieser letzteren Richtung. Sie wurden Träger der kirchlichen Opposition und der politischen Revolution in den Niederlanden, zweier Regungen, welche gemeinsam aus der Stellung der bürgerlichen Gesellschaft zu der spanisch-katholischen Monarchie erwuchsen. Schon 1560 erscheinen daher Gegenmaßregeln seitens der bedrohten Gewalten: in einer Verordnung wurden alle Dichtungen verboten, die direct oder indirect Religion und Geistliche angriffen, und Censur über alle öffentlichen Aufführungen verhängt. 1583 wurde der Prinz von Oranien gezwungen, alle öffentlichen Spiele in Seeland zu verbieten, 1567 im Haag dasselbe Verbot, gegen Ende des Jahrhunderts mehrere Verbote seitens der Generalstaaten. Die Blutsentenzen Alba's trafen die Mitglieder der Kammern mit Verboten, weil er hier einen wichtigen Herd der Opposition sah. So erlagen sie der Gewalt, nachdem sie ihre geschichtliche Mission in weitem Umfange vollendet, den religiös-politischen Oppositionsideen Mittelpunkte zu schaffen und in die Dörfer mittleren Umfanges diesen Geist humanistischer und religiöser Aufklärung zu tragen. Von den Worten wandte man sich zu den Waffen.

Von dem Jahr, in welchem im Bildersturm die religiöse Revolution durch das Niederland raste (1566), dem folgenden, in welchem Alba mit seinem Heer an der Küste des Niederlands landete (1567), bis zu dem, in welchem das erschöpfte Spanien den niederdeutsch redenden nördlichen Niederlanden ihre Unabhängigkeit anzuerkennen gezwungen ward (1609), verlief jener große Freiheitskrieg, in welchem sich der kraftvollere nördliche Theil der Niederlande einen unabhängigen Staat gründete, welcher der Sitz der wissenschaftlichen und religiösen Freiheit ward. Hier vollzog sich in Europa auf Grund der Combination religiöser, humanistischer, finanzieller und politischer Interessen die erste glückliche Revolution, Begründung eines republikanischen Staates — ein Vorgang von nicht hoch genug anzuschlagender Tragweite für den Fortschritt eines neuen Staatsrechtes in Europa.

In der Erregung aller Kräfte des nationalen Lebens, welche diesen weltgeschichtlichen Proceß begleitet, erhebt sich die Ausbildung einer reinen holländischen Sprache und einer nationalen Literatur, die Ausbildung einer gewaltigen volksthümlichen Malerei, die Grundlegung einer wissenschaftlichen Glanzzeit von unvergleichlicher Bedeutung für Europa. 1581 ist Hooft, der berühmte Geschichtschreiber der Niederlande, geboren, 1577 Cats und 1587 Vondel, ihre beiden hervorragendsten Dichter (von dem Verfasser des Reinart abgesehen), 1606 Rembrandt, der große Maler dieses nordniederländischen protestantischen Staatenvereins, während in Rubens und van Dyk (1577 bis 1640; 1599 bis 1641) die reiche und schwelgerische Entwicklung der südlichen Provinzen unter spanischer Leitung ihren Höhepunkt erreichte. 1547 ist Justus Lipsius geboren, 1577 Gerardus Vossius, 1587 Hugo de Groot; fünf Universitäten erhoben sich im Verlaufe dieses Krieges, und erwarben Holland den Ruf des gelehrtesten aller Länder; Leyden empfing zum Lohne seiner unvergleichlichen Helden-

that seine glorreiche Universität, von welcher aus der große Scaliger die philologisch-historischen Studien Europa's beherrschte, der Fürst der Wissenschaften.

Erwägen wir noch einmal die Elemente, welche einer Bevölkerung geringen Umfanges im Verlaufe von Zeiten, in welchen bereits große Staaten sich gebildet haben, eine weltgeschichtliche Culturstellung geben, und sie den Handelsrepubliken von Milet, Athen, Venedig und Florenz zur Seite setzen.

Bürgerstädte mit freien Verfassungen, dicht an einander gedrängt, durch den Handel reich und mächtig geworden. Seit dem Mittelalter her in ihnen ein praktischer Sinn, Bewußtsein ihrer selbst, Entwicklung einer bürgerlichen Sitte bemerkbar, Religiöse Ideen unter ihnen mächtig, aber im Einklange mit ihrem Gesammtzustande praktischer und sittlicher Grundrichtung: so entsprangen hier unter den Geistlichen, unter Einwirkung des gewaltigen Bußpredigers Gerhard Groot, am Ausgange des 14. Jahrhunderts die Brüder des gemeinschaftlichen Lebens; eine Richtung auf den Frieden des eigenen Herzens, auf ruhige, sittige, häusliche Abgeschlossenheit durchzieht Alles, was in Nordniederland von kirchlichen Tendenzen heraustritt. Verwandten Charakter trägt die Literatur dieses Landstriches, in welcher die herrschende bürgerliche Gesellschaft einen Ausdruck ihres sittigen, ernsten, politisch-freien Zusammenlebens sucht. Eine solche thätige und praktische Bevölkerung mußte dann von der Reformation in der Genfer Form sich erst völlig befriedigt fühlen.

Diese Bevölkerung war ein heterogener Bestandtheil jener großen spanischen Weltmonarchie, die unter Karl V. den Höhepunkt ihrer Macht erreichte; absolutistisch, aristokratisch, katholisch war deren Charakter. Ein stiller Krieg zwischen der Staatstendenz, die von Madrid aus ein Weltreich lenkte, in dem die Sonne nicht unterging, und den Bedürfnissen und verbrieften Rechten dieses bürgerstolzen, reichen Landes herrschte von Anfang und war schon unter Karl V. fühlbar genug; denn Staats- und Glaubenseinheit in diesem ungeheuren Reiche war schon für Karl's Politik das naturgemäße Ziel. Philipp's Politik war nur das Erbe seines Vaters, sein ungeheurer Fehler, unter neuen Bedingungen sie um jeden Preis durchführen zu wollen. Denn wie entsprang doch aus diesem inneren Antagonismus der glorreiche niederländische Krieg? Der berühmte Protest der Edelleute von 1565 bezeichnet scharf und klar den Hauptgrund für die Steigerung der Gährung: la différence de l'un temps à l'autre; die streitbaren Schüler Calvin's mit dem furchtbaren Ernst ihrer religiösen Begeisterung haben nun die Herzen des Volkes gewonnen, und während die spanische Monarchie durch die Inquisition und ihr blutiges Werk sich entgegenstemmt, gewahrt man in Deutschland bereits die bedingte Glaubensfreiheit des sogenannten Religionsfriedens (1555). Im Drängen und Gegendrängen, wie in allen großen Gährungen zu geschehen pflegt, ward der Punkt erreicht, an welchem die Sturmfluth der bedrängten, sich steigernden Volksaufregung über die Dämme brach. Der Bildersturm brach im Sommer 1566 los. Ein natürliches Ergebniß, wenn erst die Opfer der Inquisition die Reiseprediger zu immer leidenschaftlicheren Doctrinen reizten; man kämpft mit solchen Mächten nur, wenn alle tiefen, furchtbaren Impulse im Volke erwachen: „Acheronta movebo.“ Die wüthenden Rotten in Antwerpen und Gent schmierten mit dem geweihten Oel ihre Stiefel und warfen aus den heiligen Schreinen Gebeine in den Koth der Straßen. Alba kam; er legte, das Steuerbewilligungsrecht der Staaten vernichtend, den zehnten Pfennig von jedem Waarenverkauf auf; nun schied sich das zähe Nordniederland im Kampfe gegen Spanien vom Süden, constituirte sich 1579 in der Utrechter Union und führte jenen glorreichen Krieg, der im Waffenstillstande von 1609 mit der Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande und ihrem Uebergewicht zur See endigte.

Unter solchen weltgeschichtlichen Bewegungen gestaltete sich zunächst Nordniederland seine Sprache. Der derbe Seemannsdialekt, entstellt durch fremdländische Worte, ward nun zur einheitlichen Schriftsprache ausgebildet. Und die Schule des Humanismus, die Kammern der Rederijker war der Ort für diese Fortbildung. Koornhert, 1522 geboren, Bürgermeister von Harlem, dann unter dem Prinzen von

Oranien Secretär der Staaten Hollands, ein kraftvoller, unerschöpflicher politischer Schriftsteller, dessen Aufsätze drei dicke Foliobände füllen, ein christlicher Philosoph, der die Grundgedanken der Bibel, des Cicero und Seneca in männlichem Geiste zusammenfaßte, schuf zuerst eine reine und kraftvolle Prosa, bildete durch die Arbeit der Uebertragung antiker Denker diese Sprache, welche vordem jeder abstracten Vorstellung gegenüber hülflos erschienen war, Sprache der Matrosen und der Kaufleute, während der Denker zum Latein griff, und gab schließlich in seiner „Kunst, richtig zu leben“ 1586 der Nation ein erstes originales Werk in wissenschaftlicher Prosa, ungekünstelt im Ausdruck, obwohl Seneca sein Muster war und Lipsius ihm seinen Beifall zollte. Hendrik Spiegel, 1549 geboren, der Freund und Genosse Koornhert's, entwickelte sich gleich ihm in der männlichen Schule der Alten und der Philosophie, er ward die Seele der Amsterdamer Kammer in ihrem Bestreben der Ausbildung einer reinen wohlgefügten holländischen Sprache, und die erste mächtig wirkende Sprachlehre der Nation war in erster Linie sein Werk. Und so konnte Scriver im Gegensatz zu der Reimerei in den zurückbleibenden Kammern aussprechen:

Du nur bist anderen Geistes, o kunstreich Amsterdam,
Auf deiner Bühne hat die Kunst, die lang' verloren,
Den Athem neu geschöpft, ist neu bei dir geboren.
Du hebst das Haupt empor; ich seh' aus sumpfgem Land
Es reichen in die Luft: Parnassus neu entstand.

Die Literatur, welche nunmehr entstand, steht gänzlich unter der mächtigen Einwirkung der gelehrten Renaissance. Die Nachahmung der kunstvollen antiken Prosa, zumal des Seneca, regierte den Stil der berühmtesten holländischen Dichter und Prosaiker. Die mühsame Arbeit der Gelehrsamkeit drückte sich aus in der feierlichen und förmlichen Haltung des Ausdruckes. Der Geruch der Studirlampe lag über der ganzen Form dieser Literatur. Als Hooft dem Prinzen von Oranien ein Stück seiner niederländischen Historie vorlegte, fand Oranien wenig Geschmack an der steifen Förmlichkeit dieser mit Zirkel und Richtmaß festgestellten Sprache, und Hooft selber meinte: „Die widrige Genauigkeit mißfällt mir selbst, und habe zuweilen in Rath gezogen, ob es nicht besser wäre, es freier gehen zu lassen in höfischem Deutsch.“ Unter diesem verstand man ein mit französischen Ausdrücken ganz durchwobenes Schriftdeutsch. „Wenn man aber,“ so fährt er fort, „diese Thür öffnet, so sehe ich nicht ein, wo hinaus man mit der Sprache will, und es wäre vielleicht nützlicher, in reinem Latein zu schreiben.“

Erwägt man diesen Thatbestand, daß die Elemente für eine schmiegsame, der Abstraction, des Schwunges und der Strenge des reinen Gedankens oder des ergreifenden Bildes fähige Sprache in diesem niederdeutschen Dialekt gänzlich fehlten, ähnlich wie in dem heutigen Plattdeutsch, alsdann fällt ein neues Licht sowohl auf die Gründe, aus denen die Poesie in dieser Sprache nie freien und hohen Flug gewann, als auf die, welche in diesem Lande der lateinischen Sprache im 17. Jahrhundert ein Uebergewicht erhielten, wie es bei den anderen großen Culturnationen lange nicht mehr bestand. Die holländische Sprache ist jederzeit als Literatursprache ein förmliches und abgezirkeltes Kunstproduct geblieben; nie wird in ihr der Strom der Ideen mächtig und in sicherer, lebendiger Deutlichkeit fließen, wie im Italienischen oder Deutschen, Englischen oder Französischen. Wie viel reicher hätte das geistige Leben dieser Culturnation sich entwickelt, hätte sie, wie offenbar die Stelle aus Hooft als mit den Gedanken Oranien's mehr übereinstimmend zeigt, das „höfische Deutsch“ zu reineren Formen entwickelt und wäre uns nahe geblieben.

Der Ritter Hooft stammte aus einer der regierenden Familien des Landes; 1581 geboren, dilettirte auch er in Tragödien und Gedichten; aber frühe Reisen nach Frankreich, Italien und Deutschland, und das Studium der antiken Historiker wiesen ihm einen männlicheren Weg, und er theilte seine Zeit zwischen einem der angesehensten Staatsämter in Holland und Vorarbeiten, der Geschichtschreiber seiner Nation zu werden. 1628 begann er seine berühmten niederländischen Historien. Seine Weise, an diesem Werke zu arbeiten, gemahnt an die Johannes von Müller's, welcher auch die Geschichte seines Vater-

landes zuerst zu schreiben unternahm, und vom Gesichtspunkte der Darstellung dabei beherrscht war. Beide Historiker senden einzelne schöne Abschnitte an die Freunde, deren begeisterter Patriotismus an ihrem Unternehmen theilnimmt. Beide empfingen von den Freunden mannigfache Verbesserungsvorschläge und waren unermüdlich in Feile und Umarbeitungen. Beide haben als Künstler mehr denn als Forscher ihre Aufgabe angesehen und gelöst.

Aber der Drost von Muiden war der werdenden holländischen Literatur noch mehr. Um ihn sammelte sich in ländlich glücklichem Dasein ein Kreis von Menschen, von jenem Behagen der Muße, des Reichthums und eines sittigen Epikureismus durchsonnt, wie es uns nicht selten in den vornehmen Scenen niederländischer Bilder entgegentritt. „Der eine Tag“, so schreibt er selbst, „gleicht so sehr dem andern, daß unser Leben ein Schiff ohne Ruder zu sein scheint, in Meeresruhe und Stille.“

Zwei schöne Frauen, denen er sich nacheinander vermählte, Musik und fürstliche Feste, dann die beiden berühmten Töchter Römer Visscher's: „Mädchen von feiner Bildung, angenehm und bezaubernd im Umgang, im Gesang und Saitenspiel, im Französischen und Italienischen bewandert; sie verstanden in hohem Grade die Kunst, ihre Gäste bald durch fröhliche, bald durch lehrreiche Gespräche zu unterhalten;“ sie waren als Dichterinnen in ganz Niederland hochverehrt; nach Römer's Tode hatte Hooft sie in sein Haus aufgenommen. Dichterische und literarische Freunde ab und zugehend, Hugo de Groot und Vossius unter ihnen. Und dies alles auf dem Hintergrunde fürstlichen Reichthums, ein Hauch geruhigen Genießens über dem Ganzen. In solchen Umgebungen begann denn Hooft auch zu dichten im manirirten Stil der Tragödien Seneca's und dem manirirteren italienischer Vorbilder, und gern kehrte er doch immer wieder zu dem Werk seines Lebens, der niederländischen Geschichte zurück, sorgsam in der Behandlung der Quellen, unparteiisch in der Auffassung, in der Form wie andre Zeitgenossen von den spätrömischen Meistern beherrscht: hatte er doch Tacitus 52mal gelesen.

Ueber die Nachahmung des Seneca ward die tragische Literatur Holland's erst hinausgehoben durch die Verbreitung der englischen Schauspiele in Holland, und damit ward der Faden der älteren volksthümlichen Dramen wieder aufgenommen. Alljährlich beinahe erschienen seit 1597 englische Schauspielergesellschaften und gleichzeitig drangen spanische Stücke in französischer Bearbeitung ein. Die Schauspiele, die hierdurch angeregt wurden, schieden sich scharf von dem vornehmen Kreis der alt- und neuitalienischen Renaissance. Bredero in der Vorrede seiner Griane spricht spöttisch von Hooft und seinem italienischen Schäferdrama Granida; von „den großen Männern, die in stolzen Reimen die Frauen, Dienstmädchen, ja Stallknechte über bis zur Spitze getriebene Geheimnisse philosophiren lassen, sei es nun über den Lauf der Sterne oder über das Eilen der Wolken oder die Größe der Sonne oder andre fast unerklärliche Dinge.“ Eigenthümlich ist diesen Dramen Bredero's eine derb niederländische Parodie der romantisch-ritterlichen tragischen Handlung in einer Nebengruppe. Aus einer Bearbeitung eines Terenz'schen Lustspiels entsprang das eingreifendere Stück Bredero's „Das Moortjen“, das Mohrenmädchen: hier sind Scenen erfunden, welche das niederländische Leben jener Tage mit volksthümlicher Kraft schildern, vergleichbar der eines Tenier und der andern niederländischen Genremaler. Hier war echter niederländischer Boden, der feinfühlige Hooft verstand das sofort und verfolgte die eingeschlagene Bahn in einer dem Geizigen des Plautus, welchen auch Molière bearbeitete, nachgebildeten Komödie, welche nicht den sprudelnden Reichthum Bredero's, aber festeren Gang, ohne doch ins Steife zu verfallen, zeigt. Nun arbeitete Brederoo, unter dem mäßigenden Einfluß Hooft's, nach einem berühmten spanischen Roman sein am meisten volksthümliches Lustspiel; dem holländischen heldenmüthigen derben Wesen stellt er die komische Figur eines armseligen prahlerischen Brabanter Junkers gegenüber, mit leerem Geldbeutel, mit barbarischem „Faseldeutsch“, und eroberte damit das Herz des holländischen Publicums. Nichts ist bezeichnender, als daß der größte holländische Lustspieldichter zugleich Maler war; dies reicht bis in seine ungemeine Fähigkeit, die Scenen des täglichen Lebens an-

schaulichst zu schildern, und sein ebenso entschiedenes Unvermögen, die Charaktere in Handlung zur Anschauung zu bringen. Brederoo starb allzufrüh und die hervorragendste niederländische Dichtung seit dem Reinart, innerlich demselben so verwandt, das volksthümlich schildernde, reflectirende Lustspiel blieb verwaist.

Cats und Vondel gelten als die Höhepunkte der holländischen Dichtung; ihnen war vergönnt, in breiter Entfaltung eine reiche schriftstellerische Thätigkeit auf dem Höhepunkt des nationalen Lebens zu üben. Auch wird jederzeit für einen Fremden bedenklich sein, ein Urtheil über Werke zu fällen, welche volksthümlich geworden und dem innersten Leben einer Culturnation entsprechen. Vater Cats war wie Gellert in Deutschland, mit seiner bürgerlich-sittlichen, erbaulichen Poesie für mehrere Generationen bis heute ein wesentlicher Factor des Lebens. Seit einem Vierteljahrtausend wird Vondel's Gysbrecht van Amstel Jahr für Jahr in den zwölf heiligen Nächten der Neujahrszeit auf der Amsterdamer Bühne aufgeführt und der rührende Weihnachtssang des Chors der Clarissinnen „o Christnacht schön vor allen Tagen" ist verwebt mit den Empfindungen jeder neuen Generation. So ist werthvoll an diesem entscheidenden Punkte des Ganges der holländischen Literatur, den niederländischen Geschichtschreiber selber zu vernehmen. Sein gründlicher historischer Kopf sieht sich vor der Frage, warum aus Brederoo's genialen Leistungen kein nationales Theater erwuchs, warum Unfähigkeit in schöpferischer Gliederung eine Handlung zu gestalten und durch diese selber die Charaktere sich aussprechen zu lassen, weder von Hooft, Hoster und Brederoo, noch von Vondel's starker dichterischer Begabung, welche schließlich alle Ergebnisse der bisherigen dramatischen Entwicklung nützen durfte, überwunden ward. Original erscheint doch immer wieder in dieser an allem Großen der Renaissance und des englisch-spanischen Drama genährten Entwicklung malerische, gleichsam ruhende Auffassung des wirklichen Lebens, eine starke komische Kraft im Auge des Betrachters, Sicherheit bürgerlich-ernster Beurtheilung auf der Grundlage des herrschenden Mittelstandes. Jonkbloet versuchte dies Grundproblem der nordniederländischen Entwicklung der Dichtung folgendermaßen zu lösen. „Da alle unsere dramatischen Dichter, Vondel auf tragischem, Brederoo auf komischem Gebiet den Mangel an Handlung zeigen, drängt sich die Frage auf, ob dies nicht durch Mangel an Erfindung, an schöpferischer Kraft erklärt werden muß. Und wenn man den Blick über das ganze Feld unserer Poesie schweifen läßt, ist das Schlußurtheil gerechtfertigt: man kann von keinem individuellen Fehler in der Kunstanlage der zwei genannten Dichter sprechen, sondern es scheint ein Mangel zu sein, der unserer holländischen Literatur eigen ist. Wir bemerkten wiederholt, daß, wenn wir die uns eigenthümliche Beobachtungsgabe für die Vorfälle des täglichen Lebens anwenden, unser Volk auch genug formende Kraft besitzt, um das Beobachtete richtig wiederzugeben. Und da es gerade die komischen Contraste sind, für die wir beständig ein besonders offenes Auge gehabt haben:. so müßte wohl gerade die komische Poesie sich in vollster Blüthe entwickeln. Aber von dem Augenblick an, wenn das Belauschen der Wirklichkeit nicht mehr hinreicht, wenn wir in das Reich der Ideale kommen und der schaffenden Phantasie freien Spielraum gewähren sollen — von diesem Augenblick an hört unsere plastische Kraft auf. Daher ist unser Mittelalter so arm an ursprünglichen Producten; daher rührt das Uebermaß der reflectirenden Poesie. Daher stammen in späteren Tagen die Trauerspiele ohne Heldencharaktere und ohne Handlung; daher hat sich auch das Lustspiel niemals zur dramatischen Vollkommenheit erhoben."

Diese Sätze des Geschichtschreibers niederländischer Dichtung enthalten in der That die leitende Einsicht für die gerechte Beurtheilung dieser Epoche der Blüthe, in welcher Cats, Huyghens, Jan Vos, Vondel nebeneinanderstehen, dichterischer Ausdruck derselben fundamentalen Grundzüge, welche sich in der realistischen Politik der Niederlande, ihrer sammelnden, von dem Behagen an der reinlich erfaßten Thatsache erfüllten und demgemäß vor Allem in der Philologie und beschreibenden Naturforschung productiven Wissenschaft, endlich in den Zustandsbildern ihrer in gegenständlicher Auffassung genialen

Malerei ausdrücken. Dies war der Charakter dieser große Culturerscheinung der Staaten des nördlichen Niederlandes im 17. Jahrhundert. Wie die Geistesart dieser Menschen war: mußten sie in der Malerei den am meisten adäquaten künstlerischen Ausdruck ihres Wesens finden.

Wie prägt sich dies Grundwesen in Constantin Huyghens und in dem „Vater Cats" aus, dem populärsten aller holländischen Dichter! Beide waren hervorragende Staatsmänner, in den ersten Aemtern ihres Landes, unter den vornehmsten Familien lebend, erfüllt von der antiquarischen Gelehrsamkeit ihrer Zeit: ihre Gedichte sind nicht Erzeugniß einsamer intensiver Energie, sondern der hingeworfene Ausdruck ihrer Lebensansicht und der Lebensansicht ihres Kreises, Schilderung der Zustände, die sie umgaben, treuester Abdruck der holländischen Welt jener Zeiten. Und das ist, was lange in Holland vergessen ließ, daß Beide keine Dichter waren. Schon das ist bezeichnend, daß Beide mit Vorliebe den Einblick in ihre persönlichen, literarischen, häuslichen Situationen eröffnen; Vieles, was sie schrieben, ist Zustandsbild, in welchem man ihr eigenes vertrauliches anheimelndes Hauswesen erblickt, jenen bewundernswürdigen Bildern von Rembrandt und Tenier zu vergleichen, in denen man diese großen Maler musicirend unter ihren Hausgenossen erblickt, nach festlicher Mahlzeit, oder im Uebermuth des Glückes die Frau in seidenen Gewändern und ein reiches Mahl mit gefüllten Gläsern zur Seite.

Vergleicht man diese Beiden: so ist der Vorzug eines edel gehaltenen Charakters ganz auf der Seite van Huyghen's; er war ein Glied jener glorreichen Familie von Staatsmännern und Gelehrten, Vater des großen Physikers; seine Gedichte entstanden auf dem Pferde, im Inneren des Hofs, in seiner ländlichen Zuflucht im Haag. Aber Cats giebt das Uebergewicht, daß er im Guten und Schwachen jeder Zoll ein Holländer war; hätte sein Nachbar auf der oder jener Villa im Haag, wenn er vom Geschäft ausruhte, sein Talent des Ausdrucks besessen, ganz so wie Cats schrieb, hätte er sich dargestellt; ein sonderbares Gemisch von gemessener, höchst erbaulicher Frömmigkeit und höchst naiver Selbstsucht. Er erzählt die Geschichte seiner ersten Liebe; das Mädchen, mit dem er sich schon verständigt hatte, war, wie sich herausstellte, die Tochter eines Kaufmanns, der im Bankerott sein Vermögen verloren; eine Art von sittlichem Schauder ergreift ihn noch nachträglich bei dem Gedanken, daß er in Gefahr gewesen, das Mädchen zu heirathen. Auch in der Politik beruhte seine Carriere darauf, daß der Statthalter unter allen Umständen einfach „über ihn disponiren" konnte, die höchste Gewandtheit des Ausdrucks und seine Angemessenheit an die holländischen Ideen ihm dabei zu Diensten war. In Handelsgeschäften bestanden sogar gegen seine Ehrlichkeit sehr erhebliche Zweifel. Dies war Vater Cats, der Gellert der Holländer, welcher sie drei Jahrhunderte hindurch gerade so erbaut und amüsirt hat, wie dies sitten- und bibelfeste, dem Vortheil noch hingegebene Handelsvolk eben erbaut und amüsirt sein wollte, bis denn in unsern Tagen sein Einfluß auf die jüngere Generation im Verschwinden begriffen scheint.

Ihren Höhepunkt erreichte die niederländische Dichtung mit Vondel. Er erscheint auch in seinem Charakter und seinem Leben als eine echte Poetennatur, lebendig in Neigung und Haß, unfähig sie zu bergen, in dichterischen Schöpfungen sich sebst, seine Lage und seinen äußeren Vortheil gänzlich vergessend — der Einzige in der Reihe dieser Dichtung, den ein starkes Phantasieleben auf seiner Bahn leitete. Unwillkürlich wird man erinnert, daß er in Köln geboren ist, und stets „einen geheimen Zug", eine „große Sehnsucht nach seiner Geburtsstadt" hatte. 1587 dort von niederländischen Eltern geboren, welche ihres Glaubens wegen geflüchtet waren, wuchs er im Geschäft seines Vaters, einem Strumpfhandel, auf, übernahm das Geschäft und überließ es später der Verwaltung seiner Frau. Denn ihm war in dem dichterischen Verein in Amsterdam das Gefühl seiner Bestimmung aufgegangen. Mit 25 Jahren begann er fremde Sprachen zu lernen und war unermüdlich, den Inbegriff der Literatur aus alten und neuen Zeiten und der literarischen Kritik sich anzueignen. Die Reihe seiner hervorragenden Dramen begann, die Fülle seiner lyrischen Dichtungen trat hervor. Doch war ihm nicht ein ruhig gemessenes

Leben beschieden wie den Hooft, Huyghens und Cats. Mit der Aufrichtigkeit des echten Enthusiasmus warf er sich in einem Drama Palamedes der kirchlichen Herrschsucht und Tyrannei entgegen, selbst sein Leben schien bedroht und nur die Flucht rettete ihn. Mit solchen Erfahrungen von wüstem Gezänk und immer erneutem Hader innerhalb seiner Kirche hing zusammen, daß er 1639 zur katholischen Kirche übertrat; man kann nicht umhin, des berühmten Uebertritts des Justus Lipsius dabei zu gedenken. Unfälle aller Arten umdrängten sein Alter. Von den alten Freunden sah er sich durch seinen Uebertritt getrennt. Doch ihn trug über Alles empor das echte dichterische Wesen in seiner Seele. Vondel war nicht ein großer Dramatiker im Sinne der ersten dramatischen Dichter anderer Nationen. Der Sinn für das Zuständliche ist auch in ihm bemerkbar in der vorherrschend lyrischen Richtung seines Talents, in der Bedeutung von Chor und Monolog in seinen Werken, in der Unvollkommenheit der Handlung. Die Gelehrtenart seiner Zeit und seines Volkes tritt darin hervor, daß er die Regeln für das Drama lieber an Aristoteles und andern Theoretikern studirte, als sie in naivem, lebendigem Verkehr der Phantasie mit großen Stoffen in sich productiv zu erleben. Aber was die Sprache seines Landes an Zauber zu entfalten vermochte, geschah in seinen Werken, und wenn man die früheren und die späteren mit einander vergleicht, erblickt man die Entwicklung, welche Sprache und Stil durch seine dichterische Thätigkeit erfuhren. Ergreifend fühlt man in seinen Werken edle contemplative Stimmung wehen. Kein folgender Dichter seiner Nation hat ihn wieder erreicht.

Im Verlauf des 17. Jahrhunderts sank die nordniederländische Cultur in Dichtung, Malerei und Wissenschaft wie in der Politik. Mitten in dem Krieg mit Frankreich erlangte die Literatur dieses Landes das Uebergewicht. Es ist wenig erfreulich und von geringem Interesse für den Ausländer, durch den Sand der feilen Literatur seit jenen Tagen zu waten. Erst die jüngsten Zeiten sahen im Roman Leistungen, durch welche holländische Dichtung das Interesse der andern Nationen erregte. Alles, was diesem Volke an eigenthümlicher Begabung eigen ist, erwies sich förderlich für die Gestaltung eines realistischen Romans, welcher das Familienleben in seinen intimsten Zügen belauscht, fein in der Beobachtung, humoristisch in der Auffassung. Romanschriftsteller wie Oltmans, Droſt und van Lennep im Norden, haben wie Consciense im Süden eine Stelle in der europäischen Literatur zu erlangen begonnen und diese Monatshefte sind unter den ersten in Deutschland gewesen, welche dem holländischen Roman bei dem nächstverwandten Volke Antheil und freundliche Aufnahme zu erwirken bestrebt waren.

Literarisches.

Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. Von Julian Schmidt. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig, F. W. Grunow.

Diese neue Auflage der französischen Literaturgeschichte von Julian Schmidt erscheint zu einer sehr geeigneten Zeit. Erstens umfaßt sie jetzt gerade hundert Jahre, und außerdem knüpft sie an Ereignisse an, für die wir seit dem letzten Krieg einen ganz anderen Gesichtspunkt gewonnen haben. In der Vorrede, die in des Verfassers kurzer und prägnanter Weise gehalten ist, sagt dieser: „Die neuesten Ereignisse klären uns über Manches auf, was uns früher unverständlich war; ich habe meine Studien ganz von neuem begonnen und das Werk ist ein völlig neues geworden. Dazu veranlaßte mich auch meine veränderte Ansicht von der Methode, die ich schon in der fünften Auflage meiner deutschen Literaturgeschichte ausgesprochen habe. Jede Art der Geschichte muß in derselben Weise geordnet werden wie die politische. Bei einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges würde es Jedem lächerlich vorkommen, wenn man sie in eine Reihe von Biographien auflösen wollte: das Leben Ferdinand's, Wallenstein's, Tilly's, Gustav Adolf's u. s. w. In der Literaturgeschichte ist das gleichwohl noch heute beliebt." Wir stimmen mit Schmidt's Methode vollständig überein, und es wird erst Klarheit und Unparteilichkeit in die Geschichte der geistigen wie der politischen Entwicklung kommen, wenn dieselbe allgemein zur Anwendung gelangt. Das Persönliche muß überall mehr in den Hintergrund oder doch nur so weit hervortreten, als es die Darstellung der Literatur, in wel-

cher sich das ideale Dichten und Trachten des Volkes ausspricht, nöthig macht. Wir kommen auf das bedeutende Werk ausführlicher zurück, sobald es vollständig vorliegt.

Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Von Heinrich Pröhle. Berlin, Franz Lipperheide.

Durch seine genaue Kenntniß der Halberstädter und Quedlinburger Literaturkreise ist Heinrich Pröhle ganz besonders geeignet, die Bewegungen zu schildern, welche unter der Regierung des großen Friedrich in der deutschen Literatur vor sich gingen, und er that dies mit sorgfältiger Benutzung und Erschließung aller Quellen, die bis jetzt zu Gebote stehen. Pröhle ist aber nicht nur Geschichtsforscher, er ist auch eine poetische Natur, und diese Eigenschaft verlieh seinem Buche eine Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung, durch welche es sich von der Trockenheit vieler ähnlicher Publicationen vortheilhaft unterscheidet. Eine Fülle interessanter localer Einzelheiten und anekdotischer Ueberlieferungen sind mit liebenswürdigem Humor mitgetheilt, so daß das Bild des mächtigen Königs aus seiner Jugendzeit dem Leser in gemüthvoller und menschlich einfacher Weise nahe tritt. Besonders ist auch das Verhältniß Klopstock's, des größten poetischen Genies jener Periode, zu seinen Genossen und zum preußischen Staat in vorzüglicher Weise dargelegt, ebenso wie das literarische Treiben des alten Gleim und seine und der zeitgenössischen Dichter Beziehungen zu Friedrich anschaulich und gründlich erörtert werden.

Unter dem Titel „Aus alter und neuer Zeit" hat die als Schriftstellerin bereits vielfach günstig beurtheilte, nur mit ihrem Vornamen Helene in der Oeffentlichkeit genannte Gattin des Berliner General-Intendanten von Hülsen eine Sammlung von Novellen und Skizzen (Berlin, Plahn'sche Buchhandlung) erscheinen lassen, die sämmtlich eine fein empfindende, sinnige Frauennatur erkennen lassen. Ganz besonders stellen die „Erinnerungen an einen Heimgegangenen", in welchen die Verfasserin dem erblindeten Professor Schottmüller, der ihr Lehrer und als Mensch und Schriftsteller eine ungewöhnliche Erscheinung war, pietätvolle Worte des Andenkens weiht, ihrem eigenen dankbaren Gemüth ein schönes Zeugniß aus. Unter den Novellen ist die erste, „Ein dunkeles Verhängniß", in der interessanten psychologischen Behandlung hervorragend, während auch die anderen, besonders „Verloren" und „Vor dem Richterstuhle des Herzens", durch die Noblesse der echt weiblichen Gesinnung und durchsichtige Klarheit des Stils bemerkenswerth sind.

Von dem bewährten Schriftsteller Lorenz Diefenbach hat neuerdings eine Erzählung „Arbeit macht frei" die Presse verlassen (Bremen, bei Kühtmann), in welcher das Thema der Frauenarbeit in erwägenswerther Weise behandelt, und durch die verschiedenen Charaktere und daraus entstehenden Conflicte zur Anschauung gebracht wird. Das Buch ist in eigenartigem Stile geschrieben und hält sich ebenso fern von aufdringlicher Tendenz wie von trivialer Behandlung des Gegenstandes.

Reiseskizzen aus Italien. Von Alb. Cremer. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn, 1873.

Ueber Italien etwas Neues zu sagen, ist schwer. Die deutsche, die dänische, die französische, die englische und in neuerer Zeit auch die russische Literatur haben Berge von Büchern über Italien geliefert, aber das Meiste davon ist Spreu. Für einen Deutschen ist die Aufgabe doppelt schwer. Denn, sagt Graf Platen:

„Denn schwer ist es, mit Würde sich zu fassen
Auf einem Stuhl, den Goethe leer gelassen."

Gleichwohl hat der Verfasser des vorliegenden Schriftchens, ein preußischer Regierungs- und Baurath, die Aufgabe nicht ohne Glück und Geschick gelöst, über die „Italia diis sacra" etwas zu schreiben, was, trotz alledem und alledem, gelesen zu werden verdient. Seine Darstellung ist kurz und präcis. Seine Urtheile sind zum Theil neu, immer ehrlich, meistens auch richtig. Er meidet die Sentimentalität, die Phrase und die ästhetische Schönthuerei, die uns gerade bei diesem Gegenstande schon lange zum Ekel und Abscheu geworden, mit äußerster Sorgfalt und liefert uns so ein Buch, welches wir den alten Italien-Reisenden zur Wiederbelebung angenehmer Erinnerungen und den jungen als Führer und Rathgeber, namentlich auf dem Gebiete der Kunst, insbesondere der Architektur, mit gutem Gewissen empfehlen können. Es ist so klein, daß es in jeder Reisetasche Platz hat, und so inhaltreich, daß es überall gute Dienste leistet. Heutzutage verlangt man etwas Positives; die Redensarten kann sich Jeder selbst dazu machen. Es ist ein ehrliches, kundiges, praktisches Büchlein, sans phrase!



Neuestes aus der Ferne.

Die Provinz Cordoba in Südamerika.

Die Provinz Cordoba ist durch ihre Lage, Größe und Bevölkerungszahl, sowie durch die Beschaffenheit des Bodens und ihrer Naturproducte, eine der wichtigsten Provinzen der Argentinischen Republik; und doch ist sie, wie eine große Zahl anderer Provinzen, in ihren von den interprovinzialen Verkehrsstraßen etwas abgelegenen Theilen meistens noch eine terra incognita, nicht nur in ihren socialen Verhältnissen, sondern auch in Bezug auf die Detailbeschaffenheit ihres Bodens.

Man glaubt gewöhnlich in den Küstenplätzen und in den andern Städten des Litorals, das Innere der Provinzen sei noch tief in Barbarei und Unsicherheit versunken; man sei daselbst der größten Gefahr ausgesetzt, auf Schritt und Tritt von Räuberhorden überfallen zu werden, und was solche Vorstellungen mehr sind. Daß das Innere des Landes noch nicht auf der Stufe der Cultur und Civilisation steht, auf welche die Städte der Uferprovinzen sich bereits hinaufgeschwungen haben, ist wohl ganz natürlich und einleuchtend, besonders wenn man bedenkt, wie ungeheure Strecken von unbewohnten, öden Strichen Landes die bereits besiedelten Gegenden von einander trennen, wie sporadisch die wenigen Ortschaften und Ansiedelungen über eine Fläche vertheilt sind, welche die Deutschlands an Größe um das Vierfache übertrifft. Wenn man früher — vor ungefähr zwanzig Jahren — zu Schiffe von Buenos Ayres kommend, den Parana hinauffuhr, um sich in das Innere zu begeben, so traf man auf das am rechten Ufer gelegene kleine Dorf Rosario. Heute ist dies eine emporblühende und schnell an Bedeutung zunehmende Stadt von 30000 Einwohnern, mit lebhaftem Handel als Stapelplatz der innern Provinzen, von wo alle Wege in diesem Punkte ausmünden. Reiste man dann mit der Diligence weiter landeinwärts, so kam man — eben außerhalb des Ortes — in die offene, nur äußerst wenig bevölkerte Pampa, die nur bis zum Flusse Carcarana hin auf meilenweite Distanzen hin und wieder einen Rancho — Lehmhütte — enthielt. Sonst traf man bis in der Nähe der Stadt Cordoba — eine Strecke von über 80 Leguas — fast gar keine menschlichen Ansiedelungen mehr. Man erblickte nur ein weites Grasmeer um sich her und erhielt, je weiter man vordrang, den Eindruck, als wenn man sich immer mehr in die Wellen eines Oceans verlöre. Bereits in aller Morgenfrühe brach man auf und fuhr den ganzen Tag, meist in gestrecktem Galopp, bis man endlich am späten Abend in der Ferne ein einzelnes Licht gewahrte, welches in der Richtung, die der Weg verfolgte, lag und immer näher rückte. Es war dies die Post und das Nachtquartier, ein einsam stehender Rancho: die einzige menschliche Behausung auf viele Leguas im Umkreise. Am folgenden und am dritten Tage wiederholte sich diese Scenerie in derselben Weise, bis man

endlich an die Ufer des Rio Segundo kam.

Vom Rio Segundo an verändert sich der Charakter des Landes etwas. Die Gegend ist nicht mehr ganz kahl, sondern mit einem Gemisch von baum- und strauchartigem Gehölz bedeckt, welches sich bis nach Cordoba hin erstreckt. Wenn der Fremde in dieser Stadt nach einer viertägigen Reise ankam, fiel es ihm auf, so weit im Innern, getrennt durch weite, menschenleere Strecken von der Küste und den großen, schiffbaren Strömen, Ansiedelungen und Städte zu finden, die, wie Cordoba, auf einer relativ hohen Stufe der Cultur stehen. Soeben ermüdete das Auge noch an der endlosen und monotonen Fernsicht der Pampa, und jetzt findet es sich plötzlich und unerwartet von einem imposanten Anblick überrascht. Angekommen am Rande eines kesselartigen Thalgeländes, sieht man, ganz unvorbereitet, tief zu seinen Füßen ein steinernes Häuserlabyrinth, überragt von einer großen Zahl Kirchen, Kuppeln und Thürmen. Der Uebergang aus der rohen, uncultivirten Natur in ein Centrum der Civilisation und des modernen Lebens ist zu rasch, als daß man sich nicht fragen sollte: wie es gekommen, daß man bei der Ansiedelung und Bebauung dieser Gegenden gleich so weit ins Innere ging und ausgedehnte und fruchtbare Strecken Landes unbesiedelt und unangebaut liegen ließ.

Warum hat man bei der Gründung von Cordoba gerade diesen Punkt gewählt, während die viel besser gelegenen, schöneren und selbst fruchtbareren Gegenden am Ufer des Parana entlang, von dessen Mündung in den La Plata bis nach Paraguay hinauf, nur sehr wenig oder gar nicht bevölkert oder angesiedelt wurden? Hierin spiegelt sich die verkehrte Politik der Spanier ab, indem sie bei der Besitzergreifung und Colonisirung des neuentdeckten Continentes ein System befolgten, das von dem von andern Nationen beobachteten sehr abwich. Während z. B. die angelsächsische Race in Nordamerika und in Australien zuerst die Meeresküsten und die Ufer der Flüsse an deren Ausmündung ins Meer in Besitz nahm und colonisirte und von da — nachdem die Küsten bevölkert waren, wie von einer festen Basis aus — tiefer ins Innere vordrang, befolgten die kühnen Conquistadoren ein jenem eminent praktischen System gerade entgegengesetztes Vorgehen. Als tapfere Ritter ohne Furcht, aber meistens auf eine sehr tadelhafte Weise, bemächtigten sie sich innerhalb weniger Decennien der Hälfte des ganzen amerikanischen Continentes und gründeten an ihnen geeignet erscheinenden Punkten, öfters aber noch nach blinder Willkür, mit einer Handvoll Abenteurer und in Entfernungen von vielen Tagereisen aus einander, Niederlassungen, die sie zu Hauptstädten ebenso vieler Provinzen machten. Die ursprüngliche Indianerbevölkerung wurde von ihnen zu größten Theile aufs grausamste ausgerottet, und die wenigen Tribus, welche übrig blieben, kamen in ein wahres Leibeigenenverhältniß und wurden von ihren harten Herren zu Sklavendiensten gezwungen. Jeder Anführer — oder wie sie genannt wurden: Kapitan — einer kleinen Truppenmacht erhielt von den spanischen Königen in denjenigen Districten, welche er in Besitz genommen, d. h. den rechtlichen Besitzern, den Indianern, gewaltsam entrissen hatte, ungeheuere Länderstrecken für sich und seine Nachkommen auf ewige Zeiten als Eigenthum zugesprochen. An eine wahre Colonisation im heutigen Sinne wurde damals natürlich nicht gedacht. Man umgab diese neuerworbenen Länder mit einem künstlichen Walle, aus der engherzigsten, kleinlichsten Abschließung von der Außenwelt bestehend. Eine Einwanderung nicht spanischer Bevölkerung wurde gar nicht zugelassen; ja man gestattete sogar wissenschaftlichen Reisenden den Eintritt nicht, aus Furcht, die übrigen Völker und Regierungen Europa's könnten ebenfalls Verlangen nach dem Besitz dieser reichen Länder bekommen und den Eroberern, den Spaniern, somit gefährlich werden. So mußte es noch unser großer Alexander von Humboldt zu Ende des vorigen Jahrhunderts als eine besondere Vergünstigung, als eine ihn sehr auszeichnende Ausnahme von der Regel ansehen, daß die spanische Regierung ihm und seinem Reisegefährten Bonpland die Erlaubniß ertheilte, den südamerikanischen Continent und die westindischen Inseln bereisen zu dürfen.

Schröder's Reise in Cypern.

Herr Dr. Paul Schröder von der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft zu Constantinopel, der schon im Frühjahr 1870 eine zunächst archäologische, aber auch für Erweiterung der geographischen Kenntniß fruchtbar gewordene Reise durch Cypern gemacht, hat im März und April dieses Jahres wiederum sechs Wochen auf der Insel zugebracht und mehrere bisher wenig bekannte Theile derselben durchwandert, wodurch die Herstellung einer ziemlich vollständigen Karte der Insel ermöglicht werden wird. Am interessantesten war ein leider wegen absoluter Unwirthlichkeit nur auf wenige Tage beschränktes Eindringen in die noch von keinem Europäer besuchte nordwestliche Berggegend Tyllia, deren Bewohner bei sehr geringem Verkehr mit der übrigen Insel einen eigenthümlichen Dialekt mit vielen altgriechischen, den übrigen Neugriechen unverständlichen Wörtern bewahrt haben, in ihrer Lebensweise aber in einer, selbst für den abgelegenen Bergwinkel eines so alten Culturlandes verwunderlich primitiven Einfachheit stehen geblieben sind: die Wohnungen sind bloße Erd- oder Felslöcher, Schlafstätte die bloße Erde, Tische und Betten völlig unbekannt, die Kleidung beider Geschlechter grobe Sackleinwand, von Schmutz starrend, die Nahrung fast nur grobes Gerstenbrot; Wein, sonst ein Hauptproduct der Insel, und selbst der sonst so unentbehrliche Kaffee fehlt gänzlich, die außerordentliche Scheu selbst der Männer dem Fremden gegenüber, ein Zeugniß der völligen Neuheit einer solchen Erscheinung, hinderte den Verkehr ungemein; der Versuch, in die Fichtenwälder, welche den ganzen Nordwestabhang des Centralgebirges der Insel bedecken, weiter einzudringen, scheiterte an dem gänzlichen Mangel eines Unterkommens in dieser fast unbewohnten Landschaft. — Wie bei seiner ersten Reise war Herr Schröder frappirt durch den ungemeinen Contrast des frischgrünen, von zahllosen kleinen Bächen durchschnittenen, schmalen nördlichen Küstenstriches gegenüber der Oede und Trockenheit, welche in dem weit größten Theile der Insel nach nunmehr sechs fast ganz regenlosen Wintern in so erschreckender Weise überhand genommen hatte, daß weite Ebenen, welche er noch vor drei Jahren zu derselben Jahreszeit voll wogender Kornfelder gesehen hatte, jetzt völlig wüst lagen, und die Auswanderung nach Syrien und Kleinasien, ungeachtet aller Hindernisse, welche die türkische Verwaltung ihr in den Weg legte, in solchem Maße überhand nahm, daß bei längerer Dauer dieser Calamität eine völlige Entvölkerung der noch vor drei Jahrhunderten unter den Venetianern so blühenden Insel zu befürchten steht.

Palembang auf Sumatra.

Palembang, eine Niederlassung der Holländer im Südosten der Insel Sumatra, ungefähr zwei Drittel so groß wie ganz Java, wird von dem Flußgebiet des Mussi (von den Holländern Moesi geschrieben) mit seinen Nebenflüssen umspannt und durchzogen. Vielleicht wurde von diesem Flußnetz, das einem nach Südwest gerichteten Blattnetz gleicht, dessen Stiel nach Nordosten zeigt, der hier und da für Palembang gebrauchte Name lehbar dauwn (breites Blatt) abgeleitet.

Der Name Palembang hängt nach den Einen mit Palamban (Brücke) zusammen, nach Andern ist er zusammengesetzt aus Pa (Vater) und Lemba (Schlamm), entsprechend der malayischen Sitte, dem Vater bei der Taufe des Sohnes des Letzteren Namen mit der Vorsilbe Pa (Vater) zu geben.

Das Flußgebiet des Mussi umfaßt eine Fläche von 1340 Quadratmeilen. Der Mussi ist 72 geographische Meilen lang, Mündung und Ursprung liegen in directer Linie 42 Meilen auseinander. Bei der Stadt Palembang hat er eine Breite von 450 Metern, eine Tiefe von 12—15 Metern. Alles Land unterhalb Palembang ist noch Morast; die Ufer sind niedrig und mit Rhizophoren bewachsen.

Palembang theilt sich in drei Zonen: Die Niederung, das Vorgebirge oder Hügelland, und die Hochgebirge.

Die Niederung ist ein weites Alluvium, an der Küste mit Seewassermorästen, in der Mitte mit zahllosen Landseen besäet, von vielen Flüssen und Kanälen durchschnitten. Geologisches Interesse bieten Braunkohle und Petroleumquellen. An den Ufern des Baches Bukil liegen die Kohlen in einer Ausdehnung von 88 Me-

tern frei zu Tage. Die Mächtigkeit wechselt von 0,6 bis 4,5 Metern. Von den Petroleumquellen haben die bedeutendsten einen Umfang von 40 Metern. Der Boden ist im ganzen Umfang 0,6 Meter tief mit Erdpech getränkt; darunter liegt sandiger Lehm mit Stückchen von Thoneisenstein. Die eine Quelle sprudelt aus einem Becken von Braunkohlen, das ganz mit dickem Bergtheer gefüllt ist. Eine kleinere in der Nähe liefert helles Naphta. Die zweite Zone, die des Hügellandes, erstreckt sich mit einer Erhebung bis 3000 Fuß bis zum Hochgebirge Barrissan. Das Centrum dieser Zone ist die Hochebene von Passumah, an deren westlicher Grenze sich der Vulcan Dempo 10000 Fuß hoch erhebt. Im Norden und Süden schließen Ausläufer des Barrissan die Ebene ein. Andere Ausläufer des Barrissan mit langgestreckter Rückenform bilden das übrige nach Nordost abfallende Vorgebirge. Dazwischen erheben sich die steilen, pyramidalen Felsengipfel des Serillo, Snobot u. a. Der vulcanische Charakter der Gegend ist unverkennbar. In der Abtheilung Klingi findet sich Obsidian, theils in zolldicken Lagen mit Tuff wechselnd, theils in Perlen und Kugelform in Tuff gebettet. Es giebt in dieser Zone Salzquellen und in der Mitte zwischen Braun- und Steinkohle stehende Kohlen. Die dritte Zone ist das Hochland des Barrissangebirges.

Palembang zählt 436453 Einwohner, darunter 116 Europäer, 2968 Chinesen, 1740 Araber und 67 (Kaufleute) von andern Inseln. Die Hauptstadt Palembang zählt 49905 Einwohner. Die eingeborenen Bewohner sind Malayen und Kubus. Letztere bilden einen negerähnlichen, an die Alfurus und Papuaneger erinnernden Stamm, den Dr. Schneider für eine ursprüngliche Colonie verschlagener Seeräuber aus dem Solo-Archipel hält. Die Malayen haben sich, angelockt von den Reisfeldern, schon frühzeitig in Palembang ausgedehnt. Die Legenden in Palembang beziehen sich mehr auf die Fürsten und sollen deren Abstammung von Iskander beweisen.

Die Wohnungen der Malayen, mit verschiedenen Räumen, stehen auf vier bis fünf Fuß hohen Pfählen, andere sind auf Flößen gebaut. Sechs, zwölf und mehr Häuser bilden ein Dorf, in dessen Mitte die Balni, das Rathhaus, steht.

Die Hauptnahrung ist Reis, daneben eine der Kartoffel ähnliche Knollenfrucht; außerdem Früchte, Fische und in der Sonne getrocknetes Fleisch, Ding-ding genannt. Die Kleidung ist reinlich und nett. Die Religion ist ein sehr liberaler Islam. Die Priester der Dörfer stehen unter dem Hohenpriester der Hauptstadt. Vornehme haben vier Frauen, deren eine das Regiment führt. Die Polygamie tritt aber nicht in abschreckender Weise hervor.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 16 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 208.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1874.



Die Amati.

Novelle

von

Gustav vom See.

(G. v. Struensee.)

I.

Der letzte Schimmer des Abendrothes verglühte auf der phantastischen jetzt röthlich leuchtenden Kuppel der Marcuskirche und auf den hohen massigen Zinnen des Campanile. Ueber St. Maria della Salute, deren malerische edle Linien sich in dem regungslosen Wasser des Canale grande abspiegelten, blickte, zugleich mit der heraufziehenden Nacht, die bleiche, volle Scheibe des Mondes hervor und hinab auf das wollüstig im Meere gebettete, jetzt seine Nachttoilette anlegende und sich dazu schmückende und schminkende Venedig. Den Tag, mit Sonnenglanz und hellen, blendenden Lichtern liebt es nicht, denn es vermag, so sehr es sich auch bemüht, die ihm aufgedrückten Spuren der rücksichtslos waltenden Zeit, des Alters und des allmäligen Absterbens nicht mehr zu verbergen. Aber wenn es Abend wird und die Nacht heraufzieht, eine solche Nacht wie die heutige, ruhig, heiter und klar, mondbeschienen und sternbeglänzt, eine Nacht, wie sie sich in solcher Schönheit, in solcher die Sinne aufregenden und zugleich fesselnden Pracht nur mit besonderer zärtlicher Zuneigung über Venedig bettet, — dann lebt dieses auf! Mit Entzücken zieht es den duftigen, glitzernden Schleier solcher Nächte über sein alterndes, verfallenes Gesicht. Die Runzeln und Falten verschwin-

den, wohlig, sich selbst betrügend und betäubend, blickt es in die dunkeln Spiegel des Canale grande, träumt von der vergangenen Herrlichkeit, von der verlorenen Macht und Schönheit. Die verfallenen, zum Theil unbewohnten Paläste schauen im Dämmerlichte des Mondes mit der früheren Pracht auf die in einsamer Gondel lautlos Dahingleitenden hinab, stumm und ernst wie die vornehmen Nobili, welche einst darin gelebt, bis der hohe Marmorbogen des Rialto sich phantastisch über den dunkeln Kanal spannt und der Gondolier die Weisung erhält, nach der Piazzetta zurückzufahren.

Auch jener Abend, mit welchem wir unsere Geschichte beginnen, war der Anfang einer solchen wundervollen Venetianischen Nacht. Auf dem Marcusplatz, jenem großen Zaubersaal mit der blauen sternbesäeten, hochgewölbten Decke, sowie auf der Piazzetta, und der Riva dei Schiavoni wurden die Gaslaternen angezündet, und als ob ihre Flammen eine magische Wirkung ausübten, strömten, den Motten gleich, aus den engen, schmutzigen und übelduftenden Gassen der Stadt ganze Schaaren nach Luft und allerlei Verdienst begieriger Menschen, Männer und Frauen, jenen freien und jetzt von der kühleren Seebrise erfrischten Stätten zu.

Es war an einem Donnerstage und auf dem Marcusplatze große Militärmusik. Der weite Kreis der weißen österreichischen Uniformen schimmerte durch die dunkle auf- und abwogende Menge. Die Schlacht von Sadowa, durch welche Preußen Venetien für Italien erobert, ruhte noch mit allen ihr folgenden Ereignissen und Revanchen im dunkeln Schoße der Zukunft. An den beiden Langseiten des Platzes, der nördlichen und südlichen, waren die Stühle vor den Cafés weit hinausgeschoben und alle von, Eis oder sonstige Erfrischungen genießenden Menschen besetzt. Vor dem Café Quadri saßen die österreichischen Offiziere mit ihren Frauen und Angehörigen, von den Italienern streng gemieden, selbst von den sonst nicht wählerischen und an Zudringlichkeit unübertroffenen Verkäufern, während drüben vor dem Café Florida die italienische Aristokratie sich zusammenfand, soviel es davon überhaupt noch in Venedig gab, und auch die meisten der ehr zahlreich anwesenden Fremden es vorzogen, hier die vielgepriesenen Eindrücke eines Venetianischen Abends zugleich mit dem berühmten Eise und Confetti in Empfang zu nehmen.

Ein wirres, unruhig wogendes Durcheinander von Bänkelsängern, unaufhörlich ihre Waaren anbietenden Hausirern, zudringlichen Blumenmädchen, kommenden und gehenden Menschen. In der Mitte des Platzes fluthet der Strom auf und ab, stauet sich an dem weißschimmernden Kreise der Militärmusik, um nach zehn Uhr, wenn diese zu spielen aufhört, ungehindert gleichmäßig hinauf und hinab zu fließen.

Jetzt, nachdem, wenn auch nicht durch den Helden von Solferino, Italien frei geworden bis zur Adria, jetzt ist es anders in Venedig, keine weiße Uniform ist mehr sichtbar und die deutschen Schilder und Restaurationen, selbst der urdeutsche Bauer, haben sich italienisch getauft, — sonst aber ist es nicht besser geworden, seit es wieder zur unita Italia gehört. Im Gegentheil, der Marasmus tritt deutlicher hervor und unverhüllter zu Tage, es ist, als ob selbst die Kanäle einen noch unangenehmeren Duft ausströmten und die Paläste daran noch melancholischer aussähen wie früher, wo man diese Erscheinungen als die Ergebnisse patriotischen Schmerzes und entsagender Resignation ansah, und dabei das viele Geld, womit Oesterreich sich bemühte, diese Schäden zu platriren, verachtungsvoll in Empfang nahm.

Der Menschenstrom wogte an jenem Abende, wie immer, über den Marcusplatz hinaus die Piazzetta bis zum Molo hinab und weiter über die Ponte dei Sospiri fort nach der Riva dei Schiavoni. Dort, oft bis zum Rande des Quais hinaus, waren ebenfalls die kleinen unbequemen Stühle und Tische vor den Cafés und Restaurationen weit vorgeschoben und hier, wo meistens Matrosen, Händler, Arbeiter und deren Anhang verkehrten, ging es freier, heiterer und ungenirter zu als auf dem mehr aristokratischen St.-Marcus-Platze.

Ein hohes, alterthümliches, jetzt modernisirtes Gebäude schaute auf dieses Treiben hinab, auf den mit Schiffen bedeckten Molo, auf die im Scheine des Vollmondes magisch ruhende Wasserfläche und die sie

begrenzenden, darin sich abspiegelnden und theilweise tiefe Schatten werfenden phantastischen Gebäude.

Das ganze Bild glich einem Märchen aus Tausend und einer Nacht; nur der große stattliche Dampfer, welcher der Piazzetta gegenüber an seinem Anker lag und soeben zu heizen begann, paßte nicht dazu. Da die Fluth vor kurzem eingetreten war, hatte er seinen Kiel dem Lido zugewendet, während aus seinem hohen schwarzen Kamin dicke Rauchwolken emporqualmten und zuweilen die Scheibe des Mondes verdunkelten.

Das Gebäude, aus dessen größtentheils erleuchteten und geöffneten Fenstern jenes beschriebene magische Bild dem dafür empfänglichen Auge sich darbot, war der ehemalige Palazzo Bernardi, das jetzige Hotel Danieli.

Wir betreten dessen erleuchteten Eingang, wo uns dienstbereite, schwarzbefrackte Kellner statt der früherern stattlichen Dienerschaar empfangen, gehen die breite renovirte und mit Teppichen belegte Marmortreppe hinauf an den in den Nischen und auf den Absätzen stehenden tropischen Gewächsen und großen Spiegeln vorüber, gelangen auf einen breiten mit buntem Marmor gepflasterten Corridor und aus demselben durch eine hohe Flügelthür in ein größeres Zimmer, in einen Salon, wie es jetzt im Hotel-Jargon heißt, wo wir endlich die Personen finden, welche in unserer Geschichte handelnd auftreten sollen, und die, wie der geneigte Leser vielleicht bemerken wird, auf einem weniger gewundenen Wege hätten entdeckt werden können.

Es läßt sich über solche Dinge streiten, wir aber glauben, daß es jetzt, nachdem man die Umgebung genau kennt, worin sich jene Personen befinden, leichter ist, mit ihnen bekannt zu werden, und daß außerdem der Salon des Hotel Danieli mit der geöffneten breiten Balconthür, durch welche die kühlere Luft der Adria hereinströmt und die Lichter auf dem elegant gedeckten Tische zuweilen in ein leises Flackern bringt, ein zur Anknüpfung solcher Bekanntschaften nicht ungeeigneter Ort sei.

Sei deshalb nicht ungehalten, geneigter Leser, sieh nur, wie der Dampfer heizt, dessen Schornstein von hier gesehen gerade vor dem Monde steht, er fährt noch in der Nacht ab und langt Morgens gegen sechs Uhr in Triest an. Wir werden mit zu den Passagieren gehören, und da wir doch nicht früher abfahren oder ankommen können, so verschlägt es ja nichts, wenn wir die letzten Stunden in Venedig noch genießen und ein wenig davon plaudern.

Der Kellner hatte den Tisch, an welchem vier Personen saßen, soeben mit dem reichen Dessert belastet, wir können auch sagen, geschmückt, welches im Süden stets einen Hauptbestandtheil jeder Mahlzeit, und zwar einen sehr malerischen und für vieles Andere entschädigenden, ausmacht. Er schenkte die geleerten Gläser aus der in Eis stehenden Champagnerflasche noch einmal voll und entfernte sich dann, die Speisenden allein lassend.

Diese bestanden, wie gesagt, aus vier Personen und zwar aus zwei Männern und zwei Frauen. Sowohl diese wie jene waren dem Aeußeren nach sehr verschieden. Der eine Mann hatte die Vierzig hinter sich, denn sein schwarzes Haar fing bereits an leise mit dem Alter zu cokettiren, mehr noch der starke, bis unter das Kinn herab reichende etwas störrische Backenbart. Sonst enthielten seine Gesichtszüge durchaus nichts Ungewöhnliches, trugen vielmehr einen Ausdruck, welcher ebensowohl auf Wohlwollen und Gutmüthigkeit wie auf feste Willenskraft gedeutet werden konnte. Als er jetzt die große, im Lichtreflex dunkelroth wie Blut schimmernde Traube über seinen Teller hielt, davon mit den motorischen Händen einzelne Beeren abbrach und in den von vollen, sinnlichen Lippen umsäumten Mund schob, zugleich eigenthümlich, halb spöttisch, halb wohlgefällig lächelte, und die eine der Damen, welche soeben in ziemlich heftiger Weise eine Bemerkung gemacht, mit seinen grauen Augen freundlich anblinzelte, würde man darüber in Zweifel geblieben sein, ob er dem eben Gehörten zustimmen oder seine Mißbilligung darüber ausdrücken wolle. Der andere Mann, welcher die so lebhaft sprechende Dame mit einem bittenden Blicke ansah, war um mindestens zehn Jahre jünger und von gewinnenden, bestechlichen Zügen. Dunkles lockiges Haar umrahmte ein edles, etwas bleiches Gesicht, mit großen blauen, sanft blickenden Augen, einer schön geschnittenen Nase und einem kleinen,

jetzt wehmüthig, fast schmerzlich lächelnden Munde.

Die beiden Frauen, denn es waren beide verheirathete Frauen, befanden sich in demselben glücklichen Alter von neunzehn oder zwanzig Jahren, also beide noch sehr jung, sonst aber wesentlich verschieden. Die eine von jener sanften, lieblichen Schönheit, welche nicht nur die Herzen schnell gewinnt, sondern auch gleichzeitig den Wunsch erweckt, zu ihrem Glücke oder auch nur zu ihrem Wohlergehen irgend etwas beitragen zu dürfen. Krauses volles Haar, von jenem Blond, wie es Titian in seinen Bildern verewigt hat, und Augen, deren Anschauen immer darüber einen Zweifel erwecken, ob dieser sanfte und verschämte Blick eine Bitte oder eine Gewährung ausdrücke, auch wenn weder das Eine noch das Andere in Frage steht.

Sie saß jetzt da, mit den kleinen zierlichen Händen den vergeblichen Versuch machend, eine hartherzige Mandel zu öffnen, und blickte dabei mit dem beschriebenen Ausdruck zu dem älteren Manne hinüber.

Die andere Frau war dem Aeußeren nach das entschiedene Gegentheil ihrer Gefährtin. Der große Kopf stak so tief in den Schultern, daß dem Halse überhaupt nur eine sehr untergeordnete Bedeutung bei der Bildung ihres Körpers zugewiesen war. Widerspenstiges, auch jetzt nicht völlig geordnetes dunkles Haar hob sich über einer niedrigen Stirn ab, unter welcher, zwischen zwei dunkeln, tief in wulstigen Lidern ruhenden Augen eine kleine, wie unfertig aussehende Stumpfnase über einem breiten Munde und massivem Kinne hervorragte. Auch die Form des Kopfes war unschön. Der jeder menschlichen Physiognomie mehr oder weniger inwohnende thierähnliche Ausdruck kam bei diesem Gesicht in sehr unangenehmer und an die neuesten Entdeckungen der menschlichen Abstammung erinnernder Weise zur Geltung.

Was die Paarung anbelangt, welche unter diesen vier Personen stattfand, so wollen wir der Kürze wegen sogleich bemerken, daß der ältere Mann und die schöne Blondine, sowie der jüngere Mann und die zuletzt beschriebene junge Frau zusammengehörten und sich beide Paare auf ihrer Hochzeitsreise hier in Venedig als Nachbaren im Hotel Danieli kennen gelernt hatten.

II.

Hochzeitsreisen gehören, wenn auch nicht zu den neuesten, doch zu den neueren Erfindungen. Noch vor hundert Jahren waren sie fast gänzlich unbekannt, und man würde es höchst anstößig gefunden haben, wenn ein junges Paar, statt in das vorher gebaute Nest, in die weite Welt hinausgeflogen wäre. Jetzt, nachdem nicht nur die früheren fast unwegsamen Landstraßen sich in kunstvolle Chausseen verwandelt haben, sondern auch neben, über und unter denselben die Schienen der Eisenbahnen liegen, wo man in kurzer Zeit auf die angenehmste Weise über große Strecken der Erde hinwegfliegen kann, wo man in gut eingerichteten, wenn auch theueren Hotels, besonders, wenn man vorher telegraphirt, die comfortabelesten Zimmer und die bequemsten Betten bereit findet, jetzt gehört es nicht nur zum guten Ton, sondern zur allgemein gewordenen Sitte: Hochzeit zu reisen. Das Hochzeitsreisen ist epidemisch geworden. Zur richtigen Jahreszeit, im Frühlinge und im Herbste, wird man in dazu besonders geeigneten Gegenden, die sich deshalb stets eines lebhaften Zuges erfreuen, z. B. in Dresden, am Rhein, in der Schweiz und in Italien, fast immer Gelegenheit finden, sich an dem Liebesglücke solcher jungen Paare zu erfreuen, an das eigene längst vergangene zurückzudenken, wenn man alt ist, oder noch im Herzen schlummernde Hoffnungen und Ideale verwirklicht zu schauen, wenn das Meer des Lebens noch im blauen sonnigen Schimmer vor uns daliegt.

Die Sitte des Hochzeitsreisens hat sich selbst auf die conservativsten Völker des Alterthums ausgedehnt, so daß auch die sonst an ihren Gebräuchen so fest klebenden Juden sich derselben gefügt haben. Statt daß die junge Frau am Tage nach der Hochzeit sich des Schmuckes ihrer Haare berauben läßt, zieht sie es vor, noch am Abende mit ihnen und mit ihm davonzufliegen und in dem Hotel einer entfernten Stadt die begonnene Festlichkeit zu beschließen. Wenn man jetzt auf der Reise ein einigermaßen elegant eingerichtetes

Zimmer erhält, woran bekanntlich kein Mangel, wird man unwillkürlich, sofern man noch der jüngeren Generation angehört, zu allerlei Gedanken und Reflexionen verleitet. Es sieht Alles immer so hochzeitlich aus, und man kann niemals wissen, ob man nicht in engen genetischen Beziehungen zu diesem jetzt zum ersten Male gesehenen und betretenen Raum stehe.

Doch wir wollen den Faden dieses nomadenhaften Themas nicht weiter ausspinnen und nur der Vollständigkeit wegen noch bemerken, daß Oberitalien und besonders Venedig sich vollständig im Strich der Hochzeitsreisenden befand und noch befindet, und das Zusammentreffen zweier solcher Paare im Hotel Danieli daher durchaus nichts Ungewöhnliches hat.

„Nein," wiederholte die junge, unschöne Frau des jüngeren Mannes in einem gereizten, fast heftigen Tone, „ich fahre wenigstens nicht mit! Ich muß ja die ganze Nacht auf dem Meere zubringen, denn er schleppt mich dahin, und es ist ihm gleichgültig, ob ich untergehe oder wenigstens seekrank werde! Wie schrecklich, und jetzt soll ich vorher noch auf dem Canale grande umherfahren, als ob ich nicht Wasser genug hätte."

„Verehrte Frau," sagte der ältere Mann, während der jüngere seine Gattin, welche einem verzogenen, eigensinnigen Kinde ähnlich, mit erboßten Mienen dasaß, schmerzlich ansah, „verehrte Frau, wegen der Fahrt nach Triest haben Sie nicht nöthig, sich irgend welche Sorgen zu machen. Es ist ja eine wundervolle, herrliche Mondscheinnacht; das Meer wird ruhig und eben sein wie ein See, und Sie werden viel angenehmer fahren oder auch schlafen wie auf der Eisenbahn."

„Ich habe dir das ja alles schon vorgestellt, Sara," bemerkte ihr Gatte, „und glaubte annehmen zu dürfen, daß du dich gleich mir auf diese Fahrt freuest, welche zu den schönsten Erinnerungen unserer Reise zählen wird."

„Aber, wenn es nun windig oder gar stürmisch wird, wie dann? Wenn das Schiff untergeht und wir alle ertrinken? — Wenn du mich erst auf dem Meere hast — wer kann mir da helfen!"

„Ich übernehme jede Garantie," sagte der ältere Mann, „jede: es wird nicht windig, noch weniger stürmisch werden, Sie können, wenn Sie sich an dem Anblick des mondbeschienenen Meeres sattgesehen haben, ruhig in Ihrer Cabine schlafen, zum Sonnenaufgang sich wecken lassen, mit uns auf dem Verdeck frühstücken —"

„Ich mache mir gar nichts aus einem Sonnenaufgange, er ist mir zuwider, und auf dem Meere soll es dann immer besonders windig und kalt sein."

„Morgen nicht, bei dieser Hitze nur erfrischend. Wir werden Sie wohl und munter in Triest an das Land setzen und Sie es später Ihrem Herrn Gemahle gewiß danken, Sie zu dieser kurzen Seefahrt vermocht zu haben. Allerdings: jetzt noch auf dem Canale grande spazieren fahren, das ist etwas Anderes, und darin kann ich Ihnen nur beistimmen, es wäre ebenfalls nicht nach meinem Geschmack."

„Kann es etwas Schöneres, Poesiereicheres geben?" entgegnete lebhaft der Jüngere, „sind wir das nicht der alten Venetia schuldig? Würden wir es verantworten können, sie zu verlassen, wenn wir während mehrerer Vollmondnächte hier gewesen sind, ohne in einer derselben die Fahrt auf dem Canale grande gemacht zu haben?"

„Ich glaube das verantworten zu können, für mich wenigstens," bemerkte der Aeltere, den Rest der Traube fortlegend, „doch geniren Sie sich unseretwegen nicht. Auf der Reise muß ein Jeder in seiner Freiheit unbeschränkt bleiben, das ist der erste Grundsatz zur Erhaltung einer angenehmen Gemeinschaft."

„Ich fahre in keinem Falle mit," schaltete Sara ein, während die Blondine ihren Mann mit einem bittenden Blicke ansah, wovon er jedoch, mit einer Feige beschäftigt, keine Notiz nahm.

„Laß uns doch mitfahren, Eduard," sagte sie zögernd, „es würde mir einen sehr großen Genuß gewähren."

„So? Du wünschest das auch?" fragte er, „dann wäre es vielleicht am besten, Herr Witte, Sie machten mit meiner Frau die Kanalfahrt und ich bleibe mit Ihrer Frau Gemahlin hier zurück."

„Nein, ich will noch schlafen," sagte die Letztere; „auf dem Schiffe, wohin ich nun doch einmal hingeschleppt werde, o! da kann ich gewiß vor Angst kein Auge zuthun. Es ist jetzt neun Uhr, ich habe noch zwei Stunden."

„So will ich Sie und meine Frau bis zur Piazzetta, wo Sie sich eine Gondel nehmen werden, begleiten und noch ein wenig auf den Marcusplatz gehen, wo heute Musik ist. In einer Stunde werden Sie zurück sein."

„Längstens," sagte der Witte Genannte und blickte fragend nach der schönen Blondine hinüber, welche ihn mit einem freundlichen zustimmenden Lächeln ansah.

„So könnten wir aufbrechen," sagte er, „soll ich dir noch etwas besorgen, Sara, wünschest du noch etwas?"

„Was soll ich noch wünschen? Schicke nur das Mädchen herauf, aber nur die, welche deutsch spricht — ich werde doch nicht schlafen können, ach, wie fürchte ich mich vor dem schrecklichen Meere." Die drei anderen Personen entfernten sich und ließen die Klagende allein, welche sich in wiederholten verzweiflungsvollen Ergüssen über die Unannehmlichkeiten und Qualen des Reisens erging. An der Piazzetta angekommen, bestiegen die Blondine und der junge Mann eine Gondel, während der Aeltere sich nach dem Marcusplatze, von welchem die Musik herüberschallte, begab.

Es war eine von den echten, alten, schwarzen Venetianischen Gondeln, keine der neueren Barken, welche sie gewählt hatten; das häßliche sargähnliche Verdeck hatte man entfernt und so saßen sie daher dicht neben einander auf der engen, mit weichen schwarzledernen Daunenkissen belegten niedrigen Bank. Lautlos schoß das schmale, leichte Fahrzeug über die ruhige im Mondlichte glitzernde Fläche dahin. Der Gondolier stand wie immer am hinteren Ende im Rücken der Fahrenden, die Gondel schien von selbst, ohne jede fremde Hülfe fortzugleiten.

Bald hatte sie den Canale grande erreicht. Die alten Paläste, hell beleuchtet von dem milden Lichte des Mondes, tauchten aus der dunkeln, glatten Wasserfläche empor, als ob sie, darin wohnend, jetzt, wo es so still, heimlich und mondbeglänzt war, sich wieder einmal hier oben umsehen wollten. Die andere Seite lag im dunkeln, finstern Schatten. Es war ein tief melancholisches, wehmüthig ernstes Bild, diese stummen Zeugen vergangener Größe und Herrlichkeit lautlos an sich vorüberziehen zu sehen, nur hin und wieder ein paar Fenster trübe erhellt. Sonst aber erschien Alles in dieser unsicheren trügerischen Beleuchtung wenig verschieden von damals, wo die weltgebietenden Nobili jene phantastischen Gebäude aus dem Schlamme der Lagunen emporgehoben und in den jetzt zum Theil öden und leeren Räumen die kurze Spanne Zeit, welche wir Leben nennen, unter der Herrschaft des Ehrgeizes, der Liebe und des Genusses verträumt hatten, bis man sie, Einen nach dem Anderen, in der schwarzen Gondel nach dem Cimiterio hinausgefahren, bis der Glanz Venedigs erblichen und seine Herrlichkeit verloschen war.

„Wenn vor mehreren hundert Jahren," sagte leise die junge Frau, deren große Augen mit weichem Blick an dem Palazzo Dandolo, der bescheidenen Wohnung des berühmten Dogen Enrico Dandolo, hingen, „wenn vor mehreren hundert Jahren um diese Zeit eine Gondel hier über den Kanal fuhr, war es vielleicht lebhafter wie jetzt, aus den Fenstern der Paläste strahlte Lichterglanz, aber sonst kann es kaum anders gewesen sein."

„Unsere Phantasie vermag wenigstens den Unterschied verschwinden zu lassen."

„Wie viele Geschlechter," sprach sie nach einiger Zeit weiter, „mögen in jenen Räumen gelebt haben, wie viel Glück und Leid mag darin geboren, heimisch gewesen und zu Ende gegangen sein; mit welcher Lust und mit welcher stolzen Empfindung mögen berühmte Männer und herrlich schöne Frauen aus jenen jetzt öden Fenstern auf den belebten Kanal hinabgeblickt haben, — welche Geschichten, alte, fremdartig klingende Märchen von Liebe, Haß und allen der Menschen Seelen erfüllenden Leidenschaften würden jene stummen Räume erzählen können, wenn sie zu reden vermöchten."

„Jedes Haus, jede Hütte erzählt dieselben Geschichten," erwiederte er ernst, „wenn auch nicht von vergangener Größe und verklungener Herrlichkeit. Aber, was ist überhaupt menschliche Größe und menschliche Herrlichkeit? Kann es ein treueres und zugleich wehmüthigeres Bild davon geben als diese im Mondschein von ihrer Vergangenheit träumenden alten, halbverfallenen Paläste?"

Schweigend fuhren sie weiter, sie hatten überhaupt nur in längeren Pausen gesprochen. Am Rialto kehrten sie um.

Ihre Augen hingen wieder unausgesetzt an den jetzt zum zweiten Male vorbeiziehenden Gebäuden, mit demselben melancholischen Ausdrucke, sein Blick dagegen wurde durch diese schönen, sanften, jetzt vom vollen Lichte des Mondes magisch beleuchteten und darin erglänzenden Augen gefesselt, so daß er sie unverwandt ansah.

Sie fühlte und bemerkte das, obgleich sie den halb von ihm abgewandten Kopf nicht bewegte. Frauen vermögen auch mit geschlossenen Augen zu sehen, und gehören mehr oder weniger alle zu den Sensitiven.

„Weshalb sehen Sie mich so unverwandt an?“ fragte sie lächelnd, da der Eindruck seines Blickes anfing, ihre Nerven zu erregen, „finden Sie etwas Besonderes an mir?“

„Allerdings,“ erwiederte er leise und mit einem tiefen Seufzer, „Sie — Sie besitzen eine große Aehnlichkeit mit Jemand, der — die — die mir sehr theuer gewesen ist.“

„Gewesen?“ fragte sie, „so lebt sie nicht mehr?“

„Für mich wenigstens ist sie todt — gestorben für immer.“

„Wie traurig!“ sagte sie theilnehmend, „aber unsere Fahrt hat Sie ernst gestimmt, vielleicht —“

„Lassen Sie, lassen Sie,“ unterbrach er fast heftig, „entschuldigen Sie, daß ich —“

„Sie haben ganz Recht: solch' eine Mondscheinfahrt durch den Canale grande stimmt tief melancholisch, aber sie war doch schön!“

„Glauben Sie, daß die Melancholie nicht auch ihre wunderbaren zauberhaften Schönheiten besitzt? Wir kennen sie nur nicht. Freuen Sie sich darüber, und lassen Sie Ihr heiteres, fröhliches Herz niemals davon beherrscht werden, doch wir sind zur Stelle und da ist auch schon Ihr Herr Gemahl, welcher Ihrer harrt.“

III.

Die große Uhr auf dem Uhrthurm hatte die letzte halbe Stunde vor Mitternacht angeschlagen. Sowohl auf dem Marcusplatze wie am Molo und auf der Riva dei Schiavoni war es still geworden; Venedig hat es sich, außer bei besonderen Gelegenheiten, abgewöhnt, in die späte Nacht hinein zu leben, nur hin und wieder saßen noch einige Nachzügler vor den Cafés.

Der Schlot des großen Dampfers rauchte noch immer, wenn auch nicht mehr so stark, dagegen entströmten ihm jetzt weiße zischende Dämpfe, eine kurze Zeit lang in dem hellen Mondlichte phantastische Gestalten annehmend, um dann wieder in der klaren stillen, kühler gewordenen Luft zu verschwinden. Das Geräusch dieses gewaltsam ausströmenden Dampfes tönte weit hin durch die sonst lautlose Stille der Nacht.

Versetzen wir uns auf den Dampfer, welcher sonst schweigsam und regungslos, dunkel und unheimlich auf der glänzenden Wasserfläche ruht. Er gehört zu den tüchtigen und schönen Schiffen des österreichischen Lloyd und wir werden sofort von dem Gefühle der Sicherheit und der Behaglichkeit beherrscht, sobald unser Fuß das breite, hohe, saubere und durch Laternen matt erleuchtete Verdeck betreten, oder wir in die mit allem Comfort und Luxus ausgestatteten Salons hinabgegangen sind. Schnell eilen wir jedoch wieder hinauf, damit wir keinen Augenblick verlieren, der uns noch vergönnt ist, das schlummernde Venedig zu schauen.

Still und geräuschlos, fast gespensterhaft schweben dunkle Gondeln heran, verschwinden dann von dem hohen Bord gedeckt eine kurze Zeit, um bald nachdem sie sich ihres Inhaltes entledigt haben, in derselben Weise wieder zurückzukehren. So zur nächtlichen Zeit empfängt der Dampfer seine Passagiere, sie erscheinen plötzlich wie aus dem Wasser emporgetaucht oben auf dem Verdeck, in Mäntel gehüllt, die Damen meist verschleiert, und setzen sich stumm oder nur leise flüsternd zu den bereits Anwesenden, in der matten Beleuchtung nur in der Nähe Erkennbaren, als ob sie sich scheuten, die Stille zu unterbrechen. Eine solche Gondel brachte auch unsere Bekannten aus dem Hotel Danieli. Damit wir nicht genöthigt sind, uns noch länger steter Umschreibungen zu bedienen, haben wir das Fremdenbuch eingesehen und darin gefunden: Harf, Rentier und Hausbesitzer nebst Frau, aus Wien, Witte, Kaufmann nebst Frau, aus Bremen.

Still wie die Uebrigen waren sie angekommen, unmittelbar darauf ertönte jedoch ein kurzer Angstschrei, so daß noch einige

Matrosen nach der herabgelassenen Treppe eilten.

Der Rentier erschien zuerst, von seiner Frau gefolgt, deren Arm er nahm, sobald er wieder festen Boden unter sich hatte, um sie nach einer Bank zu geleiten. Erst nach einiger Zeit kam auch das andere Paar. Die junge Frau, welche den Angstschrei ausgestoßen, weil die Gondel beim Anlegen ein wenig geschwankt hatte, wurde außer von ihrem Gatten auch noch von einem Matrosen geleitet, sah sich mit dem Ausdruck des Schreckens oben um, ihre Bekannten suchend, welche bereits an einer Stelle unfern des Steuerruders Platz genommen hatten.

„Laß sie," sagte der Rentier zu seiner Frau, welche im Begriff stand, aufzustehen und ihnen entgegenzugehen, „es verschlägt nichts, wenn sie uns auch gar nicht sehen. Sie ist geradezu ein albernes und dabei ein eigensinniges Geschöpf."

„Der junge Mann thut mir recht leid," erwiederte in leisem, theilnehmendem Tone die Frau, „und wir können uns doch unmöglich hier auf dem Schiffe so plötzlich von ihnen absondern."

„Warten wir es ab, sie werden uns schon aufsuchen. Vielleicht geht sie auch sofort hinab, — weshalb hat er so ein Ding geheirathet? Wahrscheinlich sehr reich."

Das scharfe Auge des auf solche Weise Bedauerten hatte jedoch die bisherigen Gefährten bereits entdeckt. Unmittelbar darauf stand er mit seiner Gattin vor ihnen.

„Ach," stöhnte diese, auf die Bank niedersinkend, „wie habe ich mich erschreckt! Ich zittere noch immer an allen Gliedern. Nur der Zufall hat mich davor bewahrt, in das Wasser zu fallen. — Du hattest natürlich wieder nach andern Dingen zu sehen. — Ach und hier, — mitten auf dem Meere, wie schrecklich!"

„Beruhigen Sie sich doch," sagte der Rentier, „es war nicht die mindeste Gefahr vorhanden, und hier sind wir auch noch gar nicht auf dem Meere."

„Aber wir werden hinkommen, wo wir nur Himmel und Wasser haben."

„Du wirst dann ruhig schlafen, Sara," bemerkte ihr Gatte, und sie schwieg, weil in diesem Augenblicke das geräuschvolle Ausströmen des Dampfes plötzlich aufhörte und die großen mächtigen Schaufelräder sich langsam in Bewegung zu setzen begannen.

Das sich jetzt aufrollende feenhafte, zaubervolle Bild schien selbst auf die junge, nur mit der Sorge um ihre Person beschäftigte Frau einen solchen Eindruck zu machen, daß sie dadurch wenigstens an ähnlichen Bemerkungen verhindert wurde.

Der Mond war bis in den Meridian hinaufgestiegen und sandte volles magisches Licht auf die in den schweigsamen Fluthen schlummernde Stadt. Diese aber, einer alten Cokette gleich, hatte sich auch zur Nacht geschmückt und buhlte mit dem stolz an ihr vorüberziehenden Dampfer in ihrer verführerischsten Toilette. Auf ihrer bleichen, phantastisch geschmückten Stirn erglänzte flimmernd das Licht des Mondes, um den Busen aber und um den Saum ihres dunklen Gewandes wand sich die Diamantschnur unzähliger sich in der ruhigen Fluth abspiegelnder Gasflammen.

„Addio Venetia," rief leise die weiche bewegte Stimme einer über die Brüstung gelehnten hohen, schwarz gekleideten Frau, „addio cara, bella Venetia."

Immer weiter zog der Dampfer durch die stillen einsamen Gewässer, noch blickten die Lichter der Piazzetta und der Riva dei Schiavoni wie fern leuchtende Sterne herüber, dann versanken sie, eines nach dem andern, in der Fluth, und die Stadt selbst mit all ihrer zaubervollen, melancholischen Herrlichkeit verschwand und verrann wie ein geträumtes Märchen im Mondschein.

Jetzt schoß der Dampfer dicht an der Isola St. Andrea del Lido vorüber, dann durch die enge Einfahrt desselben und hinaus in das unendliche im Mondlicht silberhell leuchtende Meer!

„Jetzt sind wir auf dem Meere!" rief der junge Mann voll Begeisterung, „o wie erhaben, wie großartig!"

„Herrlich!" stimmten der Rentier und dessen Gattin ein.

„Das Licht des Mondes zieht eine glänzende, schimmernde Straße vor uns hin, der wir nachfolgen."

„Ist das Meer nicht ruhig wie ein See? Fürchten Sie sich noch?" fragte der Rentier, „hatte ich nicht Recht?"

„Was ist das für ein Licht und weshalb wird es immer so oft ausgelöscht und wieder angesteckt?"

„Das ist der Leuchtthurm, verehrte

Frau," belehrte lächelnd der Rentier, „er besitzt ein intermittirendes Licht — es dreht sich, sehen Sie; jetzt ist es fort, und jetzt — ist es wieder da."

„Ja und jetzt liegt es dicht auf dem Wasser. Es versinkt darin, es verschwindet!"

„Und mit ihm das Land und die Küste, erst jetzt sind wir droben, draußen auf hoher See," ergänzte wieder mit Selbstgefühl der Rentier.

„Ach, wie schrecklich, ich will hinabgehen," stöhnte Wittens Frau, „es zieht hier ohnehin sehr und wird gewiß stürmisch werden. Begleite mich, Max, ich fürchte mich, sieh nur, wie der Schornstein wieder raucht."

„So komm," sagte ihr Mann, „du wirst unten bequem und ruhig so lange schlafen, bis die Sonne aufgeht."

„Gott sei Dank, daß sie fort sind," bemerkte der Rentier, „in Triest müssen wir eben im Ernste darauf Bedacht nehmen, uns zu separiren, denn mit einem solchen kindischen Frauenzimmer bleibe ich auf keinen Fall mehr zusammen. Das würde uns ja die ganze schöne Reise verderben, lieb Trautchen, oder auch: mein trautes Liebchen," setzte er zärtlich flüsternd hinzu, „und das wäre doch schade — sehr schade, nicht wahr?"

Was sie erwiederte, blieb unverständlich, es mußte jedoch nicht unangenehm für ihn gewesen sein, denn sie sprachen, dicht an einander gelehnt, noch längere Zeit leise zusammen. „Laß uns jetzt auch hinabgehen," sagte er dann lauter, „wir könnten zwar auch hier oben bleiben, wenn wir uns ein wenig einpacken, es sitzen ja Viele hier und sie schlafen zum Theil schon, indessen, wir haben die Cabinen bestellt und bezahlt, deshalb wollen wir sie auch benutzen." Nach diesen Worten standen sie auf und begaben sich hinab.

Oben auf dem Verdeck wurde jetzt die Stille und Ruhe nicht mehr durch den Laut einer menschlichen Stimme oder durch den Tritt auf und ab Wandelnder unterbrochen. Regungslos stand der Steuermann am Rade; mit gleichmäßig dumpfem Geräusch arbeitete die Maschine fort und bewegten sich in schnellen Umschwingungen die mächtigen Schaufelräder. Der Dampfer zog in unveränderter, aber kaum merkbarer Eile seine ihm von dem Compasse vorgezeichnete Bahn auf der großen unabsehbaren Wasserfläche dahin, weit hinter sich eine breite, leicht bewegte, glitzernde Straße zurücklassend. Die Reisenden, welche oben auf dem Verdecke geblieben waren, schliefen alle, Niemand regte sich wenigstens.

Da trat eine männliche Gestalt aus der nach dem Salon führenden Treppe hervor, schritt mehrmals langsam und leise über das Verdeck und setzte sich dann auf die den äußeren Rand des Schiffes einschließende Bank. Schweigend starrte er darüber in das Meer hinab und auf die sich immer erneuernden von den Schaufeln des Rades aufgewühlten Wellen, deren äußerste Schaumspitzen wie glänzende Perlen im Lichte des Mondes verrannen.

Er hatte Kopf und Oberkörper weit über den Rand des Schiffes vorgebeugt und war so in seine Betrachtungen vertieft, daß er eine Dame gar nicht bemerkte, welche schon mehrmals neben ihm hingeschritten war.

Mochte der leise Tritt ihres Fußes sein Ohr berührt oder der Saum ihres Mantels ihn gestreift haben, er blickte empor und stand dann rasch auf.

„Sie hier?" fragte er im Tone freudiger Verwunderung, „ich glaubte —"

„Es war mir zu heiß und zu schwül unten," unterbrach des Rentiers Frau die Frage ihres Reisegefährten, denn diese Beiden waren die wieder auf dem Verdecke erschienenen Passagiere, „die Cabinen sind schrecklich nahe an der Maschine, deren Arbeiten Alles erzittern macht, und beängstigend heiß."

„Mein Gott, wenn meine Frau nur schläft," sagte er besorgt.

„Ich habe sie wenigstens so verlassen, sie hat nicht bemerkt, daß ich aufstand und hinausging."

„Das freut mich, das freut mich sehr," erwiederte er mit einem erleichterten Athemzuge. „Es ist auch eigentlich unverantwortlich, daß man in einer solchen zauberhaften ruhigen Nacht, wie sie dem braven Dampfer gewiß nur selten in dieser Schönheit zu Theil wird, hinab in die heißen schwülen Salons oder Cabinen geht."

„Da haben Sie ganz recht; das Bild, wie es jetzt mein Auge empfängt, das unendliche mondbeglänzte Meer, und der ruhig darauf seine Straße ziehende Dampfer, wird nie aus meiner Seele verschwinden."

„Auch aus der meinigen nicht," bestätigte er, obgleich er viele solche Nächte auf dem Meere zugebracht; „aber bald, bald wird dies Bild seinen Glanzpunkt erhalten, den Höhepunkt überwältigender Erhabenheit und Schönheit! Noch deutet kein Schimmer die Gegend des Himmels an, wo das Wunder des Sonnenaufganges sich vor unseren Blicken vollziehen soll, noch stehen wir unter der vollen Herrschaft der Nacht, wenn auch unter einer herrlichen, ‚mondbeglänzten Zaubernacht'."

„Die in dieser Bezeichnung enthaltene Poesie habe ich erst in Venedig und jetzt hier auf dem Meere in ihrer tiefen Bedeutung empfinden gelernt."

„Sie befinden sich zum ersten Male im Süden?"

„Ich bin noch wenig, fast gar nicht gereist. Meine Eltern lebten und leben noch in einfachen, solche Ausgaben nicht gestattenden Verhältnissen."

„Aber Ihr Herr Gemahl ist reich," erwiederte er mit eigenthümlicher Betonung, „natürlich, entschuldigen Sie diese Bemerkung."

„Wenn nicht reich, doch wenigstens wohlhabend, sonst," setzte sie verlegen lächelnd hinzu, „sonst würde ich auch jetzt in dieser ‚mondbeglänzten Zaubernacht' nicht auf der Adria fahren."

„Ja, das Gold hat eine große Gewalt, eine unglaublich starke bewegende Kraft."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Sie verstehen mich nicht?" fragte er leise vor sich hinlächelnd, „würden Sie — zürnen Sie nicht wegen dieser Frage, Sie haben sie provocirt — würden Sie überhaupt hochzeitreisen, wenigstens so wie jetzt, — wenn das Geld nicht wäre?"

„Jetzt verstehe ich Sie noch weniger," erwiederte sie ernst.

„Ich bin sehr unglücklich, mich nicht deutlich ausdrücken zu können, aber da wir einmal über diese Sache reden, ich meine, daß Sie, das junge schöne Mädchen, sonst wahrscheinlich doch eine andere Wahl getroffen haben würden."

„Darin irren Sie, irren vollständig," sagte sie mit erregter Stimme, während ihre großen, blauen Augen, voll vom Lichte des Mondes getroffen, einen höheren und berückenden Glanz erhielten, „ich liebe meinen Mann von ganzem Herzen und würde ihn auch ohne jedes Vermögen geheirathet haben, wenn — er mich gewollt hätte."

„Wirklich," fragte er mit ungläubiger Miene, „ja — das ist allerdings etwas Anderes, ganz etwas Anderes."

„Sie kennen ihn nicht," fuhr Sie leidenschaftlicher fort, „und wissen nicht, wie gut und rücksichtsvoll er ist, nicht gegen mich allein, nein, gegen alle Menschen. Ich aber kenne ihn schon von meiner Kindheit an, denn er kam oft in unser Haus, und wenn ich ihn auch nicht so liebte wie jetzt, — ich war ihm immer gut, immer — fast so lange, wie ich denken kann. Er ist allerdings um mehr als zwanzig Jahre älter wie ich, — aber ich empfinde das nicht, ich sehe und weiß gar nicht, daß er älter ist, kann mir ihn nicht anders denken und möchte ihn auch nicht anders haben."

„Wie sehr ist er zu beneiden," sagte er mit einem tiefen Seufzer.

„O, nicht mehr wie ich," erwiederte sie mit einem glücklichen Lächeln, „wenn Sie beneiden wollen, so müssen Sie uns Beide daran betheiligen, denn jetzt — haben wir Alles gemeinsam. Sie seufzen so oft," fuhr sie theilnehmend fort, während sie langsam dicht neben einander und den Ton ihrer Stimmen dämpfend auf dem Verdeck hinschritten, „weshalb? Sind Sie nicht auch glücklich?"

„Gewiß, gewiß, — Sie werden nicht daran zweifeln."

„Ich weiß, was Sie beunruhigt," fuhr sie in derselben Weise fort, „Sie haben es mir verrathen, als wir auf dem Canale grande fuhren, Sie denken noch an Diejenige, von der Sie mir erzählten, daß sie mir ähnlich sähe, an die Gestorbene —"

„Gestorbene," wiederholte er leise und seine Stimme klang wie der klagende Ton eines Echos.

„Aber das dürfen Sie nicht mehr," fuhr sie lebhaft fort, „das dürfen Sie jetzt nicht mehr, das sind Sie Ihrer Gattin schuldig, denn entweder —"

„Entweder," ergänzte er, als sie, fühlend, daß sie zu weit gegangen, plötzlich schwieg, „entweder hätten Sie sich nicht verheirathen sollen, — was nützt das Geld — dann konnten Sie sich beliebig mit der Verstorbenen beschäftigen, oder Sie müssen diese Thorheit jetzt aufgeben, weil Sie verheirathet sind — nicht wahr, das

wollten Sie sagen, und Sie haben auch ganz Recht, — aber es giebt Menschen, welche mit der Bestimmung geboren werden, immer zu spät zu kommen, und zu denen gehöre ich! Wenn es zu spät ist, stellt sich die Erkenntniß des Richtigen, desjenigen, wie ich hätte handeln sollen, bei mir immer ein; o! dann bin ich klug und weise, aber es nützt nichts mehr!"

„Doch sehen Sie," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, welche sie durch keine Erwiederung unterbrochen hatte, „es röthet sich im Osten! Der erste Schimmer des Goldes, welches eine so magische Gewalt über die Menschen besitzt, dem sie nachjagen bis zum letzten Hauche ihres Lebens und für das sie willig alle anderen Güter zum Opfer bringen, der erste röthliche Schimmer erscheint auf jenem leichten, flackernden, unseren unruhigen, verworrenen Empfindungen ähnelnden Gewölk, — die Ouvertüre zu dem großen Zauberdrama des Sonnenaufganges beginnt, Sie werden hinabgehen und Ihren Herrn Gemahl wecken lassen müssen — die Gemeinsamkeit, welche sie beglückt, verpflichtet Sie dazu."

Er hatte die letzten Worte hastig und in so erregtem leidenschaftlichen Tone gesprochen, daß die junge Frau ihn ängstlich anblickte und dann mit einer zustimmenden Bemerkung das Verdeck verließ. Schweigend blieb er wieder an der Brüstung stehen und blickte auf das Meer hinaus, auf dem jetzt der der Sonne vorausziehende frischere Luftzug leichte sich kräuselnde Wellen erzeugte und der bis dahin bleichen einförmigen Fläche eine lebendige Färbung verlieh. Nicht die letztere allein, sondern die sich fast in jedem Augenblicke ändernde Färbung und Beleuchtung, verkündeten den heraufziehenden Tag und das Entweichen der Nacht.

„Ich danke dir vielmals, mein Kind," sagte der Rentier zärtlich zu seiner Frau, als er mit dieser bald darauf auf dem Verdeck erschien, „ich danke dir für deine Vorsorglichkeit, aber ich würde den Sonnenaufgang gewiß nicht verschlafen haben. Ich hatte bestimmte Ordre ertheilt, mich zu wecken, habe überhaupt nur wenig und unruhig geschlafen, denn es ist schwül und wüst in den engen Cabinen. Aber du sagtest, du wärest schon längere Zeit hier oben gewesen?"

„Ja es ging mir eben so wie dir, und hier war es wundervoll."

„Ah, Herr Witte! Auch schon oben? Haben auch wohl nicht besonders geruht, oder nur der Sonnenaufgang?"

„Ich bin auch schon längere Zeit hier, Herr Harf, und war so glücklich, Ihrer Frau Gemahlin Gesellschaft leisten zu können."

„So, so, aber mit dem Sonnenaufgang wird's wohl noch ein wenig Zeit haben."

„Sieh nur, sieh nur, Eduard, wie sich jene flackernden zerrissenen Wolken zu röthen beginnen, und jener dunkle Streif, das muß die Küste sein."

„Das ist die Küste von Triest, der Karst, mein Kind, wir werden das alles bald deutlicher sehen, es ist wirklich noch zu früh. Kellner, Kaffee, aber ordentlichen, guten Kaffee, und bald, mir ist etwas flau. Für Sie auch mit, Herr Witte? Also drei Portionen. Nimm den Mantel um, mein Kind, beim Sonnenaufgang ist es immer kühl, namentlich auf dem Meere."

Immer mehr röthete sich der Himmel, blendende Strahlen schossen über das Gewölk hervor, bis in den Zenith hinauf; das Meer wurde unruhiger und erhielt eine dunkelblaue ins Röthliche spielende Färbung. Eine Menge Fischerboote mit leichten weißen Segeln zogen darüber hin, am Horizont stand anscheinend ruhig ein großes Kauffahrteischiff, seine nur allein sichtbaren hohen Masten bis in die höchsten Spitzen mit Segeln bedeckt.

Der Kellner brachte den Kaffee, stellte einen Tisch vor die auf einer nach Osten gekehrten Bank Sitzenden, und die junge Frau beeilte sich einzuschenken, weniger des Kaffee wegen, als um keinen Moment des herrlichen, immer großartiger werdenden Anblickes zu verlieren.

„O! sieh, sieh," rief sie begeistert, — „jetzt, jetzt wird sie erscheinen. Die Wolken haben sich in flüssiges Gold verwandelt und die aus dem Meere emporleuchtenden dunklen Höhen heben sich von dem glänzenden Hintergrunde in scharfen Linien ab."

„Sie ist es noch nicht, immer noch nicht, die rosenfingrige Eos," sagte Witte, „aber bald, bald wird sie hervorkommen in ihrer ganzen strahlenden Schönheit, so strahlend, daß wir, wie immer in des

Entzückens höchstem Momente, die Augen schließen müssen."

„Sie werden ja förmlich poetisch," spottete der Rentier, „aber sieh, Trautchen, da ist Triest. Noch ist die Lampe des Leuchtthurms nicht verlöscht, bald, bald werden wir Alles deutlicher sehen."

Jetzt schossen die ersten Strahlen der Sonne am Himmel empor, Licht, Glanz und Leben ausströmend und spendend, Alles damit erfüllend und die letzten Schatten der Dämmerung vernichtend.

Es war ein feierlicher, bewältigender Moment, Alle schwiegen und blickten regungslos mit begeisterten Mienen auf dieses sich vor ihnen vollziehende großartige Schauspiel. Niemand sprach, es herrschte eine Zeit lang eine lautlose, heilige Stille.

„Schenke mir noch einmal ein, Trautchen," sagte dann der Rentier, „es war wundervoll, wirklich herrlich, wir werden uns noch lange an diesen Morgen erinnern, wenn wir wieder daheim sind."

„Jetzt hat sich Triest auch schon aus dem Wasser erhoben," entgegnete sie, seinem Wunsche entsprechend, „man kann die Häuser schon erkennen. Wie viel Schiffe liegen im Hafen, ganz anders wie Venedig."

„Triest ist jung und Venedig ist alt. Das Alter ist die schlimmste Krankheit," sagte er mit einem Seufzer. „In höchstens einer guten Viertelstunde sind wir da, dann wirst du das alles besser und genauer sehen."

„Max, Max," tönte eine angstvolle Stimme, „Max, wo bist du denn, o, ich sterbe, ich bin schon halb todt!"

„Ihre Frau Gemahlin," lächelte der Rentier, die Asche von seiner Cigarre abstreifend, „leider hat sie den Sonnenaufgang verfehlt."

„Ach, wie schrecklich," rief diese jetzt erscheinend, „das Meer ist ja vollständig stürmisch geworden, sieh nur die großen Wellen! Wir werden untergehen, ich habe es ja immer gesagt!"

„Setzen Sie sich doch," bemerkte der Rentier gelassen, „trinken Sie eine Tasse Kaffee, es wird Ihnen wohl thun. In einer Viertelstunde sind Sie an Land."

„Niemand ist hier, Niemand habe ich," jammerte die junge Frau weiter, während sie hastig der letzten Weisung folgte und dabei immer ängstlich auf das Meer hinaussah, „Niemand kann mir mein Haar machen! — Lauter Kellner, und die alte Frau thut, als ob sie kein Deutsch verstände, ist das nicht schändlich?"

„Gewiß unverantwortlich, aber Sie können sich in Triest einen deutsch sprechenden Friseur kommen lassen," bemerkte der Rentier, „sieh, Trautchen," fuhr er lebhafter fort, als der Dampfer rasch an einem bis in seine höchsten Mastspitzen mit Segeln bedeckten Ostindienfahrer vorbeifuhr, „solch ein Segelschiff sieht doch viel, viel imposanter aus als ein Dampfer."

„Aber es steht ja still," sagte Wittens Frau.

„Scheinbar, scheinbar, — da ist der Hafen! Sehen Sie Mast an Mast. Wir sind am Molo, der Anker fällt! Alle Schrecken des Meeres liegen hinter Ihnen, gnädige Frau, und zwischen hier und Bremen giebt's kein Wasser mehr. Komm, Trautchen," flüsterte er dieser zu, „komm, Quartier im Hotel de la ville ist bestellt, es ist erst fünf Uhr, wir werden uns noch ein paar Stunden zur Ruhe legen, um den versäumten Schlaf nachzuholen, dann nehmen wir ein erfrischendes Seebad und flaniren bis zum Diner."

Am Table d'Hote fanden sich die Reisenden wieder zusammen. Der Rentier suchte sich von der, ihm im höchsten Grade unsympathisch gewordenen, jungen Frau und deshalb auch von ihrem Gatten loszumachen, konnte es jedoch nicht verhindern, daß sie sich am Abende wieder im Monte verdi trafen, einem öffentlichen Vergnügungsort, wo heute ein besonders durch fremde Künstler verherrlichtes Concert stattfand. Der Garten, elegant eingerichtet, war nicht groß und dicht von an Tischen sitzenden, essenden und trinkenden Menschen besetzt. Jedes von einer ausgezeichneten Kapelle vorgetragene Musikstück, und noch mehr jedes Solo, wurde von den Anwesenden mit dem den Italienern eigenen lebhaften Enthusiasmus begleitet.

„Ich bin am meisten gespannt auf die Rode'schen Variationen, denn der Signor Mardoni soll einer der ausgezeichnetsten Violinspieler in Italien sein."

„Ich theile ganz Ihre Ansicht," erwiederte der junge Witte, welcher den Musik-

aufführungen mit ungetheiltem und hohem Interesse gefolgt war.

In demselben Augenblick erschien der Kapellmeister vorn auf der Estrade des Orchesters und verkündete, daß sowohl der Vortrag der Rode'schen Variationen, als das nachher angekündigte Violinconcert unterbleiben müsse, da Herr Mardoni plötzlich erkrankt sei.

Ein allgemeines, lebhaftes Bedauern beantwortete diese unerwartete Mittheilung.

Es folgte die in den Musikaufführungen übliche Pause, dann verkündete abermals der Kapellmeister dem überraschten Publicum, daß die Rode'schen Variationen dennoch gespielt werden würden, da sich ein fremder Künstler zu deren Vortrag bereit erklärt habe.

Schweigend und mißtrauisch erwartete man die Leistungen dieses fremden namenlosen Künstlers. Aber kaum hatte dieser das Thema und die erste Variation vorgetragen, als sich ein stürmischer, unendlicher Beifall erhob.

„Mein Gott, mein Mann, es ist wirklich mein Mann!" rief Frau Witte. „Sehen Sie doch, er steht oben, vorn auf der Tribüne, mit der Geige in der Hand, und wird gleich wieder losspielen! Es ist schrecklich!"

„Ich habe nie besser Violine spielen hören," sagte der Rentier, während seine Frau begeistert einstimmte; „reden Sie jetzt nicht, unterbrechen Sie nicht, denn er beginnt wieder."

Nachdem er geendet, beschränkte man sich nicht allein auf ein fortgesetzt stürmisches Beifallklatschen, sondern eine große Menge der Anwesenden erhob sich und drängte sich zum Orchester, um den unbekannten Künstler zu begrüßen, und mit dem Danke sogleich die Bitte auszusprechen, auch den weiter angekündigten Vortrag zu übernehmen.

„Welch ein Talent haben wir an Ihnen kennen gelernt, Herr Witte!" sagte der Rentier, mit einer, bisher in seinen Mienen nicht gekennzeichneten hochachtungsvollen Bewunderung, „Sie sind ja ein zweiter Paganini."

„Sie müssen Nachsicht haben," erwiderte in seiner bescheidenen Weise der junge Mann, „es war vielleicht Unrecht, daß ich mich erbot, die Stelle des erkrankten Künstlers zu ersetzen, aber ich habe so lange nicht gespielt und empfand ein unwiderstehliches Verlangen."

„Sie haben uns alle, und besonders mich, zum größten Danke verpflichtet," bemerkte des Rentiers Frau.

„Aber du wirst dich nicht noch einmal da oben unter die Musikanten hinstellen," fiel seine Gattin ein, „Gott, wenn das der Papa gesehen hätte!"

„Dein Vater?" fragte er, und zum ersten Male zogen sich seine Brauen ernst und finster zusammen, „er würde schwerlich etwas dagegen haben. Kennt mich hier doch Niemand. Den Vortrag des andern Musikstücks habe ich versprochen, werde mein Wort halten, und", setzte er mit leuchtenden Blicken hinzu, „ich freue mich darauf!"

„O, weshalb sind wir überhaupt in diesen Garten gegangen, wo es so voll ist, daß man sich nicht rühren kann," stöhnte die junge Frau, „dann wäre der Scandal nicht möglich gewesen!"

Witte entfernte sich wieder und trug das folgende noch schwierigere Musikstück mit noch größerer Virtuosität, und gefolgt von noch rauschenderem Beifall, vor.

„Ich habe nicht gewußt," sagte der Rentier, als Witte sich bald darauf mit seiner Frau entfernte, da sie am andern Morgen früh Triest verlassen wollten, „daß ich so lange das Glück genossen habe, mit einem der ausgezeichnetsten Virtuosen gemeinschaftlich zu reisen. Wir, meine Frau und ich, werden uns noch eine Zeit lang in Römerbad aufhalten, wo es wundervoll ist und wo auch Sie — wo allerdings Ihre Frau Gemahlin," setzte er plötzlich stockend hinzu, „sich wahrscheinlich nicht amüsiren würde. Sollten Sie aber so lange in Wien verweilen, bis wir zurück sind, oder später einmal wieder dorthin kommen, so vergessen Sie Ihre jetzigen Reisegefährten nicht."

„Leben Sie recht herzlich wohl," sagte des Rentiers Frau mit bewegter Stimme, Witte die Hand reichend, „möge es Ihnen immer wohl ergehen, und gedenken Sie unserer auch bisweilen in der Ferne!"

IV.

Die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, daß die Ebene kein Heimweh erzeuge,

daß sie überhaupt reizloser sei als das Gebirge, und den Anschauungen, der Entwicklung und der ganzen geistigen Organisation ihrer Bewohner den ihr selbst innewohnenden langweiligen und verflachenden Charakter verleihe, halten wir für eine durchaus irrige. Der im Gebirge geborene und aufgewachsene Mensch sehnt sich nach dem Thale seiner Heimath und dessen den Horizont abschließenden Linien, ähnlich wie nach den gewohnten Räumen seines Hauses oder seiner Hütte zurück. Wo er diese Linien, diese Räume vermißt, fehlen sie ihm, fühlt er sich nicht heimisch; seine Anschauungen sind daran gewöhnt, daran gefesselt, deshalb seine Sehnsucht danach, aber sie sind auch eng und beschränkt wie dieses Thal selbst.

Der in der Ebene lebende Mensch ist überall in der Ebene heimisch; die Veränderungen, welche ihn beim Wechsel aus einem Theile in den anderen treffen, berühren ihn nicht wesentlich; die Hauptbedingungen, besonders der weite ungehinderte Horizont, bleiben dieselben. Die Poesie des Gebirges empfindet er tiefer und in idealerer Auffassung wie der darin Lebende und daran Gewöhnte; aber für die Dauer erzeugen dieser beschränkte Himmel, diese, wenn auch imponirenden, doch stets an die Nacht mahnenden, mächtigeren Schatten das Verlangen nach einer wieder ungehinderten Umschau, nach dem Befreitwerden aus einer Beschränkung, die, wenn auch einem reizend decorirten, doch immer einem Gefängniß gleicht.

Er sehnt sich zurück nach seiner Ebene mit dem weiten Horizont, so weit wenigstens, wie es uns armen Sterblichen auf der kleinen Erde überhaupt gestattet ist, — ihn zu schauen. — Weshalb soll er sich diesen ohnehin so beschränkten Blick noch durch ein paar Erhebungen verkümmern lassen, die nur dadurch allein einen imponirenden Eindruck hervorbringen, weil wir selbst so winzig klein und unbedeutend sind.

Wären wir thurm- oder gebirgshohe Riesen, was wir ja eben so gut sein könnten, würden wir gleichgültig, wie jetzt über Maulwurfshügel oder sonstige kleine Anhöhen, darüber hinwegschreiten, aber selbst dann würde der Horizont, das Stück Himmel, welches uns zu sehen beschieden ist, in der Ebene nur unbedeutend größer sein, und wir selbst wären ebenso un- oder vielmehr nichtsbedeutend wie jetzt.

Deshalb dürfen wir den Werth und die Großartigkeit der Ebene auch als Landschaftsbild nicht zurücksetzen; sie gleicht dem unendlichen Meere, dessen wundervolle Schönheit die Dichter aller Zeiten bis zum Ueberdruß besungen haben, nur ist sie nicht so öde, auch nicht so stürmisch, überhaupt nicht so beweglich wie dieses, und wir können daher jetzt, ohne befürchten zu müssen, mit unserem tyrannischstem Gebieter, dem Magen, in einen verderblichen Conflict zu gerathen, über die öden Kalksteinfelsen des Karst, die herrlichen Thäler Steiermarks, über das unter uns, gleich einem Ameisenhaufen wimmelnde, weiß herausleuchtende Wien, dann wieder über andere grün bewaldete Gebirge hinwegfliegen, dem Laufe der Elbe folgend, welche, nachdem sie das schöne Dresden mit freundlichem Lächeln angeschaut, langsam, an vielen Krümmungen sich noch öfter sehnsuchtsvoll umblickend, der weiten norddeutsche Ebene zufließt, wohin wir dich nach dieser langen Abschweifung bitten, geneigter Leser, ihr zu folgen, und mit uns eine größere an einem ihre Seitenflüsse gelegene Stadt zu betreten, damit wir dich mit den Personen unserer Geschichte näher bekannt machen, welche du zum Theil schon allerdings sehr flüchtig in der schönen Venetia und auf der schlummernden Adria kennen gelernt hast.

Es ist früh am Morgen, um dieselbe Stunde, in der wir Triest verlassen, nur bitten wir, sich zehn Jahre zurückzudenken, denn dieser Zeit bedürfen wir, um unsere Geschichte zu beginnen, in welche wir unbedachtsamerweise mitten hineingesprungen sind.

Wir stehen auf einem kleinen Hügel, oder auf einer kaum nennenswerthen Erhebung des Bodens, von wo aus man sich jedoch einer weiten Sicht über die uns rings umgebende Ebene erfreut. Eine gerade, mit hohen langweiligen Pappeln bepflanzte Chaussee führt zu einer Stadt, von welcher wir ein paar unschöne Thürme und einige höhere Gebäude erblicken. Auf der Chaussee bewegen sich verschiedene meist ländliche Fuhrwerke, wir erkennen dies an den aufsteigenden und im kühlen Morgenwinde dahintreibenden und verschwindenden Staubwolken. Zu unserer

Rechten erblicken wir stellenweise den in der noch tiefstehenden Sonne blinkenden, sich in malerischen Krümmungen langsam durch weite Wiesenflächen hinziehenden Fluß, und auf ihm schwimmend einige Schiffe mit langen, dünnen Masten und den daran befestigten einfachen Segeln. Links von uns ziehen sich, nur durch ganz unbedeutende Terrainfalten getrennt, unabsehbare Felder und Hüthungen hin, die ersteren gelb und kahl, weil es Herbst ist, die anderen in der braunen, öden Färbung der Haide. Hin und wieder unterbricht die dunkle Masse eines Kiefernwaldes die Einförmigkeit dieses Bildes, dessen Ränder rings umher von dem sich mit der Ebene vereinenden und in leichtem Nebel und Dunst sich verlierenden Horizont eingesäumt werden.

Man kann für das versteinerte und verkörperte Sinnbild der Langeweile und Einförmigkeit wohl schwerlich etwas Passenderes finden als eine norddeutsche Provinzialstadt. Auch das äußerlich Malerische, welches im Süden das Auge besticht und die unter ihm wohnenden Schäden verdeckt, fehlt hier, es giebt sich Alles schmuck- und reizlos, wie Jemand, der es verschmäht oder es nicht gelernt hat, Werth auf sein Aeußeres zu legen. Das poesiereiche, allerdings dort sehr oft durch Unordnung und Verfall Erzeugte fehlt hier ganz, Alles Prosa — kalte, nüchterne, oft aber doch sehr werthvolle Prosa.

Die Einwohner dieser Stadt lebten hauptsächlich von Ackerbau und außerdem durch die daselbst befindlichen zahlreichen Beamten und das in Garnison stehende Militär. Der Erste dieser Beamten war der Director des Gerichts, Mosbach, ein Mann in den Funfzigen; seine Frau, fast im gleichen Alter mit ihm, kränkelte schon seit längerer Zeit und konnte sich nur wenig um die Erziehung ihrer beiden Kinder, eines Sohnes von fünfzehn und eines Mädchens von zwölf Jahren, bekümmern. Der Vater verwandte zwar einen Theil seiner freien Zeit dazu, jedoch, da er mit Arbeiten überhäuft war, vermochte er es nicht immer, die mangelnde mütterliche Pflege, namentlich bei der Tochter, die er sehr liebte, zu ersetzen.

Es war am Morgen jenes Tages, den wir soeben beschrieben haben, der Director saß an seinem Schreibtische, welcher mit Papieren und Acten bedeckt war, emsig arbeitend, dabei aus einer langen Pfeife rauchend und hin und wieder aus der neben ihm stehenden Tasse Kaffee trinkend. Er hatte heute nicht die Zeit gefunden, in Behaglichkeit zu frühstücken, sondern mußte Arbeit und Frühstück mit einander verbinden.

„Lieber Mann,“ sagte seine zu ihm eintretende Frau, „hast du vielleicht einen Augenblick Zeit, ich möchte über einen Gegenstand mit dir reden?“

„Wenn es nicht lange dauert, ich bin sehr beschäftigt.“

Sie war eine bleiche, hagere, schmalschulterige Frau mit blassem, durchsichtigem Teint. Leise und kurz aufhustend setzte sie sich nieder.

„Fritz erzählte mir gestern, und war darüber natürlich sehr erfreut, du wollest den jungen Witte hier zu uns ins Haus nehmen, — ich bitte dich dringend, wenn das wirklich deine Absicht sein sollte, es zu unterlassen.“

„Es ist wirklich meine Absicht,“ erwiederte der Director, während er in dem aufgeschlagenen Actenhefte gleichzeitig weiterlas, „ich habe nur noch nicht Zeit gehabt, es dir mitzutheilen. Weshalb bist du dagegen?“

„Unsere Räumlichkeiten sind ohnehin schon so beschränkt, Fritz ist ein wilder, oft sehr unfolgsamer Knabe.“

„Knabe kannst du ihn wohl nicht mehr nennen.“

„Du empfindest das nur nicht, weil du viel außer dem Hause bist.“

„Nicht mehr, als ich verpflichtet bin.“

„Wenn nun noch ein zweiter Knabe hier bei uns wohnen soll, so wird man keine ruhige Stunde mehr haben. Außerdem paßt es sich nicht für Johanna.“

„Weshalb sollte es sich nicht passen? Ich wüßte das wirklich nicht,“ fragte der Director verwundert. „Max ist ein sehr talentvoller braver Junge und übt einen sehr guten Einfluß auf Fritz aus; ohne ihn wäre er wieder nicht versetzt worden.“

„Meinst du? Nun, ich verstehe das nicht, aber deshalb ist es doch noch nicht nöthig, daß er zu uns ins Haus zieht.“

„Deshalb nicht; aber sein Vater hat bankerott gemacht, wie du weißt, und heute

wird sein Hab und Gut öffentlich verkauft werden."

„Der alte Pelzjude?"

„Daß er ein Jude ist, steht nicht fest. Jedenfalls hat er seinen Sohn gleich nach der Geburt taufen lassen und ist ein braver, geachteter Mann."

„Der aber bankerott gemacht hat."

„Ohne seine Schuld. Fritz hat mich gestern in einer Bewegung und Aufregung, wie ich ihn noch niemals gesehen, gebeten, seinem Freunde zu helfen, und ich habe ihm versprochen, daß Max, so lange er noch hier am Orte verweilt, bei uns wohnen soll. Da ich mein Wort nicht brechen kann, so mußt du dich darein finden, lange wird es nicht dauern, denn ich werde Sorge tragen, daß Max bei einem Kaufmann in die Lehre kommt."

„Ich konnte mir denken," sagte sie aufstehend, „daß du das alles schon wieder, ohne meine Ansicht zu hören, abgemacht hast, und will dich daher nicht weiter stören."

Sie entfernte sich bei diesen Worten, ohne daß er, ruhig weiter arbeitend, nur schneller rauchend, etwas erwiederte.

Kurze Zeit darauf traten die beiden Knaben, der Sohn des Directors und sein Freund, in das Zimmer. Obwohl, wie wir gehört, Beide eine innige Freundschaft vereinigte, waren sie äußerlich sehr verschieden. Fritz größer, etwas starkknochig, mit blonden Haaren und blauen Augen, war der Repräsentant eines norddeutschen Jünglings. Das Gesicht des Anderen dagegen umrahmten dunkele Locken, seine tiefblauen Augen hatten einen sanften und zugleich intelligenten Ausdruck, seine ganze zartere Erscheinung war ansprechend und Sympathie erweckend.

„Lieber Vater," sagte des Directors Sohn, „Max möchte dir gern seinen Dank abstatten, ehe wir in die Schule gehen."

„Wozu das," unterbrach der Director, seinem Schützlinge die Hand reichend, „geht, geht, damit ihr nicht zu spät kommt, ich habe ohnehin noch viel zu arbeiten."

Die sanften Augen des jungen Witte hatten sich mit Thränen gefüllt, welche, wie sehr er sich auch bemühte, es zu verhindern, auf die Hand des Directors fielen, die er in stummer Aufregung küßte.

Theilnahmvoll und selbst von innerer Rührung ergriffen, legte der Director seine andere Hand sanft auf das herabgebeugte Haupt des Knaben, dann aber entzog er sie ihm hastig und arbeitete wieder stumm fort.

Die beiden Knaben verharrten noch eine kurze Zeit in der beschriebenen Stellung und entfernten sich dann. —

Einige Zeit darauf verließ der Director seine Wohnung und begab sich nach dem Gerichte. Dort bis ein Uhr zu verweilen und Nachmittags ebenfalls einige Stunden zuzubringen, gehörte außer seinen häuslichen Arbeiten zu seinen täglichen Amtspflichten, wofür er die hohe Besoldung von zwölfhundert Thaler bezog.

Ein Actenstück unter dem Arme, gesenkten Hauptes, ging er eilig die breite, schlecht gepflasterte, unreinliche, von unschönen Häusern begrenzte Straße hinauf und gelangte zum Marktplatze, wo sich um das in der Mitte befindliche Rathhaus bereits ein reger Verkehr entwickelt hatte, denn es war heute nicht nur Wochen-, sondern auch Kornmarkt.

Durch die sich drängende Menschenmasse weitergehend, erreichte er einen kleinen Platz, wo sich das Stadtgericht gleichzeitig mit dem Steueramte in einem alten ehemaligen Kloster befand.

„Guten Morgen, Herr Director," redete ihn ein Mann an, als er eben im Begriffe stand, in das beschriebene Gebäude einzutreten, „es geht heute sehr lebhaft bei uns zu, dort kommen auch schon die Ulanen vom Exerciren zurück."

Der so Redende war ein Mann im Anfange der Dreißig, mit einem glatten, etwas aufgedunsenen Gesicht, starkem schwarzen Haar und eben solchem Backenbart. Während er die an sich gleichgiltige Frage an den Director richtete, sah er diesen mit seinen wasserblauen, etwas hervorstehenden Augen so forschend und lauernd an, als ob er eine für sich wichtige Entscheidung erwartete.

„Ich freue mich, Sie wohl und munter zu sehen," erwiederte der Director, „Herr Sensburg, da Sie aber auch jetzt nach dem Tode Ihres Herrn Vaters gewiß sehr mit Geschäften überhäuft sein werden, so entschuldigen Sie mich wohl, nicht länger hier verweilen zu können, meine Zeit ist sehr gemessen."

„Weiß, weiß, Herr Director, um so

anerkennungswerther von Ihnen ist es, daß Sie doch noch Zeit übrig behalten, sich verwaister Kinder anzunehmen."

„Verwaist? Nicht verwaister, sondern nur mir befreundeter und jetzt verarmter, wenn Sie den jungen Witte meinen," erwiederte der Director mit scharfer Betonung; „für Sie würde das allerdings leichter gewesen sein, und zwar nicht durch eine Handlung, sondern vielmehr nur durch ein Unterlassen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

„Ach, das soll ein Stich sein," sprach der Andere mit einer selbstgefällig lächelnden Miene vor sich hin, einer Miene, welche bei ihm stereotyp geworden war, auch wenn er Jemandem die unangenehmsten und schmerzlichsten Dinge sagte, „ein Stich darauf, daß ich endlich die Falliterklärung des alten Witte beantragt habe, der mich und Andere lange genug genasführt hat. Wenn man nicht sein Bischen zusammenhielte, hier, wo Alle immer nur haben und nicht geben wollen, so würde man sich bald in derselben Lage befinden."

Der Kaufmann Sensburg war der Einzige in der ganzen Stadt, welcher eine Art Großhandel trieb, dabei aber auch kleinere, sich hoch verzinsende Geschäfte keineswegs verschmähte. Erst vor zwei Monaten, nachdem sein Vater, ein allgemein geachteter und geliebter Mann, gestorben war, hatte er das Geschäft selbständig übernommen.

Sich ebenfalls mühevoll durch die Masse von aufgestellten Wagen, Pferden, Waaren, Käufern und Verkäufern auf dem Markte hindurchwindend, gelangte er zu seinem daselbst an der Ecke gelegenen Hause, dem größten und elegantesten der ganzen Stadt. Er ging durch ein paar Geschäftszimmer, wo mehrere Commis arbeiteten, in sein nach hinten gelegenes Arbeitscabinet und war genöthigt dabei, dicht an einem Manne vorüberzuschreiten, der in der vordersten Stube ihn erwartet hatte. Es war ein alter Mann mit weißen Haaren, welcher, den Kopf demüthig gesenkt, ihn mit seinen großen dunkeln Augen flehend anblickte.

„Ach, Herr Witte," sagte der Kaufmann leichthin, ohne auch jetzt seine wohlgefällig lächelnde Miene zu ändern und ohne den alten Mann zum Eintreten in sein Cabinet oder zum Sitzen einzuladen, „Sie haben sich noch einmal herbemüht? Jetzt noch? Ich dächte, die Sache wäre endlich zwischen uns regulirt."

„Regulirt? Herr Sensburg," erwiederte der Alte, während die Commis, in deren Gegenwart die Unterhaltung stattfand, zu schreiben aufhörten und lauschend zu den Sprechenden hinüberblickten, „regulirt? Allerdings; aber — Sie könnten mir wenigstens die paar alten Sachen lassen, ohne welche ich nicht weiß, was ich anfangen soll, und die Ihnen doch nichts nützen können."

„Ich kann mich nicht um die Einzelheiten Ihres Processes bekümmern, das ist lediglich Sache des Gerichts. Uebrigens: wie man sich bettet, so liegt man. — Ich wünsche Ihnen guten Morgen."

Damit entfernte er sich aus dem Zimmer. Der alte Mann verharrte noch eine Zeit lang, ihm schmerzlich nachblickend, in seiner bisherigen Stellung, und verließ dann ebenfalls das Geschäftsloeal, begleitet von den ihm mitleidsvoll nachblickenden Augen der Commis.

V.

Der alte Witte hatte einen Kleinhandel mit verschiedenen Dingen, hauptsächlich aber mit Pelzen getrieben, und hieß deshalb in der Stadt der Pelzjude. Hierzu mochte hauptsächlich der etwas orientalische Schnitt seines Gesichts, die großen tiefliegenden, schwermuthsvoll blickenden, braunen Augen, die scharfgeschnittene Nase, der kleine etwas eingefallene Mund, und das weiße lockige Haar, sowie ein eben solcher Bart Veranlassung gegeben haben. Niemand konnte mit Bestimmtheit behaupten, daß er ein Jude sei, und wenn man ihn auch nie in der Kirche gesehen hatte, so war doch sein jetzt sechszehnjähriger Sohn an der Eltern früherem Aufenthalt christlich getauft worden, denn der Director des Gymnasiums hatte das Taufzeugniß selbst eingesehen.

Am Abend desselben Tages befand sich Witte in seiner kleinen, in einer engen Gasse gelegenen Wohnung. Er saß auf einer hölzernen Bank und vor ihm stand ein eben solcher höchst einfacher Tisch, welche beiden Möbeln ihm ein mitleidiger Nachbar geliehen hatte; sonst waren sämtliche Räume seiner Wohnung völlig leer, denn

das Gericht hatte am Nachmittag desselben Tages sämmtliche Möbeln und Geräthschaften öffentlich verkauft.

Der alte Mann saß in gebückter Stellung verzweiflungsvoll vor sich auf den Boden hinstarrend da.

Die Dämmerung war schon längst durch das kleine, vergitterte Fenster und in die leere, nun einem Gefängniß gleichende Stube gedrungen und machte jetzt der kommenden Nacht Platz.

Da wurde die Thür rasch geöffnet und Max, der einzige Sohn des Verarmten, stürzte herein, und auf seinen Vater zu, den er leidenschaftlich und weinend umarmte. Auch der Alte preßte den Knaben innig und fest an seine Brust, und so hielten sie sich eine Zeit lang gegenseitig umschlungen, während es in dem kleinen Zimmer immer dunkler wurde.

„Hier, hier, lieber Vater," schluchzte von seinen Thränen unterbrochen der Knabe, „hier habe ich dir etwas mitgebracht zum Abendessen; aber vor allem laß mich Licht anstecken, es ist ja ganz finster hier. O, diese grausamen Menschen, nichts, gar nichts haben sie dir gelassen!"

Eilig und mit liebender Geschäftigkeit zündete der Knabe das mitgebrachte Licht an, packte Wurst aus, von welcher er wußte, daß sein Vater sie gern aß, nebst Brot und Butter, und stellte schließlich verschämt, als müsse er wegen seines Luxus um Entschuldigung bitten, eine halbe Flasche Wein auf den zerbrechlichen Tisch.

„Du kannst es ruhig annehmen, Väterchen," sagte er, als ihn dieser verwundert über die vielen mitgebrachten Dinge anblickte, „ich habe Alles aus meiner Sparkasse bezahlt. Es sind außerdem noch sieben Thaler und zwanzig Silbergroschen darin, welche ich für dich mitgebracht habe. Du wirst sie gewiß ohne Bedenken annehmen, denn auf mein erspartes Geld hat das Gericht keinen Anspruch."

„Nein, das hat es nicht," erwiederte der Alte mit einem wehmuthsvoll zärtlichen Blick, „aber deshalb werde ich es doch nicht annehmen; und du wirst dieser kleinen Summe mehr bedürfen wie ich. Beunruhige dich meinetwegen nicht, mein lieber Max," fuhr er zärtlich fort, „ich verlasse morgen die Stadt, du wirst vielleicht längere Zeit nichts von mir hören, aber sei deshalb nicht in Sorgen, ich besitze, wenn auch weit von hier, noch einen alten Jugendfreund, bei dem ich die mir noch vergönnte kurze Zeit werde zubringen können. Ich war heute Nachmittag bei dem Director und habe längere Zeit mit ihm geredet. Wenn er auch nur wenig spricht, er gehört zu den Menschen, welche tief und wahr empfinden, und in deren Seele man durch das Auge lesen kann. Er meint es gut mit dir; sein Wohlwollen ist vielleicht nicht ohne Interesse, du sollst dem Sohne zu seinem Fortkommen auf der Schule behülflich sein; thue das, erfülle gewissenhaft diese und alle andern dir obliegenden Pflichten, du wirst dann das Brot in fremdem Hause nicht umsonst essen, und wenn du es verlässest, wird dein Andenken ein gesegnetes sein. Uebe vor allem deine Kunst, die ich dich gelehrt, die dich ernähren kann, wenn es sein müßte, welche deine glücklichen Stunden verschönern und in unglücklichen und schmerzlichen dich erheben wird. Vernachlässige niemals diese von deinem Vater ererbte Kunst, jetzt wo ich von dir scheide, will ich es dir sagen. Sie halten mich für einen Juden," setzte er mit einem verächtlichen Lächeln hinzu, „weshalb sollte ich ihnen widersprechen? Dein Urgroßvater, ich habe ihn noch gekannt, ist als Hauptmann der Zigeuner durch die ungarischen Pußten gezogen, aber schon dein Großvater hat dies nomadenhafte Leben aufgegeben, und deine Großmutter und deine Mutter waren seßige Frauen; aber mir, mir, setzte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, mir hat es doch wieder damit nicht glücken wollen. — Und nun nimm," fuhr er fort, indem er aufstand und aus einem leeren geöffneten Wandschrank ein Brett aushob, und aus dem hinter demselben befindlichen Raum einen Violinkasten entnahm, „hier, nimm! Es ist das einzige und unveräußerliche Erbe deiner Väter. Nie würde ich es fortgegeben haben, eher mein Leben! Du kennst sie, Max, setzte er mit einem zärtlichen Blick auf die in dem Kasten ruhende Violine hinzu, du kennst ihre zauberhaften Töne, die nur nöthig haben, von kundiger Hand geweckt zu werden. Es ist eine wahre, echte Amati. Trenne dich nie von ihr, auch nicht in der größten Noth, sie wird deine Trösterin sein in Kummer und Sorge und deine treueste

Gefährtin in Freude und Glück. Nimm sie, mein Sohn," fuhr er, den Kasten schließend, fort, „sie ist das einzige, aber werthvolle Erbe deiner Väter. — Wo ich jetzt hingehe, kann sie mich nicht begleiten, deshalb überliefere ich sie dir schon jetzt. Der Director weiß, daß diese Geige von deinem Urgroßvater stammt und meine Gläubiger kein Recht daran besitzen.

„Und nun laß uns scheiden, lieber Max; sei nicht traurig, mein Knabe, beunruhige dich nicht meinetwegen, das Geld zur Reise habe ich zurückbehalten," setzte er höhnisch lächelnd hinzu, „und diesen hartherzigen Menschen, welche das Wort ihres Gottes stets im Munde führen, aber von der Nächstenliebe nichts wissen, vorenthalten, da sie mich um viel mehr betrogen haben. Ich gehe diesen Abend noch fort, es ist eine schöne, warme Nacht, und sie sollen morgen nicht hinter dem alten Witte herlachen und ihn verspotten. — In einiger Zeit wirst du Weiteres von mir hören. So laß uns nun scheiden," fuhr er fort, sich aus der stürmischen Umarmung des weinenden Knaben los machend, „du darfst heute am ersten Abend nicht zu spät in deine neue Behausung kommen. Unsere geliebte Amati und der Segen deines Vaters begleite dich!"

(Schluß folgt).

Deutsche

Studentenbilder und Mordgeschichten

aus dem tollen Jahre Neunzehn.

Von

Karl Braun.

V.

Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel.

Ich habe bereits der literarischen Streitigkeiten gedacht, die ihren Ursprung nahmen aus dem Bücherverbrennungs-Acte, welcher, man kann das nicht oft genug wiederholen, lediglich auf einem geschmacklosen Einfall des Studiosus Maßmann beruhte und keineswegs einen integrirenden Bestandtheil des eigentlichen Wartburgfestes bildete. Diese Streitigkeiten spannen sich immer weiter fort und wurden immer erregter. Ja, sie übten in Verbindung mit den, in unserm ersten Kapitel geschilderten, allgemeinen Ursachen auf den Rechts- und Culturzustand unserer Nation einen außerordentlich nachtheiligen Einfluß. Heutzutage wird es uns schwer, diese große Wirkung kleiner Ursachen zu beweisen. Es bedarf daher einer näheren Nachweisung.

Zunächst will ich zwei Umstände bezeichnen, welche wir nicht außer Betracht lassen dürfen, wenn wir uns den Causalnexus vergegenwärtigen wollen. Erstens den gänzlichen Mangel an einem wirklichen öffentlichen und insbesondere politischen Leben und an einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, um welchen sich die realen und idealen Mächte gruppirten.

Die Freiheitskriege hatten ganze Volksschichten und namentlich die gebildeten — vielleicht sagt man richtiger die „gelehrten" — Stände mächtig aufgeregt und die Hoffnungen hoch gespannt. Aber es war eine große Kluft zwischen dem Volk und den Gelehrten, zwischen der Masse und den Wissenschaftlich-Gebildeten. Ich habe noch oft aus dem Munde von Männern, welche an den Ereignissen von 1813 bis 1818 mit voller Thätigkeit betheiligt waren, den damaligen hohen idealen Schwung preisen hören, im Gegensatz zu der Bewegung seit 1848. Ich habe ihnen immer gesagt: „Es ist leicht ideal sein, wenn man den Erfolg verschmäht; wer die Mitwirkung der Massen und der realen Mächte des Lebens will, muß ihnen die nöthigen Opfer zu bringen wissen. Mit eurem abstracten Idealismus kommt man nicht von der Stelle!"

Damals allerdings verschmähte man das. Wenn ein paar Professoren mit einander stritten, so spitzte die ganze gebildete Welt die Ohren. Es machte mehr Eindruck, als wenn heutzutage Fürst Bismarck mit der stärksten reichsfeindlichen Gewalt auf Leben und Tod ringt.

Aber es machte den Eindruck nur in den sogenannten „gebildeten" Kreisen. Die Masse verhielt sich völlig theilnahmlos. Es war ein verhängnißvoller Irrthum der Professoren und Studenten, wenn sie glaubten, das Volk sympathisire mit ihnen. Die Masse war, erschöpft von den

langen Kriegen und von den letzten mächtigen Siegen, dem Indifferentismus verfallen. Und die Regierungen verstanden sich sehr gut auf diese Instinkte des Volkes und wußten sie zu gebrauchen und zu mißbrauchen.

Preußen hatte unter den Kriegsnöthen furchtbar gelitten. Sein streng bürgerlich-einfach gesinnter König fühlte vor allem den Beruf, das Volk zu beruhigen (zu „calmiren", wie er sagte) und es wieder wirthschaftlich zu Kräften gelangen zu lassen. Sein Bestreben fand den Culminationspunkt in der Stiftung des Zollvereins, des Vorläufers und der Grundlage des wiederaufgerichteten deutschen Reichs. Dieses schlichte, beharrliche, opferwillige, äußerlich so bescheidene und innerlich so mächtige Werk wurde erst später begriffen. Um die große Tarif-Reform von 1818 kümmerten sich damals weder die Professoren, noch die Studenten; und doch war sie der erste Schritt zur Ueberwindung des Particularismus.

Damals, in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrzehnts, glaubte die preußische Regierung sich bescheiden zu müssen. Sie fuhr im Schlepptau von Oesterreich und Rußland und begegnete in dem liberalen und patriotischen Kleindeutschland um so mehr den allerentschiedensten Antipathien, als sie den Herren Kamptz und Schmalz und den sonstigen Denuncianten des Tugendbundes und der Burschenschaft allerdings ein völlig ungerechtfertigtes Gehör schenkte.

Oesterreich und Rußland aber haßten den deutschen Unitarismus und Idealismus. Es war der Haß der Uncultur wider die Cultur, der Haß der Vergangenheit gegen die hoffnungsfreudige Zukunft. Die Studenten natürlich begriffen von alledem wenig. Sie hielten Jena für den Mittelpunkt der Welt und sich für die Blüthe von Deutschland.

Auf der anderen Seite aber kann man nicht stark genug betonen, daß Rußland mit einer Ueberhebung ohne Gleichen sich in die innern deutschen Angelegenheiten mengte, damit das reizbare Nationalgefühl an seiner empfindlichsten Stelle berührte und sich verantwortlich machte für die hieraus erwachsenden Folgen. Das heutige Rußland ist klüger.

Der russische Staatsrath Alexander von Stourdza hatte die Unverschämtheit, dem Aachener Congreß eine „Denkschrift über die gegenwärtige Lage Deutschlands" zu überreichen, in welcher er die Zustände der deutschen Hochschulen, vor allem aber die der Universität Jena mit den schwärzesten Farben malte, die Universitätsprofessoren als „wüste Demagogen" und die Studenten als „verführte Unmündige" darstellte und die ausländischen Monarchen aufforderte, in Deutschland einzuschreiten, die Universitäten zu gewöhnlichen Schulen zu degradiren und sie unter geistliche Aufsicht zu stellen. Diese Schrift gelangte in die Oeffentlichkeit und machte in Jena um so mehr böses Blut, als ihr Verfasser in dem benachbarten Weimar wohnte.

Ein junger Graf Bocholz, der damals in der Jenenser Burschenschaft eine große Rolle spielte, beeilte sich, dem Herrn von Stourdza eine Herausforderung zugehen zu lassen; allein der edle Russe glaubte mit Falstaff, daß „Vorsicht der bessere Bestandtheil der Tapferkeit sei".

Ich kann auch hier nicht umhin, zu der bereits in Kapitel 2 angezogenen Quelle zurückzugreifen, nämlich zu jenem englischen Reisenden, welcher unsere damaligen deutschen Zustände mit dem gelassenen Auge eines unbefangenen und vorurtheilsfreien Ausländers ohne Haß und ohne Gunst betrachtet und schildert.

„Ein vornehmer Russe", so erzählt Russel, „gab damals eine Schrift heraus, worin er die Nothwendigkeit darzuthun suchte, die deutschen Universitäten einer strengeren Zucht zu unterwerfen. Namentlich bezeichnete er Jena als den eigentlichen Brennpunkt der revolutionären Ideen, von welchen, seiner Meinung nach, die ganze deutsche Jugend entflammt sein sollte. Kaum war diese Schrift (es war das Memoire von Stourdza) publicirt, so erschienen in Weimar, wo der Verfasser lebte, zwei Jenenser Burschen, um den „„Philister"", welcher sich in so unberufener und frivoler Weise in deutsche Angelegenheiten, und namentlich in „„Burschen-Sachen"" eingemischt hatte, darob zu „„coramiren"". Der Russe gab ihnen eine merkwürdige Antwort.

„Meine Herren,' sagte er, ‚ich habe diese meine Schrift einzig und allein nach den Befehlen und Ansichten meines allergnädigsten Kaisers und Herrn verfaßt und

kann daher für deren Inhalt ebenso wenig verantwortlich sein, wie ein Soldat, der dem Commando seines Offiziers Gehorsam leistet.'

„Wenn es unmöglich ist, einige Jenenser Professoren ganz freizusprechen von dem Vorwurfe, daß sie sich durch ihren patriotischen Eifer verleiten ließen, unvorsichtigerweise gewissen Excessen ihrer Studenten gegenüber Connivenz zu üben, so ist doch auf der andern Seite gewiß, daß sie für ihre Unvorsichtigkeit allzuhart büßen mußten. Denn alle haben einen empfindlichen Verlust durch die verminderte Anzahl der Studirenden erlitten. Ueberdies wurden sie mit Suspension, Entsetzung und Drohungen bestürmt. Fries, der Professor der Metaphysik, wohnte der Feier auf der Wartburg bei, wo die Studenten einige angeblich der Knechtschaft geweihte Schriften verbrannten, und ward deshalb seines Amtes entlassen, in das er noch jetzt nicht wieder eingesetzt worden ist. Der Unglücklichste, aber auch der Unbesonnenste unter allen war Dr. Oken, Professor der Naturgeschichte. Die gelehrte Welt giebt ihm das Zeugniß, daß er in seinen wissenschaftlichen Fächern eine sehr ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit besitzt. Sein Charakter ist nichts als Sanftmuth und Freundlichkeit; in seiner Unterhaltung vermeidet er geflissentlich Alles, was sich auf politische Gegenstände bezieht; er ist offenbar das, wofür ihn auch seine Collegen einstimmig erklären, der gelassenste, sanfteste und gefälligste Mann von der Welt. Auch er war auf der Wartburg zugegen, und erklärte sich, bei den verschiedenen und streitigen Meinungen, welche in Deutschland in Hinsicht der Verfassung entstanden, für die freiere Ansicht. Er war Herausgeber der „Isis", einer periodischen Zeitschrift, die eigentlich nur Gegenstände der Naturwissenschaft betraf; aber nun fing er an, sie politischen Untersuchungen zu widmen. Mehrere seiner Aeußerungen waren sehr bitter, und die Art, wie er sie vorbrachte, war noch empfindlicher als das, was er sagte. Hinsichtlich seines Lehrvortrags war er sicher der Letzte auf der Universität, der sich in politische Angelegenheiten hätte mischen sollen; aber er that es unglücklicherweise auf eine aggressivere Art als jeder Andere. Rußland, Oesterreich, und wie man sagt, auch Preußen, drangen darauf, daß er als der „gefährlichste Jacobiner" entlassen werde, der nur darauf ausgehe, eine Revolution im Innern der Universität zu erregen. Der Großherzog, welcher kein Freund von strengen Maßregeln ist, sträubte sich lange, einen so entscheidenden Schritt gegen einen Mann zu thun, der wegen seiner persönlichen Eigenschaften allgemein beliebt und so sehr geachtet in Rücksicht seiner Gelehrsamkeit war; aber Alles, was er gewinnen konnte, bestand darin, daß Dr. Oken die Wahl haben sollte, entweder sein Journal aufzugeben, oder seiner Stelle zu entsagen. Der Professor weigerte sich, eins von beiden zu thun, und erklärte ganz richtig, daß ihm kein Gesetz bekannt sei, nach welchem sich eines mit dem andern nicht vertrüge. Sein Urtheil war entschieden. Im Juni 1819 ward er ohne weitere Untersuchung oder einen Ausspruch des Gerichtshofes seines Amts entlassen. Die ständige Commission des weimarischen Landtages billigte die getroffenen Maßregeln; und als die Frage nachgehends der ganzen Kammer zur Entscheidung vorgelegt wurde, erklärte dieselbe einstimmig, daß die Absetzung legal sei.

„Es ist eigentlich unnöthig zu sagen, daß das Unglück des Professors die Verehrung der Burschen gegen ihn nur vermehrte. Bei seiner Absetzung schenkten sie ihm einen silbernen Becher, den er mit gerechtem Stolz als Zierde auf seinen frugalen Tisch stellt, und welcher mit der Inschrift versehen ist: „Wermuth war dir geboten; trinke Wein!" Ein Liebhaber der Naturgeschichte, in Weimar, hinterließ bei seinem Tode eine schätzbare Sammlung in- und ausländischer Insecten, die seine Wittwe zu verkaufen wünschte. Nicht sobald erfuhren die Studenten, daß Oken deshalb in Unterhandlung getreten war, als sie auf ihre eigenen Kosten die ganze Sammlung an sich brachten, und ihn im Namen der Burschen damit beschenkten. Die Geduld und der Gleichmuth, womit er sein Mißgeschick ertragen hat, hat Jedermann mit ihm ausgesöhnt. Die „Isis", zurückgekommen von ihren politischen Verirrungen, ist wieder zur Naturgeschichte, zum Vortheil ihres Verfassers und der Wissenschaft, zurückgekehrt;

und Alles vereinigt sich zu der Hoffnung, daß Dr. Oken bald wieder in die Stelle eingesetzt werden wird, die er so nützlich ausfüllte.

„Luden, der Professor der Geschichte, würde wahrscheinlich ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn er nicht die Zeichen der Zeit genauer studirt und noch zur rechten Zeit sich von dem Streite zurückgezogen hätte. Was sein Fach betrifft, so genießt er mit Recht den Ruf, daß er einer der besten Köpfe Deutschlands ist. Er besitzt eine nicht gemeine Gelehrsamkeit; er ist scharfsinnig, kräftig und beredt, hier und da unerträglich satirisch, zuweilen auch hitzig und übereilt in seinen Meinungen, oder vielmehr in Vertheidigung derselben. Die Partei, welche Luden unter ihren Verfechtern zählt, kann sicher sein, daß ihr alle Waffen zu Gebote stehen, die Gelehrsamkeit, logische Ordnung und Witz gewähren. Sein Auditorium war auf der Universität jederzeit eines der zahlreichsten; denn das Kraftvolle, welches in seinen Vorlesungen herrscht, besteht nicht in trockener Erzählung geschichtlicher Ereignisse, welche Jedermann selbst in einem Buche lesen kann, sondern in lichtvollen Darstellungen und Untersuchungen, die sich aus diesen Ereignissen ergeben, und die, wenn auch nicht immer richtig, doch jederzeit sinnreich waren. Er ist ein Verehrer von William Temple, dessen Lebensgeschichte er auch herausgegeben hat. „Verstehe ich", sagte er einst in seiner Vorlesung, „etwas von dem Geist der Geschichte, oder habe ich gelernt, über politische Verfassungen und politische Handlungsweise zu urtheilen, so habe ich es einzig und allein William Temple zu verdanken." Zu Anfang des Jahres 1814, als Deutschland seine vereinten Kräfte aufbot, sich des lang erduldeten Joches der französischen Herrschaft zu entledigen, begann Luden die Herausgabe seiner „Nemesis". Wie schon der Name andeutet, so ging die Tendenz dieses Journals dahin, die allgemeine Theilnahme zu erwecken und lebendig zu erhalten, und wie man behauptet, glückte es damit wunderbar. Nach dem allgemeinen Frieden entstand eine innerliche politische Reibung, und die „Nemesis", welche nichts mehr mit Frankreich zu thun hatte, war nun das Bollwerk, hinter welches sich Deutschlands Liberale verschanzten. Die Gegenpartei fürchtete es mehr wie jedes andere, sowohl wegen der eigenen Ansichten, die es entwickelte, als wegen des Ansehens, in welchem dessen Herausgeber stand, da es sehr wohl bekannt war, daß man ihm keine Chimären Schuld geben konnte und daß er mit dem Gegenstande, welcher in seinem Journal zur Sprache kam, vollkommen vertraut sei. Auch gab es ihnen keinen schicklichen Vorwand zu Beschwerden, wie es unvorsichtigerweise in der „Isis" geschehen war; denn es ließ sich auf keine Persönlichkeit oder sonst etwas ein, was erbittern konnte oder die Andern schuldige Achtung verletzte. Es war keine Schrift für den großen Haufen; denn es enthielt nur nüchterne politische Untersuchungen und gelehrte historische Erörterungen, mit einer guten Portion Metaphysik verunstaltet, wie dies ja alle deutsche Politiker zu thun pflegen. Wahrscheinlich waren es keine andere als diese Eigenschaften, welche den Sieg über die „Nemesis" wünschenswerth machten, und Luden's unglückliche Collision mit Kotzebue gab eine zu gute Gelegenheit, dem Herausgeber wenigstens Verdruß zu machen.

„Ein Artikel in der „Nemesis", welchen Luden selbst verfaßt hatte und in welchem er seine Ansicht über den Zustand und die Staatsmaximen der europäischen Hauptmächte mittheilte, enthielt auch einige Bemerkungen über die innere Verwaltung und auswärtige Politik Rußlands — zwar nicht lobender Art, doch auch nichts weniger als beleidigend oder achtungswidrig. Kotzebue beendigte gerade seinen zweiten Bericht an den Kaiser von Rußland über die Neuigkeiten der deutschen Literatur, als ihm diese Schrift zu Gesichte kam. Bereits in offener Fehde mit allen Universitäten und Professoren, rückte er eine äußerst parteiische und ungünstige Nachricht davon in sein Bulletin mit ein, worin er geflissentlich Alles unterdrückte, was Rühmliches über Rußland gesagt war, jeden Umstand mit den gehässigsten Farben kritisirte und das Ganze mit beißenden Bemerkungen begleitete, ebenso beleidigend für das Publicum als den Privatcharakter des Verfassers. Kotzebue's Bericht war in französischer Sprache abgefaßt und wurde von einer Person in Weimar abge-

schrieben, ehe man ihn nach Petersburg schickte. Der Copist war des Französischen nicht recht kundig, und da ihm manche Stellen nicht deutlich waren, so ersuchte er seinen Nachbar, Dr. L—, sie ihm vorzulesen. Zufälligerweise gehörten diese Stellen mit zu denen, welche die häßlichsten Ausfälle gegen Luden enthielten, von dem Dr. L— ein sehr vertrauter Freund war. Letzterer, befremdet über den Inhalt dieser Aeußerungen, vermochte den Copisten, ihm das Manuscript auf einige Stunden mitzugeben; schrieb sogleich Alles ab, was seinen Freund betraf, und sendete es unverzüglich nach Jena. Eine neue Nummer der „Nemesis" war unter der Presse; Luden schickte sogleich den Auszug von Kotzebue's Bericht in die Druckerei, von einem sehr bittern Commentar begleitet. Dieses Journal wurde in Weimar gedruckt; Kotzebue erfuhr — man hat niemals entdecken können, auf welchem Wege — daß ein Abschnitt aus seinem Bulletin, und noch dazu ein solcher, von dem er eben nicht wünschte, daß er in Deutschland bekannt würde, in der nächsten Nummer erscheinen sollte, und auf sein Ersuchen forderte der russische Minister-Resident, daß diese vermeintliche Verletzung des Privateigenthums verhindert werde. Der Graf Edling, damals auswärtiger Minister, befahl sogleich dem Verleger Bertuch, mit dem Drucke dieser Nummer der „Nemesis" nicht weiter fortzufahren. Zufälligerweise aber war das Meiste schon abgedruckt, und da kein Verbot der Bekanntmachung existirte, so schickte man die gedruckten Exemplare nach Jena zur Vertheilung. Kotzebue tobte; alle Nummern der „Nemesis", welche den sträflichen Artikel enthielten, wurden confiscirt. Allein die Beschlagnahme war vergeblich, denn Oken machte die Nummer wieder in der „Isis" bekannt. Die „Isis" wurde gleichfalls confiscirt, und nun druckte Wieland, ein Sohn des berühmten deutschen Schriftstellers, sie wieder in seinem „Volksfreund" ab. Auch dieses ebenfalls in Weimar erscheinende Journal ward confiscirt; aber ganz Deutschland richtete seine Aufmerksamkeit auf diesen Vorfall. Kotzebue, der seine Bösartigkeit verrathen hatte und alle seine Versuche zur Unterdrückung gescheitert sah, und nun der Gegenstand des allgemeinen Abscheues wurde, war aufs äußerste aufgebracht. In ebenso vorsichtigen als boshaften Ausdrücken erlaubte er sich Anzüglichkeiten gegen die weimarische Regierung, drohte dem ganzen Herzogthume mit der Rache des Selbstherrschers aller Reußen und zog sich, schäumend vor Wuth, nach Mannheim zurück. Man erhob eine Criminal-Untersuchung gegen Luden; der Hof zu Weimar berichtete den Fall zur gerichtlichen Entscheidung an die Universität zu Leipzig, welche den Professor verurtheilte, entweder eine Geldstrafe zu entrichten oder auf drei Monate ins Gefängniß zu gehen; aber auf seine Appellation an das Oberappellationsgericht zu Jena ward dies Urtheil cassirt. Nun war die Reihe an ihm, den Angriff zu thun. Er stellte eine Injurienklage gegen Kotzebue an und der Hof zu Weimar, der entschlossen zu sein schien, völliges Licht in der Sache zu erhalten, sendete die Acten an die juristische Facultät zu Würzburg. Diese verurtheilte Kotzebue, Alles, was er gegen Luden geschrieben hatte, als falsch und beleidigend zu widerrufen und die Proceßkosten zu tragen. Der Fortgang und noch mehr die gerichtliche Entscheidung dieser Angelegenheit konnte auf keinen Fall dem Hofe zu St. Petersburg angenehm sein, dessen Einfluß wegen Familienverhältnisse immer mächtig auf Weimar wirken muß. Ermüdet durch die beunruhigenden Folgen, welche mit einem solchen Streite verknüpft sind, die künftigen Anstrengungen der Polizei ahnend, die wenige Monate darauf eine Censur einführte, unter welcher er es seiner Würde zuwider hielt, den Proceß weiter fortzusetzen, auch in Besorgniß, daß ihn vielleicht ein ähnliches Schicksal treffen könnte, welches den Dr. Oken ereilt hatte, gab Professor Luden den ganzen Streit und die „Nemesis" zugleich auf."

So weit Russel. Ich gebe es bereitwillig zu, dieser literarische Heckenkrieg ist eigentlich zu kleinlich, um heute mit solcher Ausführlichkeit wiedergegeben zu werden. Allein dem, welcher unsere öffentlichen Zustände vor 55 Jahren begreifen will, kann man die Geschichte dieser Batrachomyomachia nicht schenken.

Zur Vervollständigung der Darstellung muß ich sogar noch ein paar Striche hinzuthun.

Der Dr. L., dessen Russel oben erwähnt, ist ein Kurländer Namens Friedrich Georg Ludwig Lindner (geb. 1772 in Mitau); er war auch eine charakteristische Figur jener Zeiten. Ein fahrender Diplomat und Journalist war er zur Zeit der Allmacht Napoleon's I. in dessen Interesse in Deutschland thätig. Im Jahre 1813 lebte er in Weimar. Als die Kosaken dort einrückten, wurde darüber debattirt, ob er in seiner Eigenschaft als französischer Spion gehängt oder nur mit dem Kantschu der Kosaken thierärztlich behandelt werden sollte. Nur dem Edelmuth seiner politischen Gegner, der s. g. „Preußen", gelang es, ihn zu erretten. Er verschwand, um eine Zeit lang für Metternich zu schreiben. Dann kehrte er nach Weimar zurück, wo er, wie Russel erzählt, das Kotzebue'sche s. g. Bulletin entfremdete. In Weimar unmöglich geworden, wandte er sich nach Stuttgart, wo er eine Stelle als politischer Agent erhielt, ähnlich wie später der bekannte Klindworth. In dieser Eigenschaft als Agent des Königs von Würtemberg gab er unter dem Pseudonym Erichson das berüchtigte „Manuscript aus Süddeutschland" heraus, welches den Zweck verfolgte, Haß und Zwietracht zwischen Nord- und Süddeutschland zu säen, den deutschen Südwesten als alleinigen Träger des „reinen" Deutschthums zu glorificiren und ihn zu einer zweiten Auflage des Rheinbunds, mit feindseliger Spitze wider Preußen, zusammmenzufassen.

Kurz dieser Dr. Lindner (gestorben 1845 in Stuttgart), welcher auch für Baiern wider Baden schrieb und überhaupt ein würdiger Rheinbunds-Epigone war, bildete mit Kotzebue ein „par nobile fratrum."

Was den Letzteren, Kotzebue, anbelangt, so richtete sich wider ihn der ganze glühende Haß der Professoren und der akademischen Jugend; und diesem Haß fiel er zum Opfer. Wie sehr man auch diesen Meuchelmord an sich schon verabscheut, — die schlimmste Seite desselben war: man erwies dem Kotzebue damit viel zu viel Ehre. Wenn man alle die Menschen, die, mit einem leidlich formellen Talente und einem Uebermaß von Charakterschwäche und Eitelkeit begabt, hohen Herren Knechtsdienste leisten und ihre lakaienhafte Thätigkeit mit übertriebener Wichtigthuerei ausposaunen, umbringen wollte, so müßte man jährlich Hekatomben abschlachten.

Kotzebue „der Russe" war ein Weimarer Kind. Er war daselbst am 3. Mai 1761 geboren und hat in Jena studirt. Ein gewandter Speichellecker und allzeit bereiter Versifex, besaß er daneben die seltene Gabe, sich überall in kürzester Frist auf das gründlichste mißliebig zu machen. In Folge dessen hielt er nirgends lange aus, sondern vagirte als politisch-journalistischer Agent und Theaterdichter bald in Rußland, bald in Esthland, bald in Wien, bald in Livland, in Paris, in Berlin, in Königsberg in Preußen, bald in Weimar und sonstwo, umher. Wie schreibselig er war, beweist das Verzeichniß seiner Werke in Gödecke's Grundriß (Bd. II, Seite 1059 u. ff), welches 255 Nummern umfaßt. Von diesen Schriften hat sich im Gedächtniß der Gegenwart gar nichts erhalten als einige Dramen; und auch diese nur, weil sie den Schauspielern Gelegenheit zu stark aufgetragenen Bravourrollen bieten. Seine politisch-historischen Schriften, wegen deren man ihn damals so haßte, sind gänzlich verschollen; und wenn sie Jemand aus Pflichtgefühl liest, wie ich es gethan, so erscheinen sie mehr albern als gefährlich.

Kotzebue kehrte 1814 aus Rußland (wo er zur Abwechslung auch einmal nach Sibirien deportirt worden war, natürlich nur „aus Mißverständniß") nach Deutschland zurück, mit einer reichlichen Pension, geadelt und zum russischen Generalconsul in Königsberg ernannt, wo er sofort wieder die artistische Leitung des Theaters übernahm, das er mit scurrilen und zotigen Possen versorgte. Dort ebenfalls bald mißliebig geworden, siedelte er 1817 nach Weimar über, wo er sein „Literarisches Wochenblatt" herausgab, in welchem er vor dem Absolutismus schweifwedelte und die, allerdings damals noch sehr unklare, freiheitliche und einheitliche Bewegung in Deutschland mit billigem Spotte verfolgte. Obgleich auch Goethe dieser Bewegung fremd gegenüberstand, so hatte er doch Kotzebue sogleich richtig beurtheilt und ihn schroff abweisend behandelt. Kotzebue hoffte nun, aus dem damals herrschenden Streite, wer größer sei, Schiller oder Goethe, Kapital zu schlagen, um die Freunde zu ent-

zweien. Allein er fuhr auch bei Schiller mit den Ovationen, welche er ihm zu bringen gedachte, ab (Gödecke, Grundriß, Bd II. Seite 992—993); und Goethe rächte sich an ihm durch eine Caricatur, oben den Olymp zeigend, in welchem Schiller, Goethe, Herder u. s. w. wandeln, unten Herrn Kotzebue, in einer niedrigen Verrichtung begriffen und die Worte sprechend:

„Ach, könnt' ich doch dort oben hinein!
Wie schnell sollt' Alles versch—n sein!"

Für die ihm widerfahrene allgemeine Repudiation suchte sich Herr v. Kotzebue durch Betonung seiner russischen Vertrauensstellung schadlos zu halten. Er geberdete sich, als sei er der intimste Vertraute des Czaren. Er selbst verbreitete überall die Mär, daß er diesem unmittelbar über die bedenklichen literarischen Hergänge und die politischen Zustände in Deutschland berichte, und als sein s. g. „Bulletin" durch Lindner in die Oeffentlichkeit gelangt war, nahm er die Miene eines gekränkten Diplomaten an, welcher eventuell selbst mit Krieg droht. Die Wahrheit war, daß man in St. Petersburg seine zudringlichen Schreibereien gar nicht gelesen hatte und durchaus nicht geneigt war, die Unverschämtheiten zu unterstützen, welche sich Kotzebue gegen den Hof in Weimar erlaubte. Es war also auch in Weimar seines Bleibens nicht mehr. Er wandte sich nach Mannheim, wohin ihn das Theater zog. Dort traf ihn Sand's Dolchstoß.

Karl L. Sand studirte Theologie in Tübingen, wo er einer burschenschaftähnlichen Verbindung „Teutonia" angehörte, als Napoleon I. von Elba zurückkehrte. Sand machte den Feldzug von 1815 als bairischer Freiwilliger mit. Aus dem Krieg zurückgekehrt, ging er auf die bairische Hochschule Erlangen und trat dort in die Landsmannschaft „Frankonia" ein, in der Absicht, sie im Stillen zur Burschenschaft umzuformen. Allein sein Einfluß war zu schwach. Sein Plan mißlang. Er trat darauf aus und stiftete in Gemeinschaft mit wenigen Freunden eine Burschenschaft, welche von den andern Studenten sofort in Verruf erklärt und auf das heftigste angefeindet wurde. Dies veranlaßte Sand, Erlangen zu verlassen. Am 27. October 1817 wurde er in Jena immatriculirt. Er trat dort in die Burschenschaft, jedoch ohne in derselben hinreichende Befriedigung zu finden. In Jena hatte die Burschenschaft bereits eine dominirende Stellung gewonnen. Sie fand daher nicht die geringste Veranlassung, zu conspiriren oder als „ecclesia pressa" zu seufzen. Sand war ein stiller und blöder Junge, beherrscht von Mißtrauen und Fanatismus. Der Rede wenig mächtig und daher in der Disputation dem Gegner nicht gewachsen, hielt er desto hartnäckiger an der gefaßten Meinung fest und vertheidigte sie in Ermangelung von Gründen mit Grobheiten. Man nannte ihn „Hanne" oder „Spukmeier". Er spielte keine Rolle, da es an größeren Talenten nicht fehlte. Nur zuweilen machte er durch eine unklare Explosion sich selbst Luft und Andern sich bemerklich. So ließ er z. B. ein Flugblatt von Stapel, welches lautet, wie folgt:

„Allen Denjenigen, welche falschen Sinnes Anschläge machen, die Burschenschaft zu untergraben, sowie auch Denjenigen, welche finstere Pläne ausbrüten, die Orden oder die Landsmannschaften wieder aufzurichten, stürze ich hiermit feierlich einem Jeden einen dummen Jungen. Ich fordere hierdurch alle braven Burschen auf, diese Bekanntmachung nach Kräften zu verbreiten. Auch erwarte ich baldmöglichst ehrliche Forderung von allen Denjenigen, welche meine Rede wirklich trifft.

Ludwig Sand aus Wunsiedel,
der Gottes-Gelahrtheit Beflissner."

Diese Herausforderung, welche ein wenig an ähnliche Acte des sinnreichen Junkers Don Quixote de la Mancha erinnert, hatte natürlich keine Folgen. Es meldete sich Niemand.

Der Streit mit Kotzebue ergriff Sand auf das tiefste. Schon vor dem Wartburgsfest schrieb er:

„Es kann für das liebe deutsche Land kein Heil kommen, es sei denn durch eine solche allgemeine freie Burschenschaft, in der Deutschlands edelste Jugend innig verbrüdert lebt."

Und am 5. Mai 1818 notirt er in sein Tagebuch:

„Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch Einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue, oder sonst einem solchen Landesverräther, das Schwert ins Gekröse zu stoßen."

Sand lebte ziemlich zurückgezogen, mied die Gesellschaft und hatte fast nur mit dem von Gießen herübergekommenen Privatdocenten Karl Follen intimen Umgang. Unter Sand's Papieren fand sich ein Zettel, worauf er mit eigener Hand geschrieben:

„Wenn ich von Thaten reden will, muß ich selbst handeln; darum habe ich ihm den Dolch geschliffen! Wer wird mir's glauben, daß ich den Tod erleiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige?"

Von Mai 1818 bis Anfang März 1819 scheint Sand mit sich gekämpft zu haben, um seinen natürlichen Abscheu vor der That zu überwinden. Der immer heftiger entbrennende literarische Kampf, die Verfolgung der von ihm so hochverehrten Professoren, die Beschlagnahme und Unterdrückung der Zeitschriften, die Bedrohung der akademischen Freiheit und der Burschenschaft, alles das trug dazu bei, Sand's Entschließung zu erleichtern. Denn er hielt Herrn von Kotzebue, in Folge der Aufschneidereien über seine russische Stellung, für den Urheber von Alledem und folglich für einen Verräther der deutschen Interessen, für einen Söldling des Auslands. Gegen diesen Ausländer galt es, Krieg zu führen; und im Krieg war jede Waffe gerecht.

So wußte sich Sand, der ein außerordentlich gewissenhafter und sittlicher Mensch war, mit seinem Gewissen ins reine zu setzen. Er handelte im besten Glauben, als er einen Mord verübte, welcher an Unmotivirtheit und Scheußlichkeit Seinesgleichen suchte.

Anfangs März machte sich Sand auf den Marsch. Er hatte vorher mit großer Sorgfalt mehrere große Actenstücke ausgearbeitet, worin er seine, überall unzutreffenden Beweggründe darlegt. Eines dieser Actenstücke, welches betitelt ist: „Todesstoß dem August von Kotzebue", stellte er bei Verübung der That dem Diener des Ermordeten eigenhändig zu, wie der Sendbote des Vehmgerichts neben sein Opfer die Wahrzeichen aufpflanzt. Auch hatte er ein „Todesurtheil" mit Entscheidungsgründen abgefaßt. Bei seinem Abmarsch von Jena stellte er es dem Privatdocenten Follen zu, welcher ihm die Mittel zur Reise, bestehend in zwanzig Thalern, vorschoß. Follen leugnete aber den Empfang des Acts und derselbe konnte nicht fistirt werden.

In dem Abschiedsschreiben, welches Sand von Jena aus an „Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Lehrer und Freunde" richtete, heißt es wörtlich so:

„Gesagt, gewünscht habe ich immer viel, es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unsers Vaterlandes drängt mich zum Handeln.

„Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungehindert mit uns ihr Spiel bis aufs völlige Verderben unsers Volkes hin. Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprechwerkzeug für alles Schlechte in unsrer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Deutschen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechtesten Anmaßungen zu benehmen und uns einzuwiegen in den alten feigen Schlummer. Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande und steht dann, geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichelkünste und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhms, trotz seiner Schlechtigkeit da als ein Abgott für die Hälfte Deutschlands, die von ihm geblendet gern das Gift einnimmt, das er in seinen Zeitschriften für russischen Sold darreicht. Soll nicht das größte Unglück über uns kommen, soll die Geschichte unsrer Tage nicht mit ewiger Schmach behaftet sein, so muß er nieder!

„Wer soll, da es sein muß, auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther Kotzebue losgehen? In Angst und bittern Thränen zum Höchsten gewendet, warte ich schon eine geraume Zeit auf Einen, der mir zuvorkomme und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus meinem Schmerze und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir gewählt habe. Es zeigt sich trotz allen meines Gebets Keiner, und es hat auch Jeder so gut wie ich das Recht, auf einen Andern zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer und erbärmlicher, und wer soll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen und in Rußland seine durch Verrath gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus jener unseligen Lage, wenn nicht Jeder, und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtig-

keit zu verwalten und zu handhaben, was fürs theure Vaterland geschafft werden soll? Also nur muthig daran! Auf ihn will ich gottgetrosten Muthes losgehen (erschreckt nicht), ihn, den Schänder und Verführer unserer Brüder, den grausen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden und uns in die Hände der arglistigen Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernste Pflicht; seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne, den falschen, feigen Schurken, ist dies für mich wie für jeden Deutschen, der das Wohl des Ganzen beachtet, ein strenges Muß geworden. — Möchte ich alle Regen und Gemeinsinnigen darauf hinverweisen, wo Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht Aller und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinsame Vaterland, Deutschland, den immer noch zerrissenen, unwürdigen Staatenbund, aus der nahen Gefahr zu retten. Möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten. — Schriften und Reden wirken nicht, nur die That kann jetzt einen; möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns lodert, unterhalten und mehren helfen; so wären alle meine höchsten und letzten Wünsche erreicht. Deshalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen schönen Träumen für ein künftiges Leben, doch auch ruhig in Gott voll Zuversicht, ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde."

Ich erinnere mich aus meiner frühesten Jugend, daß damals allerlei Briefe und Gedichte circulirten, welche Sand's Abschied von seiner Geliebten feierten. Diese Machwerke, welche in weite Kreise verbreitet waren, charakterisiren sich durch ihre unsittliche sentimentale Albernheit als unecht. Sand hatte keine „Geliebte". Der „Märtyrer" und „Gottes-Gelahrtheit-Beflissene" verschmähte jeden weiblichen Umgang.

Sand machte seine Mordreise in jener einfachen und gemüthlichen Art, wie damals deutsche Studenten zu reisen pflegten, welche Wanderungen einige Aehnlichkeit mit den der Handwerksburschen hatten. Zu Fuß, das Ränzchen auf dem Rücken, den Ziegenhainer in der Hand ging es in kurzen Etappen vorwärts. Ein Zeichen der Gewissensruhe, mit welcher Sand reiste, ist der Umstand, daß er überall mit der Sorgfalt eines wißbegierigen Touristen die Sehenswürdigkeiten aufsuchte und sich darüber Notizen machte. In das Buch, welches auf der Wartburg offen lag, schrieb er am 28. April 1819:

„Vertraut auf euch selbst und baut im eignen Herzen Gott einen Altar auf.

„Drück' dir den Speer ins fromme Herz hinein!
Der deutschen Freiheit eine Gasse!"

Am 20. März 1819 kam Sand in Mannheim an. Am 23. erdolchte er Kotzebue und brachte zugleich sich selbst eine lebensgefährliche Wunde bei. Sand hatte darauf eine schmerzliche Heilung, eine schwere Haft, eine peinliche Untersuchung zu überstehen, um am 20. Mai 1820 vom Leben zum Tode mittelst des Schwertes gerichtet zu werden.

Die Masse des Volkes verhielt sich indifferent zu Sand's That oder mißbilligte dieselbe auf das entschiedenste. Nur der Professor Dr. Wette in Berlin suchte in einem ausführlichen Briefe Sand's Eltern Theilnahme und Trost auszusprechen. Dies genügte, um ihn abzusetzen.

Sand's That hatte einen Erfolg, welchen der Thäter nicht vorausgesehen. Es war jener verhängnißvolle Congreß, welcher im August 1819 unter den Auspicien des Fürsten Metternich in Karlsbad zusammentrat und das Mannheimer Attentat zum Vorwand nahm. Kurz darnach erfolgte die Auflösung der Burschenschaft in Jena.

Man stritt damals und streitet heute noch über die Motive und über die Complicen Sand's. Was die Motive anlangt, so habe ich dieselben oben klarzulegen versucht. Was die Complicen betrifft, so stehen sich zwei Meinungen diametral gegenüber.

Die Einen behaupten: Sand hat gar keine Mitwisser gehabt, er hat ganz auf eigene Faust gehandelt. Die Andern wollten die Burschenschaft, die Universität, nicht bloß die Studenten, sondern auch die Professoren zu Mitschuldigen machen.

Weder das Eine noch das Andre ist die Wahrheit. Sand hatte Mitwisser, aber vermuthlich nur einen, höchstens zwei oder drei. Friedrich Münch in seinen „Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit“ versichert, daß die That in dem „Grundsatz“ des Karl Follen ihren Ausgangspunkt hatte und ebenso kühl zwischen Follen und Sand ausgedacht, wie sie mit entschiedenem Willen vollführt wurde, sowie daß alle Folgen, die sich daran knüpfen sollten, reiflich überlegt und berechnet waren, „und zwar nicht in Sand's Innerm allein“. Follen verzweifelte nachgerade an der Möglichkeit einer direct in Scene zu setzenden Revolution, aber er erwartete, daß ein solches Strafgericht, von einer achtbaren Person an einem allgemein als Verräther gebrandmarkten Menschen vollzogen, das Volk aus seinem Schlummer aufrütteln, in ihm das Gefühl seiner Schmach wecken und es zu den Waffen rufen werde, „um seine Peiniger todtzuschlagen und den Freistaat zu gründen“. Es war also der „Grundsatz“ der Gießener „Schwarzen“, welchen Follen dem gläubigen Herzen Sand's eingepflanzt, nicht die Burschenschaft oder das Studententhum, woraus Sand's That hervorging, wobei natürlich der Einfluß der auf der Hochschule herrschenden Stimmung auf den Thäter im Uebrigen nicht bestritten werden soll.

Münch ist ein Freund und Verehrer Follen's; seine Darstellung ist daher etwas schonend und verhüllt. Weit unumwundener spricht sich der bereits erwähnte Ferdinand Johannes Wit aus, welcher aus einem Jünger Follens dessen Gegner geworden war und selbst von Jenem wiederholt mit dem Tode bedroht worden zu sein behauptet.

Wit in seinen „Fragmenten aus meinem Leben und meiner Zeit“ (Bd III, Abthl. I, Seite 206 u. ff.) spricht sich über den Sachverhalt so aus:

Der Haß gegen Kotzebue entfaltete sich ohne specielle Einwirkung in Sand, in Folge des Miasma, womit damals Jena geschwängert war; allein es bedurfte einer mächtigen äußern Einwirkung, um denselben bis zum Morde zu steigern. — Dies war das Geschäft des Follenius; er, damals Privatdocent in Jena, war es, der die begeisterten Jünglinge an sich zog und durch eine wunderbare Mischung von Phantasie und Verstand eine neue Welt ihren Blicken erschloß. Durch seinen Ernst, sein streng sittliches Wesen und seine Kenntnisse nahm er schon im Voraus für sich ein, und Keiner, dessen er bedurfte und daher begehrte, entging seinen Netzen. Den Denker trieb er mit seiner großen Verstandesschärfe und gewandten Dialektik in die Enge, den Schwärmer fesselte und begeisterte er durch seine wundersamen Dichtungen, den Religiösen durch seine gründlichen Kenntnisse des neuen Testamentes und Fertigkeit, dasselbe zu seinem Zwecke zu benutzen. Einmal seinem Kreise entzogen, haben manche ihm entsagt und geflucht, allein kein Einziger, auf den er sein Auge geworfen, wurde nicht eine Zeit lang ihm zu eigen.

Das Hauptbemühen des Follenius war, alle (von ihm so bezeichneten) Vorurtheile auszurotten, so namentlich die Scheu vor dem Morde. Daher nannte er ihn nie anders als la guerre des individus, den Krieg Einzelner gegen Einzelne, und dieser war ja durch sein System durchaus gerechtfertigt. Sand, in dessen mildem, weichem Herzen nie ein solcher Gedanke aufgekeimt wäre, wurde so nach und nach abgezogen von seinen früheren Ansichten strengster Moralität. Er gehörte nicht zu den sich klaren Menschen; Gefühl und Vernunft waren bei ihm beständig im Streite, und Follenius wußte ihm dermaßen zu imponiren, daß er recht eigentlich eine Verehrung für ihn empfand. Dies zeigte sich auch in seinem Processe: wo es die eigene Person anging, streng und wahr, nahm er, so wie es Follenius anging, zu den entschiedensten Lügen seine Zuflucht.

Allein nicht bloß auf diese Weise war Follenius Theilnehmer, oder vielmehr Miturheber des Verbrechens; er war es in einer noch viel bestimmteren Beziehung. Sand hatte ihm sein Vorhaben mitgetheilt und das nöthige Reisegeld von ihm empfangen. Dies hat Follenius nicht bloß mir mitgetheilt, sondern noch Mehreren, die es, wie ich, zu den Acten ausgesagt haben. Sand war Schwärmer und glaubte wirklich in Kotzebue das böse Princip zu erdolchen; allein Follenius kümmerte sich wenig um Kotzebue; ihm lag nur daran, das deutsche Volk mit dem Meuchelmorde auszusöhnen und zugleich den Regierungen

Schrecken einzujagen. Er opferte seinem (noch dazu als falsch erwiesenen) Calcül ebensowohl Sand als Kotzebue auf.

Wenn Follenius den Sand zum Morde Kotzebue's bestimmte, so sandte er ihn dazu ab wie einen verlorenen Posten, der einmal versuchen soll, wie die Sachen stehen. Ihm lag wenig an Kotzebue und dessen literarischem Wochenblatt, Alles aber, wie seine eigenen Worte lauten, — „das Volk davon zu überzeugen, daß Menschen da seien, bereit und entschlossen, durch eigne Aufopferung die Bande, die sich friedlich nicht lösen ließen, mit Gewalt zu sprengen."

Beide, Freund wie Feind, Münch wie Wit, stimmen also in Betreff der Stellung Follen's mit einander überein. Beide stimmen ebenso darin überein, daß die That Sand's mit der Turnerei und der Burschenschaft, sowie mit den übrigen auf Hochschulen bestehenden literarischen und Bildungs-Vereinen, nicht das Geringste zu schaffen hatte. Allein da dies der Reaction in ihren Kram paßte, so beeilte man sich, alle diese höchst heterogenen Dinge in einen Topf zu werfen und diesen Mordversuch zur Unterdrückung der geistigen Freiheit auszubeuten. Hierin zeigten die deutschen Regierungen, wie wenig Verständniß der Lage sie hatten; um ein Volk zu Verschwörungen zu treiben, braucht man nur Alle als Verschwörer zu behandeln; und wenn eine Regierung durch terroristische Maßregeln, welche von der Furcht dictirt sind, ihre Furcht vor Vielen und ihr Mißtrauen gegen Alle documentirt, so giebt sie damit alles Andere eher zu erkennen als ein Zeichen von Stärke.

Die Untersuchung gegen Sand richtete sich auch gegen Karl Follen. Allein da Sand beharrlich leugnete und auch bei einer Confrontation die größte Standhaftigkeit bewahrte, so vermochte man Follen nicht zu überführen.

Bis dahin hatte ein wirklicher Geheimbund, nach welchem man fahndete, unter der deutschen Jugend nicht existirt; als aber in Folge der Karlsbader Beschlüsse Follen, Snell und Andere sich genöthigt fanden, in das Ausland zu flüchten, da kam es in der That zu Geheimbünden, welche mit solchen in Frankreich conspirirten; und an die Stelle des offenherzigen und freimüthigen, echt deutschen Burschenthums trat ein internationales Carbonarothum, welches für die ganze deutsche Entwicklung große Gefahren barg, und die größten für die deutschen Fürsten.

Der That Sand's folgte am 1. Juli 1819 eine zweite, welche aus denselben Kreisen und denselben Motiven hervorging, und welche mit ebenso großem Unrecht den deutschen Hochschulen zur Last gesetzt worden ist. Es war der Mordversuch des jungen Apothekers Löning von Idstein wider den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell. Ich werde davon im nächsten Kapitel erzählen.

(Schluß folgt.)

In Korn's Hotel zu Braunschweig.

Von

Wilhelm Petsch.

Es ist am 11. August 1738.

In Braunschweig herrscht ein reges Leben: es ist Messe. Die Handelsleute, die kleinen Schwindler mit Tabuletten und Raritäten und die Seiltänzer haben ihre Buden aufgeschlagen, und die Marktschreier thun ihre Schuldigkeit. Auch die Käufer, namentlich der Adel der Nachbarschaft, sind in Massen herbeigeströmt, um die Abwechslung, die ihnen dies wahre Volksfest bietet, in ihr Stillleben aufzunehmen. Unsere Zeit mit ihren großen und bequemen Läden, in der die Jahrmärkte der Hauptstädte als überlebt und hemmend erscheinen, hat auch den Reiz und die Berechtigung der Messe in Frage gestellt; aber 1738 war das anders, da war die Messe, getragen von der Volksgunst, ein Bedürfniß, ein Ereigniß.

Am Abend des 11. August treffen am westlichen Thore von Braunschweig sieben Herren ein, feine Herren, reich gekleidet. Sie kommen aus Hamburg, und wollen ihre Namen nicht nennen, denn sie hätten eine geheime Mission in höherem Auftrage. Das macht die Zolleinnehmer stutzen. Die Herren sind so fein gekleidet und haben doch so leichtes Gepäck. Das ist seltsam! Sind sie Spione oder Diebe?

Der „goldne" Schlüssel hat zu allen

Zeiten Thüren, Thore und Herzen geöffnet. Der eine Herr drückt dem Zolleinnehmer, der das große Wort führte, einen Ducaten in die Hand — da ist sofort Alles in Ordnung, und sie können nun die Freuden der Messe genießen. Sie fahren nach Korn's Hotel, einem Gasthofe, der weder zu den ersten noch zu den letzten zählt. Die Herren wollen ja nicht erkannt werden, wie sie am Thore schon merken ließen.

„Wird er auch kommen?" frägt, als sie es sich bequem gemacht haben, der Eine, Graf von Kielmannsegge aus Hannover.

„Sicher, mein Herr Bruder Graf!" antwortet geschwätzig ein Andrer, der Herr Bielfeld aus Hamburg, eine absonderliche, anziehende und dennoch wieder abstoßende Erscheinung. Das junge Herrlein in der feinsten Kleidung und mit den tadellosesten Spitzenmanschetten hat das Glück, einen sehr reichen Vater zu besitzen. Der alte Herr Bielfeld, ein fleißiger, höchst ehrenwerther Mann, hat eine Siegellackfabrik zu Hamburg angelegt und diese mit solcher Umsicht und solchem Geschick geleitet, daß ihn die Leute für einen Millionär halten. Was ihm an Schulbildung fehlt, sein Sohn soll sie erhalten — was er in seiner Jugend hat entbehren müssen — sein Sohn soll es genießen. Noch mehr aber, dies Püppchen zu erziehen, trugen Mama und Tanten bei, und so ist denn aus dem Sohne des rechtschaffenen Fabrikanten, des Bürgers von Schrot und Korn, für Adelskreise dieses Zerrbild entstanden. Er hat den Unterricht der besten Lehrer genossen und ist mit allen Künsten der Gesellschaft wohl vertraut. Reichbegabt, vor allem mit der Kunst, leicht und angenehm zu plaudern, besitzt er den Ehrgeiz, etwas zu werden, in der Welt zu steigen, Macht und Einfluß zu erlangen.

Dein Vater hat das Kapital erworben, ist sein Gedanke, du mußt nun für den äußeren Glanz des Namens Bielfeld Sorge tragen. — Jetzt erst dreißig Jahre alt, heut freilich noch ein Geck, kann immerhin bei solcher Anlage und Neigung aus diesem Zwitterdinge ein Mann, eine Persönlichkeit werden.

„Gewiß, meine Brüder," fährt er zungenfertig fort, „der Kronprinz kommt sicher. Er ist zu sehr für unsre große Sache entbrannt, als daß er nicht erscheinen sollte. Lassen Sie sich das erzählen. Ich hatte das Vergnügen und die hohe Ehre, bei unserm Bruder, dem prächtigen Grafen von Lippe-Bückeburg, zu Gaste zu sein, als der König von Preußen mit seinem talentvollen Sohne die üblichen Musterungen in seinen clevischen Landen abhielt. Im Gefolge Seiner Erlaucht hatte ich dann die hohe Auszeichnung, bei dieser Gelegenheit zu Minden am 17. Juli mit dem Könige und seinem Sohne zu speisen. Unser Freund und Bruder, der Graf Lippe, ganz erglüht von unserer Sache, brachte das Gespräch an der königlichen Tafel auch bald auf die Freimaurerei. Er lobte England, wo jetzt die edle, menschenrettende und erhebende Sache sich neu entzündet, er pries unser Deutschland, daß es jetzt die herrliche Aufgabe voll und ganz erfasse, und pries vor allem die Freimaurerei als ein Himmelslicht. Seine Erlaucht wissen zu sprechen und hinzureißen; wir alle hingen an seinem Munde. Und wissen Sie, meine Brüder, was König Friedrich Wilhelm, dieser Soldatenkönig, sagte? Er blieb kalt, wo Erlaucht so warm war, er schüttelte den Kopf und sagte kurz: ‚Narrenpossen und Kinderspiel — was sonst?'

„Damit mußte natürlich das Gespräch abgebrochen werden. Hatte der König auch keinen Sinn für die Sache, so hatten Lippe's sinnreiche Worte doch ein Herz erfaßt. Ich sah, wie die Augen des Kronprinzen leuchteten. Und dieser Gewinn wiegt Alles auf!

„Nach der Tafel, als ich mit Seiner Erlaucht bei Seite gegangen war, da trat der Kronprinz zu uns. Er drückte uns seinen Dank und zugleich den Wunsch aus, in unsere Heldenbrüderschaft aufgenommen zu werden. O, wie uns dieser Antrag entzückte! Ich erbot mich, Sie, meine Brüder, zu dem nothwendigen Acte herbeizuholen, und der Kronprinz bestimmte Braunschweig als Rendezvous, zur Zeit der Messe, wo sein Vater bei der Rückreise eintreffen werde. Ich, mit den Verhältnissen bekannt, bezeichnete sogleich dies unscheinbare Hotel Korn als den geeignetsten Ort der Aufnahme. Muß auch, meine Brüder, die ganze Sache des Königs wegen geheim gehalten werden, so bedenken Sie doch unser Glück und unsere Lage, wenn nun dieser neue Bruder, was sehr bald geschehen wird, die Krone von Preußen trägt. So lange war der Graf Lippe unser Hort — jetzt

gewinnen wir einen bessern Piloten: den künftigen König des Nordens!"

Da meldet der Diener des Grafen Kielmannsegge, zugleich „dienender Bruder" des Geheimbundes, Seine Erlaucht, den Grafen Lippe an. Er ist ein Herr von vierzig Jahren, ein stattlicher, schöner Mann.

„Ich danke Ihnen, meine Brüder, daß Sie von Hamburg auf meinen Ruf gekommen sind und unsrer edlen Sache diesen Dienst leisten. Sie wissen durch Bruder Bielfeld bereits, um was es sich handelt. Sie werden sich auch selber sagen, wie bedeutungsvoll dies Ereigniß ist, welche Hoffnungen und Erwartungen wir daran knüpfen dürfen!"

Hoffnungen und Erwartungen! Einen sehr ergebnen Bruder hast du bereits eingebüßt, du nordischer Posa. Für den ehrgeizigen Bielfeld bist du kein Stern mehr — für den geht als Sonne der Kronprinz auf. Den wird er festhalten und diese Messe für sein Leben ausbeuten — seine kühnsten Träume von Glanz und Ehre werden sich erfüllen!

Graf Lippe hat sich überall umgesehen.

„Dies unscheinbare Hotel ist sehr geeignet zu unserm Vorhaben," fährt er dann fort. „Ich danke Ihnen, Bielfeld, für diesen bewiesenen Scharfsinn."

Er geht nach der Wand und klopft.

„O weh! Bielfeld, das ist ja nur eine dünne Tapetenwand! Da ist ja im Nebenzimmer Alles zu hören! Jetzt in der Messe ist Alles bewohnt. Da müssen wir andere Vorkehrungen treffen. Wer bewohnt das Nachbarzimmer?"

Bielfeld lächelt sehr selbstzufrieden.

„Bruder Erlaucht, das ist alles schon bedacht! Es ist ein Bekannter aus Hannover."

„Um so schlimmer, Bielfeld!"

„O nicht doch, Erlaucht! Am Tage vor der Aufnahme des neuen Bruders werden wir, Einer nach dem Andern, nach Tische den Landsmann besuchen. Wir freuen uns des Wiedersehns, Plauderns und Trinkens. Er wird sich geschmeichelt fühlen und Bescheid thun. Und das Ende, Erlaucht? Er wird trunken in solchen Schlaf sinken, daß ihn kein Kanonenschlag ermuntern würde!"

„Sie sind umsichtig, Bruder Bielfeld!" antwortet der Graf. „Vergessen Sie aber diese wichtige Sache nicht! Und ist Alles, mein lieber Kielmannsegge, zur Aufnahme zur Stelle? Ist Alles überdacht?"

Kielmannsegge nickt zustimmend.

„Nun, Seine Majestät der König trifft morgen bestimmt hier ein, also am Sonntag. Er bleibt bis Mittwoch hier bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohne und reist dann nach Berlin zurück. Dienstag Nacht nun, also am Vorabend der Abreise, in der Nacht vom 14. zum 15. August, erscheint hier auf diesem Zimmer der Erwartete. Es darf nichts davon verlauten. Daher ist es gut, meine Brüder, wenn Sie bis dahin so wenig als möglich öffentlich auftreten; wir können uns ja nachher entschädigen. Ich muß mich schon bei Hofe zeigen — doch Sie thun gut, wenn Sie jeden Verkehr mit dem Kronprinzen vermeiden. Uebrigens kommt er nicht allein. Er bringt seinen Freund, den Hauptmann Wartensleben mit, der ebenfalls glüht, unser Bruder zu werden. Also auf Wiedersehen um jene Mitternacht!"

Dieser zweite Candidat, der in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht werden soll, war der jüngste Sohn des greisen, aus der Fluchtgeschichte bekannten Feldmarschalls v. Wartensleben, und also, obgleich einige Jahre jünger, doch ein Halbonkel des armen Katte. Es läßt sich denken, wie der Kronprinz sich nun, nach der Tragödie seiner Flucht, zu diesem Wartensleben hingezogen fühlte, der Hauptmann bei der Potsdamer Riesengarde und jetzt sein persönlicher Adjutant war. Als Wolden nach einigen Monaten vom Schlage getroffen wurde, machte der Kronprinz in seinem idyllischen Rheinsberg den Wartensleben zu seinem Hofmarschall — alles Schritte, das herbe Unglück seines Katte zu sühnen.

König Friedrich Wilhelm fühlt sich wohl in Braunschweig, im Kreise der Seinen, und er ruht mit Behagen aus. Die ganze Reise war eine zufriedenstellende, angenehme.

„Wie geht es mit Fritz, Papa?" fragt der Herzog.

Des Königs Augen leuchten sanft.

„Er hat noch seine Mucken, ja — o, es wird mir Vieles zugetragen! Aber ich bin der Mann, der sich auf seine Leute versteht! Ich habe ihn jüngst per Staffette von Rheinsberg nach Potsdam kom=

men lassen. Weshalb? Er mußte in meinem Beisein und mit mir das heilige Abendmahl nehmen, als Stärke und Gegengift gegen seinen Voltaire!"

Der Herzog lächelt still über diese seltsame Cur.

„Aber ich bin mit Fritz sehr zufrieden; habe ihn auf dieser Reise viel beobachtet. Er ist so vernünftig, ernsthaft, nicht wie ehemals unter den Weibsleuten herumflatternd. Ich sage Euch, der Fritz ist ein gescheidter Mensch, und Ihr wißt es gar nicht, was für Dinge in dem stecken!"

Bei dieser Sachlage ist es freilich gerathen, dem Könige den heimlichen Eintritt in den Geheimbund gänzlich zu verbergen. Der eiserne Mann würde über diesen Schritt gewaltig aufbrausen, nachdem er über die Sache selbst schon in Minden ein- für allemal sein Urtheil abgegeben hat.

„Narrenpossen und Kinderspiel — was sonst?"

Aber der Kronprinz Fritz ist erglüht für den fesselnden, edlen Gedanken des Bundes, der für einen Jüngling, für eine schwärmerische Natur etwas Berauschendes hat, und er trägt Verlangen, die Geheimnisse des weiten, vielbesprochenen Vereines, der die ganze Welt umfaßt, kennen zu lernen. Größer aber noch ist das Verlangen der Herren „mit leichtem Gepäck", diese wichtige Persönlichkeit für ihren Geheimbund zu gewinnen, und am größesten ist die Sehnsucht des jungen Manschettenhelden Bielfeld, als Bruder Maurer ein einflußreicher Günstling des zukünftigen Königs zu werden.

Der Abend des 14. August ist da. Bielfeld, Graf Kielsmannsegge und Baron von Oberg aus Hannover haben wacker das Ihre gethan, bei Freundschaftsbeweisen den armen, überglücklichen Landsmann hinter der Tapetenwand „unter den Tisch" zu trinken. Der liegt jetzt „gestiefelt und gespornt" auf seinem Bette, schnarcht, daß das ganze Hotel erzittert, und würde selbst den Weltuntergang verschlafen.

Die leichten Koffer werden schnell aufgeschnallt, die Maurerkleidung wird hervorgenommen und angelegt und Alles ist bereit. Profane abzuhalten, hält der „dienende Bruder", der Bediente des Grafen Kielmannsegge, Wacht mit blankem Schwerte. Kurz vor Mitternacht erscheint der Graf Lippe, Schlag Mitternacht der Kronprinz mit seinem Wartensleben.

Er ist eine hübsche Erscheinung, der Kronprinz. Obschon von kleiner Statur, ist er doch ausnehmend schön. Sein schönes, braunes Haar in nachlässiger Fülle tragend, schweifen seine großen, blauen Augen, die zugleich etwas Strenges und doch so Sanftes haben, über die seltsame, ungewohnte Ausstattung des Zimmers hin.

„Wir müssen uns beeilen, meine Herren," grüßt er mit wohlklingender Stimme, „sonst reist Papa vor mir ab — machen wir es kurz!"

Bielfeld hält die Ansprache — er weiß, jetzt ergreift er den Zügel seines Glückes.

Für Leser, die Maurer sind, ist es unnöthig, die Formeln der Aufnahme zu schildern — für Nichtmaurer nicht geboten. Es genügt daher vollständig, wenn wir Bielfeld glauben und uns von ihm erzählen lassen, daß er das Benehmen, die Ruhe und den Verstand des Kronprinzen bei dieser Gelegenheit nicht genug bewundern konnte, daß der hohe Candidat so ganz unerschrocken war und sich in den kritischen Momenten so anmuthig zu fassen wußte.

Die Aufnahme ist also geschehen, er und sein Wartensleben sind maurerische Brüder geworden. Mit maurerischem Händedruck nimmt er Abschied und ruft ihnen ein „Wiedersehen in Rheinsberg" zu.

„Ja, zunächst haben wir nur Rheinsberg," flüstert Bielfeld selig, „doch bald, da wird ganz Preußen der Hort des Freimaurerthums, und wir — wir machen Carrière!"

Der Kronprinz hielt Wort. Er lud die Brüder von der Messe zu Braunschweig nach seinem schönen, lustigen, gastfreundlichen Rheinsberg ein, und hielt gelegentlich Versammlungen ab. Doch sein Herz war nicht bei der Sache, das merkten die Hellsehenden bald genug.

Bei seinem Regierungsantritte wird sofort von den Brüdern eine Loge zu Berlin gegründet. Sie müssen das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Der junge König kann das nicht verhindern, mag es auch nicht. Er wird zum Patron der Loge ausgerufen, und nimmt das auch an. Aber er schickt den Brüdern nur sein lebensgroßes Bild, das bei den Mysterien der Loge präsidirt — er selbst setzt keinen Fuß über die Schwelle.

Diese Sache ist für ihn todt.

Damals in Minden hörte er an der Ta-

fel das kurze, schneidende Urtheil seines nüchternen Vaters.

„Narrenpossen und Kinderspiel — was sonst?"

Dies Urtheil hatte der Kronprinz nach dem glänzenden Vortrage Lippe's nicht. Die Jugend nimmt das Urtheil der Erfahrung so blindlings nicht an — sie glaubt leicht und gern, aber sie will selber prüfen und erleben.

Nun hat er geprüft, und nun unterschreibt er das Urtheil des Vaters.

Wie die Sachen und Dinge, so durchschaute sein Flammenauge auch bald und leicht die Personen. Von unsrer Braunschweiger Messe her haben zwei der Brüder und ihr Geschick unser Interesse — Graf Lippe und Bielfeld. Sie setzten große Lebenshoffnungen auf diese geheimnißvolle Mitternacht von 1738.

Der Graf von Lippe-Bückeburg, der Schwärmer, der von seinem kleinen Ländchen aus die ganze Welt umfassen und beglücken wollte, trat nach dieser Nacht in Briefwechsel mit dem Kronprinzen. Seine Briefe waren sehr lebhaft. Der Kronprinz antwortete immer kürzer, einfacher und seltener. Als der Graf trotz alledem auch mit dem jungen Könige noch diesen Briefwechsel fortsetzt, da läßt ihm der Fürst nur durch Secretäre antworten, und in seinen Liedern der stillen Mußestunden spielt der phantastische Graf mit seinen großen Finanzschwierigkeiten seine komische Heldenrolle.

Der Graf von Lippe-Bückeburg hatte also mit jener Braunschweiger Messe, die so hohe Hoffnungen weckte, nichts erzielt als Enttäuschungen.

Und Bielfeld? Konnte er dem jungen Könige etwas sein? Leider ließ seine Eitelkeit, sein Streben nach falschem Glanze die guten Eigenschaften seiner Seele nicht zur Geltung kommen, und so war er sich selbst der größte Feind, so wurde er eine Null für den, der sich zu Friedrich dem Einzigen entwickelte.

Der König benutzte ihn einige Male zu kleinen, unbedeutenden Aufträgen — das war der ganze Ertrag der großen Günstlingsträume. Doch nicht der ganze! Bielfeld, der reiche Bürgerliche, sah wenigstens einen Wunsch erfüllt — er erhielt den Barontitel. Damit hatte sich aber auch der König nun freigekauft und jener Messe von 1738 genügend Rechnung getragen. Friedrich's und Bielfeld's Wege kreuzten sich nun nicht mehr.

Der neugebackene Baron fühlte es recht gut, daß dieser Traum, der so schön begonnen, zu Ende sei. Er gab deshalb auch alle Bemühungen, eine politische Rolle zu spielen, auf, und wurde ein Weltmann, der mit vollen Zügen die Genüsse des Lebens einsog. Er schloß eine „standesgemäße" Heirath, kaufte sich in Sachsen an und zog sich dann still auf sein Gut zurück.

Aber hier erwachte der alte Ehrgeiz in ihm. Hatte er auch in der That keine Rolle auf dem Welttheater gespielt, so konnte er sich doch eine solche Rolle erdichten, und so schrieb er denn Briefe über Friedrich den Großen, die niemals Wahrheit, sondern nur Dichtung gewesen sind. 1763, gerade als Friedrich's Ruhm auf seinem Höhenpunkte stand, gab er diese gemachten Briefe als Buch heraus: „Monsieur le Baron de Bielfeld: Lettres Familières et Autres." Dies Buch kam zur rechten Zeit, es wurde viel gelesen und 1767 erschien schon à Leide die 2. Auflage in 2 Bänden.

Geld hatte ihm das Geschick in vollem Maße schon in die Wiege gelegt, den Baron hatte ihm seine Speculation eingetragen — für die schwere Wunde, vom König als Kraft verworfen zu sein, gab ihm nun die Feder den Ersatz, daß er doch noch ein genannter, berühmter Mann wurde. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun." Die Bücher über Friedrich den Großen können den eitlen, phantastischen Bielfeld und sein vielgenanntes und benutztes Buch, halb wahr, halb erdichtet, nicht übergehen, dies Buch, das er nach Jahren auf seinem schönen Landsitze in Sachsen schrieb, als ihm der Lebensstern längst erblichen war, der ihm in Korn's Hotel zu Braunschweig als Sonne aufging.

Literarisches.

Von dem interessanten, geistvoll und im edelsten Stil geschriebenen Buche Adolf Stahr's über „Tiberius" ist kürzlich im Verlage von J. Guttentag (D. Collin) eine zweite, völlig umgearbeitete Auflage erschienen. Die erste Auflage erschien vor zehn Jahren und erregte als erste derartige „Rettung" großes Aufsehen.



Loris oder Faulaffen.

Von

J. E. Brehm.

In der gestaltenreichen Ordnung der Halbaffen oder Aeffer nehmen die kurzschwänzigen Arten, welche man unter dem Namen Loris oder Faulaffen zusammenzustellen pflegt, eine hervorragende Stelle ein, schon weil sie von dem allgemeinen Gepräge am meisten abweichen. Unter Halbaffen verstehen wir bekanntlich eine Abtheilung der Handthiere, welche in gewisser Hinsicht, insbesondere durch den Fußbau, mit den Affen Aehnlichkeit hat, aber doch so wesentlich von diesen sich unterscheidet, daß man denjenigen Naturforschern, welche sie mit unseren nächsten Verwandten vereinigten, nicht beistimmen kann. Ihr Leibesbau ist ein von den Affen durchaus verschiedener, und ihr Gebiß stimmt mit den letzteren nur insofern überein, als es ebenfalls geschlossene Zahnreihen bildet. Wenn man den Namen Vierhänder aufrecht erhalten will, gebührt dieser den Halbaffen, da der Gegensatz zwischen Hand und Fuß bei ihnen viel weniger ausgedrückt ist als bei den wirklichen Affen. Im allgemeinen nun kennzeichnen sich die Aeffer durch einen sehr schlanken Leib, spitzschnauzigen Kopf mit ziemlich großen, hellen Augen und deutlich hervortretenden Ohren, durch die in der Regel verlängerten Hinterglieder und einen mehr oder weniger langen, meist aber sehr wohl entwickelten Schwanz, sowie endlich durch ein weiches, wolliges Haarkleid, wie es die meisten Nachtthiere überhaupt besitzen. Das Gebiß schwankt sehr erheblich; denn von einer raubthierähnlichen Ausbildung desselben durchläuft es bis zu einem nagerähnlichen Zahnbau verschiedene Zwischenstufen. Alles zusammengefaßt also sind die Unterschiede zwischen beiden Gruppen sehr beträchtliche, und es machen sich in mancher Hinsicht geradezu Gegensätze bemerklich, so daß man schwer begreift, wie beide Thiergruppen jemals in einer und derselben Ordnung vereinigt werden konnten. Bei den Affen ist der Kopf immer rundlich und der Schnauzentheil wenig vorstehend; die Vorderglieder übertreffen oft die hinteren an Länge, stehen wenigstens nicht merklich hinter diesen zurück; Hand und Fuß unterscheiden sich wesentlich, das Fell ist nur ausnahmsweise wollig u. s. w., während bei den Halbaffen in allen Beziehungen das Gegentheil der Fall zu sein pflegt.

Wie in leiblicher Hinsicht unterscheiden sich diese auch in geistiger und somit in

ihrem Wesen und Betragen durchaus von den Affen. Letztgenannte sind mit wenigen Ausnahmen Tagthiere, die Halbaffen ausnahmslos Nachtthiere oder doch Dämmerungsthiere, viele von ihnen Nachtfreunde im weitesten Sinne des Wortes. Dem entsprechend geht ihnen das heitere, neckische Wesen, der Uebermuth und die dreiste Frechheit der Affen vollständig ab. Sie sind wohl mürrisch, aber nicht hinterlistig, bewegungslustig und gewandt, aber nicht ausgelassen wie die Affen. Wirklich gutmüthige Affen gehören zu den Ausnahmen; denn der leicht bewegliche Sinn dieser Vor- oder wenn man sonst will Nachbilder des Menschen ist schnell erregt, und jeder Affe zu rasch aufloderndem Zorn geneigt, in seiner Wuth rücksichtslos und deshalb bösartig, unter Umständen selbst gefährlich: der Halbaffe dagegen läßt sich viel schwerer aus seinem ruhigen Gleichmuthe aufrütteln und versucht nur dann seiner Haut sich zu wehren, wenn er sich bedroht wähnt. Das Wesen der einen und der anderen hängt nun freilich mit der geistigen Entwicklung aufs innigste zusammen. Jeder, auch der am tiefsten stehende Affe, das nagerähnliche Krallenäffchen z. B., übertrifft an geistiger Anlage, an Verständniß für seine Umgebungen, an leichter Fassungsgabe den klügsten Halbaffen und fügt sich daher neuen Verhältnissen, sobald er einsieht, daß anfänglich gezeigter Trotz nicht zum Ziele führt; der Halbaffe dagegen fügt sich ohne weiteres oder aber fügt sich nie, zeigt sich vom Anfang an zahm oder bleibt bis an sein Ende derselbe mürrische Gesell, welcher er war. Aus diesem Grunde sprechen wir mit einer gewissen Berechtigung von sehr liebenswürdigen und von höchst unliebenswürdigen Halbaffen, obgleich diese Gegensätze weit mehr von natürlicher Anlage als von willentlicher Beeinflussung abhängig sind. Der Halbaffe giebt sich immer, wie er ist, während der Affe Wesen und Betragen ganz erheblich ändert und mit unverkennbarer Absicht sich liebenswürdig oder unliebenswürdig zeigt.

Madagaskar ist als der Mittel- und Brennpunkt des Verbreitungsgebietes der Halbaffen anzusehen. Hier ersetzen sie die Tagaffen, so gut sie dieselben zu ersetzen vermögen. Außerdem kommen sie auf den benachbarten Inseln und auf dem Festlande von Afrika, sowie endlich im malayischen Gebiete vor, fehlen dagegen in dem affenreichen Südamerika gänzlich. Alle Arten bewohnen die Waldungen, aber solche der verschiedensten Art. Die einen unterscheiden sich durch ihr Baumleben sehr wesentlich von den anderen. Während diese mit außerordentlicher Behendigkeit und Gewandtheit im Gezweige sich tummeln und dabei einen wahren Höllenlärm durch raubthierähnliches Gebrüll verursachen, schon auf Entfernungen von Meilen sich verrathend, führen die anderen ein kaum durch einen Laut unterbrochenes, geisterhaftes Leben. Jene sind Fruchtfresser, diese streben Thieren verschiedener Art, vom Wirbelthier bis zum Kerbthier herab, mit bemerkenswerthem Geschick nach. Jene leben in mehr oder minder zahlreichen Banden und Rotten, diese immer einzeln oder paarweise.

Wir kennen zur Zeit vier Arten von Halbaffen, welche den Namen Faulaffen führen. Zwei von ihnen leben in Indien und auf seinen benachbarten Inseln, die beiden andern in Westafrika. Ueber ihr Freileben wissen wir noch wenig, wie sich aus Beobachtungen der Gefangenen leicht erklärt. Alle Faulaffen bewohnen hochstämmige, an Höhlungen und anderen Versteckplätzen reiche Waldungen und verbringen den Tag im tiefsten Schlafe. In sich zusammengerollt, den Kopf zwischen den Vordergliedern vollständig verborgen, einen rundlichen Haarball darstellend, liegt der Faulaffe in seinem Schlupfwinkel ohne sich zu regen, ohne sich um die Außenwelt im geringsten zu bekümmern. Andere Nachtthiere lassen sich durch ungewöhnliche Geräusche oder ihnen merkbar werdende Vorkommnisse überhaupt aus ihrem Schlafe wecken, der Faulaffe dagegen nur mit größter Mühe aufrütteln. Ergreift man einen schlafenden Lori, so rollt er sich langsam auf; es bedarf jedoch längerer Zeit, bevor er munter wird und zur Besinnung kommt. Schlaftrunken und geistlos starren die runden Augen ins Weite, und mit ebenso kläglichem als mürrischem Gesicht betrachtet er nunmehr den Störenfried, welcher ihn dem Schlummer entriß. Ein ärgerliches Kreischen, wie aus dem Munde des Bauchredners kommend, giebt von seinen Gefühlen Kunde, und wenn es

sonst ihm möglich, versucht er auch wohl zu beißen und sich dadurch für die ihm angethane Unbill zu rächen. Legt man ihn auf seinen alten Platz zurück, so dreht er sich taumelnd wieder zurecht, bis er die frühere Lage gefunden, schaut wie träumend um sich und schließt nach kurzer Zeit die Augen, welche sich zusehends umflorten, um von neuem weiter zu schlafen. In ihren heimathlichen Waldungen werden die Loris wahrscheinlich gewöhnlich Baumhöhlungen zum Schlafen auswählen; aus den von mir gemachten Beobachtungen scheint mir jedoch hervorzugehen, daß sie auch ohne derartige Versteckplätze leicht sich zu verbergen wissen. Gefangene, welche ich gepflegt habe, setzten sich in Ermangelung eines anderen Schlupfwinkels auf irgend eine Sitzstange nieder, packten diese mit ihren vier Händen und rollten sich nunmehr zusammen. Ein in solcher Stellung auf hohen Bäumen schlafender Lori wird täuschend einem Knollen oder Schmarotzerpflanzenbüschel oder sonstigem Auswuchse des Astes gleichen und deshalb ebenso schwer aufzufinden sein wie einer, welcher sich in eine Baumhöhlung zurückgezogen hat. Jedenfalls entdeckt man diese Thiere nur zufällig, am häufigsten beim Fällen der Bäume. Ueber Tags geben sie von ihrem Vorhandensein keine Kunde, des Nachts bemerkt man sie ebenso wenig. Während andere Nachtaffen durch ihr Gebrüll die Aufmerksamkeit auf sich lenken, geben die Faulaffen äußerst selten einen Laut von sich, und dieser ist ein so wenig auffallender, daß man schwerlich auf ihn achtet. Die Thiere aber mit den Augen aufsuchen zu wollen, erscheint so gut als unmöglich. Ganz abgesehen davon, daß in jenen Waldungen die Nacht weniger als irgendwo eines Menschen Freund ist, würde es auch dem schärfsten Auge unmöglich sein, die in den hohen Baumkronen geisterhaft sich bewegenden Faulaffen ausfindig zu machen. Ihre Färbung stimmt so genau mit den flechtenreichen Aesten überein, daß man sie kaum bei Tage, geschweige denn bei Nacht wahrnimmt. So wird man es vollständig begreiflich finden, daß wir über das Freileben besagter Thiere so gut als noch nicht unterrichtet sind, und Alles, was wir wissen, den Beobachtungen gefangener verdanken. Da ich das Glück gehabt habe, wenigstens drei Arten der Gruppe gleichzeitig zu pflegen, bin ich im Stande, aus eigener Anschauung zu berichten.

Erst wenn die Dämmerung vollständig eingetreten ist, ermuntert sich der Faulaffe, im Winter etwas früher als im Sommer, jedoch nicht im Einklange mit der Tageslänge, da er eines reichlich zwölfstündigen Schlafes zu bedürfen scheint. Nachdem er sich gereckt und gedehnt, auch etwas gezupft und beleckt hat, schreitet er langsam auf seiner Sitzstange oder den ihm gegebenen Zweigen auf und nieder. So plump und tölpelhaft er aussieht, so bemerkenswerth ist das Geschick, mit welchem er klettert. Von der Leichtfertigkeit der Tagesaffen oder der Gewandtheit seiner nähern Verwandten bemerkt man jedoch nichts. Jeder Faulaffe scheint vor allen Dingen darauf bedacht zu sein, sich möglichst gegen Unfall und Schaden zu sichern; er hängt nicht an dem Zweige, sondern klebt an demselben, er packt ihn nicht wie andere Kletterthiere mit leichtem Griffe, sondern klammert sich fest, wie ein Faulthier zu thun pflegt. Man kann eine Sitzstange mit dem Lori in die verschiedensten Lagen bringen, ohne daß er seine Stellung wesentlich verändert. Er sitzt ebenso fest als er hängt, und nur wenn man ihn so dreht, daß er mit dem Kopfe nach unten kommt, versucht er, sich in eine bessere Lage zu bringen. Dies geschieht keineswegs immer durch Umdrehen, sondern auch durch Aufsteigen nach rückwärts, wie es meines Wissens kein anderes Kletterthier versucht. Will der Faulaffe von einem Zweige zum andern sich begeben, so geht sein Hauptaugenmerk dahin, sich zunächst eines neuen Haltes zu versichern. Deshalb spreizt er die Beine oft über alles für möglich gehaltene Maß und greift mit ihnen wie mit den Armen tastend weit in die Luft, wenn es sich darum handelt, von einem Aste zum anderen überzugehen. Findet er nicht gleich einen Halt, so bewegt er Arme und Beine zitternd, als fühle er sich in Gefahr oder Verlegenheit. Er hat ein ungemein feines Gefühl in Händen und Füßen, welche er annähernd in gleicher Weise gebraucht, die Hände selbstverständlich bevorzugend. Ehe er sich festhält, betastet er jeden Gegenstand, und erst nachdem dies geschehen, greift er ernsthaft zu. Wahrhaft unglücklich scheint

er zu sein, geberdet sich wenigstens so, wenn man ihn auf flachen Boden setzt. Hier ist er ersichtlich fremd; denn seine Bewegungen werden jetzt krötenartig, so langsam kriechend fördert er sich weiter. Jeder Halt, jede Erhabenheit des Bodens ist ihm willkommen, und er klammert sich



Loris oder Faulaffen.

dann sofort mit Händen und Füßen an, scheinbar ängstlich hoffend, die ihm heimische Höhe und das Gezweige wieder zu gewinnen. Am täppischsten zeigt sich in dieser Hinsicht der Schlanklori, weniger unbeholfen der Plumplori, am gewandtesten der Potto; zu einer leichten und schnellen Bewegung ist jedoch kein einziger der drei befähigt.

Nachdem der ermunterte Faulaffe ein Weilchen umhergeklettert ist, sich dabei wiederholt ausgeruht und sein Fell nach Möglichkeit mit Händen und Zunge geputzt und gereinigt hat, denkt er zunächst ans Fressen. Mit Augen und Nase suchend geht er aufs Futter zu, ergreift mit der Hand einen Brocken seiner Nahrung und führt ihn zum Munde, nach und nach in kleineren Bissen ihn verzehrend. In der Auswahl seiner Nahrung giebt er sich als Raubthier, nicht als Pflanzenfresser zu erkennen; Kerb- und Kleingethier höherer Klassen zieht er wenigstens Früchten entschieden vor, obgleich er auch diese nicht verschmäht. Wehe dem schlafenden Vogel,

auf welchen ein Blick der glühenden, im Dunkeln stärker als jedes mir bekannte Thierauge leuchtenden Seher des Faulaffen fällt! Er ist verloren, wenn er nicht rechtzeitig sich ermuntert und davonfliegt. Geisterhaft leise und in gleichmäßig langsamer Bewegung naht sich der Lori, den Blick starr auf die erkorene Beute gerichtet, seinem Opfer. Unhörbar greift er sich weiter und weiter auf dem Aste, bis er in unmittelbare Nähe seines Opfers gekommen, streckt dann einen Arm vorsichtig und eigenthümlich zitternd, als könne er seiner Aufregung nicht Herr werden, nähert die Hand dem schlafenden Thiere und greift endlich blitzschnell zu, führt aber die glücklich gepackte Beute ebenso langsam und bedächtig wie jeden anderen Bissen dem Munde zu, um zunächst mit kräftigem Bisse die Hirnschale zu zertrümmern. Mit Putzen und Reinigen eines Vogels hält er sich nicht auf, frißt ihn im Gegentheile mit Haut und Federn. Zucken und Flattern seines Opfers stört ihn hierbei durchaus nicht; seine Bewegungen vergleichen sich mit denen einer ruhig arbeitenden Maschine. Nach geschehener Mahlzeit leckt und putzt er sich Maul und Hände und setzt nunmehr den früher begonnenen Spaziergang in derselben Weise wie vorher fort. Ob er, wach geworden und gesättigt, Lust zum Spielen zeigt, oder ob er während der ganzen Nacht in der beschriebenen langweiligen Weise sich bewegt, vermag ich nicht zu sagen, weil ich niemals zwei Faulaffen einer Art zusammengehalten und es ebenso wenig über mich vermocht habe, das Treiben eines dieser geistlosen Gesellen während einer ganzen Nacht zu beobachten. Ich kann nur bemerken, daß ich am frühen Morgen die Faulaffen noch genau in derselben Weise sich benehmen sah wie am späten Abende.

Mit seinem Wärter oder Pfleger befreundet der Faulaffe in der Regel sich nicht; wenigstens gilt dies für die beiden asiatischen Arten, die Loris im engeren Sinne des Wortes, welche bei jeder Gelegenheit den sie berührenden Menschen die Zähne zeigen und höchst ingrimmig und empfindlich beißen. Anders verhält es sich mit dem Potto, unzweifelhaft dem liebenswürdigsten und gemüthlichsten Gesellen der ganzen Sippschaft, welchen ich deshalb auch zur bildlichen Darstellung erwählt habe. Ein von mir gepflegter Gefangener dieser Art ist so sanft und gutmütig, als irgend ein Säugethier sein kann, und deshalb der Liebling von Jedermann, welcher ihn einmal wach gesehen hat. Möglich ist es, daß auch andere Arten der Gruppe durch gute Behandlung eine ähnliche Zahmheit erlangen können, wahrscheinlich aber dünkt mich dies nicht. Der Verstand aller Faulaffen ist höchst gering, ihre Theilnahmlosigkeit für die Außenwelt aber um so größer, und der Mensch, auch wenn er noch so sorgfältig sie pflegen sollte, erscheint ihnen wahrscheinlich viel zu unbedeutend, als daß sie sich näher mit ihm befassen möchten.

Ein Spaziergang in Lappland.

Von

I. Pulk.

I.

Deutschland ist groß — aber so lange es Lappland nicht hat — nun, vielleicht kommt das im nächsten Krieg. Bis dahin ist's für einen guten Deutschen ein Wagniß, in Lappland spazieren zu gehen, zumal wenn man, wie es mir geschah, für einen Spion des Reichskanzlers angesehen wird und für dessen Absichten auf Schweden und Lappland verantwortlich gemacht werden soll. Daß in Lappland nichts zu holen sei, ist nur ein weit verbreitetes, aber allerdings unhaltbares Vorurtheil, das der selige Heine mit seiner lächerlichen Lappenschilderung gar nicht verantworten kann. Die Distriete, welche ich besuchte, die schwedischen Lappmarken, sind geradezu das reichste Land Europa's, und ganz besonders ist es ein Deutscher, der das — zum Gebrauche des Reichskanzlers — ausspionirte und in die Welt brachte: Leopold von Buch, welcher wahre Gebirge von Eisen dort vorhanden zeigte und beschrieb. Aber der Weg dorthin ist gar zu weit. Man muß, wenn man ein mittlerer Deutscher ist, fast 400 Meilen weit über gefahrvolle hölzerne Brücken und nationalschwedische oder auch „spanische" Wege sich wagen, ehe man nur den Spaziergang in

Lappland beginnen kann. Ein Glück ist's noch, daß ein gut Theil der Wege neuerdings mit Eisen gepflastert und die hölzernen Brücken mit Dampf beweglich sind; aber dann in Lappland selbst ist, wenn der Winter nicht seinen ellentiefen Schnee ins Mittel legt, von Wegen in unserem Sinn überhaupt nicht die Rede. Da es aus letzterem Grunde auch mit meinem Spaziergange dort langsam gehen wird, so will ich den Leser, der mich begleitet, um ihn nicht zu ermüden, nur lieber gleich bis in den Polarkreis über Land und Meer im Fluge fortführen, oder wenigstens bis in das Haupt jener knienden, betenden Jungfrau auf unseren Karten, welche wir die Ostsee nennen, um dann bald unter dem 40. Längen- und 66. Breitengrade den Fuß zum Spaziergang ansetzen zu können. Doch will ich es immerhin nicht gar so schnell thun, daß wir nicht aus der Vogelperspective wenigstens einen Blick auf das herrliche Meer, die inselreichen Küsten, Stockholm und das schlanke, kräftige germanische Brudervolk uns gönnten, zumal dies alles auffallenderweise noch zu den Seltenheiten publicistischer Lectüre in unserem Deutschland gehört. Denn so nahe uns die nordischen Reiche stehen, so selten sind bei uns doch Neuigkeiten, Schilderungen, Reiseberichte aus den skandinavischen Reichen, während wir alle Tage tausend Dinge aus dem erzbösen Frankreich, ja Aegypten und der Türkei erfahren und Schilderungen von diesen Nichtvettern häufig genug lesen. Jenseits der Belte und des Sundes jedoch giebt man uns solche unvetterliche Indifferenz nicht zurück; die deutsche Sprache wird dort von unzähligen Individuen entweder gesprochen oder doch verstanden, ja, sie gehört in Dänemark und Schweden zum obligatorischen Schulunterrichte, während in unserem Vaterlande die Sprache, deren Dialekte das Dänische, Schwedische und Norwegische sind, und die Sprache des Koran so ziemlich einander gleichstehen. Daß aber die Eindrücke, die der Deutsche dort empfängt, vorwiegend diejenigen angenehmster Ueberraschung und dauernder Anerkennung sind, das bezeugen durchgängig die seltenen deutschen Berichte und Schilderungen, unter denen Th. Mügge's Schriften noch immer glänzend hervorragen.

Eine Seereise ohne Abenteuer pflegt für langweilig zu gelten, wenn sie auch nur drei Tage dauert; für mich war sie das jedoch keineswegs. Ich war zufrieden, wieder einmal recht gelöst und frei das Leben der Elemente theilen zu können, in Friede und Einklang, wo sie wohlthätig wirken, in Sturm und Kampf, wo der Mensch sie überwindet und beherrscht. Immer ergreift ja der ungeheure Gegensatz zwischen der verschwindenden, kleinen Menschenkraft und der Macht des Elementarlebens die Seele, erfüllt und beschäftigt sie. Wie mühet und stemmt der treibende Sturm zugleich mit der tragenden Fluth sich gegen das winzige Werk der Menschenhände, das dennoch mit ruhigem Zwang unaufhaltsam Luftsäulen und Wassersäulen durchschneidet, die es umbranden, umheulen und von ihm zurückprallen, ohne mehr zu vollbringen als ein Schwingen und Schaukeln. Der unsichtbare Geist, der ohne Arme erfaßt und mit ungeheurem Druck uns umstürzen möchte, wo wir nicht auf der Hut sind, der Sturm, der die Balken und Wände erschüttert, die Stangen und Taue durchrast — er vermag nichts, es hält ihm wunderbar Alles Stand, auf die Feste des tragenden Bodens gestützt, wie unermüdlich er sich abmühe; zähe, unnachgiebig dringt der stolze Schraubendampfer vor und überstürmt den Sturm mit ruhiger Kraft. Im Meere selber, das ihn wie der Sturm zurückwerfen will, fußt er und findet, von einem ebenbürtigen Element, dem Feuer, unter der Hand des herrschenden Menschen beseelt, die Kraft, durch das Meer das Meer zu überwinden wie seinen Gesellen, den Sturm. Gekrümmten Sklavenrücken gleich, zumal wenn sie nächtens schwarz sich heben, müssen die Wogen, die so drohend heranrollen, den Kiel des stolzen Schiffes auf sich nehmen — vergebens ihr Heben, sie vermögen ihn nicht fortzuschleudern, abzuwerfen, sie müssen tragen — und wenn man sie im Kielwasser wiedersieht, so sind sie Schaum geworden, kochender, sprühender, weißer Luftschaum, ganz haltlos, gestaltlos, und durchbearbeitet wohl gar — wie es Nachts in der Nähe des Sundes auch die Ostsee bietet — von leuchtendem Feuer, von aufschnellenden, kreisenden Funken oder glänzenden Flächen, die den inneren Aufruhr beleuchten.

Wie viel Arbeit mußte nicht gethan, wie viel Lehrgeld bezahlt sein, ehe so klippen- und inselreiche Küsten wie diese schwedischen zu sicherem Fahrwasser werden konnten, belebt von nie rastender Handelsflotte. Nun lassen sie uns sorglos und ruhig, die Küsten und Kuppen, die Zacken und Riffe, kaum oder ganz bedeckt vom Meere, durch die wir uns hindurchwinden müssen, in Gängen oft von Steinwurfsbreite, die Hohlwege und Engen, die nicht zwei Schiffe zugleich passiren könnten, das ganze bunte Gewirr von Land und Wasser, von Felsen und Baumgruppen, das uns, zumal je näher wir Stockholm kommen, oft wie die schönste Landschaft umgiebt, lebensreich und wechselvoll, und so nahe zuweilen, daß die waldigen Ufer sich zusammenschließen, und wir den Eindruck haben, im Walde spazieren zu fahren. Die gefürchtete, übel berüchtigte „jungfrun“ (die Jungfrau) stört uns nicht mehr; wir wissen, der Geisterspuk, der an solch kahlen, hohen, einsamen Klippen haftet, hat keine Macht über das Wissen. Eilande fliegen an uns vorüber, so niedrig, so schutzlos, daß wir Hütten und Menschen vom Orkan haltlos ins Meer geweht oder von der ersten Sturmfluth verschlungen zu sehen meinen. Aber auch allerliebste unbewohnte, oder nur als Sommerstation zum Fischen benutzte Inselchen erfreuen uns, eisenstarrende Küsten, wie Utö, „die Außeninsel“, zeigen uns den bedeutungsvollen, in das Gewand einer dürftigen, rauhen Natur verhüllten Reichthum Schwedens, plötzlich aufspringende, prächtig romantische Lebenspunkte wie die Hafenstation Dalarö mit ihren kleinen, rothbraunen Fischerhäuschen, die in malerischer Unordnung an dem accidentirten Terrain hangen, überragt von massiven Amtsgebäuden, von modernen Villas mit Säulencolonnaden rosa, hellgelb und lilafarben durcheinander, überraschen uns durch Gruppirung wie durch Farbentöne gleich pittoresk und künden uns in ihrer Fremdartigkeit den Eintritt an in eine neue eigenartige Welt nordländischen Lebens.

Man kann nach Stockholm auch, mit Unterbrechung durch zwei kurze Ueberfahrten, zu Lande gehen in der Linie Kiel — Korsör — Kjöbenhavn (wie der Däne seine Hauptstadt nennt) — Malmö — Stockholm (mit dem Ton auf der ersten Silbe), eine Entfernung, die in sechsunddreißig Stunden, schneller also als der gewöhnliche Weg durch die Ostsee, durchlaufen wird: aber mit Ausnahme des überraschenden Blickes auf den Wettersee bei Jönköping habe ich auf ihm von der Eisenbahn aus wenig Charakteristisches für Natur und Leben des Nordlands wahrgenommen, wogegen er freilich Gelegenheit, bei nur geringer Erhöhung des Preises, bietet, die glanzvolle, an Kunst und Wohlleben reiche Hauptstadt des lebhaften, gemüthlichen Dänenvolks näher kennen zu lernen. Die Einfahrt jedoch in Stockholm überschüttet den Neuling mit einer Fülle des Gegensatzes zu der erfahrenen Eintönigkeit des Wegs, mag er von der Landseite oder von der Seeseite kommen. Mit der Eisenbahn geschieht die Einfahrt durch einen anderthalbtausend Fuß langen Tunnel unter der Südstadt (Södermalm) hindurch. Aus diesem hervortretend trägt uns der Bahnzug plötzlich auf das Wasser, in den Ausfluß des Mälarsees, der hier in die Salzsee strömt, bringt auf einer 800 Fuß langen Eisenbrücke uns zur eigentlichen oder mittleren Stadt (Staden), genauer zu der neben ihr liegenden Insel Riddarholm hinüber und führt nach Ueberschreitung dieser Insel auf einem weiteren, etwa 600 Fuß langen Eisenbogen über den zweiten, nördlichen Mälarstrom bis zur Nordstadt (Normalm), wo zwischen dieser und dem Königshügel (Kingsholm) durch Verschüttung eines Sees der Raum für den Bahnhof gewonnen wurde. Es ist keine Frage, daß diese imposante Einfahrt zumal denjenigen, der darauf nicht vorbereitet ist, mit einer herrlichen Scenerie in lebensfroher Abwechselung überrascht. Aber der Ruf von Stockholms unvergleichlicher Lage und Schönheit, nicht minder verbreitet im Norden wie der Ruhm Neapels im Süden Europa's, dieser Ruhm ist von älterem Datum und gründet sich vor allem auf den Anblick, welchen die Einfahrt von der Ostseite der Stadt, vom Meere her, gewährt, wo man langsamer nahend bis in das Innere der Stadt dringt und auch die vom Bahnzug unterirdisch passirte Südstadt vor Augen hat. Doch auch dieser Eindruck beruht nicht zum mindesten Theile auf Ueberraschung durch den uner-

warteten Wechsel, welcher dem an bewaldete, mehr oder minder einförmige Seeufer gewöhnten Auge plötzlich einen reichen Herd des Menschenlebens bietet, die stumme Natur wie durch Zauber in ein sprechendes lichtes Bild des Menschengeistes gewandelt zeigt. Es ist in der That etwas wild Romantisches und geistig Gewaltiges in dem Aufbau dieses weiten Halbkreises, von dem man aufgenommen wird, der dem Meere Halt zu gebieten scheint durch Menschenherrschaft und Menschenkraft, als der Ausdruck seines Willens, und erfüllt mit der reichbelebten Welt seiner Werke, mit Thürmen und Kirchen, Palästen, Casernen, Kuppeln und Burgmauern, Brücken und Monumenten, hinter einander gethürmt, frei und fest gelagert und bekränzt im Vorgrund mit einem Walde von Schiffsmasten und Dampfschloten — Zur Linken auf hohem, oft steil aufragendem Fels, der kahl oder bemoost die amphitheatralischen Häuserreihen umfaßt, die Südstadt mit dem Moseshügel (Mosebacke), von dem herab (in bequemer „Schweizerei") ein herrliches Panorama sich bietet, mit Theater, Navigationsschule, Thürmen und flatternden Fahnen — zur Rechten ein weiter, Gärten, Wald und Felsen einschließender Bogen, dessen äußerstes Ende der Thiergarten (Djurgården)* mit lustigen, schönen Villas, hellfarbigen Thürmen, palastartigen Gebäuden ist, und von dem aus sich das einstige Land der Meiereien Ladugårdslandet, zur reichen Stadt geworden, mit Casernen und Kirchen gekrönt, bis zur Nordstadt hinzieht — dann diese selbst, das Ufer imposant hinaufsteigend in weiten Zügen, die königlichen und anderen Theater, prinzliche Paläste, die schönsten und längsten Straßen Stockholms enthaltend — in der Mitte aber im Wasser liegend, zwischen den Armen des Mälarstroms, „die Stadt", Staden, die größte, wichtigste der neun Inseln Stockholms, an Venedig erinnernd, im regsten Treiben des Wasserverkehrs, zum Holm aufsteigend, dicht erfüllt mit hohen Häuserreihen, überragt von den Hauptkirchen Stockholms und dem schönen, schlanken, gothischen Eisenthurme der Ridderholmskirche, zur Seite, vom Blasiiholmen her, das im Stil der venetianischen Paläste erbaute neue Nationalmuseum, vor allem aber imponirend durch das königliche Schloß, das von ihrem Nordende herabblickt und verwittert, alt, in vierstöckigem kolossalen Bau auf seinen Terrassen quadratisch, festungsartig aufragend, keiner Deutung bedarf, um sich als die Königsburg, den Sitz des Herrschers zu verkünden. Belebt wird dieses Gemälde noch durch zwischenliegende Inseln, die rechts, zum Theil durch lustige Brücken verbunden, im Rund lagern, den Schiffsholm (Skeppsholm) von pittoresker Schönheit, mit Kirche, Arsenal und thurmgekrönter Caserne für die Seeleute, den befestigten Castellholm, von dessen Batterien die Nationalflagge weht und an dessen Seite der wunderliche, rothe Riesenkrahn wie ein Thurm sich erhebt, sowie durch Hunderte von kleinen, zierlichen, beflaggten Dampfschaluppen, die, schaumaufwerfend und bei dem unsichtbaren Motor der Schraube an Wasservögel mahnend, über die Fläche des Meeres hinschießen nach allen Richtungen, zu allen Tageszeiten, um die Theile der Inselstadt miteinander in Verbindung zu erhalten. — Giebt dies alles im Sonnenlichte einen eigenartigen Eindruck regen und mächtigen Geisteswaltens, so erhebt sich dieser Nachts noch eigenthümlich ergreifend ins Geisterartige, wenn heimliches Licht, wie Licht aus dem Erdinnern, von der Wasserfläche die Berge und Felsen hinauf, diese große Lebensstätte durchleuchtet, durchschimmert, durchwandelt und ein mystisches, gleichsam innenlebendiges Erdreich des Menschen zwischen Himmel und Meer aus der Finsterniß hebt.



In Stockholm zu ruhen, dürfen wir uns nicht erlauben. An Sehenswürdigkeiten, Vergnügungsorten und Spaziergängen würde es zwar nicht fehlen. Zu den letzteren ladet, wenn man über das abominable Steinpflaster der Stadt hinwegkommt, eine ungewöhnliche Anzahl geräumiger, geschmückter Promenadeplätze und vor allem die geschmückte Wildniß des Thiergartens ein. Im Königlichen Schloß könnten wir nicht weniger als 572 Gemächer besichtigen, danach noch die Kapelle und den Reichssaal, oder, wenn wir die unteren Regionen vorziehen, 104 Keller und 130 Gewölbe durchwandern, und die

* Das schwedische å klingt wie ein tiefes o.

drei Ellen dicken Granitgrundmauern messen. In den Theatern könnten wir neben der modernen Oper und den auch hier dicht blühenden Volks- und Gesangsposſen einen würdig cultivirten vaterländischen Kunstzweig verfolgen, werthvolle Nationaldramen, zumal aus der alten Geschichte des Landes, in wundervollen altgermanischen Costümen und musterhaften, durch hundertfache Wiederholungen — die hier wie in Italien einander folgen — unterstützten Aufführungen. Im Nationalmuseum könnten wir in äußerst reichen und instructiv geordneten naturhistorischen Sammlungen, mit denen wohl nur die dänischen wetteifern, unsere Voreltern aus der Steinzeit, und in reichen Vereinigungen culturhistorischer Denkmale die Geschichte des Landes unter vielfachen Beziehungen, mitsammt Swedenborg und Tegnér, Linné und Berzelius, Jenny Lind und Bellmann kennen lernen, oder in den Kunstsälen Originalgemälde und Gruppen der skandinavischen Sphäre bewundern, oder wenigstens auf den eigenthümlichsten Hauptschatz, der uns gleich beim Eintritt in den Treppenflur überrascht, auf Fogelberg's Kolossalstatuen der drei Asen, einen Blick werfen — hier die ideale Mannesgestalt Odhin's, der echte nordische Zeus in scharfen Zügen, der würdige wahre König in Geist und Kraft — auf der Höhe Baldur, der Jüngling, die Arme erhebend, mit der machtvoll breiten Brust des Gesanges, mit dem begeisterten, sanften Antlitz — dort Thor, der Volksgeist, ein Herakles im Dienst, wundervoll charakterisirt in überwältigender Muskelkraft, in zwar begrenzter, aber doch aufgeweckter Intelligenz, — in Humor und Wille. — Wir könnten auch das öffentliche Leben verfolgen, wenigstens an einem Festtage für Arm und Reich, wie die Walpurgisfeier (1. Mai) es war, könnten die Volksgruppen und Volksspiele auf den Waldplätzen des Thiergartens, das Corsofahren des Adels, das sans-pareil von Essen und Trinken auf dem berühmten Haselhügel (Hasselbacken) beobachten, wo die Elite der Gesellschaft (auch mein deutscher Consul) beim stehenden Vormahl (Smörgås) den Branntwein aus Wandbecken in Kelchgläser zapft — oder doch das Leben auf den Straßen, die homerischen Streitwagen, in denen Lastführer ohne Lasten aufrecht durch die Stadt jagen, die straßenfegenden, milchtragenden oder corsogehenden Darlekarlierinnen mit den wunderbar hohen Holzschuhen, die den Absatz in der Mitte haben, mit dem grün-weiß-schwarz-orange und rothgestreiften, in das Kleid genähten Schurz, die spirituöse öffentliche, wohl zum Fall, doch niemals zum Aerger kommende Heiterkeit — Aber zu all dem haben wir nicht Zeit, sondern müssen den Skeppsbron entlang eilen, wo die Dampfkolosse des Meers anlegen, um eine Brücke nach Lappland zu suchen, die uns des Holperns über die schwedischen Wege der Küste überhebt.

Wohl liegen hier Schiffe bereit, mit stolzen Namen von Fürsten, Künstlern, Gelehrten oder Provinzen, aber der böse Telegraph, der vom Bottnischen Meerbusen herab wie aus London und Paris täglich seine Weisheit zu Markte bringt, will keinen Versuch gestatten, und erst nachdem wir volle vierzehn Tage Geduld gehabt, unternimmt „Westerbotten", wenigstens die Hälfte des Wegs, nach Umeå hin, zu machen und der erste Frühlingsbote nach Norden zu werden.

Unter Hagel ging ich an Bord, und so wurde auch die Fahrt, der Jahreszeit und dem Klima entsprechend, eine Fahrt durch Sturm und Wogen an unwirthlich starrenden, lebenverlassenen Küsten hin. Der winterliche Charakter herrschte noch überall vor. Als wir weit in die See gelangt waren und ohne die geringste Landsicht nur von dem aufgeregten Element umgeben, wuchs uns bald der Gegenwind zum Sturm an, und in langen Linien wie geordnete Kämpferschaaren prallten die Wogen wider das schwere, mächtige Schiff an, das sie überwand, aber mehr und mehr in der Flanke von ihnen gefaßt, erschüttert und geworfen schwankte im rastlos erneuerten Kampfe. Die Passagiere wurden unsichtbar; aller Sinn für Lebensgenüsse und die Kampfesfreude schwanden. Mir blieb diese, und der freie Hochbord, der Herrschersitz des Kapitäns, ein erwünschter heimischer Aufenthalt. Die wüste Einsamkeit der Lage, das trübe neblichte Zwielicht der Nacht, der wunderbare Contrast von Ruhe und Schweigen an Bord unter dem tosenden Drohen der Elemente beflügelten den

Geist, in das mächtige Ringen sich zu versenken.

Während solchen Sturmes kommen die Betrachtungen von selbst über die Kleinheit des Menschen. Der Einzelne, auf seine Kraft angewiesen, muß sich zu bergen, zu retten suchen vor den Elementen; er entflieht, wie er kann. Die Gemeinschaft der Menschen erst und die durch Jahrtausende gewachsene Kraft des Menschengeistes, welche auch die Elemente nach seinem Gesetz zu handgerechten Gehülfen und Kämpfern wider die Elemente gebildet hat, macht ihn furchtlos und fähig zu bleiben, sich heimisch zu fühlen in ihrem Ringen. Aus dem festesten Stoff hat er zu Schutz und Trutz sich ein Haus gebaut, wohnlich, geräumig, ein Gebäude, hundert und zweihundert Schritt lang, das unzerbrechlich scheint und noch, wenn es zerbrochen würde, in Theilen schwimmt. Nicht zum Nothbehelf soll es ihm dienen, sondern zum behaglichen Wohnhaus. Was geistige und leibliche Bedürfnisse fordern, was der Luxus für seine besten Tage bedarf, baut er hinein; denn er geht nicht mehr auf im Kampfe, er steht über ihm. Nicht mehr in Angst und leiblichem Widerstand erschöpft er sich, seine Kampfmittel sind Kunst und Einsicht, Ruhe und Geistesgegenwart geworden; arbeitende Knechte aber sind die beseelten, belebten Maschinen und die Elemente selber geworden. Dem mächtigsten, dem eigentlichen Elemente des Erdlebens, dem Feuer, hat er einen Herd geschaffen und einen Körper mit elastischen Gliedern im Innern seines Hauses gebaut, die es regen muß nach seinem Willen, die er mäßigt und spornt und wechselnd richtet, schnell, wie ihm selbst die Gedanken kommen. In ihm, der zwar wiederum nur ein einzelner, vergänglicher Mensch ist, wie einst der Kämpfer mit dem Ruder es war, nun aber Träger und Verwalter aus Tausenden und aus Generationen gesammelter Arbeit, in ihm arbeitet nur der Geist, das Ich des Intellects und des Willens. Einsam in stiller Kammer waltet sein Denken, wo ausgebreitet unter stiller Lampe die Karte das unsichtbar Ferne offenbart, der Sextant mißt, das magnetische Fluidum des Erdinnern als vertrauter Wegweiser wirkt auch in Dunkel und Nacht; fest gerichtet in allem Schwanken und Stürmen am hellbeleuchteten Himmel des Steuerers zeigt die stets wache Nadel jedes Weichen der Richtung an. Und keines Heeres von Menschen bedarf es mehr zu dem gewaltigen Kampfe. Es wacht und sorgt nur auf dem Hochbord das Haupt, der Hauptmann des Schiffes, und neben ihm der richtende Steuermann, im schirmenden Häuschen — unten aber im Tiefraum Vulcan und seine Gehülfen. Und schnell wie durch Zauber gehorchen dem Haupte die Glieder des Kolosses; ein Wink — und der Arm des denkenden Willens, das richtende Steuer, ob es auch fünfzig und hundert Fuß von dem Steuerer entfernt sei, bewegt sich durch Hebelkraft, wendet; ein Laut, ein Wort in die Tiefe gesprochen, hinabgeleitet in sicherem Rohr, daß kein Wetter- und Wogengeheul es verschlingen kann, — und der Fuß des Kolosses eilt oder schleppt, haftet, dreht um sich selbst im Kreise oder schreitet rückwärts. Und dieser Fuß, der im schwanken Wasser, das er doch selbst nie verläßt, so fest zu schreiten, so ungeheure Massen fortzustoßen, vorwärtszujagen weiß, welch ein Wunder ist er doch — dieser winzige Stamm mit wenigen gewundenen Eisenblättern, die drehend sich einbohren in das Element! — So aber, ruhig, schweigsam, einfach gegenüber dem Toben und Tollen der Elemente, führt der menschliche Geist den Kampf, führt gegen alle Leidenschaft, alles Rasen seinen Willen mit der kaltbleibenden Wucht der Nothwendigkeit zum Siege, zum Ziele!

Daß freilich dies nur im ganzen wahr, im einzelnen Falle aber der Sieg kein absolut nothwendiger sei, davon hatte auch unser Schiff Zeugniß abgelegt im Vorjahr, da es bei Wasa auf einen Fels gestoßen und bis zum Deck gesunken war ohne weitere schwere Verluste. Ein Schiff, mit dem ich später fuhr, „Chapmann", war auch im Vorjahr vom Eise durchstoßen, hatte aber mit der Wasserfüllung in dem kleinsten seiner neun Theilräume die Fahrten noch bis zum Schlusse des Jahres fortgesetzt.

Zeigte sich uns der Strand, so war es immer wieder das romantische Gewirre von Inseln und Inselchen, die ganz niedrigen rothbraunen Fischerhäuser, die kleinen grauen Hütten von Holz — ein

Leuchtthurm, eine Lootsenstelle, wo Briefe abgegeben, die Lootsen gewechselt wurden, und immer die bewaldeten niedrigen Bergzüge der Küste. Dem Lande näher wurde das herrlich klare Wasser grünlich und bald braun trübe aus den Sümpfen und Torfmooren der Küste, die ich, wie später in den Lappmarken, schon hier als unzertrennlich vom Charakter des Landes kennen lernte. Am Lande selten Gruppen von Wohnungen, die Häuser der Landbauer als Hof (Gård) jedes von dem andern getrennt, in der Weise unserer germanischen Vorfahren zu den Römerzeiten, und hinter ihnen, weiter ins Land hinein, nichts als Wald, Wald.

Am zweiten Tage hatte ich den überraschend neuen Eindruck, als ich auf Deck kam, Eis, das ich früher als weißen Streifen am Horizont gewahrt, in schwimmenden Schollen vor uns, um uns, hinter uns zu sehen — den Anfang einer neuen Welt! Mit dumpfem Klang stießen sie zuweilen an das Eisenschiff, sie füllten, mehr gefrorenem Schnee ähnlich, die Buchten des Landes und im Nordosten sah man sie mehrere Stockwerk hoch geschlossen liegen; es war räthselhaft, wie wir das Land gewinnen sollten. Endlich sah man Rauch von der Küste aufsteigen, das sichere Zeichen menschlicher Cultur. In solcher Umgebung zeigt sich leicht die wahre Bedeutung dieser rothbraunen Farbe der kleinen Hütten. Sie stechen scharf und lebendig dadurch ab von Fels und Wald, in die Ferne sichtbar, und gewähren, zumal wo zehn, zwanzig Häuser auf dem Fels zerstreut liegen oder von dem dunkeln Waldgrunde mit ihrer brennenden Farbe sich abheben, einen prächtigen frohen Anblick. Eine wilde Gans flog und kreiste schreiend über den Wassern, Stämme von Treibholz schwammen daher, eisenfarbige Felsen zeigten sich. Noch einmal durchschnitten wir ein Eisfeld, mit Hügeln gefrorenen Schnees überdeckt; es zischte und sprühte, mächtige, aber lockere Schollen bäumten sich auf, brachen, tauchten unter, und kamen als glänzendes Eis zurück. In einem argen und heillos kalten Winde, doch ohne bewegte See, legte „Westerbotten" endlich um fünf Uhr Morgens, nachdem die Sonne seit fast drei Stunden schon über den Horizont getaucht war, in Djupviken, dem Hafen von Umeå an, das für tiefer gehende Schiffe nicht erreichbar ist.

In diesem kleinen, von einer Dampfsäge belebten Ort fand ich, nach einem Unterkommen suchend, ein Wirthshausschild, das die Lösung eines socialen Problems zu versuchen schien. „Nykterhetswärtshus" las ich auf dem einzigen Wirthsschilde im Ort — eine Dorfschenke mit der Verpflichtung, nüchtern zu bleiben! Ich fand nur ein, zwischen Gaststube und Familienstube unter ungehindertem Familienbesuch für Fremde eingerichtetes Zimmer, das ich bezog; und der nächste Sonntag brachte mir auch die Erklärung der interessanten Inschrift dahin: daß man sich nur an „Oel" (Ale) und Porter, an Cognac-Punsch und Cognac-Toddy, nicht aber an Branntwein, der des lebhaften Matrosenvolks wegen verboten ist, hier berauschen dürfe, und zwar in beiden Zimmern neben mir und unter ungeheurem Singen und Lärm. Auch im übrigen bot das Nüchternheitswirthshaus ein eigenthümliches Gepräge: der enorme runde Porcellanofen in meiner Stube, zwölf Fuß hoch, bis an die Zimmerdecke, mit ausgebreiteten Armen nicht zu zwei Dritteln umfaßbar, und doch mit einem halben Arm voll Fichtenholzsplitter und Bretterstücken, von denen sammt gefallenen Bäumen und Aesten der Ort und der Wald draußen voll lag, ziemlich dauerhaft für den Tag geheizt; die großen aber verklebten, nie geöffneten Fenster, die grünen Tannenreiser statt des Sandes auf dem Boden, die bei jedem Sturmwind rauschend auffliegenden Tapeten, das in Form eines Kindersarges zusammengeschobene Kastenbett, das große steilwandige Holzsopha ohne Kissen ihm gegenüber, das nur die Bettlade für einen zweiten Gast bildete, die Besuche der Familienglieder endlich, die aus ihren Schubladen allerlei holen kamen, ihre Schlüssel, ja zuweilen Geld auf den Meubeln verwahrten, mir aber weder Kasten noch Kästchen eingeräumt hatten. Dazu kam die Wunderlichkeit, daß, was ich in der Jugend aus Unordnung so oft verübt, das Schlafengehen bei Tage, ich hier ganz ordnungsgemäß, auf Verordnung der richtig leitenden Natur, vollbringen mußte, da die Abend- und Morgendämmerung in einander floß und die Finsterniß aus der Welt verbannt schien. Draußen die Wild-

niß von Feld und Wald, nach Süden und Osten begrenzt durch das Meer, sonst aber in Sümpfen und Wald unendlich, vollendete den fremdartigen Eindruck der Idylle unter dem 64. Grad in Djupviken.

Wege gab es nicht, wohl aber einen Weg vom Meere bis nach der Stadt Umeå, drei Stunden weit. Die dunkelrothen Häuser draußen mit den rosarothen Thüren und Fensterladen brannten und glühten förmlich in der Abendsonne, während das Fensterglas funkelte und blitzte. Und später sieht man dann wieder in den Stuben auf dem Herd, durch die geräumigen Fenster in dunklem Rahmen, die prächtige helle Lohe aufflackern und steigen, als müßte sie das anstoßende Dach verzehren. Die Menschen scheinen gleichgültig und ernst, verleugnen aber nicht die in ganz Schweden allgemeine Neigung und Gewöhnung zu ernsten, höflich gebildeten Formen. Die Kinder — immer das beste Kriterium — bleiben stehen und machen, die Jungen mit geschlossenen Schenkeln eine wahre Turnübung, einen Diener bis zur wagerechten Richtung, die Mädchen mit Anmuth und wahrhafter Grazie einen tiefen Knix, wenn sie größer sind, leicht verschämt. Ein noch gar zu kleines blasses Mädchen auf der Landstraße mit ihrem Milchgefäß grüßte mich nicht; da ich ihr aber zugenickt hatte, kehrte sie sich alsbald um und holte in rührendem Eifer Knix und „god afton“ (guten Abend) mit der kleinen, sanften Kinderstimme nach. Ein fröhlicher Bauer, der, sympathisch mit seinen fabelhaft ausgefahrenen Rädern, Curven beschrieb, lud mich auf sein zweirädriges Gestell zum Mitfahren ein. Nichts ist gewöhnlicher in Schweden als Anheiterung durch alle Grade, aber nichts auch ungewöhnlicher als Streit und böse Leidenschaft im Trunke. Das sonst kalte und stille Gemüth sucht dann Expansion und Gemeinschaft.

Sehr angenehm überrascht war ich, in diesem kleinen Oertchen auf künstlichem Sandhügel in herrlicher Lage am Meer eine so schmucke, äußerst freundliche Kirche zu finden, wie man sie in unsern Dörfern vergeblich suchen würde, obwohl sie nur aus Holz gebaut war; in äußerster Einfachheit doch elegant, würdig ohne einen Schatten von Düsterheit. Ein einziges Schiff mit flach aufsteigender Deckwölbung, vier große Bogenfenster auf jeder Seite, im Grunde ein Halbrund, den Altar einfassend, mit drei Bogenfenstern und halb in der Mauer verschwindenden Säulen; während mächtige Vollsäulen, je vier, die Seitenwände begleiteten und andere im Vorgrund das kleine Chor mit dem Orgelchen trugen. Alle Säulen auf weißer Oelfarbe marmorirt, Decke und Wände aber im freundlichsten Rosa einen röthlich geäderten Marmor wiedergebend. Der Altar und alles Zierwerk trug schmucke Goldeinfassung, die Kirchenbänke waren glänzend und braun gefirnißt: auf dem Altar statt des blutigen Jesusleibes ein weißes Linnentuch von dem hohen goldigfarbenen Kreuz, das die goldene Dornenkrone schmückte, bis zum Fuß herabhängend; und statt der beiden Schächer ihm zur Seite zwei freundliche weibliche Statuen, Hoffnung und Glaube, auf Anker und Kreuz gestützt. Auf der Kanzel und auf der Brüstung des Chors der heilige Geist, das mosaische Gesetzbuch, die Trompeten von Jericho, Epheu und Anderes in nicht überladenem goldenen Schmuck. Zu solchem hellen Grunde bringt dann das Publicum selbst in uniformer Einfachheit, rechts die Männer in dem gleichen grauen oder schwarzen Sonntagskleid, links die Frauen, alle in schwarzseidenem, hinten herabhängendem Kopftuch, den feierlichen Contrast hinzu. Außen ist die Kirche ganz weiß und trägt über dem Eingang in Goldbuchstaben den Spruch Johannis Kapitel 6, Vers 68:

Herre, til hvem skola vi gå?
Tu hafver evigt lifsens Ord.

Als ich eines Morgens den Weg bis nach Umeå durchmessen hatte, erfuhr ich dort gerade durch den Telegraphen von Stockholm, daß eben heute ein Schiff von Stockholm in Djupviken ankomme und in wenigen Stunden nach dem Norden weitergehe. Stracks kehrte ich um und legte so die Strecke von fünf Meilen in weniger als sechs Stunden zurück, traf auch wirklich den indeß angekommenen „Chapmann“, der eben das letzte Brennholz lud, so daß ich kaum und in Hast noch meine sieben Sachen an Bord schaffen konnte. Als ich es jedoch zuwege gebracht, hatte ich Zeit, mich noch drei Tage von der Arbeit im Hafen auszuruhen. Denn „Haparanda“, Morgens

ausgelaufen, kehrte eben zurück, berichtend, daß das Eis noch geschlossen sei. Es war überhaupt seit einiger Zeit ein Nordpolwetter. Eine scharfe Luft mit Windstößen, die wie Erdstöße die Häuser erschütterten und es kaum begreiflich scheinen ließen, wie so viele Dinge auf der Erde feststehen können; meistens ein gleichförmig grauer Himmel, und dichter Schnee oder eigentlich Eis in der Luft herumgepeitscht; gelegentlich eine Art Nebelregen mit schmerzenden Eistheilchen, der mehr als alles Andere die unbedeckte Haut zum Erfrieren erkältete. Von dem Lug-ins-Meer, das auf dem höchsten Uferfelsen errichtet war, sah man die ganze Küste von Eis umschlossen, auch die Mitte, wo wir hereingekommen waren; aber so gar breit konnte der Streifen nicht sein. Dahinter gingen wieder Schiffe, wunderbar schnell anzusehen, mit vollen Segeln nach Norden hinauf mit dem stürmenden Nordostwinde.

Am dritten Tage aber, trotz des Matrosenglaubens Freitag Morgen, gingen wir wirklich in See, drei schöne, stolze Schiffe, „Luleå" das schönste und größeste voran, dann „Haparanda" schwerbeladen und tiefgehend, zuletzt wir, denen vielleicht besondere Vorsicht räthlich war, da „Chapmann," ein früheres Räderschiff, statt des einen mittleren an beiden Seiten Propeller führte, ein Umstand, der bei Beschädigung des einen noch die Kraft des andern im Rückhalt ließ, auch freiere Bewegung erlaubte, wie das Umdrehen des Schiffes um sich selber durch ihre Entgegensetzung, der aber bei der mehr äußerlichen Lage derselben wohl leichter eine Beschädigung durch des Eis zuließ. Wie viele Baken, Maste, Kreuze, Stangen oder Tonnen, um uns durch alle diese Eilande und Felsklippen hindurchzuwinden! Als wir draußen waren, kamen drei große Schiffe mit vollen Segeln auf Umeå zu, stolze Paläste mit den Stockwerken gebauschter Segelflächen, und sieht man sie von der Breitseite, riesigen ägyptischen Tempel-Pylonen vergleichbar. Nun hatten wir wieder schönsten warmen Sonnenschein und Mücken sogar, die Plage des künftigen Sommers, spielten in der See um das Schiff. Bald schwammen einzelne Eisschollen, darunter Bären- und springende Löwengestalten, um uns herum, und in weniger als einer Stunde waren wir in einem Meer von Eisschollen, durch das sich die Schiffe, die großen Felder vermeidend, hindurchschlängelten. Aber es dauerte nicht lange, dicht und dichter geschlossen zeigte sich die weiße Fläche, und nun stand „Luleå", unser Vorkämpfer, vor einem großen Eisfelde fest, trieb und kehrte um — dahin war alle Hoffnung! Südwärts ging's wieder und nun gegen Wind, „Haparanda" und wir immer in „Luleå's" Spur. Die Passagiere berechneten einen neuen Aufenthalt von mindestens acht Tagen in Djupviken und planten Landfahrten die Küste hinauf. Das große Wort führte ein Norweger, ein sehr hübscher junger Mann, der mit mir französisch sprach, weil er — seit dem letzten Krieg nicht mehr deutsch rede. Er behauptete, der Kapitän dürfe die Fahrt gar nicht wagen, die Verantwortlichkeit gegenüber der Eigenthumsgesellschaft — von welcher der „Actien-Bolag", dem „Haparanda" und „Luleå" gehörten, vergebens dieser Tage den „Chapmann" um 170000 Riksdaler habe kaufen wollen — ziehe ihm enge Grenzen; und da „Chapmann" äußerst dünne Platten habe, würde er das Schiff aufs Spiel setzen. Unterdeß sah ich mit Vergnügen, daß „Luleå" statt westlich nach Djupviken sich südöstlich ins Meer wandte — und bald wurde es klar, wir umschifften nur Holmö, die Berginsel, um jenseits freie Fahrt im Meere zu suchen. So hielten wir uns südöstlich, bis wir um Mittag, drittehalb Stunden nach der Abfahrt, vor breiten, geschlossen scheinenden Eisfeldern lagen. „Haparanda" folgte hier nicht mehr dem führenden „Luleå", bog östlicher ab, und wir mit ihm, stand aber bald; und schon glaubte ich wieder die Hoffnung aufgegeben, als unser Kapitän ganz langsam zehn Schritt an „Haparanda" vorbeidampfte und tapfer ins Eisfeld hinein. Das war eine schöne, wenn auch aufregende und durch den Eisglanz ermüdende anderthalbstündige Kampffahrt. Die Masten wurden erklettert, um Aussicht und Directionspunkte der Fahrt zu gewinnen. „Chapmann" durchschnitt, was nicht zur Seite wollte, wie mit scharfem Schwerte, und drang trotz mancher Erschütterung und unter der unbehaglichsten Stimmung des rechnenden Norwegers mit langsamer, ausdauernder Kraft gleichmüthig vorwärts, immer weiter in diese

Galerie von Eisgemälden hinein, die von uns mit gleicher Freude bewundert und zerstört wurden. Eine schöne, mächtige Gewalt, dieser Eisenfisch, und doch blieb er öfters, wenn die Schollen zu groß wurden oder sich anhäuften und er zuletzt den Berg nicht bezwingen konnte, rathlos gefangen in dem lockeren Eismeer. Indeß gegen zwei Uhr waren wir glücklich hindurch — in Erwartung freilich der anderen Banden, die dahinter lagen.

„Haparanda" hatte sich geschämt und war uns endlich nachgekommen; „Luleå" aber war der erste aus dem Felde heraus, und Alle, wir nun in zweiter Reihe, nahmen wieder nördliche Richtung an. Unterdessen entpuppte sich mir unter den Schweden ein feiner junger Mann heimlich als ein Hamburger, seit neun Jahren im Lande, und bat mich, doch nur gegen diese Schweden, die uns hassen, zusammenzustehen — wozu mir freilich sein völlig schwedisch gehaltenes Wesen wenig Gelegenheit bot. Er meinte, wir seien im Rechte und hätten durchaus an den Franzosen für Napoleon I. (!) jetzt Rache nehmen müssen, die Schweden aber seien neidisch auf unsere Macht und verspotteten die Deutschen jetzt als Renommisten auf Stegen und Wegen, besonders aber als Knicker und Geizhälse, und in dem allgemeinen Haß sei gar nicht mit ihnen auszukommen. Die Leiden des Geschäftsmanns konnte ich freilich nicht beurtheilen, aber im Umgang habe ich unsere nördlichen Vettern allgemein zuvorkommend höflich gefunden. Bestätigen freilich muß ich ihr Vorurtheil, daß der Deutsche ein kleinlicher Geldrechner sei. In Schweden ist eine nüchterne Ehrlichkeit allgemein, Uebertheuerungen sind selten und gering, Prellereien so gut wie ausgeschlossen. Der Fremde, der das Gegentheil fürchtet oder voraussetzt, macht sich leicht verächtlich; und wenn er nicht runde Summen liebt, oder bei Diensten, Gefälligkeiten und dergleichen sich an den Tarif halten will, gilt er für einen Knicker; denn der Schwede, der eine große und vornehme Manier gern hat, ist durchaus einen Zuschuß gewohnt, zu dem übrigens auch die meist billigen Preise berechtigen, und giebt ihn mit der größten Leichtigkeit. So gern er Geld verdient, Alles berechnet und in vielen Fällen, wo wir Scheu empfinden würden, Geld für Dank annimmt, so leicht giebt er auch Geld aus und läßt gern „etwas drauf gehen", um Wohlleben zu genießen, aber auch ebenso, um Anstand und nobles Wesen zu zeigen. Auf den Dampfern z. B. gilt es für nicht anständig, zweite Kajüte zu nehmen, so lange die erste noch Plätze hat, die freilich nur um einen unbedeutenden Preis differiren.

Den ganzen übrigen Tag behielten wir zwischen uns und dem Lande dichte Eisfelder. „Haparanda" nahm westlichere Richtung nach der Küste. Wir kamen gegen zehn Uhr Abends wieder in Treibeis, in dem wir größere, ziemlich hoch gehäufte Eisfelder vermeiden konnten. Dabei holten wir „Luleå" ein und kamen glücklich gegen elf Uhr zwischen Eilanden, zuletzt Felsen, hindurch in abgestecktes Fahrwasser, um im Hafen von Skellefteå anzulegen, wo aus- und eingeladen wurde die ganze Nacht durch; während ich, das Licht der Mitternacht benutzend, auf Deck, wenn auch in Handschuhen, Tagesnotizen schrieb. Erst um elf Uhr Morgens war das Schiff klar und wir stachen, wiederum in Gesellschaft von „Luleå", in See. Aber es war nur Schein; wir fanden „Luleå" draußen am offenen Wasser und vor dichtem Nebel treibend. Nach gewechseltem Flaggenzeichen ließen beide Schiffe die Anker fallen und legten sich so gemüthlich neben einander, daß man von einem Deck auf das andere überstieg. Gegen vier Uhr hatte es sich weithin aufgehellt, aber das Kaffeestündchen der Kapitäne dauerte noch immer, bis wir endlich in Regen und trübem Wetter weitergingen. Draußen weiße, stellenweis' hohe Eisfelder, zwischen die wir denn auch bald hineinkamen, hier ein ausgebildeter Drachenkopf mit vier Fuß hoch aufgesperrtem hohlen und furchtbar breiten Rachen, dort schwere Eismassen, vom lieblichen Hellgrün bis zum unheimlichen Blaugrün der Gletscher gefärbt, während die niedrige Plebs, von dem braunen Meerwasser schmutzig, umherdrängte. Die hohlen Eisenwände poltern, das Holz der Hütten, der Bettladen knackt, aber ohne unsern Lauf zu verlangsamen, arbeiten wir uns heraus und wie närrisch in das Land, zwischen Riffe, in Buchten hinein, um bei einigen rothen Hütten — Uetesörs — anzulegen, die ganze Nacht wieder zu laden und von einem

Menschenverkehr überschwemmt zu werden, bei dem die Nachtruhe ein mindestens ebenso großes Kunststück gewesen wäre wie die soeben ausgeführte Landung. Erst seit fünf Uhr Morgens wieder in See und noch einmal, vor Aby, für einige Stunden Anker werfend, gelangen wir gegen drei Uhr endlich nach Piteå, das wir mit vollem Flaggenschmuck und vier donnernden Salutschüssen begrüßen, als der erste Bote des gesprengten Wintereises, des wiedererwachenden Lebens. Das ist auf der ganzen Küste ein Fest wie kein anderes im Jahr, und die ernsthaftesten Leute, die das ganze Jahr über nüchtern bleiben — den zwischen die Jahre fallenden Geburtstag ausgenommen — kann man an diesem Tage sich am Bord des Frühlingsboten illuminiren sehen. Auch war die ganze Bevölkerung auf den Beinen, und auf dem Ausladeplatze so ziemlich versammelt unter dem Wehen schwedischer, skandinavischer, dänischer, amerikanischer Flaggen. So klein auch diese Städte sind, die erst seit Jahrzehnten steinerne Kirchen haben, so groß ist doch ihre Bedeutung für das hinten liegende Küstenland; und es ist so erstaunlich wie angenehm, in den niedrigen, plumpen rothen Holzhäusern durch helle, hohe Fenster in die großen, netten Stuben zu blicken, geschmückt mit allerlei Blumenflor, mit Nippsachen, Luxusgegenständen und Geräthen von modernstem Geschmack, das Moos der Fenster selbst künstlerisch behandelt, geformt, und mit hübschen, feinen Papier- oder Seidenarbeiten garnirt. Nicht minder überrascht wird man, in diesen stocklosen, unscheinbaren Häusern eine „Boktrückeri", einen „Bokhandel" u. s. w. durch elende Schilder angezeigt zu finden und Telegraph und Börse spielen zu sehen. Nirgends aber erblickt man ein Gasthausschild, es sei denn von der niedersten Sorte, eine „Utskänke-Stelle", wie überhaupt Schilder höchst selten und nur, wie es scheint, für Schuster und Bäcker obligatorisch sich finden.

Schon gegen sieben Abends ging es der letzten Station für mich, Luleå, zu. Aus den Windungen und Buchten — dabei zuweilen über den Telegraphendraht hinweg, der den Bottnischen Busen umspannt — glücklich hinausgekommen, fanden wir auf der Seeseite weite Eisfelder und bogen wieder zwischen Klippen und Inseln mehr in das Land hinein. Um zehn Uhr verschwand die Sonne hinter den bewaldeten Höhen, die Meeresfläche und die Eisfelder herrlich rosenroth färbend, den Horizont in die sanften Tinten des Alpenglühens tauchend; als spiegelglatte Höhlung, in der wunderbar rosigen Färbung sich wiegend, blieb hinter uns die Kielfurche zurück, eine Fläche durchziehend, die weithin mit einem Netz quadratischer Linien von ganz unwahrscheinlicher, ganz unglaublicher krystallinischer Regelmäßigkeit und Schärfe belegt war. Seevögel zogen über uns hin oder streiften in Gänsemarschzügen die Wasserfläche. Die Eisstücke, die wir trafen, hatten ein jämmerliches Aussehen, moorschwarz und zerfressen. Aber diese verächtlichen Krumen wurden dichter und dichter, wenn sie auftauchten, blendend weiß, und halb elf Nachts schloß uns ein dichtes Eisfeld die Küste. Der Kapitän fuhr tapfer hinein. Gedrängt und gezwängt schickten sie berstend einen Strudel von herrlichen langen Eiskrystallen aus der Tiefe, wie aus Krateröffnungen, empor; mühsam und langsam drangen wir vor in dem nun blendend weißen Felde — immer mühsamer und langsamer — und endlich saßen wir fest, wohleingekeilt, unbeweglich; alles Dampfen und Aechzen des Riesenleibes war vergeblich, auch eine letzte Anstrengung mit voller Dampfspannung brachte uns keinen Zoll weiter. Auf Signale nach einer nahen Insel hin erfolgte keine Antwort; aus dem umzwängenden Eise uns rückwärts befreiend, blieben wir liegen. Es war elf Uhr und am Mitternachtshimmel leuchtete noch immer der glühende Purpur der nahen Sonne.

Wie ein Gespenst tauchte nach Mitternacht durch den Nebelflor „Luleå" auf und kam unheimlich leise uns näher und näher. Signale wurden gegeben, in nächster Nähe Rufe gewechselt — aber sie hielten den stolzen Dampfer nicht an. Unverzagt ging er in das Eisfeld hinein und alle Augen hingen hoffnungsvoll an ihm. Das Athmen und Brausen und Wasserausstoßen der Maschine wurde stärker, schwerer; und doch, nicht lange dauerte es, so saß auch er fest — alles Grollen schien vergeblich. Nun aber sahen wir ihn sich rückwärts bewegen, doch nicht um liegen zu

bleiben wie wir; sondern einen Anlauf nahm er, dem Stier gleich, der sich auf den Feind stürzt, und mit dem Stoße schnitt er mächtig in das Feld hinein — und ermüdete wieder; aber nur um Athem zu schöpfen und zu neuem Stoße weit aufquellen und aus einander sprühen um den Bug des Schiffes, während der Dampf aus seinen Flanken herausschnaubte, zuweilen das halbe Schiff einhüllend, und der Schlot dicke, dunkle, grünlich braune Rauchwolken ausstieß, die über die Pur-



Kirche von Jokkmokk.

auszuholen. Es war ein prächtiger Anblick, dieses Kämpfen in unablässig erneuertem Ringen, mit dem er in gewundenen Bahnen sich fortzwang. Wenn er, ein lebendiger Mauerbrecher, gegen die glänzenden Massen anlief, hörte man das scharfe Zerschneiden des Eises, sah dieses purstreifen des Abendhimmels fortquollen. Unter dem Kämpfen erschien die Sonne wieder, die um zehn in Nordnordwest verschwunden war. Derselbe Himmel, der mir noch der Abendhimmel war, wandelte gegen zwei Uhr seinen Purpurschein in Nordnordwesten in weißeres, in-

tensiveres Licht, das sich rasch vermehrte, und plötzlich zum glänzenden Körper der Sonne wurde. — Es war bald eine Thatsache, „Luleå" öffnete sich und uns die Bahn. Sein Vortheil war nicht nur die Größe, die Stärke seiner Eisenplatten und die Kohlenheizung, sondern zumeist die Wucht der schweren Ladung. Wir rückten ihm, stationsweise wieder haltend, durch das Eisfeld, das uns vom Lande abhielt, allmälig nach. Es mochte nur gegen 3000 Schritte breit sein, und doch ward es gegen vier Uhr Morgens, ehe es durchbrochen war. Endlich zeigte es sich von vielen einzelnen Wasserstellen durchfressen, wurde grau wiederum, und wir fuhren nun selbständig, mit argem Poltern, Streichen und Schleifen durch die Schollen, die im Herunterbiegen aufbrachen oder durchfurcht zerfielen; bis wir um fünf Uhr mit Salutschüssen das langschlafende Volk der Schweden im Hafen von Luleå weckten.

II.

Leopold von Buch, als er 1807 Schweden, Norwegen und Lappland bereiste, hörte einen landesüblichen Reim* von den vier Hauptstädten der Küste, den ich so verdeutsche:

> In Umeå ist Alles fein,
> Piteå's Handel ist nadelspitzig,
> In Luleå läßt mann's Arbeiten sein,
> Und in Torneå trinkt man hitzig.

Das Sprüchlein schildert ganz vortrefflich die hervorstechenden Neigungen unserer skandinavischen Vettern, und nur die Vertheilung auf besondere Localitäten erscheint nicht gerechtfertigt. Die Neigung zu einem nobeln Wesen, die Höflichkeit, mit der der Ladenverkäufer seine Mütze zieht, die Kellnerin bei Ankunft, Abschied, Bezahlung, auch ohne Trinkgeld, einen tiefen Knix macht, bei einer Zugabe aber „tackar so myden** flötet, und die gute Gesellschaft nun und nimmer deinen Titel vergißt — „Hat der Herr Kartenzeichner wohl geschlafen?" — „Der Herr Expeditionsgehülfe irrt sich" — kurz das „Alles fein" im schwedischen Wesen geht Hand in Hand mit einem scharf determinirten Handelsgeist, der kalt und nüchtern, nicht blos in Piteå, auch die Nadeln behandelt; und dieser wiederum mit einer großen Geduld im Geschäftswesen und sonst, die gar keine Ueberstürzung kennt, aber sehr viele Pausen, auch gesellige Geschäftspausen, in denen dann ganz von selbst die vierte Tugend, das Skål- (Schaale-) Trinken, d. h. das Toasten, in ihr Recht eintritt. Dieses Skål-Trinken ist nicht blos in Torneå heimisch. Ohne irgend eine persönliche oder briefliche Bekanntschaft nach Luleå gekommen — freilich am Tage der Schifffahrtseröffnung! — hatte ich von Morgen bis Abend mit Skåltrinken zu thun. Nicht nur mein wirklich deutsch redender Consul, nicht nur ein trefflicher, biederer Schwabe aus Reutlingen, der die 1800 Einwohner zählende Hauptstadt und die ganze Küste mit dem feinsten bairischen Bier versorgt, das ich in Schweden getrunken, sondern Jedermann nahm mich gastfreundlich auf, unter Zuhülfenahme des französischen, englischen und in gelehrten Kreisen selbst des lateinischen Sprachelements, da weder das deutsche Schwedisch, noch das schwedische Deutsch weit genug reichte. Und ich habe diese Gastfreundschaft um so mehr anzuerkennen, als die politische Voreingenommenheit — von Seite eines Gerichtsherrn — so weit ging, in mir einen deutschen Spion mit politischer Mission erkennen zu wollen. Als ein wesentlicher Factor ist dabei freilich die im Norden größere Trinklust in Rechnung zu bringen. Ein sehr angenehmer Gesellschafter, ein Ingenieur, forderte mich z. B. zum Besuch einer geschätzten Wasserquelle der Umgegend auf, und trotz der winterlichen Natur und scharfen Lufttemperatur erfreute mich der Gang längs der Uferbucht und der Trunk des wirklich herrlichen Wassers ungemein; ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn alsbald zog dieser einen umfangreichen Cognacbehälter sammt einer Düte Zucker aus der Tasche, und diese lieferten erst das für die Quelle nöthige Complement; auf ein halb Gläschen Wasser gehörte ein Gläschen Cognac mit Zucker, und so oft das Eine als köstliches Geschenk der Natur genossen war, mußte es das Andere ins Gleichgewicht bringen, damit es recht wirke — das war denn erst das richtige „Brunnentrinken". Der

* I Umeå är allt fint, I Piteå handlas om nålar, I Luleå gör man ingenting, I Torneå drickas skålar. — ** Danke so sehr.

heiße „Toddy", unserm Grogk entsprechend, wird nicht so häufig getrunken, aber der berühmte süße schwedische Punsch, kalt genossen, in Flaschen feil, vermittelt das Trinken zu jeder Tageszeit leicht, und nicht minder der reine Cognac, in Selterwasser, in Kaffee, oder unter dem Vorwand des Kaffees in einer Reihe von Gläschen getrunken, nach denen dann der Kaffee wieder einen neuen Anfangspunkt bietet. Den reinen Branntwein trinken, freilich in verschiedener, doch selten fuselfreier Qualität, nicht nur die ärmeren, auch die vornehmen Kreise täglich. Er bildet unter andern einen unumgänglichen Bestandtheil des schwedischen Früh- oder Mittagsvortisches, „Smörbröd" in einfachster, „Smörgås" in üppigerer Form genannt, einer bemerkenswerthen nationalen Eigenthümlichkeit. Er geht dem warmen Essen unmittelbar voran, bestimmt, einen Grund zu legen, und enthält kalte Küche in beliebiger Auswahl, Caviar, Lachs, Auerhahn, Bratfisch (auch warm), Renthierschinken, Wurst, hartes Ei und Eispeisen, Sardellen oder Anschovis, Zunge, Pfeffergurken, Häring, mehrere Arten von Käse, von kaltem Fleisch u. s. w., kurz alle beliebigen irgend hingehörigen Erfindungen, alles mit Butter und dem harten, fast geschmacklosen, scheibenförmigen sogenannten „Knäkebröd" genossen, selten mit weicheren Brotarten, da diese, wie die runde „Kretslimpa", meist süßlich und stets mehr oder minder gewürzt sind. Die obligate Begleitung bildet hierbei das Schnäpschen (nicht Liqueur), gewöhnlich in zwei Sorten. Nach dieser Grundlegung wird dann das Mittagsmahl, Braten, Fisch, Mehlspeise, in Begleitung von etwas Bier oder Wein genossen, und zuletzt kommt die Suppe — die den zurückbleibenden Durst passend ablöscht. Ein stehender oder eigentlich „gehender" Tisch, wie der Frühtisch, wird in Abendgesellschaften auch auf die warmen Speisen ausgedehnt, indem von dem zusammengetragenen Material aller Gänge sowie aller Getränke Jeder nach Gutdünken sich selbst bedient — was den gesellschaftlichen Elementen eine unter Umständen angenehme Freiheit und Beweglichkeit verleiht. Auf den Mittagsstationen der Eisenbahn wird vermöge eines solchen stehenden Tisches — der dort fünfzehn Silbergroschen kostet — eine große Gesellschaft in zehn Minuten bequem abgespeist, wobei Bier oder Wein extra bezahlt wird, nicht so die Milch, welche in Schweden sehr beliebt ist und häufig auf den Tisch kommt.

Der Weg nach Lappland, den ich antreten wollte, glich den dürftigen erlangbaren Nachrichten zufolge einer abenteuernden, jeder Garantie entbehrenden Wüstenfahrt, mit dem Unterschiede freilich, daß ich statt der kriegerischen, respective räuberischen Beduinen auf ein gutmüthiges inoffensives Volk treffen sollte. Einen sonderbaren Contrast zu Letzterem bildete freilich die Mittheilung eines der Luleenser Herrn, daß er nächstens nach Jokkmokk, dem Hauptort des gleichnamigen Kirchspiels in der Lulelappmark, hinauf müsse zum Gericht über einen — Mordbrenner. Der einzig bleibende reguläre Verbindungsfaden für die nordwestliche Richtung Jokkmokk-Qvikkjokk, die ich einschlagen wollte, die Briefpost, welche schon von Stockholm nach Luleå acht Tage ging, sollte bis in die letzte Station am Fuße der Fjällen — wie die niedrigen Alpenzüge des Kjölengebirges heißen, bis Qvikkjokk also, etwa 46 Meilen, ebenfalls eine Woche brauchen und ging überdies nur in vierzehntägigen Fristen, so daß ich mich bald resigniren mußte, eine Nachricht von Hause oder nach Hause drei Wochen unterwegs zu wissen, eine Antwort aber erst in fünfzig Tagen erhalten zu können.

Die ersten Anfänge, als ich mich am ersten Juni auf den Weg machte, waren tröstend genug. Schon dreiviertel Meilen vor den „Thoren" — um dieses Bild für einen Holzverschlag beizubehalten — empfing mich der liebenswürdige Consul, Herr Govenius, mit einem Cognac-Kaffee, und einer „Grädde" (Sahne), die man in ganz Deutschland nicht finden dürfte, da sie eine Specialität seiner Landwirthschaft bildet; und im ersten Nachtquartier, Nieder-Luleå oder „Gamla Staden" (die alte Stadt), überraschte mich um Mitternacht, als ich im Fenster lag, in die wundersam stille und duftig helle Nacht versunken, ein geheimnißvoller, zauberhafter Sphärenklang, den himmlisch zart die große Natur auszuhauchen schien in schwingenden Weisen — bis ich, als er elegischer und dann sturmvoll brausend sich erhob, als seinen Quell die nahe Kirche erkannte, in welcher, wie ich später erfuhr, der originelle

Organist, der auch um drei Uhr noch einmal spielte, diesen Genuß den Fremden zu bereiten liebt. Den zweiten Halt machte ich in Säfvast, einem Ort, der aus einem auf der Uferwiese des Luleåstroms gelegenen Hause besteht, dessen Einsamkeit mir so wohl gefiel, daß ich dort blieb, die Post zu erwarten. Am zweiten Tage schien es mir jedoch sicherer, die Briefe in Luleå selbst zu suchen, zumal ich einige Einkäufe dabei nachholen konnte, und ich meinte, die starken vier Meilen, die ich bisher in Karren auf zwei Rädern zurückgelegt, in einem Tage als Spaziergang verdoppeln zu können; doch sollte es eine starke Prüfung werden.

Das kalte Winterwetter war, zumal ich erst um sieben Uhr fortkam, in eine heiße Sommertemperatur übergegangen, denn unter diesem Himmelsstrich zieht statt des Frühlings hart auf den Fersen des Winters der Sommer ein, und die Junisonne am wolkenlosen Himmel hat Feuerstrahlen. In den wenigen Tagen, seit ich Luleå verlassen, hatten Gebüsche und Birken grüne Blätter getrieben, und an jener Cognac-Quelle konnte ich heute die ersten mattgefärbten Veilchen pflücken. Nun vermaß ich mich, nach einigen Stunden in einen Wald gelangt, hier, wie in der Heimath, einen Richtsteig zu nehmen. Er führte mich auch bald wieder auf die Straße, und da ich hier den Telegraphendraht — der mich vorher begleitet hatte — wiederfand, beglückwünschte ich meinen Scharfsinn, bis er mir bedenklich wurde. Denn ich gerieth in Sandstrecken, an die ich mich gar nicht erinnern konnte, und endlich, da man in diesem menschenarmen Lande stundenlang weder Häuser noch Menschen trifft, an ein breites Wasser und einen entschieden fremden „Gästgivaregård" (Gastgeberhof). Im Orient ist der häusliche Herd, auch die Hütte des Fellah und das Zelt des Beduinen, geheiligt; man ruft, bis sich der Bewohner sichtbar macht. Hier steht das Haus und die Familienstube für Jeden offen, Tags wie Nachts; in ihr sieht der Fremde unmittelbar, was er bedarf, und das Anpochen selbst ist völlig unbekannt. Später bin ich öfter, meinem Führer folgend, um Mitternacht in solch einsame Häuser und zwischen die Schlafstätten der Familie ohne Scheu getreten — ländlich, sittlich; doch damals, zu wenig noch eingeweiht, zog ich der augenscheinlich bewohnten Seite des Hauses vor und trat in ein großes, reinliches und hübsch ausgestattetes Zimmer, verschmachtend vor Durst, in der Hoffnung, Milch zu erhalten. Nachdem ich jedoch ein halb Stündchen vergebens gewartet, auch eine Klingel nicht vorfand, hielt ich das Haus nicht mehr für einen Gasthof und zog mich, meinen Einbruch bedauernd, zurück. Man sah mich kommen und gehen, aber kein Mensch kümmerte sich um mich. Ein alter Bauer, der endlich einwilligte, im Holzspalten aufzuhören, berichtete, daß jenes Haus allerdings ein sehr guter Gästgivaregård sei, auf dem Wege zwischen Luleå und — Piteå; und daß für mich ganz und gar kein anderer Rath wäre, als den ermüdenden Sandweg wiederum zurückzugehen. Das that ich denn auch ohne weiteren Aufenthalt, und entdeckte nach einer Stunde verzweifelten Marsches, daß ich gerade kurz vor der Ecke abgebogen war, an welcher die Telegraphendrähte, südlich von Piteå, nördlich von Rannå her, sich vereinen, um gemeinsam nach Luleå hineinzugehen, so daß also der nach Luleå hineinführende Draht sich mir tückisch in einen aus Luleå herausführenden umgewandelt hatte. Meinen Willen setzte ich nun zwar dennoch durch, wenigstens hinsichts der Einkäufe, die mich gegen die Mücken des Sommers schützen sollten, denn Briefe fand ich nicht: hatte aber, als ich nach acht Uhr Abends wieder in Säfvast war, gegen zehn deutsche Meilen gemacht, konnte wenig essen und den aufgesammelten Durst ganz und gar nicht löschen, so daß mir nichts übrig blieb, als zu schlafen; und selbst das gelang nur unvollkommen, da ich erfahren hatte, daß nächsten Tags ein Dampfboot den Luleå herauf von Heden gehe, und ich bis Heden, um die Gelegenheit nicht zu versäumen, noch zwei Meilen zu machen hatte.

Als ich Morgens fort wollte, fand es sich, daß der „Häradshöfding" (Districtrichter), welcher den lappischen Mordbrenner zu richten hatte, Nachts in mein Nebenzimmer eingerückt war, und wir machten nun die Fahrt bis Robäcken den prächtigen, hier noch 2000 Fuß breiten, an den Nil erinnernden Lule-A, das ist Lulestrom, herauf, zusammen in einem Ruderboot, über das ein Brett als Sitz gelegt war;

von da ab in den landesüblichen unqualificirbaren, immer nur zwei Plätze bietenden, Stukerkarren. Das Geschick wollte jedoch, daß alle Eile unnütz war. Das Dampfboot sollte von Edefors herabkommen, blieb aber aus, und wir mußten in den naheliegenden Bauernhöfen des Stationsortes Robäcken Nachtquartier suchen. Auch hier sollte die Nachtruhe nur halb sein. Auf die Nachricht, daß der Dampfer angekommen, mußte ich Nachts heraus, und erst nach vollständiger Bereitschaft erschien in schmucker Festkleidung ein Matrose mit der Botschaft, daß die Abfahrt erst um sechs Uhr Morgens stattfinden werde. Der freie Anstand, die noble Höflichkeit dieses Mannes in dem einfachen Bauernhause war mir ungemein wohlthuend, und rief in meiner Erinnerung die Grazie des Südens wach, die angeborene Feinheit des Italieners — ich sah wieder jenen schlanken schönen facchino* in Florenz, der nach heftigem Streit über seine Forderung für das Gepäcktragen die Hälfte des geforderten Zuschusses annahm, lächelnd, mit der vornehmsten Verbeugung von der Welt und mit unnachahmlicher Grazie ein „ringraziandola, sa!“** hinwerfend.

In der guten Jahreszeit, die nun eben beginnen sollte, führt eigentlich, mit kurzer Unterbrechung durch die Stromschnellen bei Robäcken, die Dampfschifffahrt von Luleå bis Edefors hinauf, deren letzten Theil von Heden aufwärts ich nun mit größter Befriedigung benutzte. Hier in Edefors, wo man wieder eine Viertelstunde über Land muß, fand sich nach vierstündigem Harren, daß einige Herren der Reisegesellschaft, von den umliegenden Fabriken, über eine Dampfschaluppe gebieten konnten zu weiterer Fahrt bis Storbacken; und mit der den Schweden so gewöhnlichen Gastfreundlichkeit nahmen sie uns Andere, den Häradshöfding, einen Jagdmeister von Jokkmokk und mich, mit an Bord, ein bei den kümmerlichen und langsamen Reisemitteln nicht zu unterschätzender Vortheil. Daß wir dabei auch in Punsch und Toddy ihre Gäste waren — zu essen fanden wir leider den ganzen Tag nicht — verstand sich von selbst, und unter dem Wechsel von Chorgesängen und wunderhübsch vorgetragenen Terzetten, in schneller Fahrt zwischen den romantisch aufsteigenden, bald fernen bald nahen, bewaldeten Ufern des schönen Luleå, bildete diese Geselligkeit den angenehmsten Punkt meiner Fahrt. Die schwedischen Stimmen — deren eigenthümlichster Laut ein oft ausgestoßener tiefer Kehlton „jaha!“ ist — haben eine eigene Frische und Energie, ganz gewöhnlich einen reinen vollen Metallklang, der bei den Kanzelrednern besonders auffällt, und der ohne Schärfe durchaus sympathisch ist. Auch erinnerte man mich mit einigem Stolze, daß Upsala's Studenten 1867 in Paris den ersten Gesangpreis erhalten hatten. Als wir in Storbacken wieder stundenlang auf Weiterbeförderung warten mußten, dabei aber endlich ein gastliches Abendbrot erhielten, stieg Gesangslust und Gemüthlichkeit erst auf die volle Höhe — unter andauerndem Toddy. Man hatte bei aller Freundlichkeit sich nicht enthalten können, mir lustige Dinge über den Kaiser Wilhelm aus illustrirten schwedischen Witzblättern zu erzählen, die ich gar nicht wiedersagen darf.

Das war an den Grenzen Lapplands — zwei Stunden vor Storbacken hatten wir sie überschritten — und in der taghellen Mitternacht fuhren wir Drei, von den gastfreien Wirthen uns verabschiedend, auf Karren weiter, nunmehr von Luleå uns entfernend, ins waldige Lappland hinein, überschritten den Polarkreis (66, 32), und gelangten nach sieben und einer halben Meile Wegs in den Hauptort des Kirchspiels Jokkmokk.

Unter diesem Centrum einer 150 Quadratmeilen umfassenden Provinz hatte ich mir eine Stadt mit Straßen oder doch Häuserreihen vorgestellt, und war daher bereits in Jokkmokk und im Gästgifvaregård bei kleinen, lappisch und verkommen aussehenden Leuten im Quartier, als ich es noch immer suchte. Ich fand nur auf einer vom Nadelwald, der das ganze weite Gebiet bedeckt, umgebenen Wiese sechs oder sieben zerstreut liegende, rothangestrichene Häuser, und dazwischen Haufen von niedrigen, halboffenstehenden, oft verfallenen rohen Holzhütten und Ställen, die ich anfangs sämmtlich für Schafställe hielt, die aber zum Theil die sogenannten „Kirchenstuben“, d. h. Wohnungen für auswärtige Kirchenbesucher sind. Jenseits

* Lastträger.
** „Ihnen dankend, wissen Sie.“

dieser Buden und Ställe fand ich denn auch die Kirche — aber an den kleinen Hafenort Djuppviken durfte ich nicht denken bei diesem Centrum eines Drittheils der ganzen Lulelappmark. Sie ist ein achteckiges, schmales, etwa 60 Fuß langes, eben so hohes Holzgebäude, fast zwei Drittel Dach. Von den beiden kantigen Schmalseiten dient die eine zum Eingang, die andere als Sacristei mit kleinen viereckigen Fenstern, wogegen die langen Mittelseiten je drei große gothische Fenster haben. Außen rothangestrichen mit weißen Ecken und Fenstereinfassungen imponirt sie immerhin unter ihrer Umgebung. Innen sind die Wände kalkfarbig, aber schmutzig, die Sitzbänke verkommen, unkenntlich in Farbe, lächerlich gering in Tiefe für den nicht besten, aber hierbei wichtigsten Theil. Ein kleines Altarbild ist ihr ganzer Schmuck. Ein mächtiger hölzerner rother Gerüstbau steht ihr als Glockenthurm frei zur Seite, wie in Italien. Bei dem zweieinhalbstündigen Gottesdienste und der — in Schweden herkömmlich — wörtlich abgelesenen Predigt fand ich sie von fünfundzwanzig Menschen besucht. Damit waren aber auch die Merkwürdigkeiten Jokkmokks erschöpft.

Doch sofort nach der Ankunft ging's ja an die Staatsaffaire des Gerichts. Ein niedriges, nicht einmal rothgestrichenes Gebäude, nicht größer als eine deutsche Bauernstube, war der Gerichtssaal, in dem der Mordbrenner nunmehr verhört, der Thatbestand aufgenommen wurde von dem Distrietrichter, neben welchem nur noch ein Dolmetsch und der „Ländsman" (Districts-Polizeimann) fungirte. Die Entscheidung haben zwölf Insassen als Geschworne; doch hat auch der Richter Stimme und wenn diese noch die Stimme nur eines Geschworenen für sich hat, überwiegt sie sogar die der Elf. Der Rest der Stube war mit Zuhörern und Zeugen besetzt, die zum Theil Stammgenossen des Angeklagten und von den Bergen hergekommen waren. Die Dörfer (Byar) und Höfe (Gårdar) Lapplands werden nämlich von schwedi- Einwanderern (Nybyggaren), und nur zum Theil von ansässig gewordenen Lappen und den Mischlingen Beider gebildet, welche Viehzucht und mehr und minder Ackerbau treiben, während die eigentlichen ursprünglichen Bewohner Lapplands Nomaden sind, welche ausschließlich von Renthierherden leben. Ein solcher war der Angeklagte, und sein Vergehen, das Haus seiner verheiratheten Schwester, in dem er sich eben aufhielt, angezündet zu haben, wobei der bald gelöschte Brand Schaden an Material und Vieh verursacht hatte. Nach seiner Aussage war er betrunken und bewußtlos gewesen; das Haus habe er gewiß nicht angezündet, aber er wolle den abgeschätzten Schaden — 400 Riksdaler (150 Thaler) — bezahlen „dafür, daß Andere ihn fälschlich anschuldigen". Das war nun sein „Mordbrennerthum". Als die Aufnahme bis zum Spruche vorgeschritten war, hob der Richter die Sitzung auf; und Richter, Geschworne, Publicum, Mordbrenner, Alles ging Mittag essen und spazieren. Ja, auch der „Mordbrenner". Denn als ich vom Mittagstisch aufstand und vors Haus trat, saß eben diese gefährliche, auf meine Erkundigung „in das Gefängniß, in dem er schon seit Monaten verwahrt werde, zurückgeführte" Persönlichkeit auf der Vortreppe, dicht vor unserer Thür, in seiner spitzen blauen Mütze, dem braunen Tuchkittel, den engen blaugrauen, in die Lappschuhe eingebundenen Tuchhosen — gemüthlich aus seiner kurzen Lapppfeife rauchend. Der Contrast war zu komisch, um ihn nicht dem Richter zu communiciren. Er wollte es nicht glauben. Ich rief den Wirth, wir gingen hinaus, und constatirten die Identität — ohne übrigens den uns unbekümmert anblitzenden Lappen im geringsten zu derangiren. Es ist noch paradiesische Naivetät — in Lappland! Auch als der Richter Morgens zur Sitzung gegangen war, verwunderte ich mich, auf dem Fensterbrett des Zimmers seine liegen gebliebene, schwellend volle Börse zu sehen. Da aber Niemand, weder Wirth noch Fremde, sich zu wundern schien, ging ich auch, ohne etwas zu sagen, in die Sitzung. Um Mittag aber nahm ich sie und überreichte sie ihm als Präsent. „So?" sagte er, sie gleichmüthig einsteckend, „die hab' ich vergessen." In ganz Lappland giebt es kaum einen Verschluß; Hausthüren und Stubenthüren, Schränke und Kasten tragen, wenn sie ihn führen, den Schlüssel als eine Handhabe, das Schloß als eine Idee von culturhistorischem Werthe.

Mit dem zusammenfassenden Schlußberichte in der Tasche ging der Richter, die

Sitzung aufs neue zu eröffnen, kam aber schon nach einer Viertelstunde, ein wenig überrascht, zurück. Alle zwölf Geschworene hatten den Beklagten freigesprochen; der Schadenersatz hatte, im Gegensatz zu dem gelehrten Bewußtsein, offenbar dem Rechtsgefühle des Volks genügt. Ueber Mittag waren sie einig geworden, und in diesem Bewußtsein hatte allerdings der „Nordbrenner“ gut Pfeifenrauchen und Spazierensitzen! Klein, schmächtig und mager, von gelblichem Teint, mit etwas scheuem Blick und einer dünnen heisern Kinderstimme, war er der heruntergekommenste Nomade, den ich gesehen habe; augenscheinlich einer von den, seit dem neuerdings erfolgten Verbote des Branntweinimports immer seltener werdenden habituellen Branntweintrinkern.

Noch nicht die Nomadenlappen, aber eine Abart, die Waldlappen, finden sich hier um Jokkmokk, die ihre Renthierherden das Jahr über im Waldlande weiden zwischen den Fjällen und dem Küstenlande, während jene nur im Winter, wenn die arktische Kälte und der tiefe Schnee den Aufenthalt auf den kahlen Bergen unmöglich machen, sich in diesen Thalgegenden sehen lassen. Die Waldlappen haben daher, obschon wechselnde, doch feste Wohnplätze in einem bestimmten Gebietsumfang. Ihre „Kota“ bauen sie, wie die Schweden ihre Häuser, aus Fichtenstämmen, sechs Ellen lang und breit, pyramidalisch in ein offenes Rauchloch ausgehend, mit einer schräg construirten Klappthüre zum Eingang. Daneben steht das Trockengerüste für Fische, Fleisch und Anderes und ein auf Pfähle, der Feuchtigkeit, den Mäusen und so weiter unzugänglich gestelltes kleines Vorrathshaus. Auch der „Pulk“ fehlt nicht, wenn auch nur in rohester Form, der leicht und bogig mit flachem Kiel gebaute Schlitten aus Birkenholz, in dem ein einzelner Mann vom Renthiere über die weiten Schneeflächen mit der Schnelligkeit eines mäßigen Eisenbahnzugs dahingeführt wird.

Um jedoch die eigentlichen Nomaden zu sehen, mußte ich das ganze Waldland hinauf und zu den Fjällen gelangen. Nun aber hörten schon hier die gebahnten Wege gänzlich auf, und die Seen, berichtete man, seien noch nicht eisfrei. Erst in der Mitte des Juni wagte ich den Aufbruch.

Schon in Jokkmokk hört man das Rauschen des nicht fernen kleinern Luleå-Arms; geht man nordwärts näher, so trifft man in ihm den Kaitum-Fall. Die Wassermasse schießt breit und pfeilschnell in spiegelglatten Schlangenwindungen von der Hochebene herab, um gegen aufstehende Felsen und dämmende Ufer donnernd, kämpfend aufzusprühen — ein Schauspiel großartiger Elementarkraft mitten in stiller, öder und wilder Natur. — Nach dieser Richtung führte denn auch mein Weg weiter. Nur dreiviertel Meilen noch hatten wir eine Landstraße. Dann öffnete sich der Tannenwald, und plötzlich standen wir an einem tiefblauen, vom Winde fluthend bewegten See, dem Vaikijaur. Ein einsames Haus stand auf der Landzunge. Ein blühendes junges Weib, anmuthig und kräftig, die einzige Bewohnerin, wie es schien, willigte ein, uns ein wahres Wrack von Nachen zu überlassen, und selbst das zweite Ruder zu führen. In diesem Nachen, der schon mit meinen zwei ansehnlichen Packeten gefährdet schien und nun, da ich auf sein Bitten einen Jokkmokker Insassen mit seinem Knaben mitgenommen, noch vier Personen und ein Kind tragen mußte, ging es auf die wellenbewegte Fläche hinaus. Aber kaum auf die Höhe des Sees gelangt, von tiefdunkeln Waldgebirgen umgeben, auf denen die Wolkenschatten spielen, überrascht mich ein ungeahntes Schauspiel — die Ufer öffnen sich im Nordwesten und plötzlich, hochaufragend liegen die glänzenden Fjällen, die gewaltigen Gletscher der Nordwelt vor mir, Riesenformen, sonnenglänzend, weiß bis zum Fuße, mit großen bläulichen und grünen Eisflächen wie Fensterglas mitten in Schneewänden, und Kuppen, prächtig gezackt, bald blaue, bald weiße Spitzen über kühn abfallenden Nasen, Wänden und Vorgebirgen — Utgardloki's mythische Heimath, so nahe, und doch ins Unendliche hin sich fernend! Nachdem in letzter Zeit die Thermometer an den Holzwänden von Jokkmokk in der Sonne bis fünfzig Grad Celsius zeigten, wenn auch das Quecksilber Abends auf vier Grad sank, nachdem die Laubbäume voll ausgeschlagen waren, Gras und Blumen rings hervorsproßten, war ich auf die Nähe dieser Eiswelt gar nicht mehr vorbereitet.

Nach gut anderthalbstündiger Fahrt,

von Wind und den rollenden Wellen getrieben, gelangten wir um ein Uhr wiederum an ein einsames Häuschen, Klubbudden, wo wir über eine Landzunge stiegen, um auf einem kleinen See eine Stunde lang die Fahrt fortzusetzen, und Packete, auf zwei über Bord gelegten Brettern, dem anderen, in den oberen Fugen lichthell offenen, Boot auf; unter der Zumuthung, auch noch die fünf Personen ihnen hinzuzufügen. Diesem Ansinnen widersetzte ich mich entschieden und bestieg das



Waldlappen.

dann, das Boot am Strande lassend, über Land zu gehen nach dem Atimjaur. An dem kleinen See zeigte sich keinerlei menschliche Wohnung; zwei Boote nur fanden sich am Strande vor — aber in welchem Zustande! Das besser aussehende, das ich benutzen wollte, erklärten selbst meine Gefährten für „leck", und luden meine „lecke" Boot, sammt zwei Ruderern, nachdem ich den Boden mit Brettern überbaut hatte, um möglichst trocken zu bleiben. Ich wagte mich nun mitten auf den See, während mein Packetboot, am Ufer hinschleichend, wie in regelmäßigen Athemzügen keuchend das ausgeschöpfte Wasser ergoß, und endlich nur vermöge eines kleinen

Theerfasses, das zum Ausschöpfen benutzt wurde, über Wasser zu halten war. Doch auch wir waren nicht besser daran. Diese Lappenboote sind so fabelhaft dünn und leicht gebaut, daß man meint, mit einem Fußtritte sie durchtreten zu können, und im Sonnenschein am Ufer liegend, öffnen sie überall die schlecht verwahrten Fugen, auf denen die einstige Schicht von Theer und Moos nur noch wie ein Schleier, ein Traum der Vergangenheit ruht, aus deren unzähligen Rissen und Oeffnungen nun das Wasser in lauter hübschen kleinen Wasserkünsten hereinperlt. Freilich ohne diese Vergangenheit wäre unsere Gegenwart ganz versunken — man soll auch das Pech der Vergangenheit nicht geringschätzen, sagte ich mir; es kann mäßigend auf die drohenden Elemente der Gegenwart einwirken und das Lebensschifflein gelegentlich über Wasser halten. Mehr als das that es hier kaum; aber steht man einem Schwimmversuch mit schweren Winterkleidern in eisig kaltem See gegenüber, so sitzt man nicht ohne Gemüthlichkeit halb im Wasser. Hübsche große Rollfluthen trieben uns aber mit dem Winde vorwärts, und das Ausschöpfen bildete ein unterhaltendes



Gegenspiel der wetteifernden Boote, die in ungleicher Zeit, aber glücklich beide das westliche Ende des Sees erreichten. Dann ging's wiederum vorwärts „über Land!"

Es war ein Wechsel, aber angenehm konnte man ihn doch nicht nennen. Diese Communicationswege Lapplands sind eine Specialität, von der sich unsere Dorfschulzen, wenn sie um bessere Straßen petitioniren, nichts träumen lassen. Die Grundlage bildet der Sumpfboden, den Bestand ein Fußsteg, der intermittirend ist wie der Puls eines Fieberkranken. Stets Wald, und doch bei dem lichten Bestand dieser sorglos verödeten Wälder kein Schatten; dafür aber Busch und Gestrüpp überall. Wo der Sumpfboden zu nachgiebig wird, sind es in der Idee Balken, die aushelfen sollen, in der Wirklichkeit aber meist Stangen und oft genug Stangen, die fehlen. Dann Steinhausen und Steinbrüche, oft mitten im Wasser, ohne Spur eines gebahnten Ueberganges, die durch Balanciren und Springen überwunden werden müssen in gymnastischen Forcetouren. Auch die zähe, wohlgeübte und ausdauernde Natur der Lappländer überwindet diese Schwierigkeiten und den Transport ansehnlicher Lasten dabei nur vermittelst des langen Lappenstabes, Sob, vom Sperberbaum (Raun) geschnitten, und vermittelst der wundervoll praktischen Lappschuhe, die, rund, weich und bequem wie Pantoffeln, mit dichtem elastischen Heu gefüllt, das den Strumpf ersetzt, mit langem Bande fest an das Schienbein geschnürt sind und den Fuß auf Spitzen und Kanten ohne Beschwerden treten lassen, in Kälte und Wasser ihn warm und trocken erhalten. Die europäischen Stiefel thun dem Wanderer nicht nur leid, auch wehe auf den Felstrümmern, Baumwurzeln und zahllosen trockenen Aesten unter und über dem Grasboden. Umgestürzte oder halbgestürzte, faulende oder trockene Bäume liegen überall im Wege, ausgerissene Baumwurzeln stehen, wie ägyptische Sonnenaugen, strahlenförmig aus dem Boden hervor. Man muß die Hindernisse umgehen, unterkriechen, übersteigen, und oft bricht der festscheinende Stamm wie ein Reis, oder man versinkt in ihn wie in eine Fuchsfalle. Das alles aber, wohlgemerkt, ist Poststraße; denn wie ich unterwegs erfuhr, hatte der Postbote selbst sich mir als Führer verdungen, und die ganze Staatscorrespondenz wanderte mit uns. Dabei will ich das junge Weib nicht vergessen, das eine halbcentnerschwere Last „stark sosom en Björn" (wie ein Bär) — so lautete die Schmeichelei, die sie dafür erntete — mit bewundrungswürdiger Ausdauer trug. Bärenmäßiger aber kann sie kaum geschwitzt haben als ich selbst, der ich, zu wenig noch vertraut mit dieser Sonnengluth in kalter Winterluft, mich weitaus zu vorsichtig gekleidet hatte und eine schwere Jagdmunition, Taschen und Flinte trug, unter dem bereits beginnenden unentrinnbaren Wüthen der Mücken.

Um sechs Uhr Abends kamen wir zu einem neuen See, nunmehr 890 Fuß über dem Meere, dem Randijaur, an dem wir zwar kein Haus, aber wiederum, unter das Wasser getaucht, Boote fanden. Bretter, als Sitz über die Borde zu legen, waren nicht vorhanden; so mußten die Packete, zu ihrem großen Schaden, als Sitze das Wasser von uns abhalten. Zudem wurden die Wellen größer, als für den Nachen schicklich war, und rollten zuweilen in voller schöner Rundung über Bord herein. Je näher wir dem Ort Parkijaur kamen, an der Oeffnung des gleichnamigen Sees durch eine Stromschnelle in den Randijaur, um so mehr bedeckte sich die Wasserfläche mit weißen fluthenden Schäfchen, den Kunden des Falls von Parkijaur.

Die Wasserzüge der Lappmarken sind sämmtlich Ergüsse des Polarschnees, die, auf dem treppenartigen Terrain angesammelt, eine Unzahl von Seen und stehenden Wassern bilden und den ganzen Boden durchfeuchten, ehe sie, in die fünf Betten des Skellefte-, Pite-, Lule-, Kalix- und Muonio-Elf (das ist Strom) geeint, sich in den Bottnischen Busen ergießen. Seen wie Flüsse strömen deshalb in häufigen Fällen und Stromschnellen nieder, welche öfters von den Lappen in ihren leichten Booten mit großer Geschicklichkeit und Unerschrockenheit befahren werden. Der acht Fuß hohe Absturz des Torneå bei Meralinska zeigt eine solche Fahrt. Meist jedoch werden sie durch Felsen, wie durch die Fülle und Gewaltsamkeit des Stroms unfahrbar und erheben sich nicht selten zu außerordentlichen Dimensionen. So fällt im höheren Gebirge die Skellefteå-Quelle, der Bergsee Godjaur, meh-

rere hundert Fuß hoch hinab in den Sädvasee, und in dem berühmten Njämmelsaska- (Haasensprung-) Fall stürzt der größere Arm des Lule-Elf unter furchtbar gewaltsamen Strudeln in Sprungsätzen, eine Viertelmeile weit, mit einer Gesammthöhe von gegen dreihundert Fuß, zwischen Felsenufern niederwärts. Der Fall von Parkijaur wühlt sich in Wald- und Steinmassen vielarmig hinein mit hoch aufbrausenden Strudeln. Die Arme verschwinden zum Theil im Wald und stürzen plötzlich tosend hervor, einander entgegen, um, in malerischen Windungen Bauminseln und Felsengruppen umfassend, in breiten Schaumfluthen aufzuwallen und die großartige, außerordentlich wilde Bewegung in immer neuen Rhythmen mit betäubendem Lärm abwärts in das klare Blau des Randi-Sees hinauszutragen. Ueber diesem Schauspiel — es war acht Uhr — theilte die Sonne vom Horizont her die Wolken und färbte höchst eigenthümlich mit italienischen Nebeltinten die Landschaft, in wunderbarem Contrast zu dem schwermüthig ernsten und öden Nordland. Die grünen Flächen und Abhänge der Berge, wie die Schäschen des Sees, erglühten, auf dem fernen, düstern Fichtenwald lagen blaue Wolkenschatten, und graulich weiß, in geisterhaftem Nebelduft blickten von jenseits des Sees die vielgestaltigen Berge herüber, während in den Wolken Fleischroth mit Lila und Grün sich mischte.

Von Nahrung hatten wir bisher gehabt, was der klare See und der landesüblich mit hartem Brot, Schinken und Käse gefüllte Brotsack bieten wollte. Hier in Parkijaur zeigte sich die erste Spur von gastlicher Aufnahme in dem Erbieten, Kaffee zu machen; freilich ohne Milch, da weder Kuh noch Ziege vorhanden war. Brot backen die Leute hier das ganze Jahr nicht; sie nähren sich von Renthierschinken und Fisch. Doch kann man sich solche Armuth gefallen lassen, sie sahen recht wohlgenährt aus. Hier erblickte ich auch die erste veritable Lappin, in blauer Spitzmütze, langen schlichten Haaren, mit einem Pelz auf dem bloßen Leibe, vier Fuß hoch — in einem Winkel des Ansiedlerhauses mit Strohtellerflechten beschäftigt.

Bei Parkijaur vereinigen sich die beiden möglichen Wege von Jokkmokk her nach Qvikkjokk, deren anderer südlich von Vaikijen über den Purkijaur in den Randi-See mündet. Nun, auf dem Parkijaur eingeschifft, lagen die Fjällen, Berge mit Schneestellen, vor uns im Norden, und auf glatter, zum Glück für die Nußschale ruhiger Fläche näherten wir uns ihnen. Nach etwa anderthalb Stunden am nördlichen Ende wieder vor einem „Forß", einer unfahrbaren Strömung, angelangt, verließen wir den Parki-See und gingen eine halbe Stunde über Land zum Skalka-See, auf dem wir uns, ohne Haus oder Menschen getroffen zu haben, um halb elf Nachts einschifften. Von nun an zeigten sich Gletscher und weiße Bergspitzen mannigfach; eine Pyramide, in drei scharfen Schneekanten sichtbar, Vallispiken, trat besonders hervor. Es ist die Alpenwelt mit ihren scharfen Zacken, ihren runden und zugespitzten Formen, aber nur zum Theil mit Schnee bedeckt. Bald waren wir in Björkholm und sahen seit Jokkmokk wieder das erste rothe Haus, ein Gästgivaregård.

Hier hätte ich ein Bett finden können, um zu Nacht zu bleiben: aber ich war ja in ewigen Tagen! Von Sternen keine Spur. Nur der Mond in Viertelbeleuchtung schwebte eine Zeit lang am Himmel, rund, kugelig, weiß, wie ich ihn nie gesehen. Die Sonne, hinter den Bergen am Horizont gehalten, unter den sie vom 20. Juni an in Lappland nicht mehr hinabtaucht, wirft fortwährend den Glanz ihrer Strahlen auf die fernen höheren Berge. Allmählig aber werden die Schatten kürzer, und auch nahe, mir gegenüber, glänzt nun, durch eine Gebirgsöffnung im Norden eingelassen, der lichte Sonnenstrahl in den Bergzügen, obwohl die Sonne selbst sich nicht zeigt. — Ist die Luft feucht ohne trübe zu sein, der Horizont weit und eben, so tränkt sich um diese Zeit der ganze Raum, Luft, Wasser und Erde, mit prächtigem Purpurlicht in anhaltender Lebendigkeit. — Hier fielen nur die Berghöhen in ein halbstündiges Alpenglühen, dessen Flammen, statt in Violett und Nachtdunkel zu verlöschen, zuletzt höher und lichter sich färbten und in weißes strahlendes Tageslicht sich auflösten. Seit ein Uhr war ich aufs neue auf dem Skalkajaur eingeschifft und erblickte um halb zwei endlich den Sonnenkörper selbst, der über niedriger werdenden Bergrücken her-

vortrat und mich sogleich mit stark fühlbaren Wärmestrahlen traf. Das war wohlthätig, wie ich es in Aegypten so oft erlebt hatte, nach der starken Verdunstungskälte in der Nacht; aber hier zeigte sich denn doch die Kälte etwas gründlicher. Einen



Njammelsaska.

dicken Bärenpelz — ein Geschenk meines Freundes, des Dichters August Wolf — den ich im April und Mai auf den Schiffen der Ostsee, wo alle Welt Pelze trug, noch verschmäht hatte, befreite ich nun, mitten im Junimond, von seinen Fesseln und er war wohlthätig, als ob er alles Versäumte nachholen wollte. Eine Lappin dagegen — zum Zeugniß dessen, was doch die Gewohnheit thut! — ein großes breitschultriges starkes Weib, in farbig, mit grünen Tuchausschnitten am Rücken, mit blau und rothen Vorstößen an Hals und Armen geziertem Pelz, ruderte, allein unter den Männern, ohne Handschuhe! Wir hatten sie von Björkholm mitgenommen. Was nicht ruderte, kauerte sich, so dicht wie möglich eingehüllt, auf den Boden und schlief. Den kleinen Magnus, den Sohn meines Begleiters aus Jokkmokk, einen munteren, muthigen Knaben, hatte ich in meinen Pelz genommen, und er schlief

einen so lächelnden, wohlig athmenden Schlaf — ein paradiesisches Bild mitten in dieser Winterscene, in dem scharfen Morgenwind, dem zerbrechlichen Nachen. Schade, daß ich es nicht über mich gewann, den minder paradiesischen Schlaf seines Skalka-Sees wird durch Granudden am linken westlichen Ufer bezeichnet. Noch ehe wir dahin gelangten, wurden vor den hohen Schneebergen im Norden niedrigere, nur stellen- und faltenweise mit Schnee behangene Vorberge sichtbar, und bald


Mitternachtssonne in Lappland.

Vaters, der sich der andern Seite meines Pelzes bedient hatte, zu stören und die rechte Schulter zu bedecken, in der sich am Morgen ein wohlconditionirtes Rheuma ausgebildet hatte, welches den rechten Arm ein halbes Jahr lang nicht verließ und in den bevorstehenden Strapazen sehr hinderlich werden sollte. — Die Mitte des traten auch links Berge mit Schneefalten auf, die ihren Fuß bis im den See setzten. In Granudden — wie die Schweden Quossanjarka, die ursprünglich lappische Ansiedelung, umtauften — hatten wir, um drei Uhr, die Hälfte des Wegs zwischen Jokkmokk und Qvikkjokk gewonnen und etwa zehn Meilen gemacht. Der Ort be-

steht wiederum nur aus einem Haushalt, hat aber eine prachtvolle Lage, mit freiem wundervollen Blick über den See hin auf die nordische Alpenwelt. Hier fanden wir endlich auch ein solideres gutes Boot und mit dem Postboten von Jokkmokk tauschte als mein Beförderer der Postbote von Qvikkjokk, Nils Erik Jakobson. Die Hauptschwierigkeiten des Weges waren nun überwunden und der Transport ging um so leichter von statten, als wir ausgezeichnet günstigen Wind hatten. In den Skalka-See, dessen nordwestliches Ende wir gegen sieben Uhr Morgens erreichten, fließt der Tjämotis-See ohne Stromschnelle ein. Doch machten wir in der dort gelegenen Ansiedelung, Tjämotisgård, um auszuruhen, einen dreistündigen Halt, wobei ich als „Frukost" (Morgenbrot) mit dem Kaffee zum ersten Male grüne wohlschmeckende Eier, von der „Knipa" (anas clangula) in hohle Baumstämme am Ufer gelegt, neben geräuchertem Schaffleisch und warmem Kuhfleisch erhielt. Denn hier, wie im ganzen Qvikkjokktract, wird trotz des hohen Breitegrades wieder Viehzucht und Ackerbau mit Erfolg betrieben. Nur einmal noch, am Einfluß des Saggalsees in den Tjämotis, hatten wir einer Stromschnelle halber, die nur das unbefrachtete Boot passiren konnte, einen halbstündigen Landmarsch, durch Moorbruch zum Theil über Stangen, zu machen, um nach Niavve am Saggat-See zu gelangen, wo noch einmal um zwei Uhr Mittags Mahlzeit gehalten wurde. Am Ufer fand ich Fischgabeln, um Nachts mit Feuer im Boot auf flachem Grunde den Aal, den Hecht, die Aesche, den Barsch u. s. w. zu jagen, in der Scheune einen mächtigen, in großer ovaler Eisenfalle gefangenen Steinadler, der, von den Fjällen kommend, nicht nur Fische aus dem See, auch Schafe von der Weide holt. Schon auf dem Tjämotis- und nun wieder auf dem Saggat-See wurde der scharfe Ostwind, der uns trieb, zu schön poetischer Fahrt mit einem Natursegel verwerthet. Junge Birkenstämme, wohl ein Dutzend, vom Ufer geschnitten, wurden in den Bug des Bootes gepflanzt, daß sie freundlich, festlich mit ihren Laubkronen sich ausbreitend, den ärmlichen Nachen wie einen Tempel des Frühlings schmückten und überaus anmuthig mit dem Winde spielten. Busch und Zweige schüttelten und bogen sich grüßend, die Blättchen schwangen und zwitscherten im lebhaften Tempo, glänzten und spiegelten sich im Sonnenlicht, wie froherregt und geschäftig. Doch es war kein bloßes Spiel; der Wind erfaßte sie trotz ihrer Kleinheit so herzhaft, daß man den Trieb im Gang des Bootes fühlte und Wogenschwall von dem Bug rauschen hörte und strömen sah. Nun hängte noch der „Pojke" (Junge) Nils Eriks seine Jacke hinein — und wirklich ließen wir uns eine Zeit lang ohne Ruder blos vom Sturme führen. Mehr und mehr rücken wir nun den Fjällen nahe und in die Winterwelt des Nordens ein. Die Berge steigen zuweilen steil aus dem See auf, Schneestellen begleiten uns, Schneefelder liegen bis zum Ufer herab. Hier links erhebt sich der „Predigtstuhl" in Kanzelform, rechts steigen nackte, halbrund und wie aus Säulen gebildete Felsmassen steil aus hoher Kegelunterlage auf, auf welcher letzteren der Pojke mit meinem Glas ein Renthier gesehen haben will Gegen Abend wird Alles dunkler, die Landschaft taucht in blaue Schatten, die Sonne läßt sich mehr ahnen als sehen. Links bei Orrinjarka steigen dichte Rauchwolken auf, von dem Moorbrennen, mit welchem die Ansiedler den Wald zu Wiesenwuchs umlegen. Die Schneeberge kommen näher, Staika, Vallispiken, Kaskaiwo, Nammats der Bärenberg, und endlich fahren wir, Nammats gegenüber, im nordöstlichen Winkel des „Saggatträsk" (Saggatsumpfs) auf Qvikkjokk zu, wo uns rothe Häuser gastlich entgegenwinken, und wo ich, am Fuße der Fjällen, zu weilen gedenke, um Streifzüge in das Gebiet der Fjällen zu machen. (Forts. folgt.)

Schloß Drotningholm in Schweden.

Von

Helene.

Es war ein köstlicher Nachmittag. Der Himmel sah aus, als könne er niemals eine Wolke bringen, und die Sonne glänzte über den Thürmen und Häusern von

Stockholm, als habe sie eine eigene Freude daran, so viel Prächtiges und Schönes bescheinen zu dürfen. Am schönsten aber strahlte sie doch auf den grünlichen Fluthen des Mälarsees und dessen reizend bewaldeten und belebten Ufern, während wir zu Schiffe nach Drotningholm fuhren. Nachdem wir bei den Stockholmer Vorbereitungen zum Johannistage, der morgen gefeiert werden sollte, und dem zu Ehren nahe am Ufer ein bunter Jahrmarkt mit zahllosen Käuflichkeiten und buntbewimpelten Bäumchen prangte, vorübergekommen waren, ergriff uns der Reiz der Natur im Gegensatze nur um so mächtiger. Leise glitten wir über den herrlichen Wasserspiegel, leise plätscherten die Fluthen um uns her, als sich der imposante Bau des alten schwedischen Königsschlosses bei plötzlicher Wendung erhob, als Schloß Drotningholm sich in würdiger Schönheit vor uns in den Fluthen spiegelte.

Ich bin keine sentimentale Schwärmerin, aber ich kann nicht leugnen, daß die Schönheiten der Natur gar oft einen wahrhaft berauschenden Einfluß auf mich üben und zumal, wo ihr Zauber durch geschichtliche Erinnerungen erhöht wird, und ihre Reize so gleichsam erst das volle Licht erhalten. Und Schloß Drotningholm bot gar viel in dieser Hinsicht am heutigen Junitage, da die junge, am 12. Mai dieses Jahres gekrönte Königin mit ihren vier Kindern und ihrer nächsten Umgebung dasselbe bewohnte, indessen König Oskar, ihr Gemahl, durch Norwegen reiste, dessen Stände seine feierlich pomphafte Krönung in der Nikolaikirche zu Stockholm so recht eigentlich veranlaßt haben sollen. Gleich auf der Schloßterrasse, links an der Vorderfront, stand eine reizend arrangirte Mittagstafel für die hohe Frau, deren dritter Sohn sich im gelben Strohhütchen und grauen Sommeranzuge über die Balustrade des mittleren Balcons lehnte. Ich weiß nichts Näheres von der Königin Sophie, war ihr aber jedenfalls sehr dankbar, daß sie uns trotz ihrer Anwesenheit die Terrasse passiren und einen großen Theil des inneren Schlosses besichtigen ließ. Es herrscht in diesem Punkt überhaupt eine anerkennenswerthe Liberalität im lieben Schwedenland, dessen Natur, Menschen und Sitten mir täglich ansprechender geworden sind und mich beim Abschiede zu folgenden Strophen hingerissen haben:

Welch' magischer Zauber, welch' mystisches Band,
Umgiebt dich, du herrliches Schwedenland,
Umwebt deine blonden, sittigen Frauen,
Deine biederen Männer, so kraftvoll zu schauen!

Wer mag ihn beschreiben, wer schildert ihn ganz,
Den Reiz deiner Triften, der Hauptstadt Glanz,
Mir fehlen die Worte, doch was nicht zu sagen,
Will darum nicht minder im Herzen ich tragen!

Doch zurück zu Schloß Drotningholm, oder vielmehr hinauf zu dessen wundervoller breiter Terrasse nach der Hinterfront hinaus, welche einen prachtvollen Blick auf den Park verleiht. Fünffache, im Schmucke des Frühlings prangende Lindenalleen breiten sich zu beiden Seiten eines in vier Theile getheilten, mehrere hundert Schritte langen Rasenplatzes aus, wie ihn frischer und maiengrüner wohl selbst Altenglands Gärten nicht besitzen. In seiner Mitte ist ein großer, von einer Anzahl kleiner Fontainen umgebener Springbrunnen placirt, dessen hoch aufspritzender Silberstrahl sich auf das malerischste von den das Auge im Hintergrunde beschränkenden Bäumen des Parkes abhebt. Es war in seiner Art ein einziges Bild, von dem sich loszureißen man eines Entschlusses bedurfte. Doch rastlos entflieht die eilende Zeit und bekanntlich am schnellsten stets da, wo wir ihr am liebsten die Flügel stutzen möchten.

So wendete ich mich denn dem Inneren des Schlosses zu, welches schon in ältesten Zeiten Sitz der schwedischen Könige gewesen ist und damals Forefund hieß. Das gegenwärtige Schloß Drotningholm ist indessen von Hedwig Eleonore, der Wittwe König Karl's X., nach der Zeichnung des berühmten Malers Tessin erbaut und von dessen Sohne fortgeführt worden. Adolf Friedrich, Louise Ulrike und König Gustav III. vollendeten es nach und nach, und König Oskar I. unterwarf dasselbe einer vollständigen Restauration, die erst unter dem letzten Regenten vollendet worden ist. So entstand das heutige Schloß, welches vermöge der Mannigfaltigkeit und Pracht seiner Säle und Zimmer, seiner reichen Gemälde und Kunstschätze, besonders aber vermöge seiner Lage und Ausblicke sicher zu den schönsten Schlössern und Herrschersitzen der Welt gehört. Ueber die innere Be-

schaffenheit des Schlosses ein Näheres zu berichten, sowie die Denkwürdigkeiten, den Geschmack der Einrichtung u. s. w. eingehender zu beschreiben, würde hier zu weit führen. Nur bei den Gemälden der reichen Porträtsammlung möchte ich etwas umfassender verweilen und beginne mit einem interessanten Bilde von Karl XII. in Lebensgröße, dem ersten, das ich von ihm gesehen hatte. Gleich im Nebensaale hängen die Porträts seiner sämmtlichen Generale, auch des Generals Baumgardt, den man hauptsächlich beschuldigt, König Karl's geheimnißvollen Mord in den als weltlicher Herrscher zogen mich zumeist an, und nicht minder die Königinnen Elisabeth von Preußen und Marie von Baiern im Zimmer der Königinnen. Welch' ein Stück Weltgeschichte entrollt sich bei der Betrachtung der Porträts so vieler großen Persönlichkeiten vor dem Geistesauge! Bleibt doch von der Beschäftigung mit den einflußreichsten Herrschern und ihrer Geschichte immer etwas Erhebendes zurück, und das Beste, was wir von diesem Studium haben, ist ja immer, wie schon Goethe sagt, die Begeisterung, die es erregt.



Schloß Drotningholm.

Laufgräben von Frederikshall durch jene Franzosen und auf Anstiften der ehrgeizigen Königin Ulrike veranlaßt zu haben. Jedenfalls spricht seine nachherige sofortige Ernennung zum General und die hohe Gunst, deren er sich dann seitens der Herrscher erfreute, lebhaft dafür.

Nächst diesem Zimmer erfreute und interessirte mich zunächst der Königssaal, welcher die Bilder sämmtlicher Herrscher Europa's innerhalb der letzten fünfzig Jahre in zum Theil vortrefflicher, lebensgroßer Ausführung enthält. Friedrich Wilhelm IV., König Johann von Sachsen, der einstige König von Hannover, König Max von Baiern und Pius IX.

Doch die Sonne, das Maiengrün und die Blüthenpracht draußen ließ uns nicht lange in diesen Fürstensälen weilen. Obgleich zu ermüdet, um den ganzen wundervollen, im französischen Stil angelegten Park zu durchschreiten, eilte ich doch die fünffachen Lindenalleen zur Rechten hinauf und sah über einer Wiese, auf der die schwedischen Offiziere Schießübungen halten, zu einem sich brillant darstellenden Observatorium hinüber, welches König Bernadotte, als besonderer Liebhaber von Drotningholm, hier erbaut hat. Auch sein Sohn, König Oskar I., weilte hier vorzugsweise gern, während dessen Mutter, Königin Desideria, hauptsächlich in

dem zwischen Upsala und Stockholm gelegenen Schloß Rosersberg zu residiren liebte, welches von dem größesten Park im ganzen Königreiche Schweden umgeben ist.

Indeß warf die Sonne bereits tiefere Schatten, und wenn sie auch eigentlich zu dieser Jahreszeit im schönen Schweden überhaupt nicht untergeht, so mahnte ihr Sinken uns doch, im Vereine mit der Glocke des heimkehrenden Schiffes, die chinesischen und japanischen Pavillons und Marmor- und Bronzestatuen im Parke sich selbst zu überlassen und uns zurückzubegeben. Noch einmal saßen wir auf Deck in traulicher Behaglichkeit, noch einmal wandte sich der Blick auf Schloß Drotningholm und die jetzt von den Herrschaften verlassene Terrasse zurück, dann verschwand das schöne Schloß hinter den bewaldeten Ufern des herrlichen Mälarsees.

Aber nicht so dessen Erinnerung! Wenig nur habe ich fixirt, wenig nur mit der Feder festhalten können, aber jedenfalls ist es genug, um bei Jedem, der Schweden kennt, durch einen Blick auf diese Zeilen immer erneut den holden Nachmittagstraum heraufzubeschwören, dessen lichtheller Glanz sich in meinem Gedächtnisse für immer verbinden wird mit dem Klange des Namens von Schloß Drotningholm.

Vegetation und Technik.

Von

August Vogel.

Die chemische Action der lebenden Pflanze ist eine sehr energische, nicht blos auf die Entwicklung der Pflanze gerichtet, — ihre Rolle ist nicht nur, Blüthe und Frucht hervorzubringen, — die chemische Thätigkeit der Pflanze ist im Stande, wenn man so sagen darf, en passant Wirkungen hervorzubringen, welche auch in der Industrie und Technik von bedeutender Tragweite erscheinen.

Wie mächtig die chemische Wirkungskraft der Pflanze ist, dies ersehen wir vor allem aus dem bekannten Beispiele der Kohlensäurezersetzung durch grüne Pflanzentheile mit Hülfe des Sonnenlichtes. Um die Kohlensäure in ihre Bestandtheile zu zerlegen, d. h. Kohle und Sauerstoff aus ihr abzuscheiden, dazu bedürfen wir sehr kräftiger Agentien und einer bedeutenden Temperaturerhöhung; die Pflanze vollzieht diese schwere Arbeit in ihrer Werkstätte, wie es scheint, mit leichter Mühe, die ihr inwohnende chemische Kraft bedarf dazu nur der Anregung durch die mild erwärmenden Sonnenstrahlen. Die lebende Pflanze erfüllt in der Natur den großen Zweck der Bereitung organisirbarer Stoffe aus denen der unorganischen Natur. Sie setzt aus solchen die Eiweißsubsta zen, die organischen Säuren, Salzbasen und indifferente Stoffe, überhaupt alle jene complicirten Verbindungen, zusammen, welche man nähere Bestandtheile der Vegetabilien zu nennen pflegt, unter denen die Albuminkörper die stickstoffhaltige, die Kohlenhydrate, Fette und andere die stickstofflose Nährsubstanz für das Thierreich ausmachen. Auf diesem Umsatz aber des wägbaren, in der Atmosphäre enthaltenen unorganischen Stoffes beruht die Vermehrung der Vegetation, auf der letzteren wieder die Vergrößerung des Vorrathes an Nahrungsmitteln für animalisches Leben und somit die Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechtes.

Nur einige unterirdische Fabricationszweige der Pflanze mögen hier in Betracht gezogen werden, zunächst der wichtige Antheil der Pflanze an der technischen Darstellung der Pottasche und Soda, an der Jod- und Brombereitung. (Vergleiche meine Abhandlung: „Chemische Wirkungen der Vegetation.“ Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins. 1873.)

Der Feldspath ist als Vorrathsmagazin für den Bedarf alles Kalis auf Erden anzuführen. Allein im Feldspath ist das Kali in einer sehr schwer löslichen Verbindung mit Kieselerde und Thonerde enthalten; der Chemiker und Mineraloge weiß wohl, wie mühsam es ist, aus dieser festen Verbindung das Kali abzuscheiden, und wenn wir darauf angewiesen wären, die 6 bis 15 Procente Kali des Feldspathes auf chemischem Wege darzustellen, — das Kali wäre wohl heutzutage noch

ein überaus kostbares und kostspieliges Material. Der Kaligehalt des Feldspathes und vieler anderer Mineralien, wie namentlich des Leucit, Orthoklas, Porphyr u. a. war daher auch lange Zeit unbekannt geblieben; der Pflanze verdanken wir eigentlich zunächst dieses analytische Resultat, sie hat uns auf die Entdeckung des Kali in so manchen Mineralien geführt. Wohl war es schon längst aufgefallen, daß die Aschen fast aller Pflanzen Kali enthalten, auch derjenigen Pflanzen, welche auf Bodenarten gewachsen, die nach dem Stande der damaligen Kenntnisse kein Kali mit sich führten. Dieser räthselhafte Umstand gab zu der verzeihlichen Annahme Veranlassung, daß durch das Pflanzenleben Kali gebildet werde. Daher kam es denn auch, daß man früher das Kali, da es nur aus Pflanzen gewonnen werden konnte, vegetabilisches Alkali, — Pflanzenalkali nannte.

Die Wurzel der Pflanze besitzt das Vermögen, das Kali aus den unlöslichen Verbindungen, wie es sich fast aller Orten im Boden findet, aufzunehmen, und überliefert uns das wichtige Material als Pottasche in den Pflanzenaschen. Durch diese Vorarbeit, in der stillen unterirdischen Werkstätte der Pflanze vollzogen, ist die Vegetation zu einem bedeutungsvollen Hebel der Technik geworden. Wir lassen die Pflanze für uns arbeiten, sie übernimmt kostenfrei die für uns mühsame und kostspielige Aufsammlung des Kali, welches ihr zur Nahrung dient, aus den Gesteinen, und wir haben nur nöthig, ihre Aschen auszulaugen. Alle bisher zur Ausführung gelangten Vorschläge, unmittelbar aus kalihaltigem Gesteine, namentlich aus den Feldspathen, durch chemische Bearbeitung das Kali zu gewinnen, mußten als viel zu theuer in der Praxis unberücksichtigt bleiben. Die chemische Technik ist nun einmal noch nicht im Stande, auf diesem Gebiete mit der chemischen Thätigkeit der Pflanze in Concurrenz zu treten.

Die gewöhnlich als Heizmaterial dienenden Holzarten liefern durchschnittlich 2 pro mille Pottasche. Besonders reich ist die Zuckerrübe an Pottasche; eine einzige deutsche Runkelrübenzuckerfabrik liefert jährlich 6000 Centner Pottasche als Nebenproduct. Ob es indeß nicht geeigneter wäre, diese ungeheuren Mengen von Kali, welche die Runkelrübe alljährlich dem Boden entzieht, als Mineraldünger den Rübenfeldern zurückzuerstatten, mag hier unentschieden bleiben.

In welcher Form das Kali in der lebenden Pflanze enthalten sei, welche Rolle es in der Pflanzenzelle spielt, dies ist für uns vorläufig noch ein Räthsel. Gewiß ist nur, daß das Kali in der Pflanzenzelle von organischen Stoffen gebunden sein muß, welche beim Einäschern der Pflanze in Kohlensäure umgesetzt werden, so daß wir das Kali in den Pflanzenaschen vorwaltend als kohlensaures Kali, d. i. als Pottasche antreffen.

Auch in der Sodafabrication ist die Pflanze thätig; die am Meere wachsenden Pflanzen entziehen dem Meere Natron und überliefern es uns in ihrer Asche als kohlensaures Natron, d. i. als Soda. Allein die auf solche Weise gewonnene Sodamenge ist verschwindend klein im Vergleiche mit dessen riesenhaftem Verbrauch in der Industrie; die Menge, welche dieser Verbrauch deckt, entspringt nur zum kleinsten Bruchtheil aus der Einäscherung von See- und Strandpflanzen, bei weitem zum Mehrertrage aus der Umwandlung des Kochsalzes in kohlensaures Natron.

Hat die Vegetationsthätigkeit in der Pottasche- und Sodafabrication so wichtige Beihülfe gewährt, so ist sie es auch, der wir sogar die Entdeckung bedeutender, in der Industrie unentbehrlich gewordener Stoffe verdanken. Ohne die thätige Mitwirkung der Vegetationskraft würden wir wohl schwerlich heutzutage von dem Geschwisterpaare, Jod und Brom, Kenntniß haben.

In der an Sonderbarkeiten so reichen Entdeckungsgeschichte des Jod spielt die Vegetationsthätigkeit die Hauptrolle. Das Jod ist in dem Wasser des Meeres enthalten, aber in außerordentlicher Verdünnung. Vier Millionen Pfund Meerwasser müssen, wie von Einigen behauptet wird, zur Trockne verdampft werden, um ungefähr ³/₄ Pfund Jod zu erhalten, nach Anderen ist eine Million Pfund Meerwasser hierzu schon ausreichend. Bei dieser jedenfalls schon homöopathischen Verdünnung wäre es menschlicher Forschung kaum geglückt, diese wichtige Substanz, welcher bekanntlich die Photographie ihr großartiges Dasein verdankt,

aufzufinden ohne die Unterstützung der zwar im Verborgenen, aber doch so mächtig wirkenden Kraft der Vegetation. Wie Schwefel und Phosphor als nothwendige Bestandtheile der Pflanzen des Festlandes auftreten, so ist das Jod ein unentbehrliches Moment für die Pflanzen des Meeres; mit Begierde suchen sie es auf in der unermeßlichen Verdünnung der Fluthen, um sich dasselbe als festen Bestandtheil anzueignen. Die Anziehungskraft der Meerespflanzen für das Jod ist eine überaus kräftige. So sind es denn auch hier wieder vegetabile Vorgänge, vermittelt durch die unscheinbaren pflanzlichen Gebilde des Meeres, die den ersten und wichtigsten Proceß in der Fabrication des Jod übernehmen, sie ersparen uns die Mühe, das Meerwasser abzurauchen, sie überliefern in ihrer jodreichen Asche der menschlichen Industrie das kostenfrei concentrirte Meerwasser zur weiteren Behandlung.

Neben dem Jod enthalten die Aschen der Meerespflanzen auch das Brom. Von der Bedeutung der Pflanzenthätigkeit für die Gewinnung des Brom gilt somit ungefähr dasselbe, was wir beim Jod schon erwähnt haben. Die Mutterlaugen der Meerespflanzenaschen, aus welchen das Jod ausgeschieden worden, liefern das Material zur fabrikmäßigen Darstellung des Brom.

Eine andere, für die Industrie überaus wichtige Rolle der Vegetation liegt in ihrer Thätigkeit während des Keimprocesses. Mit der Keimentwicklung des in günstige Lage gebrachten Samens findet in dem Samenkorn eine energische chemische Action statt, deren Sitz wesentlich in dem Kleber des Kornes zu suchen ist. Ein Haupterfolg dieser Thätigkeit besteht in der Umwandlung des ursprünglich im Samen enthaltenen Stärkemehles in Zucker. Und hier ist nun die Stelle, an welcher der Zweck der natürlichen Keimung, behufs der Entwicklung der Pflanze, und die Zwecke der Industrie, die Malzbereitung, sich begegnen, — hier ist es, wo einer der wichtigsten Industriezweige, die Bierbrauerei, als Vorarbeit die Thätigkeit der Vegetation mit großem Vortheil in Anspruch nimmt. Die Ueberführung der Gerste in Malz oder das Malzen ist nichts Anderes als ein rechtzeitig unterbrochener Keimproceß; die Vegetationsthätigkeit, wie sie sich in der Keimung darstellt, übernimmt in liberaler Weise für uns die nothwendige Vorbereitung für die Zwecke der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Das Getreide im ungekeimten Zustand enthält nur geringe Spuren von Zucker, es besitzt nur in sehr unbedeutendem Grade die Eigenschaft, Stärkemehl in Zucker zu verwandeln. Diese für die Industrie so wichtige Eigenschaft wird erst hervorgerufen durch den Keimvorgang. Es ist keineswegs klar, wie die Erscheinung der Zuckerbildung im keimenden Samen bewirkt werde. Doch so viel wissen wir, es ist zunächst der freie Sauerstoff der Atmosphäre, welcher diesen Naturproceß einleitet; auch der Keimvorgang ist bedingt durch die Gegenwart und Wirkung des Sauerstoffes. Die Umwandlung des Stärkemehles in Zucker wird begleitet von einer Entweichung der Kohlensäure und vom Austreten eines Theiles des vorhandenen Sauerstoffes und Wasserstoffes in der Form von Wasser.

So sind denn auch die Bedingungen des Keimens der Gerste immer dieselben, ob sie sich nun als Saat im Ackerboden befinde oder das Material zur Malzbereitung darbiete, nämlich Sättigung der Samenkörner mit Feuchtigkeit, eine Temperatur, welche nicht höher als 40° C., nicht niedriger als 4° C. sein darf, Zutritt der atmosphärischen Luft zu dem Samen und Abhaltung des directen Sonnenlichtes.

Endlich haben wir noch einen wichtigen Vorgang der Vegetationsthätigkeit zu betrachten, — wichtig, da auf demselben die weingeistige Gährung beruht. Dies ist die Umwandlung der Pflanzensäuren in Zucker während der Reifung der Früchte. Bekanntlich zeigen die unreifen Früchte einen sehr hohen Gehalt an freier Säure, welcher durch die Reife nach und nach verschwindet. Die Cultur hat einen wesentlichen Einfluß auf diesen Vorgang; der Zuckergehalt steigert sich, der Säuregehalt vermindert sich bedeutend unter den Wirkungen der Cultur. Wir erkennen dies am deutlichsten aus dem Vergleiche des Zucker- und Säuregehaltes der Waldhimbeere mit der Gartenhimbeere u. s. w. In allen Fällen ergiebt

sich der Zuckergehalt der in cultivirtem Zustande gereiften Frucht um ein Bedeutendes höher als der Zuckergehalt der Wildlinge. Merkwürdig erscheint hierbei, daß der Vorgang des Reifens der entgegengesetzte ist von dem Vorgange der Entwicklung ausgebildeter Pflanzen. Während, wie man weiß, die grünen Baumblätter die Kohlensäure der Atmosphäre mit Hülfe des Sonnenlichtes zersetzen, nehmen die reifenden Früchte fortwährend Sauerstoff aus der Atmosphäre auf und entwickeln dafür Kohlensäure, ganz in derselben Weise wie diese Erscheinungen während des Keimens auftreten.

Unschwer könnten die Beispiele vegetabiler chemischer Thätigkeit in ihrem Bezuge auf Sammlung und Erzeugung von Producten, welche für Industrie und Technik, sowie für den täglichen Verkehr, von größter Bedeutung sind, noch weiter ausgedehnt werden. Das Angeführte mag genügen, um in uns die Ueberzeugung zu befestigen, daß wir in dem stillen, anspruchslosen Haushalte der Pflanzen einen von der Natur aufgestellten, tüchtigen Gehülfen besitzen, unablässig thätig in den Vorarbeiten, welche uns für manche Fabricationszweige im hohen Grade zu gute kommen. Es liegt aber in solcher Betrachtung noch die Aufforderung, unsere ganze Aufmerksamkeit den chemischen Vorgängen im Pflanzenleben zuzuwenden; die Kenntnisse, die wir uns über diese Verhältnisse nach und nach, allerdings durch mühsame und scheinbar undankbare Untersuchungen, erwerben, geben nicht allein Aufschluß über die vortheilhafte Behandlung der Ertragspflanzen, — sie sind auch dazu angethan, dem Techniker über so manche Einzelheiten des einen oder anderen Fabricationszweiges gewichtigen Fingerzeig zu bieten.

Literarisches.

Das Ich und das Ding an Sich. Geschichte ihrer begrifflichen Entwicklung in der neuesten Philosophie. Von Dr. P. Asmus, Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Halle. Halle, C. E. M. Pfeffer, 1873.

Kaum hat ein Problem in der Bewegung der Philosophie, welche Kant's Auftreten hervorrief, eine so wichtige Rolle gespielt, als dasjenige, welches die vorliegende kleine Schrift behandelt. Die Stellung, welche Fichte einnimmt, kann nur von ihm aus verstanden werden, und in der Revolution, die Fichte's Wissenschaftslehre hervorrief, orientirt man sich von dieser Frage aus am leichtesten. Daher es denn angemessen war, von hier aus über die neueste Philosophie eine Orientirung zu suchen, und diese giebt der Verfasser in einer folgerichtigen und klaren Darlegung, leider mit jener Abstraction von den positiven, in den Thatbeständen selber gelegenen Problemen, hier also der Empfindung und Wahrnehmung, wie dieselbe immer noch, selbst bei jung auftretenden Philosophen, unter welche auch Asmus zählt, nicht ungewöhnlich ist.

Ueber die französische Geistesbewegung im 19. Jahrhundert. Drei Vorträge von Fr. Kreißig. Berlin, Fr. Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (A. Effert und L. Lindtner), 1873.

Die vorliegende kleine Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, welche der bekannte Literarhistoriker nicht lange nach dem Abschlusse des Friedens in Darmstadt und Frankfurt gehalten hat. Kreißig's umfassende Kenntniß der neueren englischen und französischen Literatur ist allgemein anerkannt. Die Absicht, dieselbe zu verwerthen, um gegenüber dem wüsten Geschrei in Frankreich einen Einblick in die Welt dieser Bestrebungen zu eröffnen, ist im hohen Grade löblich. Leider kann nicht dasselbe Gute von allen Theilen der Ausführung gesagt werden. Es muß immer wieder daran erinnert werden, daß für das Verständniß der Geistesbewegung einer Nation ein Inbegriff nicht leicht zu erwerbender Kenntnisse in den Wissenschaften der Natur und der Gesellschaft erforderlich ist. So gern man nun auch Kreißig folgt, wenn er Novellen und Romane bespricht, so sonderbar muthen manche seiner Erörterungen über die Seiten der französischen Geistesbewegung an. Ein hervorragendes Beispiel hiervon ist seine Behandlung der socialen Bewegung in Frankreich. Wenn Kreißig erklärt, die Verfassung Sparta's sei „stark socialistisch angehaucht" gewesen, oder wenn er die Führer des Socialismus in Frankreich als Sophisten, entweder als Betrüger oder Getäuschte behandelt, ihre Systeme als Einfälle, so können wir ihm nur ein Studium dieser Schriften selber auf das dringendste empfehlen.



Lideweide.

Dem Holländischen des Cd. Busken Huet nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

IV.

Schon seit vierundzwanzig Stunden war Stephenson von seinem Missionszuge nach M. zurückgekommen. Er saß in seiner Stube, die ihm zugleich als Studier- und Schlafzimmer diente, mit der Aussicht auf den etwas verwahrlosten Garten der sehr einfachen Wohnung seines Pastors, und las in den Bekenntnissen des Augustinus.

Obgleich G. eine große Stadt war, so gehörte sie doch zu jenen alterthümlichen Provinzialstädten, in denen die Giebelhäuser und alterthümlichen Bauwerke vorherrschend sind, und woselbst man in Bezug auf Comfort noch immer um einige Menschenalter zurück ist. Stephenson hatte in der vergangenen Nacht nicht besonders gut geschlafen; das Nachdenken über Dr. Ruardi und die Verdorbenheit der Menschen hatte ihm die Nachtruhe gestört und nahm ihn auch jetzt noch so sehr in Anspruch, daß er noch weniger als sonst für die klosterartige Einfachheit seiner Umgebung Sinn hatte. Er war nicht in der Stimmung, um zu bemerken, wie hart der Sitz seines geflochtenen Stuhles war, oder wie nahe der Zeitpunkt kam, wo seine Füße ein Loch in den halbzerrissenen Teppich unter seinem Tisch bohren mußten. Jetzt sah er von seinem Buche auf und starrte hinaus in den Garten. Dort schlenderte der alte Pastor auf und ab, mit einer langen Pfeife im Munde und einem schwarzen Sammetkäppchen auf dem Kopfe. Im Anblick dieses Mannes war nichts Erhebendes oder Ermuthigendes. Die schwarze Soutane, die er im Hause zu tragen pflegte, war von dem langen Gebrauche ganz glänzend geworden und wenn er so in seinem Garten umherging, wo er im Frühling die Raupen von den Rosenstöcken absuchte und im Herbste die gelben Blätter der Geraniumstöcke abpflückte, so würde ein Maler vielleicht aus diesem einfachen gemüthlichen Anblick den Stoff zu einem durch die Kunst veredelten Bilde genommen haben, aber für den Denker war der alte Pastor nichts weiter als ein treffendes Bild der Prosa des Christenthums. Stephenson war jedoch weder Maler noch Denker. Wenn er Verdruß gehabt hatte, tröstete ihn weder die Kunst noch die Philosophie, und nur die Mystik konnte ihn darüber trösten, daß die Welt im Argen lag. Er ärgerte sich nicht über seinen Pastor, noch viel weniger verach-

tete er denselben; in seinen Augen war der Greis gleichsam ein Israelit, in welchem kein Falsch war. Uebrigens giebt es Seelen, die auch in der Trivialität des Nathanael, so unschädlich sie übrigens sein möge, eine Offenbarung von der Macht der Sünde sehen. Im Vergleich mit Ruardi war der Pastor ohne Zweifel ein Engel. Aber Ruardi's Existenz wurde nach Stephenson's Ansicht durch solche kurzgeflügelte gute Genüsse nicht aufgewogen oder neutralisirt.

„O felix culpa!“ seufzte er zum, wer weiß wie vielten Male in seinem priesterlichen Leben vor sich hin. Und dies muß von ihm auch gesagt werden, daß er, so sehr ihn die menschliche Sünde niederdrückte, diese Sünde selbst doch nicht ausgelöscht zu sehen wünschte, wenn er dafür seinen Erlöser missen sollte.

* * *

In demselben Augenblicke, als Stephenson sich so in die Geheimnisse der christlichen Glaubenslehre vertiefte, saß Robert von Kortener gleichfalls in einer kleinen Stube mit der Aussicht auf den Garten und schrieb den folgenden Brief an seine Braut:

Liebe Emma!

Ich wünsche nicht, daß du rathen könntest, wo ich mich in diesem Augenblick befinde, und wie ich hierhergekommen bin. Dies würde nämlich eine zu große Klugheit verrathen. Die Frauen haben zwar das Recht, unergründlich zu sein, hätten sie aber dabei auch noch die Gabe, Alles selbst zu ergründen, so würde für die Männer — höre ich dich sagen — gar keine Möglichkeit mehr sein, sie zu betrügen. Wie kommt es doch, daß Du so ungünstig von uns denkst, und nur in Bezug auf mich selbst eine Ausnahme gestattest? Glaube mir, ich bin keine Ausnahme, und ein wenig blindes Vertrauen ist bei den Meisten von uns gut angebracht.

Dies erinnert mich an unser letztes Gespräch im Dünenthal'schen Wäldchen, und ich kann kaum begreifen, daß erst drei Tage vorüber sind, seitdem wir Abschied von einander genommen haben. Wie schnell ging die Zeit vorüber, so lange wir bei einander waren, und wie träge schleichen die Stunden jetzt fort! Weshalb lächeln die Menschen und nennen es kindisch, wenn zwei Verlobte nicht ohne einander sein können? Mir wenigstens erscheint nichts im Leben so wichtig als deine Liebe, und ich halte viel mehr auf dich als auf alle Eisenbahnbrücken und großen Paläste, die ich vielleicht noch einmal bauen werde. Im Vergleich zu unserem Glücke finde ich selbst den Durchstich der Landengen von Suez und von Panama eine Sache von untergeordneter Bedeutung.

Aber nun hören Sie einmal, mein verehrtes Fräulein, was ich Alles zu erzählen habe. Es ist elf Uhr Vormittags; ich sitze in einer sehr eleganten Stube, vor einem bequemen Schreibtisch und wenn ich den Kopf erhebe, so kann ich durch ein offnes Fenster auf einen großen Rasenplatz sehen, in dessen Mitte eine hohe Buche prangt. Du solltest die Sonne durch die Aeste und Blätter auf das Gras Funken sprühen sehen! Der Park, der mich umringt, gehört zu einer reizenden Villa, die keine zwanzig Minuten von der Stadt entfernt liegt. Früher gehörte sie einem Millionär aus Ostindien, und wenn ich dir mittheile, wer sie jetzt besitzt, so weißt du zugleich, bei wem ich zu Gaste bin, warum ich nicht bei meinem Onkel blieb und was ich für Geschäfte in M. habe. Als ich vorgestern früh zur bestimmten Stunde bei meinem Onkel erschien — aber nein, auf diese Weise würde meine Erzählung länger werden, als sie verdient. „Weißt du wohl,“ sagte mein Onkel mit dem ihm eignen barschen Ton, den ich immer unangenehm gefunden habe, obgleich man behauptet, daß er warmes Gefühl dahinter verbirgt, „weißt du wohl, daß deine Mutter und ich mit einem entfernten Verwandten, der Adrian Deichberg heißt, eine Erbschaft theilen müssen? Deinen Schwestern zu Liebe wünschte ich, daß die Erbschaft großartiger wäre, aber daran ist nun einmal nichts zu ändern. Ich bin verhindert, nach M. zu reisen und mit Deichberg, der ohnehin mein Freund nicht ist, die Sache in Ordnung zu bringen. Da dies nun aber doch einmal geschehen muß, so habe ich dich dazu ausersehen. Die Sache ist nicht schwierig und mit dieser schriftlichen Vollmacht wirst du in meinem Namen Alles besorgen können, was das Gesetz verlangt.“ Die Art, wie mir mein Onkel diesen Auftrag gab, ver-

stimmte mich und ich ließ ihn nicht undeutlich merken, daß er mir die Vollmacht ebenso gut durch die Post hätte zusenden können, so daß ich direct nach M. reisen konnte und nicht den Umweg über A. zu nehmen brauchte. Ich wurde jedoch für diese Bemerkung sofort durch die Frage gestraft, ob ich so wenig von meinem Onkel hielte, daß eine persönliche Unterredung mit ihm mir nicht einmal einen halben Tag der Reise werth sei. „Außerdem," setzte mein Onkel hinzu, „wollte ich dir über die Personen, mit welchen du in M. in Berührung kommst — Adrian Deichberg und seine Frau nämlich — einige Aufklärungen geben, die ich dem Papiere nicht gern anvertraue. Sei offenherzig und sage mir, ob du Frau Deichberg schon kennst?" Bei dieser Frage sah mich mein Onkel durchdringend an, viel ernster und durchdringender, als nöthig war, denn bis zu diesem Augenblicke wußte ich von Frau Deichberg nichts weiter, als daß sie die Frau unseres Vetters Adrian sei, mit dem wir eine gemeinschaftliche Erbschaft zu regeln hatten. Ich erinnerte mich zwar, daß ich zuweilen hatte sagen hören, sie sei viel zu schön und zu geistreich für ihren Mann, von dem man behauptete, daß er das Pulver nicht erfunden habe. Da ich aber weder ihn noch sie von Angesicht kannte, fand ich es nicht nöthig, darauf Gewicht zu legen. Meine Antwort war also der Wahrheit gemäß: „Ich weiß kaum, daß eine Frau Deichberg in der Welt ist." Was mir mein Onkel darauf Wunderliches erzählte und erklärte in Bezug auf den Herrn und die Dame, an die er mich senden wollte, kann ich dir nicht wörtlich wiederholen und es würde dich auch wahrscheinlich ebenso wenig interessiren wie mich. „Deichberg," sagte er unter anderem, als Ergänzung zu der Mittheilung, daß Adrian sein Freund nicht sei, „Deichberg ist ein eingebildeter Narr; ob er etwas vom Handel versteht, weiß ich nicht, aber daß er sich bemüht, Mitglied der Kammer zu werden, finde ich unverzeihlich. Vor einigen Jahren bin ich zufällig verurtheilt gewesen, seine Rodomontaden über Politik mit anzuhören. Es war zum Erbarmen. Weil er Vermögen und ein großes Maul hat, glaubt er, über diplomatische Angelegenheiten mitreden zu können, aber ich habe in meinem ganzen Leben von einem erwachsenen Menschen nicht so viel Unsinn auskramen hören." Was mein Onkel über Frau Deichberg erzählte, wird dich vielleicht mehr interessiren. „Frau Deichberg," sagte er „ist die natürliche Tochter eines meiner Schulkameraden; ihr Vater ist vor Jahren Consul in Alexandrien gewesen und hat dort mit einer Art von griechischer Slavin eine Zeit lang zusammen gelebt. Ob er noch existirt, weiß ich nicht, aber ich zweifle daran. Er brachte die jetzige Frau Deichberg, die damals ein Kind war und den seltsamen Vornamen Lideweide hat, nach Europa und that sie in ein gutes Pensionat, wo sie mit Deichbergs Schwestern Freundschaft schloß. Später kehrte er nach dem Orient zurück und scheint für die Erziehung seines Kindes reichliche Geldmittel hinterlassen zu haben. Das junge Mädchen wurde durch die alte Frau Deichberg eingeladen, die Ferien bei ihnen zu verbringen, und so ist Adrian an sie gekommen. Wenn sie jemals in ihn verliebt gewesen ist, muß sie eine ebenso große Närrin sein, wie er, aber ich glaube, sie hat ihn allein genommen, um sich eine haltbare Stellung in der Gesellschaft zu sichern."

Du weißt ungefähr, liebe Emma, wie ich über meinen Onkel denke. Er ist mein Wohlthäter gewesen und ohne ihn würde ich nicht Ingenieur geworden sein, Gründe genug, um ihn zu achten und zu ehren. Aber lieb haben kann ich ihn doch nicht und daß er trotz seiner Erfahrungen und seinem Geheimerathtitel ein Mann voll von Vorurtheilen ist, darüber habe ich aufs neue, seit gestern Erfahrungen gemacht. Seiner Versicherung nach war es eine ausgemachte Sache, daß Adrian Deichberg zur liberalen Partei gehöre und sich als Mitglied derselben in die Kammer wählen lassen wollte. Auf der Reise nach M. lernte ich nun einen vollkommen eingeweihten Herrn kennen, der mich versicherte, daß die Ansicht meines Onkels eine ganz irrige sei. Adrian Deichberg ist einer der Candidaten der conservativen Partei, und der betreffende Herr, welcher Lehmann hieß, reiste nach M., um mit Adrian über dessen Candidatur zu sprechen und mit einigen anderen Freunden derselben Richtung zusammenzukommen. Du begreifst, liebes Mädchen, daß es mir vollkommen gleichgültig ist, ob mein Vetter

Deichberg conservativ oder liberal ist, aber du siehst aus meiner Mittheilung, daß man sich doch nicht allzu sehr auf die Ansichten meines Onkels Zimmermann verlassen darf.

Eine andere Probe seiner Kurzsichtigkeit erhielt ich gestern Abend, als ich Deichberg meine Aufwartung machte. Nach der Beschreibung meines Onkels mußte ich erwarten, einen etwas schwindelhaften Menschen zu sehen, der mich halb und halb verblüffen würde und gegen den ich auf der Hut sein müßte. Als jedoch der Wagen, mit welchem ich nach dem Gute gefahren war, vor dem Portal still hielt, (Deichberg's Wohnung ist in Wahrheit ein fürstliches Gebäude), wurde ich sehr zuvorkommend durch einen heitern Weltmann empfangen, der kaum meinen Namen und den Zweck meiner Ankunft erfahren hatte, als er mir die Hand reichte und mir sein Haus zur Wohnung anbot. Deichberg ist ein Mann von fünfundvierzig Jahren, wie es mir scheint. Er hat eine hohe Stirn und ist fast kahl, aber obgleich auch sein dichter blonder Bart hier und da greise Flecken zeigt, sieht er doch durchaus nicht einem abgelebten Manne gleich. Er ist klein von Gestalt, hat kleine Hände und Füße und ist stets nach der Mode gekleidet. Das einzige Auffallende an ihm schien mir eine gewisse Gemessenheit, die nicht ganz und gar natürlich ist, aber ihm nicht schlecht steht. Man hat das Gefühl, daß er ohne dieselbe vielleicht zu lebhaft und rasch in seinem Wesen sein würde.

Was meine Cousine Lideweide betrifft, so kann ich dich versichern, daß dieselbe auch nicht den geringsten Eindruck auf mich gemacht hat, und ich begreife gar nicht, wie mein Onkel — oder hatte ich dir dies noch nicht mitgetheilt — sie als eine cokette Frau schildern konnte. Es ist möglich, daß sie interessant aussehen könnte, wenn sie wollte, aber wie ich sie gestern Abend angetroffen habe, als sie uns in der Veranda an der Hinterseite des Hauses den Thee eingoß und sich zu meiner Begrüßung kaum von ihrem behaglichen Stuhl erhob, fand ich sie nicht allein nicht schön, sondern beinahe auch unliebenswürdig. Ihr Auge sagt nichts und ihr Mund, der mich nur sehr abgemessen willkommen hieß, spricht wenig mehr, während auf ihrer Stirn eine Wolke thront, die an Verdrießlichkeit denken läßt. Das Einzige, was einen gewissen Eindruck macht, ist ein fremdartiger, südlicher Typus in ihrer Erscheinung. Sie ist jünger als ihr Mann und mag ohngefähr in meinem Alter sein.

So ist es gekommen, liebe Emma, daß ich auf diesem Landgute meinen Anker fallen ließ. Bis zur Abwickelung der Angelegenheiten meines Onkels werden höchstens acht Tage nöthig sein und da Deichberg derselben Ansicht ist, so habe ich von dem Anerbieten, bei ihm zu wohnen, ohne Bedenken Gebrauch gemacht. Er wollte durchaus nicht, daß ich länger als einen Tag im Gasthof logiren solle, und da ich in Dünenthal so viele Monate dieses Vergnügen genossen habe, wirst du begreifen, daß sein Vorschlag ganz nach meinem Geschmack war. Uebrigens kann das größte Hotel nicht comfortabler eingerichtet sein als der Lindenhof. Für Menschen ohne Kinder ist das Haus eigentlich viel zu groß, man verirrt sich darin, und wenn ich dir jetzt den Weg nach meinem Zimmer zeigen sollte, würde ich wahrscheinlich in Verlegenheit gerathen. Der Erbauer des Lindenhofes, der jetzt, Gott weiß wohin, ich glaube nach Böhmen übergesiedelt ist, hatte einen sehr zahlreichen Hausstand und seine junge Familie, mit Inbegriff der Gouverneurs und Gouvernanten, mußte jedes sein besonderes Zimmer haben. Diese große Ausdehnung abgerechnet, ist es die schönste Villa, die man sich denken kann, und ich weiß Jemand, dem es nicht mißfallen würde, wenn er es einmal in der Welt so weit brächte, ein solches Haus bewohnen zu können. Ich habe wiederholt erzählen hören, daß Deichberg Vermögen habe, aber um leben zu können, wie er es thut, mit einem Comtoir in der Stadt, eignem Wagen, eignen Pferden, einem eignen Gärtner und einem Haus voll Bedienten, muß er sehr reich sein.

Gestern Abend wußte ich nicht recht, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte. Ich besah mir die Straßen von M. und den an die Stadt grenzenden Park. Alles ist hier in den letzten Jahren viel lebendiger und großstädtischer geworden. Außer nach dem Park, wo zweimal in der Woche Concert ist, gehen die Leute viel nach Seeburg, woselbst seit vorigem Jahr ein Badehaus eröffnet ist. Man kann wohl zehnmal des Tages mit dem Omnibus und

anderen Wagen dorthin fahren, und wer das nicht will, kann die Stunde Entfernung sehr gut zu Fuß gehen.

Du siehst, liebes Mädchen, daß der Ort meiner Verbannung durchaus keine Wüste ist. Auch würde ich es sehr wohl hier aushalten können, wenn du nur bei mir wärst. Aber deine Abwesenheit quält mich überall und erst, seitdem ich an dich schreibe, fühle ich mich etwas weniger verlassen. Mit ebenso viel Betrübniß als Zufriedenheit sehe ich die vollgekritzelten Blätter neben mir liegen, denn so sehr mich der Gedanke erfreut, daß ich ehrlich gebeichtet und und dir alle meine Erlebnisse mitgetheilt habe, erfüllt es mich doch mit Schmerz, daß jedes Vergnügen ein Ende haben muß und daß es nicht wohl angeht, den Brief nach Dünenthal noch länger werden zu lassen. Grüße deine Eltern von mir und alle diejenigen, welche nach mir fragen. Gedenke meiner Einsamkeit und tröste mich recht bald mit einem Brieschen von deiner lieben Hand. Es wird der erste Brief sein, den ich von dir empfange, aber wenn ich den Genuß, die Züge deiner Hand zu erblicken, mit der Trennung von dir erkaufen soll, möchte ich wünschen, daß dieser Brief zugleich der letzte wäre. Ich kann nicht ohne dich sein, liebe Emma, und es müßte ein Zaubrer kommen, um mich länger hier zu halten, als durchaus nothwendig ist. Mein Herz ist zu Belvedère. Zu dir gehöre ich, für dich lebe ich, dich umarme ich.

V.

War es Unaufrichtigkeit, war es Schwäche, war es Mangel an Einsicht; man nehme von diesen Eigenschaften so viel, als ein erträglicher Romanheld ertragen kann. Robert's Urtheil über seinen Onkel war in jedem Falle unrichtig. Der alte Herr war vor dem Jahre 1848 im Staatsdienste gewesen, und da er vermögend war, hatte er schon vorher viel und mit Nutzen gereist. Er konnte somit, was seine Befähigung betraf, sehr gut als Diplomat gelten. Mit einer mindestens fünfzigjährigen Wittwe, die seine Haushaltung besorgte und sich entsetzlich vor ihm fürchtete, wohnte er in einem der schönsten Häuser einer vornehmen Straße, machte ein Haus, hielt Equipage, verkehrte in angesehenen Kreisen und würde für manchen Neffen das Ideal eines Onkels gewesen sein. Er stammte jedoch aus einer einfachen bürgerlichen Familie und obschon Robert's Mutter seine Schwester war, so konnte der junge Mann doch nicht vergessen, daß sein Vater, der aus einer viel angeseheneren Familie stammte, sein ganzes Leben lang als untergeordneter Beamter in einer Provinzialstadt hatte leben müssen und daß ihm die Sorgen für seine zahlreiche Familie mehr oder weniger Verpflichtungen gegen den Onkel Zimmermann auferlegt hatten. So kam es, daß auch Robert zwar mit dem Munde stets von den Verpflichtungen sprach, die er gegen den Onkel hatte, daß ihn dieselben aber im Grunde seines Herzens drückten.

Und zu diesem alten Aerger war seit einigen Monaten ein neuer gekommen. Robert hatte Gründe, seinen Onkel als Gegner seiner Verlobung mit Emma zu betrachten. Er hatte ihm davon schriftlich Kenntniß gegeben und der Onkel hatte darauf erwiedert, daß er für diese Heirath nicht schwärme. Robert hatte eine Erklärung dieser seltsamen Bemerkung verlangt und den Bescheid erhalten: „Mir scheint, daß du später eine bessere Partie hättest machen können." Was bedeutete das? Nun ja, Emma war keine Gräfin, aber bei einer Heirath kam es auf die Abkunft des Mannes an und in jedem Fall waren die Fischers aus ebenso gutem Hause wie die Zimmermanns. Der alte Herr Fischer war kein Millionär, auch dies war wahr, aber Emma war das einzige Kind und es war offenbar, daß ein Mann, der selbst kein Vermögen hatte, eine gute Partie an ihr fand. Warum also der Widerwillen? Wenn eine genossene Unterstützung zur Folge haben sollte, daß man sich lebenslang die Launen derjenigen gefallen lassen soll, die uns einmal Gutes gethan, so würde es schließlich dahin kommen, daß man alle freigebigen Onkel und edelmüthigen Tanten zum Teufel wünschen müßte. Man wird nicht dreißig Jahre alt und baut keine Eisenbahnbrücken, um ewig nach der Pfeife eines Onkels zu tanzen, der Geheimerath gewesen ist.

So dachte Robert, wenn er sich nicht in der Gesellschaft seines Onkels befand. Wenn man ihn aber zufällig in einer Unterredung mit dem Geheimerath sah, be-

merkte man wenig von diesen unabhängigen Ansichten. Der Geheimerath mochte Vorurtheile haben und nicht mehr vollkommen über alle neueren Ereignisse unterrichtet sein, er blieb immer ein Mann, dessen Gegenwart imponirte. Sein Aeußeres trug durchaus nicht das Gepräge einer bürgerlichen Abkunft, und obgleich er die Orden, die er besaß, nicht zu tragen pflegte, so würde man ihn doch für eine geborene Excellenz gehalten haben. Sein Gesicht war keineswegs schön, es erinnerte an Voltaire und Sterne, aber die große Nase paßte vollkommen zwischen die grauen Haare, welche die vorspringende Stirn umrahmten. Sein Gang hatte etwas Elastisches, was zu weichen Teppichen paßte; er war sehr höflich in seinen Gesprächen mit Frauen, vorsichtig in seiner Unterhaltung mit Männern, durchaus nicht darauf versessen, das große Wort zu führen, und dennoch ein angenehmer Plauderer, kurz, er besaß alle Eigenschaften, die einen jüngeren Mann wie Robert veranlassen mußten, ihm mit Achtung zu begegnen.

Es war die Wahrheit, wenn Robert an Emma schrieb, daß sein Onkel ihm unfreundlich begegnet sei, aber er hätte nur dazusetzen sollen, daß dies zu den Absonderlichkeiten des alten Herrn gehörte und keineswegs ein Beweis von Herzlosigkeit war. Es galt vielmehr als allgemeine Regel in der Familie, daß Onkel Zimmermann gegen seine Neffen und Nichten gerade dann am wenigsten höflich war, wenn er ihnen etwas Gutes zugedacht hatte, während sie versichert sein durften, keine Gunst von ihm zu empfangen, sobald er den liebenswürdigen Geheimerath hervorkehrte.

Uebrigens war Robert's Brief noch in anderer Beziehung nicht ganz vollständig. Sein Onkel hatte ihm nicht nur gesagt, daß Frau Deichberg gefallsüchtig sei, sondern ihn geradezu vor Lideweide gewarnt. Warum machte Robert seiner Braut daraus ein Geheimniß? Auf diese Frage kann leider nur mit einer Gegenfrage geantwortet werden: Warum ist der Mensch ein kurzsichtiges Wesen? Hätte Robert voraussehen können, daß Frau Deichberg, die er vorläufig kaum von Ansehen kannte, im Verlauf von wenigen Wochen eine Herrschaft über ihn ausüben werde, welche Emma's Einfluß auf sein Gemüth zuerst abschwächen, dann neutralisiren und endlich vernichten sollte, so würde er der Erste gewesen sein, sich gegen diese Frau zu waffnen. Aber er war jung und unerfahren. Gegen die ehrfurchtsvolle und süße Scheu, womit er noch vor kurzer Zeit zu Emma aufgeblickt hatte, war zuerst eine gewisse Sicherheit zur Geltung gekommen, und wenn er vor einem kundigen Auge seine wahren Gefühle bloßgelegt hätte, würde man entdeckt haben, daß seine Liebe bereits an der ersten Station angekommen war. Anstatt Lideweide in Gedanken zu verabscheuen, oder wenigstens ihr zu mißtrauen, interessirte er sich für sie. Es machte ihn neugierig, welchen Eindruck er von ihr empfangen werde, und ohne vorläufig den Wunsch zu hegen, daß die Neugierde gegenseitig sei und daß Frau Deichberg auch ihm einiges Interesse schenken möge, reizte ihn die Aussicht, eine Frau kennen zu lernen, gegen welche er, wie man ihm sagte, auf seiner Hut sein solle.

Es liegt auf der Hand, daß diese Gefühle Robert keineswegs zur Ehre gereichten und der Gedanke drängt sich auf, wie sie mit dem Anfang und dem Schlusse eines gewissen Briefes zu vereinigen sind. Aber derartige Fragen sind leichter zu stellen als zu beantworten, und man könnte leichter noch die Frage aufwerfen, wie Robert's Onkel, der gewesene Geheimerath, seinen Neffen in diese gefährliche Versuchung senden konnte. Der alte Herr fand es erlaubt, Robert's Treue gegen das Mädchen, dessen Wahl dem Onkel nicht besonders zusagte, auf die Probe zu stellen, und er wußte dabei sehr wohl, daß seine Warnung die Gefahr bedeutend vergrößerte. Ohne sein Ziel sich vollkommen klar zu machen, glaubte er, das beste Mittel gewählt zu haben, ja es kostete ihn sogar einige Ueberwindung, dem Neffen gegenüber eine geheimnißvolle Haltung zu bewahren, aber er sagte sich, daß es die Zukunft des jungen Mannes gelte, den er auf seine Weise lieb hatte und der sich in seiner Braut ein Hinderniß in den Weg geräumt habe. Zeigte sich Robert's Neigung für Emma über jede Versuchung erhaben, dann war immer noch Zeit, sich in das Unvermeidliche zu fügen, aber er hielt es für lobenswerth, den jungen Mann wo möglich aus den Schlingen zu retten, in welche er denselben, als das Opfer schlauer Berechnung, gefallen glaubte.

VI.

Als Robert an Emma schrieb, war es zwischen elf und zwölf Uhr Vormittags; die Stunde, in welcher selbst im höchsten Sommer die Hitze nicht unerträglich zu sein pflegt, die Blumen noch etwas von der Frische der Morgenstunden behalten haben und man in den Wegen der Gärten noch mehr oder weniger den Eindruck der Fußtapfen erkennt.

Unwiderleglich ist im Mai und im Beginn des Juni das Grün der Blätter in unserer Gegend schöner als im August. Es hat die einförmige dunklere Färbung noch nicht angenommen und die Mannigfaltigkeit der Abstufungen verleiht ihm den höchsten Reiz. Doch wenn der volle Sommer den Abstich des hellern vom dunklern Laub entbehrt, so daß die feinen Schattirungen der verschiedenen Laubarten verloren gehen, so möchte man behaupten, daß dagegen das Laub der dunklen Buchen im Sommer gewinnt. Der starke Baum, gegenüber von Robert's Fenster, derselbe den er in seinem Briefe an Emma erwähnte, zeigte die Herrlichkeit des Spätsommers in voller Pracht. Voll Majestät streckte er nach allen Seiten seine Aeste aus und kein Alleinherrscher unter den Menschen kann stolzer auf seinem einsamen Sessel thronen wie er auf seinem Grasplatze. In dichten Lagen thürmte sich gleichsam das dunkle Laub aufwärts und es war dabei so fein ausgearbeitet, so beweglich und durchsichtig, daß hier und da dennoch goldne Funken niederschossen auf das hellgrüne Moos am Fuße des Stammes, daß jeder Luftzug gleichsam den ganzen Baum in seinen Fibern erzittern ließ. Der Frühling ist schön und herrlich, aber die Könige unter den Bäumen zeigen sich in ihrer vollen Herrlichkeit nur im hohen Sommer.

Der Brief an Emma war fertig, und mit dem Gefühl, seiner Pflicht in jeder Hinsicht genügt zu haben, trat Robert an das Fenster und vertiefte sich in die Betrachtungen der reizenden Aussicht um ihn her. Er dachte an Emma, an ihre Liebe für ihn, an alle ihre Vorzüge und an das Glück, daß ihm an ihrer Seite bevorstand. Er dachte dabei auch an sich selbst und an sein günstiges Gestirn, das ihn nach dem Lindenhof geführt hatte, und er würde in seinem Nachdenken wohl noch weiter gegangen sein, wäre seine Aufmerksamkeit nicht abgeleitet worden durch das Geräusch von nahenden Fußtritten und von zwei flüsternden Stimmen, welche von dem Wege, der unter seinem Fenster vorbeiging, zu ihm heraufdrangen. Das Rauschen eines Frauenkleides brachte ihn auf die Vermuthung, daß eine der zwei sprechenden Personen Lidweide sei, während die andere nach Stimme und Gang ein Mann zu sein schien. Wirklich sah er einige Augenblicke später einen Herrn und eine Dame auf dem Fußwege daherkommen, der an der Buche entlang, nach der entgegengesetzten Seite des Parks führte und dort in einem Gebüsch endigte, welches den Garten von der Landstraße trennte.

Der Lindenhof hatte zwei Zugänge: einen großen von Quadersteinen und Eisen für die Wagen an der einen Seite, und eine kleine Thür in der Holzplanke an der anderen Seite des Parkes. Robert kannte diese Einrichtung noch nicht und er bemerkte nun erst, daß vor der kleinen Thür, an jener Seite des Gebüsches, ein eleganter kleiner Wagen mit zwei Pferden auf und ab fuhr. Hätte er die Gesichter des wandelnden Paares unterscheiden können, würde ihm der Unterschied im Ausdruck gewiß aufgefallen sein. Die blühende Schönheit des männlichen Gesichtes und der unverkennbare Ausdruck von Leiden im Gesichte der Frau. Jedenfalls würde er sofort erkannt haben, daß die unbekannte Dame vielleicht Lidweide's Gesellschafterin, aber gewiß nicht Lidweide selbst war. Aber die schlanke Figur und das täuschend Jugendliche eines breitrandigen Gartenhutes ließen ihn über ihr Alter im Unklaren und erst, als sie allein zurückkehrte und er ihr Gesicht sehen konnte, bemerkte er seinen Irrthum.

Es war eine Frau von fünfzig Jahren, anständig, aber so einfach gekleidet, daß man zweifeln konnte, ob sie überhaupt der Frau des Hauses gleichgestellt sei. Für eine Dienerin konnte man sie wohl nicht halten, doch ebenso wenig schien sie zur Herrschaft zu gehören, wenigstens nicht auf diesem Gebiete und in dieser Umgebung. Ein Gärtnerbursche, der in der Nähe beschäftigt war, grüßte sie zwar, aber doch nicht mit jener Ehrfurcht, wie ihre Erscheinung eigentlich beanspruchen

konnte. War sie vielleicht Lideweide's Mutter? Nach dem, was sein Onkel ihm über Lideweide's Abkunft erzählt hatte, konnte Robert dies nicht gut annehmen. Zwischen ihren Gesichtszügen und denen von Lideweide war keine Spur von Aehnlichkeit zu entdecken. Auch würde der Gärtnerbursche, wenn sie seiner Herrschaft so nahe gestanden hätte, sie ohne Zweifel mit mehr Ehrerbietung begrüßt haben.

Es wird Lideweide's Kammerfrau sein, sagte Robert zu sich selbst und er würde mit dieser Vermuthung vollkommen zufrieden gewesen sein, wenn der Mann, den er an ihrer Seite hatte gehen sehen und den sie, wie es schien, hinausbegleitet hatte, in der Art, wie er neben ihr ging und mit ihr sprach, mehr Vertraulichkeit gezeigt hätte. Daß er dies nicht gethan, sondern sich, wie es schien, unwillkürlich dem Ton der Ueberlegenheit, mit dem sie zu ihm sprach, unterworfen hatte, machte Robert stutzig, obgleich er im übrigen durchaus nichts Geheimnißvolles in der ganzen Sache fand. Lideweide, so überlegte er, war gerade die Frau, welche fortwährend zum Arzte ihre Zuflucht nahm, und der fremde Herr mit dem eleganten Gespann war jedenfalls ihr Hausarzt, nichts natürlicher, als daß die Gesellschafterin, oder wie man sie nannte, den Auftrag bekommen hatte, den Jünger des Aesculap, der wahrscheinlich seinen täglichen Morgenbesuch gemacht hatte, wie gewöhnlich hinauszulassen. Viel Zeit, um diese natürlichen Dinge mit der überraschenden Art in Uebereinstimmung zu bringen, wie der gefeierte Arzt in Haltung und Sprache sich zu der untergeordneten fünfzigjährigen Dame gezeigt hatte, blieb Robert nicht. Ein Diener kam, um ihm zu sagen, daß das Frühstück bereit sei und die Frau des Hauses ihn erwarte.

„Haben Sie vielleicht sonst noch etwas zu besorgen?“ frug der Diener.

„Zu besorgen?“ wiederholte Robert; „wenn Sie nach der Stadt gehen, wollen Sie dann so gut sein, diesen Brief dort aufzugeben.“

„Sehr gern, Herr von Kortener.“

VII.

Es giebt Frauen, deren Schönheit dem Strande der See gleicht. Wenn sich am Mittag die Sonne in den Wellen spiegelt und der Schaum glänzend aufsprüht, wenn die Wasserfläche uns entgegenstrahlt, daß auf dem weißen Sande des Ufers die Kähne der Fischer mit ihren braunen Netzen sich deutlich erkennen lassen, die Männer sich an den Ankern zu schaffen machen und die halbnackten Fischerkinder mit einem Holzschuh, den sie als Segelschiff zurechtgemacht, sorglos spielen, dann glänzt Alles und badet sich in dem wallenden Lichte. Doch eine düstere Wolke, die in der Ferne gebroht hat, nähert sich und vollführt ihre Drohung, indem sie Glanz und Gluth vertreibt. Größer und größer wird der Schatten auf der Fläche; noch einen Augenblick und das glänzende Bild ist in beängstigende Finsterniß verwandelt.

Wenn man sich das umgekehrte Schauspiel denkt, so kann man sich eine Vorstellung von Robert's Ueberraschung machen, als er in den kleinen Speisesaal eintrat. Am vorigen Abend hatte Lideweide ihm den Eindruck einer halbverblühten Schönheit gemacht, einer Frau, die sich selbst und Andere langweilt, der es lästig schien, sich liebenswürdig zu zeigen, und deren Kleidung selbst Blasirtheit zu erkennen gab. Diesmal dagegen, wie sie so an dem geöffneten Fenster saß, zwischen den prächtigen Zierpflanzen, in dem hellen Schatten eines in den Garten vorspringenden Sonnenschirmes, erschien sie reizend wie ein Maßliebchen im Grünen. Ungezwungene Freundlichkeit sprach aus ihren dunklen Augen, ein Lächeln spielte um ihren schönen fröhlichen Mund, ihr weißes Morgenkleid mit zartgefärbten Bouquets in Violett und Grün stand in gefälligster Uebereinstimmung mit den breiten herabhängenden Bändern in Grün und Violett, die ihr Morgenhäubchen verzierten. Die weiße Stirn stach glänzend gegen die ungebleichten Spitzen ab, deren gelbliche Färbung wiederum die wogende Gluth der dunkelschwarzen Haarflechten milderte.

Wäre sie, als Robert hereintrat, aufgestanden, um ihm entgegenzugehen, so würde weder ihre Haltung noch ihr Gang die Schönheit ihres Gesichtes Lügen gestraft haben. Hätte sie ihm die Hand gereicht und er hätte dieselbe einen Augenblick in der seinigen halten dürfen, er würde überrascht gewesen sein, daß eine so üppige

Hand solche feine Finger haben konnte. Doch sie blieb in ihrem Lehnstuhl am Fenster sitzen, ließ beide Hände eine Weile im Schoße ruhen, wendete den Kopf nach der Thür und nahm mit dem freundlichsten Blicke der Welt als zuvorkommendsten Willkommen den Gruß ihres Vetters und Gastes entgegen.

Einer so schönen Frau gegenüber, auf deren Gesicht überdem der Schimmer vollständiger Gesundheit glänzte, konnte Robert unmöglich länger an die medicinische Facultät denken, und die Erinnerung an den Doctor war plötzlich aus seinem Geist verschwunden. Lideweide's liebliche und zugleich eindrucksvolle Erscheinung erfüllte ihn völlig, und wenn ihn etwas in diesem Augenblicke bekümmerte, so war es die Frage, auf welche Weise er sie anreden solle, denn die förmliche Art, wie er am Abend vorher mit ihr sprach, erschien ihm jetzt durchaus unpassend. Aber auch über diese Sorge half sie ihm sofort weg, und schmeichelte damit seiner Eigenliebe nicht wenig. „Wir wollen uns einander beim Vornamen nennen," sagte sie; „Vetter und Cousine sind schreckliche Worte, und Herr Kortener und Frau Deichberg noch gräßlicher. Mein Mann kann jeden Augenblick nach Hause kommen. Setzen Sie sich, Robert, und erzählen Sie mir inzwischen von Ihrer Emma."

Gewohnt, zu sprechen und zu handeln ohne Hintergedanken — wenigstens bildete er sich dies ein und man glaubte es ihm — war Robert der Meinung, daß alle rechtschaffenen Menschen dasselbe thäten. Nebenabsichten zu haben, stand bei ihm auf derselben Stufe mit Heucheln, und er konnte sich nicht vorstellen, daß Jemand, der einen reinen Charakter habe, Umwege machen könne, um zum Ziel zu gereichen. Erzählen Sie mir von Ihrer Emma, war für ihn aus Lideweide's Mund — und vor der Hand war auch wirklich keine Ursache, diesen Worten eine andere Bedeutung beizulegen — das Ersuchen einer lieben gutherzigen Frau, welche verbessern wollte, was sie den Abend vorher durch ihre kühle Haltung verdorben hatte. „Es macht mir sehr viel Vergnügen," fuhr sie fort, „daß der Zufall mich mit Ihnen bekannt macht; vergangene Woche waren die Zeitungen voll von Ihrem Lobe. Es genügt nicht, einen Vetter zu haben, der Eisenbahnbrücken baut, man will ihn auch von Angesicht sehen. Sie sind das erste Glied Ihrer Familie, mit welchem ich in Berührung komme. Mit Ihrem Onkel ist mein Mann einige Male in Gesellschaft zusammengetroffen; ich selbst bin ihm nie begegnet. Ist er ein angenehmer Mann? Halten Sie viel von ihm?"

„Wenn Sie den Brief gelesen hätten, den ich soeben an meine Braut geschrieben habe, so wäre die letzte dieser beiden Fragen überflüssig gewesen," entgegnete Robert mit einem Lächeln. „Nein, ich halte nicht besonders viel von meinem Onkel, aber er kann nichtsdestoweniger ein angenehmer Mann sein."

„Ist er gegen Ihre Heirath?" frug sie, indem sie ihn ansah und gleichfalls lächelte.

„Wenigstens war er dagegen. Wie er gegenwärtig darüber denkt, weiß ich nicht. Aber warum fragen Sie danach?"

„Warum? Weil es mir leid für Sie wäre, wenn man zugleich ein angenehmer Mann und Ihnen zuwider sein könnte. Aber Alles erklärt sich, sobald der Onkel Ihre Heirath ungern sieht. Jeder Bräutigam hat das Recht, alle diejenigen zu hassen, die von seiner Braut nicht entzückt sind. Doch Ihr Onkel ist ein alter Junggeselle, an dessen Meinung Sie sich nicht stören dürfen. Schlimmer wäre es, wenn Ihre Eltern von Ihrer Braut nicht eingenommen wären. Oder Ihre Schwestern. Sie haben doch Schwestern?"

„O, von dieser Seite ist Alles in Ordnung. Emma hat wiederholt bei meinen Eltern logirt und bei uns zu Hause trägt sie Jedermann auf den Händen."

„Sie ist ein Fräulein Fischer, nicht wahr? und Sie haben sie in Dünenthal kennen gelernt? Es war eine ganz romantische Geschichte, wie Sie damals den Unfall hatten. Mancher junge Mann würde gern um denselben Preis die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Mädchens machen."

„Mein Unfall?" frug Robert, indem er zum ersten Mal über jenes Ereigniß erröthete, das ihn zum Hausgenossen auf Belvedère gemacht hatte. „Wie ist es möglich, daß Sie davon Kenntniß erhielten?"

„Freilich, freilich," scherzte sie, „man hat in M. die nächsten Verwandten woh-

nen, nach denen man sich aber nicht umsieht; man überläßt Adrian Deichberg und seine Frau ihrem Schicksal und wartet, bis der Zufall Vetter Robert mit Cousine Lideweide bekannt macht. Aber Cousine Lideweide ist gut informirt, darauf können Sie sich verlassen, und überdies ist Dünenthal nicht so sehr aus der Welt, daß man, wenn man ein wenig Interesse dafür hat, keine Gelegenheit finden sollte, um von dort aus einige Auskunft zu erlangen."

„In der That, Lideweide, ich bin überrascht —"

„Das ist brav von Ihnen, daß Sie mich Lideweide nennen. Ich fürchtete bereits, daß mein Name Ihnen zuwider sei. Emma klingt viel lieblicher, das gebe ich zu. Aber warum verwundern Sie sich, das ich Ihren Roman kenne? Oder sind Sie so bescheiden, daß Sie wünschen, der Ruf Ihrer ritterlichen Thaten sei nie über das Dünenthal'sche Wäldchen hinausgedrungen? Ich kann es nicht glauben. Zu meiner Zeit wenigstens waren die jungen Leute nicht so bescheiden."

„Zu Ihrer Zeit, Lideweide? Wollte ich Ihnen ein Compliment machen, so müßte ich sagen, daß Ihre Zeit erst kommen soll. Aber im vollen Ernst: Wer hat Ihnen gesagt, unter welchen Umständen ich Emma's nähere Bekanntschaft gemacht habe?"

„Niemand hat mir das erzählt und es war auch gar nicht nöthig, da die Vögel von den Bäumen die Geheimnisse der Liebenden verrathen; aber lassen wir das. Wie sieht Ihre Braut aus? Natürlich reizend, aber Sie werden zugeben, daß dies zu wenig und zu viel gesagt ist. Ist sie blond, ist sie braun, ist sie groß, ist sie klein? Beichten Sie, Herr Robert, und geben Sie mir Gelegenheit, Ihren guten Geschmack zu bewundern."

„Wollen Sie ihr Porträt sehen?" frug er, indem er nach seiner Brieftasche griff; „hier ist es."

Er stand auf, überreichte ihr das Albumblatt und setzte sich wieder nieder. Sie ließ sich in ihren Stuhl zurücksinken, hielt das kleine Bild mit der einen Hand ein wenig von sich ab, um es nicht unter falschem Lichte zu sehen, und legte die andere Hand an ihre Wangen.

„Welch ein lieb, unschuldig Gesichtchen!" sagte sie, während ein Lächeln des Wohlgefallens und der Bewunderung ihr Gesicht überstrahlte, „und welche reizende Figur! Ich mache Ihnen mein Compliment, Robert. Die Photographie thut den Blondinen meistens Unrecht, aber Emma darf sich nicht beklagen. Trägt sie das Haar immer so in Locken? Und ist es wahr, daß man sie und ihre Mutter für Schwestern ansehen könnte? Es ist ein reizendes Bildchen. Nur hätte ich gewünscht, daß der Photograph sie etwas weniger en face aufgenommen hätte; aber das sind solche Einzelheiten, für welche die Photographen gewöhnlich kein Auge haben."

„Aber —" begann Robert.

Um Lideweide deutlich zu machen, daß ihre Bemerkung ihm durchaus nicht begründet erschien, mußte er aufstehen, und wenn er ihr nicht in das Licht treten wollte, war es unvermeidlich, daß er sich hinter ihren Sessel stellte und ihr mit dem Finger zeigte, wie der Photograph gesucht habe, einige Schönheiten in Emma's Haltung in das beste Licht zu setzen. Während er dies versuchte, gerieth er etwas in Verwirrung. Der feine Wohlgeruch, der aus Lideweide's Haar zu ihm aufstieg, beengte ihn weniger, als daß er während seines Gespräches mit ihr die Augen nicht von ihren Schultern abwenden konnte, welche, ohne breit zu sein, doch eine Rundung und Fülle besaßen, wogegen Emma's Büste ungünstig abstach. In dieser unmittelbaren Nähe mußte ihm die Vollkommenheit dieser Form besonders auffallen. Emma würde er stets abgerathen haben, bei Bällen und anderen Festlichkeiten den Hals stark zu entblößen, Lideweide nicht. Er stellte sich vor, daß es ein entzückendes Schauspiel sein müsse, Lideweide decolletirt zu sehen.

„Aber," bemerkte er, indem er sich über sie beugte, so daß er den Athem einhalten mußte, um ihr Spitzenhäubchen zu schonen, „ich glaube nicht, daß der Photograph viel dabei gewonnen haben würde."

„Und warum nicht?"

„Ja, weil er sonst — "

„Nein, da bin ich nicht Ihrer Meinung."

„Ich drücke mich unrichtig aus, glaube ich."

„Durchaus nicht, ich begreife sehr wohl, was Sie meinen. Hier —"

„Richtig, das ist es.“

Das Gespräch würde vielleicht noch besser in Gang gekommen sein und vielleicht auch hier und da ein wenig gestockt haben; wenigstens würde Robert es durchaus nicht unangenehm gefunden haben, sich noch etwas dichter über Lideweide's Stuhllehne zu beugen und ihr im Vertrauen die Versicherung zu geben, daß Emma's Haltung wenig oder nichts zu wünschen lasse. Doch ihre Unterhaltung wurde durch die Ankunft des Hausherrn gestört und es dauerte keine fünf Minuten, so hatte die Handhabung der Messer und Gabeln allen Debatten vorläufig ein Ende gemacht.

VIII.

„Hören Sie, lieber Kortener,“ sagte Deichberg, als das Frühstück vorüber und Lideweide fortgegangen war, um sich anzukleiden. „Ihr Onkel hat unwillkürlich eine Albernheit begangen, daß er Sie gerade in diesen Tagen an mich adressirt hat. Meine gewöhnliche Beschäftigung ist in der Regel nicht so dringend, daß ich Ihnen nicht gehörig zu Gebot stehen könnte, und wenn Sie sechs Wochen früher, oder sechs Wochen später gekommen wären, würde ich Ihnen sofort zu Dienst gewesen sein. Es gehört ja auch nicht viel dazu, um unsere Angelegenheit zu Ende zu bringen. Ein paar Besuche bei dem Bezirksrichter, einige Conferenzen mit meinem Notar, weiter nichts; aber für den Augenblick habe ich selbst für das Wenige keine Zeit. Eine andere und wichtigere Angelegenheit nimmt im Laufe dieses Monats und bis in den Anfang des nächsten alle meine freien Stunden in Beschlag.“

„Sie sind Candidat für die zweite Kammer.“

„Woher wissen Sie das? Hat meine Frau es Ihnen erzählt? Lideweide interessirt sich sonst doch nicht stark für solche Sachen.“

„Nein, aber als ich gestern früh hierher reiste, setzte sich in T. ein Herr zu mir, der Sie persönlich kannte und mir sagte, daß er nach M. müsse, um mit Ihnen über Ihre Candidatur zu sprechen. Ich war ihm nie begegnet, aber die ganze Welt kennt den Namen Lehmann, und als ich ihm erzählt hatte, daß ich ebensalls nach M. müsse, um ein Geschäft mit Ihnen auszugleichen, waren wir sofort gute Freunde.“

„Er sieht seltsam aus, nicht wahr? Man sieht es ihm nicht an, daß er so tüchtig ist. Haben Sie ihn schnupfen gesehen?“

„Nicht nur habe ich es gesehen, sondern ich kann versichern, daß er von T. bis M. nichts gethan hat als schnupfen und plaudern. Sein Zartgefühl muß nicht sehr stark sein. Mit einem großen weißen Taschentuche wischte er nach jeder Anekdote über die Stirn und der Schnupftabak, der dabei nicht in seinem Gesichte hängen blieb, fand zwischen den Falten seines Oberhemdes Aufnahme.“

„Aber er sagt vortreffliche Dinge, finden Sie das nicht?“

„So vortrefflich, daß ich zuweilen Mühe hatte, ihm zu folgen. Er scheint außerordentlich gut in unserer Politik Bescheid zu wissen.“

„So ist es, und obgleich er selten oder nie etwas schreibt, übt er doch einen sehr großen Einfluß aus. Aber um darauf zurückzukommen, was ich Ihnen sagen wollte; ich sehe voraus, daß Sie nicht viel Lust haben werden, so lange hier zu bleiben, bis die Wahl vorüber ist, und ich kann auf mein Ehrenwort mich während dieser Zeit nicht mit Ihnen beschäftigen, aber ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, Sie zu beruhigen.“

„Und das wäre?“ frug Robert.

„Meine Mutter befindet sich augenblicklich mit meinen beiden Schwestern in England; ihr Haus hier in der Stadt ist geschlossen und von dieser Seite kann ich Ihnen daher nichts anbieten. Aber ich wüßte einen Ausweg. Die beste Freundin meiner Mutter, die zugleich mit meiner Frau sehr gut bekannt ist, ist eine alte, unverheirathete Dame, Fräulein von Steinmetz, die wir gewöhnlich Fräulein Bertha nennen. Was meinen Sie, wenn Fräulein Bertha, die Raum im Ueberfluß und Niemand bei sich hat, Ihre Braut zu sich einladen würde? Unsere eigne Wohnung steht, wie sie wissen, zu Ihrer Disposition; Sie können Fräulein Fischer im Hause unserer Freundin, die eine allgemein geachtete und wirklich höchst achtungswerthe Dame ist, so oft besuchen, als Sie wünschen, und was uns selbst betrifft, so wird es uns natürlich außerordent-

lich angenehm sein, die Bekanntschaft Ihrer Zukünftigen zu machen. Das Uebrige könnten Sie mit Lideweide besprechen."

„Wenn Emma's Eltern mit diesem Plane einverstanden sind; ich für meinen Theil", rief Robert aus, „finde ihn allerliebst. Sie sind ganz aufrichtig, nicht wahr, wenn Sie mich versichern, daß ich Ihnen nicht lästig falle, und Sie bürgen mir dafür, daß Emma von der Freundin Ihrer Mutter gut empfangen werden soll."

„Bester Freund, das ist keine Frage. Fräulein von Steinmetz ist eine liebenswürdige alte Dame, die eine große Vorliebe für junge Mädchen hat. Sie wird Fräulein Fischer mit dem größten Vergnügen bei sich aufnehmen; wenn Sie mich versichern, daß Sie die Sache sich reiflich überlegen wollen, so wird Ihre Zusage mir einen Stein vom Herzen nehmen."

„Es bedarf keiner weiteren Ueberlegung; wirklich, ich betrachte es als die angenehmste Ueberraschung, daß Sie mir so freundschaftlich begegnen."

„Gut, das wäre also verabredet. Sie werden mit Lideweide und Lideweide wird mit ihrer Freundin besprechen, was geschehen muß, um Ihre Braut zu überreden. Wünschen Sie zuvor bei Fräulein v. Steinmetz Ihre Aufwartung zu machen, so wird meine Frau Sie gern dort einführen. Nun aber noch etwas Anderes. Der Arzt meiner Frau, Dr. Ruardi, ist mein intimer Freund. Wäre ich frei, so würde ich nicht auf das Vergnügen verzichten, die Honneurs der Stadt bei Ihnen zu übernehmen; da dies nicht geht, so kann ich Sie an Niemand bessern überliefern als an ihn. Ist es Ihnen recht, daß ich mit ihm über Sie rede? Er ist ein ausgezeichneter Mensch und seine Unterhaltung wird Ihnen nicht weniger interessant sein als die Ihres Reisegenossen Lehmann."

„Kann ich diesen Herrn nicht vor einer oder anderthalb Stunden hier im Garten gesehen haben?"

„Meinen Sie Lehmann?"

„Nein, ich meine Dr. Ruardi. So nannten Sie ihn doch? Ein gut aussehender junger Mann von dunkler Gesichtsfarbe und ganz schwarz gekleidet."

„Richtig. Ruardi kommt täglich und zu allen Stunden des Tages hier ins Haus. Wie ich Ihnen sagte, er ist mein Busenfreund und Lideweide's Arzt. Sie haben ihn also schon gesprochen?"

„Zwar nicht gesprochen, aber gesehen. Als ich vorhin auf meinem Zimmer am Fenster stand, sah ich einen Doctorwagen auf der Landstraße hin und herfahren, und als gleich darauf ein fremder Herr durch den Garten ging, dachte ich mir halb und halb, daß es Lideweide's Arzt sein werde. Geht es Herrn Ruardi so glänzend, daß er sich eine so reizende Equipage halten kann?"

„O, Ruardi verdient mit seiner Praxis Geld wie Heu und hat außerdem Vermögen von sich und seiner Frau."

„Mit wem ist er verheirathet?"

„Augenblicklich ist er Wittwer, aber vor einigen Jahren ist er kurze Zeit mit einem Mädchen aus unserer guten Gesellschaft verheirathet gewesen. Er hatte damit eine ausgezeichnete Partie gemacht und der Verlust seiner Frau war ein schwerer Schlag für ihn."

„Ist Ruardi nicht gleichfalls aus guter Familie?"

„Lieber Freund, was soll ich Ihnen darauf antworten? Die Zeiten sind vorbei, wo man einen gar zu strengen Unterschied machte, aber Ruardi kam doch erst durch seine Heirath in die besseren Kreise, und es ist für einen Arzt keineswegs gleichgültig, mit welchen Familien er verwandt ist. Sie dürfen versichert sein, daß Sie an Ruardi's Seite überall willkommen sind. — Wie spät ist es? Donnerwetter, ich muß nach der Stadt! — Also auf heute Mittag bei Tische. Morgen früh werde ich wohl Gelegenheit haben, Ruardi auf die Bekanntschaft mit Ihnen vorzubereiten. Vergessen Sie inzwischen unsere Absprache in Bezug auf Fräulein Fischer nicht. Adieu."

Auch ohne diese Ermahnung würde Robert an die Absprache gedacht haben. Der Plan gefiel ihm und er fand, daß das Glück günstig sei. Er konnte die Bekanntschaft mit Lideweide fortsetzen und doch mit Emma vereinigt sein, das war Wasser auf seine Mühle. Er nahm sich vor, sofort mit Lideweide zu sprechen, wenn sie herunterkäme. Das Uebrige war Nebensache und wegen des Doctors machte er sich keine Sorge. Wenn er ihn später kennen lernte, war es immer noch früh genug.

IX.

Lideweide kleidete sich an, und wenn Robert bei ihrer Toilette gegenwärtig gewesen wäre, so würde die gute Meinung, die er bereits von den Reizen der Frau Deichberg hatte, nicht gelitten, seine Menschenkenntniß aber gewonnen haben. Was er vermuthet hatte, war Wahrheit. Die bejahrte Frau, die er im Garten bemerkt hatte, füllte bei Lideweide wirklich die Stelle einer Kammerfrau aus, und der Unbekannte, den sie hinausgeleitet hatte, war in der That Dr. Ruardi gewesen. Die Unterhaltung zwischen Herrin und Dienerin ließ darüber keinen Zweifel. Nur in einer Hinsicht würde Robert, wenn er das Gespräch mit angehört hätte, eine Täuschung erlebt haben: daß sein Name nicht ein einziges Mal genannt wurde und man seiner Persönlichkeit gar nicht gedachte, würde seine Eigenliebe schmerzlich gekränkt haben.

Lideweide saß an ihrem gewöhnlichen Platze vor ihrem Toilettenspiegel, und wenn sie die Augen aufschlug, konnte sie Sarah, die hinter ihr stand und etwas an ihrer Frisur veränderte, in das Gesicht sehen. Ein seltsames Gesicht! Oder vielmehr, seltsam, daß eine ältliche Frau, die so durchaus lady-like erschien, die Arbeit einer Kammerfrau verrichtete. Und ebenso seltsam, daß sie dies ohne Widerstreben, aber auch ohne Ostentation that, mit der Gemächlichkeit, als fände sie sich vollkommen in dieser niedrigen Rolle an ihrem Platze, obgleich sie einen hundertmal besseren mit Ehren hätte ausfüllen können. Sie vereinigte alle möglichen Gegensätze in sich. Ihr schwarzseidenes Kleid zeigte keine Armuth, und doch hatte man den Eindruck, als müsse sie mehr als einmal dem Elend in die hohlen Augen gesehen haben. Die scharfen Züge ihres Gesichtes drückten mehr Selbstbeherrschung als Empfindlichkeit aus und dennoch mußte man glauben, daß fast alle Leiden, von denen eine Frau betroffen werden kann, über ihr Haupt hingegangen sein müßten. Ihre schwache Stimme, ihre hellen Augen schienen von Zartgefühl zu sprechen, und doch würde man sich nicht verwundert haben, sie mit strengem Tone einen heftigen Befehl geben zu hören. Ihre greisen Locken, unter dem Häubchen von schwarzem Tüll mit violett Band, sprachen von einem festen Gemüthe, von ausgelöschten Herzenswünschen, von einer über jeden Streit erhabenen Tugend, und dennoch konnte man mit vollem Rechte versichern, daß ihre sechzig Jahre an nichts Erhebendes oder Edles gemahnten. Zuweilen drang bei dem zweifelhaften Eindruck, den ihre Person hervorbrachte, das einnehmende Element hervor und man frug sich dann wohl, ob diese Frau wirklich so kalt, so herzlos und so schlecht sei, als sie oft scheine. Manchmal fand das Gegentheil statt und dann kam der ungünstige Eindruck hinterdrein und verwischte gleichsam die vorhergehende Sympathie. Bösartig war jedoch der Eindruck nie, den ihr Gesicht selbst in den ungünstigsten Augenblicken machte, und wenn sie wirklich im Stande war, Unrecht zu thun, so kam dies gewiß nicht aus der Lust am Schlechten, sondern aus einem gewissen Mangel in der Einsicht, oder vielmehr aus einem gewissen Nichterkennen des Unterschiedes zwischen böse und gut. Der diabolische Zug war in ihrem Wesen so vollständig abwesend, daß die Dienstboten niederen Ranges auf dem Lindenhofe, anstatt sie zu beneiden und zu verdächtigen, sie gern leiden mochten und ihre Gutmüthigkeit rühmten. In der Gärtnerwohnung wurde sie immer gern gesehen und die Kinder des Kutschers liebkosten sie in Gegenwart ihrer Mutter. In der Küche war sie besonders darum populär, weil man wissen wollte, daß sie in früherer Zeit selbst eine Frau von Stande gewesen sei, trotzdem aber nie ein Wort über ihre Lippen kam, das Unzufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen untergeordneten Stellung verrieth.

„Und was," frug Lideweide, indem sie die Augenbraunen zusammenzog und in ungeduldigem Tone das Gespräch fortsetzte, „was war seine Antwort?"

„Erst erbleichte er gegen seine Gewohnheit, und biß sich auf die Lippen. Als ich dabei blieb, daß Sie den Schlüssel und die Briefe um jeden Preis zurückverlangten, wollte er die Ursache kennen, er frug — ja, was frug er nicht."

„Was also frug er?"

„Er frug, warum Sie, anstatt mir den Auftrag zu geben, nicht mit ihm selbst gesprochen hätten, und was es bedeute, daß ich ihm nachgeschickt würde, da Sie doch

einen Augenblick vorher Gelegenheit gehabt hätten, ihm Ihren Wunsch selbst mitzutheilen."

„Das konnte und wollte ich nicht. Wenn ich ihn nur haßte, so würde ich schon Worte finden, harte oder sanfte, wie es gerade nöthig wäre. Aber bei dem Gedanken, daß er mich in seiner Gewalt hat — er mich — fühle ich eine solche Wuth in mir aufflammen, daß mir die Sprache fehlt. Was frug er noch mehr?"

„Etwas, das er nicht gefragt haben würde, wenn er Sie hätte sprechen hören, wie Sie es jetzt thun. Er frug, ob Sie ihn nicht mehr lieb hätten."

„Dabei kann er sich nichts gedacht haben; er weiß es, muß es wissen, daß ich ihn hasse."

„Mit Ihrer Erlaubniß meine ich, so lange Sie ihm nur durch Gleichgültigkeit Ihre Abneigung zu erkennen geben, kann er sehr wohl der Meinung sein, daß Ihre Kälte vorübergehend sei."

„Lehren Sie mich Ruardi nicht kennen; er ist durch und durch falsch. — Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß ich ihn von ganzem Herzen verabscheue? Wo waren Ihre Gedanken, Sarah?"

„Wie hätte ich ihm dies ohne Auftrag sagen dürfen! Meine Antwort war denn auch, daß er vorläufig, so viel ich wisse, nicht an Ihrer Liebe zu zweifeln brauche, und daß ich Ihren Wunsch mehr für eine Grille, als einen Befehl, oder eine Forderung hielt."

„Sie hatten Recht, Sarah. Vergeben Sie mir, daß ich vorhin etwas Unfreundliches zu Ihnen sagte. Es wäre feige von mir, wollte ich Ihnen etwas zumuthen, wovor ich mich selbst bisher gescheut habe. Und was antwortete er, als Sie ihn auf diese Weise zu beruhigen suchten?"

„Daß dieselben Gründe, die Sie veranlaßten, den Schlüssel und die Briefe zurückzuverlangen, ihn bewegen müßten, dieselben zu behalten."

„An dieser Antwort erkenne ich ihn. Scharf und schneidig, scheinbar tiefsinnig, und doch steckt nichts dahinter! O, Sarah, Sarah," seufzte Lideweide, während Sie wie in Verzweiflung ihre Hände an die Stirn preßte, „warum habe ich diesem Manne jemals mein Vertrauen geschenkt!"

Hätte Sarah die böse Welt repräsentirt, so würde sie geantwortet haben, daß Lideweide ohne Zweifel weniger bekümmert und verzweifelt gewesen wäre, wenn sie Dr. Ruardi niemals etwas Anderes als ihr Vertrauen geschenkt hätte. Doch solche stachliche Reden waren ebensowenig in Sarah's Geschmack und Charakter, wie die ihnen zu Grunde liegende Einsicht. Eine gewöhnliche Frau von Sarah's Alter und Stellung würde Lideweide, so schuldig diese auch sein mochte, nicht ohne Theilnahme leiden gesehen haben. Denn daß diese litt, war offenbar; das bewies die Veränderlichkeit ihrer Laune, die sie bald unnatürlich niedergeschlagen, bald unnatürlich aufgeregt erscheinen ließ; auch die düstere Stimmung, in welcher Robert sie gestern Abend getroffen hatte, im Gegensatz zu der Lebhaftigkeit, in welcher sie diesen Morgen mit ihm gescherzt und geplaudert hatte, bewies es. Aus derselben Quelle entsprang auch ihr gegenwärtiger Zorn gegen Ruardi, und es war für Sarah eine ausgemachte Sache, daß Lideweide sich nicht mehr unglücklich fühlen würde, sobald sie ihrem Liebhaber Trotz bieten könne, denn Sarah's Ansicht nach bestand die Ursache von Lideweide's Verdruß allein darin, daß sie vorläufig nicht in der Lage war, ihn ihr Uebergewicht fühlen zu lassen. Darum, meinte Sarah, müsse man nachdenken, um ein Mittel zu entdecken, durch welches Lideweide, die sich gegenwärtig in des Doctors Gewalt befand, diesen sich unterwerfen könne, oder ihn wenigstens an einer verwundbaren Stelle packen; Mitleid hielt Sarah dabei für überflüssig.

„Und doch," fuhr Lideweide fort, „es muß dieser falschen Stellung ein Ende gemacht werden. So kann es nicht länger bleiben. Sein Umgang ist mir unerträglich geworden. Lieber offenbare Feindschaft als diese Vertraulichkeit."

„Sie wissen so gut als ich," entgegnete Sarah, „daß die schlimmen Folgen eines Bruches mit dem Doctor auf Ihr eignes Haupt fallen müssen. Die Blindheit des Herrn Deichberg hat ihre Grenzen."

„Mein Mann ist ein armseliger Mensch," fiel Lideweide ihr in die Rede, „niemals würde ich ihm auch nur halb so viel Leid zufügen können, wie er über mich gebracht hat! Was liegt mir daran, ob er Verdruß hat! Hat er sich jemals um den meinigen bekümmert?"

„Nicht oft, das sehe ich ein; aber", fuhr Sarah fort, „dafür ist Herr Deichberg, so lange Sie mit Dr. Ruardi glücklich waren, kein Hinderniß für Sie gewesen. Dieses Verdienst muß anerkannt werden."

„Ein schönes Verdienst!" rief Lideweide im verächtlichen Ton.

„Dennoch, da Jedermann weiß, daß Dr. Ruardi der beste Freund Ihres Mannes ist, —" die Kammerfrau fand es nicht nöthig, ‚Herr Deichberg' zu sagen, und machte sich unter der Hand noch etwas an Lideweide's Frisur zu schaffen, — „so besteht für seine vielen Besuche hier im Hause eine natürliche Ursache. Sobald Sie jedoch selbst diesen Vorwand vernichten, werden Ihre Freundinnen die Gelegenheit ergreifen, sich von Ihnen zu entfernen, und diejenigen, die am meisten auf dem Gewissen haben, werden sich am auffallendsten von Ihnen zurückziehen. Auf diese Weise würden Sie sich doppelt einsam fühlen müssen."

„Also soll ich," frug Lideweide, indem sie heftig aufstand, damit Sarah die Knöpfe an der Rückseite ihres Kleides schließen konnte, „für ewige Zeiten an einen Menschen gekettet sein, den ich nicht lieb habe, den ich hasse, den ich verachte? Ist es nicht genug, daß Jemand, der sich mein Mann nennt, mir jeden Tag das Leben verbittert? Bin ich verdammt, dasselbe zum zweiten Male zu leiden durch einen anderen, der sich anmaßt, mein Liebhaber zu sein? Das ist unerträglich, sage ich Ihnen!"

Das Leben war für Sarah selbst so unfreundlich gewesen; gesetzliche Einrichtungen und tugendhafte Menschen hatten sie so unglücklich gemacht; sie hatte sich so lange Zeit vergeblich bemüht, dasjenige, was man ihr von Kindheit an als das Rechte bezeichnet hatte, mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, daß es ihr nicht gegen das Gefühl ging, sondern vielmehr eine Art von Erholung für sie war, mit einer Frau wie Lideweide zu thun zu haben. Vielleicht war Lideweide geringer von Geburt, und jedenfalls war in Sarah's Leben eine Zeit gewesen, wo sie das Recht gehabt hätte, Lideweide als unter ihr stehend zu betrachten, aber was sollte das jetzt? Sie war alt, sie war nie eine Schönheit gewesen und sie hatte mit der Vergangenheit unwiderruflich gebrochen. Lideweide dagegen war kaum fünfundzwanzig Jahre alt — sehr mit Unrecht hatte Robert sie für älter gehalten — jeder Zug ihres Gesichtes athmete Lebenslust, jede Linie ihres schönen Körpers war sanft geschwungen, und wenn sie auch nicht als das Modell einer Venus hätte dienen können, so würde sie doch als Bacchantin jedes Auge entzückt haben. Zu den wenigen Dingen, die Sarah noch an das Leben fesselten, gehörte der tägliche Verkehr mit diesem von einem fernen Himmelsstrich in unser nördliches Klima verpflanzten Naturkind, welches sich nicht recht in unsere gesellschaftlichen Bedingungen fügen wollte. Wenn Sarah an den langen Winter dachte, den ihre Herrin an der Seite ihres Mannes verlebt hatte, und dann an die neue Täuschung, die ihr zu Theil geworden war, nachdem sie dem Freunde dieses Mannes alles das geopfert hatte, was tausend andere Frauen mit Thränen und Bitten als ihr höchstes Gut vertheidigt hätten, ertappte sie sich auf einer Theilnahme, über die sie sich wahrscheinlich gar keine Rechenschaft geben konnte, und vielleicht auch gar nicht gern gegeben hätte. Um keinen Preis würde sie an Lideweide etwas verändert gewünscht haben, und jeder Versuch, an deren Naturanlage etwas zu ändern, wäre in ihren Augen eine Thorheit gewesen. Aber Sarah glaubte, daß sie die Welt besser kenne als ihre Herrin. Mit Besorgniß sah sie, wie Lideweide an dem Rande eines Abgrundes spielte und sich keine Rechenschaft von der mitleidslosen Gewalt der Sitten und Gewohnheiten gab; ja, sich sogar einbildete, man werde sie in der Gesellschaft dulden, auch wenn sie öffentlich als Ehebrecherin bekannt sei. Wohl fühlte Sarah, daß alles das, was sie gegen Lideweide's Absicht, mit dem Doctor zu brechen, angeführt hatte, nur Banalitäten waren, aber die Schlußsumme ihrer Lebenserfahrungen war, daß eine Gesellschaft, welche von Gemeinplätzen lebt und darin athmet, auch in erster Reihe die Ehrfurchtsbanalitäten verlangt. Daß sie Lideweide idealisirte, daß nur in ihrer eignen Einbildung Lideweide eine Märtyrerin war, darüber war Sarah sich nicht klar und sie würde sehr verwundert gewesen sein, wenn man ihre Auffassung, daß Lideweide ein verkanntes Naturkind sei, sentimental genannt hätte.

Ob sie noch einmal versuchen sollte, Lideweide von ihrem Plan abzubringen? Der Augenblick schien nicht gut dazu geeignet; der Diener kam, um anzukündigen, daß der Wagen warte; rasch wurde an die kaum vollendete Toilette die letzte Hand gelegt, und Sarah begleitete ihre Herrin bis an das Portal, wo die Treppe, welche herunterführte, sich nach zwei Seiten theilte.

X.

Am Abend des folgenden Tages, in der Dämmerung, saß die alte Dame, welche dazu ausersehen war, eine Weile Emma zu beherbergen, in ihrem einsamen Salon und las, während sie den Thee bereitete. In Folge eines Briefchens, welches sie am Morgen von Lideweide empfangen und sofort zustimmend beantwortet hatte, wartete sie auf den Besuch Lideweide's, welche Robert bei ihr einführen wollte. Es war bereits ziemlich spät geworden und die Dunkelheit hatte in dem großen Gemach schon so sehr überhand genommen, daß das Flämmchen der Spirituslampe seine Dienste that. Bei dem Scheine dieses kleinen Lichtes konnte man das große Theebrett mit einer Menge von Silber und Porzellan auf dem Tische erkennen, und dahinter, in einem behaglichen Lehnstuhl, saß Fräulein Bertha, welche durch die Dunkelheit genöthigt worden war, ihre Lectüre abzubrechen.

Die Geduld der ältlichen Dame war unerschöpflich, nicht aus Mangel an Charakter, sondern aus Ueberfluß an Heiterkeit; sie war nie verdrießlich, weil sie eben immer ruhig und immer fröhlich war. Als nun Lideweide's Wagen endlich vor der Thür stille hielt und einen Augenblick darauf diese selbst, durch Robert gefolgt, angemeldet wurde, ging das alte Fräulein ihnen ebenso freundlich entgegen, wie sie es gethan haben würde, wenn die Besucher mit untadelhafter Pünktlichkeit ihre Zeit eingehalten hätten.

„Es war ein so prächtiger Abend," führte Lideweide zu ihrer Entschuldigung an, „und die Musik im Park klang so reizend, daß wir unwillkürlich länger dort umhergingen, als wir beabsichtigt hatten. Ich hatte meinem Vetter eine Wette angeboten, daß er den Schönheiten unseres Bois de Boulogne nicht widerstehen werde."

„Zur Ehre unseres Bois de Boulogne freut es mich, daß Sie die Wette verloren haben, Herr von Kortener," sagte Fräulein Bertha, „und ich habe eine viel zu gute Meinung von Ihnen, um Sie nicht zu loben, daß Sie in der Gesellschaft von Frau Deichberg kein Verlangen nach der meinigen trugen. Sie wollen mir die Ehre erzeigen," fuhr sie fort, „mir die Bekanntschaft Ihrer Braut zu verschaffen, und ich bin Ihnen dafür sehr dankbar. Ich kann Fräulein Fischer zwar nicht viel Vergnügen versprechen, aber es soll ihr nicht an der Freiheit fehlen, Sie bei sich zu sehen, so oft sie will, und vielleicht," fügte sie mit einem fröhlichen Lächeln bei, „vielleicht ist diese einzige Zerstreuung ihr genügend."

„Sie beschämen mich wirklich durch ihre Freundlichkeit, gnädiges Fräulein," entgegnete Robert. „Als mein Vetter Adrian mir zu verstehen gab, daß ich eine vergebliche Reise gemacht hätte, ließ ich den Kopf hängen, aber dank Ihrer Bereitwilligkeit wird das, was ich für eine Enttäuschung hielt, für mich eine Quelle von angenehmen Ueberraschungen sein."

„Sie sehen daraus, Herr von Kortener," erwiederte Fräulein von Steinmetz, indem sie in einen etwas sententiösen Ton verfiel, „daß man unrecht thut, wenn man sofort das Schlimmste befürchtet." Dann fuhr sie fort, indem sie sich in ihrer gewohnten Freundlichkeit zu Lideweide wendete: „Sagen Sie nun, Liebste, wie wir es einrichten werden. Soll ich an Fräulein Fischer schreiben, oder wollen Sie es selber thun?"

„Mir scheint," entgegnete Lideweide, „daß wir von Ihrer Güte schon zu viel gefordert haben. Morgen früh schreibe ich an Emma und Robert kann mein Briefchen einschließen. Zugleich bittet er Emma's Eltern um Erlaubniß, seine Braut abholen zu dürfen. Nicht wahr, Robert?"

„O, was mich betrifft," rief dieser mit Entzücken aus, „ich stimme vollständig bei. Wenn ich morgen schreibe, kann ich am Sonnabend Antwort haben. Am Sonntag mache ich dann einen Ausflug nach Dünenthal und komme Montag oder Dienstag mit Emma hierher."

„Und wenn man in Dünenthal unsere

Einladung verschmäht?" frug Lideweide, um ihn zu necken, „verlassen Sie uns dann, und werden wir in diesem Falle Ihre Gesellschaft entbehren und auf die Bekanntschaft Ihrer Braut verzichten müssen?"

„Herr von Kortener ist zu bescheiden," sagte Fräulein Bertha, „um laut einzugestehen, daß Fräulein Fischer ihm nichts abschlagen kann."

„Sie sind sehr edelmüthig, gnädiges Fräulein," entgegnete er, „daß Sie mich aus den Schlingen meiner schlimmen Base erretten, aber ich wüßte wirklich nicht, aus welchen Gründen unser Plan mißglücken sollte. Mein einziges Bedenken ist, daß Emma Ihnen durch meine Schuld lästig werden könnte."

„Darüber lassen Sie uns kein Wort verlieren," erwiederte die freundliche alte Dame. „Ich wiederhole Ihnen, was ich bereits an Lideweide geschrieben habe: daß es mir sehr angenehm ist, Ihnen und ihr gefällig sein zu können;" damit brach sie das Gespräch ab und bat Robert, die Klingel zu ziehen. „Hoffentlich haben Sie es nicht so eilig," wendete sie sich zu Lideweide, „und Ihr Wagen kann noch einen Augenblick warten?"

„Ich bin durchaus nicht pressirt," entgegnete Lideweide, „und wenn wir Ihnen nicht lästig fallen, bleibe ich gern noch ein Viertelstündchen."

Ein alter, schwarz gekleideter Diener, ebenso alt und ebenso silberhaarig wie Fräulein Bertha selbst, brachte nacheinander drei oder vier Lampen herein. Er stellte sie so — auf den Tisch, auf ein Büffet, auf eine Etagère und auf eine Console — daß das große Gemach mit einem Male nicht mehr dunkel schien. Zum Ueberfluß zündete er, nachdem er die Läden zugemacht und die schweren Gardinen über einander geschlagen hatte, zu beiden Seiten des Spiegels, über dem Kamine, mehrere Wachskerzen an. Fräulein Bertha's Salon hatte des Abends eine solche Illumination nöthig. Es war ein altväterischer, etwas riesenhafter Raum, decorirt und meublirt im Geschmack des vorigen Jahrhunderts; eine in Flächen eingetheilte, bemalte Tapete, die Lambrien grau mit vergoldetem Rande, ebenso die Thüren und Fensterbekleidungen; dazu ein Teppich, der offenbar für den Raum bestellt und gewebt war. Die Gemälde an den Wänden stellten Landschaften mit dicken Bäumen und breiten Wasserfällen vor, sie waren von großem Kunstwerthe, aber das düstere Aussehen des Raumes nicht erhellend. Fräulein von Steinmetz kannte die schwache Seite ihres Salons und seit Jahr und Tag war ihr alter Diener Floris gewohnt, wenn seine Herrin Abendbesuche empfing, die Düsterheit mit der Kraft des Schwefelholzes zu bekämpfen; die Mühe wurde denn auch belohnt und es war für den Eintretenden ein überraschendes Schauspiel, das Fräulein mitten in den altmodischen, aber ausgezeichnet conservirten und von Pietät zeugenden Herrlichkeiten thronen zu sehen. Sie selbst trug nie andere als schwarze oder dunkelbraune Kleider; den Kopf bedeckte eine Mütze, die nur eine weiße Garnitur, aber kein einziges Band trug, und die kurze, fast schneeweiße Locke an jeder Seite der Stirn erhöhte den ehrwürdigen Ausdruck ihres Gesichtes. Daß sie alt war, zeigten nicht allein diese greisen Locken, sondern auch die scharfen Züge um Nase und Mund, die Falten um die Augen und die horizontalen Furchen in der Stirn, aber in ihren großen Augen glänzte jenes stille Feuer, welches an von innen erleuchtete weiße Porcellanvasen erinnert, eine verschleierte Gluth, die es länger aushält als manches Flackerfeuer.

* * *

„Ist Fräulein von Steinmetz mit Ihnen verwandt?" frug Robert seine Begleiterin, als er wieder neben ihr in dem offnen Wagen saß und sie durch die belebten Straßen, wo aus den vielen Läden das helle Gaslicht strahlte, nach dem Lindenhof zurückfuhren.

„Mit mir? Durchaus nicht. Ich habe hier zu Lande keine Verwandte. Sie ist eine Freundin meiner Schwiegermutter, aber wir verkehren mit ihr, als stehe sie uns ganz nahe. Glauben Sie, daß Emma mit ihr zurecht kommen wird?"

„Ohne Zweifel wird sie das. Meinen Sie es nicht?"

„Es ist die Frage. Ich lasse den guten Eigenschaften unserer alten Freundin vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, und nach dem, was Sie mir von Emma erzählt haben, glaube ich, daß die Beiden sich vortrefflich verstehen werden. Aber werden

Sie mir zürnen, wenn ich Ihnen sage, daß Emma's Geschmack und der meinige vermuthlich in einer Hinsicht aus einander gehen. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, mir ist Fräulein von Steinmetz zu ernst. Ich gebe zu, daß sie von allen frommen Damen in der Stadt die einzige ist, die ich lieb habe und mit welcher ich mich vertragen kann, trotzdem macht sie mich mit ihren Betstunden und Bibelgesprächen mitunter nervös."

„Gehört Fräulein von Steinmetz zu dieser Farbe? Das wundert mich. Ich hätte sie für eine Dame der großen Welt gehalten."

„In gewissem Sinne ist sie das auch, aber haben Sie nicht bemerkt, daß sie zuweilen in einen Predigerton verfällt? Mir wenigstens fiel es auf, daß sie auf irgend eine Bemerkung von Ihnen sofort einen Sittenspruch folgen ließ."

„Ich erinnere mich nicht mehr. Doch ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Giebt sie gern solche Lectionen? Glauben Sie, daß sie Emma zu bekehren suchen wird?"

„Davor brauchen Sie nicht bange zu sein. Ueberhaupt dürfen Sie meinem Urtheil in dieser Beziehung nicht zu viel Gewicht beilegen. Fräulein Bertha gilt als der gute Genius in der Familie meines Mannes und ich möchte nicht, daß Sie anders über dieselbe dächten. Die Schuld liegt nur an mir; ich mag einmal fromme Menschen nicht leiden."

„Aber es ist doch ein Unterschied."

„Zugegeben, aber was ich meine, ist die fromme Beschränktheit. Fräulein von Steinmetz ist eine ungewöhnliche, vortreffliche, liebenswürdige alte Person, aber, glauben Sie, daß, wenn Sie oder ich etwas thäten, worüber die dumme Welt den Kopf schüttelte, sie es uns vergeben oder sich mit unserer Vertheidigung bemühen würde? Bilden Sie sich das ja nicht ein. Ich habe selten eine Frau kennen gelernt, die so fest im Sattel ist, wenn es sich um das handelt, was sie ewige Wahrheiten nennt. Aber ich bitte Sie, was sind ewige Wahrheiten? Lassen Sie ein Vorurtheil hundert Jahre gewährt haben und Sie werden Menschen finden, die den Märtyrertod dafür zu sterben bereit sind."

„Mit Ihrer Erlaubniß, Lideweide —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, aber kommen Sie nur mit und ich werde Ihnen beweisen, daß vergängliche Kleiderstoffe zuweilen ebenso viel Werth haben als die übernatürlichen Kenntnisse des Fräulein Bertha. Friedrich! still halten bei Madame Philidor!"

„Zu Befehl, gnädige Frau," antwortete Friedrich vom Bocke, indem er den Kopf ein wenig umwendete, und mit einer geschickten Biegung fuhr er dicht vor den Eingang des ihm wohlbekannten Modemagazins.

Solche Damen müssen solche Kutscher haben.

XI.

„Zu viel und zu wenig," sagte Robert zu sich selbst, als er am folgenden Morgen, während des Ankleidens, in seinem Zimmer auf und ab ging. „Deichberg ist ein Narr, versicherte mein Onkel, und ich will nicht widersprechen, daß daran etwas Wahres ist, aber mein Onkel war selbst nicht recht bei Verstand, als er mit Geringschätzung von Lideweide sprach. Lideweide ist eine Frau, wie man nicht viele findet, und es scheint mir, daß Deichberg nicht der rechte Mann für sie ist. Ich bin neugierig, welchen Eindruck Doctor Ruardi auf mich machen wird. Wer weiß, ob Ruardi nicht noch etwas Anderes ist als Adrian's Busenfreund? Es wäre komisch, aber es würde mich nicht wundern. Lideweide ist ganz die Frau, einen Liebhaber zu haben. Man wird völlig verwirrt, wenn sie das eine Mal ganz frei in ihren Aeußerungen und das andere Mal wieder sehr zurückhaltend ist. Wer sie gestern Abend mit Fräulein von Steinmetz plaudern sah, würde nicht geahnt haben, daß sie fünf Minuten später ein so freimüthiges und offenbar richtiges Urtheil über dieselbe Dame fällen werde. Durch ihre Schönheit und ihren Geschmack gleicht sie Alles aus. Ohne schöner zu sein als Emma, ist sie doch in ihrer Art eine Schönheit. Es wäre in der That komisch, wenn zwischen ihr und jenem Doctor eine Art Verhältniß bestände. Vielleicht komme ich noch dahinter, und wer weiß, ob Lideweide's dienstbarer Geist Sarah —"

In diesem Augenblicke wurde an der Thür geklopft.

„Herein!" rief Robert, der während seines Selbstgesprächs nicht vergessen hatte,

seine Toilette einigermaßen zu vervollständigen.

Die Thür wurde behutsam geöffnet. Es war — der dienstbare Geist, Sarah, mit einem Briefe in der Hand.

„Herr Deichberg hat mich beauftragt, Ihnen diesen Brief zu übergeben und Sie zugleich zu ersuchen, wenn es Ihnen paßt, heute Mittag zwischen zwei und drei Uhr einen Augenblick auf das Comptoir zu kommen."

„Ist Herr Deichberg schon nach der Stadt?" frug Robert, indem er den Brief in die Hand nahm und sich durch einen Blick auf die Adresse überzeugte, daß er von Emma kam.

„Herr Deichberg schien es diesen Morgen besonders eilig zu haben," entgegnete Sarah, „der Briefträger brachte vorhin mehr als ein Dutzend Briefe, worunter auch dieser war, den Herr Deichberg in der Eile beinahe erbrochen hätte."

„Das bemerke ich," sagte Robert lachend, indem er das an der Rückseite etwas zerrissene Couvert besah, „nun die Course würden weder gestiegen noch gefallen sein, wenn Herr Deichberg aus Versehen den Inhalt kennen gelernt hätte."

„Herr Deichberg hat mir auch noch aufgetragen, Ihnen zu sagen," fuhr Sarah fort, ohne Robert's Anmerkung zu beantworten, „daß er zwischen zwei und drei in der Stadt den Besuch des Doctor Ruardi erwartet und gern die Gelegenheit ergreifen möchte, um Sie mit demselben bekannt zu machen."

„Sagen sie mir, Sarah," begann Robert plötzlich mit verändertem Tone, „Doctor Ruardi ist doch wohl derselbe Herr, mit welchem ich Sie in diesen Tagen im Garten gehen sah?"

Sarah hatte bisher unabsichtlich zu Boden geblickt, nun schlug sie die Augen langsam auf und heftete einen Blick auf Robert, den dieser zwar antheilvoll fand, der ihn aber doch nicht angenehm berührte; indessen verschwand dieser ungünstige Eindruck, als sich über Sarah's Gesicht ein Lächeln verbreitete: das ruhige, höfliche Lächeln der Matrone aus gutem Hause, hätte man sagen können, welche sich im stillen an einem unschuldigen Einfall ergötzt.

„Ich wünschte in der That," sagte sie, „daß Sie diese Frage nicht nur aus Neugierde an mich gerichtet hätten."

„Wie soll ich dies verstehen? Darf ich nicht neugierig sein, zu wissen, ob Doctor Ruardi und sonst Jemand sich nahe stehen?"

„Sie dürfen wohl, aber wenn ich Ihre Neugierde befriedige, möchten Sie dieselbe vielleicht bereuen. Es ist doch wahr, daß Ihre Zukünftige hierher kommen wird?"

„Mir scheint, Sarah," entgegnete Robert etwas verletzt, „daß wir uns in Bezug auf die Neugierde nichts vorzuwerfen haben. Nun ja, es ist die Rede davon, daß Fräulein Fischer auf einige Zeit zu Fräulein von Steinmetz kommen soll; aber was soll das hier?"

„Verzeihen Sie, Herr von Kortener, aber ich meinte, daß Ihre Verlobte, Fräulein Fischer, es für Sie ganz gleichgültig mache, zu wissen, wer Dr. Ruardi ist."

„Wenn ich bitten darf, wollen wir darüber nicht weiter sprechen. Dr. Ruardi hat mit meiner Verlobung nichts zu thun."

Sarah that, als ob sie gehen wolle, Robert, als ob er allein zu sein wünsche, aber der Eine wußte noch nicht, was er zu wissen verlangte, und die Andere hätte gern noch ihrem Herzen Luft gemacht.

„Ich sehe ein," sagte Sarah, „daß mein Ton Ihnen unpassend erscheinen muß, aber wenn Sie wüßten, wie sehr ich Frau Deichberg zugethan bin, würden Sie mir ohne Zweifel meine Unbescheidenheit zu gute halten."

„Also hat Frau Deichberg auch mit der Sache zu thun? Sie werden immer unverständlicher, Sarah."

„Frau Deichberg ist die Hauptperson, aber wenn sie wüßte, daß ich mit Ihnen darüber rede, würde ich ihr Wohlwollen völlig verlieren, und ihr Wohlwollen geht mir über Alles."

„Daß Sie mit mir darüber reden? Sie haben ja im Gegentheil noch gar nichts geredet, und ich frage mich vergeblich, wie ich Sie verstehen soll."

„Versprechen Sie mir auf Ehrenwort, Herr von Kortener, daß Alles, was ich Ihnen sage, ein tiefes Geheimniß bleiben soll und daß Frau Deichberg nie etwas davon bemerken wird."

„Das ist selbstverständlich, Sarah, aber wenn das, was ich noch hören soll, mir nicht klarer wird als das, was ich bis jetzt weiß, so werde ich vor Frau Deichberg nicht viel zu verhehlen haben."

„Nun also: Dr. Ruardi — aber nicht wahr, ich kann mich fest darauf verlassen, daß Sie mich nicht verrathen," flüsterte Sarah.

„Wollten Sie sagen, daß Dr. Ruardi Frau Deichberg den Hof macht?"

„Viel schlimmer. Er verfolgt sie mit seiner Zudringlichkeit bis in ihr eignes Haus."

„Mir scheint, dagegen giebt es Mittel. Lästigen Liebhabern weist man die Thür."

„Aber wenn der Liebhaber der Freund des Mannes ist und dieser durchaus nichts Böses über ihn hören mag? Wenn man keinen Widerwillen, ja nicht einmal Gleichgültigkeit blicken lassen kann, ohne Feindschaft zu stiften und falsches Gerede zu veranlassen? Nein, Herr von Kortener, es giebt nur ein Mittel, um Frau Deichberg von den Verfolgungen des Dr. Ruardi zu befreien, will man nicht ein größeres Uebel an die Stelle des kleineren setzen."

„Und worin könnte dies Mittel bestehen?"

„Das weiß ich nicht, Herr von Kortener, oder vielmehr, es kann nichts helfen, wenn ich es Ihnen nenne, und darum thut es mir leid, daß Sie nach Dr. Ruardi gefragt haben. Was einmal nicht möglich ist, muß man sich aus dem Sinne schlagen."

„Hören Sie, Sarah, meine Ergebenheit für Frau Deichberg ist so groß, daß es mir die größte Freude machen würde, ihr irgendwie dienen zu können; theilen Sie mir Ihren Plan mit und ich werde sehen was sich thun läßt."

„Meine Idee ist unausführbar und das verdrießt mich am meisten. Ich möchte wünschen, daß sich Jemand unbemerkt zwischen Frau Deichberg und Dr. Ruardi stellte; ich möchte wünschen, daß Frau Deichberg Gelegenheit gegeben würde, ihre Neigung Jemand anders zuzuwenden, damit Dr. Ruardi ein für alle Mal seine Absichten aufgeben müßte. — Aber was hilft es, daß ich Ihnen dies alles mittheile, Jedermann hier im Hause weiß, daß Sie mit Fräulein Fischer verlobt sind; ist dieselbe erst hier angekommen, so wird Dr. Ruardi die Liebenswürdigkeiten der Frau Deichberg Ihnen gegenüber nicht mehr für gefährlich halten können, und sind Sie erst wieder abgereist, so muß die arme Frau ihr Kreuz weitertragen."

„Sie haben Recht, Sarah, ich kann den Dienst, von dem Sie sprechen, unmöglich leisten."

„Sehen Sie, mein Plan ist ein Hirngespinnst. Wie können Sie unter den Augen von Fräulein Fischer, in die Sie sterblich verliebt sind, sich den Anschein geben, als ob zwischen Ihnen und Frau Deichberg ein Einverständniß wäre! Niemand kann eine solche Rolle spielen, es wäre eine schiefe, unnatürliche, durchaus unhaltbare Stellung."

„Das wäre es. Eine in jeder Hinsicht unhaltbare Stellung."

„Und wozu sollte es dienen? Alle Betheiligten würden sofort die Sache durchschauen."

„Das würden sie."

„Es sei denn, daß vielleicht Fräulein Fischer mit in die Sache eingeweiht würde."

„Dazu würde sich Fräulein Fischer niemals entschließen, ihr Wesen ist viel zu ernsthaft und zartfühlend für derartige Aufgaben."

„Das kann ich mir denken, denn ohne Ihnen ein Compliment machen zu wollen, wenn dies nicht wäre, würden Sie dieselbe gewiß nicht zu Ihrer Braut erkoren haben, und so sehr ich wünschen möchte, Frau Deichberg von ihrem Verfolger zu befreien, so möchte ich doch um keinen Preis veranlassen, daß außer Dr. Ruardi irgend Jemand dadurch Verdruß haben könnte."

„Das ist brav von Ihnen, Sarah. Aber jetzt muß ich wirklich einmal sehen, was dieser Brief enthält."

Sarah entfernte sich guten Muthes. Ihr Ziel war erreicht. Sie wußte, daß man nicht auf einmal Alles durchsetzen kann, und vorläufig hatte sie Robert hinlänglich erkannt.

XII.

Für dritte Personen muß der Ton in Emma's Briefen etwas sehr Kindliches haben. Die Sicherheit ihres Charakters kam in der Correspondenz durchaus nicht zum Vorschein, und es schien, als ständen ihr nur sehr weichherzige Worte zu Gebot. Aber Robert fand einen zu großen Genuß im Besitz dieses Briefes, um dessen Einseitigkeit zu bemerken, und dazu wurde gerade durch die Art von Emma's

Ausdrucksweise seine Eitelkeit sehr geschmeichelt. Sich angebetet zu wissen, war für ihn, ohne daß er sich darüber Rechenschaft gab, ein so bestechendes Bewußtsein, daß Emma einen förmlichen Triumph gefeiert haben würde, hätte sie den Eindruck beobachten können, den ihr Brief hervorbrachte. Sie schrieb:

Montag Abend.

Ich nehme dies Blättchen aus meiner Schreibmappe, ohne zu wissen, wann ich es zusammenfalten und versenden werde. Dies wird davon abhängen, ob du selbst recht bald schreibst. So lange ich keinen Brief von dir habe, werde ich täglich einige Zeilen an diesem Briefe schreiben, um dir dann Alles zusammen mit der Antwort auf deinen ersten Brief zugehen zu lassen.

Ich will ehrlich bekennen, daß ich die ganze Nacht von dir geträumt habe. Warum bist du mir auch so lieb? Als wir gestern Abend am Fenster standen, hätte ich mit dir emporfliegen mögen zu dem schimmernden Sterne, der über dem Monde stand. Heute früh hätte ich gewünscht, daß du mit mir im Garten hättest spazieren gehen können, und in diesem Augenblick möchte ich, daß du mir gegenüber säßest, während ich an dich schreibe. Ach, Robert, ich bin nichts ohne dich.

Ueber den Empfang bei deinem Onkel wirst du mir wohl das Nöthige schreiben, wenn ich auch nicht danach frage. Wenn ich zuweilen träume, daß du mich nicht lieb hast, oder daß man uns trennen will, da ist stets dein Onkel derjenige, der sich zwischen uns drängt. Ich habe ihn nur einmal in meinem Leben gesehen, und ich würde gar keinen genügenden Grund angeben können, weshalb ich ihn fürchte, aber ich bin einmal bange vor ihm, und eine innere Stimme sagt mir, daß ich ihm nicht unrecht thue.

Eine Neuigkeit. Heute Abend kommt Miß Samson, die Lehrerin meiner Jugend, um Thee bei uns zu trinken. Leider will die Mutter sie für eine Woche zum Besuch einladen, was mir gar nicht recht ist; sie ist nach und nach so pedantisch geworden, daß sie alle Menschen als ihre Schülerinnen behandelt. Du brauchst also nicht zu befürchten, daß ich sie einladen werde, wenn wir einmal getraut sind. Alte Jungfern passen nicht in junge Haushaltungen, und wenn ich die Wahl habe, sehe ich lieber zehn von deinen Freunden kommen als eine Miß.

Ueberhaupt hoffe ich von deinen Freunden später Vortheil zu ziehen. Sobald du kühl gegen mich bist, werde ich kokett und mache dich eifersüchtig. Es wird eine ausgezeichnete Wirkung thun, oder kannst du nicht eifersüchtig werden? Ich sehe dich über diese Frage lächeln, aber ich frage nichts nach deinem Spott und werde mich zu meiner Zeit zu rächen wissen. Das sage ich dir im voraus, wenn du mir nach der Hochzeit nicht mehr den Hof machen und einer jener widerwärtigen verheiratheten Männer werden willst, wie ich mehrere kenne, sollst du wenig Freude an mir erleben.

Warum habe ich dich so lieb? Warum habe ich mein Herz einem Manne geschenkt, der mich auslacht, mich übersieht, mich tyrannisirt, mich auf alle mögliche Weise fühlen läßt, daß die Frauen in der Versammlung schweigen müssen? Ich fürchte dies Räthsel wird unausgelöst bleiben und wenn ich hundert Jahr alt würde, und doch sagen die weisen Menschen, daß Alles vernünftig zugehe. Lieber Himmel, geht's denn in diesem Brief vernünftig zu? Ich fürchte im Gegentheil, daß er ganz sinnlos ist.

Dienstag Morgen.

Nachdem ich dir geschrieben hatte, ist mir die Zeit gestern weniger lang geworden, als ich fürchtete. Wie undankbar bin ich! Man sollte die Liebe fliehen, da sie so selbstsüchtig macht. Die beiden Wesen, die ich nach dir auf dieser Welt am meisten liebe, boten Alles auf, um mir einen vergnügten Tag zu machen, und ich rede davon, als ob die Stunden mir wie Blei gewesen wären, oder als hätte ich in einem Gefängniß oder in der Schulstube der Miß Samson den Tag verbringen müssen.

Nun möchtest du wohl wissen, was denn Besonderes sich zugetragen hat, und darauf kann ich dir nur erwiedern, daß Mama vor Tisch mit mir nach der Stadt fuhr, um im dortigen Modemagazin allerlei auszuwählen, bei welcher Gelegenheit sie die Bemerkung machte, daß ich seit meiner Verlobung mit dir alle Selbständigkeit des Geschmacks eingebüßt hätte. Nach Tische kam die Modistin selbst zu uns heraus mit einem großen Kasten, und

während Mama und ich prüften und wählten, hielt der Vater uns eine lange Vorlesung über die Modethorheiten. Er hob hervor, daß jede Frau ihre Toilette in Uebereinstimmung mit ihrem Wuchs und der ganzen äußeren Erscheinung wählen müsse, und daß es ein Unsinn sei, wenn irgend eine fremde Frau, die sich nach ihrer Figur und nach ihrem Teint einen Anzug zusammengestellt habe, für alle anderen Frauen maßgebend sein solle. Die Modistin hörte mit der größten Selbstverleugnung zu, und ich glaube, sie würde es ertragen, wenn alle Hausväter gleiche Ansichten entwickelten, vorausgesetzt, daß sie alle ebenso pünktlich wie mein theurer Vater die Rechnung bezahlten.

Mittwoch Morgen.

Heut' hat sich der Vater in sein Atelier eingeschlossen. Er meint, daß wir nicht wissen warum, aber unsere Liebe zu ihm hat es uns längst errathen lassen. Er ist der beste Vater, der je gelebt hat. Gott weiß, wie oft er seit Reinhard's Tode Gelegenheit hat, übler Laune zu sein. Aber niemals bemerken wir etwas davon. Ich möchte wetten, daß der Eifer, womit er jetzt an seiner Staffelei malt, nur ein Vorwand ist, womit er gegen die üble Laune, die ihn vielleicht noch von gestern her beherrscht, anzukämpfen sucht. Wenn er heute bei Tisch erscheint, wird Niemand bemerken, wie sehr er mit sich gekämpft hat. So ist er ein wahrhaft edler Charakter und wenn ich seines Blutes nicht unwürdig bin, wirst du dich wegen meiner Abkunft Niemand gegenüber zu schämen haben.

Donnerstag Abend.

Diesen Morgen habe ich deinen Brief empfangen. Man kann von dem Dünenthal'schen Postboten keine Vollkommenheit verlangen, und wenn er die Briefe auch langsam bringt, bringt er sie wenigstens sicher, und er hat von deinen zwölf Blättchen nicht eines unterwegs verloren. Aber still, das Weinen ist mir näher, als das Lachen, und wenn ich scherze, so geschieht es nur, um meinen Verdruß zu verbergen. Dein Onkel hat dich also wirklich von mir losgerissen und ein Mittel ausgedacht, um dich eine Weile von Dünenthal zu entfernen! Nun, er mag thun, was er nicht lassen kann, es soll ihm doch nicht gelingen, uns zu trennen. Pfui, ich wollte, daß der Mann nicht zu unserer Familie gehörte! Sein Anschlag ist zu durchsichtig, um dich davor zu warnen. Glaube mir, Robert, dein Onkel hat eine Absicht mit dieser Frau Deichberg. Du schreibst, daß sie weder jung, noch hübsch, noch liebenswürdig sei; ich will es glauben, aber ein untrügliches Vorgefühl sagt mir, daß man dich aus keinem andern Grunde nach M. geschickt hat, als um dich mir zu entfremden.

Soll ich vollkommen aufrichtig sein? Dein Brief macht mich unruhig. So kindisch es sein mag, ist es doch wahr. Ich kann die rechten Worte noch nicht finden, um dir meine Gedanken mitzutheilen; vielleicht kann ich es morgen, oder in ein paar Tagen, ich will den Brief nicht länger warten lassen und schließe ihn daher vorläufig, damit der Postbote ihn morgen früh mitnehmen kann.

Vorher aber muß ich noch mich über unser Schicksal lustig machen. Wäre es nicht komisch, wenn wir deinen Onkel in seinem eigenen Netze fingen? Denke dir einmal, wenn du den Schein annähmest, als wenn du von Frau Deichberg bezaubert wärst, und der Herr Geheimrath würde dann von der Sorge befreit zu sein glauben, mich einmal als seine Nichte anerkennen zu müssen. Ich möchte dir alle erdenklichen Mittel an die Hand geben, um dieser koketten Dame den Kopf zu verdrehen und deinen Onkel völlig in die Irre zu führen, und wenn es dann so weit gekommen wäre, daß er nur noch auf die Nachricht von dir wartete, welche ihm den Bruch unserer Verlobung anzeigte, so wäre es ein köstlicher Scherz, wenn wir ihm plötzlich einen unerwarteten Besuch machten, um ihn zu unserer Hochzeit einzuladen. — Aber nein, nein, fort mit diesem falschen Muthwillen! Unsere Liebe ist zu heilig, um durch solche Scherze besudelt zu werden; ich bin weder bange für dich, noch für mich. Das Bewußtsein, daß du mir angehörst und ich dir, wurzelt so fest in meinem Herzen, daß man mir das Leben nehmen müßte, um es mir zu entreißen. Fliege also frei umher, Geliebter, ich weiß, wo die Blume blüht, zu welcher mein Schmetterling doch wieder zurückkehren wird. In Gedanken nehme ich deinen Kopf zwischen meine

Hände und küsse dich auf deine lieben Augen. Nun ist Alles gut. Und um meiner Sanftmuth die Krone aufzusetzen, trage ich dir freundliche Grüße auf an Herrn Adrian und Frau Lideweide.

* * *

Arme Emma! So stolz wie sie auf ihren Bräutigam gewesen wäre, wenn sie ihn gesehen hätte, wie er ihren Brief zu lesen angefangen hatte, ebenso verwundert würde sie aufgeblickt haben, oder vielmehr ebenso schnell würde das Erröthen der Freude von ihren Wangen verschwunden sein und ihr Herz würde gezittert haben, wenn sie gesehen hätte, mit welcher Ruhe und welchem Gleichmuth Robert den Brief, nachdem er ihn gelesen hatte, wieder zusammenfaltete, in das halb zerrissene Couvert steckte, seine Brieftasche hervorzog und mit nachdenkendem Gesicht das Zimmer verließ. Uebrigens würde es unbillig sein, aus dem Umstande, daß Robert die Stirn runzelte und ein peinlicher Zug sich um seinen Mund legte, zu folgern, daß er für das Einnehmende in Emma's Brief gefühllos gewesen wäre. So viel wußte er wohl, daß ein Herz, wie das seiner Emma, zu den Seltenheiten gehörte. Aber trotzdem erfüllte ihn in diesem Augenblicke ein ganz bestimmter Gedanke so sehr, daß er der Zärtlichkeit in ihrem Briefe nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte. Ein zuerst von ihm selbst entworfener und dann wieder fallengelassener Plan beschäftigte ihn so lebhaft, daß das herzliche Gefühl, womit er ihren Brief zur Hand genommen hatte, durch eine Ueberlegung in den Hintergrund gedrängt wurde, die das Herz um so kühler ließ, je mehr sie den Verstand in Anspruch nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Ludwig.

Von

Julian Schmidt.

„Otto Ludwig gehörte zu den deutschen Dichtern, deren poetische Natur in ihren Werken sehr unvollständig zur Darstellung gekommen ist. Nur wer ihn persönlich kannte, bewahrt den vollen Eindruck seiner eigenthümlichen Dichterkraft. — Was das Publicum durch ihn erhalten, ist verhältnißmäßig sehr wenig von dem, was er in leidenschaftlicher Bewegung in sich verarbeitete. Wem ein Blick in diese reiche Trümmerwelt verstattet war, der wird mit tiefer Hochachtung von der großartigen Anlage des Geschiedenen erfüllt werden."

So Gustav Freytag in dem glänzenden Aufsatz „aus dem Arbeitszimmer des Dichters," der an die Spitze der gesammelten Werke Otto Ludwig's gestellt ist. Ich theile vollkommen Freytag's Ueberzeugung und hoffe durch das Folgende wenigstens einen Beitrag zum Verständniß eines Mannes zu geben, der in hervorragender Weise verdient, nicht blos dem Geschmack, sondern auch dem Gemüthe der Gegenwart näher gerückt zu werden. Meine Quellen sind theils die Briefe, die er an mich schrieb — auch Berthold Auerbach hat mir freundlichst gestattet, die an ihn gerichteten Briefe durchzusehen und zu benutzen — theils seine Schriften, die jetzt in ziemlichem Umfang mir vorliegen.

Ueber der Herausgabe seiner Werke waltete zuerst ein eigenthümlicher Unstern. Er hatte sehr treue und bedeutende Freunde — ich nenne nur Eduard Devrient, Berthold Auerbach, Gustav Freytag und von den jüngeren Moritz Heydrich, die sich seiner hinterlassenen Papiere annahmen. Aber mehrere Jahre erschien gar nichts, und als es endlich zur Sammlung kam, enthielt sie außer dem bereits Gedruckten und einem Trauerspiel, das nicht gerade geeignet war, das Ansehen des Dichters zu erhöhen, nur Fragmente, in denen man sich ohne Commentar nicht wohl orientiren konnte. Um das Mißgeschick vollständig zu machen, waren noch zwei Novellen aufgenommen, die gar nicht unserm Dichter angehörten, sondern einem andern Otto Ludwig.

Erst im vorigen Jahre erschienen Ludwig's „Shakespeare-Studien, herausgegeben von M. Heydrich." Ich wußte aus seinen Briefen, wie geistvoll und tiefsinnig er über diese Dinge reflectirte, aber ich muß doch sagen, ich war überrascht von der hohen Bedeutung dieser Studien. Allerdings war nur eine so auf-

opfernde Freundschaft wie die Heydrich's im Stande, das daraus zu machen, was es jetzt geworden ist. Es gehörte dazu die Selbstverleugnung, die alles eigene Urtheil zurückdrängt, um die Gedanken des Autors rein zum Ausdruck zu bringen, es gehörte dazu das tiefe Verständniß des Autors, um seine Intentionen auch da zu diviniren, wo sie nicht deutlich hervortraten. Von der Mühe der Arbeit kann ich mir einen ungefähren Begriff machen, da ich Ludwig's Handschrift kenne.

Ueber die Methode der Zusammenstellung ließe sich streiten, nach reiflichem Nachdenken habe ich mich doch überzeugt, daß ich es nicht wesentlich anders gemacht haben würde als Heydrich. Ludwig's Hefte waren eine Art Waste-book, in das er nicht blos seine eigenen Einfälle und Reflexionen in der zufälligen Reihe, wie sie ihm gerade kamen, sondern auch lange Excerpte aus andern Schriftstellern aufzeichnete. Dabei hatte sein Verfahren das Eigenthümliche, daß er dieselbe Untersuchung immer von neuem wieder aufnahm, sie vertiefte, den Gegenstand von einer neuen Seite beleuchtete, seine Principien an neuer Erfahrung prüfte und umgekehrt. Daraus ein systematisches Ganze zu machen, war unmöglich, und es ist nur zu billigen, daß Heydrich nach Ausscheidung aller Excerpte, die Reflexionen in derselben Form und Reihenfolge ließ, wie sie im Hefte standen. Daraus geht freilich der Uebelstand hervor, daß Vieles sich wiederholt und daß es nicht ganz leicht wird, die Punkte herauszufinden, die man gerade sucht; aber einmal ist alles Einzelne interessant, auch das Unvollkommene, und dann wird man wenigstens einigermaßen in dem Bildungsgang des Dichters orientirt.

Was den Hauptinhalt des Buchs betrifft, so halte ich es für das Beste, was vom Standpunkt eines Technikers über Shakespeare geschrieben ist: wir andern suchen uns theils den Genuß zu erklären, den uns der Dichter bereitet, theils ihn historisch zu verstehen; Ludwig reflectirte durchaus als Praktiker.

„Ich bin", schrieb er mir September 1858, „einer jener armen Teufel, die nicht mit fremden Augen sehen können, für die kein Teleskop, kein Vergrößerungsglas erfunden ist; nicht aus Anmaßung, wahrlich nicht! nur aus Beschränktheit. Der Gang meiner Untersuchung war wunderlich genug, und Sie möchten, hätten Sie mir zusehen können, über jeden Schritt gelächelt haben, und gewiß nicht ohne Grund. Was mir einen Lichtschein zu geben und so den richtigen Weg anzuzeigen schien, mußte ich erst praktisch versuchen, und nur was ich gemacht hatte oder gemacht zu haben dachte — denn ohne mannigfaltigen Irrthum ging es natürlich nicht ab — das wußte ich; nur was ich gegriffen hatte, sah ich. Des Heilands Wunden existiren auch mir wie jenem Thomas erst, wenn ich meine Finger drein gelegt habe; nicht weil ich ungläubig wäre, sondern weil ich das Bedürfniß habe, nur mit ganzer Seele und mit allen meinen Sinnen zu glauben. Sie werden sagen: Guter Freund! so geht es Jedem, der dergleichen Untersuchungen vornimmt, ohne des Werkzeugs, welches man abstractes Denken nennt, habhaft oder mächtig zu sein. Das ist wahr; darum kann ich nichts für Andere lernen, so wenig als von Andern, sondern nur von mir und für mich; weil ich das nicht weiß, was ich nicht erst kann, und meiner Natur der Weg durch das Können zum Wissen ein leichterer ist, als der den Meisten der leichtere, der vom Wissen zum Können."

Der weitere Verlauf des Briefes bestätigt ganz und gar nicht diese bescheidene Auffassung von seinem Talent zum abstracten Denken; es war eine Untersuchung über den Begriff des Typischen, bedeutender und zusammenhängender, als was ich in den Studien darüber finde. Ebenso wenig begründet war seine Annahme, ich würde seinen Weg für den weniger ersprießlichen halten. Ich glaube vielmehr, die Gesetze der Kunst werden viel sicherer festgestellt durch die Probe des Machens als durch die Probe des Genießens. Das wenige, was Schiller über Shakespeare geschrieben hat, ist doch außerordentlich belehrend; das Größte hätte Lessing leisten können, wenn er nicht bei seinen Aeußerungen über Shakespeare aus bestimmten momentanen Zwecken vorgezogen hätte, er, der größte Techniker, den wir gehabt, sich auf den Standpunkt des Genießenden zu stellen.

Nach den „Studien" ist nun eben erst der erste Band der „Nachlaß-Schriften

Otto Ludwig's" herausgekommen, „die Skizzen und Fragmente enthaltend, mit einer biographischen Einleitung und sachlichen Erläuterung von M. Heydrich": wiederum ein unschätzbarer Beitrag für das Verständniß des Naturprocesses einer mächtigen Dichterseele, und mittelbar für das Verständniß des Schaffens überhaupt.

In der Biographie spricht sich Heydrich mit demselben Enthusiasmus über seinen Freund aus wie in der Vorrede zu den Studien. „Wohl las man auf der tiefdurchfurchten, markigen Stirn, im Blick der tief-innigen, elektrisch leuchtenden und doch so wunderbar milden, treuherzigen Augen, in dem an Rembrandt's Bildnisse erinnernden tief dunklen bräunlichen Farbenton, in den gewaltigen Zügen des edlen Antlitzes die lebendigsten Spuren tief innen glühender vulcanischer Leidenschaft; aber die mild ernste, sich immer gleichbleibende Ruhe und Hoheit der Gestalt war der Grundcharakter, das anschaulichste Zeugniß eines treu und redlich durchgekämpften, dem Edelsten sich freudig aufopfernden Strebens." Das klingt sehr überschwenglich, und doch kann ich aus eigner Anschauung den Eindruck nur bestätigen.

Ich habe Otto Ludwig nur einmal gesehen. Es war im Sommer 1857, in seinem Hause in Dresden. Ich hörte, wie in der Nebenstube das Mädchen einen „Doctor Schulze aus Leipzig" anmeldete, und wie er knurrend die Stiefel anzog. Kaum aber waren die ersten Begrüßungsformeln vorüber, so steckten wir mitten in den eingehendsten Reflexionen über Alles, was dem Menschen heilig ist, und wie ich nach einigen Stunden von ihm ging, war mir zu Muth, als wär' ich ein anderer Mensch. Einen solchen Eindruck von einer Persönlichkeit habe ich nie empfangen, höchstens einen Fall ausgenommen, der aber ganz anderer Art war. Und dabei wurde der Eindruck erschwert durch die Krankheit des Mannes, die jeden Augenblick hervortrat und gegen die er fortwährend ankämpfen mußte, durch sein beständiges Nervenzucken u. s. w. Auch hatte seine Haltung nichts von dem, was man im gemeinen Leben vornehm nennt, er ging vielmehr mit der größten Unbefangenheit und Treuherzigkeit aus sich heraus. Trotzdem hätte diesem kranken Mann gegenüber auch der ärgste Sünder nicht gewagt, einen unedlen Gedanken zu hegen oder gar auszusprechen. Ein gewaltiger Ernst, der umsomehr wirkt, da er gar nicht darum zu wissen schien. In jedem Laut sprach der Poet, jedes Gefühl krystallisirte sich sofort zu einem Bilde, von dem man überzeugt war, daß es ihm ungesucht kam. Er geizte nicht mit seinen Schätzen, und die Liebe zu allem Menschlichen wirkte wie warmer Sonnenschein. Dabei hielt sich diese Liebe nicht etwa im Allgemeinen; trotz des mächtig wogenden Innern verstand er sehr gut zu hören: das beste Zeichen, daß er lebendige Individuen sah und gelten ließ.

Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Aber an unsere Zusammenkunft knüpfte sich ein Briefwechsel, der, was die Gedanken betrifft, von seiner Seite voll des tiefsten Gehalts war, aber viel reicher noch durch das Gemüthsleben, das er entwickelte. Er sagte einmal: Die größte Gabe Gottes ist, daß ich mich über Alles wie ein Kind freuen kann! und dafür giebt der Briefwechsel die rührendsten und anmuthigsten Belege.

Wenigstens eine von seinen Gemüthsäußerungen fühle ich mich gedrungen mitzutheilen. „Möge Ihnen", schrieb er mir am 6. November 1860, „nie das Leben so zu einer Arbeit werden, wie es mir eben ist. Was bei den meisten Menschen mechanisch von statten geht, das muß ich besonderen Willensanstrengungen danken; ich muß daran denken, zu athmen; eine einzige rasche Bewegung bringt mir langandauernde und immer leichter wiederkehrende Schmerzen. Glauben Sie darum aber nicht, daß ich die innere Heiterkeit darüber verliere, welche die ganze Maschine noch zusammenhält. Die Schönheit des Lebens, selbst derjenigen seiner Partien, die man insgemein für häßlich hält, die Herrlichkeit der Welt verliert mir nichts von ihrem Glanz und — ich weiß nicht, ist es die Macht der Gewohnheit oder die Fülle des menschlichen Gemüths, die einen leeren Raum in ihm so unmöglich macht, als ein solcher in der physischen Welt vorkommen kann — soll ich sagen, ich wünschte, es wäre anders mit mir, als es ist, ich müßte lügen."

Eine ähnliche Aeußerung theilt Heydrich aus einem Brief an Geibel mit, 29. März 1856. „Ich habe lange schon darauf verzichtet, zu glauben, ich könnte wieder

ganz gesund werden. Vielleicht ist's wunderlich, daß ich nicht einmal wünschen möchte, ich wäre gänzlich von dem Uebel entfernt geblieben. Die Schmerzen haben mich viel gehemmt, und hemmen in ihrer Folge, der Schwäche, mich noch immer in Allem, was ich vornehme; aber sie haben mich auch viel gefördert; sie haben mich genöthigt, was von moralischer Kraft in mir ist, zusammennehmen zu lernen; sie haben mir gezeigt, daß Alles Glück ist, was man dazu macht, und daß die wünschenswertheste Kunst die ist, die das vermag." — Um die Tragweite solcher Aeußerungen richtig zu würdigen, muß man in Anschlag bringen, daß er nicht blos mit seiner Krankheit, sondern zugleich mit den allerdrückendsten Nahrungssorgen für sich und seine Familie zu kämpfen hatte.

Otto Ludwig war am 12. Febr. 1813 zu Eisfeld bei Meiningen geboren; den Vater, der ihm in Bezug auf den Charakter sehr ähnlich gewesen sein muß, verlor er im zwölften Jahre. Seine Jugendlectüre war neben Shakespeare hauptsächlich Tieck, Hoffmann und was zu dieser Richtung gehört. Er sagte später einmal zu Heydrich, daß die Einwirkung Hoffmann's ein großes Unglück für unsere Literatur gewesen sei: man werde es doch nie ganz los, in einer poetisch confusen Zeit geboren zu sein. Außerdem bildete er sein musikalisches Talent durch Studium und Uebung. Erst im fünfzehnten Jahre kam er in eine höhere Schule und mußte nach Ablauf eines Jahres wieder nach Hause zurück, weil die Familie in Noth war. Er trat in den Kramladen seines Onkels ein, die Mutter starb, noch einmal machte er den Versuch mit einem Gymnasium, der aber wieder nur kurze Zeit währte, so daß seine Schulbildung unvollkommen blieb. Nun legte er sich ernsthafter auf die Musik, leitete seit 1838 dilettantische Aufführungen, von denen recht anmuthige Dinge erzählt werden, und hatte endlich mit seinen Compositionen so viel Erfolg, daß er im nächsten Jahr mit einem Stipendium zu weiterer Ausbildung nach Leipzig gehen konnte. Nun aber beginnt sein eigentliches Mißgeschick.

Zunächst konnte er sich in die moderne Musik nicht finden. „Seit Beethoven ist die Musik gemüthskrank geworden: ein ewiges Herumgerissen-werden vom Himmel zur Hölle, von Hölle zu Himmel; keine Ruhe, kein gastliches Plätzchen, aus jedem Blumenstrauch steckt die furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge. Das Bild eines Menschen, der, in der Kälte umherirrend, liebliche Mahnung zum Schlafe fühlt, aber aus dem leisesten Schlummer gejagt wird durch die Gewißheit, daß der Schlaf ihm zum Tod wird." — Sodann fand er bei dem sonst so wohlwollenden Mendelssohn keinen Anklang. „Mein Schicksal seit geraumer Zeit mit allen neuen Bekannten, weil ich zu Keinem mehr das rechte Vertrauen fassen kann. In dieser vornehmen Welt stoße ich mit meiner Gemüthlichkeit an; will ich diese zurückdrängen, dies Kinderzutrauen, so muß ich entweder kalt oder falsch, ich weiß selbst nicht wie erscheinen. Ich sehe recht gut ein, daß ich's nie auf einen grünen Zweig bringen werde, hätte ich eine Messerspitze mehr Eigenliebe, so wäre mir geholfen. So denke ich bei Andern immer mehr an sie, gewinne eine Vorneigung zu ihrer Persönlichkeit und vergesse meine, oder halte es für kleinlich, fast sage ich schmutzig, diese fremden Persönlichkeiten durch geflissentliches Anschmiegen nutzen zu wollen für meine eigene."

„Wenn's kein inniges Verhältniß werden kann, lieber ganz allein! Freilich ein einsamer Mensch ist wie ein leerer Magen, er reibt sich selbst auf."

Dazu kam eine Krankheit, die ihn immer schwerer niederdrückte. Einmal durfte er ausgehen: „war geblendet von dem grünen Glanz der Erde und dem Blauen des Himmels; dazu so allein und hilflos, auch geistig, daß mir wehmüthig zu Muthe ward; die Herrlichkeit der Sonnenwelt bedrängte und drückte mich ordentlich. Nur nicht in der Fremde sterben! Werde ich denn je wieder meinen Garten sehen? Ich höre ihn rauschen, meine ganze Kindheit, das einzig Schöne im Leben und was sonst mein Gemüth betroffen, Alles bezieht sich auf ihn. Er ist meine ganze Seelengeschichte."

Das Schlimmste bei dieser Krankheit war, daß sie ihm die Ausübung seiner Kunst unmöglich machte, er konnte kein Clavier mehr anrühren, er konnte in kein Concert gehen. Sein Lebensberuf konnte die Musik nicht länger bleiben, mehr und

mehr drängte sich die Poesie in seiner Seele vor.

Es war ein Zustand schwerer Unsicherheit; Tagebücher und Briefe jener Zeit sind voll von trüben Betrachtungen. „Wir jagen nach etwas mit allen Kräften, im Streben ist es unser, im Besitz nicht mehr; wir jagen einem Neuen nach, erreichen es und sehnen uns wieder nach jenem. Woran halte ich mich in diesem allgemeinen Fliehen? an mich selbst? Je tiefer ich in mich schaue, desto fremder werde ich mir. — Der Schmetterlings- und Blumenstaub unseres innern Lebens ist abgestreift, darum erscheint uns die Welt so farblos. — Des Menschen Element ist die Täuschung: er gräbt und gräbt immer, glaubt etwas herauszugraben, zu spät merkt er, daß er sich hineingegraben hat."

Aber hart daneben: „Die Welt hat ein liebestrunkener Gott geschaffen, um das, was ihn erfüllt, auch außer sich zu sehen;" und die Skizze eines evangelischen Dramas zur Glorie der christlichen Religion. „Ich will ein Christ dadurch werden!" „O es ist ein göttlicher Stoff, aber welch' ein kindlicher Dichter gehört dazu! Ich glaube, in meiner Natur liegt etwas Verwandtes, was ich leider durch eigene und fremde Schuld verlor, indem oft eine krankhafte Reizbarkeit den Kinderfrieden aufhob, den Liebesreichthum meiner Natur so versteckte, daß ich selbst erschreckend ihn suchte. Darum möchte ich auf dem Lande in stillgemüthlicher Armuth leben, von Niemand gekannt, wünschend, daß meine Productionen den Menschen wohlthun, aber Dank und Anerkennung verschmähend; nicht aus Stolz oder Menschenscheu, sondern aus Liebe, die nicht bezahlt sein will."

So war seine Stimmung, als er zur Poesie übertrat; die wirkliche Ausübung derselben wurde bedingt durch ein eigenthümlich pathologisches Verhältniß zu seinen Stoffen.

Zu den Symptomen seiner Krankheit gehörte auch, daß er Visionen sah; dieser krankhafte Zustand gestaltete sich auf eine merkwürdige Weise zu einer Form seines Schaffens. Im März 1840 zeichnet er zunächst in seinem Tagebuch auf: „Sonderbares Phänomen in mir beobachtet: daß eine Ideenanschauung, ehe sie völliges Bewußtsein gewinnt, gewöhnlich wie ein ungewisser Farben- und Formenschein sich zeigt; wie das Bewußtsein sich derselben zu allmälig klarerer Erkenntniß bemächtigt, wird Farbe und Form, erst chaotisch und formlos, entschiedener und entflieht zuletzt, und es ist mir mit ihr wie mit den letzten Traumworten, die man beim Erwachen noch zu hören glaubt. Doch kann ich mir diese Phänomene noch ungefähr willkürlich zurückrufen. Mit dem Phänomen fühle ich die Anwesenheit einer gewissen ihm entsprechenden und es stets begleitenden Stimmung, jedoch auch mehr traumartig. — Jedes Gedicht, das in mir entsteht, ist erst blos eine Stimmung und eine Farbenerscheinung des innern Auges; darin eine Bewegung, als wolle es sich gestalten. — Seit ich den Gedanken gefaßt, zu beobachten, habe ich die Unbefangenheit verloren, und meine Phantasie macht mir willkürlich ähnliche Erscheinungen vor." (Nachlaß S. 45—47.)

Otto Ludwig hat dies Phänomen wiederholt beobachtet und beschrieben; am ausführlichsten in einer Darstellung seines Schaffens, auf die schon Freytag aufmerksam gemacht hat.

„Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh' ich Gestalten, eine oder mehre in irgend einer Stellung und Geberdung für sich oder gegen einander. — Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stück erfahr' ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu, von der erst gesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Scenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir dann auch in der Reihenfolge willkürlich reproduciren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen, ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Geberden auch die Sprache. Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich

die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein todter Buchstabe.“ —

„Nun geb' ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist, oder wenn ich so sagen darf, ich suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Causalnexus mir zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehört, Alles Absicht und Berechnung ist, im Ganzen und bis ins einzelne Wort hinein. Da sieht es denn ungefähr aus wie ein Hebbel'sches Stück, Alles ist abstract ausgesprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwickelung gleichsam ein psychologisches Präparat. Ich könnte es nun so lassen und vor dem Verstand würd' es besser bestehen als nachher. — Aber es ist erst der rohe Stoff zu einem Kunstwerk — das Stück muß aussehen, als wäre es aus dem Instinkt hervorgegangen. Nun mach' ich mich an die Ausführung. Die psychologischen Züge, alles Abstracte wird in Concretes verwandelt“ u. s. w. (Nachlaß S. 134—8). — Es folgen nun eine Reihe sehr feiner Bemerkungen über die Art, wie man bei der Charakteristik die Absicht versteckt.

Endlich später, als ihm das Studium Shakespeare's den innern tragischen Widerspruch eines Charakters als das entscheidende Motiv jeder Tragödie gezeigt hatte, wendet er die Sache etwas anders.

„Nun ist mir das Räthsel meines frühern Schaffens psychologisch gelöst. Erst bloße Stimmung, zu der sich eine Farbe gesellte. In dieser Beleuchtung wurde allmälig eine Gestalt sichtbar, wenn ich nicht sagen soll, eine Stellung, d. h. die Fabel erfand sich, und ihre Erfindung war nichts Anderes als das Entstehen und Fertigwerden der Gestalt und Stellung. Aber diese war so sehr Hauptsache, d. h. diese genau begrenzte lebendigste Anschauung eines Menschen in einer gewissen Stellung, daß, sowie das Mindeste davon unbestimmt wurde, meine Fabel und meine Intentionen sich verwirrten und ich selber nicht mehr wußte, trotz möglichst detaillirt aufgeschriebenen Plans, was ich wollte, wo dann, wenn ich mich zum Arbeiten doch zwang, die Einzelheiten für sich selbst sich ins Einzelnste zerfaserten, und eine Menge Detail hereinschwoll in üppigster Anarchie. Jenes Farben- und Formenspectrum, welches mich, so lange es in klarster Sinnlichkeit dastand, in jedem Augenblick, und in den heterogensten Umgebungen und Beschäftigungen wie ein Mahner umschwebte und mein ganzes Wesen in Aufregung setzte, in einen Zustand ähnlich dem einer Schwangern der Geburt nahe und in der Geburtsarbeit, ein liebend Festhalten und doch Hinausdrängen des, was vom eignen Wesen sich losgelöst hat, Ding für sich geworden ist. Nun weiß ich, was jene Gestalt und ihre Geberde war: — nichts Anderes als der sinnlich angeschaute tragische Widerspruch; der eine Factor die Gestalt, die Existenz (der Grund davon), der andre die Geberde; der sinnlich angeschaute prägnante Moment, in welchem am schärfsten Contrast die Einheit erscheint. Der Erbförster, der Judah und die Lea, selbst die Heiterethei schwebten mir in solchen Anschauungen vor, das glühende Gefühl für Recht im Moment, wo es Unrecht thut; darin liegt alles Vorher und Nachher. Beim Anhören einer Beethoven'schen Symphonie stand dies Bild plötzlich vor mir, in glühend carmoisinem Licht; eine Gestalt, die mit ihrer Geberde im Widerspruch, ohne daß ich noch wußte, wer die Gestalt, noch was ihr Thun sei. Das wurde mir erst allmälig klar, wie die Fabel entstand, wobei mein Wille und alle bewußte Thätigkeit sich ruhig und passiv verhielten.“ (Studien S. 303—4.)

An diese Darstellung hat G. Freytag eine Reihe von Betrachtungen geknüpft über das Verhalten der Dichtkunst, wie sie bei primitiven Völkern war, zur modernen, und über den Gegensatz zwischen dem epischen und dramatischen Schaffen, die höchst geistvoll sind, wobei er aber doch etwas zu übersehen scheint.

„Diese Niederschrift Otto Ludwig's“, sagt er, „berichtet mit wünschenswerthester Genauigkeit seine Methode der poetischen Arbeit.“ Ich zweifle daran, d. h., ich

zweifle nicht etwa an der Wahrheitsliebe Ludwig's, aber an der Objectivität seiner Selbstbeobachtung. Es ist auch in seiner Selbstbeobachtung etwas Visionäres und Pathologisches wie in seinem Verhalten zu dem poetischen Schaffen.

Es fällt Freytag nicht auf, daß in jener Reihe geistiger Operationen, die Ludwig bäern" war der rührende Stoff schon vielfältig bearbeitet, bei der letzteren schwebte ihm nachweisbar Z. Werner's Stück vor. Auch die Ausnahme des „Erbförsters" ist nur scheinbar: die Localfarbe der Iffland'schen „Jäger", das sittliche Problem des Kleist'schen „Kohlhaas" und etwas von der düsteren Stimmung der Hebbel'-



Otto Ludwig.

aufzählt, eine wesentliche fehlt, nämlich die Aufnahme der überlieferten Stoffe. Mit Ausnahme des „Erbförsters" sind alle seine früheren und späteren Dramen Bearbeitungen einer überlieferten Geschichte, zum Theil sogar nach einer früheren Novelle oder einem früheren Drama. Die „Scudery" ist weiter nichts als eine Dramatisirung der Hoffmann'schen Novelle; bei „Agnes Bernauer," bei den „Makka- schen „Magdalena": diese drei Motive schießen in einander und krystallisiren sich zu einer Figur, die Ludwig in der Wirklichkeit begegnet ist.

Es ist darum von Wichtigkeit, diesen Punkt hervorzuheben, weil sich sofort die Frage daran knüpft: in welche Zeit fällt das Farbenspectrum, die Melodie, das Durcheinanderwogen der Bilder? Vor oder nach der Aufnahme des Stoffs

und der Fabel? — Und daran schließt sich die zweite wichtigere: sind es Seelen in dem Gemüth des Dichters, Ideen, Probleme, welche einen Leib suchen? oder ist es umgekehrt der Leib, d. h. die Fabel, der Stoff, der die Seele sucht? — Für mich ist bei Otto Ludwig ganz unzweifelhaft das Letztere der Fall, und damit ändert sich sehr wesentlich das Bild seines Producirens.

Eine Fabel, eine Novelle, ein Theaterstück weckt seine Theilnahme und erregt ihn, vielleicht ohne daß er daran denkt, zum Produciren; in seiner Phantasie malen sich die Begebenheiten deutlicher, detaillirter aus, die Figuren zeichnen sich origineller ab. So etwas kommt immer in einzelnen Bildern, nicht in vollständigem Zusammenhang. Daß diese halb unbewußte Operation von Farben und Melodien begleitet ist, ändert an der Sache gar nichts: es drückt nur die starke Erregung seiner Nerven aus. Als Ludwig sich sorgfältiger beobachtet, findet er, daß auch jede Lectüre eines poetischen Werks ein Farbenspectrum in ihm hervorruft; die geschärfte Aufmerksamkeit veranlaßt dann auch wohl einige Beihülfe der Reflexion, und in einer späteren Zeit, als er sorgfältig die Gesetze der dramatischen Poesie studirt hatte, ruft er einmal verwundert aus (Studien S. 303): „Sonderbar! jetzt folgt jene Erscheinung (das Spectrum) der Feststellung des Plans!" — Mit einem Wort: das Spectrum ist nur etwas Begleitendes, nichts Producirendes.

Gehört denn jene Operation etwa blos dem Dichter an? Jeder, der einmal über einen ernsthaften Gegenstand nachgedacht und sich bei dem Denken selbst beobachtet hat, wird finden, daß es dabei keineswegs so glatt zugeht wie in einer trigonometrischen Rechnung: Gedanken aller Art, über die man sich zuweilen selbst verwundert, schießen durch einander, sie suchen sich und fliehen sich, und dann erst kommt die bewußte ordnende Hand des Verstandes hinzu, diese Gedanken zu einem Syllogismus zu verarbeiten und ihnen den Schein zu geben, als seien sie aus dem Syllogismus hervorgegangen.

Dieselbe Operation nimmt Ludwig im zweiten Theile seines Schaffens mit den Bildern, Figuren und Bewegungen vor, die auf Anregung des überlieferten Stoffes, scheinbar ohne Mitwirkung seines Bewußtseins, in ihm aufgegangen sind. Er sucht sich eine leitende Idee, scheidet aus, was dazu nicht stimmt, ergänzt die fehlenden Mittelglieder u. s. w. Dies Verfahren ist durchaus nichts Neues, das Paradoxe bei Ludwig ist nur, daß er meint, es Wort für Wort bis ins kleinste Detail auszuführen. Ich halte das geradezu für eine Selbsttäuschung und werde es dafür halten, bis mir aus dem Nachlasse, wo doch eine unzählige Masse Entwürfe sich kreuzen, ein Drama nachgewiesen sein wird, wie es Ludwig in diesem Stadium beschreibt, ein Drama, das nach Hebbel aussieht. Es wird sich keins finden; was Ludwig meinte, nennen andere Dichter Scenarium u. s. w. Diese Selbsttäuschung ist erklärlich durch die Methode des Classificirens, die Ludwig in seinen Reflexionen befolgt: er faßt gleichsam in ein Drama in drei Acten zusammen, was eigentlich eine Reihe mehr oder minder zusammenhängender Operationen ist. Bald kommt ihm dieser, bald jener Ausdruck zu wenig natürlich, zu gezwungen vor, er ersetzt ihn durch einen anderen; so ist es mit den Motiven, den Handlungen, den Dialogen u. s. w., er corrigirt das Reflectirte heraus wie früher das Irreflectirte. Nimmermehr aber hat er mit Bewußtsein erst eine reflectirte Version hervorgebracht, um sie dann ins Naive zu übersetzen.

Auch hier wieder steht das Verfahren des Dichters keineswegs isolirt. Unsere großen Prosaiker, z. B. Lessing und Möser, haben, wenn sie die Gedanken zusammen hatten, sich erst ein Schema gemacht und dann immer mehr freien, frischen Blutlauf hineinzubringen gesucht. „Ich künstle daran," sagt Lessing einmal, „damit es recht natürlich aussehe."

Das Schlimme bei Ludwig war, daß er mit diesen Operationen gar kein Ende finden konnte. Von „Agnes Bernauer" sind sieben verschiedene Versionen, die in drei Gruppen zerfallen. In jeder dieser Gruppen wird der Charakter der Helden und das sittliche Motiv ein ganz anderes, und in den einzelnen Versionen verdrängt immer ein Bild das andere. Das ist es, was ihn hauptsächlich abgehalten hat, bei seiner großartigen Begabung ein Werk zu schaffen, das sein Andenken der Nachwelt rein überlieferte.

Den Grund hat er mir in unserer mündlichen Unterredung angegeben, und ich glaube, es war der richtige. Seine Gestalten und Bilder wirkten so gewaltig pathologisch auf ihn ein, daß sie seine Krankheit steigerten und ihn zwangen, Nothwehr zu üben; er bannte sie gewaltsam aus dem Kreise seiner Gedanken und Empfindungen. Wenn er dann nach längerem Zwischenraume wieder zu ihnen zurückkehrte, so kannte er sie nicht mehr recht; sie waren verblaßt, andere Stimmungen, andere Gedanken hatten sich seiner Seele bemächtigt; er konnte das Alte nicht los werden und es auch dem Neuen nicht recht anpassen. „Meine Poesie," sagte er mir, nicht etwa niedergeschlagen, sondern ganz einfach, „ist etwas Aehnliches wie meine Krankheit, wenigstens bringt sie bei mir dieselben Erscheinungen hervor." Seine Frau, die das mit anhörte, protestirte lebhaft, aber ich verstand ihn vollkommen, weil mir ein ähnliches Beispiel bei einer fast ebenso gewaltigen Dichterkraft bereits vorgekommen war, bei Annette von Droste. Die Operation in ihren Dichtungen, und sie hat das vollste Bewußtsein darüber, erinnert lebhaft an einen Fiebertraum; die Geister der Dinge dringen mit dämonischer Gewalt auf sie ein, deutlich und doch beängstigend; aber auch diese Angst wird ihr poetischer Gegenstand, mit dem sie spielt. Dabei war sie im Kern ihrer Seele ebenso gesund wie Ludwig.

Wenn aber Ludwig bei der zu starken Irritabilität seiner Nerven, gerade wie den Romantikern, zunächst der Contrast in den Dingen entgegentrat, so war die Richtung seines Geistes von vornherein die umgekehrte. Er hielt es für die Aufgabe der Poesie, die Harmonie der Welt zu zeigen, und verurtheilte aufs strengste die modernen Dichter, die im Contrast schwelgten.

„Die Tugend und Aufopferungslust bekam man satt, das Ideal war zu hohl, nun wurde man zerrissen à la Faust, die Bespiegelungslust stieg bis zur weibischen Coketterie; wie vorher die Liebe, wurde jetzt der Haß mißbraucht; man blies sich auf, die Phrase wurde Herr, man haßte die Tyrannen oder sonst was. — Die Poesie kann so wenig als die Politik Declamationen brauchen und eitle Selbstbespiegelung; beide verlangen Hingebung und That. — Heuchler und Schmeichler haben die Fürsten verderbt, nun machen sie sich ans Volk. — Nicht mehr die heiligen Verhältnisse der Natur, künstliche Verstandessysteme sollen den Dichter zum Dichten begeistern. — All das wirkliche, warme Anschauungs- und Gefühlsleben frißt der dürre Verstand und wird nur immer dürrer. — Unsere Zeit ist eine krampfhafte. Wer noch Heiterkeit besitzt, darf sich glücklich preisen. — Lieber Gott, wenn die Freiheit, die wir erhalten sollen, denen gleicht, die sich das Ansehen geben, sie uns zu verschaffen, so möchte ich meinem Vaterunser noch eine achte Bitte hinzufügen: und behüte uns vor der Freiheit! — Es ist nur komisch, wenn unsere Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen. Das Heldenthum ohne Gefahr ist etwas Lächerliches. Die Freiheitsgöttin thront auf dem Geldsacke der Buchhändler, die alle in Liberalismus machen; der Liberalismus ist eine Waare." —

„— Mir scheint unser Zeitalter ein überschnell alterndes. Man will jetzt Alles machen, man achtet der still in sich wirkenden Mächte der Natur im Gemüthe nicht mehr, man schämt sich des Gemüthes. Und doch geschieht alles Schaffen bewußtlos." (1841, Nachlaß, S. 65—71.)

„In diese Verirrungen ist nicht erst die neueste Literatur gefallen. Die Romantiker haben das Schöne vom Guten und Wahren getrennt und aus der Poesie eine Fata morgana gemacht, eine geträumte Insel, die den Menschen, der sie sieht, mit der wirklichen Welt entzweit und ihm die Thatkraft raubt. — Mein ganzes Streben ist, meine Heilung auch auf andere Kranke zu übertragen." (Nachlaß, S. 84.)

„Lebenskunst die höchste Kunst. Was über dem Leben, wissen wir nicht, können wir nicht wissen. Würde und Glück des Lebens, was wir erreichen können und sollen. Die Poesie hat zu zeigen, nicht allein, wie die Sünde die böse That, die Uebertretung der Pflicht, sondern auch, wie Irrthum, falscher Schein, Unvorsicht, selbst der aufs Gute gerichteten Leidenschaft Uebermaß Würde und Glück des Lebens stören können; daß der Mensch seines eigenen Looses Schmied, an dem er jede Stunde schmiedet. Sie soll dem Menschen all' die Masken aufzeigen, in

die niedrige Leidenschaften sich verkleiden, ihm zeigen, wie er jeden Tag sich belügt; sie soll ihm die Wahrheit des Lebens zeigen und ihn dadurch zur Strenge gegen sich selbst, zur Nachsicht gegen Andere führen." (1841, Nachlaß, S. 37—38.)

Diese Art der Poesie findet er bei Shakespeare. „Daß das und das, was uns wehe thut, in der Welt ist und vielleicht sein muß, obgleich uns sein Zweck ein Räthsel — nicht daran wird bei ihm der Gedanke in uns lebendig gemacht, sondern es wird gezeigt, wie Schuld und verkehrtes Handeln, wie Leidenschaft ins Verderben bringt, und zwar wird das Warum nicht als ein Räthsel, sondern als eine Vernunftnothwendigkeit in vollster Klarheit vor Augen gestellt, die wir völlig billigen müssen. In dieser Hinsicht steht die Shakespeare'sche Tragödie als die harmonische der alten griechischen und der neueren Schiller'schen gegenüber, in welchen das Tragische eine unaufgelöste Dissonanz bleibt und eben deshalb uns interessirt." —

„— Der Glaube an die Vernünftigkeit des Weltganzen," schreibt er an mich den 3. Juli 1857, „ist am Ende nichts weiter als Folge des Bedürfnisses, die eigene Klarheit auch außerhalb unser wiederzufinden und an dieser Weltvernünftigkeit wiederum unserer eigenen gewisser zu werden. Früher vermochte mich kein poetisches Werk zu irren, so wenig es das Spiegelbild der Vernünftigkeit des Weltganzen, oder, wenn ich so sagen darf, des Ganzen der Weltvernünftigkeit aus seinem kleinen Glase zurückwarf; ich glaube aber, nicht aus Mangel an Ueberzeugung von dieser Weltvernünftigkeit, sondern eben weil diese Ueberzeugung so fest in mir war, daß ich ein solches Werk las, wie eben ein guter Christ die verbannten Götter von Heine oder dergleichen, ohne ein Aergerniß daran zu nehmen, und ich diese Ueberzeugung auch in Anderen als eine so feste voraussetzte, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, mit eigenen wunderlichen Ausgeburten ihr ein Aergerniß zu geben. Dazu kommt noch, daß ich von der Musik her zur Poesie kam, die, unbekümmert um alles Andere als die Geschlossenheit der Stimmung, alle Elemente ihres Kunstwerkes in diesen einzigen beabsichtigten Ton zusammenstimmt. — Meines Erachtens hat man zu wenig bei Betrachtung des Kleist'schen Wesens und seiner Kunst an den Einfluß seiner musikalischen Studien gedacht: das Appelliren an das unmittelbare Gefühl, die consequente Führung der Charaktere, die Entwickelung des Ganzen aus einem Hauptthema, das Wiederzurückkehren von den contrapunktischen Umwendungen desselben (im zweiten Theil der Sonatenform) zu seiner einfachen anfänglichen Gestalt (im dritten), in der man den Anfang, doch unendlich reicher durch die erlebte Entwickelung seines Gehaltes, wieder empfindet; Kunstmittel, die keine Kunst so consequent und bewußt anwendet als die polyphone Musik, die durch und durch dramatisch ist, lassen sich in jeder Kleist'schen Arbeit leicht erkennen."

„Auch jetzt noch, da ich erfahre, wie leicht ästhetische Eindrücke auf das praktische Verhalten leicht bestimmbarer Menschen Einfluß gewinnen — auch jetzt noch gehe ich, trotz allen Widerstrebens — und dessen bin ich mir redlich bewußt — zu sehr auf der Spur des unmittelbar schaffenden Musikanten. — Viel glaube ich auch auf den dunkelen Grund meiner Erlebnisse vom kleinen Kind an schieben zu dürfen. Der Mensch ist mehr oder weniger das Ergebniß von Jugendeindrücken, was auch seine Freiheit dazu sagen mag. Der holländische Landschafter malt die Nebel, die dunkle Färbung in seine Bilder, unter welchen er seine heimischen Gefilde von Jugend auf gesehen, auch wenn er weiß, daß Nebel keine Luft ist und nur das durch ihn tausendfach gedämpfte Licht die hellen Localfarben der Dinge so grau erscheinen läßt, obgleich er weiß, der Himmel über dem Nebel ist blau; und seine Bilder schickt er nicht als gemalten Protest gegen die Bläue des Himmels in die Welt." — Er wollte also das Weltgesetz in der Poesie dargestellt wissen, aber er behauptete das Recht der gebrochenen Farben und wies die Zumuthung der (Hegelianischen) Philosophen zurück.

„Die dunkele Tiefe der Charaktere soll in der Kunst mit dem heiteren Reich des Bewußtseins vertauscht werden: so will es die Philosophie; sie vergißt, daß das Poetische eben in jener dunkelen Tiefe wohnt, und das heitere Reich des Bewußtseins nicht poetischer, sondern philo-

sophischer Boden ist, und nicht der Anschauung, sondern der Reflexion gehört. Licht wollen die Philosophen, die Poeten Farbe." (Studien, S. 204.)

Da er in dem Brief an mich den Einfluß seiner musikalischen Bildung auf seine Poesie so hoch anschlägt, wird es von Interesse sein, einige seiner Aeußerungen zusammenzustellen, in denen er sich über die Wechselwirkung der beiden Künste ausspricht.

„Wie bei Shakespeare, scheint bei Beethoven die bunteste Fülle von Modulationen zu herrschen, was angehende Dichter und Componisten leicht irreführt. Tritt man näher hinzu, so bewundert man die Einheit, wie vorher die Mannigfaltigkeit; die Nothwendigkeit, wie vorher die Kühnheit der Willkür. Lange vor dem wirklichen Eintritt der Modulation in die Tonart der Dominante oder in die verwandte Durtonart zeigt der Componist diese schon. Er strebt ihr zu, die noch herrschende Tonart zieht ihn immer wieder zurück, jenes Streben wird immer dringender, der Widerstand immer schwächer; wir haben schon das vollständige Gefühl der neuen Tonart, während wir noch in der Gewalt der vorigen zu sein scheinen. Dennoch überrascht uns das wirkliche Factum des Ueberganges, durch das vorhergegangene Zögern erscheint uns die nun doch unvermeidliche That als eine freie, kühne, wie die offene Erklärung eines Schrittes, der eigentlich schon gethan ist." (Studien, S. 92.)

„In den meisten Tragödien Shakespeare's ist eine Art Sonatenform anzutreffen, welche in der Mitte das Thema, die Charakteridee des Helden mit dem Gegenthema, dem anderen Factor des tragischen Widerspruches, in die innigste Wechselwirkung und Contrastirung bringt, in sogenannten Gängen die Motive des Themas sich harmonisch und contrapunktisch-charakteristisch an und gegen einander ausleben läßt, worauf der dritte Theil wieder ruhiger das ganze Thema bringt, aber in der parallelen Molltonart. Im ersten Theile werden die Motive gegeben, die dann im zweiten auf Leben und Tod sich auf den Hals rücken, d. h. die sogenannte Verwickelung eingehen; als dritter Theil folgt die Auflösung der krampfig verschlungenen Motive in der beruhigenden Gewißheit des Ausganges, die ausklingende Beruhigung und Versöhnung, die Rührung und Erschütterung über das sich auslebende Product des zweiten Theiles. Die Spannung wird zur rein tragischen Stimmung, die Ungewißheit zur Ergebung, die Furcht zum Mitleid." (Studien, S. 505.)

„Das Drama der Zukunft ist eine Ausgeburt des Dilettantismus, der mehrere Künste, aber keine gründlich zu treiben gelernt hat, und da er in keiner einzelnen Vollkommenes zu leisten vermag, nun seine Vielseitigkeit auf Kosten der Künste selbst ausbeuten will. R. Wagner hat die Geschicklichkeit nicht errungen, musikalische Gedanken musikalisch zu verarbeiten; um diesen Mangel nicht eingestehen zu müssen, leugnet er die Berechtigung der Symphonie. Aber auch die Oper braucht jene Kunst, wenn sie ein wahres Drama, d. h. Entwickelung ist. Das Kunstwerk der Zukunft ist nichts als ein ungeheurer Zopf der Gegenwart." (Studien S. 131—2.) — In einem Schreiben an mich (27. März 1860) sagt er: „An der Wagner'schen Musik verdrießt mich der doppelte Fehler, daß seinen Ton- und Accordfolgen das fehlt, was ich uneigentlich Causalität in der Musik nenne, und daß dieser Fehler so recht die Absicht, d. h. Verstandesabsicht, bewußte, kalt rechnende Absicht wie ein Horn auf der Stirn trägt, den stoßend, der sie nicht sieht." Er hatte in dem Vorhergehenden den Satz vertheidigt: „Ein Kunstwerk ist schön, in welchem, wenn es den Raumkünsten angehört (Plastik), die Symmetrie; wenn den Zeitkünsten (Poesie, Musik) die Causalität weder bemerkt noch vermißt wird."

So die Grundsätze seines dramatischen Strebens; werfen wir nun einen Blick auf die ersten Versuche seines wirklichen Schaffens.

Von „Agnes Bernauer" existiren aus den Jahren 1840—47 vier verschiedene Bearbeitungen, die das Gemeinsame haben, daß Agnes, die unschuldige Frau, durch Böswillige bei ihrem Gemahl verläumdet wird und daß dieser der Verläumdung auch glaubt. Es sind also Intriguenstücke, bei denen der Charakter der Intriganten, zu stark ausgemalt, die Hauptfiguren verdunkelt. Der Ton schlägt noch in die alte Romantik, erhebt sich an

einzelnen Stellen, wenn wir nach den mitgetheilten Proben urtheilen dürfen, zu echter Poesie, ist aber dramatisch nicht besonders vertieft. Nicht blos die einzelnen Scenen, sondern auch die Charaktere der Gegenspieler weichen in diesen verschiedenen Bearbeitungen sehr wesentlich von einander ab.

Im „Fräulein von Scudery“ ist das einzig Interessante der Versuch, den Dämon, welcher den Goldschmied Cardillac beseelt, genetisch zu erklären, aus besondern Umständen, die bei seiner Geburt vorgegangen sind. Die Reihe von Mordthaten, die er begeht, ist zugleich der Ausdruck seines Hasses gegen den Adel: Cardillac ist Demokrat, weil seine Familie von den Junkern das Schwerste erlitten hat. Die unheimliche Geschichte nimmt sich in dem Zwielicht der Novelle viel besser aus als in der offenen dramatischen Action, die wieder in eine Intrigue ausläuft, ohne es zur genügenden Spannung zu bringen.

Der beste von diesen Versuchen soll „das Recht des Herzens“ sein, die Dramatisirung einer polnischen Criminalgeschichte, von der wir in den folgenden Bänden des Nachlasses wohl mehr hören werden. Eduard Devrient las das Stück am 3. Januar 1847 vor einem auserlesenen Kreise in Dresden vor und gewann damit die Theilnahme des Publicums. Nun begann für Ludwig die beste Zeit. Devrient nahm sich mit Rath und That aufs freundlichste seiner an, er leitete März 1850 die erste Aufführung des „Erbförsters.“ Nun war der Dichter dem Publicum bekannt, gewann die innige Freundschaft B. Auerbach's und Heydrich's und siedelte nach Dresden über, um dem wirklichen Theater näher zu kommen. Zwei Jahre darauf erfolgte seine Heirath, die das beste Glück seines Lebens ausmachte, trotz der neuen Sorgen, die sie herbeiführte, und die er noch in den letzten Augenblicken gesegnet hat.

Was den „Erbförster“ betrifft, so kann ich nur auf dasjenige zurückkommen, was mir der erste Eindruck eingab.

Was am „Erbförster“ zunächst auffällt, ist die lebendige Anschaulichkeit, mit der sich der Stoff in unmittelbarer Gegenwart aufdrängt. An Energie und Correctheit der Zeichnung kommt O. Ludwig auch unter unsern frühern Dichtern nur Heinrich v. Kleist gleich. Es ist in seinen Figuren und Situationen eine Fülle von Anschauung. Es scheint, daß sein Talent sich mehr zum Novellistischen neigt, er bedarf eines breiten Raums, und wenn nachher das Bedürfniß des Theaters ihn zwingt, das üppige Rankengewächs seiner Poesie zu beschneiden, so gehen damit nicht selten zarte und nothwendige Beziehungen verloren, die Vermittlung fehlt und die Uebergänge erscheinen schroff und hart. Sein dramatisches Talent zeigt sich mehr in einzelnen Scenen als in der Fügung des Ganzen: die Art, wie er die leitende Seelenbewegung jedesmal durch Farbe und Stimmung versinnlicht, ist bewundernswürdig. In seiner Seele lebt jener Hauch des Genius, der den einzelnen Naturlaut sofort in Zusammenhang mit dem Ganzen empfindet. Der Dichter nimmt den Herzschlag seiner Figur nicht blos im allgemeinen wahr, er verfolgt ihn bis in die Muskeln des Gesichts, bis in die Hände, ja bis in die Fußspitzen. Er weiß die Erregung in eine Reihe einzelner Züge zu zerlegen, die sich in lebendiger Bewegung aus einander entfalten und wieder zu einem Ganzen krystallisiren. Seine Figuren bewegen sich mit voller Naturwahrheit, mit individueller Lebendigkeit. Die kleinen Züge sind nicht künstlich ersonnen und nach idealen Gesichtspunkten zusammengesucht, sie drängen sich ihm fast pathologisch auf. — Dasselbe gilt von der Stimmung der einzelnen Situationen. Es ist nicht nur mit großer Wahrheit der Conflict der verschiedenen auf einander stoßenden Gemüthsbewegungen zu einem spannenden Ereigniß zusammengedrängt, die Entwicklung der einen aus der andern mit souveräner Gewalt hergeleitet, sondern auch jedesmal der Ton angeschlagen, der die Seele in der Weise erregt, wie es dem Zweck des Gedichts entspricht.

Ich könnte als Beispiel Verschiedenes anführen, ich hebe nur zwei Stellen hervor, zunächst die Unterredung des Erbförsters mit seinem Schwiegersohn über die Art, wie man den Frauen entgegentreten soll, wo die Figur des Försters brillant herauskommt, freilich nicht in dem Licht, das der tragische Zug des Ganzen erforderte. Das Größte aber in der Tragödie ist die Spannung, nachdem das

Verbrechen geschehen ist, und die bange Ungewißheit über das, was eigentlich geschehen sein kann. Diese Spannung sinnlich zu machen und die ganze Seele des Zuschauers mit Angst zu erfüllen, ist die Figur der schwächlichen Försterin sehr glücklich erfunden. Das Unheimliche und Gespenstische der ganzen Situation prägt sich auf ihrem für diesen Ausdruck so recht vorbereiteten Gesicht so gewaltig aus, daß man es nie wieder vergißt. Ich wüßte von den neuern Tragödien nicht eine einzige, in der das Grauen, das man sonst nur im Traum zu empfinden vermag, mit solcher Gegenwart herausträte. — Geht man aber von dieser Spannung nach der That zu den ebenso glänzend ausgeführten Scenen, welche die That motiviren sollen, über, so wird man gewahr, daß in dieser Virtuosität der Kleinmalerei auch ein großes Bedenken liegt.

Gerade weil ihm alle erregenden und charakteristischen Momente mit so großer Lebhaftigkeit im Detail aufgehen, ist die Gefahr vorhanden, daß ihm der große Blick über das Ganze und damit das ideale Motiv der Tragödie verloren geht, sodaß zuletzt jede Scene nur mit der zunächst vorhergehenden und der zunächst nachfolgenden zusammenhängt.

Der Einleitung nach ist das Stück auf ein Lustspiel angelegt. In jener prächtigen Scene mit Robert erscheint der Erbförster durchaus als komische Figur; und so alle andern, mehr oder minder. Der Ausgang ist nicht blos tragisch, sondern entsetzlich. Zu diesem grausamen Contrast zwischen den Voraussetzungen und dem Schluß ist das erregende Motiv anscheinend die Starrköpfigkeit zweier Biedermänner, in der That aber der leidige Zufall, der in Fällen, wo es auf die Minute ankommt, ein Mißverständniß zu lösen, diese Lösung verzögert. Zufall und Mißverständniß aber dürfen kein tragisches Motiv werden, weil sie das richtige Causalverhältniß zwischen Schuld und Schicksal verdunkeln und verschieben.

Kleist hat in der „Familie Schroffenstein“ einen ähnlichen Fehler gemacht — und vielleicht dadurch sehr auf O. Ludwig gewirkt — aber bei ihm war wenigstens durch die Situation der Zufall hervorgerufen. Die beiden Zweige der Familie waren zu gegenseitigem Haß und Mißtrauen angeregt, in einer solchen Lage kann der Schneeball zur Lawine werden. Im „Erbförster“ dagegen ist die herzliche und ernste Neigung zum gegenseitigen Verständniß. — Ferner Othello. — Auch da macht sich die Intrigue breit, oder sie wird als Nebensache behandelt, die Hauptsache ist die dämonische Leidenschaft des Helden, die durch gleichgültige Motive ans Licht gebracht wird. — Im „Erbförster“ ist von tiefer und starker Leidenschaft, von Gebundenheit an die Schuld keine Rede; es ist ein unausgesetzter künstlicher Pragmatismus, Erwägungen dieser und jener Art, Rücksichten, Bedenken u. s. w. — namentlich bei dem Gegenspieler Stein: — in jedem Augenblick könnte die Tragödie durch ein schallendes Gelächter über die albernen Mißverständnisse beendigt werden, wenn das befreiende Wort sich ausspräche.

Noch viel bedenklicher ist ein Zweites.

Es ist eine gewagte Aufgabe, die Unfertigkeit der Bildung als tragisches Motiv zu benutzen. Schlimm war es schon, wenn in der jungdeutschen Poesie Ueberbildung als dasjenige Motiv des innern Lebens angewandt wurde, welches das Schicksal herausfordert, aber wenigstens war sie uns verständlich, weil uns allen von der Krankheit des Zeitalters etwas im Blut steckt. Schwerer wird es uns, wenn wir, um den Gang einer Tragödie zu verstehen, uns in unserer Bildung zurückschrauben, wenn wir uns Vorurtheile und unfertige Bildungsformen vergegenwärtigen müssen, über die wir hinaus sind. Nicht blos vergegenwärtigen, wie im Roman, sondern uns aneignen, wie es die dramatische Wirkung fordert. Die tollsten Extravaganzen der Leidenschaft, die der menschlichen Natur überhaupt angehört, lassen wir uns gefallen, aber wir verlangen von dem Helden, der uns interessiren soll, daß er in Beziehung auf die sittlichen Gedanken, die uns geläufig sind, nicht bornirt ist.

Es ist möglich, obgleich eine harte Zumuthung, das ein Förster aufwächst, ohne die Grenze seiner Befugniß dem Brotherrn gegenüber zu kennen; aber diese Unwissenheit geht uns nichts an, er sollte sie kennen. Es ist möglich, daß ein gerader Sinn für den Unterschied des angeborenen und des positiven Rechts kein Verständniß hat: aber wenn er sein Handeln durch aufgeschlagene Bibelverse bestimmen läßt,

so wird er ein Sonderling, er gehört in den Culturroman, aber nicht ins Drama. Daß endlich ein Mensch, der seine fünf Sinne hat, auf die Anzeige hin, sein Sohn sei erschossen, eine Anzeige, die nur durch ganz ungenügende Indicien unterstützt wird, sich sofort zum Richter und Rächer dieser That berufen glaubt, in den Wald schleicht und einen Meuchelmord begeht, und daß er sich von dem Unrecht dieser That nicht eher überzeugen läßt, als bis er erfährt, es sei gar kein Mord vorgefallen, den er zu rächen gehabt, Alles sei ein Mißverständniß gewesen: — der Dichter mag im Detail noch so geschickt motiviren, wir glauben ihm nicht.

Der Erbförster glaubt es ja selber nicht. Man höre die letzte Rede des Verzweifelnden: „Sagt nicht: Der Mann war redlich sein Leben lang und hat sich gehütet vor dem Bösen und hat einen Gott geglaubt und hat kein Stäubchen gelitten an seiner Ehre, sonst glauben sie's euch nicht, das glaubt auch Niemand, daß einer so alt sein kann und doch so'n Bösewicht." — Gewiß glaubt das Niemand. Selbst während der That und unmittelbar nach derselben kommt sich der Erbförster wie im Traum vor. „Aber ich weiß nicht, ob's auch geschehen ist, das was geschehen ist. Im Kopf ist mir's so wild und wüst — aber es ist doch wohl geschehen. — Es war dummes Zeug, es war nur in meinen Augen. Auf den Wein geht mir's allemal so, daß ich Dinge seh', die nicht da sind." —

Das alles — auch der Genuß des Weins, der den Erbförster noch mehr aufregt — sind Umstände, die den echten Inhalt der Schuld verdunkeln, und den Eindruck des Schicksals aus dem Tragischen ins Gräßliche schieben. Der Erbförster war unzurechnungsfähig, als er sein Verbrechen beging, er gehört also nicht ins Drama. Der Schluß der Tragödie ruft, statt zu versöhnen, nur Entsetzen hervor.

Das Elend des Erbförsters wird von ihm selbst und eigentlich auch von den übrigen Personen weniger im Licht des natürlichen Gefühls als in der künstlichen Beleuchtung eines juristischen Problems betrachtet. Seine fixe Idee war das biblische Wort, daß, wer getödtet habe, wieder sterben müsse. In der ersten Ausgabe schloß die Tragödie damit, daß er sich den Gerichten überliefert, um auf dem Schaffot seine Schuld zu büßen. Dann aber überlegte der Dichter, daß nach dem bestehenden Recht der Erbförster, der seine Tochter nicht absichtlich getödtet hat, nicht dem Tode, sondern dem Zuchthaus verfällt: gegen die Kläglichkeit dieses Ausgangs sträubte sich sein Gefühl, und so endet der Erbförster durch Selbstmord, während doch für den Christen, der er ist, der Selbstmord eine neue Todsünde sein mußte. — Also alle möglichen Culturvoraussetzungen durch einander. Wenn endlich der rationalistische Pastor als Chorus die Tragödie mit den Worten schließt: „Ihm geschehe, wie er geglaubt!" so hätte man große Lust, das Unglück des armen Försters an diesem Wohlmeinenden zu rächen, der immer klüger zu sein glaubt wie die Andern, und sein Pflichtgefühl mit Gemeinplätzen befriedigt, statt zuzugreifen, wie es dem Manne ziemt.

Und dazu diese Concentration der Leidenschaft bis ins Fieberhafte, dies gewaltige Mitleben des Dichters mit seinem Helden! Man erwehrt sich der beklemmenden Bilder, aber man wird sie nicht los. Vom Gleichgültigen, ja halb Lustigen wird man Schritt für Schritt in die Spannung getrieben, wie von Geisterhänden widerstandslos gepackt, bis man den entsetzlichen Ausgang nicht blos in der Phantasie, sondern in allen Nerven mit erlebt, und sich dann freilich fragt, wozu man die ganze Qual ausgestanden habe?

Die Zumuthung an unser Gefühl ist so arg, und bei der Gewalt der Poesie so quälend, daß wir uns außerhalb des Stücks nach einer Erklärung umsehen müssen.

Man erinnere sich an den leidenschaftlichen Ausruf, der wie ein Refrain durch sämmtliche Werke Heinrich von Kleist's sich zieht: „Verwirre das Gefühl mir nicht!" Was der Erbförster als das Entsetzlichste empfindet, ein heiliges Gefühl mit dem andern in Widerspruch zu sehen, das ist es, was ihn in Verzweiflung stürzt. Dies tiefe Klarheitsbedürfniß, das sich hier in einer unreifen Bildung ausspricht, das angstvoll nach der Einheit des Rechts verlangt, des göttlichen und des menschlichen, dieser Haß gegen die Lüge, die Halbheit, den inneren Widerspruch, ist ein Grundzug unserer deutschen Geistes-

geschichte. Viele Kämpfe der Art haben in starken Seelen, z. B. in Luther's Seele, entscheidend auf den Gang unserer geistigen Bildung eingewirkt. Dem Dichter hat, was er wollte, nur dunkel vorgeschwebt, und er hat es wenn auch mit sinnlicher Klarheit, doch sittlich incorrect ausgedrückt. Aber stellen wir uns auf einen etwas entfernten Standpunkt, so sehen wir in dieser Concentration des ganzen Wesens auf einen Gedanken, in dieser fast prophetischen Sprache das zum Grunde liegen, was hauptsächlich unsre Stellung in der Weltliteratur bestimmt. —

In meinen mehrfachen Verhandlungen mit dem Dichter über das Stück hatte ich u. a. die Familienverhältnisse des Erbförsters erwähnt, die alles Vertrauens und aller Liebe entbehren, um damit zu motiviren, daß der Leser über den Werth des Charakters ein anderes Urtheil gewinnt, als der Dichter in seiner Seele trägt. Darauf finde ich nun in den Studien die Entgegnung: „In der Ehe des Försters schilderte ich die Folge, die des Försters Verbergen seiner Liebe und Achtung auf den oberflächlichen, dem Aeußerlichen zugewandten Charakter der Försterin geübt. Die Vertrauenslosigkeit der Ehe geht ja eben auch aus der Isolirung des Försters von dem Gewöhnlichen hervor. Es ist das ein Theil seiner Schuld, und meiner Intention." Es mag sein, obgleich die Frage, ob kräftige Männlichkeit, auch wenn sie das Gefühl zurückdrängt, nicht einer Frau wie der hier gedachten am entschiedensten wenigstens ein Surrogat der Liebe einflößt, für mich noch immer controvers bleibt: vor allem aber tritt diese neue Intention des Dichters der ursprünglichen, wie sie ihm beim ersten Schaffen vorschwebte, unangenehm störend gegenüber. Ich kann den Dichter selbst als Zeugen anführen.

„Ich sah", erzählt O. Ludwig (Studien S. 212), „den Erbförster zuerst, ehe ich noch von der Fabel etwas wußte — in der Geberde, in der der Schauspieler sprechen muß: „So sollte man die Bestien doch gleich todtschießen!" „Recht muß doch Recht bleiben!" und „Ich hab' Unrecht!"

Ueber die erste Bearbeitung (1847, „Willem Berndt oder die Wildschützen)" berichtet er (Nachlaß S. 197 ff.), „die ganze Metaphysik des Rechtsgefühls sollte darin entwickelt werden." „Die Sprache kernig, volksmäßig, anschaulich, derb sprichwörtlich, kurz Lutherisch." „Berndt war eine mächtige, zusammengefaßte, sich selbst beherrschende Natur, ein sittlicher Mensch, über den die Rachsucht erst dann Gewalt erhält, wenn sie sich als Rechtsgefühl maskirt. Seine Festigkeit bis zum eisenköpfigen Eigensinn. Die Gewohnheit, seine mächtig ausgreifende Natur zu beherrschen, seine starken innigen Gefühle zusammenzuhalten, giebt ihm das Vornehme, die Ruhe, die er immer anstrebt, das Plastische, Große, die Bewußtheit seiner Gewalt über sich und deshalb über Andre; ein Selbstgefühl und eine Ueberlegenheit, die nach und nach in Rechtswahnsinn übergeht. — Er übersieht seine Frau geistig, die ihn nicht versteht, und der er sich nicht verständlich machen kann, weil ihr Wesen dem seinigen entgegengesetzt ist. Seine Tochter ist ihm sein Alles — aber er läßt sich's nicht merken. Je mächtiger sein Gefühl, seine Leidenschaft, desto imposanter die ruhige Gewalt, mit der er sie zusammenhält." — „Wie er den Schmerz", sagt Marie in der ersten Bearbeitung (Nachlaß S. 199), „in seiner Brust zusammenfaßt, als wollt' er nichts davon verlieren. — Seh' ich den Vater, muß ich die Hände falten, als wär' ich in der Kirche, so hat sein Schmerz was Heiliges — Vater, und wenn sie Euch noch das Häuschen nehmen — der Wald ist das schönste Haus. Die großen Tannen lassen keinen Regen durch, und das Moos und der harzige Duft. Eure Lieblingslieder sollen Euch einschläfern und aufwecken." — „Der rauschende Wald", notirt O. Ludwig, „muß dem Stück stets über die Schulter sehen," es sollte nach der zweiten Version „eine Waldtragödie" heißen.

Augenscheinlich hat also der Dichter ursprünglich den Erbförster als einen tragischen Helden schildern wollen, in der Art des Othello, und mit der Idee des Kohlhaas. Dann haben sich aber, vielleicht durch Erinnerung an eine bestimmte Persönlichkeit, Züge eingemischt, die dies Heldenhafte aufheben. Die Scene, in welcher der Erbförster seinen Sohn verhört, erinnert an die entsprechende bei Kleist zwischen Kohlhaas und dem Knecht Herse; aber Kohlhaas (abgesehen von dem angeklebten Schluß) fällt nie aus seiner

Rolle; obgleich er viel schlimmere Dinge thut als der Erbförster, veranlaßt er doch nie unser Achselzucken, er ist völlig zurechnungsfähig auch in seiner Raserei. Auch die localen Umstände fördern das Verständniß: es ist die Zeit, wo das Faustrecht gesetzlich eben erst aufgehoben, praktisch aber noch in Uebung war; freilich pflegten Roßkämme gewöhnlich nicht das Recht der Fehde anzuwenden, aber diesen Sprung der Analogie läßt man sich gefallen, da es ernsthaft Macht gegen Macht gilt. Das Unrecht, das der Staat dem Roßkamm und mit ihm der Menschheit zufügt, ist ein begreiflicher Grund zur Selbsthilfe, während im Erbförster Alles auf Einbildung beruht.

Es war verständig von Kleist, daß er die Form der Erzählung wählte: dieser Uebergang des ruhigen Bürgers durch das Motiv des Rechtsgefühls zum wilden Rachekrieg gegen die Gesellschaft verlangt Zeit und Raum, damit man ihm folgen kann: in dem Drama soll das aber alles rasch hinter einander geschehen, und da geht dem Zuschauer, der folgen soll, der Athem aus. Ludwig hat später daran gedacht, den Stoff zum Roman zu verarbeiten. Ich glaube, er hat ihm auch ursprünglich in epischer Form vorgeschwebt.

„Mit dem Erbförster," schrieb mir O. Ludwig am 3. Juli 1857, „war mir's um ein Warnungsbild zu thun, und die warnende Lehre denkt bei ihren Bildern so wenig daran, ästhetische Befriedigung zu geben, daß sie vielmehr dabei ihren Zweck zu verfehlen fürchten würde. Je weniger Ursache und Wirkung ästhetisch proportionirt sind, desto greller wird das Bild, desto eindringlicher die Warnung. Sie erzählt nicht, daß ein Kind, mit Reibzündhölzchen spielend, sich eine Brandblase am Finger zugezogen; nein, das Haus ist abgebrannt, die guten Eltern und Geschwister, ja selbst das gehätschelte Kätzchen mit verbrannt. Die mögliche Brandblase (das Nächste, Natürlichste, man könnte sagen: die Regel) wird das Kind ohne großes Bedenken riskiren; der Popanz muß schauerlicher aussehen."

„Ich schrieb das Stück ein Jahr nach dem Ausbruch der Februarrevolution. Meine Phantasie war noch voll von dem Erlebten. Soviel tüchtige Menschen hatte ich gesehen, in denen der Rechtssinn in Rachsucht umschlug, ohne daß sie selbst es wußten. Sie dachten mehr daran, wirklich oder vermeintlich Erlittenes zu vergelten, als einen bessern Zustand zu schaffen; und auch das wirklich Erlittene hatte Leidenschaft so aufgeschwellt, daß es dem Verständigeren mehr vermeintliches als wirkliches erscheinen mußte. Jede Mahnung zu ruhiger Ueberlegung machte sie als neues Unrecht leidenschaftlicher. Der Schuß, der gefallen war, da die Municipalgarde das Hotel eines Ministers vertheidigte, der zuerst den Haß erregt, und, da die Neigung des Hasses ihn als von den Feinden gethan, auslegte, und an der eignen Meinung zum Riesen geworden, die Wuth und die Mordlust zum Entsetzlichen aufstürmte, das, nicht wieder ungethan zu machen, zu Weiterem fortreißen mußte; jener verhängnißvolle Schuß als Symbol, wie das Geschick von Menschen und Völkern der Spielball des Zufalls werden kann, wenn sie den Schutz der Besonnenheit aus den Händen gegeben, hatte auch nicht verfehlt, der Phantasie sich einzudrücken. Die schönsten Hoffnungen des Anfangs für Freiheit und Größe des Vaterlands gingen in Voraussicht des gänzlichen Verlustes beider unter, da man sah, die Verwirrten arbeiteten nur für die Reaction, die nicht ausbleiben konnte. Wer hätte damals nicht mit beiden Armen durch ganz Deutschland greifen und die Unglücklichen hindern mögen, was so gut werden konnte, zu verderben! Wen peinigte nicht, daß er keine Stimme dazu hatte, seine Warnung in jedes deutsche Ohr zu schreien. — Dies, was mich während der Vorgänge selbst unerträglich dünkte, dieser Alp konnte in seiner poetischen Gestaltung nachher nicht erquicklich werden. Ich trug mich damals mit einem Stoff, der in seiner Anlage solche Imprägnirung nicht durchaus abwies. In einer Nacht plötzlich erwachend, hatte ich das ganze Stück mit allem Detail fertig in meiner Phantasie." —

Dies erklärt subjectiv, aber es rechtfertigt keineswegs die Episode, in welcher Frei und Linderschmidt sich über die neue Freiheit und Gleichheit, die Aufhebung der Justiz u. s. w. aussprechen. Denn die Motive dieses Gesindels haben mit den Motiven des Erbförsters nicht den geringsten Zusammenhang. — Auch ließ der Dichter manches von meinen Be-

denken gelten. — „Ich gebe Ihnen", schrieb er mir am 14. Sept. 1858, „darin völlig recht, daß die Bildungsstufe durchaus kein Motiv zur Schuld geben darf, daß diese durchaus nur eine Zulassungssünde der praktischen Vernunft, wenn auch eine That der Leidenschaft sein muß, die nicht einmal mittelbar von der Bildungsstufe abhängen darf; daß der Wagende weiß, daß er ein Wagestück begeht, und daß er durchaus nicht glauben darf, das Rechte zu thun. Der tragische Held weiß, was er soll, er thut, was er mag, und leidet, was er muß. Der Dichter darf hier nicht einmal einen falschen Schein entstehen lassen, wie ich in meinem Erbförster that, wo die Sophistik der Leidenschaft ohne die Ironie des Dichters steht. — Wie ich dann im Shakespeare fand, wie ängstlich klar er in solchen Fällen zu Werke geht, gelobte ich mir, künftighin lieber zu deutlich zu werden."

Und in demselben Sinn finde ich in den „Studien" (S. 299—300) folgende Aufzeichnung: — „Vor allem muß uns der tragische Zusammenhang deutlich werden, denn er soll uns ergreifen und festhalten. — Das war mein Fehler im Erbförster, den ich mir gar nicht oft genug vor die Augen stellen kann. Wie er entstand, weiß ich recht gut. Meine Darstellung war dramatisch unmittelbar; ich überließ es in Ausführung des Dialogs dem Zuschauer, die kleinen Motive zu ergänzen, aus den angedeuteten großen. Nun hatte ich aber durch den untragischen Anfang andre Erwartungen erregt; dann war die Handlung etwas absonderlich, auch fehlte die Geschlossenheit; neben Charakter und Hauptsituation wirkten noch viele kleine, zufällige Bedingungen mit. Ich aber, anstatt in der Beschaffenheit der Fabel und der zu besondern Charaktere den Grund davon zu suchen — wie mir die Kritik auch ehrlich und verständig und den Nagel treffend rieth — fand ihn in der Unmittelbarkeit der Ausführung. In dieser lag er allerdings insofern, daß durch sie die besondere Anlage nicht erklärt war. Anstatt nun meine Fabeln so einzurichten, daß sie sich vollständig selbst erklären, die Charaktere so, daß sich der Zuhörer vollständig in sie versetzen konnte, blieb ich bei meiner alten Weise; dafür meinte ich nun, in den Dialog noch besonders die fortlaufende Erklärung hineinnehmen zu müssen, die eigentlich gar nicht noth ist, wenn nicht Absonderlichkeiten in der Fabel oder eine Voraussetzung, die über die Regel hinausgeht, dem Verstand einen Sprung zumu[then]. Nun weiß ich, daß, wenn die Fabel im Ganzen und Großen natürlich und nothwendig, die Charaktere nicht zu individuell — wodurch ohnehin der Zweck der Tragödie, das allgemeine Menschenschicksal im Besondern darzustellen, verfehlt wird — daß dann die Ausführung im Dialog durchaus sich um die Erklärung für den Verstand nicht zu bekümmern habe, und desto kräftiger ihrer wesentlichen Aufgabe unmittelbar praktischer Darstellung nachgehen könne."

Diesem vollkommen richtigen Princip gab er zuweilen die Wendung, als habe er sich nur im Stoff vergriffen. „Mein Hauptfehler war, daß ich Stoffe zur Tragödie aus dem Kleinleben nahm. Mit den höhern Gattungen der Poesie läßt es sich nicht vereinen. Der Hauptvorzug des dargestellten Kleinlebens, treue Porträtirung, ist allem Schwung entgegen. Man kann die poetische Wahrheit, die in der innigsten Uebereinstimmung aller Erfordernisse besteht, nicht erreichen. Giebt man der Sprache poetischen Gehalt, so steht sie mit der unpoetischen Situation und mit den beschränkten, kleinlichen Motiven im schreiendsten Widerspruch; läßt man sie die Sprache der Bildung reden, so muß man aus unbefangenem Mund die Frage vernehmen: Warum hat der Dichter nicht gleich gebildete Leute und eine Handlung ersonnen, zu der die Sprache paßt?" (Studien S. 20.)

Worin liegt das Bedenken des realistischen Drama? — das bürgerliche Leben ist nicht nur an die sittlichen Gesetze geknüpft, die wir auch in das ideale Trauerspiel mitbringen müssen, sondern es ist zugleich in ein Netz von Rechtsgewohnheiten, von willkürlichen, einer bestimmten Sphäre der Gesellschaft angehörigen sittlichen Voraussetzungen und von positiven Gesetzen eingefangen, welche die freie individuelle Bewegung erschweren. Man kann keinen ungewöhnlichen Schritt thun, ohne in das Gebiet der Civil- und Criminaljustiz überzutreten; die Theilnahme wird befangen, unruhig und ängstlich, nicht blos

weil sie zu stark an die Realität erinnert wird, sondern weil sie sich versucht fühlt, den Inhalt des bürgerlichen Rechts an dem Maßstab des inneren sittlichen Gefühls zu prüfen.

Die wahre Bedeutung der idealen Tragödie liegt darin, daß sie diese Prüfung erspart, daß in ihr kein Maßstab angelegt wird, als der allgemein menschliche.

So faßten Shakespeare, auch in seinen historischen Stücken, so Corneille und Racine den Begriff der idealen Tragödie: die Motive in Coriolan, Cäsar u. s. w. sind die allgemein menschlichen, die zu jeder Zeit sich geltend machen, und zu deren Verständniß der Zuschauer seine eigene Bildung nicht erst künstlich zurückschrauben darf.

(Schluß folgt.)

Eine Berichtigung.

Von

Ernst Förster.

In Bezug auf die Bemerkung des Herrn Alfred Woltmann in der Abhandlung über Rembrandt im Octoberhefte der „Illustrirten Deutschen Monatshefte“, S. 90, daß „in der Loggia — soll wohl heißen in den Loggien des Corridors — der Pinakothek in München in den Darstellungen der Entwicklung der neueren Malerei nach den Entwürfen von Cornelius einer der größten Meister, nämlich ‚Rembrandt‘ fehle“, sei hiermit darauf hingewiesen, daß die Lunette der vierzehnten Loggia dem Meister Rembrandt gewidmet ist. In poetischer Auffassung und geistreichen Zügen hat Cornelius den von ihm klar erkannten und hochgehaltenen Künstler charakterisirt. Er sitzt zeichnend (oder malend) in der Mitte des Bildes; vor ihm auf der Chimära Phantasus, ihm leuchtend mit dem grellen Lichte der Blendlaterne; hinter ihm — in leicht verständlichem Gegensatze — die Nacht mit ihren Kindern, Schlaf und Tod, und ihrem Emblem, der Eule. Im anmuthig und reich verzierten Rahmen sehen wir gerade über ihm das Zeichen seiner dichterischen Natur, die Lyra mit der Psyche; daneben den Genius mit dem Senkblei, auf die Tiefe und Gründlichkeit des Künstlers hinweisend, und eine weibliche Gestalt auf dem aus Flammen frei sich erhebenden Phönix, das Sinnbild von Rembrandt's neuer, durchaus eigenthümlicher Kunst, die aus der Asche der vorausgegangenen verjüngt und freudig sich emporschwingt.

Literarisches.

Das Kunsthandwerk. Sammlung mustergültiger kunstgewerblicher Gegenstände aller Zeiten. Herausgegeben von B. Bucher und A. Gnauth. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

Der Raum gestattet uns vorläufig nicht, dieses vortreffliche Unternehmen, dessen erste Lieferungen bereits im höchsten Grad interessant sind, eingehend zu würdigen; wir behalten uns vor, näher auf dasselbe zurückzukommen, und beschränken uns für diesmal darauf, das Ziel der Herausgeber hervorzuheben, welches dahin geht, allmälig einen Atlas zur Geschichte des Kunsthandwerkes herzustellen. Mustergültige Schöpfungen der verschiedenen Kunstgewerbe aller bedeutenden Kunstepochen sollen darin dargestellt werden, und sowohl der Praktiker wie der Sammler oder der Kunstgelehrte werden durch die Art, wie das Material geordnet werden soll, in dem Werke mit Befriedigung dasjenige finden, was ihren speciellen Zwecken entspricht. Da sich eine Autorität wie Prof. Wilhelm Lübke bereits öffentlich auf das günstigste über die Tendenz des Werkes ausgesprochen hat, dürfen wir uns freudig seiner Ansicht anschließen, und es erübrigt nur noch, die erschienenen Lieferungen näher zu beleuchten, um jene günstige Meinung auch im einzelnen zu belegen. Das soll nächstens geschehen, denn schon das bis jetzt Vorliegende giebt dazu reichlichen und ergiebigen Anhalt. Sollten die Herausgeber nicht vielleicht eine kleine Aenderung im Titel zweckmäßig finden? Es handelt sich doch nicht um eine Sammlung kunstgewerblicher Gegenstände, sondern um deren bildliche Darstellung. Bei einem Werke von so hoher Bedeutung und so geschmackvoller Ausstattung darf nichts geduldet werden, was als Flüchtigkeit erscheinen könnte.



Neuestes aus der Ferne.

Deutsche Zeitungen in Brasilien.

In Brasilien erscheinen eine Anzahl deutscher Zeitungen, doch sind es nur drei, die über ihren kleinen Leserkreis hinaus nach Europa gelangen. Zwei von den Zeitungen haben ihren Sitz inmitten einer echt deutschen Kernbevölkerung deutscher Colonien. Es sind dies die „Deutsche Zeitung" in Porto Alegre und die „Colonie-Zeitung" zu Joinville in der Colonie Donna Francisca in der Provinz Santa Catharina, die dritte ist die „Germania" in Petropolis bei Rio de Janeiro.

Die „Germania" ist den deutschen blühenden Colonien in Südbrasilien so fern (100 bis 170 Meilen), daß sie die Verhältnisse dort schon meist durch eine unklare Färbung betrachtet und unzuverlässig wiedergiebt. Wer sich ein freies Urtheil über das Leben und Treiben der Deutschen in den eigentlichen Colonien in Südbrasilien verschaffen will, der lese die „Deutsche Zeitung" von Porto Alegre, der Hauptstadt der Provinz San Pedro do Rio Grande do Sul, und die „Colonie-Zeitung"; die letztere ist in Deutschland durch F. Förster in Leipzig zu beziehen. Die „Deutsche Zeitung" von Porto Alegre hat, soweit uns bekannt, in Deutschland keinen Commissionär.

Aus der Feder eines Engländers, des Mr. G. Mulhall, gaben wir im 34. Bd., S. 388, der Illustrirten Deutschen Monatshefte das unparteiische Urtheil eines Fremden über die materiellen Verhältnisse und die Stellung der Deutschen in der Provinz Rio Grande do Sul. Der Engländer war überrascht, so blühende deutsche Colonien anzutreffen. Und daß die Colonisten, Handwerker und deutschen Kaufleute, mehr besitzen, als zum eigenen Lebensunterhalte nöthig ist, ersehen wir aus den beiden erst genannten Zeitungen. Als kaum der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges bekannt geworden war, erließen die Deutschen Aufrufe, für die Verwundeten zu sammeln, und die Gaben flossen so reichlich, daß die Deutschen von Rio Grande do Sul 30000 Thaler gaben, und als die große Sturmfluth in der Ostsee über die deutsche Küste hereingebrochen war, sammelte man wieder und brachte 7000 Thaler zusammen.

Die deutsche Expedition nach der Congo-Küste.

Nachdem Dr. Güßfeldt und v. Hattorf dem Schiffbruche bei Sierra Leona glücklich entronnen, erreichten sie am 25. Juli Bananas, an der Mündung des Congo-Flusses, etwa unter dem 6. Grade südlicher Breite. Sie fanden hier freundliche Aufnahme im Hause der „Afrikaanschen Handelsvereeniging", wo auch Professor Bastian und v. Görschen seit dem 1. Juli sich aufgehalten hatten. Am 5. August erst traf Dr. Güßfeldt mit Prof. Bastian in Landana zusammen; Letzterer hatte sich inzwischen nach einem passenden Orte zur Errichtung der deutschen Station umgesehen, und es wurde nun in voller Zustimmung von Dr. Güßfeldt „Chinsonso", $1\frac{1}{2}$ Meilen nördlich von Landana, ge-

wählt. Die geographische Breite von Landana bestimmte Dr. Güßfeldt mit dem Prismenkreis aus mehreren Beobachtungen zu 5° 13′ 6,8″ südl. Breite.

In seinem Bericht an die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und die Deutsch-Afrikanische Gesellschaft sagt Dr. Güßfeldt: „Bananas ist der Hauptstapelplatz der „Afrikaansche Handelsvereeniging“, deren Directoren, die Herren Kerdijk und Pincoffs, uns mit so außergewöhnlicher Liberalität ihre sämmtlichen, weithin über die Küste ausgebreiteten Factoreien geöffnet haben. Bananas übertrifft an Großartigkeit jeden anderen Platz der Küste, wie die Zahl der weißen Beamten, die — eine weiße Flüssigkeit — brennt mit Leichtigkeit.“

Der Bericht ist vom 13. August von Chinsonso datirt, und durch den ersten Fieberanfall war Dr. Güßfeldt verhindert, denselben zu vollenden. Erst am 15. fährt er in seinem Berichte fort:

„Ich verließ Bananas am 30. Juli, hauptsächlich in der Absicht, um Professor Bastian zu finden, während v. Hattorf nach der anderen Seite des Congo ging, um von einer dortigen kleinen holländischen Factorei aus Jagdausflüge zu machen. Es ist bekannt, daß die Weißen längs der hiesigen Küste in „Tipoja“ oder Hängematten reisen, eine Art des Reisens, an die ich mich



Hunderte von angenommenen Negern und die langen geweißten Schuppen, die Wohn- und Waarenhäuser dies zur Genüge beweisen.

„Meinen Aufenthalt in Banana benutzte ich vor allem, um mir einen Einblick in die Vorräthe zu verschaffen, die ich von dort zum Gebrauche der Expedition entnehmen kann; es sind namentlich Provisionsartikel, wie eingekochte Aepfel, präservirtes gehacktes Ochsenfleisch, Edamer Käse, Mehl, die von großer Wichtigkeit werden können; auch kann der stärkste Importartikel, der sogenannte „Negerrum“, der hier in kolossalen Vorräthen aufgespeichert liegt, vortrefflich dazu dienen, um sowohl Pflanzen wie auch kleinere Thiere zu conserviren; dieser Rum schneller gewöhnt hatte als die Neger an mein Gewicht. Ich ging am ersten Tage längs der Küste bis nach Vista (siehe die Kartenskizze); die Küste fällt während des ganzen Weges mit einer einzigen Unterbrechung bei Mounda 100 bis 150′ steil ab und ist völlig steril; während der nassen Jahreszeit müssen Erdstürze hier das Reisen gefährlich machen; die Küste besteht aus einer leicht zerreibbaren eisenhaltigen Thonerde, die zuweilen sehr lebhafte Farben: weiß, gelb und roth zeigt. Vista ist eine sehr schöne Factorei mit sehr vollständigem Gemüsegarten und einer Allee von Orangenbäumen; am meisten jedoch mußte es mich überraschen, daselbst sechs gut aussehende Esel anzutreffen; sie wurden von Loanda oder Ambriz hierher

gebracht. Von Vista an wird die Küste flach, und es treten ununterbrochen Wälder von Fächerpalmen auf. Nach dreistündiger Reise erreichte ich Jaba, eine andere Factorei. Der Weg von hier nach Kabinda entfernt sich von der Küste und führt zunächst durch hohes, zum Theil verbranntes Riedgras und Fächerpalmen; später wird das Terrain der kleinen Sümpfe wegen, die man zu passiren hat, viel unangenehmer; zuweilen kommen die Neger so tief ins Wasser, daß man sich an dem Tipojabaum in die Höhe ziehen muß, um nicht selbst das Wasser zu streifen; natürlich sind an solchen Stellen, wo man quasi an Händen und Füßen gebunden ist, auch immer die meisten Mosquitos. Abends um zehn Uhr erreichte ich Kabinda; es war ein solch starker Thaufall, daß ich die Tipoja bereits eine halbe Stunde zuvor verlassen hatte, um mich nur einigermaßen zu erwärmen. In Kabinda traf ich nur von Görschen, der am Fieber darniederlag und auch bereits wieder das Fieber hat. Nachdem ich in Kabinda vergeblich auf Professor Bastian gewartet, machte ich mich wieder auf den Weg und traf ihn endlich am 5. August in Landana.

„In Chinsonso befindet sich nur eine holländische Factorei und unsere Station; den Grund und Boden bildet ein Rechteck von 73 und 82 Schritt Länge, von einem Bambuszaun eingefaßt. Das kleine Häuschen, nur aus Mattenwänden bestehend und ungedielt, bedarf der Restauration; das Beste ist die frische und gesunde Lage und die Nähe guten Trinkwassers; auch kommen nach hier Neger direct aus dem Inneren. Prof. Bastian verließ mich am 9. August."

Da Dr. Güßfeldt die Herstellung der Station zufiel, so schritt er rüstig ans Werk, ordnete mit Hülfe des Herrn Moreira, Agenten der holländischen Factorei, die Zollverhältnisse mit den umwohnenden Negerprovinzen und besorgte Arbeiter, um das Haus zu dielen. In fünf bis acht Wochen hoffte G. die Station in bewohnbarem Zustande zu sehen.

Den neuesten Nachrichten zufolge befand sich Dr. Güßfeldt sehr wohl. Von Hattorf war nach Boma am Congo gegangen, von wo aus er verschiedene Negerfürsten besucht und seine Erlebnisse mit den Schwarzen in verschiedenen Briefen mittheilt. Professor Bastian hatte einen Schatz von Erkundigungen eingezogen, mit welchen er bei seiner nunmehr erfolgten Rückkehr die Wißbegierigen erfreuen wird. Er hat sogar die sogenannten „schwarzen Juden" aufgefunden und einige ihrer Dörfer besucht. Auch den kleinen Menschenschlag, welchen Dr. Schweinfurth in Munsa, im Lande der Monbuttu, kennen gelernt und der dort als Akka bekannt, hier aber Babongo genannt wird, fand Bastian, als Curiosität hier gehalten, wieder. Aus diesen und anderen Gründen ist die Annahme gestattet, daß ein Verkehr zwischen den Stämmen der Westküste Afrika's, dem Inneren und auch mit der Ostküste vorhanden, und somit ein Eindringen in noch unbekannte Gegenden möglich.

In Boma war mit großer Bestimmtheit das Gerücht verbreitet, Livingstone befinde sich zwanzig Tagereisen von Boma aus im Inneren.

Mißglückte Colonisation am La Plata.

Der von Herrn J. A. Bernheim unternommene Versuch, im Gran Chaco eine Colonie zu gründen, ist gescheitert. Der Unternehmer hatte zur Ausführung seines Planes eine Anzahl elsässischer Familien in Europa engagirt, wie er auch Ackerbaumaschinen und landwirthschaftliche Geräthschaften in Menge gekauft und nichts unversucht gelassen hatte, was der zu gründenden Colonie ein rasches Aufblühen bereiten konnte. Der Ort, wo die Colonie angelegt werden sollte, befindet sich im Chaco, in der Nähe des Paranaflusses und auf derselben Stelle, wo früher die vor zwei Jahren von den Wilden zerstörte Colonie Ausonia stand. Die Gegend, welche überhaupt dort größtentheils aus Niederungen, Sümpfen und Banaden besteht, war durch das Anschwellen der kleineren, zum Parana führenden Gewässer so morastig und unbewohnbar geworden, daß, als die elsässischen Familien mit dem Verlangen nach dort kamen, einen guten, fruchtbaren Boden zu bearbeiten, und statt dessen nur Sumpf und Wasser sahen, eine große Niedergeschlagenheit, welche bald in Grimm und Wuth ausartete, die Gemüther der Einzelnen ergriff. Die Leute sahen sich als Betrogene an und verlangten von

dem Unternehmer Schadenersatz und Rückbeförderung nach Europa. Der Letztere suchte die Erregten zu beschwichtigen und versprach, ihnen Land in der Provinz Santa Fé zu verschaffen. Zu diesem Zwecke wandte er sich an Herrn Perkins, welcher auf den Vorschlag des Herrn Bernheim einging und den Leuten Land anzuweisen sich verpflichtete, wie er auch einen Theil der Maschinen und Geräthschaften kaufen wollte. Die Colonisten wurden mit sämmtlichen Utensilien an Bord eines Schiffes gebracht, um nach Rosario geführt zu werden. Die Empörung der Gemüther hatte sich aber trotz alledem noch nicht gelegt, so daß Viele in ihrer Wuth Alles, was ihnen von Geräthen und Maschinen in den Weg kam, über Bord warfen, infolge dessen der größte Theil der Maschinen total unbrauchbar ist.

Expedition in die libysche Wüste.

Wenige Monate sind verflossen, seitdem die westafrikanische Expedition unterwegs ist, und schon wiederum können wir von einer neuen afrikanischen Forschungsreise berichten, welche, wenn auch nicht mit deutschen Geldmitteln, doch von deutschen Gelehrten ausgeführt werden soll. Bekanntlich war es Gerhard Rohlfs, welcher auf seiner letzten, im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preußen in den Jahren 1868—69 von Tripolis durch die Cyrenaica, der Oase Siwah bis nach Alexandrien ausgeführten Reise zuerst auf jene mächtige Depression der libyschen Wüste aufmerksam machte, welche sich von der großen Syrte in östlicher Richtung über die Oase Siwah hinzieht. Mit dem höchsten Interesse wurden damals diese Mittheilungen des berühmten Reisenden in allen geographischen Kreisen entgegengenommen, und einstimmig war man der Ansicht, daß wenn es gelänge, die begonnenen Untersuchungen über die noch unerforscht'n Theile der libyschen Wüste auszudehnen, man die wichtigsten Aufschlüsse über die vorhistorische Bodengestaltung des nordwestlichen Afrika, namentlich über den einstmaligen Lauf des Nils erhalten würde. Bereitwillig unterstützten daher die Vertreter der geographischen Wissenschaften in Deutschland den ihnen von Rohlfs vorgelegten Plan zu einer neuen wissenschaftlichen Forschungsreise in jene Gegenden, welcher dem im Sommer 1872 in Berlin weilenden Kaiserlichen General-Consul in Alexandrien, Herrn von Jasmund, zur Befürwortung bei dem Vicekönig von Aegypten übergeben wurde. Den Bemühungen dieses Mannes verdanken wir es nun, daß der Vicekönig eine Summe von 4000 Pfd. Strl. für diesen Zweck bewilligt hat. Wir müssen es uns leider versagen, auf die Pläne Rohlfs', welche uns in allgemeinen Umrissen bereits vorliegen, näher einzugehen, und wollen nur vorläufig bemerken, daß die Wintermonate 1873—74 vom December bis März, die einzige Zeit, in welcher überhaupt eine solche Wüstenexpedition möglich ist, für die Expedition bestimmt sind; sollten in dieser Zeit die Untersuchungen nicht beendet werden können, so soll der Winter 1874—75 zur Fortsetzung des Unternehmens in Aussicht genommen werden. Begleiten werden den Führer der Expedition ein Botaniker, ein Geodät und ein Geologe, und sollen bereits zwei namhafte Gelehrte für die Theilnahme gewonnen sein.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1874.



Die Amati.

Novelle
von
Gustav vom See.
(G. v. Struensee.)

(Schluß.)

VI.

Seit jenem Tage waren zwei Jahre verflossen, und die beiden Jünglinge bereiteten sich vor, das Haus des Directors, worin sie so lange gelebt, zu verlassen, um ihre weitere Lebensbestimmung zu beginnen. Fritz sollte zum Studium der Jurisprudenz eine rheinische Universität beziehen, Max in einem reichen, bewährten Engrosgeschäft in Bremen als Lehrling eintreten. Der Director hatte Letzteres vermittelt; jedoch auf den dringenden Wunsch seines Sohnes es zugegeben, daß sein Zögling ebenfalls bis nach bestandenem Abiturientenexamen auf dem Gymnasium verblieben war. Jetzt stand, wie bemerkt, die Trennung dieser engbefreundeten Jünglinge und ihr Scheiden aus dem gemeinsamen Aufenthalte bevor. — Max hatte die ihm zugewandte Theilnahme durch kindliche Liebe, Fleiß und durch das Bestreben vergolten, dafür alle in seinen Kräften stehenden Leistungen darzubringen. Nicht nur, daß er seinem Freunde, dem er in geistigen Fähigkeiten und Kenntnissen weit vorangeeilt war, überall stützend und gleichsam als Mentor zur Seite stand, vielleicht auf Kosten von dessen Selbständigkeit, er hatte auch der Tochter des Directors in mehrfachen Gegenständen, und namentlich in der Musik, Unterricht ertheilt. Johanna war jetzt

vierzehn Jahre alt und ein zartes, schlankes, blondes Kind, mit sanften, tiefblauen Augen und einem fröhlichen Lächeln um den kleinen Mund.

Die bevorstehende Abreise der Jünglinge, der Brüder, wie sie beide nannte, erfüllte ihre junge Seele zum ersten Male mit einem tiefen, nachhaltigen Schmerze. Sie empfand, daß es sehr einsam und traurig nach ihrer Entfernung im elterlichen Hause sein würde, wo die Mutter, sich nur wenig um sie kümmernd, ihr fast fremd geblieben war, und des Vaters zunehmende Geschäfte und Sorgen diesen nur in beschränktem Maße befähigten, sich mit ihr zu beschäftigen.

Obgleich Fritz, ein gutmüthiger, aber heftiger, zuweilen sogar etwas roher Knabe, ihr Bruder war, so empfand ihr kindliches Herz zu dem anderen Bruder, wenn sie sich auch nie darüber klar geworden, dennoch eine weit größere Zuneigung. Er, der sanfte, stets rücksichtsvolle, immer ihren Wünschen nachkommende, niemals heftige oder launische Gefährte, der so wundervoll Geige spielen konnte, daß sie immer dabei weinen mußte, selbst oft dann, wenn sie ihn bei leichteren Compositionen auf dem Clavier begleiten konnte, er, das fühlte sie, würde ihr immer und überall fehlen.

Es ist indessen den Menschen beschieden, ihre Leiden und Schmerzen tragen zu müssen, selbst den Säuglingen und Kindern, wenn sie auch bei diesen leicht und schnell vorübergehend sind, und so machte das Geschick auch bei Johanna keine Ausnahme und ließ sich durch ihre Thränen, welche in einsamen nächtlichen Stunden reichlich ihren Augen entflossen, zu keiner Aenderung bestimmen.

Der Morgen der Trennung rückte heran, sie hing weinend und schluchzend erst in den Armen ihres Bruders, dann eine längere Zeit in denjenigen seines Freundes und eilte, zum ersten Mal in ihrem Leben die rücksichtslose Beute eines unerbittlichen Schmerzes, in ihr einsames Zimmer zurück.

Fritz hatte das Abiturientenexamen mit Nummer zwei, Max aber mit Nummer Eins bestanden. Der Director war froh, daß sein Sohn, wie er es nannte, diese schwierigste Klippe umschifft hatte, und gab ihm die nöthigen Lehren für sein Verhalten auf der Universität, mehr der Form wegen, als weil er glaubte, daß sie von besonderm Erfolge sein würden. Hätte Max mit ihm gehen, und ihm wie auf dem Gymnasium zur Seite stehen können, das wäre etwas Anders gewesen, blieb jedoch unausführbar. Er machte sich bereits vielmehr Vorwürfe, daß er seines Sohnes wegen den angenommenen und ihm liebgewordenen Knaben so lange seiner künftigen Bestimmung entzogen habe, und versäumte deshalb nichts, um den dadurch entstandenen Nachtheil wieder auszugleichen. Durch Vermittlung eines in Bremen ansässigen alten Freundes hatte er in dem Handlungshause Berent & Comp., welches überseeische Engros-Geschäfte betrieb, für Max eine Lehrlingsstelle erlangt.

Schon nach einem halben Jahre, nachdem Max seinen Vater zum letzten Male gesehen und einige Briefe mit ihm gewechselt, war dieser gestorben. Ein letzter, mit zitternder Hand geschriebener, ihm seinen Segen spendender Gruß blieb nebst der geliebten Amati die ganze Erbschaft seiner Eltern.

Einsam und allein, ohne irgend einen Verwandten auf der Welt zu besitzen, fuhr er in der Schnellpost, eine Eisenbahn gab es damals nach Bremen noch nicht, der fremden, nordischen Handelsstadt zu. Seine Heimath war die Stätte und das Haus geworden, wo er die letzten Jahre zugebracht, seine Angehörigen Diejenigen, mit denen er dort zusammen gelebt und die er lieben gelernt hatte. Jetzt zog er abermals in fremde Gegenden, unter fremde Menschen und in ihm fremde Verhältnisse. Seine Gedanken eilten sich mit dem Staube, welchen der Hufschlag der vor ihm hintrabenden Pferde aufwirbelte, und zogen über die breite, trübe Wasserfläche der Elbe fort, deren Ufer die Straße einsäumte. Das hohe Coupé des Wagens beschränkte seinen Blick nach rückwärts, hinderte aber seine Gedanken nicht, diesen Weg unverrückt einzuschlagen.

Nach einem Jahre, das war die Zusage des Directors und jetzt der Trost, welcher seine junge Seele erfüllte, nach einem Jahre sollten Fritz und er zum Besuche wieder zurückkehren. Er malte sich jetzt schon, während er schweigend und gedankenvoll dasaß und das Heimweh seine

junge Brust wie ein drückendes, pressendes Band umschloß, das Glück und die Wonne der Stunde jenes Wiedersehens aus.

Wenn er sich, diesen Phantasien sich hingebend, geprüft hätte, so würde er gefunden haben, daß sein Freund, der in jenem Bilde die Hauptperson hätte darstellen müssen, als eine kaum bemerkbare Nebenfigur weit im Hintergrunde stand; er that dies jedoch nicht, und wir wollen seine jugendlichen Gefühle nicht beeinträchtigen und ihn weiter fahren lassen, um in das Haus des Directors zurückzukehren.

Während der zwei Jahre, daß Max dort geweilt, war er der Frau Directorin niemals sympathisch geworden. Sie hatte ihn ertragen müssen und auch ertragen gelernt, weil er, sanft und folgsam, ihr zu keinen Klagen Veranlassung gegeben, und ihr Mann ihn so lieb gewonnen, daß er jeden Versuch, ein nachtheiliges Urtheil über ihn zu erwecken, mit Entschiedenheit, selbst mit Heftigkeit zurückwies. Sie mußte schließlich auch selbst anerkennen, daß er im höchsten Grade dienstwillig und stets bereit sei, die ihm zugewandte Theilnahme durch Handlungen zu vergelten. Er gab nicht nur ihren beiden Kindern Unterricht, sondern war stets auf das eifrigste bemüht, auch gegen sie aufmerksam und zuvorkommend zu sein.

Dennoch war sie nie so heiter und wohlgemuth gewesen als am Morgen der Abreise der beiden Jünglinge. Das angenehme Gefühl, den fremden, ihr im tiefsten Herzen verhaßten Knaben endlich los geworden zu sein, überwog die leichte, schmerzliche Erregung über die Entfernung des eigenen Sohnes. Körperlich hatte sie sich in dieser Zeit auffällig erholt; sie war nicht mehr so blaß und mager und fing an, ein gewisses Embonpoint anzusetzen, was der Director, obgleich es ihrem Aussehen vortheilhaft war, gar nicht bemerkte. Mit dieser günstigeren Veränderung ihres äußeren Menschen fing sie auch an, auf dessen Ausschmückung einen größeren Aufwand von Zeit und Kosten zu verwenden, begann geselliger zu werden, besuchte vorzugsweise Damenkaffees, gab deren selbst und kam dadurch zu der Erkenntniß, daß die Stellung ihres Mannes und ihre eigene eine größere Repräsentation nöthig mache.

Auch Johanna, welche soeben confirmirt worden war — ein ziemlich unbeachtet vorübergegangenes Ereigniß, — mußte nun, wenn auch zuerst nur zuweilen und allmälig, doch in die Gesellschaft eingeführt werden. Ueber dies und vieles Andere hatte man in den Kaffees sehr ausführlich und eingehend gesprochen und sie hatte wieder ihrem Manne deshalb Vortrag gehalten. Er hörte das alles zerstreut, theilweise mißbilligend, schließlich aber doch nachgebend, an, und sie ging nun von der Theorie zur Praxis über. Es fanden größere Gesellschaften bei dem Director statt, wozu mehrfache und ziemlich kostbare Anschaffungen nöthig wurden, da es in dem einfachen Hausstande an solchen Dingen fehlte. Man rühmte und anerkannte bald, daß der Director nach dem Oberst, welcher jedoch hauptsächlich nur exclusiv militärische Kreise in Bewegung setzte, der erste Beamte der Stadt, jetzt in nobler Weise beginne, ein seiner Stellung angemessenes Haus zu repräsentiren.

Der Director selbst empfand von dieser eingetretenen allgemeinen Veränderung und Anerkennung nur Weniges und meistens nur Unangenehmes. Seine Ausgaben vermehrten sich auf eine mit seinen unverändert bleibenden Einnahmen in keinem Verhältnisse stehende Weise. So bildete denn die Einleitung zu jeder derartigen Gesellschaft eine eheliche, sich immer mehr steigernde Zwistigkeit.

Dazu kamen die vermehrten Ausgaben für den auf der Universität befindlichen Sohn, welcher in den wenigen Briefen, die er schrieb, fast immer Geld verlangte. Zum ersten Male, während seines dortigen Aufenthaltes, sah sich der Director deshalb genöthigt, ein Darlehen aufzunehmen, und zwar bei Herrn Sensburg, welcher sich dazu gegen Erwarten auf das bereitwilligste erbot. Neben seinen vielen Arbeiten schrieb der Director ein juristisches, hauptsächlich für die Praxis bestimmtes Werk und hoffte, obgleich er noch gar keinen Verleger dazu besaß, mit dem Honorar die gemachte Schuld bei Sensburg wieder tilgen zu können.

Bei alledem hatte er es nicht unterlassen, Max, mit welchem er in fleißigerem Briefwechsel verblieben war als mit seinem eigenen Sohne, hin und wieder

kleine Unterstützungen zu schicken, obgleich derselbe niemals solche gefordert hatte.

Fremd in Bremen und fast ganz ohne Existenzmittel, war es diesem im Anfange sehr schwer geworden, auch bei der größten Sparsamkeit und Entbehrung sich durchzubringen. Er mußte von des Morgens früh bis Nachmittags fünf Uhr, mit geringer Unterbrechung, im Comptoir arbeiten, wurde oft zu sehr untergeordneten Dienstleistungen verwendet und kehrte dann ermüdet und abgespannt auf seine Bodenkammer zurück, um später noch durch einige Unterrichts- und Violinstunden sich einen geringen Verdienst zu verschaffen.

Seine große Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, verbunden mit schätzenswerthen Kenntnissen, leichter Auffassung und ausdauerndem Fleiß, erwarben ihm bald die Anerkennung und Zuneigung seines Principals.

„Ich habe," schrieb dieser nach einem Jahre an den Director, „meinen Lehrling, Ihren Schutzbefohlenen, Herrn Max Witte, mit dem ich in jeder Beziehung zufrieden bin, in mein Haus aufgenommen und ihn so gestellt, daß er nicht mehr nöthig hat, sich durch Arbeiten außerhalb meines Handlungshauses die Mittel seiner Existenz zu verdienen. Hiervon Ihnen Kenntniß gebend, bemerke ich sogleich, daß jetzt ein Besuch desselben bei Ihnen aus mehrfachen Gründen nicht stattfinden kann und am besten bis nach vollendeter Lehrzeit des Herrn Witte verschoben werden wird."

Diesen Brief empfing der Director gleichzeitig mit einem anderen von Max, worin dieser neben der Freude über die vortheilhaftere Veränderung seiner Lage, zugleich sein Bedauern über die Verzögerung seines Besuches aussprach, worauf er sich die ganze Zeit gefreut habe.

Fritz dagegen traf zur bestimmten Zeit ein. Er hatte sich in keiner Weise zu seinem Vortheil verändert, war vielmehr in jeder Hinsicht ein roher und rüder Student geworden, so daß es sehr bald zu sehr heftigen Scenen zwischen Vater und Sohn kam, besonders da der Letzte abermals eine nicht unerhebliche Summe zur Tilgung neu gemachter Schulden verlangte. Alle, selbst die sonst sanfte und für ihren Bruder schwärmende Johanna, waren innerlich beglückt, als der renommirende, anmaßende, stets im Studentenjargon redende und sehr viel trinkende Bruder wieder abgereist war, am meisten aber der Director selbst, der durch die ihm zu Theil gewordene, unausgesetzte Aufregung nur mit Mühe seinem schweren Amte hatte genügen können.

Die Schulden des Sohnes waren bezahlt, auch die Kosten seiner Reisen, und das Geld für das nächste Quartal für ihn beschafft; er war fort, die alte Ruhe wieder eingetreten, aber — das Conto des Directors bei Herrn Sensburg hatte sich um einen neuen Posten vermehrt. Wieder in der Hoffnung auf das für das nun bald vollendete Werk zu erhaltende Honorar. Der Mensch hofft ja so vieles Thörichte und von Anfang an Unmögliche, daß wir dem gequälten Manne diese seine Sorgen calmirende Hoffnung nicht beeinträchtigen wollen. Befindet sich Jemand erst einmal in einer falschen Position, hat er die Erfüllung seiner eigenen oder Anderer ungerechtfertigter Wünsche zum gebieterischen Maßstab seiner Handlungen werden lassen, so liegen die weiteren Folgen außerhalb seines Willens und seiner Berechnung. So auch hier.

Die einzigen Lichtblicke in die trüben Wirren, welche die Anstrengung seines Amtes, die Manie und die Unliebenswürdigkeit seiner Frau und der Leichtsinn seines Sohnes ihm auflegten, wurden ihm durch die Liebe seiner Tochter, welche seine eigene durch die kindlichste Hingebung, durch Fleiß, Talent und Bescheidenheit vergalt. Zuweilen brachte auch ein Brief von Max ein wenig, aber stets schnell vorübergehenden Sonnenschein.

Das nächste Jahr verging in gleicher Weise, nur steigerten sich die Ansprüche der Frau, welche jetzt, nachdem Johanna sechzehn Jahre alt geworden, es für unabweislich hielt, sie in die Gesellschaft einzuführen und dazu mindestens zwei große Bälle für nothwendig erklärte. Nach längerem hartnäckigen, ehelichen Streite wurde der Director zu einem Balle und daneben zu vielfachen Ausgaben für Johanna's Garderobe, und zwar nicht nur gegen seinen, sondern auch gegen ihren Willen, gezwungen.

Der Ball fand statt. Alles, was zu den Honoratioren der Stadt und der nächsten Umgegend gehörte, war eingela-

den und ein ungeheurer Luxus entfaltet. Johanna tanzte wirklich zum ersten Male; sie sah schüchtern, verschämt und verlegen aus, aber selbst die mit der Verdienstmedaille bekleideten alten Klatschschwestern mußten anerkennen, daß sie ein sehr schönes und liebenswürdiges Mädchen sei. Das schönste nicht nur in der ganzen Stadt, sondern in der ganzen Umgegend, behaupteten die Lieutenants und Referendarien, — diese wundervollen, reichen, goldblonden Haare, diese sanften, tiefblauen Augen, welche sich bei jedem, auch nur andeutungsweise fragenden Blick unter den langberänderten Wimpern verbargen, während die zarten Wangen sich mit Purpur übergossen und um den lieblichen Mund sich ein verschämtes Lächeln legte! — Das war das motivirte Gutachten der Referendarien über Johanna's Schönheit, dasjenige der Lieutenants stand in Uebertreibungen noch höher, jedoch in geistvoller Auffassung hinter demselben zurück.

Johanna selbst wußte natürlich von dem allem nichts, und war herzlich froh, als sie den bauschigen Flitterstaat ablegen konnte, nachdem sie die Strafpredigt ihrer Mutter, daß sie sich da und dort wieder unrichtig benommen habe, angehört und ihren Vater, der sehr verdrießlich und abgespannt war, zärtlich zur „guten Nacht" geküßt hatte.

VII.

Schon nach kurzer Zeit eröffnete die Directorin die Laufgräben auf einen neuen Ball. Obgleich der Director sich diesmal hinter eine sehr stark verschanzte Position zurückgezogen hatte, so würde er doch schließlich wie zuvor haben capituliren müssen, wenn nicht plötzlich die unerwartete Nachricht von Fritzens jähem Tode eingetroffen wäre. Er war auf einem wilden Ritt mit schlechtem Pferde gestürzt, mit dem Kopf an einen Stein geschleudert und, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein, nach wenigen Stunden verschieden. Statt Ballroben mußten jetzt Trauerkleider beschafft werden, bei welchen sich die Frau Directorin aber ebenso verschwenderisch zeigte wie bisher.

Auf den Vater machte der plötzliche Todesfall seines Sohnes, obgleich ihm dieser niemals nahegestanden und in der letzten Zeit viel Kummer und Sorge verursacht hatte, dennoch einen tiefschmerzlichen und nachhaltigen Eindruck. Er wurde noch ernster, noch schweigsamer und noch weniger mittheilsam. Nur auf seine Tochter übertrug er diese Stimmung nicht, verdoppelte vielmehr für dieses, ihm jetzt allein gebliebene Kind seine väterliche Liebe und Zärtlichkeit.

Jetzt, wo eine gewisse Ebbe in seinen Ausgaben eintrat, wo diese für den Sohn, nachdem er dessen zurückgebliebenen Schulden noch bezahlt hatte, schließlich aufhörten, konnte er wie ein geschlagener Feldherr das verlorene Terrain überschauen, und erschrak über die Größe desselben, oder vielmehr über die Höhe, bis zu welcher seine Schulden angeschwollen waren. Immer liefen noch neue, unbezahlte Rechnungen mit dringenden Mahnungen ein und es blieb ihm nichts übrig, als zu einer neuen Consolidation seiner Schulden durch Aufnahme eines Darlehns bei Herrn Sensburg zu schreiten. Mit seiner Frau, welche des Sohnes plötzlichen Verlust, hauptsächlich der dadurch nöthig gewordenen Trauer wegen, schmerzlich empfand, verkehrte der Director fortan nur noch, wenn es die Nothwendigkeit erheischte, dagegen beschäftigte er sich jetzt mehr denn je mit Johanna. Ihre Zukunft lastete dunkel und sorgenschwer auf seinem Gemüth. Er selbst, der viel ältere und zuweilen kränkelnde Mann, konnte ebenso rasch abgerufen werden wie sein Sohn, und was sollte dann aus Johanna, dem gänzlich vermögenslosen, sogar verschuldeten Mädchen in Gemeinschaft mit einer solchen Mutter werden?

Die Sorge trat bleich und hohläugig zu ihm heran, folgte allen seinen Schritten, verwirrte sein Denken bei den Arbeiten des Geistes, und verscheuchte den Schlaf von dem Lager des gequälten Mannes.

Sie müsse soviel als möglich unabhängig werden, wenn nicht durch materielle, doch durch geistige Güter, durch das Erwerben von Kenntnissen und Fähigkeiten, welche sie später zur Erlangung einer sorgenlosen und selbständigen Lebensstellung verwerthen könne.

Es war der oft verbrauchte und oft getäuschte Trost für Töchter mittelloser Väter: die Ausbildung zur Gouvernante. Für den Director war diese Erkenntniß jedoch eine vollständig neue und zugleich

beruhigende. Wenn sich Johanna die zu einer solchen Stellung nöthigen Kenntnisse erwarb, so wurde dadurch ja keinenfalls die Möglichkeit ausgeschlossen, sich gut zu verheirathen, im Gegentheil die Wahrscheinlichkeit eines solchen Lebensabschlusses gesteigert.

Er stellte ihr das in etwas gewundener und schonender Weise vor, hatte jedoch kaum nöthig, seine Rede zu beendigen, als sie, seine Absicht erkennend, ihm mit freudiger Zustimmung entgegenkam. Er war darüber sehr erfreut, das Nöthige wurde verabredet und, ohne der Mutter deshalb eine Mittheilung zu machen, auch zur Ausführung gebracht. Johanna betheiligte sich an dem Unterricht einer in der Stadt befindlichen höheren weiblichen Lehranstalt.

So verging wieder ein Jahr, still und ohne daß der Director, der streng, wenigstens äußerlich gehaltenen Trauer seines Sohnes wegen zu irgend einer geselligen, Ausgaben erforderlichen Darlegung zu bewegen gewesen wäre. Die Frau war in dieser Zeit wieder sichtlich abgemagert und hatte ihr früheres krankhaftes Aussehen wieder erhalten. Es schien, als wenn ein einsameres und beschauliches Leben für ihre Constitution mit vielen Nachtheilen verbunden sei. Johanna dagegen, welche in einigen Monaten ihren siebzehnten Geburtstag begehen sollte, war noch blühender und schöner geworden als früher.

In dieser Zeit kehrte Max zu dem bis dahin verschobenen Besuche zurück.

„Mit dem Empfang dieses kann ich Ihnen melden," hatte Herr Berent vor wenigen Tagen an den Director geschrieben, „daß ich Herrn Max Witte, obgleich seine Lehrzeit noch ein Jahr dauern müßte, die bei mir vacant gewordene Stelle des letzten Commis mit einem Gehalte von fünfhundert Thalern übertragen habe. Es wird Sie freuen, wie ich nicht zweifele, dies zu erfahren, zugleich auch, daß ich Herrn Witte, der künftig die englische und spanische Correspondenz führen wird, einen dreiwöchentlichen Urlaub bewilligt habe, da er mir das dringende Verlangen kund gegeben hat, Sie und die Ihrigen, denen er zu so großem Danke verpflichtet sei, einmal wiederzusehen."

Der Director faltete schweigend und ernst den gelesenen Brief wieder zusammen. Mit der Freude, diesen von ihm geliebten Knaben wiederzusehen, verband sich der neu auflebende Schmerz um den gestorbenen, verlorenen Sohn. Noch an demselben Tage traf auch ein Brief von Max, ähnlichen Inhaltes, ein und er selbst am folgenden.

Der Director befand sich auf dem Gerichte, seine Frau war noch nicht angezogen, und so mußte Johanna allein den Ankommenden empfangen.

Drei Jahre sind eine lange Zeit und bilden einen großen Abschnitt, besonders in dem Lebensalter, worin Max und Johanna sich befanden. Wenn sie auch zuweilen mit einander correspondirt und öfter flüchtig mit der Auffassung der Jugend an einander gedacht hatten, wenn auch die Bilder der Entfernten in ihrer Phantasie lebendig geblieben waren, — es standen sich dennoch jetzt zwei ganz fremd gewordene und veränderte Menschen gegenüber.

Von Johanna wird uns das nicht wundern, nachdem wir schon vor einem Jahre die Schilderungen der Lieutenants und Referendarien über sie kennen gelernt hatten. Aber der in die Fremde gezogene schüchterne, melancholische, oft verlegene Knabe stand jetzt in der eleganten, sogar etwas gezierten Kleidung eines jungen Commis vor ihr, sie mit verwunderten, glänzenden Augen und verlegenen Mienen anblickend.

Es bedurfte einige Zeit, ehe sie sich wiederfanden, ehe die alte Vertraulichkeit und Herzlichkeit den vor drei Jahren abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen vermochte. Sie wurden ohnehin in den ersten Versuchen durch den Eintritt der Mutter gestört, deren schroffes und kaltes Benehmen hier jedoch gerade das Gegentheil des beabsichtigten Zweckes hervorbrachte. Als dann der Director heimkehrte, den Angekommenen freudig begrüßte und dessen dankbare Hingebungen in Empfang nahm, währte es nur noch eine kurze Zeit, bis die Wirkung der dreijährigen Trennung sich wieder vollständig verwischte.

In der Stadt erregte die Anwesenheit des jungen Witte, des Sohnes des bekannten Pelzjuden, der sich jetzt in den eleganten Commis eines großen Bremer

Handlungshauses verwandelt hatte, das gebührende Aufsehen. Er war jetzt zwanzig Jahre alt; man mußte eingestehen, daß er angenehme und liebenswürdige Formen besitze und von eigenthümlicher, fremdartiger, aber deshalb von um so anziehenderer Schönheit sei. In seinem südlich geschnittenen, von dunkeln, weichen Locken umrahmten Gesichte lag nicht das geringste Anzeichen des jüdischen Typus, darüber schien jetzt keine Meinungsverschiedenheit mehr zu herrschen, und man mußte deshalb die frühere Ansicht, daß sein verstorbener Vater, der Pelzjude, ein Jude gewesen sei, als einen Irrthum schwinden lassen. An der Bezeichnung hielt man dessen ungeachtet aber fest.

Max bekümmerte sich um alles dieses gar nicht. Das Leben in der großen, Handel treibenden, von vielen fremden Nationen besuchten Stadt hatte ihn über die engen und engherzigen Gewohnheiten der Bewohner seines früheren Aufenthaltes längst hinausgehoben und die kleinlichen Interessen, welche hier die Gedanken und die Zungen in Bewegung setzten, verachten oder belächeln gelehrt.

Er verkehrte nur im Hause des Directors, wo er wohnte, und da dieser den größten Theil des Tages entweder beschäftigt oder abwesend war, da seine Frau des Gastes Gegenwart aus Abneigung so viel als möglich mied, so blieben die jungen Leute fast ausschließlich auf sich selbst angewiesen, worüber sie auch niemals Gelegenheit fanden, sich zu beklagen.

Die fast unausbleiblichen Folgen einer solchen fortgesetzten Gemeinschaft zwischen einem zwanzigjährigen liebenswürdigen und von Dankbarkeit erfüllten jungen Manne mit einem schönen, auf der Brücke zwischen Kindheit und Jungfrau stehenden Mädchen, noch halb in den Anschauungen der ersteren und erfüllt mit den Ahnungen der letzteren, diese Folgen näher zu schildern, werden wir kaum nöthig haben.

Denken wir hinzu, daß Beide mehrere Jahre als Kinder, als Bruder und Schwester mit einander verkehrt, und daß sie jetzt, in der wiederangeknüpften und erhöhten Vertraulichkeit, in der Darlegung theilnehmender und zärtlicher Empfindungen, wenn auch weit, weit beglückender wie früher, doch nur die Fortsetzung des damaligen Verhältnisses zu erkennen glaubten, so können wir uns nicht wundern, daß sie bald zu der beseligenden Ueberzeugung gelangten, nicht ein geschwisterliches, sondern ein anderes, viel schöneres, viel edleres und für immer unzerreißbares Band umschlinge ihre Herzen und verbinde ihre Seelen, welche schon bei ihrer Entstehung unauflöslich für einander geschaffen worden seien.

Diese Ueberzeugung auch gegen einander auszusprechen war ebenso natürlich als für Beide ein Bedürfniß. Sie gaben sich dem ganzen beglückenden Zauber hin, mit welchem die Liebe befähigt ist, so junge, reine und schwärmerische Herzen zu erfüllen. Diese Liebe war für sie so hoch und heilig und selbst noch allem irdischen Hoffen und Begehren so fern stehend, daß sie es für eine Entwürdigung gehalten haben würden, Anderen sie mitzutheilen oder auch nur ahnen zu lassen. Wen hätten sie auch zu ihrem Vertrauten machen sollen? Die Mutter stand ihnen ganz fern und der Vater wurde so von seinen Geschäften und Sorgen beansprucht, daß ihm keine Zeit zum Verständniß derartiger, für ihn längst verschollener Gefühle übrig blieb.

So reiste denn Max wieder ab, nachdem Beide die Versicherung ihrer ewigen Liebe und Treue immer wieder ausgetauscht und darin Trost und Ersatz für die lange bevorstehende Trennung gefunden hatten.

VIII.

Der Kaufmann Berent war ein sehr reicher Mann. Sein Vermögen wurde auf eine Million geschätzt. Er hatte vor einigen Tagen das sechzigste Lebensjahr begonnen, ohne daß seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten die Signatur des Alters erhalten hätten. Er lebte zwar, wie es seinem Stande angemessen war, mit einem gewissen gediegenen Luxus, sonst jedoch einfach und zurückgezogen. Seit länger als zehn Jahren Wittwer, besaß er zwei Töchter. Die ältere, Elisabeth, war an einen intelligenten, durchaus geachteten jüngeren Kaufmann seit einem Jahre verheirathet und hatte, wie allgemein bekannt geworden, 50,000 Thaler zur Mitgift erhalten.

Sie lebte mit ihrem Manne in sehr

glücklicher Ehe und war eine liebenswürdige, anspruchslose, gescheidte Frau.

Die jüngere Schwester dagegen, von Kind auf körperlich verkümmert, hatte sich nur allmälig und unter steter ärztlicher Beihülfe entwickelt und war ebenso in geistiger Beziehung immer hinter den Genossen ihres Alters zurückgeblieben. Die stete, ihr als einem kränkelnden Kinde zu Theil gewordene große Pflege, denn sie war, wie das gewöhnlich der Fall ist, der Liebling der Eltern, hatte sie launisch und eigensinnig gemacht. Böswilligkeit und sonstige gehässige Eigenschaften gehörten zwar nicht zu den Fehlern ihres Charakters, aber sie selbst auch jetzt, nachdem sie in das Alter der Jungfrau getreten, körperlich zu den unfertigen, in der Entfaltung verkümmerten Erscheinungen und geistig zu den beschränkten und gering befähigten Naturen.

Der Vater hing jedoch an diesem Kinde mit besonderer und für dasselbe keinenfalls vortheilhafter Zärtlichkeit. Ihre Schwäche und Kränklichkeit wurde der Vorwand, um jede Uebung der Selbständigkeit von ihr fern zu halten. Sie lernte weder allein denken, noch handeln, sondern bedurfte zu allen, selbst zu den einfachsten Dingen fremder Beihülfe.

Die Sympathie, sofern einige dargelegte Gefühle des jungen Mädchens diesen Ausdruck verdienten, welche dasselbe für Max an den Tag gelegt hatte, als dieser eines Sonntags bei seinem Principal gegessen, war nicht ohne Einfluß auf das Wohlwollen ihres Vaters für diesen Lehrling geblieben. Sie wollte von ihm in der Musik unterrichtet werden, weil sein Violinspiel ein bis dahin unbekanntes, wohlthuendes Gefühl bei ihr erregt hatte, und Max fand natürlich in diesem gegen ihn ausgesprochenen Wunsche seines Principals eine im hohen Grade anerkennungswerthe Begünstigung, obgleich er wußte, daß Sara, so hieß Berent's jüngste Tochter, nicht das mindeste Talent zur Musik besitze.

Als er sich zum Besuch im Hause des Directors befand, hatte er diesen Unterricht, oft mit großen Unterbrechungen und ohne jeden, irgend nachhaltigen Erfolg, bereits ein Jahr ertheilt. Er legte darauf so wenig Werth, daß er desselben nur einmal beiläufig gegen Johanna erwähnte, ohne daß sie weitere Fragen deshalb an ihn gerichtet hätte.

Nach seiner Rückkehr empfand er es in der schmerzlichsten Weise, daß er mit Johanna nicht die nähere Verabredung wegen eines Briefwechsels getroffen hatte. In der idealen Auffassung ihres Glückes und gefesselt von den kindlichen Träumereien einer im rosigsten Lichte daliegenden Zukunft, hätten sie einen hinter dem Rücken von Johanna's Eltern zu führenden Briefwechsel für eine Entweihung ihrer Liebe gehalten, und offen, direct einander zu schreiben, würde einem Bekennen derselben gleich gekommen sein.

Dennoch empfand es Max jetzt sehr schmerzlich, daß in dieser Beziehung gar keine Verabredung getroffen war und er nur auf indirectem Wege durch Johanna's Vater dieser Nachrichten zukommen lassen konnte.

Dieser wurde zwar, so oft ein Brief von Max eintraf, und das geschah jetzt häufig, durch Johanna's unausgesetzte Fragen genöthigt, ihr den Inhalt dieser Briefe mitzutheilen, und so erhielt diese von dem Entfernten wenigstens die nothwendigen Nachrichten; er aber blieb dagegen stets sehr lange Zeit völlig in Unkenntniß, da der Director nur selten zu einer Antwort zu bewegen war.

Sehr beunruhigende Nachrichten über ein Handlungshaus in Vera-Cruz, mit welchem Berent in vielfacher Geschäftsverbindung stand, machten es für ihn räthlich oder vielmehr nothwendig, einen zuverlässigen Agenten dorthin zu senden, und er bestimmte dazu Max, den einzigen von seinen Commis, der es verstanden hatte, der spanischen Sprache vollständig mächtig zu werden.

Mit freudiger und zugleich schmerzlicher Aufregung nahm Max diesen ganz unerwarteten Auftrag in Empfang. Dem Director, und dadurch Johanna dies mitzutheilen, dazu blieb ihm allerdings noch die nöthige Zeit, nicht aber, um eine Antwort zu erwarten, denn der Dampfer verließ schon in wenigen Tagen Bremerhafen; er mußte sich daher auf die dringende Bitte beschränken, ihm die Antwort nach Vera-Cruz nachzuschicken, bei welcher Gelegenheit er es sich nicht versagen konnte, diesmal einen directen, offenen Brief an Johanna beizulegen und sie um eine eben-

solche Antwort zu bitten. Dann reiste er ab, und nach sechs Wochen lag das große, weite Weltmeer zwischen Beiden, deren jugendliche Herzen in stürmischer, sehnsuchtsvoller Liebe für einander klopften.

Zeit und Entfernung hat solches Klopfen unendlich oft immer schwächer werden und schließlich ganz aufhören lassen. Es giebt nichts Irdisches, anscheinend noch so Unvergängliches und Dauerndes, was die Zeit, der es seine Entstehung verdankt, nicht schließlich auch wieder zu Grabe trüge; diese Zeit, welche alle ihre eigenen Kinder selbst wieder verschlingt. Die Menschen aber, die vergänglichsten derselben, sind auf die Gemeinschaft mit einander angewiesen. Trenne sie, scheide sie, lege ein paar Wassertropfen zwischen sie, welche wir Meere nennen, oder ein paar Hügel, die wir als Gebirge bezeichnen, oder auch nur eine einfache Mauer, oder ein sonstiges unübersteigbares Hinderniß, und die Entfernung, das Nichtbeisammenseinkönnen höhlt, wie der unaufhörlich fallende Wassertropfen, auch den härtesten Stein aus, die Wellen der Sehnsucht ebben, die Seele giebt sich neuen, fesselnden Eindrücken hin, die Bilder der Ferne und was darin lebt, mag es auch den Namen Geliebte oder Geliebter führen, verblassen und andere, mit der Berechtigung der Gegenwart ausgerüstete treten an ihre Stelle.

Max hatte in Vera-Cruz vielfache dringende und aufreibende Geschäfte, aber aufreibender wie dies alles, sowie die ungewohnte und fast unerträgliche Hitze der Tierra caliente und das bald darauf zum Ausbruch gekommene gelbe Fieber, war für ihn der gänzliche Mangel einer Nachricht von der Geliebten. Kein Brief, weder von ihr, noch von ihrem Vater, obgleich er sich jetzt schon neun Monate in Vera-Cruz befand und sich mit dem Klima und der dortigen Lebensweise eingerichtet hatte. Sein Geschäft war beendet und in sehnsuchtsvoller Erwartung sah er der Abfahrt des Dampfers entgegen, der ihn nach Europa zurückbringen sollte. Die letzte Post, welche er empfing, enthielt jedoch eine neue Weisung des Principales, sich nach Mexiko mit einem ähnlichen Auftrage zu begeben. Der Tag seiner Rückkehr war dadurch auf das Unbestimmte vertagt, und traurig und mit schwermüthigen Gedanken nahm er einen Platz in der unbequemen Diligence, welche ihn über das Hochplateau fort auf der steinigen und unsicheren, von Räuberbanden beherrschten Straße nach der Hauptstadt der durch stete Bürgerkriege zerrütteten Republik bringen sollte.

Es lagen zwei Jahre zwischen dem Tag, an welchem er Bremerhafen verließ, und demjenigen, wo er an einem rauhen, trüben Morgen, auf dem Verdecke des Schiffes stehend, den nebeligen Streif der heimathlichen Küste zum ersten Male wieder erblickte.

IX.

Wir sind genöthigt, das Ergehen der anderen Personen während dieser Zeit zu verfolgen.

Die Directorin, von der es schien, als ob Gesellschaften zu ihrer Lebenslust gehörten, war wieder vollständig in den früheren Zustand ihrer Magerkeit zurückgefallen. Sie hustete und klagte viel und war der Gegenstand des Bedauerns ihrer Gefährtinnen, welche sie jetzt nur bei den dringendsten Veranlassungen aufsuchten. Auf Johanna's lieblichem Gesichte kennzeichnete sich ein Zug sehnsuchtsvoller Melancholie, welcher ihrer Schönheit jedoch keinen Abbruch that, im Gegentheil dieselbe noch mehr erhöhte.

Der Director zeigte, vielleicht mit Ausnahme gegen Johanna, jetzt eine stetige ernste und verdrießliche Miene; er war ganz schweigsam geworden und verkehrte fast mit Niemand. Die Stunden, in welchen er von seinen Geschäften frei blieb, verwandte er dazu, den juristischen Commentar zu vollenden, mußte dann aber die sehr niederdrückende Erfahrung machen, daß sich zuerst Niemand zum Verlage dieses mühevoll zusammengestellten Werkes finden lassen wollte, sich schließlich zwar ein Verleger dazu bereit erklärte, jedoch ohne dafür ein Honorar zu zahlen. Die lang genährte Hoffnung hatte sich daher mit einem Mal, einer Seifenblase ähnlich, in nichts verdunstet, und die immer größer angewachsene Schuld bei Herrn Sensburg lag wie ein drückender Alp selbst im Schlaf auf des Directors gequälter Brust.

Mit den stets zum Kapital geschlagenen

Zinsen betrug diese Schuld jetzt fünftausend Thaler. Der Director hatte sich die Höhe dieser Summe niemals recht klar gemacht, vielmehr absichtlich vermieden, darüber nachzudenken.

Von Sensburg selbst nie daran gemahnt oder erinnert und durch die nichtige Hoffnung auf den Verlag seines Buches in einer Art von Selbsttäuschung befangen, war er jetzt um so schmerzlicher daraus erwacht.

Mochte es das Spiel des Zufalls sein, oder lag eine Absicht und Berechnung dabei zu Grunde, genug, an demselben Tage, wo die letzte entscheidende Antwort des Buchhändlers eingetroffen war, stellte sich auch Herr Sensburg ein, freundlich, glatt und höflich wie sonst zwar, aber doch mit der unerwarteten und für den Director zermalmenden Erklärung, daß es für ihn wohl jetzt auch ein Bedürfniß sein würde, ihre gegenseitigen finanziellen Angelegenheiten zu ordnen.

Nachdem Sensburg dann dem Director einen Auszug seines Conto vorgelegt, und dieser dasselbe erbleichend und schweigend durchgelesen hatte, fragte der Gläubiger in rücksichtsvoller Weise, wie, wann und in welchen Raten der Director die Schuld abzutragen Veranlassung nehmen wolle?

„Vorläufig," erwiederte dieser, die Worte mühsam hervorpressend, „vorläufig besitze ich wirklich noch nicht die Mittel, — Herr Sensburg, Sie — wissen das ja, — ich glaubte auch — unter solchen Bedingungen diese Summen, — Sie haben, wie — ich sehe, immer die Zinsen zu sechs Procent — schon nach einem halben Jahre zum Kapital geschlagen, — ich werde Rath schaffen, — hoffe aber von Ihnen, daß Sie Rücksicht nehmen und mich nicht drängen werden."

„Das liegt mir vollständig fern," erwiederte freundlich der Kaufmann. „Sie werden mir gewiß nicht den Vorwurf machen können, keine Rücksicht genommen zu haben. Es hätte sich auch wohl schwer außer mir Jemand gefunden, welcher Ihnen, ohne jede weitere Bürgschaft als Ihre persönliche Ehrenhaftigkeit, eine so große Summe geliehen haben würde. Wenn Sie es nicht für zulässig erachten, daß die Zinsen nach einem halben Jahre zum Kapital geschlagen worden sind, so will ich gern davon Abstand nehmen, Ihr Conto wird sich dann circa um 100 Thaler vermindern. Für die übrig bleibende Summe von 5200 Thaler bitte ich mir dann aber sechs Wechsel, fünf zu 1000 und einen zu 200 Thaler, den ersten nach drei Monaten, die anderen je nach einem Monate später fällig, auszustellen. Sie werden das nicht mißbilligen, vielmehr ganz geschäftsmäßig finden," setzte er, immer in derselben freundlichen Weise redend, hinzu.

Der Director starrte den Kaufmann eine kurze Zeit sprachlos an, dann aber in dem erwachenden Bewußtsein, daß es sich hier um eine Existenzfrage für ihn handele, um die Erhaltung seiner Stelle und bürgerlichen Ehre, erwiederte er mit der Ruhe und Klarheit eines Juristen:

„Wie können Sie glauben, Herr Sensburg, daß ich einfache Darlehnscontracte, welche ich mit Ihnen abgeschlossen, ohne weiteres in Wechselschulden verwandeln würde? Ich weiß nicht, was Sie zu solchem plötzlichen und gänzlich unmotivirten Verlangen gegen mich bewogen haben kann. Niemals, dessen seien Sie fest versichert, werden Sie Wechsel von mir erhalten. So bald als möglich soll aber das mir von Ihnen geliehene Kapital pünktlich zurückgezahlt werden."

Der Kaufmann faltete ruhig und schweigsam das auf dem Tische liegende Conto des Directors wieder zusammen.

„Sie befürchten," sagte er dann, „ich könne mit den Wechseln Mißbrauch treiben, denn sonst wüßte ich nicht, warum Sie sich weigern wollten, mir wenigstens diese Sicherheit zu gewähren. Darüber können Sie doch nicht im mindesten im Zweifel sein, daß ich auch durch das Einklagen Ihrer Schuldscheine und durch die Vollstreckung des sehr bald zu erlangenden Urtheiles Ihre amtliche Stellung wesentlich gefährden könnte. Sie haben jedoch nichts Derartiges von mir zu befürchten, ich verzichte vielmehr, da Sie es wünschen, auf die Ausstellung der Wechsel, indem ich die Erfüllung Ihrer mir heute gegebenen Zusage vertrauungsvoll erwarte."

Damit empfahl sich der Kaufmann, den Director in der trostlosesten Stimmung zurücklassend. Für ihn war die Unmöglichkeit, diese so leicht gemachten Schulden zu tilgen, zweifellos; der Mann hatte sich

rücksichtsvoll und anständig benommen, er wollte die Erfüllung seiner ihm gemachten Zusagen vertrauungsvoll erwarten, Zusagen, von denen er aber selbst wußte, daß sie unerfüllbar seien, daß mithin über kurz oder lang dennoch der gefürchtete, von ihm jetzt nur durch eine Unwahrheit verschobene Zusammenbruch seiner ganzen bürgerlichen Stellung und daher auch seiner Ehre eintreten müsse.

Sensburg selbst ging sehr vergnügt nach Hause. Er hatte den ersten Angriff begonnen und zweifelte nach dem Erfolge desselben nicht im entferntesten daran, vollständig zum Ziele zu gelangen. Habgier und sinnliche Genußsucht bildeten die Hauptträger seines Charakters. Er war in Johanna verliebt und da er öfter erfahren, daß sie ähnliche Empfindungen für ihn keineswegs theile, im Gegentheil, besonders in der letzten Zeit, förmliche Abneigung und Antipathie gegen ihn entwickele, so hatte er, ihren Besitz als eine Speculation betrachtend, diese mit der ihm innewohnenden Schlauheit durch die ihrem Vater geliehenen Darlehne eingeleitet. Das Verlangen, daß dieser ihm Wechsel ausstellen solle, war nichts weiter als ein Schreckschuß, mit welchem er ihn aufrütteln und zur Erkenntniß seiner sehr gefährdeten Lage bringen wollte.

Diesen Zweck hatte er, wie wir gesehen haben, auch vollständig erreicht, jedoch nach einer anderen Seite hin die Laufgräben bereits viel weiter vorgeschoben. Er stand mit Johanna's Mutter auf dem vertrautesten Fuße, hatte vielfache heimliche Unterredungen mit ihr gehabt und in ihr eine vollständige Verbündete erhalten.

Eine Verbindung Johanna's mit dem reichen Kaufmanne Sensburg erschien der Mutter als eine brillante Partie für ihre mit keinem Vermögen gesegnete Tochter, und sie lächelte spöttisch, als Sensburg ihr den wahrscheinlich eintretenden Widerstand derselben gegen dieses Project in sichere Aussicht stellte.

„Kehren Sie sich doch nicht an die Albernheiten eines jungen, unverständigen Mädchens," erwiederte sie, „ich werde ihr den Kopf zurecht setzen, überlassen Sie das alles mir. Ich glaube auch, Sie täuschen sich vollständig, [illegible]ben Sie schon mit meiner Tochter sell[illegible] gesprochen?"

„Das nicht; sie behandelt mich kalt und zurückstoßend und vermeidet entschieden jede Unterhaltung mit mir; ich glaubte daher zuerst mit Ihnen —"

„Gut, gut, auf mich können Sie sicher zählen. Aber machen Sie ihr erst einen bestimmten Antrag, man hat dann Boden unter den Füßen. Und lassen Sie sich durch etwaige Dummheiten nicht beunruhigen, solche Kinder haben vom wirklichen Leben noch gar keine richtige Anschauung, wenn sie erst Ihre Frau sein wird, findet sich das alles."

Sensburg, den ihm ertheilten Rath befolgend, erhielt aber dadurch die Bestätigung, daß nicht Johanna's Mutter, sondern er sich in der richtigen Anschauung befunden habe. Johanna gab ihm dasjenige, was man mit einfachen Worten einen Korb nennt, und zwar in einer so deutlichen Weise und mit so bestimmten Ausdrücken, daß jeder ehrenhafte Mann die Sache für abgethan angesehen haben würde. Sensburg hatte in dieser Beziehung jedoch andere Grundsätze. Er setzte verabredetermaßen Johanna's Mutter von der Sachlage in Kenntniß, und diese erklärte ihm nunmehr, Johanna den Standpunkt klar machen und sie zur rechten Erkenntniß bringen zu wollen.

In der Lösung dieser Aufgabe begriffen, den mageren Arm ausgestreckt und heftig auf das junge Mädchen einredend, welche schweigend und trotzig vor ihr stand, stockte plötzlich ihre Sprache, der erhobene Arm sank herab und sie selbst, von der erschrockenen Tochter unterstützt, lallend in einen Sessel zurück.

Sie erlangte nicht mehr die Befähigung, das ihrem Verbündeten gegebene Versprechen zu erfüllen, der sie betroffene Schlaganfall wiederholte sich vielmehr schon am Abend desselben Tages und schloß ihren Mund für immer, welchen er einige Stunden vorher der Sprache beraubt hatte.

Es war sehr schmerzlich, sehr traurig. Wenn ein Mensch todt ist, bemüht man sich, seine Fehler zu vergessen und ihn mit dem Glanze seiner guten Eigenschaften zu umgeben, selbst wenn er deren nur im geringen Umfange besessen hat.

Nach einigen Wochen war die durch den Tod erzeugte Lücke bereits weniger fühlbar, fast unmerklich geworden. Es

übte vielmehr sowohl auf den Director als auf Johanna die eingetretene größere Ruhe, das Fehlen der früher fast täglichen Unannehmlichkeiten einen bis dahin nie empfundenen wohlthuenden Eindruck aus. Der Director erfüllte in dem sicheren Bewußtsein die Arbeiten seines schweren Berufes, daß er nach Vollendung derselben nicht durch thörichte Bitten, Gehässigkeiten oder Zänkereien behelligt werde, sondern den Rest des Tages in Ruhe und Friede mit seiner Tochter verleben könne. Johanna aber empfand die Genugthuung, daß sie in der Bereitung der geringen Annehmlichkeiten für ihren Vater in keiner Weise mehr gestört werde.

Sprach man auch noch fast täglich hin und wieder von der Verstorbenen, niemals trat der Wunsch und das wirkliche Verlangen zu Tage, daß der jetzige Zustand sich wieder in den früheren verwandeln möge.

Obgleich man von Verstorbenen nichts Böses reden soll, so müssen wir doch noch nachträglich anführen, daß sie, welche den Sohn des Pelzjuden, wie sie ihn immer noch bezeichnete, nach wie vor gehaßt hatte, nicht nur Maxens Brief an ihren Mann mit der Einlage an Johanna, worin er seine Abreise nach Vera-Cruz meldete, der zufällig in ihre Hände gelangt war, einfach unterschlagen, sondern auch einem zweiten, von Vera-Cruz angelangten, das gleiche Schicksal bereitet hatte.

Erst nach mehreren Monaten, als in dieser Zeit alle Nachrichten von Max ausblieben, hatte der Director auf Johanna's drängende Veranlassung an den Kaufmann Berent geschrieben und die Antwort erhalten, daß Max sich in Vera-Cruz befinde, zugleich mit der Verwunderung darüber, daß er das ihm, dem Director, nicht angezeigt haben sollte.

Von diesem Tage an senkte sich Schwermuth in das Herz des jungen Mädchens. Das Ideal der Liebe und die schwärmerische Auffassung derselben, verkörpert in der Person des Entfernten, war zerstört, zerstoben und in den Staub gesunken. Die Erfüllung eines nichts bedeutenden Wunsches, weit hinaus in die Welt zu fliegen, hatte genügt, um die heiligsten Gelübde und Versprechungen zu brechen und selbst die gewöhnlichsten Rücksichten, jede dankbare Erinnerung der Vergangenheit, schwinden zu lassen. Nicht einmal so viel war sie ihm mehr werth geblieben, sie, der er noch vor wenigen Monaten betheuert hatte, daß es nichts Höheres und Theureres für ihn in der Welt gäbe, nicht einmal so viel, um ihr mitzutheilen: „Ich ziehe fort, weit über das Meer, gedenke mein, bewahre mir deine Treue, so wie du der meinigen sicher bist."

Finstere Schatten lagerten sich in der jungen Seele des Mädchens, die noch vor kurzem in den Tag hinaus gejubelt hatte. Es liegt in den Empfindungen der Jugend, Alles, sowie Freude und Glück, auch den Schmerz im ganzen Umfang und mit Uebertreibung aufzufassen. So war es auch bei Johanna. Das Leben lag jetzt dunkel und hoffnungslos vor ihr. Es war ihr eine Art schmerzlicher Genugthuung, den sich ihr antragenden Sensburg härter und rücksichtsloser abzuweisen, wie das sonst bei ihrem Charakter wohl der Fall gewesen wäre; dann kam der Tod ihrer Mutter und damit für sie zugleich die Berechtigung, den Schmerz und die tiefe Trauer, womit ihre Seele erfüllt war, auch äußerlich darzulegen.

Mehr wie sonst gab sie sich jetzt ihren Studien hin, worin sie ihr Vater unterstützte, für den es ein schwacher Trost war, daß sie dadurch nach seinem Tode wenigstens möglicherweise eine unabhängige Stellung würde erreichen können.

X.

Es verging wieder ein halbes Jahr, ohne daß in irgend einer Beziehung eine Aenderung eingetreten wäre. Sensburg verhielt sich vollständig schweigend, benahm sich sehr rücksichtsvoll gegen den Director, ließ sich sonst aber wenig blicken.

Eines Tages aber, als dieser sich auf dem Gericht befand, erschien er plötzlich bei Johanna, die, durch seine Gegenwart unangenehm berührt, ohne ihn zum Sitzen einzuladen, kalt und ernst vor ihm stehen blieb.

„Lassen Sie uns immerhin niedersetzen," sagte er in einem ihm sonst wenig eigenen ernsten Tone, „ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden, mein Fräulein, und wie Ihre Antwort auch ausfallen möge, das steht unzweifelhaft fest, sie wird über unser beider Geschick und auch über dasjenige Ihres Herrn Vaters entscheiden."

„Nehmen Sie Platz," sagte das junge Mädchen erbleichend, „aber würde es nicht vielleicht angemessener sein, wenn Sie diese Mittheilung meinem Vater selbst machten?" setzte sie hinzu.

„Ich bitte mich gütigst anzuhören. Ich werde mich kurz fassen, da ich weiß, Sie verlangen nach dem Schlusse dieser Unterredung. Ihr Vater schuldet mir jetzt 5500 Thaler, —"

„Mein Vater, Ihnen!" rief Johanna in der höchsten Bestürzung, „eine solche ungeheure Summe!"

„Ich habe ihm das Geld in sechs verschiedenen Darlehen gegeben, ohne jemals nach dem Zwecke dieser sich immer mehr steigernden Ausgaben zu fragen. Ich habe von diesen Geldern niemals Zinsen erhalten, sondern diese auf den ausdrücklichen Wunsch Ihres Herrn Vaters immer erst nach einem Jahre wieder zum Kapital geschlagen. Sie werden eingestehen, daß man nicht rücksichtsvoller, ja selbst nicht freundschaftlicher verfahren kann, zugleich aber auch zugeben, daß mir von Ihnen das entschiedene Gegentheil einer solchen freundschaftlichen Rücksichtsnahme zu Theil geworden ist. Ich bin Kaufmann, mein Fräulein, und genöthigt, übernommene Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen, dasselbe darf und muß ich daher von meinen Schuldnern ebenfalls beanspruchen. Ich weiß, daß Ihr Herr Vater nicht im Stande ist, mir das Geld zurückzuzahlen; ich habe mich bis jetzt durch Versprechungen hinhalten lassen, welche ich immer sogleich als unhaltbare und unerfüllbare erkannte, ich weiß ferner, daß ich durch Einklagung meiner Schuldforderung nur einen kleinen Theil derselben, nur ein Viertel für mich retten kann, denn mehr würde der Ertrag der Execution und Ihrer Mobilien schwerlich abwerfen; mir ist es auch bewußt, daß die bürgerliche Existenz Ihres Herrn Vaters dadurch vollständig zu Grunde gerichtet wird, indessen — Jeder ist sich selbst der Nächste, — ich befinde mich nicht in der Lage, Geschenke von mehr als 5000 Thalern an einen mir fern stehenden Mann machen zu können, dessen Tochter mich mit rücksichtsloser Härte behandelt.

„Wäre das nicht," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, mit Befriedigung die Wirkung seiner Worte auf das vom Schreck zermalmte, sprachlos vor ihm dasitzende junge Mädchen verfolgend, „wäre das nicht, würden Sie vielleicht jetzt mehr geneigt sein, ein engeres Band zwischen uns sich knüpfen zu lassen, so verstände es sich von selbst, daß des Schwiegersohns eigenes Interesse die unangetastete Ehre seines Schwiegervaters erheischt. Dies ruht in Ihrer Hand, mein Fräulein, das Glück desjenigen, der jetzt zu Ihnen spricht, so wie das Ihres Vaters, dem Sie unsere Unterredung mittheilen mögen, um von ihm selbst sich das alles bestätigen zu lassen, was ich Ihnen gesagt habe. Ueberlegen Sie sich die Sache reiflich und ernstlich; Sie werden anerkennen, daß sie dazu im vollsten Sinne geeignet ist, ebenso, daß ich in der uneigennützigsten Weise gegen Sie gehandelt und daher Ihrer Achtung und Ihrer Liebe nicht unwürdig bin. Letztere mir vollständig zu erwerben, würde die weitere Aufgabe meines Lebens sein."

Wir werden nicht nöthig haben, den Eindruck, welchen diese ganz unerwartete Mittheilung auf Johanna machte, näher zu schildern. Schreck, Angst und Besorgniß kämpften in ihrem Innern, und die Qualen, von denen ihre Seele ergriffen war, wurden allein durch den wenig haltbaren Trost gemildert, daß Sensburg sie getäuscht haben könne. Sie beschloß deshalb, mit ihrem Vater zu reden, um sich Gewißheit zu verschaffen.

„Herr Sensburg war hier," sagte sie, als sie später am Abend mit ihm zusammensaß.

„Herr Sensburg?" fragte ihr Vater betroffen, „wollte er mich sprechen?"

„Nicht dich, sondern mich," erwiederte sie, ihn angstvoll anblickend, jedoch, als sie sein Erschrecken erkannte, ihre Augen niederschlagend.

„Was wollte er von dir?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Er wollte, — er will, — er hat abermals um meine Hand angehalten; obgleich — du weißt es ja!"

„Abermals um deine Hand angehalten? Und was hast du ihm geantwortet? Es wäre — vielleicht — es würde ein großes Glück sein für uns, wenn du Zuneigung und Liebe zu diesem Manne gewinnen könntest."

„Ein großes Glück für uns, — für dich?" fragte sie mit tief schmerzlichem

Ausdruck, „so wäre es also wahr, er hätte mich nicht getäuscht!"

„Nein, er hat dich nicht getäuscht," erwiederte er tonlos, während er mit der Miene eines Verurtheilten vor seinem Kinde dasaß; „es ist so, wie er gesagt, ich habe das Geld von ihm geliehen und vielleicht mit einigem Leichtsinn für Fritz und zur Bestreitung unseres Haushaltes und der vielen nöthig gewesenen Ausgaben verwendet. Daß ich selbst für meine Person nichts weiter davon erhalten habe als Sorgen, Kummer und Aerger, ist dir zur Genüge bekannt. Ebenso unabweislich ist es, daß ich zu Grunde gerichtet werde, wenn er die Schuld einklagt. Er hat sich bis jetzt in dieser Sache wie ein Ehrenmann und mit großer Rücksicht benommen. Ich glaube annehmen zu können, daß die Zuneigung zu dir die Ursache seiner Handlungsweise gewesen ist. Es liegt fern von mir, die deinige zu beeinflussen und meine Autorität dazu zu mißbrauchen, dich zur Wahl eines von dir nicht geliebten Mannes zu bestimmen. Liebe ist jedoch ein relativer Begriff. Ohne Achtung ist sie nicht möglich, wir lernen aber bald denjenigen auch lieben, den wir achten müssen, und Achtung wirst du Sensburg nicht versagen können. — Handle nun nach deinem eigenen Ermessen. Denke nicht dabei an mich, aber mache dir vollständig die Folgen klar, welche deine Handlungsweise hervorrufen muß."

Was blieb dem armen, seinen Qualen verfallenen jungen Mädchen übrig? Ohne Mutter und Bruder, welche der Tod ihr rasch nach einander geraubt, treulos verlassen von dem Geliebten, an dem ihre ganze Seele, ihr ganzes Herz gehangen, hatte sie bereits abgeschlossen mit dem Leben, welches für sie werthlos geworden war. Man macht in der Jugend alle Abschlüsse leichter und schneller, auch den letzten. Wie oft hatte sie im Uebermaße und in den Qualen ihres Seelenschmerzes gewünscht und mit Sehnsucht verlangt: der Tod möge sie befreien und mit erlösender, kalter Hand für immer ihre müde geweinten Augen schließen. — Jetzt hatte plötzlich dieses aufgegebene Leben wieder einen Zweck, einen Werth erlangt. Sie konnte es für ihren Vater zum Opfer bringen. Da Max für sie verloren war, so blieb es gleichgültig, worin dieses Opfer bestand.

Hätte er ihr die Treue nicht gebrochen, so würde die Abwägung der kindlichen Pflicht mit derjenigen gegen den Geliebten für sie einen harten Kampf gekostet haben. Jetzt konnte ihr Entschluß nicht im mindesten zweifelhaft sein und mit dem Verlangen einer raschen Entscheidung erklärte sie am andern Tage dem zu ihr beschiedenen Sensburg, seiner Bewerbung entsprechen zu wollen. Mit schmerzlicher Empfindung das ihm von seinem Kinde gebrachte Opfer vollständig erkennend, empfing der Director diese ihm nicht mehr unerwartete Mittheilung und in derselben Weise die Glückwünsche seiner sämmtlichen Bekannten über die Verlobung seiner Tochter mit dem Kaufmann Sensburg.

XI.

Vierzehn Tage nach diesem Ereigniß kehrte Max von seiner langen, überseeischen Reise zurück. Er hatte die ihm übertragenen Geschäfte nicht nur zur vollsten Zufriedenheit seines Principals ausgeführt, sondern in den zwei Jahren seiner Abwesenheit eine solche kaufmännische Gewandtheit und Selbständigkeit entwickelt, daß Berent ihm darüber die größten Lobeserhebungen machte, sich vorbehaltend, seiner künftigen Stellung wegen mit ihm besonders zu verhandeln. Max besaß jedoch vorläufig nur einen Wunsch und nur ein Verlangen: so bald als möglich Johanna wiederzusehen. Die Ungewißheit über ihr und ihrer Familie Ergehen quälte und beunruhigte ihn im höchsten Maße.

„Ist in der ganzen Zeit meiner Abwesenheit gar keine Nachricht, gar keine Anfrage meinetwegen von dem Director eingegangen?" fragte er in gesteigerter Erregung seinen Principal.

„Ich glaube ganz im Anfange einmal eine Anfrage," erwiederte dieser; „und dann vor acht Tagen die Verlobungsanzeige seiner Tochter."

„Die Verlobungsanzeige seiner Tochter!" schrie Max verzweiflungsvoll auf, „unmöglich! Sie müssen sich irren!"

„Irren? Nein, hier ist das Ding, aber Sie sind ja ganz blaß geworden, Herr Witte."

Es war so. Er hielt das Blatt in seiner zitternden Hand. Die Buchstaben

flimmerten vor seinen getrübten Augen, aber da stand es, einfach und deutlich:

Die Verlobung meiner einzigen Tochter Johanna mit dem Herrn Kaufmann Sensburg hierselbst, beehre ich mich Freunden und Verwandten ergebenst anzuzeigen.

Mosbach, Gerichtsdirector.

„Ich fühle mich von der Reise noch sehr angegriffen, Herr Berent," stammelte Max, das verhängnißvolle Papier langsam zusammenfaltend und an seine Brust pressend, „ich bedarf der Ruhe, — ich leide zuweilen an Schwindel — Sie müssen mich entschuldigen."

Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ den ihm kopfschüttelnd nachblickenden Kaufmann allein.

Dieselben Qualen und Schmerzen, welche Johanna's armes Herz zerrissen, stürmten nun auch auf das seinige ein. Es waren Beide ideale Naturen, die Glück und Befriedigung mehr in selbstgeschaffenen Ideen, Hoffnungen und Phantasien als in der Wirklichkeit suchten. Die Wirklichkeit, das Reale, wie wir es nennen, blickt mit Spott und Verachtung auf die dem Ideale nachjagenden Träumer hinab, und doch wägt eine Gunst, eine Gabe, ein Lichtblick des Idealen tausendfach alle die nichtigen, vergänglichen und die irdische Kellerluft ausathmenden realen Erwerbungen und Errungenschaften auf. Sie wären sehr glücklich mit einander geworden, diese beiden gleichartig geschaffenen, gleichartig empfindenden, gleichartig für das Göttliche und Erhabene begeisterten Naturen, aber Zeit, Raum und ein wenig Intrigue, oder auch nur der Zufall, wie wir es nennen, waren hinreichend, um dieses für die Ewigkeit aufgebaute Glück mit dem Hauche eines erkältenden Windes zu zerstören. Was bedarf es auch mehr, um das stolzeste Gebäude menschlichen Glückes in Trümmer zu legen?

Was nützten ihm jetzt seine Errungenschaft, die Früchte seiner Mühen, seiner Thätigkeit und seiner Anstrengungen? Alles werthlos, Alles dahin! — Sie, für die er gearbeitet, entbehrt, gelitten und gestrebt, mit der er das mühsam erworbene Glück theilen wollte, sie selbst war versunken wie ein ausgelöschter Stern und mit ihr zugleich verloschen der Richtungs- und Polarstern seines Lebens.

Ein Jeder hat gewiß an sich selbst schon die Erfahrung gemacht, daß wenn er durch das Scheitern der mit der ganzen Kraft seines Willens und seiner Thätigkeit angestrebten Hoffnungen zu der schmerzlichen Ueberzeugung der Nichtigkeit und der Haltlosigkeit alles menschlichen Ringens gekommen ist, wenn er sich aus der dadurch entstandenen Gleichgültigkeit und Lethargie wieder aufgerafft, er dann vollständig die bisher gewandelten Bahnen zu verlassen bemüht ist, um anderen Zielen auf anderen Wegen zuzustreben.

So geschah es auch mit Max. Hatte er bis jetzt allen Mühen und Anstrengungen mit der beglückenden Hoffnung sich gern unterworfen, daß Johanna's Besitz ihn dafür belohnen werde, daß Alles, was er schaffe und erwerbe, ein gemeinschaftliches Gut für sie beide sein würde, so verlachte oder verhöhnte er jetzt diese thörichten und kindischen Gedanken und setzte an die Stelle der verloren gegangenen idealen Güter solche, wonach, wie er sah und erkannte, alle Menschen jagten und strebten und in deren Besitz sie dann, je nach der erlangten Quantität und Qualität, in bequemer und angenehmer, oder in mühsamer und entbehrungsvoller Weise auf der großen Straße des Lebens hinfuhren oder hingingen.

War er nicht Kaufmann? War ihm das Ziel seiner Arbeit und seines Strebens nicht klar und deutlich vorgesteckt? Geld und Vermögen zu erwerben: das war die einzige Aufgabe seines Lebens und das sollte sie fortan auch sein! Hatte er sie gelöst, so konnte er sich mit Leichtigkeit alle Genüsse des Lebens verschaffen.

Wie viel schöne, dunkle, flammende Augen hatten ihn drunten im Süden verlangend und Liebe verheißend angeblickt und auch hier im kalten Norden waren ihm von andern, wenn auch weniger feurigen dieselben Verheißungen zu Theil geworden; nur ein Paar, so sanft, treu und wahr blickend, hatten ihn betrogen und treulos verrathen! — Was lag überhaupt an solchen Augen und besonders an diesem Paare! Sie waren nichts als eine Waare, welche der reiche Kaufmann von beliebiger Sorte und Qualität sich kaufen konnte. Weg damit für jetzt! Weg mit dem Phantom der Liebe! Geld, Vermögen, die einzige Losung!

So hatte er sich nach und nach die

Arznei zubereitet, mit welcher er die Schmerzen der Seelenkrankheit, von der er befallen war, zu heilen gedachte.

Berent erkannte, nachdem wieder ein halbes Jahr vergangen und Max mit der angestrengtesten Thätigkeit und dem günstigsten Erfolge im Geschäft gearbeitet hatte, daß er noch niemals einen Commis besessen, welcher so vielversprechende kaufmännische Eigenschaften in sich vereinigte. Er übertraf darin weit seinen Schwiegersohn, der sich fast ausschließlich mit dem Betriebe seiner Fabrik beschäftigte, und so keimte und entwickelte sich in dem alternden und sich nach Ruhe sehnenden Kaufmann der Gedanke und der Plan, in Max einen zweiten Schwiegersohn und Compagnon zu erhalten.

Daß er kein Vermögen besaß, war zwar ein Uebelstand, seine große kaufmännische Befähigung dafür jedoch ein ausreichender Ersatz. Die Hauptschwierigkeit schien aber Sara selbst. Daß Max ihre Hand ausschlagen könne, nachdem er, der Vater, 50,000 Thaler Mitgift darein gelegt, hielt er für eine Unmöglichkeit. Zweifelhaft und bedenklich blieb es aber, ob Sara mit dem Eigenwillen und den sonstigen Eigenschaften ihres Charakters, auf seinen Plan eingehen würde.

Sie hatte sich in der Zeit, wo wir sie nicht gesehen, mehr entwickelt, sah nicht mehr ganz so unreif aus, trug aber immer noch den Charakter einer eigenthümlichen Unfertigkeit an sich. Im höchsten Grade unselbständig, auch in den gewöhnlichen Handfertigkeiten schwerfällig und unerfahren, war sie verzogen und eigenwillig. Es gab nichts, wofür sie sich hätte begeistern können, selbst äußerst Weniges, was ihr Interesse erregte. Die Musik hatte sie nach Maxens Abreise gänzlich wieder liegen lassen; sie beschäftigte sich eigentlich mit gar nichts, las noch immer Kindergeschichten und Märchen und ließ sich selbst wie ein Kind anziehen und bedienen. Ihr geschenkte Blumen und Pflanzen verdorrten, wenn sie nicht Andere begossen und pflegten, und schon waren mehre Canarienvögel und zwei niedliche Inseparables, nach deren Besitz sie verlangt hatte, den Hungertod gestorben, so daß ihr Vater die gemessensten Befehle hinsichtlich der Fütterung ihres Papageis ertheilt hatte.

Gedanken und Träumereien, wie sie sonst in den Herzen junger Mädchen sich bewegen und schließlich im Heirathen aufgipfeln, waren ihr gänzlich fremd geblieben. Selbst als Kind hatte sie niemals mit Puppen gespielt, sondern sie würde diese, wenn sie gelebt hätten, ebenso gewiß haben verhungern lassen wie später ihre Vögel.

Maxens Abreise nach Vera-Cruz hatte ihre Gedanken nur in ebenso kurzer und schnell vorübergehender Weise in Anspruch genommen wie seine Rückkehr.

Es war daher gar keine leichte Aufgabe für ihren Vater, sie zu einer Verbindung mit dem jungen Witte zu bestimmen. Zuerst mußte ihr die Nothwendigkeit ihrer einstigen Verheirathung überhaupt klar gemacht werden, und sie setzte diesen deshalb auf sie ergehenden Angriffen einen entschiedenen Widerstand entgegen. Nachdem dieser jedoch durch wochenlanges Zureden überwunden war — wir wollen den Leser durch die Darstellung der Art und Weise, wie diese kindischen und eigensinnigen Ansichten endlich geklärt und beseitigt wurden, nicht ermüden — ging der Vater zum zweiten Theile der Lösung seiner Aufgabe über, indem er als ihren künftig wünschenswerthen Gemahl den jungen Witte bezeichnete.

„Du bist jetzt zwanzig Jahre alt, Sarchen," sagte er, „in dem zum Heirathen geeignetsten Alter; du hast das ja selbst eingesehen und anerkannt, und einen bessern Mann wie Herrn Witte, den ich dann zu meinem Compagnon machen würde, giebt es auf der ganzen Welt nicht. Ich könnte dir keinen bessern verschaffen, wollte ich mir ihn auch noch so weit her verschreiben lassen."

„Witte, meinst du? — Ich glaube, sie haben dem Coco heute wieder noch nichts zu fressen gegeben, er schreit sehr, — wenn ich durchaus heirathen soll, wenn ich nicht hierbleiben darf, wie jetzt, was mir am liebsten wäre, so gefällt er mir ganz gut. Er spielt sehr schön Violine und kann mir dann öfter etwas vorspielen."

„Also willigst du ein, mein Kind?" sagte der Vater erfreut, „so darf ich mit ihm reden?"

„Mit ihm reden?" fragte sie verwundert, „hast du das nicht schon gethan? Oder hat er vielmehr nicht schon mit dir

geredet? Ich dachte, wenn ein Mann ein Mädchen heirathen wolle, müsse er deshalb mit ihrem Vater sprechen."

Dieser blickte seine Tochter, erstaunt über diese ungewöhnlich geistreiche Bemerkung, freudig an. „Darin hast du ganz recht, mein Kind," sagte er, „Herr Witte wagte das nur nicht, aber ich habe es ihm angemerkt, er wird entzückt und beglückt sein."

„Es ist schon spät, Papa, und die höchste Zeit zum Essen, mich hungert sehr."

Max hatte von den Plänen seines Principals, in Beziehung auf seine Person, bis jetzt nicht die entfernteste Ahnung. Sara war ihm nicht nur völlig gleichgültig, sondern sogar vollständig antipathisch, und er würde mit entschiedener Bestimmtheit den ihm nach längeren Vorbereitungen gemachten Antrag, ihr seine Hand zu reichen, sofort abgelehnt haben, wenn nicht die geschilderte Wandlung in ihm vorgegangen wäre.

„Sara ist ein liebes, gutherziges Kind," sprach der alte Berent weiter, „sie gehört nicht gerade zu den blendenden Schönheiten, indessen sie besitzt andere Eigenschaften, welche diesen schnell vergehenden Tand ersetzen. Außerdem erhält sie 50,000 Thaler Mitgift und ich mache Sie zu meinem Compagnon."

Es bedurfte dennoch einer großen und abstracten Ueberlegung, eines Abschließens mit seiner ganzen Vergangenheit, ehe Max zu einem Entschlusse gelangte. Der Wechsel zwischen dem Idealen und Realen war ein greller und so weit gehender, daß es des Bewältigens aller seiner Gefühle bedurfte, um den Gründen seines Verstandes das Uebergewicht zu verschaffen. Dieses geistig und körperlich unfertige Mädchen, mit dem kindischen Empfinden, gleichen Gewohnheiten und dem auch unaufhörlich zu Tage tretenden kindischen Eigensinn; unschön, ohne Anmuth und ohne persönliche Liebenswürdigkeit, dagegen — Diejenige, an die er nicht mehr denken durfte, auch nicht mehr denken wollte, und die dennoch immer noch in seinem Herzen lebte, immer noch in seinen Träumen erschien, mit ihm sprach und verkehrte wie sonst, — aber sie, die Treulose, hatte ihn kalt und schnöde verlassen, und jene, die weniger begabte, hielt in der unschönen Hand 50,000 Thaler und außerdem den Compagnievertrag mit ihrem Vater. Dazu der zündende, brennende Gedanke, daß auch er als Revanche nun dem Director seine Verlobungskarte schicken könne, — das alles war zu verlockend, zu mächtig und überwiegend, um nicht zuzugreifen.

Am dritten Tage nach jener Unterredung wurde daher ein Brief an den Director mit vielen Hundert andern von Berent auf die Post gegeben, worin eine Karte lag des Inhalts:

„Die Verlobung meiner jüngsten Tochter Sara mit meinem Associé, Herrn Max Witte, zeige ich hierdurch Freunden und Verwandten ergebenst an.

C. Berent u. Comp."

XII.

Nachdem diese beiden Verlobungskarten von den Getrennten wie zwei feindliche Speere auf einander geschleudert waren, obgleich sich beide noch eben so heiß liebten wie sonst und jeder durch den entsandten rückkehrenden Pfeil die eigene tödtliche Wunde empfangen, hatte das Leben und die Macht der Verhältnisse zwischen ihnen aufgeräumt und entschieden. Die Vergangenheit mit all ihren süßen und schmerzlich sehnsuchtsvollen Erinnerungen war beseitigt, — eine neue Zukunft, ein neuer Tag brach an, aber neblich und trübe, die Sonne desselben von kalten, grauen Wolken verdeckt.

Sowohl Johanna als Max waren in die neue Phase des Lebens nur mit Vorbehalt eingetreten. Die erstere hatte sich ein Jahr und Max ein halbes Jahr ausbedungen, um die stattgehabte Verlobung durch das festere Band der Ehe zu beenden.

Wenn wir diese beiden durch ungewöhnliche und außerhalb ihrer Absichten gelegene Ereignisse zusammengeführte Brautpaare näher betrachten, und uns zuerst mit Max und Sara beschäftigen, so finden wir, daß die Letztere fast ganz unverändert geblieben ist. Von der Darlegung einer Zärtlichkeit für ihren Verlobten war bei ihr keine Rede; und da er ebenfalls keine Neigung dazu an den Tag legte, so gingen sie neben einander hin, wie zwei Menschen, die bestimmt sind, irgend ein größeres Unternehmen gemeinsam auszuführen; ja es schien sogar, daß Beide sich stets

nach dem Zeitpunkte sehnten, wo es ihnen ohne Formverletzung wieder vergönnt war, ihr gezwungenes Beisammensein zu beenden. Dem alten Berent entging dies keineswegs, er legte aber weiter keinen Werth darauf, das Geschäft war abgeschlossen, und er zweifelte nicht, daß sie sich später beiderseitig einrichten würden.

Max, welcher die frühere Giebelstube auf seinen ausdrücklichen Wunsch wieder bezogen hatte, brachte dort viele einsame Stunden zu. Am offenen Fenster stehend, vermochte er über einen Theil der Stadt, über das Silberband der Weser weit hinaus, auf die in Dunst verschwindende Niederung zu blicken. Wenn die Sonne im Westen hinter dem unsichtbaren Meere versunken war, die Dämmerung des Abends sich mit dem aufsteigenden Nebel der unabsehbaren Fläche einte und der Mond ernst, still und schweigsam in ungewöhnlicher, magischer Größe am Rande des duftigen Horizonts emporstieg, war dieses Bild vollständig geeignet, melancholische, Träumereien zu erwecken, oder in der Seele desjenigen zu vermehren, wo sie bereits entstanden waren.

Dann saß er am offenen Fenster die dunklen Augen schwermuthsvoll auf das immer mehr verschwimmende Bild gerichtet, und entlockte seiner geliebten Amati fast unbewußt süße, klagende Töne. Keinen Augenblick hatte er sich der Weisung seines Vaters gemäß von ihr getrennt. Sie war seine treue Gefährtin gewesen, auf der weiten Fahrt über das Meer und auf dem beschwerlichen Wege durch jene gefahrvollen Gegenden, welche der große Eroberer Mexiko's gleich ihm zum ersten Male gezogen war. Er hatte stets Trost und Erhebung in ihr gesucht und gefunden; auf ihren verschwimmenden Tönen waren seine sehnsuchtsvollen Gedanken zur fernen Geliebten hinübergeschwebt und die ihrigen zu ihm zurückgekehrt.

Auch jetzt, wenn er einsam in seinem Zimmer saß und fast unbewußt die alte Vertraute seiner Freuden und Schmerzen in sehnsuchtsvolle Klagen über das vergangene und verlorene Glück sich ergießen ließ, sprach sie noch immer zu ihm wie sonst, als er räumlich weiter und ferner, aber geistig und im Herzen der Geliebten noch nahe gewesen, leise flüsternd, traurig klagend, und wieder tröstend und erhebend: Ich weiß, daß du mich noch liebst, und auch ich habe nie aufgehört und werde nie aufhören, dich zu lieben, wenn uns auch ein unabweisliches Verhängniß getrennt hat.

O, wie unglücklich, wie tief beklagenswerth wäre er ohne seine Amati gewesen!

Die Zeit verging, die ausbedungene Frist war verstrichen, zu einer weitern Zögerung kein Vorwand mehr. Bei Sara zeigte sich, je näher der Hochzeitstag heranrückte, nur eine vermehrte Unruhe. Namentlich war ihr die Vorstellung schrecklich, mit Herrn Witte, wie sie ihn immer noch nannte, allein ohne ihr Mädchen, welches sie immer noch anzog und frisirte wie ein Kind, eine so weite Reise machen zu müssen. Wozu das auch? Sie empfand nicht das mindeste Verlangen, Italien zu sehen. Indessen ihr Vater bestand darauf, er war das sich, seinem Hause und seinem Compagnon schuldig, da alle anständigen Neuvermählten hochzeitreisten.

Witte verhielt sich auch in dieser Sache vollständig indifferent. Wenn es von seiner Entschließung abgehangen hätte, würde er es ebenfalls vorgezogen haben, nicht zu reisen. Da jedoch sein Schwiegervater einen so großen Werth darauf legte, erhob er keinen Widerspruch.

Die Hochzeit selbst fand mit dem einem so renommirten, reichen Kaufmannshause zustehenden Luxus und Aufwande statt.

Die Braut, sehr kostbar gekleidet, sah dessen ungeachtet nichts weniger als schön, auch nicht einmal heiter, verschämt oder anziehend aus, sondern machte den Eindruck eines widerwillig zum Altare geführten Kindes. Der Bräutigam war ernst, schweigsam, und um seinen Mund kennzeichnete sich ein schmerzlich melancholischer Zug.

Noch am Abend vor der Beendigung des schwelgerischen Hochzeitdiners entführte ein Coupé erster Klasse der Eisenbahn das junge Paar nach Süden, worin Beide die Nacht über ruhig schliefen, um am Morgen des folgenden Tages in einem vorher bestellten Quartiere von den gehabten Anstrengungen auszuruhen.

Vier Wochen waren sie dann in der Welt unter wenig zu beneidenden Genüssen herumgefahren, bis wir sie im Hotel Danieli in Venedig wieder getroffen und in Triest verlassen haben.

Wir kehren zu Johanna zurück. Die für ihren Vater vollbrachte rettende That erheischte täglich von ihr unausgesetzte weitere Opfer. Hier waren es nicht zwei Menschen, welche gleichgültig neben einander hinschritten, durch ihre Verheirathung nur ein Geschäft abschließen sollten und nichts von einander verlangten und begehrten. Sensburg liebte Johanna mit einer leidenschaftlichen, wenn auch hauptsächlich sinnlichen Zuneigung, legte diese durch unausgesetztes Handeln an den Tag und verlangte dasselbe von ihr. Unaufhörlich bestürmte er sie mit Bitten, die verlangte und erhaltene Frist bis zu ihrer Verheirathung abzukürzen und ihm dadurch einen neuen Beweis ihrer Zärtlichkeit und Liebe darzubringen.

Sie verhielt sich leidend und das Unvermeidliche über sich ergehen lassend, aber sie blieb, ungeachtet all seiner erneuerten Versuche, fest in der Weigerung, die gewährte Frist abzukürzen.

Ihrem Vater, welcher jetzt mit selbstquälerischer Rücksichtslosigkeit seine Tochter beobachtete, entging dies nicht; es wurde ihm vielmehr mit jedem Tage klarer und gewisser, daß sie ihr eigenes Glück dem seinigen zum Opfer bringe. Mit dieser Ueberzeugung erhoben sich neue Zweifel und neue fast unabweisbare Bedenken darüber, ob er ein solches Opfer annehmen dürfe. Der Trost, daß sie schließlich dennoch für Sensburg Liebe empfinden und also mit ihm glücklich werden würde, verblaßte immer mehr, je näher die Zeit heranrückte, wo Johanna's Geschick endgültig entschieden werden sollte. Trübe, vorwurfsvolle Gedanken und Reflexionen zogen durch seine Seele, wie sie die menschliche Natur im Alter erzeugt, wenn die angestrebten Hoffnungen und Güter des Lebens zu Täuschungen geworden und der Weg bis zum letzten unvermeidlichem Ziele sich zu einer kleinen, nicht mehr nennenswerthen Strecke verkürzt hat. Von allen seinen hochfliegenden Plänen und Entwürfen hatte sich keiner verwirklicht. In der mühevollen, geisttödtenden Stellung eines mit Nahrungssorgen kämpfenden Gerichtsbeamten war er verkümmert; die Ideale der Liebe und Freundschaft waren traurig und hohnvoll in der Wirklichkeit untergegangen, und selbst die Hauptaufgabe des menschlichen Individuums: die Erhaltung der Gattung, die Vermehrung des Geschlechts, sollte nur in höchst unvollkommener Weise von ihm erreicht werden. Den einzigen Sohn hatte er begraben und das Glück der Tochter war er im Begriff, der Erhaltung seiner erbärmlichen Existenz wegen gleichfalls einzusargen.

Es waren wie gesagt sehr trübe und düstere Gedanken und Reflexionen, von denen seine Seele erfüllt wurde und an denen sie erkrankte. So lange diese aber sich in der Wohnung des Körpers befindet und an den im höchsten Grade launischen Hauswirth für diesen steter Reparatur bedürftigen Aufenthalt theuere Miethe bezahlt, bleibt sie von derselben abhängig, wird baufällig wie sie und stürzt schließlich mit ihr selbst zusammen, ohne daß wir bis jetzt, trotz aller naturwissenschaftlichen und philosophischen Errungenschaften, haben erforschen können, ob sie überhaupt eine andere oder welche bezöge.

Doch lassen wir das, wir haben hier nur anzuführen, daß der von so tiefen Seelenqualen gepeinigte Director gleichzeitig körperlich erkrankte und zwar in einer Weise, die zu ernsten Besorgnissen Veranlassung gab. Die Sache zog sich in die Länge, so daß der bereits festgesetzte Hochzeitstag Johanna's zu ihrer großen Genugthuung verschoben werden mußte.

Als die Krankheit des Directors aber einen das Schlimmste kennzeichnenden Charakter annahm, als der Arzt erklärte, daß er keine Hoffnung mehr geben, der Kranke nach aller Wahrscheinlichkeit nur noch wenige Tage leben könne, verlangte Sensburg von Johanna, daß die Trauung in aller Stille am Bette ihres Vaters vollzogen werde.

Sie verweigerte dies mit einer bestimmten und sogar heftigen Entschiedenheit.

In der darauf folgenden Nacht starb der Director, nachdem er zuvor zärtlich von Johanna Abschied genommen und dann längere Zeit in halbbewußtlosem Zustande hart mit dem Tode gekämpft hatte. Ihr, die ihn bis zum letzten Augenblicke gepflegt, entging es nicht, daß er angstvoll bemüht war, noch eine Mittheilung zu machen; die kalte Hand des Todes hatte ihn jedoch bereits berührt und seinem Geiste das Werkzeug der Sprache entzogen.

Sensburg legte auch jetzt die größte

Theilnahme an den Tag, beobachtete auch die Rücksicht, Johanna mit keiner Andeutung an ihre Verbindung zu behelligen, er benahm sich ebenso, als ob er bereits ihre Angelegenheiten zu ordnen und sie überall zu vertreten habe. Sie ließ das schweigend und ohne Widerspruch geschehen und wurde durch ihn, indem er vollständig jede zum Begräbniß nöthige Sorge übernahm, vor den mit einem solchem schmerzlichen Act stets verbundenen unangenehmen und widerlichen Quälereien bewahrt.

Nach dem Begräbnisse war jetzt eine Woche vergangen. Noch immer hatte er zu Johanna, welche ernst, schweigsam und dabei von einer unheimlichen Unruhe ergriffen schien, nicht von der Vollziehung ihrer Verbindung gesprochen; es verstand sich von selbst, daß dieser so unerwartet eingetretene Todesfall eine Zögerung nöthig mache, auf der anderen Seite erheischte jedoch auch Johanna's jetzt fast gänzlich hülflose Lage ein baldiges Aendern ihrer Verhältnisse durch eine stille prunklose Vermählung. Darüber hatte er sich vorgenommen mit ihr zu sprechen und das Weitere zu verabreden, als er am Morgen eines Tages, es war länger als eine Woche nach dem Begräbnisse, seine Schritte zu ihrer Wohnung lenkte. Das Dienstmädchen empfing ihn mit der überraschenden Benachrichtigung: Fräulein Johanna sei gestern Abend mit dem Nachtzuge abgereist, habe ihr befohlen, Niemand, so lange bis Herr Sensburg hier gewesen, davon Mittheilung zu machen, und diesen Brief für den Herrn zurückgelassen.

Schweigend und von banger Ahnung ergriffen öffnete und las er den ihm überreichten Brief; Johanna schrieb: Wie Sie es verlangt, war ich bereit, mein zeitliches Glück, welches nur noch in der freien Befugniß über meine Person besteht, meinem Vater zum Opfer zu bringen. Jetzt ist das nicht mehr nöthig. Der Tod hat ihn mir entrissen und in der gewissenhaftesten Abwägung meiner kindlichen Pflichten glaube ich ihm und seiner Ehre genug zu thun, wenn ich Ihnen, seinem Gläubiger, Alles, was er hinterlassen, bis auf meine eigene Person, übergebe. Nichts ist von mir berührt, machen Sie sich damit, soweit es reicht, bezahlt — mehr kann ich nicht thun. Meine Dankbarkeit wird Ihnen verbleiben, meine Liebe hat Ihnen niemals gehört, würde Ihnen nie gehört haben. Sie werden selbst sehr bald diesen meinen Entschluß billigen, wenn Sie erkennen, daß wir beide, auch Sie, sehr unglücklich geworden sein würden. Leben Sie wohl, schonen Sie, soviel es Ihnen möglich ist, das Andenken meines guten Vaters. Forschen Sie mir nicht nach — es würde vergeblich sein, auch wenn Sie meinen Aufenthalt aufgefunden hätten, denn mein Entschluß steht unwiderruflich fest: nie kann ich die Ihrige werden. Ihre stets dankbare Johanna Mosbach.

XIII.

Sara war mit ihrem Gatten in höchst unglücklicher Stimmung zurückgekehrt und ergoß sich über die gehabten Qualen und ausgestandenen Beschwerden gegen ihren Vater in der ihr eignen kindischen Weise. Max sprach darüber gar nicht, war aber sehr schweigsam und ernst geworden.

Einige Tage später kam Sara in aufgeregtem Zustande zu ihrem Vater und erklärte diesem, es sei ihr unmöglich, länger mit Witte zusammen zu bleiben, denn er quäle sie fortwährend, wenigstens müßten sie dann wieder in sein Haus ziehen, damit der Vater immer bei ihr sein und sie beschützen könne.

„Was hat er dir denn gethan?“ fragte der alte Berent in der übelsten Laune, „du wirst wohl Veranlassung dazu gegeben haben.“

„Gethan hat er mir eigentlich weiter nichts, aber er spricht fast gar nicht, spielt Stunden lang Violine, das kann ich nicht ertragen, das macht mich nervös! Ich soll mich um die Haushaltung bekümmern, sogar in die Küche gehen und nach dem Essen sehen, — was sehr gut für mich sein würde, sagte er, damit ich endlich auch etwas vom Kochen lernte. Dann will er mir vorlesen aus langweiligen Büchern, die ich nicht verstehe, und als ich gestern Abend, weil ich müde war, dabei einschlief, stand er heftig auf, so daß ich aufwachte, und murmelte vor sich hin: ich wäre eine dumme, alberne Gans. Ich habe das deutlich gehört, wenn er es auch nicht direct zu mir gesagt hat, und da wirst du doch einsehen, Papa, daß ich nicht so allein in einem fremden Hause mit ihm wohnen kann.“

„Du bist auch eine dumme und alberne Gans!“ brauste ihr Vater auf, „was dein Mann von dir verlangt hat, ist in jeder Beziehung gerechtfertigt, und nun mach', daß du fortkommst, ich habe keine Zeit, mich mit dir länger zu unterhalten.“

Das war der Anfang des sich zwischen den beiden Ehegatten bildenden Zerwürfnisses. Die letzte Bezeichnung ist vielleicht nicht die richtige, denn es hatte zwischen ihnen niemals eine übereinstimmende und harmonische Seelenverbindung bestanden. Der Zwang eines täglichen engen Beisammenlebens übte aber nach und nach auf diese beiden, vollständig entgegengesetzten Naturen einen solchen Druck aus, daß er anfing, für jeden von ihnen unerträglich zu werden

Bei Max fand dies in erhöhtem Maße statt, wie immer, wenn ein begabter und poetisch empfindender Geist an einen anderen, solche Eigenschaften entbehrenden und von Stumpfsinn und platter prosaischer Anschauung befangenen, gefesselt ist.

Es traten bei ihm fast dieselben Erscheinungen zu Tage wie bei einem seiner Freiheit beraubten Gefangenen. War er nicht auch seiner Freiheit beraubt? Nicht nur seiner körperlichen, sondern auch seiner geistigen? An ein Wesen gefesselt, das ihn niemals verstand, dem jede höhere Regung seiner Seele fremd blieb, dem er sich, ohne den Druck dieser Fessel empfindlich zu fühlen, niemals mittheilen konnte. — Das Leben wurde ihm zur Qual, er fing an, selbst seine Geschäfte zu vernachlässigen, suchte die Einsamkeit auf, saß halbe Tage lang allein auf seinem Zimmer, und nur seine geliebte Amati blieb die einzige Spenderin schmerzlichen Trostes.

Es sind fast zwei Jahre seit seiner Verheirathung vergangen. Bleich, abgemagert finden wir ihn mit seinem Schwiegervater in dessen Cabinet zusammen.

„Sie werden es einsehen, selbst einsehen, daß es nothwendig ist. Ich bin zu nichts mehr tauglich und der große Verlust, welcher uns betroffen, ist allein durch mich verschuldet. Wir haben uns beide verspeculirt,“ setzte er mit einem schmerzlich melancholischen Lächeln hinzu, „in der Hauptsache verspeculirt. Wenn Sara und ich noch länger zusammengeschmiedet bleiben, wie wir es sind, so gehen wir beide zu Grunde. Ein Schwiegersohn, wie Sie sich denselben gewünscht und ihn mit Recht beanspruchen können, bin ich nicht, werde ich niemals werden, also fort, — fort mit dem ganzen Plunder! Nehmen wir die Ordre zurück, welche uns diese Verluste gebracht hat, noch können sie vielleicht ersetzt werden!“

„Sie sprechen recht eigenthümlich, Herr Witte,“ erwiederte der alte Berent mit unverkennbarer Unruhe, „sind jetzt überhaupt immer so aufgeregt und exaltirt, ich glaube, Sie sind krank, sollten eine Cur gebrauchen.“

„Ja, das will ich, das ist auch mein fester Entschluß, und zwar eine Radicalcur. Es bleibt nichts weiter übrig,“ sprach er mit erhöhter Stimme, „noch heute beantrage ich die Scheidung!“

„Hm, hm, Herr Witte, Sie sprechen das so leicht hin. Natürlich könnte der geschiedene Mann meiner Tochter auch nicht länger mein Compagnon bleiben.“

„Ich beanspruche weder eine Compagnonschaft, noch irgend eine Mitgift. Die Entäußerung desjenigen, woran dies geknüpft ist, bleibt für mich so wünschenswerth, ja, so nothwendig, daß ich es gern, und wenn es sein müßte, noch viel, viel mehr mit in den Kauf gäbe. Ehe mir die Ehre zu Theil wurde, Ihr Schwiegersohn zu werden — ich weiß, Herr Berent, Sie haben es gut und ehrlich mit mir gemeint, und ich bedauere von Herzen, daß es so hat kommen müssen, wie es gekommen ist, aber es läßt sich nun nicht mehr ändern, — ehe wir in die für uns beide so unglückliche nähere Verbindung traten, hatte ich mir, wie Sie wissen, auf der mexikanischen Reise ein paar tausend Thaler erspart; diese allein sind mein wohlerworbenes Eigenthum, mehr beanspruche ich nicht; nur meine Freiheit!“

„Die soll Ihnen werden, Herr Witte,“ sagte der alte Berent jetzt kalt und verletzt, „glauben Sie nicht, daß mein Haus irgend wie die Absicht haben kann, sich Ihnen aufzudrängen. Sara hat von mir auch schon zu wiederholten Malen die Trennung von Ihnen verlangt, und ich glaube, es wird in der Form besser sein, wenn sie die Scheidungsklage anstellt.“

„Ganz, ganz nach Ihrem Belieben!“ rief Max mit vor Freude strahlenden Mienen, „ich bin mit allem einverstanden, aber nur scheiden, und bald, so bald als mög-

lich! Fort von hier, wo der Boden mir unter den Füßen brennt!"

„Ich hätte das nie, nie von dem Manne gedacht," sprach Sara's Vater ernst und trübe vor sich hin, als er sich allein befand, „er war so fleißig, so bescheiden, so zuverlässig, ein in jeder Beziehung tüchtiger Mensch. — Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen, hätte keinen bessern Mann für mein Kind finden können, aber es ist fast nichts mehr an ihm geblieben, was ihm noch ähnlich sieht. Immer aufgeregt, zerstreut, schweigsam, und oft wieder ungewöhnlich gesprächig, bin ich zuweilen an seinem Verstande irre geworden. — Es wird viel Aufsehen, viel Gerede machen, indessen darin hat er Recht, so geht es nicht weiter, und am wenisten paßt es sich für mein Haus, ihn gewaltsam festzuhalten. Mag er gehen und wieder hinlaufen, woher er gekommen ist, und werden, was er war: ein vermögenloser Abenteuerer!"

Max hatte mit dieser Erklärung die Lasten abgewälzt, welche erdrückend auf ihm ruhten und ihn geistig und körperlich zu Grunde richteten.

Die Scheidungsklage war eingereicht und je näher der Termin heranrückte, wo das keinem Zweifel unterliegende Erkenntniß gesprochen werden sollte, je heiterer wurden die beiden Gatten. Mit der Gewißheit, daß ihre Gemeinschaft sich einem baldigen Ende nähere, wurde diese selbst im hohen Grade erträglicher und angenehmer, so daß ein gewöhnlicher Beobachter zu der Annahme gekommen sein würde, sie lebten in einer beiden Theilen zusagenden Ehe.

Max hatte seine frühere Heiterkeit fast vollständig wieder erlangt und widmete sich auch mit der bisherigen Thätigkeit seinen Geschäften; immer aber nur in dem erhebenden und beglückenden Bewußtsein, daß nur noch eine kurze und sich mit jedem Tage mehr verkürzende Zeit zwischen dem Heute und seiner Freiheit liege.

Das Zigeunerblut regte sich in ihm und seine Gedanken schweiften weit hinaus in die Ferne und weit zurück in die Vergangenheit.

„Lebe wohl, Sara," sprach er zu dieser, am Tage wo ihre Scheidung gerichtlich ausgesprochen war, „lebe wohl, morgen früh reise ich ab. Es beruhigt mich, daß auch du zu der vollen Einsicht gekommen bist, unser Beisammenleben als ein Unglück zu betrachten, dessen Beseitigung eine Nothwendigkeit war. Ich mache dir weiter keine Vorwürfe, mir selbst nur denjenigen, daß ich so spät erst zu der richtigen Erkenntniß gekommen bin. Ich scheide von dir ohne Groll und hoffe, daß auch du von der gleichen Empfindung beseelt sein wirst."

„Ja, ja," erwiederte Sara, „Gott sei Dank, daß die Sache endlich zur Entscheidung gekommen ist. Ich habe niemals das Verlangen gehabt zu heirathen, weder dich noch Jemand anders; der Papa und du, ihr habt mich dazu gezwungen. Aber nun ist es ja vorbei, und da ich nicht mehr nöthig habe, mit dir zusammen sein zu müssen, so wünsche ich dir auch alles mögliche Gute. Hier im Hause bleibe ich aber keine Minute länger mehr. Ach, wie freue ich mich, wieder in mein altes Zimmer zu kommen! Adieu!"

Er blickte ihr wehmüthig nach, als sie sich eilig entfernte. „Wie war es möglich," murmelte er dann vor sich hin, „daß ich dieses Kind, dieses kindische Kind, zu meiner Frau machen, oder vielmehr mich an dasselbe verkaufen lassen konnte? Aber jetzt bin ich frei, frei —" setzte er mit einem langen Athemzuge und einem freudigen Aufleuchten seiner dunklen Augen hinzu, „und nun hinaus, hinaus in die Welt! Du allein," sprach er seiner Geige sich zuwendend weiter, „du allein, meine theuere Amati, wirst und sollst fortan mein einziger Schatz, meine einzige Geliebte sein!"

Die Auseinandersetzung mit Sara's Vater war schon vor mehreren Tagen erfolgt und so verließ er Bremen einsamer und alleinstehender, als er es vor sechs Jahren, umgaukelt von lieblichen Hoffnungen, zum ersten Male betreten hatte.

Er vermochte dem Drange seines Herzens nicht zu widerstehen, welches ihn nach der Stadt zog, wo die treulose Geliebte jetzt als Gattin eines reichen Kaufmanns wohnte. Er hatte seit der Verlobung Johanna's mit dem Kaufmann Sensburg nichts weiter von ihr erfahren; wußte daher weder, daß ihr Vater gestorben, noch daß die Verlobung mit Sensburg zurückgegangen sei. Erst als er sich wieder in dem Orte befand, wo er seine Kindheit

verlebt, erhielt er von diesem allen Kunde. Aber Niemand vermochte seine Fragen über den jetzigen Aufenthalt Johanna's zu beantworten. Herr Sensburg würde das wissen, meinte man.

Es bleibt nachzuholen, daß dieser, nachdem er Johanna's Brief gelesen, als ein kluger und richtig rechnender Mann, die weitere Speculation in Betreff ihrer Person aufgab. Das einzige Mittel, ihren Willen zu seinen Gunsten zu beugen, die Ehre und das Wohlergehen ihres Vaters, war seinen Händen entrissen, und er unterließ es daher, einem thörichten, anmaßenden und armen Mädchen weiter nachzujagen; dagegen ergriff er jetzt schonungslos jede Maßregel, um sich hinsichtlich seiner Forderungen so viel als möglich schadlos zu halten. Der ganze von Johanna unberührte Nachlaß wurde sofort auf seine Veranlassung gerichtlich mit Beschlag belegt und später executivisch öffentlich verkauft.

Das hatte Max ebenfalls erfahren, ehe er Sensburg aufsuchte; auch daß dieser seit einem Jahre mit einer reichen Frau verheirathet war. „Ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben," erwiederte er auf Maxens Frage, „sie ist fort von hier, schon seit zwei Jahren, verschollen, ich weiß nicht, wohin."

„Ist denn nie eine Anfrage, auch wegen der Hinterlassenschaft ihres Vaters von ihr eingegangen?"

„Hinterlassenschaft ihres Vaters?" lachte Sensburg höhnisch auf; „sie wird sich verdammt hüten, deshalb Nachfragen ergehen zu lassen. Ich habe in dieser Angelegenheit über zweitausend Thaler verloren, oder vielmehr: das durchgegangene Fräulein dafür zur Schuldnerin erhalten."

„Letztes dürfte nicht ganz richtig sein," erwiederte Max mit verächtlicher Kälte, „da Fräulein Mosbach die Erbschaft ihres Vaters gar nicht angetreten hat, indessen, wenn Sie wirklich noch eine berechtigte Forderung gegen den verstorbenen Director haben und mir dies nachweisen können, so bin ich bereit, dieselbe einzulösen."

„Sie?" rief Sensburg mit großem Erstaunen, „Sie wollen die Schulden des Directors bezahlen?"

„Liefern Sie mir den Beweis, daß solche Schulden wirklich noch vorhanden sind, und ich werde, wie bereits gesagt, sie sofort tilgen."

„Daran soll es nicht fehlen," sagte Sensburg in viel höflicherem Ton, „ich werde sofort ein Conto anfertigen lassen und Ihnen dasselbe mit den benöthigten Documenten vorlegen."

So geschah es. Die noch unbezahlten Forderungen gegen den Verstorbenen betrugen etwas über zweitausend Thaler, welche ohne Weigerung von Max bezahlt wurden.

Alles, was er von der früheren Dienerin Johanna's, welche er aufgesucht hatte, erfahren konnte, bestand darin, daß diese eine Jugendfreundin, mit welcher sie häufig correspondirt, in Berlin besessen habe, den Namen wußte sie nicht, und wahrscheinlich dahin gereist sei.

Es war dies sehr wenig, um die bereits zwei Jahr alt gewordene Spur eines jungen Mädchens zu verfolgen. Nirgends leichter konnte sie sich verlieren und verschwinden als in dem Gewühle einer großen, volkreichen Sadt, dennoch reiste er sofort dahin und war unausgesetzt auf das eifrigste bemüht, seinen Zweck zu erreichen.

In Berlin kam er in vielfache Berührung mit musikalischen Künstlern, welche sämmtlich darin übereinstimmten, daß er selbst ein vollendeter und in der eigenthümlichen Auffassung seines Spiels hervorragender Virtuose sei.

Es kostete keine große Ueberredung, ihn zur Uebernahme von Solopartieen in Concerten zu bewegen und ihn dann zur Veranstaltung eines selbständigen Concerts zu veranlassen.

Bevor dies geschah, hatte man es in einer heitern Abendgesellschaft für nöthig erkannt, daß er, der als großer Künstler auftrete, wozu er vollständig berechtigt sei, auch den prosaischen Namen Witte ablegen und einen Künstlernamen annehmen müsse. Unter Scherzen und Lachen entschied man sich für den Namen Vittoni, und mehrere Tage später wurde das Concert des Violinvirtuosen Vittoni öffentlich angekündigt.

Der Erfolg übertraf jede Erwartung, reiche Beifalls- und Geldspenden wurden ihm zu Theil, wovon die ersten seine Seele wieder mit Hoffnungen für die Zukunft, die letzteren seine bereits leer gewordene Kasse mit den nöthigen Mitteln füllten.

Die Presse bemächtigte sich seines Ruhmes und man pries ihn als einen ebenso künstlerisch begabten wie einzig in seiner Art dastehenden, an Paganini erinnernden Virtuosen. Seinen Neigungen folgend nahm er diese Veränderung seiner äußerlichen Stellung gern in Empfang, verließ gänzlich die Jünger Mercur's und reihte sich denjenigen Apollo's und Euterpe's an.

Alle seine Bemühungen, den Aufenthalt Johanna's zu entdecken, blieben dagegen vergeblich, und er reiste daher nach einiger Zeit wieder von Berlin ab.

XIV.

Wir sind jetzt genöthigt, zu Personen unserer Geschichte zurückzukehren, welche wir im Anfange derselben kennen gelernt und dann die ganze Zeit über vernachlässigt haben. Wir thun dies um so lieber, als es bei ihnen sehr angenehm und behaglich ist, so sehr, daß wir dadurch leicht verleitet werden könnten, bis zu dem nicht mehr fernen Schlusse unserer Erzählung ganz dort zu verbleiben.

Wir haben den Rentier Harf mit seiner jungen, schönen und liebenswürdigen Frau vor zwei Jahren in Triest verlassen, und finden Beide jetzt in Wien, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte, wieder.

Indem wir uns jeder weitern Schilderung über das angenehme und genußreiche Leben in Wien enthalten, da kürzlich bei Gelegenheit der Welt-Ausstellung eine reiche Auswahl derartiger Darstellungen in zahlreichen Blättern zu lesen war, bemerken wir nur, daß Harf in einem sehr hübschen in der Leopoldstadt gelegenen Hause, seinem eignen, wohnte und als reicher Mann im Stande war, sich und den Seinigen die vielen Genüsse, welche die Kaiserstadt darbietet, im reichen Maße zu Theil werden zu lassen. Er besaß einen heitern und wohlwollenden Charakter, liebte seine zwanzig Jahre jüngere Frau von Herzen und war bemüht, ihr das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Sie erkannte das dankbar an, liebte ihn wieder und besaß keine anderen Wünsche, kein anderes Verlangen, als die Erhaltung des ihr zu Theil gewordenen glücklichen Daseins.

Schon vor länger als einem Jahre hatte sie ihrem Mann einen Knaben geschenkt, welcher täglich mehr der Gegenstand ihrer beiderseitigen Bewunderung und Zärtlichkeit wurde.

„Du strengst dich zu sehr an, Trautchen," sagte der Rentier, während er mit dem auf dem Schooße seiner Mutter sitzenden Kinde spielte, „du hast keine ruhige Minute mehr. Immer nur der Junge. Spazieren fahren? Muß er mit! Habe nichts dagegen, aber man kann nie ein Wort zusammen sprechen. Theater? Warum sollen wir nicht mindestens die Woche dreimal ins Theater gehen? Aber ich sehe es dir jedesmal an, daß du dich von vorn herein ängstigst, und dann hast du immer eine Eile, eine Unruhe und ein Verlangen, wieder nach Hause zu kommen, daß man zu gar keinem ruhigen Genusse mehr gelangt."

„Ich kann doch das Kind nicht unausgesetzt fremden Händen überlassen? Möchtest du das wünschen?"

„Gewiß nicht, aber ich wünsche auch nicht, daß uns, und namentlich dich der Junge vollständig tyrannisirt. Da, lies diesen Brief, was hältst du davon?"

„Wie kommst du dazu?" fragte die junge Frau erstaunt, nachdem sie dem Verlangen ihres Gatten entsprochen, „ein junges Mädchen, eine Gouvernante? Was sollte die bei uns?"

„Keine Gouvernante, eine Gesellschafterin für dich, welche dir die vielen Plagen abnimmt, wenigstens mit dir theilt; ich werde ja deiner gar nicht mehr froh."

„Hältst du es für angemessen," fragte sie nachdenklich, „solch ein Mädchen, die nicht ohne Prätensionen sein wird, in unser Haus zu nehmen? Liegt dazu überhaupt irgend eine Nothwendigkeit vor?"

„Eine Nothwendigkeit nicht, aber es scheint mir sehr wünschenswerth und zweckmäßig."

„Und wie kommst du gerade auf eine Norddeutsche? Wer ist diese Johanna Mosbach?"

„Das steht ja alles in dem Briefe, liebes Kind; eine Fremde will ich aber haben, keine Wienerin, die hier alle einen großen Anhang besitzen. Mein alter Geschäftsfreund in Frankfurt an der Oder würde mir dieses Mädchen nicht empfohlen haben, wenn sie nicht im höchsten Grade empfehlungswerth wäre."

Sie erkannte, daß die Ausführung die-

ser Angelegenheit, so wie er sie eingeleitet hatte, in seinen Wünschen lag, und fand hier, wie immer, weiter keine Veranlassung, denselben entgegenzutreten.

Johanna traf deshalb nach vierzehn Tagen im Harf'schen Hause in Wien ein. Es hatte nur einer kurzen Zeit bedurft, um ihre Freundin in Berlin zur Mitwisserin ihres Geschicks zu machen. Harf's alter Geschäftsfreund in Frankfurt an der Oder war jener Freundin Onkel, welcher, als er zum Besuche nach Berlin gekommen, Johanna kennen und sich für sie interessiren lernte. Da er mit Harf in einem lebhaften Briefwechsel stand und von diesem mit der Schilderung seines Glückes auch erfahren hatte, daß er eine für seine Frau passende und sie zugleich in der Häuslichkeit unterstützende Gesellschafterin suche, so war Johanna auf diesem Wege in das Harf'sche Haus gekommen.

„Ist es dir auch schon aufgefallen," fragte der Rentier seine Frau am Tage nach Johanna's Ankunft, „mich hat es zuerst förmlich frappirt; sie könnte deine Schwester sein und es würde nur zweifelhaft bleiben, wer von euch die jüngere wäre."

„Ja," erwiederte lächelnd Trautchen, „es herrscht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen uns und wenn ich das vorausgewußt hätte," setzte sie mit dem Finger drohend hinzu, „würde ich doch vielleicht Widerspruch erhoben haben."

„Bah," entgegnete er, „die Aehnlichkeit ist auch nicht weit her, ungefähr so wie, — wie, — wie zwischen zwei hübschen Tauben oder wie —"

„Nun, doch nicht etwa wie zwischen zwei Hühnern?" unterbrach sie lachend. „Laß es gut sein, lieber Mann, eifersüchtig bin ich und werde ich deshalb nicht."

„Das wäre auch die größte Thorheit, der Sultan könnte mich mitten in seinen Harem stellen und mir alle die türkischen Schnurrpfeifereien vormachen lassen, ich würde einfach die Augen schließen und keinen Gedanken haben als den, hinaus und zu dir zu kommen."

„O, du hast gar nicht nöthig, mir solche unpassende Versicherungen zu geben," scherzte sie, „ich weiß mein Glück vollständig zu würdigen. Aber ernsthaft gesprochen, Fräulein Mosbach gefällt mir sehr, sie besitzt ein ernstes, angenehmes Wesen und, wie es scheint, eine sehr gediegene Bildung; aber in ihren Augen ruht eine unverkennbare Schwermuth, sie muß schon traurige Erfahrungen gemacht haben."

„Ja, zwischen euch beiden ist ungefähr der Unterschied wie zwischen einer im herrlichsten Flor blühenden Rose und einer Nachtviole, oder —"

„Erschöpfe dich doch nicht wieder in neuen Vergleichen zwischen uns," unterbrach sie ihn lächelnd, „erst in einiger Zeit werden wir ein weiteres und sicheres Urtheil über sie fällen können."

Unwillkürlich hatte die junge Frau beim ersten Anblicke Johanna's und nachdem diese mit der sie sympathisch berührenden Stimme zu ihr geredet, an die Mondscheinfahrt auf dem Canale grande denken müssen; die Worte Witte's: „Sie besitzen eine große Aehnlichkeit mit Jemand, die mir sehr theuer gewesen ist," und die er auf ihre weitere Frage „als für ihn todt und gestorben" bezeichnet habe, erklangen plötzlich wieder in ihrem Gedächtnisse und ihre Augen hefteten sich mit der stummen Frage auf das vor ihr stehende junge Mädchen, ob sie nicht mit jener „für ihn als todt Bezeichneten" in näherer Beziehung stehen möge.

Es währte nur eine kurze Zeit, um diese beiden in ihrem Aeußern so ähnlichen Frauen eng mit einander zu befreunden. Johanna empfand bald das Angenehme ihrer Lage und die schwesterliche Theilnahme, welche ihr von Harf's Gattin dargebracht wurde. Dasjenige, was man von ihr beanspruchte oder verlangte, war dagegen so unbedeutend, daß sie sich selbst oft fragte, weshalb man sie hierher berufen und ob ihrer Anwesenheit nicht eine andere, ihr unbekannte Ursache zu Grunde liege.

Aeußerlich ähnlich, waren sie innerlich doch sehr verschieden. Harf's Gattin heiter, fröhlich, erlaubten Freuden und Genüssen zugänglich, ja sie sogar aufsuchend, Johanna ernst, schweigsam, zur Melancholie und zum Trübsinn hinneigend. Diese Gegensätze zogen sich aber gerade an, indem sich Beide dadurch ergänzten.

Bald kannte Trautchen die ganze Leides- und Liebesgeschichte ihrer Gefährtin und hatte dieser ihrerseits erzählt, daß sie den

treulosen Geliebten auf seiner Hochzeitsreise vor zwei Jahren in Venedig kennen gelernt habe.

„Darüber können Sie beruhigt sein," fuhr sie, nachdem sie diese Mittheilung gemacht hatte, fort, „glücklich ist er nicht geworden, denn ein für mich unangenehmeres Wesen als seine Frau habe ich bis jetzt noch nicht kennen gelernt. Von Ihnen sprach er aber — wir fuhren allein auf dem Canale grande, es war eine melancholische und schwermüthige Fahrt, — immer noch mit großer Sehnsucht und tiefem Schmerz. Er nannte Sie ‚eine für ihn Verlorene', und es ist doch immerhin noch möglich, daß Ihre gegenseitigen Briefe, als er in Mexiko war, abhanden gekommen sind und dadurch das beklagenswerthe Zerwürfniß entstanden ist."

„Wozu nützt es, darüber jetzt noch zu reden oder Vermuthungen aufzustellen; er hat es ja nicht einmal für angemessen erachtet, mir seine Abreise nach Amerika mitzutheilen, und sich dann gleich nach seiner Rückkehr verheirathet. Wenn er meiner noch gedacht und mich ‚eine für ihn Verlorene' genannt hat, so mag ihn dazu Ihre Nähe und die, wie Sie sagen, schwermüthige Umgebung veranlaßt haben. Die Pflicht der Selbsterhaltung erheischt von mir, ihn und mit ihm diesen Traum der Jugend zu vergessen, und ich werde fortan streng bemüht sein, diese Pflicht zu erfüllen."

XV.

Trautchen theilte ihrem Manne die Geschichte ihrer Hausgenossin mit, aber kürzer, weniger eingehend und ohne ihm den Namen des Treulosen zu nennen, dem jene noch immer nachtrauerte.

Beide Gatten schwammen auf dem breiten, sonnigen Strome des Wiener Lebens behaglich und heiter dahin, jede ihnen entgegentreibende oder an den Ufern sich entfaltende Blüthe der Freude und des Vergnügens dankbar in Empfang nehmend und abpflückend. Zu diesem ruhigen und angenehmen Genießen paßte es nicht, vergangene und verblaßte Schattenbilder wieder heraufzubeschwören, selbst wenn sie auch nur zu der Herzensgeschichte einer Anderen gehörten. Deshalb erzählte Trautchen ihrem Mann auch nur oberflächlich diejenige Johanna's, und er war aus demselben Grunde nicht begierig, mehr und Näheres davon zu erfahren. Sie besuchten sehr fleißig die Theater, und da der Rentier eine eigene elegante Equipage besaß, ebenso oft die näheren, reizend gelegenen Vergnügungspunkte.

Johanna, welche es für eine der wenigen ihr obliegenden Pflichten hielt, Trautchen's Kind, wenn diese abwesend war, nicht allein zu lassen, fuhr niemals mit in die Theater und auch nur dann mit spazieren, wenn der Kleine ebenfalls von der Partie sein konnte. Es hatte sich in der Weise ein stillschweigendes Abkommen gebildet, welches der jungen Mutter um so angenehmer war, als sie dadurch in den Stand gesetzt wurde, wieder öfter gemeinschaftlich mit ihrem Mann außerhäuslichen Vergnügungen obliegen zu können.

„Großes Violin-Concert! — Berühmter Virtuose! — Ein zweiter Paganini! Die Zeitungen überstürzen sich förmlich; Berlin, Prag, Dresden, München sind immer noch ihrer Sinne nicht mächtig! Da werde ich jedenfalls Billets holen lassen müssen, und Sie, Fräulein Mosbach, werden es diesmal nicht ausschlagen, uns zu begleiten," so sprach der Rentier, rasch in das Zimmer tretend, während er einen Concertzettel hoch in der Hand hielt.

„Ich danke vielmals, Herr Harf," erwiederte Johanna, „Sie wissen, daß ich niemals mich Abends aus dem Haus entferne."

„Und ich," bemerkte seine Frau, „ich kann heute ebenfalls nicht von der Partie sein, Concert — Violin-Concert sagt mir ohnehin wenig zu, stimmt schwermüthig, und ich befinde mich nicht ganz wohl."

„Man darf sich nur auf etwas sehr freuen, dann wird bestimmt nichts daraus!" rief der Rentier, den Zettel auf den Tisch legend, „ich wüßte kein Instrument, das ich lieber hörte als die Violine, und du warst ja auch immer ganz entzückt davon. Erinnere dich doch an Triest. Dein Unwohlsein muß aber sehr plötzlich gekommen sein, und Sie, Fräulein Mosbach, haben auch nicht nöthig, unausgesetzt des Abends zu Hause zu bleiben; der Junge schläft ruhig, bis wir wiederkommen."

Die Frauen beharrten jedoch beide auf ihrer Weigerung und der Rentier würde ebenfalls den Besuch des Concertes aufgegeben haben, wenn ihn seine Frau nicht

dazu beredet hätte, damit er ihnen erzählen könne, ob wirklich dieser Herr Vittoni ein so ausgezeichneter Künstler sei, wie die Zeitungen verkündigten, in welchem Falle sie das nächste Concert gemeinsam besuchen wollten.

So ging denn der Rentier, und der Erfolg übertraf bei weitem seine Erwartungen. Schweigend, mit aufgeregten Mienen und halb geöffnetem Munde starrte er lauschend zu dem Künstler hinauf, welchen rauschender und anhaltender Beifall schon nach Beendigung des ersten Musikstückes belohnte. Es war aber nicht das ausgezeichnete Spiel des jungen Virtuosen allein, vielmehr dieser selbst, was die geschilderte Aufregung bei dem Rentier hervorrief.

Entweder der Kaufmann Witte in Venedig und Triest hatte eine falsche Rolle gespielt, oder dieser Herr Vittoni that es, denn darüber, daß Beide ein und dieselbe Person waren, schwand bei dem Rentier jeder Zweifel, je länger er den Künstler beobachtete. Unwillkürlich forschte er daher unter den in den vorderen Reihen sitzenden Damen nach der Gattin des Künstlers, deren unangenehme Persönlichkeit ihm jetzt plötzlich wieder in frischer Erinnerung vorschwebte. Seine Ungeduld nach dem Ende des Concertes steigerte sich mit dem Verlangen, den Künstler zu sprechen und von ihm selbst den erwünschten Aufschluß zu erhalten.

Nachdem die Schlußaccorde des letzten Musikstückes verklungen waren und der junge Künstler, nochmals stürmisch gerufen, sich mit ernst melancholischer Freundlichkeit verbeugt hatte, brach der Rentier durch die dem Ausgange zuströmende Menge sich Bahn und stellte, den Künstler fest ansehend, sich diesem in den Weg.

„Herr Harf!“ rief derselbe mit unverkennbarer Freude, „Herr Rentier Harf, Sie hier? Nach so langer Zeit wird mir das Glück zu Theil, Sie wieder zu sehen!“

„Bin ebenfalls sehr erfreut,“ erwiederte der Rentier, „nur war ich immer noch meiner Sache nicht gewiß, ob der Kaufmann Witte sich so plötzlich in den Violinvirtuosen Vittoni verwandelt habe.“

„Ach, kommen Sie, kommen Sie,“ entgegnete Max leiser, indem er den Arm des Rentiers ergriff und ihn fortzog, „der Uebersetzung meines Namens in das Italienische liegt eine lange, etwas tragische Geschichte zum Grunde. Kaufmann bin ich nicht mehr, Witte heiße ich auch nicht mehr, sondern Vittoni, — aber dafür bin ich wieder ein freier Mann und habe die Fesseln, welche von Gold nicht weniger drückend wie von Eisen sind, abgestreift und weit, weit von mir geworfen!“

„Na, da gratulire ich Ihnen von ganzem Herzen,“ erwiederte der Rentier erfreut, „ich habe Sie dieser Fesseln wegen immer aufrichtig bedauert. Doch hier ist eine leidliche Restauration, treten wir ein, erzählen Sie mir Alles näher und umständlicher.“

„Es wird mir zur großen Ehre gereichen,“ sagte Max eine Stunde später, „und ich freue mich sehr darauf, Ihre Frau Gemahlin wiederzusehen, auch Ihren kleinen Stammhalter zu bewundern, aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, mich nur als den Violinisten Vittoni anzukündigen und zu empfangen, damit der Ueberraschung Ihrer Frau Gemahlin ebenfalls kein Hinderniß in den Weg gestellt wird.“

„Ja, ja,“ rief der Rentier heiter lachend, „da haben Sie Recht, ich werde kein Wort sagen, keine Andeutung machen, obgleich es mir sehr schwer fallen wird, das alles so lange für mich zu behalten. Sie sollen morgen Abend lediglich in italienischer Uebersetzung eingeführt und dann gemeinschaftlich ins Deutsche zurückübersetzt werden! Ich denke, wir wollen recht heiter und vergnügt sein, und ich werde deshalb auch Niemand weiter einladen; oder wünschen Sie eine größere Gesellschaft?“

„Nein, nein, lassen Sie uns ganz unter uns bleiben, ich freue mich sehr darauf.“

So schieden sie.

„Ein ausgezeichneter, ein wirklich ganz ausgezeichneter Künstler,“ berichtete am Abende der Rentier seiner Frau; Johanna war bereits schlafen gegangen, „ich habe lange nicht, eigentlich noch nie ein so fesselndes, ergreifendes, packendes, bewältigendes Spiel gehört.“

„Du bist ja vor Begeisterung förmlich außer dir.“

„Ja, und das verdient er auch. Paganini kann gar nicht vollendeter gespielt

haben, es ist unmöglich! Und weißt du, Trautchen," fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, „weißt du, woran mich sein Spiel recht lebhaft erinnert hat?"

„Nun, woran? Wie kann ich das wissen!"

„An Triest! Ja, jener Abend stand mit einem Male wieder so lebendig vor mir, als ob nur ein Tag dazwischenläge. — Ach, es war recht schön in Triest, nicht wahr?" setzte er zärtlich hinzu, „wie die ganze wundervolle Hochzeitsreise! Wie schade, daß so etwas nicht öfter —"

„Du wolltest ja von dem Violinkünstler reden."

„Ja, aber gerade dieser hat meinen Gedanken jene Richtung gegeben, deshalb habe ich ihn auch zu morgen Abend eingeladen."

„Eingeladen? So kennst du ihn?"

„Ja, ich kenne ihn," schmunzelte der Rentier, „das heißt, habe ihn kennen gelernt. Er ist ein höchst liebenswürdiger, gebildeter und zugleich bescheidener junger Mann. Wir haben zusammen soupirt, deshalb komme ich so spät, — er scheint mir eigentlich gar kein rechter oder echter Künstler, das heißt so ein von Anfang an gewesener Künstler, zu sein, sondern vielmehr ein Jemand, der dieses Spielen oder diese Spielerei nur so, wie soll ich sagen, aus Liebhaberei treibt, der —"

„Du drückst dich ja sehr eigenthümlich und geheimnißvoll aus," unterbrach sie ihn, „und lächelst auch immer so sonderbar, als ob es eine mystische Bewandtniß mit diesem Herrn Vittoni hätte. — Du hast etwas auf dem Herzen, Eduard, du verbirgst etwas vor mir, ich sehe es dir an."

„Diesmal siehst du, obgleich dein jetziger Blick mich auch wieder recht lebhaft an Triest erinnert, doch falsch, was sollte ich vor dir verbergen wollen? Morgen wirst du ihn ja auch kennen lernen, und wie ich nicht zweifle, mir in allen Punkten beistimmen."

XVI.

Auf den ausdrücklichen Wunsch des Rentiers war ein einfaches, aber sehr gewähltes Souper veranstaltet und Niemand weiter dazu geladen worden. Die beiden Frauen saßen erwartungsvoll im Empfangszimmer, in welchem man, wieder auf ausdrücklichen Wunsch des Rentiers, wie zu einem größeren Feste die Gascandelaber angesteckt hatte. Die Spannung wurde durch dies eigenthümliche Benehmen bei dessen Gattin immer mehr gesteigert, während Johanna's Gedanken sich nur vorübergehend mit dem Erwarteten beschäftigten.

Je näher die Zeit heranrückte, daß dieser erscheinen sollte, desto geheimnißvoller und eigenthümlicher wurde das Benehmen des Rentiers. Er malte es sich in Gedanken aus, wie sehr seine Frau durch den plötzlichen Anblick des Gefährten ihrer Hochzeitsreise überrascht werden würde, welche Fragen, Erörterungen und Erklärungen stattfinden müßten, und wie sich dies schließlich Alles in Freude und Wohlbehagen auflösen werde.

Diese harmlose Ueberraschung, die er seiner Frau zu bereiten sich freute, war es allein, welche seine Gedanken beschäftigte. Die Vorstellung, daß Johanna ebenfalls bei dieser Angelegenheit betheiligt sein könne, lag ihm völlig fern; es wäre ihm sogar angenehm gewesen, wenn er den Abend ohne sie allein mit Witte und seiner Frau hätte verleben können.

Beide, Trautchen und Johanna, saßen, wie gesagt, zusammen, die erste auf dem Sopha, die zweite auf einem Sessel, und lauschten des draußen eben hörbar werdenden Geräusches, welches wahrscheinlich den erwarteten Gast herbeiführen würde.

Die Thür öffnete sich und der Rentier schritt rasch mit freundlich lächelnder Miene dem Eintretenden entgegen, ihn begrüßend und dann den Damen zuführend.

Als Max bis in deren Nähe gekommen war, erbleichte er plötzlich, ließ den Hut, den er in der Hand hielt, zur Erde fallen, hob, wie abwehrend, beide Hände empor und starrte Johanna sprachlos, einer Erscheinung gleich, an.

Dieselbe Wirkung äußerte sich bei dieser. Auch ihre Augen waren angstvoll und von Schrecken erfüllt auf den so plötzlich vor ihr Stehenden gerichtet, bleich und bebend preßte sie dann die Hände heftig vor das Gesicht und wäre zusammengesunken, wenn sie ihre Freundin nicht rasch unterstützt hätte.

Diese erkannte schnell den ganzen schmerzvollen Zusammenhang der von ihrem Mann in Scene gesetzten Ueberraschung. Er hatte

keine Ahnung davon, daß Witte Johanna's treuloser früherer Geliebter sei, sie aber glaubte in diesem ebenfalls noch den verheiratheten Mann zu sehen, und beklagte es deshalb tief und schmerzlich, daß ihr Mann sich zu dieser Unvorsichtigkeit hatte verleiten lassen.

„Johanna!" rief Max mit leiser, bebender Stimme, „du, du hier? Heiße mich nicht gehen, stoße mich nicht von dir," fuhr er lauter fort, seine Umgebung vergessend, als Johanna ihre Hand abwehrend gegen ihn ausstreckte, „seit einem Jahre suche ich dich und verfolge vergeblich deine Spur, von dem Augenblick an, da ich erfahren, daß du nicht, wie ich geglaubt, die Frau jenes Mannes geworden bist. Es muß endlich klar und licht zwischen uns werden, keine Gewalt wird es vermögen, mich eher wieder von dir zu trennen!"

Der Rentier hatte seine Gattin, während Max diese Worte in leidenschaftlicher Erregung sprach, mit Bestürzung angeblickt. Seine Mienen drückten deutlich die Frage aus: Er? Der ist Johanna's treuloser Geliebter? Aber dann klärten sich auch sofort seine Vorstellungen und er empfand als praktischer Mann die Pflicht und die Nothwendigkeit, hier sogleich mit Energie einzuschreiten, damit nicht neuen Mißverständnissen Raum gegeben würde.

„Ein unerwartetes Wiedersehen, Fräulein Mosbach," sagte er deshalb mit einer Stimme, welche ruhig sein sollte, aus der jedoch deutlich die Erregtheit seines Inneren hervorklang, „offenherzig gestanden, habe ich nicht gewußt, daß Sie beide frühere und so alte Bekannte sind, sonst würde ich die Sache anders eingeleitet haben; indessen, Sie wissen wahrscheinlich auch nicht, daß Herr Witte wieder ein völlig freier Mann und von seiner, wie soll ich sagen, unliebsamen Gattin geschieden ist. — Nun aber, da Sie es jetzt wissen, sprechen Sie sich gefälligst mit einander aus. — Komm, Trautchen, wir sind hier jetzt nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich."

Mit diesen Worten ergriff er die Hand seiner Frau und führte die ihm willig folgende rasch aus dem Zimmer. Johanna und Max blieben allein.

Wir wollen es der Phantasie des Lesers überlassen, die Art und Weise der zwischen ihnen stattgefundenen Aufklärung sich selbst auszumalen. Die Liebe zu einander war in keinem von diesen beiden Herzen erloschen oder auch nur vermindert und Jeder der Betheiligten befand sich daher bald in der Lage, nur sich selbst anzuklagen, den anderen aber von aller Schuld freizusprechen. Dieser edle und erhebende Wettstreit währte so lange, bis er, durch die Ueberzeugung verdrängt, daß nur die Macht feindlicher Verhältnisse ihr Bündniß getrennt habe, sich in die innigsten und beseligendsten Darlegungen ihrer Zärtlichkeit verwandelte.

„Nun können wir wohl wieder hereinkommen," fragte lächelnd der Rentier, seinen Kopf durch die halb geöffnete Portière vorstreckend, während Johanna mit einem leisen Aufschrei aus Maxens sie umschlingenden Armen emporfuhr, „komm nur, Trautchen, es ist Alles in Ordnung. Nun sagt mir, ob ich die Sache doch nicht ganz richtig und mit bewunderungswürdiger Vorausberechnung angefangen habe?"

Rasch eilte des Rentiers Frau auf Johanna zu, sie bewegt und zärtlich in ihre Arme schließend, während diese ihr erglühendes Gesicht verschämt an ihrer Brust barg.

„Den Vorzug will ich haben und nehme ich für mich in Anspruch, der Erste zu sein, welcher den durch die Amati wiedergefundenen Amatis seinen Glückwunsch darbringt."

Die Amati leisteten gegen die Zumuthung keinen weiteren Widerspruch, auch als sich Trautchen freudig den Glückwünschen ihres Mannes anschloß.

„Und nun zu Tisch!" rief dieser, „zum Verlobungsessen! Wer das gedacht hätte! Wer mir das gesagt hätte! Ich wollte meiner Frau mit diesem Herrn Vittoni eine kleine Ueberraschung bereiten, weiter nichts, und nun bin ich selbst, nach Ihnen natürlich, Fräulein Mosbach, auf das gründlichste, aber zugleich auch auf das angenehmste überrascht worden. Reichen Sie mir Ihren Arm, Fräulein Braut, es hilft nichts, ich führe Sie zu Tisch; aber Sie sollen neben ihm sitzen und sich ungehindert mit ihm beschäftigen dürfen."

Wie wir nicht nöthig haben werden, zu beschreiben, verlebten die vier Menschen zusammen einen sehr heiteren und

glücklichen Abend. Die Zukunft des jungen Brautpaares bildete natürlich vorzugsweise den Gegenstand des Gespräches, und Max stimmte willig und vollständig der Ansicht des Rentiers bei, daß er sich des erborgten Namens und des vagabondirenden Künstlerlebens wieder entäußern und zu seinem früheren, eigentlichen Berufe zurückkehren müsse.

„Sie fangen hier ein Geschäft an; es wird Ihnen bei Ihrer Intelligenz und bei Ihrem Fleiße nicht fehlen, da von beiden hier kein zu großer Ueberfluß vorhanden ist, indessen — es giebt auf der ganzen Welt keinen Ort, wo es sich angenehmer und behaglicher lebt wie in der Kaiserstadt Wien! Also, stoßen wir darauf an und auch auf die lange, lange Fortdauer unserer Freundschaft!"

Dann kam man auf die Hochzeit und ungeachtet einigen schwachen Widerstandes Johanna's zu dem Beschlusse, daß diese in spätestens zwei Monaten stattfinden solle.

„Ach," sagte der Rentier, nachdem man nochmals auf die Amati angestoßen, mit einem viel bedeutenden Blick auf die verschämt dasitzende Braut, „ach, was werden Sie in der wundervollen Jahreszeit für eine herrliche Hochzeitsreise machen! Wenn wir jetzt doch mitreisen könnten, Trautchen, es würde sich lohnen, — aber es war auch damals wundervoll," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „so etwas ist eben nur einmal!"

Die Voraussagen des Rentiers gingen sämmtlich in Erfüllung. Maxens und Johanna's Verbindung wurde nach zwei Monaten geschlossen, dann machten sie die beneidete Hochzeitsreise, von welcher sie so glücklich zurückkehrten, wie es Menschen überhaupt auf dieser unvollkommenen Welt zu sein vermögen, und jetzt leben die befreundeten Familien, unsern von einander wohnend, in Wien zusammen. Witte ist ein geachteter und bereits sehr wohlhabender Kaufmann, der, wie wir schließlich zur Beruhigung der Leser noch hinzusetzen wollen, da er sich von jedem Schwindel ganz fern hält, nicht im mindesten von der Börsenkrisis, welche kürzlich so viel Unheil gebracht hat, berührt worden ist.

Deutsche

Studentenbilder und Mordgeschichten

aus dem tollen Jahre Neunzehn.

Von

Karl Braun.

VI.

Der verrückte Apotheker von Idstein.

Man darf den damaligen nassauischen Regierungspräsidenten (1819) nicht nach dem Maßstabe unserer Zeit messen. Nach diesem würde er als ein rücksichtsloser Absolutist erscheinen. Aber vor einem halben Jahrhundert lagen die Dinge anders. Das Herzogthum Nassau war erst vor kurzem entstanden und zwar aus ein paar Dutzend geistlicher und weltlicher Kleinstaaten und kleinstaatlicher Fragmente und Splitter. Es galt nun, diesen Territorialcomplex, welcher, obgleich nur 80 Quadratmeilen groß, die bunteste Mannigfaltigkeit zeigte, zusammenzuschweißen, zu concentriren, zu consolidiren, um ihn in modernem Sinne regierbar zu machen. Das war ein schweres Stück Arbeit. Da lagen allerhand abgestorbene und faulige Küchenüberbleibsel aus dem sinkenden Mittelalter; dort stand allerlei Gerümpel aus der Zopf- und Rococo-Zeit; hier lagen noch Ueberbleibsel von dem Regimente der geistlichen Herrn von Kur-Trier, Kur-Mainz und Kur-Köln. Heute stolperte man über einen Feudalismus, morgen über wurmstiches Holz vom geistlichen Krummstab, übermorgen über einen alten Haarbeutel. Herr von Ibell war erfüllt von dem Drange, mit den Alterthümern aufzuräumen und Ordnung im modernen Sinne zu machen. Er war ein Mann von scharfem Verstand, aufrichtigem Patriotismus und rücksichtsloser Energie. Er bewerkstelligte seine Reformen auf autokratischem Wege. Heutzutage hat man leicht sagen: „Warum verschmähte er die Mitwirkung des Volkes?" Aber bedenke man doch: wo war denn damals das Volk? Gab es überhaupt ein nassauisches Volk? Hielt nicht noch ein Jeder fest an den berechtigten und unberechtigten Eigenthümlichkeiten der territorialen Vergangenheit?

Fragte man einen Mann aus Limburg an der Lahn, dann sagte er: „Ja freilich, jetzt sind wir naussauisch, aber eigentlich sind **wir** von Haus aus Kur-Trier'sch!" Fragte man Einen aus Dillenburg, dann versicherte er: „**Wir** sind Oranisch." Die Rheingauer hielten sich noch für Kurmainzisch; und auf dem Taunus waren sie noch Gräflich-Bassenheimisch. Und Keiner wollte ein Haar breit davon nachgeben. Es ist ein seltsam Ding um die Pietät, mit welcher der richtige Deutsche der Vergangenheit anhängt, auch wenn sie noch so schlecht war, und wenn er **selbst** auf das heftigste gegen dieselbe opponirt hat zu jener Zeit, da sie noch Gegenwart war.

Herr von Ibell ließ sich durch schwachmüthige Velleitäten nicht aufhalten. Wahrscheinlich dachte er mit Goethe: „Lieber eine Ungerechtigkeit als eine Unordnung." Es war natürlich unvermeidlich, daß durch die mit rastloser Eile und rücksichtsloser Energie durchgeführten Reformen und Neuerungen eine Menge einzelner Interessen und sogar Rechte gekränkt wurden. Alle diese Verletzten vereinigten sich zu einem Chorus der Rache, obgleich sie auf den verschiedensten Standpunkten standen; denn der Eine nannte Ibell einen „Fürstenknecht", der Andere einen „Jacobiner"; dem Einen war er zu liberal und dem Andern zu absolutistisch. Kurz, Jeder hatte was Anderes an ihm auszusetzen, aber darin waren sie einig, daß er nichts tauge, — schon deshalb nicht, weil er sie um eines Hauptes Länge überragte und klüger war als die Andern.

Dazu kam, daß er die Maßregeln der Regierung vor der Ständeversammlung zu vertreten hatte, welche 1818 zum ersten Male zusammengetreten war. Es war ein unglückliches Geschöpf, diese Ständeversammlung. Aus Furcht vor Annexion oder Mediatisirung hatte man in aller Eile eine ständische Verfassung eingeführt, um zu zeigen, „daß man im Frieden lebe mit seinem Volke." Aus Furcht vor constitutionellen „Uebergriffen" hatte man eine Mißgeburt geschaffen, welche weder leben noch sterben konnte. Aus Furcht vor Gespenstern hatte man wirkliche Gefahren heraufbeschworen. Unter den Mitgliedern der Ständeversammlung waren zwar auch intelligente Männer, aber sie waren nicht unabhängig. Es waren darunter auch unabhängige, aber sie waren nicht intelligent. Der große Freiherr vom Stein, der in Nassau begütert war, zog sich gleich anfangs schon zurück, aus Unmuth über die kleinfürstlichen Prätensionen. „Was denkt denn dieser Fürst von Nassau?" sagte er, — „auch die Reichsfreiherrn vom Stein haben niemals einen andern Herrn über sich anerkannt als den Kaiser von Deutschland." Er verließ Nassau und ging nach Kappenberg in Westfalen.

Um es in einem Worte zu sagen: Die Mehrheit der nassauischen Ständeversammlung war ebenso wenig im Stande das Gute, das die Regierung that, zu begreifen, als das Schlechte, das sie verübte, zu hindern. Sie war festgefahren in allerlei eigensinnigen Kleinmeistereien und Quertreibereien. Aber das Bewußtsein der Ohnmacht weckte die Wuth. Und so kam es, daß Ibell, der allerdings in dem vollen Gefühl seiner unzweifelhaften Ueberlegenheit etwas schroff und hochfahrend auftrat, schnell zum best verleumdeten und stärkst gehaßten Mann bei dem einsichtslosen Theil der Bevölkerung avancirte. Man hätte dem mächtigen Manne Manches verziehen, nur nicht die Intelligenz; denn an diese war man nicht gewöhnt aus früheren Zeiten.

Die Verhandlungen der Ständeversammlung waren geheim, auch transpirirte nichts in die Zeitungen, denn das Herzogthum Nassau besaß keine Zeitung während der längeren Zeit seines Bestehens; erst das Jahr 1848 brachte die ersten Tagesblätter, und mancher Staatsweise prophezeite schon damals, das bedeute den Anfang vom Ende der nassovitischen Herrlichkeit. Die Stände tagten in der Regel im December und Januar. Erst ein Vierteljahr später erschienen ihre Verhandlungen gedruckt in einem stattlichen Quartbande, welcher schlimme Täuschungen zu bereiten pflegte. Die Herren Stände hatten mit wilder Wuth und geheimnißvollen Drohungen ihre Heimath verlassen, waren aber zahm, stumm und bescheiden zurückgekehrt; und aus den gedruckten Verhandlungen sah man denn nachträglich, daß sie zu Allem „Ja" gesagt und sich in Betreff jener blutigen Reden, welche sie zu Haus auf der Wirthsbank gehalten,

in der Kammer recht gründlich ausgeschwiegen hatten.

„Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen," sagten dann die Leute, „der Präsident Ibell hat sie verhext!" Kurz, alle die, welche unzufrieden waren und den Grund ihres Mißbehagens in etwas Anderm als in sich selbst zu suchen fest entschlossen waren (und Letzteres war so ziemlich bei Allen der Fall), begannen ihren Haß auf Herrn von Ibell zu werfen. Im Anfang war Herr von Ibell der angebetete Fetisch. Man verehrte in ihm den entschlossensten Reformator und erwartete von ihm die Erlösung von allen Uebeln. Er erfüllte sein Reformprogramm redlich. Als sich aber dabei zeigte, daß man nicht reformiren kann ohne umzureißen, und daß hierbei Mancher leidet, da erzürnten sich die Leute und waren geneigt, es zu machen wie die Wilden, welche ihren Fetisch prügeln, wenn er nicht leistet, was er versprochen, oder vielmehr, was nicht er versprochen, sondern was sich die Leute, ohne ihn zu fragen, von ihm versprochen.

So war die Stimmung in manchem populären Kreise. Noch bitterer war sie unter dem Adel. Denn der Präsident Ibell scheute sich nicht, auch unter den adeligen Patrimonialrechten und Privilegien aufzuräumen, wenn es galt, dem modernen Staatsbegriff Geltung zu verschaffen. Der bedrohete Adel vereinigte sich zu einer, „der Ratten-König" genannten Coterie, um seine Rechte zu wahren und Herrn von Ibell zu stürzen. Dies gelang ihm auch in späteren Zeiten wirklich; und Ibell wurde, nachdem er der Dynastie die erheblichsten Dienste geleistet, eines schönen Morgens mit den unverkennbarsten Symptomen hochfürstlicher Ungnade „in Gnaden entlassen".

Doch dies geschah erst viel später, und wir dürfen unserer Erzählung nicht vorgreifen. Diese beschränkt sich auf das Jahr 1819, und damals stand Ibell auf der Höhe seines Einflusses und in der Blüthe seiner geistigen und körperlichen Kraft. Er war etwa 32 Jahre alt und verheirathet mit einer etwas jüngeren Dame von den vortrefflichsten Gaben des Geistes und des Herzens. Die letztere hat ihren Gemahl lange überlebt. Sie ist im Anfange 1873 gestorben im Alter von einigen achtzig Jahren. Ich halte es für nöthig, ihrer zu gedenken, da sie in dieser Erzählung eine Rolle spielt und ich mehrere Einzelheiten ihrer Mittheilung verdanke. Sie hat bis in ihre letzte Lebenszeit ihre volle Gedächtniß- und Geisteskraft bewahrt; und es hat mir stets imponirt, wenn sie Dinge, die vor fünfzig und mehr Jahren spielten, erzählte, als handle es sich um gestern, und wenn sie mit wohlwollendem und gelassenem und trotz harter Erfahrungen stets menschenfreundlichem Herzen ihre Blicke zurücksandte auf eine Zeit von beinahe drei Menschenaltern, die sie erlebt hat.

* * *

Die in Obigem geschilderte Mißstimmung erreichte ihren Höhepunkt, als einer der „Schwarzen" gemaßregelt wurde. Ich habe bereits des nassauischen Criminalrichters Snell gedacht, welcher damals einer der eifrigsten und geschicktesten Agitatoren in Hessen und Nassau war und später, durch die Karlsbader Beschlüsse verscheucht, nach der Schweiz ging, wo er Professor wurde und eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Snell verfaßte 1818 eine Petition um Gewährung der Volksrechte in Deutschland, an den Bundestag und an die nassauische Ständeversammlung. Letztere war in der That hierfür nicht die richtige und ersterer war nicht die willige Adresse. Indessen gewährte die Einholung der Unterschriften die erwünschte Gelegenheit zu Agitationen. Diese verübelte der Herzog von Nassau „seinem" Criminalrichter. Der Letztere erhielt einen Erlaß der Regierung, wonach ihn der Herzog, nach Vorschrift eines damals bestehenden Gesetzes, welches der Regierung erlaubte, jedem Beamten innerhalb der ersten fünf Jahre seiner Anstellung (welche Zeit Snell noch nicht hinter sich hatte) ohne weiteres zu kündigen, seines Dienstes entlassen habe.

Es war dies der erste Fall in Nassau, in welchem man von jener Ermächtigung des Gesetzes aus rein politischen Gründen Gebrauch machte. Der Fall erregte daher in einem kleinen Lande, wo die Personalien weit schwerer in das Gewicht fallen als in einem großen Staat, das peinlichste Aufsehen. Die herrschende Stim-

mung läßt sich am besten erkennen aus einem Circular, welches Snell's Freund, der Advocat Hofmann in Darmstadt, an die Gesinnungsgenossen erließ. Es lautete so:

„Als sich die Stände des Herzogthums Nassau zum ersten Male versammelt hatten, fühlten sich viele Bürger der Städte Dillenburg, Herborn und Haiger (diese Städte hatten damals 1000 — 2000 Einwohner) veranlaßt, einige ihrer dringendsten Beschwerden den Volksvertretern zur Berathung und Abhülfe ans Herz zu legen. Sie wandten sich deshalb an den peinlichen Richter (Criminalrichter) zu Dillenburg, meinen Freund Wilhelm Snell.

„Des Volkes Vertrauen auf ihn war nicht größer als seine Treue gegen das Volk. Er veranlaßte eine politische Denkschrift an die versammelten Landstände. Was darauf erfolgte, und durch welche weitere Eingabe die Bürger der drei Städte und ihr Anwalt sich vor ganz Deutschland als Männer bewährt haben, welche die Freiheit lieben und verdienen, das erhellet gleichfalls aus jener Beilage.

„Kurz darauf wurde die Landstände-Versammlung vertagt, und der Hofgerichts-Präsident von Preuschen, zu Dillenburg, erhielt den Auftrag, Wilhelm Snell darüber ins Verhör zu nehmen, warum er, als Staatsdiener, an einer, seinem Amt fremden Sache auf solche Art Theil genommen habe? Wilhelm Snell erklärte: daß er sich zu dieser Theilnahme als Staatsbürger für berechtigt, ja für verpflichtet gehalten habe.

„Darauf erfolgte das abschriftlich hier beiliegende Entlassungsdecret, gegen dessen lakonische Form sich nach der weiter beigelegten Gesetzesstelle nichts einwenden läßt.

„Allein kurz nach diesem Vorfall äußerte sowohl der regierende Herzog selbst, als auch dessen Staatsminister, dem Vater des abgesetzten Wilhelm Snell zu Weilburg privatim: ‚daß seines Sohnes Theilnahme an dem Adressenwesen zwar die Ursache seiner Entlassung sei, daß ihm aber eine anderweite gute Carrière im Lande offen stehe, wenn er den von ihm an den Tag gelegten Grundsätzen entsage, und vielmehr Anhänglichkeit an das jetzige System der Landesverwaltung beurkunde, was man hoffe und wünsche.'

„Oberschulrath Snell eröffnete dies seinem Sohne, erhielt aber von ihm die bestimmte Erklärung: daß er, Wilhelm Snell, ein für allemal solche Anträge zurückweisen müsse, und unter keiner Bedingung wieder einen eigentlichen Staatsdienst im Nassauischen annehmen könne; nur seine Ansprüche auf die Advocatur behalte er sich vor, weil er diese als ein Recht fordern könne, da er früher 6 Jahr lang (zu Wiesbaden) Anwalt gewesen, und ohne irgend eine Anstellung nachgesucht zu haben, als peinlicher Richter nach Dillenburg gesetzt worden sei; er sei daher vielmehr gesonnen, die ihm widerfahrene Unbill öffentlich bekannt zu machen.

„Dies Letztere aber ist bis jetzt, aus dem zweifachen Grunde, noch nicht geschehen, erstens, weil Snell noch immer hofft, daß die Ministerial-Acten, worin sein Verhör enthalten ist, ihm vorgelegt werden, und er dies erst abwarten will, um alsdann bestimmter und erschöpfender zu dem Volke reden zu können; sodann hat es ihm auch bis jetzt sogar an den nöthigen Mitteln gefehlt, um die Druckkosten vorlegen zu können.

„Wilhelm Snell und die Seinigen haben von sich kein Vermögen; er lebte mit Frau und Kind von seinem Gehalt, und seit seiner Absetzung — kümmerlich genug — von der wenigen Ersparniß.

„Was Wilhelm Snell gethan hat, das hat er für seine freie Ueberzeugung gethan, um seiner selbst willen, womit die Liebe zu Volk und Vaterland eins ist, — dafür will er also weder Lohn noch Entschädigung. Anders aber muß uns die Sache erscheinen. Wilhelm Snell hat für das Volk gethan, was wir alle wohl auch gethan haben würden; so wie aber die Liebe und das Streben unter uns gleich sind, so sollten es auch die Opfer sein; der Zufall soll Keinen aus der Reihe stoßen und einzeln erdrücken. Alle für Einen und Einer für Alle! Darum wünsche ich, daß Jeder, der mit mir die Ueberzeugung theilt, daß Wilhelm Snell Recht gethan hat, auch dazu beitragen möge, ihn der Laune dieses Zufalls zu entreißen. Ich wünsche dies zugleich dar-

um, damit das feige Gesindel, dessen unvernünftige Willkür jenen Zufall veranlaßte, nicht die Freude haben möge, seinen Sündenschnabel an dem Untergang des Einen zu wetzen; es soll dieser Brut vielmehr der starke Wille des Volks erscheinen, wie er als rettender Engel den Schild über seine Märtyrer hält, *damit man zittern lernt vor der höhern Macht, welche das Racheschwert nicht schwächer als jetzt den Schild führen wird, wenn einst die Sünde den Tag der Rache weckt.*

„Darum ist mein Vorschlag: Jeder, der Snell's Betragen billigt, und etwas entbehren kann, schicke dies an mich, aber so bald als irgend möglich, weil Noth da ist! Ich werde den Empfang alsbald bescheinigen, und, wo es begehrt wird, den Namen des Gebers Jedermann verschweigen. Kommt aber — woran ich nicht zweifle — etwas Beträchtliches zusammen, so mache ich (mit dieser ganzen Geschichte) den Gesammtbetrag der Unterstützungen bekannt, damit Gute und Böse sehen, daß das deutsche Volk seine Anwalte nicht im Stiche läßt.

„Ich bitte, dieses Schreiben unter gutgesinnten Menschen zu verbreiten und sie zu Beiträgen aufzufordern.

Darmstadt, den 15. Januar 1819.
Heinrich Karl Hofmann, Advokat."

Die Erwartung des Herrn Heinrich Karl Hofmann, „daß etwas Beträchtliches zusammenkommen werde," erfüllte sich nicht. Man ließ sich leichter bereit finden, eine Petition zu unterschreiben, als Geldopfer zu bringen. Viele ließen sich theils durch Furcht, theils durch Indolenz abhalten, handelnd einzutreten für eine Sache, für welche sie auf der Bierbank so kräftig ihre Stimme erhoben hatten.

Vor allem war es die Partei der „Schwarzen", welche die Sache in die Hand nahm, jedoch weniger, um der finanziellen Bedrängniß des „peinlichen Richters" und der Seinen zu steuern, — denn die „Schwarzen" hatten selbst keine Mittel —, sondern um einen neuen Hebel gegen die bestehenden Gewalten zu gewinnen.

Die Seele der Schwarzen hatte immer noch ihren Mittelpunkt in Gießen. Zwar war bereits Adolf Follen nach Elberfeld und Karl Follen nach Jena abgegangen, allein der jüngste der drei Brüder, Paul Follen studirte noch dort. Er war seinen Brüdern nicht an Talent, wohl aber an rücksichtsloser Thatkraft gleich, wenn nicht überlegen. Er suchte den Geist der „Unbedingten" im Sinne seines Bruders Karl aufzufrischen und namentlich auch die Verbindungen mit der Umgebung wieder aufzunehmen, wie z. B. mit Advocat Hofmann in Darmstadt und Rector Weidig in Butzbach. Zu seinen unbedingten Anhängern und Verehrern gehörte ein junger Mann aus dem nassauischen Landstädchen Idstein, Namens Löning, welcher vorzugsweise als Bote den geheimen mündlichen und schriftlichen Verkehr zwischen den schwarzen Gesinnungsgenossen besorgte und mit Recht für der Sache treu ergeben und absolut zuverlässig galt. Der Vater Löning's war todt, seine Mutter hatte zum zweiten Male geheirathet. Der Vater hatte eine Apotheke hinterlassen, allein der Stiefvater hatte sich im Einverständnisse mit der Mutter der Apotheke bemächtigt und weigerte den legitimen Erben die Herausgabe. Vergeblich führte Löning hiergegen Beschwerden. Die Frage des Apotheker-Privilegs lag im Unklaren; sie hatte die gesetzliche Regelung, deren sie bedurfte, noch nicht gefunden; jedenfalls hatte Löning das pharmaceutische Examen, welches nöthig war, um die Apotheke selbst zu verwalten, noch nicht bestanden. Es scheint, daß Löning über die Fragen, um welche es sich handelte, nicht ins Klare gelangen konnte; und so kam er denn zuletzt dahin, in alledem böswillige persönliche Mißhandlung, Unbill und Chicane zu suchen. Einmal ergriffen von dieser pessimistischen Stimmung und daran verzweifelnd, im gewöhnlichen Laufe der Dinge seine Zukunft erfreulich gestalten zu können, stellte er sich den „Schwarzen" zur Verfügung, um die Welt aus den Angeln zu heben. Er nahm ein finsteres, menschenscheues und verschlossenes Wesen an. Auch wurde er hochfahrend gegen „gewöhnliche" Menschen; und da ihn die Leute zwischen Idstein, Darmstadt, Butzbach und Gießen hin und her wandeln sahen, ohne sein Thun zu begreifen und den Grund seiner eiteln Selbstüberhebung zu kennen, so glaubten sie, „er habe einen Sparren" und nannten ihn „den verrückten Apothe-

ker von Idstein“ oder den „tollen Löning“.

Was nun folgt, muß ich mit den eigenen Worten des Friedrich Münch mittheilen, welcher es ausdrücklich für seine Pflicht erklärt, „jene dunkelgebliebene Sache soweit aufzuklären, als es gewisse Rücksichten, welche er glaubte nehmen zu müssen, gestatten.“ Münch fügt hinzu, er schöpfe „aus einer Quelle, welche für Keinen der jetzt noch Lebenden mehr vorhanden sei.“ Wir haben allen Grund, Herrn Münch Glauben zu schenken und anzunehmen, daß er seine Mittheilungen von seinem Schwager Paul Follen selbst hat. Münch erzählt:

„War Sand's That von Jena ausgegangen, so mußte die zweite der Ordnung gemäß von Gießen aus erfolgen. Und wem galt zunächst die Reihe? Unter den Fürsten war damals keiner, der sich durch auffallende Schlechtigkeit so sehr vor den andern hervorgethan hätte, daß ein einzelner von ihnen ein passendes Opfer gewesen wäre; hätte man sie mit *einem* Schlage alle zermalmen können, dieser Schlag wäre ohne Zweifel geführt worden. Außerdem war es klar, daß nicht sowohl die Fürsten das Unglück, worunter Deutschland seufzte, über dasselbe absichtlich brachten, als daß deren *nichtswürdige Rathgeber* ihren Verstand zur Unterdrückung des Volkes herliehen; es schien passend und recht, jetzt an diesen zuerst ein Exempel zu statuiren. Auf den *großen Schurken Metternich* war es eigentlich abgesehen, und mehr als einmal wurde er zu dem Tode durch das „*Freiheitsmesser*“ verurtheilt. Aber wie schwer war ihm beizukommen! Die Rache mußte noch immer aufgeschoben werden, zumal da es *auch fast ganz an den nöthigen Geldmitteln fehlte*, und man mußte doch vorher mit dem *näher Liegenden* und Erreichbaren sich begnügen.

„Minister Ibell in Wiesbaden hatte sich binnen kurzem zum Gegenstande des Fluches von Seiten der Bewohner des Ländchens gemacht; sein Tod mußte ja wohl Schrecken in das ganze Lager seiner Genossenschaft bringen, — das Weitere, dachte man, wird sich finden.

„So saßen denn in dem Hinterstübchen einer Dorfschenke an der Grenze von Hessen und Nassau in nächtlicher Berathung drei Männer zusammen. Einer aus Gießen — Derjenige, welcher dort Karl Follen's Geist am meisten vertrat —, dann Pfarrer F. aus der Wetterau (ein Mann, der sich durch freisinnige Reden im Jahre 1813 hervorgethan hatte, den Behörden aber in keiner Art verdächtig war, weil er mit großer Klugheit handelte) und der Apothekergehülfe Löning aus dem Nassauschen, ein jüngerer Mann, welcher erst seit kurzem aus innerem Drange die Bekanntschaft der Vaterlandsfreunde gesucht und sich ihnen angeschlossen hatte. Man einigte sich darüber, daß Ibell fallen müsse, und wollte das Loos darüber entscheiden lassen, welcher von den Dreien das Urtheil vollstrecken solle. Es fiel auf den Ersten der drei Genannten, und wäre es bei dieser Entscheidung geblieben, so hatte unfehlbar des Ministers letzte Stunde geschlagen. Löning aber beruhigte sich bei dieser Entscheidung nicht, führte überzeugend aus, daß die beiden Andern zu Größerem berufen und fähig seien, daß er, der weniger Bedeutende, nicht hoch in Anschlag komme, daß mit Recht ihm, *dem näheren Landsmanne* Ibell's, die Rolle des Rächers zukomme, und forderte die That so bestimmt für sich, daß ihm endlich nachgegeben wurde. (Niemand konnte bei diesen Verhandlungen ahnen, daß Einer von den Dreien nicht lange vorher ein zartes Verhältniß angeknüpft hatte; er hatte es unter der Voraussetzung gethan, daß die Pflicht für das Vaterland jeder andern vorgehe, und von den wenigen Frauen, mit welchen wir umgingen, verlangten wir eben dieselbe Opferfreudigkeit, die uns beseelte.)“ So Friedrich Münch.

Thatsache ist, daß Paul Follenius sich im März 1819 im Stillen mit der Schwester des Friedrich Münch verlobt hatte und dieselbe im Jahre 1820 heirathete. Unter diesen Umständen ist der Schleier, welchen Münch über den Einen der drei Verschworenen, „den Mann aus Gießen, welcher dort Karl Follen's Geist am meisten vertrat,“ wirft, ziemlich durchsichtig; und wir können annehmen, daß wie Karl Follen der intellectuelle Urheber des an Kotzebue verübten Mordes, so Paul Follen der Anstifter des Mordversuches wider den Präsidenten von Ibell war.

Der ganze Mordplan verräth ein Uebermaß von Unverstand. Ich habe bereits dargethan, daß Herr von Ibell so ziemlich das Gegentheil von dem war, wofür ihn die Verrina's der Dorfschenke hielten. Jedenfalls würde der Ideengang, weil man nicht das nöthige Reisegeld habe, um nach dem entfernten Wien zu gehen und den Fürsten Metternich zu tödten, und es leichter und billiger sei, nach dem benachbarten Wiesbaden zu reisen, daß deshalb der Präsident Ibell daran glauben müsse, sowie daß Löning zu der Mordthat das nähere Anrecht habe, weil ja er und Ibell beide „Nassauer" seien, — dieser Ideengang würde höchst lächerlich erscheinen, wenn nicht die Verirrung der jungen Fanatiker an sich so traurig und beklagenswerth wäre.

Karl Follen übrigens erfuhr von dem Mordplan, welchem die That unmittelbar folgte, damals nichts. Er äußerte aber später in Paris zu Wit („Fragmente", Bd I. S. 39), Löning hätte seinen Dolch besser für eine spätere Zeit und eine passendere Person aufsparen sollen.

* * *

Löning begab sich zunächst nach Wiesbaden. Er wollte dort den Regierungspräsidenten von Ibell aufsuchen. Als Vorwand und Einführung sollten ihm die Beschwerden dienen, welche er gegen seinen Stiefvater wegen Vorenthaltung der von seinem Vater stammenden Apotheke hatte. In Wiesbaden hörte Löning, daß Ibell in dem benachbarten Schlangenbad sei. Er folgte ihm dorthin nach. Es war im Hochsommer, Ende Juni 1819. Um diese Zeit ist es in Wiesbaden zu heiß, um geistiger Arbeit obliegen zu können, und selbst der fleißige Regierungspräsident gönnte sich gern etwas Erholung. Hierzu ist Schlangenbad wie geschaffen. Denn es liegt in einem stillen Thal zwischen mächtigen Wäldern; seine Bäder haben eine außerordentlich erfrischende und neu belebende Wirkung, weshalb es auch vorzugsweise von mittelalterlichen Damen und alten Diplomaten aufgesucht wird; und die Spaziergänge bieten nach allen Seiten überraschende Aussichten theils in das laubreiche mittelrheinische Schiefergebirge und theils auf den „frohmüthig und sonnenreich" lächelnden Rheingau und seine vielversprechenden Reben.

Das war der richtige Platz der Erholung für den mühebeladenen Mann. Das Herzogthum Nassau war kein Atlas-Gebirge, aber dennoch drückte es schwer auf diese zwei Schultern; und vielleicht ist es leichter, einen Großstaat, in welchem sich vielfach die Dinge von selbst zum verständigen Zwecke legen, gut zu administriren, als einen so verzwickten und unregierbaren, aus heterogenen Elementen zusammengesetzten Duodezstaat.

Sei dem, wie ihm wolle, v. Ibell genoß mit vollen Zügen den Urlaub, und zwar in Gesellschaft eines Freundes und Verwandten, des Commerzienrathes Koch von Köln. Ja, ich glaube, er war im Stande, seinem Freunde zu sagen:

Laß mich die kurze Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein, sei es mit,
Und auf dem blumigen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten beflügelten Schritt.

Ibell und Koch tummelten sich weidlich umher auf den schönen Bergen und in den lauschigen Wäldern, in den künstlich zugeschnittenen Hainbuchen-Gängen und auf den sonnigen Terrassen, wo ein Häuflein Böhmen das Beste von Musik aufführte, was sie hatten. Auf Schritt und Tritt folgte jenen Beiden der Fanatiker Löning. Er hatte sich mit einem Dolchmesser und einem Terzerol bewaffnet und hoffte, einen Augenblick erhaschen zu können, in welchem Ibell allein sei. Allein dieser Augenblick wollte nicht kommen. Koch und Ibell waren unzertrennlich, und selbst Nachts stand in der bescheidenen Herberge, wo sie wohnten, die Thür zwischen beiden Schlafzimmern offen. Ibell hatte keine Ahnung, von welcher Gefahr er bedroht war. Er war zwar kurz vorher in anonymen Briefen verwarnt und bedroht worden; auch wußte er, daß er seine Feinde bei Hof habe, allein die pflegten zu intriguiren und nicht zu morden. Ihm ahnte nicht die Möglichkeit, daß man ihn für einen „Volksverräther" oder (wie es dort hieß) für „en Ferschte-Knecht" halten könne. Er war sich seiner Absichten und Leistungen bewußt, und — „Brave freuen sich der That!"

Am 30. Juni 1819 ging Koch nach Köln, v. Ibell nach dem benachbarten Bade Schwalbach. Dort war seine Frau mit

seinem damals fünfjährigen Söhnlein (dem späteren Medicinalrath Dr. v. Ibell in Bad-Ems, meinem verehrten und leider zu früh verstorbenen Freunde). Frau v. Ibell wohnte in Schwalbach, das damals überhaupt noch von seiner jetzigen Prosperität weit entfernt war, in einem bescheidenen Privat-Logier-Hause, genannt „Zur Stadt Worms“, gebaut aus Fachwerk und Lehm, mitten durch einen Corridor getheilt, auf beiden Seiten bescheidene Zimmer. Herr und Frau v. Ibell speisten um 3 Uhr im Hotel. Die Dienerschaft, welche sie hatten, wurde, wie dort landesüblich, um 12 Uhr Mittags zum Essen entlassen; sie speiste ebenfalls außerhalb des Hauses. Auf diesen Umstand rechnete der tolle Apotheker von Idstein. Am 1. Juli 1819, zu einer Zeit, wo er wußte, daß außer dem Präsidenten keine männliche Person in dem Haus war, Mittags zwischen 12 und 1 Uhr, ließ er sich melden. Der Präsident ist in dem Zimmer links vom Hausflur bei seiner Frau und seinem Jungen. Er läßt den sich Meldenden in das Zimmer gegenüber, rechts vom Hausflur, weisen, um ihm dort Audienz zu gewähren. Er ist es schon gewohnt, daß er selbst im Bad und im Urlaub keine Ruhe hat, weil im Kleinstaat selbst das geringste Ding als „Staatsaffaire“ behandelt wird und „public character“ zu vergleichen ist „einem jagdbaren Thier ohne Schonzeit“.

Ibell giebt noch seinem kleinen Jungen einen kräftigen Schmatz und geht dann scherzend hinüber, um zu sehen, „was denn der närrische Apotheker will“. Er ist frappirt von der Erscheinung. Der Mann hat etwas Außergewöhnliches. Er ist schwach von Körper, aber in seinen Augen leuchtet ein unheimliches Feuer. Seine Gesundheit scheint gestört, ohne daß man weiß, ob durch geistige Aufregung oder durch einen wüsten Lebenswandel. Löning trägt die Beschwerde wider den Stiefvater vor. Ibell hört ihn mit gewohnter Leutseligkeit und Geduld an. Er stellt eine Reihe von Fragen, welche beweisen, daß er bemüht ist, sich mit der ihm eigenthümlichen Raschheit der Auffassung und Geschäftskenntniß über den Fall zu informiren. Dann ertheilt er in freundlichster Weise Löning Rath, an welche Behörde er sich zu wenden, welche Thatsachen und Beweismittel er vorzutragen habe, und schließt mit der Versicherung, daß, wenn die Sache an die Regierung komme, er sich auf eine unbefangene und gerechte Prüfung verlassen könne, welche sich nicht präoccupiren lasse durch die Berichte der Localbehörden.

Löning stutzt einen Augenblick. Ist diese klare und rasche Auffassung verwickelter Dinge, ist diese wohlwollende und ermunternde, selbst den kleinsten Mann und das geringste Recht achtende Weise, womit Ibell auf seine Beschwerden eingeht, die Art eines „Volksverräthers“ und „Fürstenknechts“? Hatte ihm der Mann, den er morden wollte, etwas zu Leide gethan? War er überhaupt im Stande, diesen Mann zu beurtheilen, zu richten über seine Wirksamkeit in deutschen und in nassauischen Dingen? Konnte er verantworten, was er thun wollte?

Alle diese Fragen schossen dem Apotheker rasch durch den Kopf, aber nur um im Augenblicke wieder zu verlöschen und eine desto größere Finsterniß zurückzulassen.

„Was, verantworten?“ sagte er sich, — „was habe ich denn überhaupt zu verantworten? Bin ich denn überhaupt etwas Anders als das Werkzeug? Ist nicht die Sache im Rathe Höherer und Weiserer beschlossen? Ist es nicht „Grundsatz“, Principfrage? Fordert nicht das Vaterland gebieterisch, daß dieses Blut fließe? Bist du nicht verpflichtet, die Befehle zu vollstrecken? Hast du dich nicht selbst dazu erboten? Sollst du, der eiserne Mann des Princips, dich täuschen lassen durch gleißende Worte? Sollst du, statt die große That, so wie du gelobt, zu vollbringen, um deinen Namen, gleich dem des Harmodius oder Aristogiton künftigen Jahrhunderten zu überliefern, dich im entscheidenden Momente schwach erweisen und nach Idstein zurückkehren, um, ein zweiter Hamlet, im Interesse der zweiten Ehe, welche dir dein Recht vorenthält, Pillen zu drehen? Nein, nimmermehr!“

Herr von Ibell hat keine Ahnung von den Dingen, welche im Herzen seines Gegenüber spielen. Nachdem er die Sache spruchreif mit ihm discutirt hat, macht er eine höfliche Verbeugung, in der Meinung, der Supplicant werde dies als Entlassung betrachten und abgehen. Inzwischen

aber hat der Supplicant bereits unter dem Rocke das Dolchmesser ergriffen, um es Ibell, wenn er zuerst hinausgeht, in den Rücken zu stoßen.

Herr von Ibell aber geht nicht. Er sieht mit scharfem Blick in dem Mann etwas katzenartig Lauerndes, und so etwas duldet man nicht in seinem Rücken. Er lädt ihn daher wiederholt mit einer Handbewegung zum Vortritt ein.

Da läßt Herr Löning die Maske fallen. Mit einem Satz springt er auf Herrn von Ibell los und sucht ihm mit den Worten, „du mußt sterben, Verräther", den Dolch in die Brust zu stoßen. Allein Ibell, dem Löning körperlich weit überlegen, weiß dessen Rechte zu fassen und den gefährlichen Stoß von sich abzuwenden. Er hält mit beiden Händen den Arm und die Waffe; und nun entspinnt sich ein Ringen zwischen den beiden kämpfenden Theilen, welches damit endigt, daß sie gleichzeitig zu Boden stürzen, und zwar der Regierungspräsident, welcher seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Abwehr gegen die blanke Waffe concentrirt, zu unterst.

Dieser Sturz war das Signal zur Rettung. Ich habe schon erwähnt, daß das Haus, worin v. Ibell wohnte, bescheidener Natur und ziemlich schlecht gebaut war. Der Sturz der beiden Kämpfenden verursachte eine solche Erschütterung, daß die Wände zitterten und die Fenster klirrten, auch in dem jenseits der Hausflur gelegenen Zimmer der Frau Präsidentin. Dieselbe wurde von einer bangen Ahnung ergriffen und eilte hinüber.

* * *

Als Frau von Ibell in das Zimmer trat, fand sie ihren Mann zu Boden liegend. Ein Unbekannter kniete auf ihm. Beide rangen mit einander, und der Fremde schrie mehrmals mit heiserer und keuchender Stimme: „Verräther, das hilft dir alles nichts, sterben mußt du doch!" Der letztere hatte in der rechten Hand, welche jedoch Ibell festhielt, das Dolchmesser, in der linken ein Terzerol mit einem Steinschloß und einer Zündpfanne, wie sie damals noch üblich waren. Die heldenmüthige junge Frau zögerte keinen Augenblick, sich auf den Mörder zu stürzen; sie suchte ihm das Terzerol zu entreißen. Löning erwehrte sich ihrer, ohne den Präsidenten loszulassen. Mit seinem linken Arme, an welchem die Frau hing, schleuderte er sie hin und her. Die Kräfte der Frau begannen zu ermatten. Sie ließ los und wurde mit dem Kopfe wider die scharfe Kante einer Commode geschleudert, so daß sie eine klaffende Wunde davontrug. Diesen Moment hatte der Mörder benutzt, um das Terzerol zu spannen. Aber sofort hatte auch die kühne junge Frau seinen Arm gefaßt, um den Lauf der Waffe abzulenken. Der Mörder drückt los und die Funken des Steins sprühen Frau von Ibell in die Augen, so daß sie glaubt zu erblinden. Dies dauert aber kaum eine halbe Secunde. Dann sieht sie, ihr Mann ist gerettet. Der Schuß ist nicht losgegangen. Frau von Ibell ist es, die mit ihrem Blute dem Gatten das Leben erkauft hat. Denn während sie von neuem mit dem Mörder rang, war das Blut aus ihrer Kopfwunde auf das Terzerol geträufelt, und das Pulver in der Zündpfanne war naß geworden. Sie begriff sofort die Situation. Die Schußwaffe war unschädlich gemacht, die Stichwaffe hielt Herr von Ibell selbst fest. Jetzt galt es, bevor dem Letzteren die Kräfte versagten, die Hülfe Dritter herbeizurufen. Frau von Ibell reißt das Fenster auf und ruft in die Straße hinunter mehrmals: „Zur Hülfe;" dann stürzt sie sich wieder auf den Mörder. Zwei Männer eilen, von dem Nothschrei erreicht, herbei. Sie öffnen die Thür und sehen die schreckliche Gruppe. Aber die Angst lähmt sie. Sie bleiben zitternd und unentschlossen auf der Schwelle stehen. Da erscheint der Besitzer des gegenüberliegenden Gasthauses „zum Kaisersaal", Herr Wiegand, ein junger Mann voll Kraft und Entschlossenheit. Er packt den Apotheker, der immer noch auf dem Präsidenten kniet und sein heiseres: „Verräther, du mußt sterben!" krächzt, mit Macht im Nacken, reißt ihn zurück und streckt ihn der Länge nach auf die Erde, wo er ihn niederhält. Der Dolch war in den Händen des Herrn v. Ibell geblieben. Obgleich er nun frei war, blieb er wie betäubt auf dem Boden liegen, den Dolch krampfhaft festhaltend. Vergeblich versuchten die herzugeeilten Leute, ihm

denselben zu nehmen. Er schien in einer Art von Zauberbann zu liegen. Nur die Stimme seiner Frau vermochte endlich denselben zu lösen. Sie beugte sich über ihn und sprach ruhig und sanft: „Aber, Karl, so gieb mir doch den Dolch und steh' auf." Es war, als sei Ibell hierdurch wieder in das Leben zurückgerufen. Er sprang plötzlich mit der Elasticität eines Jünglings in die Höhe, gab einem der Anwesenden den Dolch und sagte lächelnd zu seiner Gemahlin: „Heute habe ich erkannt: Das Leben ist der Güter höchstes nicht, das beste aber ist eine brave Frau!" Dann sah er nach dem Mörder. Als dieser entwaffnet und keine Gefahr mehr war, hatten sich auch die, welche anfangs zögernd und feig auf der Schwelle gestanden, auf ihn geworfen, um den Wehrlosen zu beschimpfen und zu mißhandeln. Herr von Ibell befahl, ihnen davon abzulassen. Er bedankte sich bei Herrn Wiegand und sagte ihm: „Sie stehen mir dafür, daß dem Mann nichts zu Leid geschieht." Dann gab er seiner Gemahlin den Arm und ging über den Hausflur in das andere Zimmer, aus dem ihm ganz vergnügt sein kleiner Junge entgegenkam mit der Frage: „Aber Papa, warum hat es denn so gerumpelt im Hause?"

Löning wurde in das Gefängniß gebracht, bewacht und inquirirt. Er war der That geständig und leugnete jede Mitwissenschaft Dritter. Einmal brach er in Thränen aus und schien Geständnisse machen zu wollen. Aber diese Anwandlung von Schwäche ging bald vorüber.

„Ich habe für das Vaterland gekämpft," sagte er, „ich bin unterlegen. Macht ihr nun mit dem Besiegten, was ihr wollt. Ihr könnt mich tödten, aber nicht entehren."

Am anderen Morgen fand man den Verhafteten krank. Auch war eine Fensterscheibe zerbrochen, die gestern noch ganz war. Löning verweigerte jede Erklärung. Am dritten Tage starb er unter heftigen Schmerzen. Er hatte Glassplitter von der Scheibe verschluckt und dadurch freiwillig seinen Tod herbeigeführt, wahrscheinlich weil er fürchtete, er werde den Künsten der Inquisition auf die Dauer keinen Widerstand leisten und sich Geständnisse gegen Dritte entlocken lassen.

Verlorene Kräfte.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das Ende der Gebrüder Follen. Alle drei gingen dem deutschen Vaterlande verloren. Das Leben des Aeltesten, des harmloseren Adolph Follen, habe ich schon oben vollständig beschrieben. Bleiben noch Karl und Paul.

Obgleich man in dem Proceß Sand gegen Karl Follen nichts aufzubringen vermochte, ihn vielmehr freisprechen mußte, so war doch nicht länger seines Bleibens in Jena. Er war einmal „compromittirt", und die Regierung entzog ihm die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten. Er kehrte in das väterliche Haus nach Gießen zurück. Der Regierungsbevollmächtigte Arens, welcher die Universität polizeilich zu überwachen hatte, rief: „Das hat uns gerade noch gefehlt!" und als man ihm bemerkte, Follen sei doch ein achtbarer und unbescholtener Mann, verstieg er sich zu dem Ausruf: „Das ist ja gerade das Unglück! Hätte er nur einige Laster an sich, dann könnte man ihn zur Noth gewähren lassen."

Follen wurde gewarnt. Er entzog sich der drohenden Verhaftung durch Flucht nach Straßburg. Er ging ungebrochenen Muthes. Seinem Bruder Paul und Friedrich Münch sagte er bei dem Abschied:

„Der Geist des Menschen vermag das Wahre und das Rechte zu erkennen. Es ist seine Aufgabe, und er hat auch die Kraft dazu, es ganz und unbedingt im Leben durchzuführen, selbst wenn das Leben darob zu Grunde geht. Dies fordert der Grundsatz. Wer Recht hat, darf auch im Kleinsten nicht nachgeben; sonst ist des Nachgebens kein Ende, und das Rechte und Gute geschieht nie."

Von Straßburg ging Follen nach Paris, wo er, der bis dahin „streng-germanische", in allerlei kosmopolitische Verschwörungen verwickelt wurde, die für Deutschland recht bedenklich waren, jedenfalls bedenklicher als die russischen Windbeuteleien des eiteln Kotzebue.

In Folge der Ermordung des Herzogs von Berry, gleich den meisten andern Flüchtigen, aus Frankreich verwiesen, ging er nach der Schweiz, wo er als Professor an der Cantonsschule in Chur eine Stellung fand, die aber auch nicht lange vor-

hielt. Er hatte nämlich in Betreff der „Erbsünde“ eine andere Ansicht, als die evangelische Synode, unter welcher die Cantonsschule stand, und sah sich in Folge des synodalen Vorgehens veranlaßt, seine Stelle niederzulegen. Er erhielt darauf eine Professur an der Hochschule in Basel, wo er mit seinem ebendaselbst angestellten Freunde Wilhelm Snell zusammentraf, dem ehemaligen „peinlichen Richter“ in Nassau. Er las hier Civil- und Kirchenrecht, daneben aber auch Psychologie und Logik.

Am 27. August 1824 gingen der Regierung des Cantons Basel identische Noten der preußischen, österreichischen und russischen Regierung zu, worin dieselben, unter Beifügung unverhüllter Drohungen, die Auslieferung von Snell und Follen verlangten, um dieselben in den großen „Demagogen-Zwinger“ (in das Schloß zu Köpenick bei Berlin) zu bringen. Auch Nassau reclamirte den Snell, und Hessen-Darmstadt den Follen als Unterthanen, in gleicher löblicher Absicht. Der Vorort Bern befürwortete die Reclamationen. Der Canton Basel leistete eine Zeit lang diesem Ansuchen entschlossenen Widerstand; aber als man ihm zu verstehen gab, von Snell wolle man absehen, es handele sich vorzugsweise um Follen, allein diesen müsse man unbedingt haben und wenn man zur Gewalt greifen müsse, als die Drohungen sich immer steigerten, und als endlich viele der anderen Cantone sich so ängstigten, daß sie Basel beschworen, doch um Himmels willen nachzugeben und nicht um eines bloßen „Dütschen“ willen den lieben Frieden zu gefährden, erließ Basel einen Haftbefehl gegen Follen. Dieser wußte, was das zu bedeuten hatte; und da man ihm Zeit ließ, ergriff er die Flucht. Auch in Frankreich war er mit Verhaftung und Auslieferung bedroht und so entschloß er sich denn, nach Amerika zu gehen. Am 19. December 1824 stieg er in New-York ans Land, dankbar für das Asyl, welches ihm die große transatlantische Republik gegen die unaufhörlichen Nachstellungen gewährte. Durch Vermittelung Lafayette's erhielt Follen sofort die Stelle eines Lehrers der deutschen Sprache an der Harward-Universität in Boston. Daneben hielt er juristische Vorträge; auch gründete er eine Turnanstalt, die erste in Amerika. Er wurde amerikanischer Bürger, verheirathete sich mit einer Amerikanerin und nahm endlich, nach längerem Schwanken, die Stelle eines unitarischen Predigers an. Die Politik hing er ganz an den Nagel. Er schreibt darüber an seinen Vater:

„Durch mein Bürgerwerden hier habe ich öffentlich und eidlich aller Verbindung mit auswärtigen Regierungen entsagt, — bin also für Europa politisch todt. Mein Haß gegen die Regierungen drüben, welchen ich mit auf das Schiff brachte, hat sich in völlige Gleichgültigkeit verwandelt; und ich wünsche nur, daß meine Verfolger mich einfach vergessen. Ich verspreche ihnen ein Gleiches.“

In den Hafen der Ehe eingelaufen, gelangte er zu einem gewissen Gefühle der Behaglichkeit. In seinen Briefen finden sich von nun an harmlose Scherze. Er erzählt, daß er sein Brennholz selber klein mache, und da sein Vater ähnliche Liebhabereien hatte, so singt er ihn an mit dem Verse:

„Im Klötzespalten werd' ich stets dir weichen,
Im Sägen aber such' ich Meinesgleichen.“

— Verse, welche gewiß Manchem geschmackvoller dünken, als die in Kapitel IV mitgetheilten blutigen Messer- und Gabel-Poesien. Als er seine definitive Bürgeraufnahme erhält, schreibt er: „Gott sei Dank, nun wird's mit dem Heimweh zu End' sein!“ und als ihm am 11. April 1830 ein Sohn geboren wird: „Ich muß das Glück, der Vater dieses kleinen Burschen zu sein, erst noch verdienen.“ Daneben war er unermüdlich in Vorträgen über Moralphilosophie und Sittengeschichte, in englischer Sprache, die er sich vollständig zu eigen gemacht hatte.

Eine Thatsache verdient betont zu werden: Follen's Gattin, Elisa geb. Cabot, eine hochgebildete Amerikanerin, war die treue Gefährtin auch seiner geistigen Arbeiten. Sie hat als Wittwe seine Schriften herausgegeben („Works of Charles Follen“) und dieselben mit einer Biographie eingeleitet. Aus letzterer ergiebt sich unzweifelhaft, daß Follen, der ihr sonst Alles anvertraute, seine Beziehungen zu der blutigen That am 23. Mai 1819 ihr nicht mitgetheilt und also wohl in reiferem Mannesalter hierin selbst eine Verirrung erkannt hat.

Nachdem wir Karl Follen bis hierher

gefolgt sind, wenden wir uns zu Paul Follen. Derselbe war ganz unbehelligt geblieben, hatte aber, als Advocat in Gießen domicilirt, seine politischen Bestrebungen, wenngleich mit größerer Mäßigung und Vorsicht, fortgesetzt, bis endlich auch die letzten Ausläufer der Bewegung von 1830 resultatlos im Sande verliefen. Da wurde auch er „europamüde". In Gemeinschaft mit seinem Schwager, dem Pfarrer Friedrich Münch, dessen so häufig in meinen Aufzeichnungen gedacht ist, erließ er eine „Aufforderung zur Auswanderung". Es meldeten sich Viele, und man schloß noch auf hessischem Boden eine Art von republikanischem Staats- und Gesellschaftsvertrag. Im Jahre 1834 setzte sich die Gesellschaft, 500 Köpfe stark, in Bewegung, und zwar in zwei Abtheilungen. Es ist hier nicht der Ort, die Schicksale derselben zu erzählen; sie waren traurig, und am meisten hatte Paul Follen darunter zu leiden, auf welchen sich alle Vorwürfe concentrirten. Follen ließ sich am Missouri nieder, aber die Leute, auf deren Dankbarkeit und Beistand er gerechnet hatte, ließen ihn meistens im Stiche. Auch ihm ging es schlecht, trotz seines eisernen Willens und seiner riesigen Körperkräfte; es fehlte ihm der wirthschaftliche Sinn, und er war nicht mehr jung genug, um sich leicht in die neuen Dinge zu schicken. Da es mit der Farm nicht recht gehen wollte, versuchte er sich in der Journalistik. Er gründete in St. Louis ein Blatt, „die Wage", das jedoch bald wieder einging. Dann kehrte er, krank vor Anstrengung und Kummer, auf die Farm zurück, wo er 1844 am Typhus starb. Seine letzten Worte sprachen Besorgniß aus über das Schicksal der Seinen. Sein letzter Blick war ein stummer und wehmüthiger Abschied von seiner treuen Leidensgefährtin, seiner Frau, von welcher er wußte, daß sie ein Kind unter dem Herzen trug. Seine Leiche ruht auf der Farm unter Zuckerbäumen. Jetzt führt die Landstraße dicht daran vorbei, und das Grab wird jetzt beschattet von zwei großen Cedern, welche seine Freunde daneben gepflanzt haben. Follen's Söhne und Töchter haben eine zahlreiche Nachkommenschaft. Sie sind alle Deutschland vollständig entfremdet als richtige Amerikaner.

Karl Follen wurde schon vier Jahr früher vom Schicksal ereilt, als sein Bruder. Um 1839 wurde in Ost-Lexington eine neue „Independenten-Gemeinde" gestiftet, welche Follen zu ihrem Prediger wählte. Am 15. Januar 1840 sollte die neu erbaute Kirche eingeweiht werden; Follen hatte seine Mitwirkung zugesagt. Er verabschiedete sich in New-York, wo er damals wohnte, von seiner Frau und seinem kleinen Jungen mit den Worten: „Seid guten Muthes, bis wir uns wiedersehen!" Der Dampfer, mit welchem er von New-York nach Boston fuhr, war über und über mit Baumwollballen beladen. Diese fingen in der Nacht Feuer, welches sich mit reißender Schnelligkeit verbreitete. Es hat sich von dem ganzen Boote Niemand gerettet als ein einziger Matrose, welcher die Geistesgegenwart hatte, einen vom Feuer noch nicht ergriffenen Baumwollballen in die See zu werfen und nachzuspringen. Er wurde am andern Tag, auf seinem Ballen sitzend, aufgefischt. Der Dampfer aber ist mit Mann und Maus untergegangen. Wir sehen Follen, zwischen den flammenden Gluthen des Feuers und der kalten Nacht der stürmischen Fluthen, auf ewig in die Tiefe versinken. Es war in der Nacht vom 13. auf den 14. Januar 1840. Er hat den von ihm so oft gepriesenen „Opfertod" gefunden, aber ganz anders, als er ihn besungen. In Deutschland nahm man kaum Notiz von seinem schrecklichen Schicksal.

Seine Wittwe ist 1872 gestorben. Sie hat, als echte Amerikanerin, ihren einzigen Sohn amerikanisch erzogen.

So wurden diese drei Männer, welche den Willen und die Kraft hatten, Großes für Deutschland zu leisten, dem Vaterlande entfremdet, theils durch eigene Schuld und theils durch fremdes Verhängniß.

Verlorene Kräfte!

Friedrich von Raumer.

Von

W. Hoffner.

Im vergangenen Jahre ist der berühmte Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Friedrich von Raumer, zweiundneunzigjährig

zu Berlin gestorben. Es sind noch nicht viele Jahre, daß man den Hochbejahrten regelmäßig seine Vorträge über Geschichte und Literatur auf der Berliner Universität konnte halten hören, und obwohl er niemals auf den wissenschaftlichen Geist der Studirenden einen hervorragenderen Einfluß in Berlin gewonnen hatte, war er doch auch damals noch als einer der Erneuerer historischer Darstellungsweise unter uns, als Repräsentant der liberalen Ideen und volksthümlicher Verbreitung der Wissenschaften in den weitesten Kreisen bekannt. Was aber seiner Person für die, welche ihr näher traten, ein hervorragendes Interesse gab, war, daß dieser Mann von den Tagen Friedrich's des Großen ab bis zur Verwirklichung der nationalen Einheit Deutschlands durch Preußen die großen und wechselnden Schicksale der Monarchie mit thätigem Antheile begleitet, mit den hervorragendsten Personen eines so langen und bedeutsamen Zeitraumes zum Theil in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt und mit hellem Verstande die Summe solcher Lebenserfahrungen gezogen hatte. Es ist heute noch in Berlin in der lebendigsten Erinnerung, wie er, mitten in den Zeiten einer unfruchtbaren Reaction, als Secretär der Akademie, in Gegenwart einiger der angesehensten Staatsbeamten jener Richtung am Geburtstage Friedrich's des Großen die naturgemäße Politik des preußischen Staates freimüthig dem Treiben jener Tage gegenüberstellte; damals mußte er von der ersten Stelle der Akademie zurücktreten, damit der Zorn gegen dieselbe beschwichtigt werde.

So gedenkt man denn naturgemäß mit größerer Vorliebe jetzt des außerordentlichen Reichthums der Lebenserfahrungen, welche diesem Manne zu Theil wurden, als der einer älteren Epoche angehörigen wissenschaftlichen Leistungen, welche von ihm ausgingen. Neben ihm stand in Berlin Leopold Ranke, mit dem er in keiner der Eigenschaften, welche den Historiker ausmachen, sich behaupten konnte. Von diesem ging die fruchtbare Schule aus, welche die deutschen historischen Wissenschaften auf dem Gebiete der mittleren und neueren Geschichte auf eine feste Basis gestellt hat; und auch die künstlerische Darstellung geschichtlicher Ereignisse, in welcher Raumer durch sein Werk über die Hohenstaufen für seine Zeiten eine mächtige Anregung gegeben hatte, war von Ranke und seiner Schule in Arbeiten, wie Ranke's Geschichte der Päpste, Sybel's Geschichte der französischen Revolution und Häusser's deutsche Geschichte, auf eine Höhe gehoben, hinter welcher der ältere Historiker naturgemäß zurückblieb. Dennoch hat kein historisches Werk zwischen Schiller's dreißigjährigem Kriege, Johannes Müller's Schweizergeschichte und Raumer's Hohenstaufen das deutsche Publicum so begeistert und beschäftigt als dies letzte Werk.

Am 14. Mai 1781 war Raumer in Wörlitz bei Dessau geboren, wo sein Vater als Pächter einer großen Domäne in sehr behaglicher Lage lebte. Er studirte in Halle Jurisprudenz; aber da damals ein schwacher Körper ihm nur ein kurzes Leben zu versprechen schien, folgte er freier seinen mannigfachen wissenschaftlichen Neigungen, als er sonst wohl gewagt haben würde. So hörte er philosophische, historische und mathematische Vorlesungen und genoß mit Muße das echte freie Universitätsleben des Halle jener Tage. Matthias Christian Sprengel führte ihn in die historischen Wissenschaften ein, ein Mann voll Kenntnisse und Leben und von jener Originalität, wie sie bei dem damaligen freien Universitätswesen nicht selten entsprang. So erzählt Raumer von ihm, der in seinem eigenen Hause die Vorlesungen hielt, daß er, wenn er dazu nicht Lust hatte, den Kopf zur Thür heraussteckte und sagte: „Meine Herren, heute wird nichts draus." Unter die Freunde dieser Tage zählte Raumer den Dichter Achim von Arnim und den Germanisten von Hagen. Göttingen, wohin er von Halle aus ging, machte schon mehr einen förmlichen und aristokratischen Eindruck. Schlözer, den er hier hörte, scheint keinen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben, aber die unermeßliche und wohlgeordnete Bibliothek förderte seine historischen Studien mehr als irgend einer der dortigen Lehrer.

Vom Herbst 1801 ab durchlief nun Raumer sehr rasch und glücklich die unteren Stufen der Beamtenlaufbahn. Auch in dieser Zeit blieb sein Leben getheilt zwischen Geschäften und historischen Stu-

dien, und schon 1805 finden wir ihn durch Otto von Freisingen in die große Zeit Friedrich's I. von Hohenstaufen eingeführt. Ja, selbst die Katastrophe von 1806 ließ ihn nur noch freier sich in seine historischen Studien vertiefen; es war dies die Zeit, in welcher zuerst die Grundzüge des Zeitalters der Hohenstaufen vor ihm aufgingen und er seine ersten geschichtlichen Vorlesungen vor einem gemischten Publicum in Berlin hielt. Joh. von Müller, gleich ihm in historischen Studien seine Zuflucht suchend, trat ihm nahe und erweckte in ihm den Muth, jene großen deutschen Zeiten inmitten des gänzlichen politischen Verfalles darzustellen.

Es kam die Zeit der Reform, welche jede politische Kraft für die Geschäfte gebrauchen konnte. Auch Raumer ward nun eine Zeit hindurch in wichtigen Geschäften gebraucht, und der Weg einer hervorragenden Beamtenlaufbahn in den höchsten Staatsämtern schien vor ihm zu liegen. Im Mai 1810 trat er in die Staatsschulden-Section des Ministeriums unter Herrn von Altenstein, und hier erwarteten ihn schwierige Verhältnisse und heftige Gegensätze. Chef der damals hochwichtigen Schulden-Section war Niebuhr, der spätere hervorragende Historiker. Als Altenstein zuerst Raumer empfing, sprach er aus: „Vor allem aber fordere ich von Ihnen, die Schulden-Section endlich in Bewegung zu setzen, welches höchst dringend, bis jetzt aber noch keineswegs geschehen ist." — „Ich werde," war seine Antwort, „mich eifrigst bemühen, die Sachen nach den Weisungen des Chefs der Section, des Herrn Geheimen Staatsrathes Niebuhr, zu fördern." — „So ist es nicht gemeint," fuhr der Minister fort, „Herr Niebuhr ist ein gelehrter Mann, aber er ist kein Geschäftsmann, er bringt nichts von der Stelle. Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Sie als praktischer Geschäftsmann diese wichtigen Gegenstände in Ordnung bringen und zum Ziele führen." — „Wie kann ich aber einem Vorgesetzten gegenüber ganz andere zweckmäßigere Wege einschlagen und etwas durchsetzen?" — „Da sehen Sie zu," schloß der Minister, machte eine Verbeugung und ließ ihn rathlos allein.

Schon dies Gespräch ist bezeichnend für die schwierige Situation, in welche von Raumer eintrat. Die Lage des preußischen Finanzministers nach dem Tilsiter Frieden war höchst schwierig, denn zu den laufenden Ausgaben, Pensionen 2c., alsdann zu den alten bedeutenden Staatsschulden kamen nunmehr große Provinzialschulden und die Verpflichtung, an Frankreich eine Kriegssteuer zu zahlen, welche alle Kräfte des Staates weit übersteigen mußte. Zwei Wege boten sich dar, die Geldmittel herbeizuschaffen; durch Steuern oder durch Anleihen. Es war vollkommen richtig, wenn man den zweiten Weg einschlug, aber in der Ausführung einer solchen Aufgabe erwarteten das Finanzministerium ganz außerordentliche Schwierigkeiten, und ein doppeltes persönliches Verhältniß vermehrte dieselben; Hardenberg war bereits thatsächlich an der Spitze der Geschäfte und leitete sie nach dem Willen des Königs von seinem Landsitz aus, wodurch dann naturgemäß dem ohnehin unbedeutenden Uebergangs-Ministerium alle Thatkraft gelähmt war; Niebuhr, an der Spitze der Staatsschulden-Section, besaß bei großen Blicken keine Geschicklichkeit in gleichmäßiger und leichter Führung der Geschäfte und war doch andererseits, soll man sagen von dem Ehrgeiz oder von dem Pflichtgefühl, genug von der falschen Ueberzeugung erfüllt, daß nur er an der Spitze des Finanzministeriums seine Ideen über die Wiederherstellung der Staatsfinanzen realisiren könnte.

Erst eine zusammenhängende Bearbeitung der Finanzpolitik dieser Jahre wird entscheiden können, auf wessen Seite in dem persönlichen Streite, der nun zwischen Hardenberg und Niebuhr entsprang, das Recht stand. Raumer war von Anfang an auf Hardenberg's Seite. Er beruft sich auf Stein's Urtheil, welchem Niebuhr nur als Lexikon zum Nachschlagen brauchbar erschien. Er beruft sich auf seine eigenen Erfahrungen, nach denen die wichtigsten und dringendsten Sachen in Niebuhr's großem Schreibtische verschwanden, aus welchem alsdann keine Wiederkehr war. Als Hardenberg die Geschäfte übernahm, erfüllt von der Ueberzeugung, daß nur die energische Fortsetzung der Steinschen Reform nützen könne, ließ er Raumer zu sich rufen und erklärte ihm: „Ich will, daß die Regeneration des Staates in allen Theilen und durchaus gründlich

erfolge; es müssen deshalb viele Gesetze entworfen werden. Der gewöhnliche Gang durch die Behörden ist zu weitläufig; ich will, daß eine Commission die Arbeiten entwerfe, setzen Sie die Instruction für diese Commission auf." In größter Aufregung kam Raumer nach Hause, entwarf die Grundzüge, und der Kanzler unterschrieb die von ihm entworfene Instruction für diese wichtige Commission, in welcher nunmehr die Grundlage für die Reformgesetze vom Ende des Jahres 1810 gelegt wurde. Nun begann der lebendigste und ungezwungenste Verkehr zwischen ihm als der Mittelperson der Commission und des Kanzlers und diesem Letzteren. Die Widerstände waren nicht gering, welche von den verschiedensten Seiten zu überwinden waren; wandte sich doch damals Niebuhr an den König mit einer Vorstellung, in welcher er den Kanzler der verderblichsten revolutionären Pläne beschuldigte, so daß von da ab ein gemeinsames Wirken beider Männer nicht mehr möglich war. Während so Niebuhr aus den Geschäften austrat, trat Raumer dem Kanzler täglich näher; dieser nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch und benutzte ihn zu den wichtigsten Arbeiten. „Täglich", so erzählte er, „hatte ich (bisweilen mehreremal) Vortrag beim Kanzler. Da aber Depeschen, eilige Antworten, Gesandte, der König ihn oft unerwartet beschäftigten, so konnte er durchaus keine Zeit genau bestimmen, vielmehr mußte ich den ganzen Tag seines Rufes gewärtig sein. Gern und freundlich würde er mich von dieser Unbequemlichkeit entbunden haben, weil aber die Sachen darunter gelitten hätten, konnte ich ihn darum nicht bitten. Noch mehr Noth machten mir die wöchentlich zweimal bewilligten Audienzen, wo dem Kanzler von Leuten der verschiedensten Art nur zu oft abenteuerliche, eigennützige, unmögliche Gesuche vorgetragen wurden. Doch wußte er sie nach seiner liebenswürdigen Weise zu beruhigen und bei guter Laune zu erhalten." Sie wurden auf Raumer verwiesen, der dann die nicht leichte Aufgabe hatte, ihnen „das Nähere mitzutheilen", d. h. das Gegentheil der erwarteten Gewährung ihrer Gesuche ihnen beizubringen.

Auch mit Kleist, welcher damals die Abendblätter redigirte, gerieth Raumer in einen wunderlichen Streit, der fast mit einem Duell geendigt hätte. Die Briefe, welche Raumer über diese Angelegenheit mitgetheilt hat, zeigen den großen Dichter in seinem letzten Ringen mit dem äußeren Schicksal und der ihn nicht verstehenden Welt und sind für mich erschütternder als sein noch in demselben Jahre erfolgender Selbstmord; denn sie zeigen diesen stählernen Charakter gebrochen und nicht mehr Herr seiner selbst. Er hatte begonnen, die Abendblätter zu schreiben, und Adam Müller, der sich einem bösen Dämon gleich damals schon seiner bemächtigt hatte, benutzte das Blatt, der Regierung im feudalen Interesse aus den schlechtesten Motiven der Rachsucht seinen Krieg zu machen. Während Kleist auf Unterstützung der Regierung gehofft hatte, erhielt er, als Müller die eben bestätigten Reformgesetze hämisch angriff, eine Verwarnung; der Gedanke bemächtigte sich seiner im Laufe der Unterhandlung mit Raumer, daß dieser ihn täusche und Ursache der übeln Lage der Abendblätter sei; als Raumer ihm den Geheimrath Pistor auf das Zimmer schickte, den Widerruf sehr heftiger Briefe an ihn zu fordern, als das Gespräch Kleist die ganze innere Verlogenheit Adam Müller's enthüllte, doch des Einzigen, der ihm übrig blieb, an den er sich geklammert hatte: da brach nach Raumer's Erzählung Kleist in leidenschaftliche Thränen aus. Er sprach Raumer schriftlich noch einmal den Wunsch aus, irgendwie als Schriftsteller verwandt zu werden. Ich gestehe, nicht leicht kann ich es Raumer vergessen, daß er, der damals den größten Einfluß auf den Staatskanzler besaß, den Dichter, der ihm sein Herz geöffnet hatte und in der romantischen Betrachtung der Welt ihm nahe genug stand, untergehen ließ.

Es ist ein interessanter Beleg für die unwiderstehliche Gewalt intellectueller Neigungen, wie Raumer, mitten in der glänzendsten politischen Laufbahn, von der Empfindung ergriffen ward, daß sie mit seinen historischen Studien sich immer mehr als unverträglich herausstelle, und den Entschluß faßte, sie mit einer wissenschaftlichen zu vertauschen. Sicher ward das Gefühl des Unbehagens über das Brachliegen seiner ihm werthesten Neigungen und Fähigkeiten sehr gesteigert durch die Hemmungen, welche die Reformpolitik in

Preußen erfuhr, und die Erfahrung, daß Hardenberg auf die Dauer nicht die Kraft haben würde, den Weg der Stein'schen Reform in großem Sinne weiterzugehen. Aber das entscheidende Motiv lag für Raumer in einer unwiderstehlichen Neigung und natürlichen Begabung für künstlerische Darstellung geschichtlicher Vorgänge. Diese Neigung war durch seine romantischen Freunde Solger, Tieck, vor allem durch Johannes Müller entwickelt worden; seine Geschäftsthätigkeit war ihm nur eine wichtige Vorschule geworden für das Verständniß der Geschäfte, die Geschichte geworden sind, und nun trieb es ihn, seinem Berufe zu leben. Als er Ende 1811 Hardenberg um seine Entlassung und die Professur der Staatswissenschaften und Geschichte in Breslau bat, war dieser freilich sehr überrascht und durchaus nicht einverstanden. „Sie sind", bemerkte er ihm, „ein ausgezeichneter Geschäftsmann, haben aber keine Gewähr, daß Sie ein ausgezeichneter Geschichtschreiber werden." Und als Raumer auf seinem Entschlusse bestand und der „kleine Staatskanzler", wie man ihn in Berlin nannte, seine Ernennung nach Breslau erhielt, war natürlich Berlin voll von erlogenen Erzählungen, eine Thatsache zu erklären, die so, wie sie geschehen war, natürlich dem unklaren Durchschnitte von Menschen, von Berlinern zumal, unerklärlich war. Raumer selbst erzählt mit behaglicher Komik,



Friedrich von Raumer.

welche Veränderung im Benehmen der Menschen gegen ihn vorging. „Wenn der Kanzler beim König aß, war ich öfter zu dem damals gerühmten Speisewirth Dallach gegangen. Kaum war ich eingetreten, so waren links und rechts Herren aufgesprungen und baten, ich möge ihnen die Ehre erzeigen und an ihrem Tische Platz nehmen. Als jetzt der Professor eintrat, rührte sich kein Mensch, sondern der Eine drehte den Kopf, als wollte er die Fliegen an der Wand zählen; der Andere legte die Nase auf den Teller, als suche er die feinsten Gräten, bis ich mich im Winkel an einem einsamen Tische niedergesetzt hatte. Ich war nach überstandener Krisis viel zu heiter gestimmt, dies tragisch zu nehmen."

Und so begab er sich denn noch 1811 nach Breslau, ein neues Leben zu beginnen; der wichtigen Entscheidung folgte auf dem Fuß eine andere, seine Verheirathung mit Louise von Görschen, der Tochter des Oberforstmeisters in Dessau. Nun waren alle Lebensbedingungen behaglich vereint, an das Werk seines Lebens Hand anzulegen.

Die Männer, welche uns zuerst große historische Stoffe in bedeutender Form in Deutschland boten, waren Schiller, Johannes Müller, Raumer, Schlosser. Die Geschichte des Abfalles der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges, die Schweizergeschichte, die Geschichte der Hohenstaufen und die des 18. Jahrhunderts: dies waren die großen Stoffe, auf welche die in einer dichterischen Zeit entwickelte Form und Sprache zuerst angewandt wurden. Alle vier Werke haben eine große Wirkung auf die Zeitgenossen hervorgebracht. Quellenkritik und exacte Forschung ist erst nach ihnen in Deutschland begründet worden; aber was uns zunächst das Wichtigste war, daß die Begeisterung für Ideen an das thatsächliche Leben und an das Nationalschicksal geknüpft wurde, dies ist von jenen Werken ausgegangen, unter denen heute freilich nur noch Schiller's Werke vermöge der Größe ihrer Ideen und der Macht darstellender Einbildungskraft in ihnen sich in der Kenntniß der Zeitgenossen erhalten haben.

Raumer's Hohenstaufen erwuchsen aus dem Interessenkreise der romantischen Schule, welche dem Alterthume unseres eigenen Volkes sich wieder zuwandte und Forschungen über dasselbe nach allen Seiten hin belebte. Zugleich mit seiner Freundschaft mit Achim von Arnim und Tieck wuchs dieser Plan in ihm auf. Schon da er als Referendarius in Berlin arbeitete und zuerst in ihm der Gedanke sich feststellte, als Geschichtschreiber auf seine Nation zu wirken, fand er in sich, er meinte „wie durch Inspiration", die Neigung für die Hohenstaufengeschichte entschieden. Und in der That begegneten sich in diesem Stoffe die Macht der mittelalterlichen deutschen Zeiten über die damaligen romantischen Kreise und der hochentwickelte Sinn für Stoffe, welche einer Dichtung gleich zu wirken im Stande wären.

Diese Verwandtschaft der Geschichtschreibung mit der Dichtung war es in der That, welche Raumer's lebendige Imagination für das Geschäft des Historikers einnahm. „Wie nahe", schreibt er Tieck, „der Dichter und Historiker bei der größten Verschiedenheit stehen, wird mir immer deutlicher; und mit der historischen Kunst hat es mehr auf sich als mit vielen Dingen, welche das Wort Kunst hinter sich aufladen. Meine ersten Bücher gehen mehr episch vorwärts; das von Heinrich VI. und Philipp ist dagegen fast ganz dramatisch geworden, auch sehe ich, daß dasselbe bei Friedrich II. vorwalten wird. Ich will und darf dies Naturgemäße nicht verkümmern oder wegkünsteln. Giebt es einen größeren Dialog als den zwischen Kaiser und Papst?" Dies war es; seine Phantasie war erfüllt von den großen Gestalten und Begebenheiten jener mächtigsten Epoche unserer Geschichte; es war ein unmittelbares Bedürfniß in ihm, dies Bild zur Darstellung zu bringen; wenn er schrieb, erfüllte er sich mit dem Eindrucke der Form der größten Historiker, noch lieber mit dem des Homerischen Epos; er forschte, um darzustellen. Hierauf beruhte der große Eindruck, welchen alsdann sein Werk bei dem großen Publicum hervorbrachte, und hieraus erklärt sich zugleich andererseits das nicht minder gerechte Bedenken, welches seine Art, die Quellen zu nutzen, bei den mit den Quellen Vertrauten hervorrief. „Ich lasse", so schildert er selbst seine Technik, „meiner

Feder freien Lauf; das ruhige Bessern und kühle Berichtigen folgt erst nachher." Die Worte sind sehr bezeichnend für eine Technik, die mehr oder minder Allen, die von der Imagination zur Geschichtschreibung gedrängt werden, eignet; aus ihr entspringt das Hinreißende in der Schreibart, zugleich aber, wo nicht ein ungeheures Gedächtniß, wie das von Macaulay, mitthätig ist, der Reichthum an kleineren und vielleicht auch großen Irrthümern: denn indem man aus einem frei so Entworfenen eine Reihe von Fehlern entfernt, kann man sicher sein, eine andere stehen zu lassen. So kam es, daß Gelehrte schon damals über die zu große Leichtigkeit der Arbeit den Kopf schüttelten, das Buch aber die ganze Reihe der Hohenstaufentragödien aufrief, und selbst ein Tieck es aussprach: „Nächst den Alten hat noch keine Geschichte mich so tief erschüttert und ganz und völlig durchdrungen. Ja, los werden kann ich noch immer nicht die herrlichen Gestalten, so daß sie mich in manchen Stunden stören können. Die künstlerische Anordnung ist es, welche, ohne daß wir uns anfangs darüber Rechenschaft geben können, diesen tiefen und erhabenen Eindruck hervorbringt."

Es waren die schönsten Zeiten in Raumer's Leben, in welchen er dies Werk entwarf und ausarbeitete und sich im ersten Ruhme desselben sonnte. Er fühlte sich wohl in Breslau, wo er frisches Leben und in Professoren, wie Manso, Freunde von verwandten Bestrebungen fand; bald führten ihn seine hohenstaufischen Forschungen mit Staatsunterstützung nach Italien, dem Schauplatz eines so großen Theiles dieser Geschichte. Als dann nach seiner Rückkehr die vielbekannten Turnstreitigkeiten auch ihm, wie so manchen anderen damaligen Breslauer Professoren, die dortige Existenz verleideten: bot sich die Möglichkeit, Breslau 1819 mit Berlin zu vertauschen. Fink, Hagen und Steffens folgten ihm binnen kurzer Zeit von Breslau nach Berlin. 1827 trat er in die Akademie der Wissenschaften, wo ihn Schleiermacher mit den Worten empfing: „Mit herzlicher Freude bewillkommne ich den Geschichtschreiber der Hohenstaufen, um seinen Namen in die Rolle einzutragen, wo, damit ich keinen Anwesenden nenne, die Namen Müller und Niebuhr schimmern. — Was ist nicht von einem Manne zu erwarten, welcher, kaum auf dem Gipfel des männlichen Alters angelangt, ein Geschichtswerk, wie das Ihrige, nachdem er es eine Reihe von Jahren in der Stille gehegt und bis zur Vollendung ausgearbeitet hat, plötzlich hervortreten läßt, so daß es, kaum erschienen, seinen Ruf über den ganzen Raum der deutschen Literatur ausbreitet?" Diese Jahre, in denen sein Werk die erste frischeste Wirkung übte, waren der Höhepunkt seines Lebens. Denn Schleiermacher's Erwartung sollte sich nicht erfüllen, Raumer hat kein Werk von hervorragender Natur mehr hervorgebracht. Es giebt Geschichtschreiber, welche nur ein hervorragendes Werk hervorgebracht haben, nicht wegen der Kürze des Lebens, auch nicht blos aus dem Ueberdruß, der aus dem Bewußtsein entspringt, das Geleistete auch bei mühsamster Anstrengung doch nicht mehr überbieten zu können, sondern weil nur einmal in der Jugend der Imagination Gestalten und Begebenheiten ihnen in glänzenden Farben und plastischer Klarheit aufgegangen sind. Ein solcher war Raumer. So vielerlei er später geschrieben, es ist ohne die Helle und Frische, welche nur einmal in der Jugend ihm eignete.

Er hatte ein umfassendes Werk begonnen, neue europäische Geschichte. Es ist erfreulich, ihn behaglich auf Reisen die Kenntniß der wichtigsten neueren Culturvölker erweitern zu sehen; bald in Paris, bald in London oder Nordamerika findet man ihn, und getreue Reisebriefe erfreuten das Publicum; selbst novellistischen Versuchen blieb er nicht fern; die Poesie und Literatur dieser neueren Völker wie ihr Staatsrecht beschäftigte ihn beständig. Inzwischen schrieb er, sobald er 1828 die Niederschrift der Hohenstaufen vollendet hatte, sofort seit 1824 auch an dem neuen umfassenden Werke. Er giebt ein Bild der natürlichen Gesundheit seines Wesens, wenn er Tieck schreibt: „Sie sagen, meine Geschichte Europa's müsse meinen Ruhm noch mehr gründen als die erste. Warum nehmen Sie aber nicht das Natürlichere an, daß es untergehen werde, wie Vitet und Merimée, die sich nach Ihrer Meinung nicht auf der ersten Höhe erhalten haben. Sie und Löbell quälen sich ohne Noth, mir in die Reihe der ersten Ge-

schichtschreiber aus Freundschaft hinaufzuhelfen (nur Sie nicht durch Recensionen), aber ich purzele immer wieder herunter ohne Schaden; denn komme ich auch nicht auf Beine zu stehen, die wie ein Koloß die enge Welt beschreiten, dann doch auf meine Raumer'schen Beine, die für mich gerade hinreichen und mich tragen werden, mag die Welt mich für ein Meerwunder oder für einen Esel halten." Und ein anderes Mal schreibt er: „Ich werde immer jünger, während Alle um mich herum älter werden. Die blos berechnende Klugheit scheint mir täglich unzulänglicher, der Haß gegen ganze Nationen immer einseitiger, die Unzufriedenheit über einzelne Uebel immer unbegründeter."

Und so, im höchsten Alter jugendlich, in der Zeit der niederdrückendsten Reaction ein unheilbarer Optimist, liberal und vom Siege der liberalen Ideen sanguinisch überzeugt, inmitten der Jagd nach den einzelnen Vortheilen des Lebens, die ihn in Berlin umgab, Einer, der sich des Hauptvortheiles bemächtigt hat, heiter und ohne Absichten, ohne Versteckenspielen und ohne Rechnen dem Gegenwärtigen zu leben: so wird er vor dem Geiste aller derer stehen bleiben, welche in persönlicher Begegnung je den Eindruck seiner Person empfingen.

Literarisches.

Geschichte der alten Philosophie. Von George Henry Lewes. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim, 1871.

Der Verfasser des vorliegenden ersten Bandes einer Geschichte der Philosophie ist auch bei uns Deutschen sehr bekannt als der Biograph Goethe's. Er gehört bekanntlich zu jenem Kreis empiristischer Denker Englands, dessen hervorragende Führer Grote, Mill, Buckle nun alle weggestorben sind. Lewes, der Gemahl der berühmten Romanschriftstellerin Elliot, der in den verschiedenen Ländern lange Zeit zugebracht hat, bei uns mehrere Jahre, vertritt nun diese Richtung mit ebenso viel Scharfsinn in der Entwicklung als fließender Eleganz in der Darstellung. Und er hat von hier aus den ersten Versuch gemacht, die Geschichte der Philosophie so zu schreiben, wie sie unter dem neuen Gesichtspunkt erscheint.

Seine Darstellung der alten Philosophie steht zu den Arbeiten des großen Historikers Comte in einem ähnlichen Verhältniß, wie einst die Darstellung der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts durch Gervinus zu Schlosser's Culturgeschichte dieses Jahrhunderts stand. Die schöpferischen Anschauungen und die leitenden Gesichtspunkte waren in den Werken der beiden älteren Forscher schon vorhanden. Niemand kann Lewes daraus einen Vorwurf machen, daß einer der genialsten Historiker, die je gelebt haben, die Gesichtspunkte bereits feststellte, nach denen er arbeitete; vielmehr hat man in solchen Fällen seine Freude daran, daß die Engländer von der Originalitätssucht frei sind, mit welcher deutsche Gelehrte behaftet zu sein pflegen. Das Bedürfniß, für jeden Gegenstand eine neue Auffassung zu entdecken, auch falls die wahre längst entdeckt wäre, ist bei uns wie eine erbliche Krankheit.

Wenn Lewes von Grote abweicht in Bezug auf die Auffassung Plato's, so geschieht dies nach unserer Meinung zu seinem eigenen Nachtheil. „Nachdem ich," sagt Lewes Pag. 337, „jeden platonischen Dialog (eine äußerst langweilige Arbeit) gelesen und alles Mögliche gethan, zu einem bestimmten Verständniß ihrer Absicht zu gelangen, komme ich zu dem Schlusse, daß er seine Gedanken niemals systematisch geordnet, sondern sich im Skepticismus freien Spielraum gegönnt und in jeder Erörterung bald auf diese, bald auf jene Seite getreten ist, weil er keine feste Ueberzeugung zur Führerin hatte. Er widerspricht heute dem, was er gestern gesagt und ist damit zufrieden, die Schwäche eines Gegners bloszustellen." Diese Aeußerungen sind bemerkenswerth durch die Offenheit, mit welcher eine Natur, die durch gar keinen Zug von Sympathie mit der großen Erscheinung Plato's verknüpft ist, ihr Nichtverständniß ausdrückt, und es ist zu vermuthen, daß in Deutschland, der Heimath der Platonischen Kritik, Niemand eine solche Aeußerung gewagt haben würde. In Wirklichkeit besteht gar keine Aehnlichkeit zwischen Plato und dem Manne, den Lewes so nennt, und von dem er erklärt, „er widerspricht heute dem, was er gestern gesagt."

Ganz anders und weit glücklicher ist seine Darstellung des Aristoteles, welchem er bekanntlich auch umfassendere Arbeiten gewidmet hat. Es sind besonders die anthropologischen Leistungen desselben, über welche der vorliegende Band höchst interessante Bemerkungen mittheilt; andere naturwissenschaftliche Untersuchungen sind in seinem umfassenderen Werk ausführlich behandelt und hier übergangen.

Auch ein deutscher Leser wird mit vielem Vergnügen diese Darstellungen eines geistvollen Engländers durchlesen und überall, mag er beistimmen oder widersprechen, sich lebhaft an-

geregt fühlen. Denn dadurch unterscheiden sich Bücher, wie das vorliegende, von mehr philologisch abgefaßten, daß den Leser nie das Gefühl verläßt, wie dieselben wissenschaftlichen Probleme, freilich mit ungenügenderen Mitteln, schon in jenen alten Zeiten Gegenstand der Forschung waren, welche auch die Untersuchungen der Gegenwart in Anspruch nehmen.

Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibnitz. Von Dr. Eduard Zeller. München, R. Oldenbourg, 1873.

Mit dem vorliegenden Bande empfangen wir eine Fortsetzung des umfassenden Unternehmens der historischen Commission, welches auf eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland seit der Renaissance gerichtet ist. Es ist dem engeren Kreise der Historiker bekannt, daß Ranke den Gedanken dieses Unternehmens faßte und die besondere Theilnahme des Königs Maximilian von Baiern dafür gewann. In der That war eine solche Ergänzung der historischen Arbeiten der letzten Generationen aufs dringendste zu wünschen, dennoch scheint uns die Art, wie sich jetzt dieser Gedanke verwirklicht, dem wissenschaftlichen Bedürfniß nicht ganz angepaßt. Der Zug nach populärer Wirkung macht sich in den meisten dieser Werke unangenehm bemerkbar. Ein Buch, wie das Werk über das Staatsrecht von Bluntschli, entspricht nicht den Ansprüchen, welche die von der königlichen Akademie der Wissenschaften unterstützte Commission hatte stellen müssen. Ja, selbst Lotze's Geschichte der Aesthetik läßt in Rücksicht des Materiales und der objectiven Darstellung viel zu wünschen übrig, was man denn freilich bei einem Manne wie Lotze unter dem Eindruck wirklich bedeutender Mittheilungen gern vergißt.

Um so gespannter erwartete man die Arbeit von Zeller, und sie ist in der That, soweit ihn nicht der Plan der Akademie einschränkte, von hervorragendem Werthe. Freilich ist es nicht leicht, aus jener großen Bewegung, welche in der Renaissance anhebt und nach einander die vier großen modernen Naturvölker Italiener, Engländer, Franzosen, die Deutschen nebst den Niederländern ergriff, die philosophische Entwicklung Deutschlands abzusondern. Denn die Wissenschaften bleiben nicht an den Grenzen der Nationalitäten stehen, und ihre Darstellung innerhalb eines einzelnen Landes muß demgemäß gewissermaßen Anleihen machen aus der allgemeinen intellectuellen Bewegung, wie dies denn auch Zeller gethan hat. Indessen findet sich die Geschichte der Philosophie in einer günstigeren Lage wie die irgend einer positiven Wissenschaft. Denn eine Erfahrungswissenschaft, wie die Chemie oder die experimentelle Physik, ist völlig unabhängig von den Grenzen der Staaten und Völker. Philosophie aber hat schon in der Vorstellungswelt, wie sie die Sprache einer Nation fixirt, eine nationale Grundlage; und eingehender Forschung erweist sie sich überhaupt von der nationalen Cultur ebenso bedingt als andererseits von der allgemeinen Lage der positiven Wissenschaften. Wir bedauern, daß Zeller diese Beziehungen nicht in sein Werk mit aufgenommen hat; einige seiner früheren Arbeiten zeigen, daß er sie wohl durchschaut; offenbar haben die räumlichen Grenzen, die ihm gesteckt waren, ihn hier, wie an anderen Punkten, bedeutend gehemmt. Und doch hätte die ganze Rechtfertigung seines Unternehmens, die philosophische Entwicklung einer Nation darzustellen, darauf beruht, daß er diese Bewegung in ihren ursächlichen Beziehungen zu der Cultur dieser Nation dargestellt hätte.

Eine andere Schranke lag in der Aufgabe populärer Darstellung. Ohne Frage ist es möglich, auch sehr verwickelte wissenschaftliche Operationen völlig klar darzustellen, wenn man über das Papier des Buchhändlers und die Zeit des Lesers gänzlich freie Verfügung hat. Die 58 Bogen des vorliegenden Bandes zeigen schon, daß der Autor sich verrechnete, und im Verlauf seiner Arbeit das Buch ihm über das übliche Maß anschwoll. Aber auch so, in den erweiterten Grenzen, die er ihm gab, vermochte er nicht, ihm die höchste Deutlichkeit zu geben in dem Rahmen eines einzigen Bandes. Er setzt ein in behaglicher Darstellung; seine Charakteristik von Leibnitz ist vorzüglich, und um die Darstellung Wolf's und seiner Schule zur Wiederaufklärungsphilosophie hat er sich große Verdienste erworben. Nun erscheint doch auch Lessing in dem Zusammenhang, in den er gehört. Aber die Schwierigkeiten erwarten ihn, wo Kant anhebt. Wir zweifeln, daß es je gelingen werde, vollständige Abbilder so durchgebildeter philosophischer Systeme, wie sie nunmehr folgen, in so engem Rahmen zu entwerfen. Für den Schulgebrauch wird stets das Bedürfniß einer solchen Darstellung vorliegen, aber der gebildete Leser wird wünschen, die Darstellung ausschließlich eingeschränkt zu sehen auf die fruchtbaren und folgereichen Ideen der Forscher, diese aber in ihrer ganzen Begründung. Wenn ein solches Verfahren der Subjectivität mehr Raum giebt, als man wünschen möchte, so ist dies hier ebenso unvermeidlich, wie es in der politischen Geschichte auch ist.

In der Gründlichkeit der Forschung, in der Klarheit der Auffassung und in der Eleganz der Form ist diese Geschichte musterhaft und ganz des berühmten Geschichtschreibers der griechischen Philosophie würdig.



Ein Spaziergang in Lappland.

Von

J. Dulk.

III.

Wenn man die braunen Sandflächen, die gelblichen Felsengebirge der Wüsten des Südens durchwandert, so spricht der unmittelbare Eindruck von der Menschenleere und Verlassenheit dieser Orte. Kaum je ein Vogel, eine Schlange, ein Schakal oder Insecten, das ist Alles, was man anzutreffen erwartet. Anders in den weitgestreckten Thalsenkungen des menschenleeren Lapplands. Wälder, über Hunderte von Quadratmeilen, über Bergzüge und Thäler sich erstreckend, decken die Leere, strömende Wasser durchziehen, helle, glänzende Seen durchleuchten das Land, und wenn der Sommer kommt, wuchern Büsche, üppiges Gras und farbenreicher Blumenwuchs über den Sümpfen, den Felsen, den Ufern; das Thierreich von den schwärmenden Insecten bis zum mächtigen Bären, das springende Eichhorn, der glänzende Fisch, unzählige Arten von Zug- und Waldvögeln erfüllen Höhen und Tiefen mit buntem Leben, und nur der Mensch findet sich einsam, verlassen in der Wüste, — weil der Mensch ihm fehlt, ihm nirgends sichtbar wird, weil die Früchte ohne Ernte verdorren, Sumpf, Wasser und Felsen seinen Schritt hemmen, die Fichtenwälder von gefallenen Stämmen starren und — von den Würmern des todten Holzes zerfressen, mit langem, schwarzem Moose wie mit Trauerfahnen behangen — veröden, weil das Pfand des Geistes, die Cultur, hier dem Leben und Sterben, dem blinden Walten der Naturmächte nicht gebietet. Lebt man sich ein, so verschwindet dieser Eindruck zum großen Theile. Man muß sich hier an die sparsamen Zeichen der Cultur und an deren Bedeutung erst gewöhnen, um in ihnen das Gesetz des Menschen und seine Nähe zu empfinden, um in den Andeutungen eines Fußsteges, in einem Bärenspieß, einer einsamen Axt mitten im Walde, seinen überwachenden Geist anzuschauen und zu würdigen. Wenn ich sonst wildfremd in große Städte kam, in denen riesige Bauten, unabsehbare Straßen mit Kreuz- und Quergängen, mit Haufen ärmlicher Häuser und angeklebten Hütten sich zusammendrängen, und ein hastiges, rauschendes Treiben wie Meeresstrudel alle Ziele, alle Ordnung, alles Wirken zu verschlingen scheint, so ergriff es mich wohl wie ein mächtiges, ja unglaubliches Wunder, daß hier dennoch Ziel und Zweck, Eigenthum und Ordnung, ein überschauender, Alles

wissender und sorgender Geist herrschen sollte: und ich konnte dann den zauberartigen Eindruck ermessen, welchen solcher Anblick auf den Naturmenschen, der plötzlich da hineingeführt wird, ausüben müsse. Hier wurde mir das Gegenbild zu einem ähnlichen Wunder — eine weite, unendliche Natur häuslich gemacht, bewohnt, beherrscht von einer Handvoll in ihr sich verlierender Menschen! Und doch ist Beides offenbar kein Wunder in dem Sinne vollendeter Macht und Einsicht, den wir ihm beilegen. Das Menschenreich ist wohl nur eine Selbstoffenbarung des Naturlebens, wie die Complexe der Ameisen unter, der Bienen über der Erde, der Menschengeist nur ein wirkendes Naturelement im Weltleben wie die anderen. Denn gleich unvollkommen und gleich wunderbar wie der Instinkt baut er seine Werke, naturnothwendig, und lernt an seinen eigenen Schöpfungen erst das Bewußtsein der Gesetze, das er fertig vom Himmel erhalten zu haben so gern träumt. Die Natur, das große Leben des Ganzen, arbeitet mit ihm, in ihm; und seine größten Wunder bringt er mechanisch oder aus kleinen Einzelheiten hervor, deren wirkenden Zusammenhang er kaum ahnt. Und so ist auch die Menschenherrschaft in diesen Waldwüsten. So verloren der Einzelne hier lebt, mit der Nöthigung meilenweiter, ja tagweiter Wege, ehe er den Nächsten trifft, so bringt er es doch zu Stande, die reiche und wieder so feindliche, übermächtige Natur mit seinem Gesetze zu erfüllen, in seiner Weise zu beherrschen und zu verwenden als sein Eigenthum. Er greift mit dem Bewußtsein getrost das Einzelne an; er kennt diese Sümpfe, diese Wasser, diese Wälder, und, durch Wissen mächtig, bringt er Ort und Zeit und, wo es Noth ist, den zweiten und dritten Menschen dazu, seinen Willen zu thun. Und hat sich das oftmals erfüllt, so wandern nicht mehr die Vögel, wechseln die Waldthiere, ziehen die Fische nicht, noch schwinden die Jahreszeiten, ohne daß sie alle ihm ihren Tribut geben, gleich als ob er es Alles ordnete. Hier ein gefällter Baum, dort hochgeschichtete Laubhaufen, hier abgeschälte blutrothe Birken, dort ein umzäunter Heuschober, ein einsames Netz, ein verlassenes Boot, eine Vogelfalle, ein bleichendes Fuchs- oder Wolfsgebein, aufgerichtet als Herrschaftsmal, lassen den unsichtbaren Herrn erkennen. Und so wird ein aufsteigender Rauch in diesen Wüsten ein Abbild jener Wolken- und Feuersäule des erwählten Volkes in der Wüste Peträa's, denn sie zeigt das Heiligthum, den Sitz des Menschen an, den Herd des Herrschergeistes in der Natur. Nicht mehr Zuflucht, Schutz und Nothdurft suchend, sondern behaglich, sicher und wohlgemuth wohnt er nun auch unter der grimmen Kälte, dem Dunkel und dem oft drei Ellen hohen Schnee eines fast achtmonatlichen Winters, und spinnt die Fäden seiner Herrschaft zu immer reicherem Gewebe aus. In der That gedeihen diese nordischen Pionniere der Civilisation im Kreise der ihnen natürlich gewordenen Entbehrungen und Gewohnheiten ganz kräftig, obwohl sie oft genug nur mit einer Axt und einer Ziege als Inventar — das Land erhalten sie umsonst — anfangen; und sie gewinnen bei einiger Intelligenz und Thätigkeit aus Jagd und Fischfang, Waldnutzung und Renthierbesitz auch die Mittel zum Eintausch eines mäßigen Luxus in europäischen Culturbedürfnissen.

Qvikkjokk, unter 66,56° 53′ nördlicher Breite und etwa 1000 Fuß über dem Meere, zu deutsch „strömender Fluß“, liegt am nördlichen Ufer des Saggat, unmittelbar bei dem Ausfall des wild mit dem aufgenommenen Njätsojokk herabströmenden Kamajokk und gegenüber dem westlich einfallenden Tarrejokk. Der Ort hat vier Haushaltungen, was in dieser Nähe der unwirthbaren Fjällen schon eine Seltenheit, und auch wohl die Folge nur einer ehemaligen, von der Mitte des 17. bis zum Eingange des 18. Jahrhunderts hier bestandenen Silberschmelzhütte ist, welche aus den Erzen der etwa 9 Meilen entfernten Berge Kedkevara und Alkevara gespeist wurde. Wenn man die Dächer aller diese vier Häuser umstehenden Scheunen, Ställe (für Kühe, Pferde und Schafe), Vorrathshäuser für Nahrung, Geräth und Werkzeug zählt, so bringt man 45 Gebäude zusammen. Der Glöckner und Schulkatechet Manberg, lappischen Ursprunges, in dessen Haus ich wohnte, hat allein 20 solcher „Lador“, darunter auch eine Schmiede; und ohne Schwierigkeit fügt der wohlhabende Ansiedler jedes Jahr eine neue Lada je nach Bedürfniß hinzu,

da diese Balkenhäuser, freilich so lässig, daß sie oft nicht über 30 Jahre aushalten, leicht von zwei Menschen aufgebaut werden. Bunt und doch einförmig genug ist nun der Anblick dieser nach allen Richtungen der Windrose aus und durch einander stehenden Hütten mit ihrer schmutzigen Holzfarbe, ihren grauen oder schwarzgrün bemoosten Dächern von Brettern, Schindeln oder Birkenrinde; aber wenn im Sommer Busch und Strauch ausschlagen, die Weide, die Akazie blüht, Wiese und Sumpf des sanft aufsteigenden Uferplatzes mit dichtem, saftigem Grün sich füllen, die Himbeere zwischen die Felsen sich lehnt, die Kartoffel blüht, das Weizenfeld im Winde schwankt und ein Flor von Blumen und von hochblühenden Pflanzen die Wiese schmückt, unter denen die vier Fuß hohe „Almök" (Epilobium angustifolium) mit strahligen Zweigen und fleischrothen Blüthen sich auszeichnet, die hier haufenweise zusammensteht, gleich rosigen Blumensträußen im Grünen — dann gewinnt das Ganze auf dem Grunde des dunkelen, von drei Seiten einrahmenden Tannenwaldes und, so zu sagen, erleuchtet von den drei tiefrothen Häusern, dem Pfarrhause links, dem Glöcknerhause in der Mitte und rechts der Kapelle mit dem rothen Glockengerüste zur Seite, ein lebendiges, freundliches und inmitten der weiten Oedemark bedeutendes Ansehen, das etwas später durch die auf Stangen hoch aufgebundene Heu- und Kornernte nur noch origineller wird.

Freilich muß man sich für einen idyllischen Naturgenuß zunächst hier an diesem Platze zwischen den Häusern, der selten zwanzig ebene Schritte erlaubt, genügen lassen; ein ruhiger Spaziergang ist unmöglich. Ueberall findet man Wald, überall auf- und absteigenden, von Sümpfen, Bächen und Steinen unaufhörlich unterbrochenen Boden. Das Fahren ist nur möglich nach der großen Bodennivellirung durch den Schnee, und Wagen existiren daher hier nicht. Wie herrlich wäre ein Gang längs den Ufern des Kamajokk, wenn er nicht steter Kampf mit Baum und Busch und oft eine Turnübung wäre. Schon ehe der Fluß in den zwei letzten Absprüngen, deren Strudel und tosende Gewaltsamkeit kein Abbild wiederzugeben vermag, sich zwischen Felsen in den See stürzt, strömt er eine halbe Meile lang über Terrassen von mannigfaltiger pittoresker Schönheit nieder, mitten im Walde, zwischen Felsen, Birken und Tannen, mit immer vermehrter Gewaltsamkeit, die ihm den Namen des Enak-Elf eingetragen hat. Seine Wasserfälle im gewundenen Lauf und in getheilten Strömungen sind unerschöpfliche Schauspiele reicher Bewegung und schöner Formen, wechselnd je nach dem Standpunkt auf den Steininseln des Flußbettes oder fünfzig Fuß hoch von den Ufern herab — die dicken, grünen, metallenen Stromgüsse voll übermächtiger Gewalt, die siedenden Kessel, die sprühenden Schaumbetten der Strudel. Dort oben eine so regelmäßige, schöne Wasserkunst, daß sie für einen fürstlichen Anlagegarten bestellt scheint — über einen eirunden Fels herab strömen die Strahlen und bilden die festen Bogen einer ovalen krystallenen Krone mitten im Gewühle der Wasser; und wenn der Strom von den Schneemassen der Fjällen höher geschwellt wird, wandelt die Krone sich zum vollen Glockenmantel, der in grünem Glanze halb durchsichtig den Stein umhängt. Nicht weit davon eine hoch aufstehende wasserblaue Rolle mit Bortenbesatz von weißen, herabhängenden, flatternden Quasten neben einander, die stets im Herabgießen in kräuselnden, tanzenden Schaum sich lösen und stets neu gebildet oben hängen. Ueber die Terrasse stürzt eine weite, grünklare Fluth wie fließender Krystall, theilt sich und gleitet abschüssig in zwei Nebenströmen nieder, die ihre runden Oberflächen zum Theil in einander hineinrollen wie Schmelzflüsse, die sich durchdringen, ehe sie zerfließen. Dann stoßen sie auf einen Steinblock und, an seiner gehöhlten Wand hoch aufschießend, bildet sich eine rückwärts laufende Welle mit sprudelndem, weißem Schaum, die dreikantig wie eine große Nase fort und fort über die herabkommende Fluth hinaustanzt. Dann wieder fließt die Mitte des Stromes hellgrün in breitem, tief hinab und aus der Tiefe aufsteigendem und wieder sinkendem Bogen wie ein polirter Spiegel mit walzenförmig rollender Fläche, um gleich darauf, von der Seite her gedrängt, mit regelmäßigen Rinnen canellirt zu werden — ja weiter herab steht das Wasser still und plätschert ruhig wie ein Binnensee mitten im strö-

menden Flusse, kleine lustige Wellen nach allen Seiten hin schlagend mit tanzendem, senkrecht aufsteigendem Schaum. Bald ist Alles wieder ein brodelnder, sprühender Kessel, ein Meer von Wellen, Felsen und Schaum. Phantastische Wesen, verschleierte Frauen, Palaststufen, Pforten, Glocken, strahlende Sonnen, Kameelsättel, zweifach und dreifach über einander gebaute Kronen stehen hier und da, dazwischen Thiergestalten. Hier ein sitzender Eisbär, dem fort und fort das Wasser über Kopf und Rücken rinnt, und der, wie ich das Stromufer hinaufgehe, bis ich ihm gegenüber bin, ihn deutlicher zu sehen, verschwunden ist und an seine Stelle eine Grotte gezaubert hat, eine wirkliche Meergrotte, gothisch gebaut, die Außenwand ein dicker, weißschäumiger, fester Mantel, innen helle, meergrüne, gewölbte Felsen- und Krystallwände und in der Tiefe ein Wasserstrahl rund und voll in die Grotte niederfließend. Unerschöpflich ist die Gestaltungsfähigkeit des donnernden Elementes und keine Bewegung, die immer dauerte oder ganz wiederkehrte. Aber um so wilder und selbstwilliger die weiten Schaumwürfe, die aus dem Flußbette hervorspringen, hier senkrechte Wasserkünste, dort schräge, spitze Strahlen, die wie Pfeile schießen und weithin fliegen. Und sprüht über dem Becken die Luft von Schaum und Regen, so wirft der Sonnenstrahl durch den Dunst einen Regenbogen herab auf die gährende Fläche, der stets ertrinkend und stets auftauchend wunderbar weich im Schaume hingegossen bleibt.

Für die mühsamen Promenaden muß Fischfang und Jagd entschädigen. Schwärme von kleinen und großen Drosseln, die Birken-, Ring-, Weindrossel u. a. beleben besonders die Ufergebüsche; in den Wäldern und mehr auf den Bergen das neugierige Haselhuhn, die Schnepfenarten, der bunte, prächtige Seidenschwanz, das scheue Fjällenhuhn (rypa), das zweimal, wie der Hase, jährlich das Kleid wechselt, im Sommer braun und rostgelb wie die Sommer-Fjällen, im Winter schneeweiß wird, der große, hier selten gewordene Auerhahn, das Birkhuhn, das Rackelhuhn, die Spechte, der schwarz und weiße Varvogel und manche andere, von denen ich nur die dort üblichen Namen kenne; dazu dann die Wasservögel, die zahlreichen Gänse- und Entenarten, die in den Sümpfen und Seen so reiche Nahrung finden. Mit dem feinen Wildpret, das immerhin selten auf die Tafel flog, konnten an Wohlgeschmack die zahlreichen delicaten Fischarten aus nahen und fernen Gewässern wetteifern, mit denen meine Wirthe stets ausgiebig den Tisch versorgten, und an denen ich, gegenüber den vielen Gräten und dem mageren Fleisch unserer gewöhnlichen Fischarten, erst zu einem klaren Begriffe darüber kam, was Fisch sei und wie er gleich dem Fleische nähren und sättigen könne. Besonders zeichnete sich darunter der Rothlachs (Röding) mit seinem zarten und setten rosigrothen Fleisch aus und verlor nur einigermaßen dadurch, daß er oft zu „Frukost", „Middag" und „Quäll" (Abend) unausbleiblich erschien. Weit mehr freilich verlor das neben Kuh- und Schaffleisch seltene Vogelwild durch den barbarischen Grundsatz der lappischen Küche, das Feuer nicht zu sparen, Eier fünf Minuten, Fische bis eine Stunde, Fleisch zwei Stunden kochen zu lassen und ähnlich den Braten zu behandeln, auch Alles mit Pfefferblättern und -Körnern, Senfblättern, Muscat u. dergl. aufzubeizen. Nur einmal — unterwegs auf dem Reisemarsche — feierte ich einen Triumph über diese ländliche Sittlichkeit in einem jener ureinfachen, noch dem Lappenzelt ähnlichen Ansiedlerhäuser, in denen man zu dem mitgebrachten Schiffsbrot einen Topf Milch oder gar Kaffee geliefert erhält. Als ich eintrat, erblickte ich auf dem Stubenherd einen großen, schön brodelnden Kessel am Holzgerüst, aus dessen Wasser Vogelklauen emporragten. Dem Bedauern, daß man mir nichts vorsetzen köme, entgegnete ich mit der Frage nach dem Kesselinhalte. Das sei Auerhahn, aber eben erst aufgesetzt, das heißt also in zwei Stunden fertig, und so viel Zeit hatte ich allerdings nicht. Mir aber klang das „eben aufgesetzt" (das nie so streng genommen wird) wie Musik; mit meinem Messer bewaffnet schritt ich zum Herde — eine prüfende Berührung überzeugte mich, und rasch entzog ich dem dampfenden Siedbade so viele — bereits zerlegte — Theile, als ich „lagom" (ein für Alles gebrauchtes Wort) d. i. bequem, fand. Die Leute starrten mich ohne Verständniß ungläubig an, und als sie meinen Ernst

sahen, begriffen sie nur, daß ich ein gänzlich uncultivirter Mensch, wo nicht Kannibale sei; ich aber feierte in dem eben reif gewordenen delicaten und durch keinen Beisatz beeinträchtigten Mahle den befriedigendsten Genuß dieser niederen Sphäre der Sinnlichkeit — wie die balsamischen Mumien in Qvikkjokk ihn nicht gewähren konnten. Sehr empfindlich gegen die letzteren und unsere Küche war mein Hausgenosse während einer Woche daselbst, Mr. Emile Brell aus Lyon, der sich nicht entschließen konnte, dabei wie ich den guten Willen und die ausgezeichneten Mehlgebäcke, welche die treffliche Glöcknersfrau zu erzeugen verstand, immer obligat mitzuschmecken; er fand das Fleisch stets „excessivement — gaté — abimé — ruiné“ und konnte überhaupt, mit viel Chokolade und chemischen Pharaoschlangen hergekommen, seine Ideen und Ansprüche nicht wohl mit dem Befunde des Landes ausgleichen. Nichtsdestoweniger ertrug der junge Mann sehr wacker die Strapazen einer dreitägigen Fjällenreise mit verschiedenen Unglücksfällen. Ganz anders geduldig, leicht befriedigt war ein zweiter Reisender, Mister Dapples, ohne bestimmten Wohnsitz in der Welt seit sechs Jahren, in Constantinopel, Jerusalem, Palmyra, Ninive, letzthin auch in Island gewesen, ein vielerfahrener Odysseus, welcher hier, von seinen Führern im Stich gelassen, die Besteigung des Suoloitjalma, des höchsten Fjällengipfels, in alleiniger Gesellschaft eines jüngeren Landsmannes resolut, nicht ohne Lebensgefahr, ausführte. Der Contrast seiner Befriedigung als Gegenspiel der des Franzosen war so groß, daß er mir täglich von der liebenswürdigen Gastlichkeit in dem Pfarrhause, seinem Logis, erzählte und dabei die culinarischen Herrlichkeiten, die er genossen, wie im Triumphe herzählte, so daß ich nothgedrungen, um nicht meine Wirthe in Schatten zu stellen, ihm die Liste meiner Genüsse nicht minder emphatisch vorhielt, welches bei deren thatsächlicher Anspruchslosigkeit komisch genug war. Was die Hauptwerthe betraf, das Vogelwild, so hatte selten einer den Vorzug, weil ich meist mit dem Pfarrer zusammen auf die Jagd ging und wir Ungleichheiten möglichst ausglichen. Mister Dapples jagte nicht, fischte aber halbe und ganze Tage lang und reiste die meiste Zeit „morgen“ ab, da er noch die Fjelde und Fjorde Norwegens in Aussicht genommen hatte, ehe er nach Hamburg und Dresden Schlittschuh laufen ging, um dann in London sich zur Reise in den Kaukasus vorzubereiten, die er mit dem Frühling antreten wollte. Da sich aber das schöne Wetter stets als zu schade für die Reise, das schlechte wieder als unnöthig beschwerlich für dieselbe erwies, so wurden aus den Tagen noch Wochen und die Nächte begannen eben zu dunkeln, als uns beim Spaziergang am Ufer auf der einzigen gangbaren, jährlich mehr fortgeschwemmten Wiese das erste Nordlicht überraschte, welches zumal durch das nie gesehene schwarze Licht für mich zum ergreifenden Schauspiel wurde. Ein breiter, majestätischer Lichtbogen, südlich uns gegenüber, vom Nammats aufsteigend, durch den Adler, die Milchstraße, am Polarstern vorbei bis zum nördlichen Horizont der Fjällen herab, wölbte sich über uns, glänzend weiß, wolkig, doch in steter innerer Bewegung. Die Strahlen im Süden schossen bald breit über den östlichen Quadranten, umhüllten ihn gleichsam, während in seiner Mitte mehr und mehr ein wolkiges Schwarz sich häufte, ballte und jetzt eine riesige, himmelgroße Gestalt — wie Odhin's — bildete, in einen Mantel gehüllt, aus dem der rechte Arm wie mit einem Scepter hervorragte, rings wie von einer Aureole, von scharf abgrenzenden, blendenden, bewegten Strahlen umgeben. Und jenseits nahm auch der westliche Himmel eine schwarze Farbe an, ein eigentliches kohliges Schwarz und doch so dünn, daß man die Sterne, in buntem Lichte, zumal den Arcturus, durch den schwarzen Schleier glänzen und funkeln sah. Und Odhin zerfloß — in weiße Strahlen, die im Inneren des Bildes hier und dort auftauchten, löste das mächtige Götterbild sich auf und in Ruinen kämpfte das schwarze Licht noch mit dem weißen, ganz so wie dieses plötzlich und wechselnd entstehend in Streifen und zu Flächen, zu drohenden Gewitterwolken anwachsend, ohne mehr als das weiße den Sternenhimmel zu verdecken, der, ziemlich klar, nur am Horizonte mit wirklichen Wolken behangen war. Der majestätische Bogen, welcher östlich vom Polarsterne den ganzen Himmel umspannte, stand noch

immer; aber auch er wurde von diesen schwarzen Lichtern durchzogen und stellenweise ausgelöscht, mehr und mehr, bis er nur noch in Nordnordosten wie ein aufgehender Mondschein glänzte. Doch an seine Stelle trat nun, eben so weit westlich vom Polarstern, ein anderer Lichtbogen, und dieser hing wie eine Theaterdecoration, wahrhaft wie ein Vorhang nieder, der seine Falten in Wellen wälzt; von Süden gegen den Norden herüber ging diese rollende Bewegung, und doch schossen querdurch immer längere Strahlen — wie ein Auf- und Niederlassen des Vorhanges, dessen Saum von einem leisen, röthlich-violetten Licht eingefaßt blieb, in dem die hinabsinkenden Strahlen ihre Schärfe verloren.

Solcher „Nordschein", wie das Licht hier genannt wird, ist eines der häufigsten, aber eigenthümlichsten, prächtigsten Schauspiele dieser Zonen und zeigt oft die wunderbarsten Formen und Bewegungen. So sah ich am Meere später scharfe, glänzende Lichtstreifen wolkenartig Mal auf Mal vom Zenith herabschießen und augenblicks — in Richtungen, die von dem wirklichen (Ost-) Winde ganz unabhängig blieben — eilig davongetragen, wie von schnellem Winde fortgeweht unter merkbarem Rollen, wobei sie die Regenbogenfarben in parallelen, gewundenen Längenstreifen zeigten, bis sie verweht waren. Während dessen stand in halber Höhe der Mond in einem breiten, weißen Wolkenfelde, das aus parallelen, fast rechtwinkelig einander durchschneidenden Wolkenstreifen gebildet wurde, und war von einem höchst wunderbar anzusehenden Hof umgeben, dessen Inneres, zwei Mondbreiten weit, wie gestickte weiße Seide glänzte, eingefaßt in einen dicken, wie röthlich-gelber Plüsch aufquellenden Rahmen.

Die meisten Reisenden — fast ein Dutzend — die ich in Qvikkjokk ankommen sah, blieben weniger als acht Tage und Keiner nahm den früher gewöhnlichen Weg über den Kjölen, um in Bodö mit dem Dampfschiff nach Süden oder weiter nach Norden zu gehen; Alle kehrten nach Luleå zurück. Die Meisten kamen aus England, wo das Reisen nach Qvikkjokk eben Mode zu werden beginnt, darunter auch in Gesellschaft eines ältlichen Herrn drei Frauen, Mutter, Tochter und junge Freundin, während bis dahin nur die Frau eines schwedischen Professors, aus Stockholm, die Reise gewagt hatte. Diese verhältnißmäßige Frequenz erklärt sich zum Theil wohl durch die außerordentlich niederen Kostenpreise, da man hier mit einem Thaler täglich allen Bedürfnissen gut genügen kann und die Seefahrt von Stockholm nach Luleå auf den elegant eingerichteten Concurrenz-Dampfern ohne die Beköstigung nur etwa 12 Thaler kostet, die erste Klasse 35, die zweite 30 schwedische Riksdaler à 11⅓ Sgr. (40 Kreuzer). Indessen fand sich die Mehrzahl erst nach der entsetzlichen, etwa sechswöchigen Mückenzeit ein, welche ich ganz zu überstehen hatte, da ich vor Ende Juni, ihrem Beginn, eintraf.

Gleich anfangs, um mir einen Blick von den Fjällen, an deren Fuß ich war, zu gestatten, beschloß ich, den bedeutendsten der näher gelegenen Gipfel, Vallispiken, zu besteigen, und der freundliche Pfarrer kam meinem Wunsche auf liebenswürdige Weise entgegen, indem er mich zu einer Familienpartie einlud. Bruder und Schwester seiner Frau, jener ein neugebackener Student von Umeå, waren eben bei ihm eingetroffen und überdies hatte er den Besuch eines Missionars, Herrn Strömberg, erhalten, der in Smeds (schwedisch: Mattisudden) bei Jokkmokk einer von dem Missionsverein für Lappenkinder gegründeten Schule vorstand. Wir fuhren Nachmittags vier Uhr über den Ausfluß des Kamajokk hinüber, in dessen Strudeln Hedda, die Schwester des Studenten, nur mit einem Ruder bewaffnet, trotz der Verlegenheiten, die ihr muthwillig bereitet wurden, sich kräftig und geschickt als Steuermann erwies. Jenseits des Flusses, nur von einem vierzehnjährigen Lappenbuben, Amma Tuorda, begleitet, dessen Eltern, ihre für eine selbständige Sommerweide auf den Fjällen zu geringe Renthierherde einem Stammgenossen übergebend, für den Sommer an einen nördlich gelegenen See fischen gegangen waren, und der den geringen Proviant der Gesellschaft trug, stiegen wir etwa vier Stunden lang durch die letzten Ausläufer des Nadelwalds der Lappmarken eine ziemlich steile Wand aufwärts und wanderten dann über die kahle Hochebene bis zu einem großen Stein, der als Wegweiser in der Wüste dient

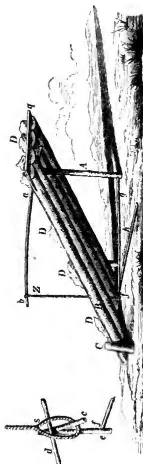
und von den Lappen, die im Herbst von den Bergen herabziehend hier ihre Renthierkühe melken, der Milchstein genannt wird. Fast mit dem ersten Schritt auf die freie Platte des Hochgebirges überraschten wir eine schöne große Fjällenhenne reis verborgen hatten. Schon hier, gegen 2000 Fuß über dem Thal, bot das Land, wenn wir auf unsern Weg zurücksahen, einen überraschend schönen Ausblick. Zu unsern Füßen das weite tiefe Becken des Saggaträsk mit bergigen, wild roman-



Wallis-Pik.

mit sechs bis acht Jungen, die, fünf Schritt von uns, mit den Händen zu greifen gewesen wären. In höchster Aufregung, aber in stolzer mütterlicher Haltung, schritt das sonst so scheue Thier, da wir standen, vor uns hin und her, reckte den Kopf, hob sich, flog aber nicht eher auf, als bis sich die Kleinen glücklich im nahen Birken- tischen Waldufern und Inseln, links dicht bewaldet der tiefe Einschnitt des Kamajokkbettes mit dem noch hörbaren Brausen seiner Fälle, rechts in breiterem Thale der Tarrejokk, wie ein silbernes öfters getheiltes Band von der Höhe sich herabschlängelnd, oben aber, jenseits seiner, die sanften weiten Flächen und Abhänge der

südlichen Fjällen, vielgestaltig, hier ein ganz rundes Haupt, dort ein Grabmal, braun, mit Mänteln oder Flächen und Abstürzen von Schnee; und neben uns das doppelt so hohe nächste Fjäll Kaskaivo mit der steilen Wand, die braunes Moos und Gras zierten — wenn wir uns aber unserm Ziele zuwandten, der „Zuckerhut" Vallis-Pik als Vorgrund weiterer wilder Alpenketten, Kuppen und Piks. Während wir rüstig auf ihn zuschritten, hatte ich einen „Fjällen-piper" (Pfeifer) geschossen, und das Weibchen, welches alsbald auf die Stelle zurückkam, zeigte sich so betäubt und verwildert, daß es mir fast gegen die Brust flog. Einem anderen auf einem Felskegel sitzenden Vogel schlich Samuel, der Student, der auch ein Gewehr führte, von der einen, ich von der anderen Seite zugleich nahe; ich schoß aber, da es schwierig und zeitraubend war, zu frühe, mußte bei dem großen Vorsprung der Anderen schnell laden und ließ die Brille, deren ich mich beim Schießen bediente, auf einem Felsstück liegen — ein unter diesen Culturverhältnissen absolut unersetzbares Kunstproduct. Sobald ich es bemerkt hatte, eilte ich, von Amma gefolgt, zurück und eine Stunde lang unter den zahllosen ähnlichen Terrassen und Felsstücken vergeblich hin und her, so daß ich zum „Milchstein" erschöpft genug kam, um ein durch Hedda's Sorgfalt indessen dort aufgetischtes vortreffliches Smörbröd sammt Kaffee mit ganzem Bewußtsein zu genießen. Das junge Mädchen, in praktischer, vorzüglich wohlstehender Kleidung — einem grauen Staubhemd mit hübschem doppelten rothen Zackenbesatz, grauen, in die Lappschuhe geschnürten Beinkleidern, und einem leichten platten Strohhütchen über den lockigen braunen Haaren — machte, nach abgelegter Botanisirkapsel, die Wirthin mit aller schwedischen Grazie und Munterkeit, trank jedoch selbst trotz des anstrengenden Marsches nicht Kaffee, nur Rahm mit Wasser. Das Wasser war aus den Schneeflecken der nächsten Felsenkluft genommen, das Holz, ganz wie in der arabischen Wüste, von den lebenden, aus der Erde gerissenen Büschen und brannte vortrefflich, wenn auch mit stärkerem Rauch wie dort. Ein nicht geringer Vortheil war aber hier eben dieser Rauch und Qualm, der allein uns vor den Mücken schützen konnte und so den Genuß des Mahls ermöglichte. Denn mit dem Abend werden sie ärger als je; auch in dieser Höhe noch folgten die Schwärme jeder Person wolkenartig, Hut und Kleider bedeckend, und erst später mit dem letzten



Saim (Holzfalle).

steilen Spitzberge des Vallis-Pik, wo ein kalter scharfer Luftstrom sich geltend machte, wurden wir plötzlich frei von ihnen und konnten, des unsäglich ermüdenden Tücherfechtens überhoben, das geschwollene Gesicht und die Hände kühlen.

Gegen 10 Uhr brach nach ziemlich trübem Wetter die Sonne im Norden durch

die Wolken hervor über einem Meer von Fjällen, das zerstreut durch den Abgrund des hier unbewaldeten Kamajokkthals seitwärts vor uns blieb. Ihre Strahlen entzünden nun ein neues Leben, ein prächtiges Schauspiel. Erst übergießt sie eine einzige Fjällenspitze inmitten des Nebels und Wolkendunkels mit rosig hellem Lichte, den runden stumpfen Kegel wie mit einem Kranz von Duft und Strahlen abtrennend und ihn aus dem mitternächtigen Riesenreiche der gehäuften Gebirgskolosse wie eine Offenbarung des dennoch dort wohnenden Lebens heraushebend — dann plötzlich schüttet sie Strahlen rothen Lichts zwischen die Berge hinein, in die Abgründe und Klüfte. Die Kuppen läßt sie in dunkelen Schatten und übergießt nur hin und wieder eine Bergseite: aber die Luft zwischen ihnen erfüllt sie wie mit selbständig leuchtendem Lichtnebel, der wie ein dunkeles Feuer geheimnißvolle Gründe und Tiefen da unten zeigt, ohne sie aufzulichten. Sie bringt Körperformen, Höhe und Tiefe in diese Innenwelt, man sieht nun, es ist ein Zauberland, eine Feenwelt, in der Schneewittchen's Zwerge geschäftig hausen, hier Metallglanz schmiedend, dort Wasserfäden ziehend, so unter dunklem Busch verhüllt, welcher dort zerstreut in der Tiefe sich an die Berge schmiegt, daß sie selber unnahbar, ihre Reiche verborgen bleiben, während Schneekappen die Berge, und Wolkenschichten die Gebirgswelt heimlich zudecken.

Nun ging es immer steiler den Pik hinan, trotz einzelner Schluchten. Hedda sammelte fleißig die wundervoll gefärbten, eigenthümlich fremdartigen Pflanzen der Polarzone, die bald in feinsten zierlichen, bald in massigen Formen uns begleiteten und noch ganz oben aus den Steinfeldern hervorwuchsen; sie discurirte dabei mit Samuel lebhaft über Classification und lateinische Namen, zum Zweck ihres Herbariums, und mir ward eine feine duftige Linnaea borealis zu Theil. Auch der Jagd widmete sie Aufmerksamkeit in so weit, als Samuel ihr die geladene Flinte gab und das Ziel zeigte. In einer Erdfalte, zehn Schritt vor uns, hob sich ein kaum flügges Huhn; ich sagte, daß ich es nicht schießen wolle — skjut!* rief sie so energisch, mit klangreicher, voll und ruhig hallender Stimme, daß ich's doch gethan hätte, aber der Schelm von Vogel mußte wohl Schwedisch verstehen; mit äußerster Anstrengung, von dem Hall aufgetrieben, verschwand er. Der letzte Theil des Weges, wo die Mücken uns verließen, war ein steiles Aufsteigen über Schiefergerölle und größere Steine — denn der Schnee war geschmolzen — und erst um 1 Uhr standen wir auf der Spitze des Vallis-Pik, der nach Norden in das Thal des Kamajokk fast lothrecht abfällt, auf seinen nackten Felskanten und Wänden nur Borten von Rennthiermoos tragend. Wir hatten den 67. Grad erreicht und waren 4300 Fuß über dem Meere, gegen viertehalbtausend Fuß über dem Saggat. Bis jetzt war der Pik, den wir von Süden bestiegen, zwischen uns und der Sonne gewesen; aber auch nun war diese nicht sichtbar hinter den Gebirgszügen, nur die sonnenbeglänzten Wolken mit weißen und rosigen Rändern. Doch ein Viertel nach Eins trat ihr Körper mit klarem Lichte hervor, die märchenhafte Aussicht erleuchtend. Vor uns, nach Mitternacht hin, in tiefem, steilem Grunde der Kamajokk, eine Unzahl von Kanälen, Sümpfen, Inseln bildend mit niedrigem, sporadischem Buschwerk, ein unheimlich Gewirre, nicht Land nicht Wasser. Jenseits der Tiefe die Fjällen aufsteigend in Reihenzügen, Porte-Tuodar zunächst, dann Ruotivare, rechts Wasjä, weiterhin Ultivis, und vor ihnen, ganz rechts, Kabbla-Tuodar gelagert mit drei größtentheils sichtbaren hochgelegenen Seen. Links aber die wahre Unendlichkeit der Fjällen, vielgestaltig, wunderlich, durch einander geworfen, Dutzende von Spitzen und Kegeln zwischen aufgestauten, reihenweise wie zum Branden bereiten und doch erstarrten Wellen, Alles schneebedeckt, weit hinziehend — die erstarrte Unendlichkeit als Ausgang des Lebens, als Ende der Welt. — Ganz links stand abgetrennt, sich fern von den anderen haltend, als Riese Suoloitjalma, der auf Norwegens Grenze zum Meere herüberblickt. Dicht hinter uns dann Kaskaivo, von hier aus ein steiler, nur von Rennthiermoos und spärlichem Gras bekleideter Felsrücken, weiter drüben die braunen und schneeigen kahlen Hochebenen, gen Mittag aber die Niederung des Saggatträsk, in der zwar Qvikkjokk verborgen blieb hinter dem

* Sprich: schut, d. h. „schieß!"

Vallisjäll, aber doch ein rothglänzendes Gebäude am südlichen Ufer, das jüngst erst angelegte Malinjarka, den schönen Contrast des dunkeln Waldlebens und der blauen ruhigen Seefläche höher belebte, die Bergufer aber fast verschwanden, Storholmen, die Felsinsel, wie ein platter Busch ins Wasser gedrückt erschien. Wie wir uns so an der Rundsicht erfreuten, kam das Steinfeld herauf ein Häschen gesprungen, eifrig und geradaus, als wollt' es uns einholen und die schöne Aussicht — denn sonst war doch hier nichts aufzusuchen — theilen. Doch auf achtzig Schritt merkte es, trotz des scharfen Südwindes, unsere Stimmen, sah auf, besann sich ein Weilchen und entschloß sich, vielleicht im Gefühl seiner Stärke, muthig auf demselben Wege zurückzuweichen. Als Gedenkzeichen unsers Besuchs errichteten wir ein fast mannshohes Mal, mit enormer Deckplatte, von vier Männern mühsam gehoben. Der scharfe Wind zwang uns dann, auf der Nordseite unter steiler Wand Schutz zu suchen, und ein Fläschchen Cognac, mit dem ich versehen war, stärkte den Naturgenuß. Hedda verschmähte die Stärkung, aber ihr Humor hatte weder durch Strapazen noch Kälte gelitten; sie nahm Samuel die schwere alte Büchse ab, zielte und feuerte mit allerliebstem Jagdruf auf — einen Schneefleck im Abgrund — er sprang auch, wie ich ihr betheuerte, zweimal in die Höhe und lag nun schief. Der kleine magere Amma lebte förmlich auf in diesen Regionen. Er jauchzte und sang — wie die Lappen singen, inspirirte Worte sprechend, was sie nur bei Unglücksfällen in Trauer, oder über einem erlegten Bär in Lust thun — er sang seine eintönigen Lappenweisen über die Berge hinaus, sprang von Stein zu Stein, warf seinen „Sob" wie eine Lanze, rollte Felstrümmer in den Abgrund hinunter und strahlte vor Vergnügen und Freude an der Natur, die er „so schön" fand. Im Herabgehen jagte er über die Schneeflächen hin, die die Anderen sorgsam vermieden. Als ich ihn lehren wollte, so steilen Abhang auf dem Stabe herabzureiten, brachte er es zwar nicht zu Stande, fuhr nun aber sitzend mit größtem Vergnügen die Flächen herab und fand an Hedda Nachfolge.

Noch einmal, um 4 Uhr machten wir Halt an einem kleinen tiefen See, um ein zweites sehr nöthiges Mahl, einfach wie das erste, zu nehmen, und nach einem neuen, dem verlorenen Kunstobjecte wiederum vergeblich gewidmeten Aufenthalte fuhren wir zehn Uhr Morgens zurück über den Kamajokk. Es war der letzte Spaziergang des liebenswürdigen, sanften und tieffühlenden Missionärs von Smeds; zwei Monate später war er einem lange schon drohenden Brustleiden erlegen.

Im Herabsteigen erregten die Ueberreste alter schwerer Holzfallen in unglaublicher Zahl meine Aufmerksamkeit. Ich erfuhr, daß mit ihnen der jetzt fast verschwundene Auerhahn früher in ungeheuren Mengen gefangen wurde. Da die Fallen eine uralte Nomaden-Ueberlieferung und eine hübsche Probe lappischen Scharfsinns sind und mein Wirth in Qvikkjokk mir bereitwillig ein kleineres Modell herstellte, so will ich sie beschreiben zum Nutzen für Liebhaber von Vogel-, Marder- und Mäusefallen, oder auch für die Jugend, die an einem leicht construirbaren, zum Spielzeug verkleinerten Modell großes Gefallen finden dürfte. Vier 6 bis 8 Fuß lange Balken B, die durch ein vermittelst eines Spaltes in sie gezwängtes Querbrett q zusammengehalten und wie eine Klappe aufgerichtet sind, werden auf einen etwas schräge eingeschlagenen Pfahl A gelehnt, doch nicht unmittelbar, sondern vermittelst eines unter das Querbrett q geschobenen Stabes ab, von dessen hinterem Ende b ein geflochtener Ruthenzweig Zs durch einen Zwischenraum der Balken bis fast auf den Boden herabgeht. Dieser Zweig endet in eine Schlinge s, und wenn man in letztere einen Haken ce, wie ihn jeder Ast bildet, einhängt, und zwischen den oberen Längentheil des Hakens und die Schlinge ein Querstäbchen d legt, so hält dieses Querstäbchen die Schlinge unterhalb der Balken fest, so lange der Haken nicht nach vorn ausschlagen kann. Zur Verhinderung des Ausschlagens aber lehnt man einen Zweig oder leichten Stab, etwas zugespitzt, zwischen den Haken und den Pfahl, was man noch durch kleine Vertiefungen bei h und g unterstützen kann. Der geringste Druck auf diese Ruthe fg — auf die man noch, damit sie das Thier nicht unberührt überschreiten könne, zwei Nebenruthen oder Stäbchen hh zur Seite lehnt — macht sie frei, macht den Haken jählings über-

schlagen, sammt dem Querstab zu Boden fallen und befreit damit den Zweig Zs, der sammt dem Stabe ab die Balken nicht mehr tragen kann, sondern, während diese niederstürzen, kopfüber hinausgeschleudert wird. Dabei verhindern zwei am unteren Ende der Klappe in die Erde geschlagene kurze Seitenpfähle C die Balken am Ausgleiten. Das Wild wird natürlich unter dieser Last zerdrückt und die Falle zu besserer Wirkung oftmals noch mit Steinen DD beschwert. Der Lappe nennt diese Falle Satim. Der schwedische Ansiedler, der sie als sein Nachfolger im Waldland nunmehr seinerseits häufig aufstellt, nennt sie Flaka. Der Fuchs freilich ist meist zu schlau, um sie zu berühren, aber der Marder, der Vielfraß — der auch den Renthieren sehr gefährlich ist und der in der Eisenfalle stets das gefangene Bein abfrißt und entkommt — die Otter und insbesondere der Auerhahn, dessen Name Tjuktje dem Lappen sprichwörtlich zur Bezeichnung eines Dummkopfs gilt, wird leicht in ihr gefangen. Er folgt den Gangstiegen, über welche die Satim quer aufgestellt wird, meist getreulich und auch Haselhuhn und Schneehuhn erleiden öfters aus gleichem Grunde sein Schicksal.

Die unerwartete Müdigkeit und Schlafsucht, welche der achtzehnstündige Fjällenmarsch bei allen Theilnehmern hinterließ, bekämpfte ich durch Bäder, die ich, meist bei der Felsinsel Storholm, wechselnd zu Tag- und Nachtzeiten versuchte, immer aber von einer gewaltigen Frische fand, die sich anfangs wohl wenig über Null erhob. Sie sollten zugleich die Hautentzündungen der Mückenstiche und womöglich das Rheuma des Arms mildern. Die Mücken wurden nun vollends unerträglich. Auch Gewehr und Ruder konnte ich nicht mehr führen ohne Handschuhe und selbst durch Glacé-Leder, wie durch die dicken wollenen Winterhandschuhe stachen sie, wenn nicht augenblicklich verjagt, hindurch. Gesicht und Hals ließen sich vollends nicht mehr schützen. Die Unmerklichkeit ihrer Bewegungen, die Schnelligkeit ihres Stichs, die Unerschöpflichkeit ihrer Zahl machen die Abwehr unmöglich. Sie dringen in die Kleider, ohne gleich zerdrückt zu werden, bis sie Ruhe zum Stechen gefunden haben; sie setzen sich zwischen die Finger, in die Ohren, Lippen, in das Innere der Nasenflügel; sie sind in der schlimmsten Zeit durch keine Bewegung zu verjagen, ich habe sie oftmals aus der Haut gerissen, ohne sie mehr als stückweise entfernen zu können. Sie entgehen durch den Luftzug, wie auch, wenn sie getroffen sind, durch eine unglaubliche Zähigkeit des Lebens oft den eifrigsten Schlägen. Der Mensch zieht sie durch sein Verweilen in immer dichteren Schaaren an sich. So ist denn in den Zimmern mit ihnen das Schlafen oder doch das Einschlafen fast unmöglich. Du hast den Raum eben zur Nacht mit unendlicher Mühe und Ausdauer von Mücken gesäubert — aber schneller als dir das Einschlafen gelingt, hörst du ihr Summen wieder, das eigentlich ein Trompeten ist und schmetternd und erregend klingt, trotz der Trompeten von Jericho. Du bist entschlossen, sie nicht zu beachten, um den schon nahe gefühlten Schlaf nicht zu verscheuchen, nach dem du dich sehnst — aber die Trompeten berühren hinfahrend wie ein kühler Wind deine Haut, ohne sich festzusetzen und mit dem erwarteten Stich zu enden, oder sie ruhen nur einen Augenblick und beginnen gleich wieder. Sie streichen längs den Schläfen und Augenlidern, sie kitzeln die Nasenöffnungen — du schlägst die Augen auf: so nah am Gesicht soll dich die Hand doch schnell von ihnen befreien. Aber nun geräthst du in ein Labyrinth von Irrgängen. Zunächst ist, was du für zwei Mücken nahmst, ein Dutzend Mücken und du merkst dich schon mehrmals angesogen, — denn die meisten kommen schweigend und saugen anfangs wenig merkbar. Nun empfindest du das Brennen in Schläfen und Nase, fühlst mit Erstaunen die aufgeschwollenen Lippen — wo kommen sie alle her, nachdem du rein Haus gemacht? Und nicht minder unnatürlich dünkt dich das Andere: dein Schlag trifft nicht, du siehst sie fortfliegen, wie gefeit. Erst spätere Erfahrung lehrt dich, daß sie nicht das Schlüsselloch brauchten, daß diese frei über die Erde gestellten Häuser den Fußboden ihnen als nie sich schließende Eingangspforte bieten, sowie daß deine Hand fehlt, weil dein Auge die gar zu nahe Fliegende falsch abschätzt. Doch der Schlaf ist dahin. Du begreifst, daß du die Quälgeister erdulden mußt. Du suchst dich zu verhüllen — aber die Athemnoth treibt dich aus deiner Festung heraus;

du suchst ihnen das Wenigste preiszugeben, aber dies Wenige nimmt bald eine brennende Temperatur an, die den Schlaf nicht duldet. Du denkst dir etwas aus, du verhüllst dich vermöge alter Cigarrenkisten oder sonstiger Kunstgriffe in eine ganz leichte, aber rings abschließende Decke, welche dir Raum zum Athmen gewährt — nun bist du wenigstens das infame Trompeten los; gelegentlich empfundene Stiche nimmst du ruhig ohne Bewegung hin, und schläfst endlich, endlich ein — um beim Erwachen deine künstliche Stellung vernichtet zu finden, eine ordentliche Erkältung zu fühlen und, wenn du beim Waschen die Stirn unter die Hände bekommst, dich erstaunt zu fragen, ob das deine Stirn oder ein fremder Körper sei, so hügelig und dick von den Beulen geworden findest du sie.

In ihrer rechten Zeit erfüllen die Mücken alle Räume außerhalb und innerhalb der Wohnung. Daher ist auch ein geistiges Arbeiten ohne einen Schutz, wie ich ihn erfand, unmöglich. Es ist nicht sowohl der Schmerz und die Entzündung, wie bei den Mosquitostichen, obwohl auch giftigere Insecten, eine mittlere grüne Bremse mit starkem keilförmigen Stachel, eine lange dünne Schmeißfliege mit gewölbten Flügeln u. a. m. unvermerkt an ihrer Jagd theilnehmen: aber unter der entzündenden Hautaufregung wird die Existenz mit der Zeit unerträglich; die Geduld ermüdet, Vorsicht ist umsonst, die Anstrengung wird zu Schanden — man wird schreckhaft und geräth unter dem Jucken, Brennen und allgemeinen Glühen der Haut wohl in eine unnatürliche Aufregung, die zu unbedachten Bewegungen, Leidenschaften und zur Seelenstimmung einer maßlos gequälten, unentrinnbar von den Verfolgern gefaßten Creatur hinführen kann. Wie Mückenschwärme (culex ripiens) ohne Zweifel eine der ägyptischen Landplagen bildeten (2. Mos. 8, 16), so mögen sie sehr wohl auch das Vorbild der griechischen unentrinnbar quälenden Erinnyen, der Alles beschmutzenden Harpyien gewesen sein; denn sie verstehen auch das Essen zu besudeln und alle Eßlust aus dem Menschen zu treiben.

Die Lappen und Ansiedler wenden im schlimmsten Fall auf einer Unterlage von Rahm den Theer, letztere auch in Oel gelöstes Pech (Beckolleum) an. Ich konnte mich zu dieser Bedeckung des Körpers, die überdies schnell abfällt, nicht entschließen, und baute mir nach den gehörigen Erfahrungen aus einer ägyptischen Takieh (weißen Kappe), aus Schleierflor und Leinwand mit Hülfe von Draht und Cigarrenkistenplatte einen Mückenhelm, der den Augen freien Spielraum gewährte, vor dem Gesichte einen großen kühlenden Luftraum frei hielt und wie Hals und Haupt, so auch die Brust durch Leinwand vollkommen abschloß. Fortan konnte ich auf der Wiese liegen, im Walde gehen, in der Stube arbeiten, und wenn ich ruhen wollte, mit größtem Seelengleichmuthe sprechen: Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten — ? Doch für Haus und Zimmer lernte ich bald ein anderes Mittel gebrauchen, das dort in den Wohnhäusern und Viehställen allgemein angewendet wird — den schwelenden Rauch einer aus Rinden- und Holzarten bestehenden, in einem Kessel auf dem Kamin entzündeten Mischung, Mood, welcher Tag und Nacht den Raum erfüllt, und je nach seiner Stärke die Mücken gründlich vertreibt, wenn er freilich auch nur von einer gesunden starken Brust auf die Dauer ertragen wird. Wer ihn für die Nacht vermeiden will, dem ist zu rathen, sich möglichst einzuhüllen und ruhig, unbewegt wie eine Wachsfigur, liegend die unvermeidlichen Angriffe ohne Spur von Gegenwehr stoisch hinzunehmen. Es ist, da Gazevorhänge hier nirgends im Gebrauch sind und für ganz wirkungslos gehalten werden, nicht nur das einzige, sondern auch ein relativ gutes Mittel, denn ich habe bemerkt — während ich eine behauptete Schonung blasser Gesichter nicht wahrnehmen konnte — daß, wenn man gar kein Lebenszeichen giebt, die Mücken sich meist verlieren und daß die Stiche der durch keinen Widerstand aufgeregten Insecten ziemlich unmerklich sind und auch später weit schmerzloser bleiben. Wenn ich sagte, das einzige Mittel, so vergaß ich Mr. Dapples, den Engländer. Er beschwerte sich gar nicht, er hatte sich undurchdringlich für die Angriffe gemacht, und sein Mittel war einfach: die Beulen durch schonungslose Behandlung in Hornhaut zu verwandeln ... ich konnte an seinem Halse die Richtigkeit des Erfolgs constatiren. — Uebrigens sind im südlichen Ruß-

land Gesichtsmasken gegen diese Plage gebräuchlich.

Die beste Art, den Mücken zu entgehen, war nun jedenfalls ein Ausflug in jenes Reich der sommerlichen Fjällen, in welches Nomaden und Renthiere sich vor ihnen zurückgezogen hatten und welches das charakteristische Lebensmedium für das eigentliche Lappenvolk bildet. Zwar hatte ich Vertreter dieses Volkes bereits mehrfach kennen gelernt, besonders bei ihren gottesdienstlichen Besuchen der Qvikkjokkapelle; eine Einsegnung von Knaben und Mädchen sah ich im Costüm der nationalen Festkleider, und eine andere Einsegnung, zur ewigen Ruhe, die auch dem auf den Fjällen sterbenden Lappen nur hier bereitet wird, schloß das Bild dieses Lebenslaufs vor meinen Augen ab. Die kleine Kapelle, Filiale von Jokkmokk, höchstens hundert Menschen fassend, nur durch Vorbaue für Eintritt und Sakristei von der Form des Wohnhauses sich unterscheidend, ist innen ungetüncht, mit Dachfugen, durch die der Sonnenstrahl spielt, und natürlich unheizbar, ohne anderen Schmuck als ein von der Frau des schwedischen Botanikers Prof. Andersson jüngst geschenktes und selbstgemaltes, fast mädchenhaftes Jesuskind über dem roth behangenen Altar. Sie sieht einsam von einem kleinen Hügel auf das Wasser herab und in die immer öde und einsam scheinende Natur. Wenn aber der Todte in schmucklosem Sarg vor ihrer Schwelle niedergesetzt wird und die Andacht, der Gesang der wenigen ihn Umstehenden ihn feiern, wenn er die Gebete und Bibelsprüche des Pastors, mit der schönen, lehrvollen, in die Weite hallenden Stimme, wenn er den Segen und letzten Gruß über der symbolischen Schaufel Erde empfängt, so erhebt die große, feierlich ernste Natur, die wundersame Stille, der kaltwehende reine Lufthauch solch' ärmliche Feier zu ergreifenderem Verständniß und beredterer Deutung, als aller Pomp prunkvoller Leichenbegängnisse es vermag.

Doch nicht nur die Kenntniß von Einzelheiten, auch Ueberblick und Anschauung des Lebens und Lebensfeldes der Nomaden wollte ich erlangen, und da die Sonne, die mich im Bette zwischen zwei und drei Uhr öfters durch die Hitze ihrer Strahlen aufweckte und gelegentlich um Mitternacht den Regenbogen wölbte, nun Nacht wie Tag bequem zur Wanderung erhellte, so rüstete ich mich nunmehr zu dem beabsichtigten Spaziergang in die Fjällen.

(Schluß folgt.)

Die höchste Sternwarte der Welt.

Dicht neben dem Sitze der vor kurzer Zeit eröffneten deutschen Gesandtschaft in Bogota sieht man ein eigenthümliches thurmähnliches Gebäude inmitten eines Gartens sich erheben, der von einer hohen Mauer umschlossen wird. Es ist schwer, in das Geheimniß dieses Raumes einzudringen; denn die Thür ist stets verriegelt und die Mauer zu hoch, um einen Blick zu gestatten. Mich trieb es indeß zu dieser Stätte; denn an sie knüpfen sich gar ehrwürdige Erinnerungen; sie ist ein redendes Zeichen, daß hier inmitten der Anden einmal ein reiches, wissenschaftliches Treiben sich entfaltet hat.

Auch in jüngster Zeit hat Bogota tüchtige Gelehrte hervorgebracht, die es wohl verdienen, besser in Europa gekannt zu sein, als bis jetzt der Fall ist. Als die Glanzperiode seines wissenschaftlichen Lebens erscheint aber die Zeit kurz vor dem Beginn der Freiheitskämpfe, der Ausgang des vorigen und der Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Dieser Zeit gehört jener Bau und seine Umgebung an: die Sternwarte von Bogota und der botanische Garten.

Unserem Bilde kann man schon entnehmen, daß wir es mit einer ehedem blühenden, jetzt aber längst verlassenen, vollständig verödeten Anlage zu thun haben; den Zeugen früherer Herrlichkeit. Trotzdem bietet ein Spaziergang durch den blumenreichen, aber seines wissenschaftlichen Zweckes entkleideten, beinahe verwahrlosten Garten, sowie ein Durchwandern der fast ganz leeren Gemächer des Hauses, mancherlei Interesse.

Die Anstalt beruht auf einem am 1. Mai 1783 erlassenen Decret des schon früher erwähnten Vicekönigs Antonio Cabalero y Gongora. Durch jenen Erlaß wurde „die

Gründung eines astronomischen Observatoriums, sowie die Anlage eines botanischen Gartens" verfügt und José Celestino Mutis zum ersten Director der beiden zu vereinigenden Institute ernannt, der berühmte Naturforscher (geb. 1732 zu Cadix), zugleich Astronom und Botaniker, der um Columbien sehr große Verdienste sich erworben hat.

Zuerst widmete er sich vorzüglich der Botanik, indem er theils in Mariquita, theils hier in der Hauptstadt ein großes Pflanzenwerk zu verfassen begann: Die „Flora von Bogota." Bei den Sammlungen für die Arbeit machte er viele wichtige Entdeckungen, z. B. drei verschiedene China-Arten, den Bogota-Thee. Sein erstes Studium war den Pflanzen der Küsten Neu-Granada's und der Ufer des Magdalenen-Stroms gewidmet; alsdann entdeckte er in Mariquita unter anderm werthvolle Metalle, wie z. B. Quecksilber. Seit 1791 lebte er ständig in Bogota; er erhielt die nöthigen Geldmittel, um seine Flora zu beendigen: eine Sammlung von Pflanzen-Abbildungen, die spanische und quito'sche Maler nach der Natur ausgeführt hatten. Damals gründete Mutis außer einer Freischule für Zeichenunterricht auch den botanischen Garten, der etwa 20000 Pflanzen gehabt haben soll; er legte Sammlungen von Mineralien, Holzsorten, Samen, Seegegenständen, Vögeln und Insecten an; eine großartige Grundlage für spätere Forschungen. 1801 kam Humboldt nach Bogota, den in Europa schon vielfach genannten Mutis kennen zu lernen, er besuchte häufig die Stätte, die unser Bild vorstellt, verbrachte viele Stunden mit Mutis in gelehrten Unterhaltungen und drang besonders darauf, daß „die Flora von Bogota" der Oeffentlichkeit übergeben werde.

Dies ist nie geschehen; noch heute ruht das Werk vermodernd in den Archiven von Madrid, wohin es nebst den anderen Sammlungen von Mutis 1816 der spanische Wütherich Morillo entsendete.

Mutis hatte seine Arbeit kaum in den Hauptzügen beendet, als er am 2. September 1808 in Bogota verstarb. Wenige Jahre vor seinem Tode hatte er aber ein Werk vollendet, das schon allein seinem Andenken die größte Hochachtung und Ehre sichern würde; er ließ nämlich auf seine Kosten inmitten jenes botanischen Gartens eine Sternwarte aufführen; der Erbauer der Kathedrale Domingo Petrez vollführte den Bau in der Zeit vom 24. Mai 1802 bis zum 21. August 1803.

Der botanische Garten als solcher ist verschwunden; die wohlgebaute Sternwarte aber, die zeitweilig als Militärschule gedient hat, noch leidlich erhalten.

Die Form dieses 2686 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Gebäudes ist ein achtseitiger Thurm, der bei einer Höhe von 56 Fuß an jeder Seite 13 Fuß Breite hat; sein Durchmesser beträgt, die Mauerdicke abgerechnet, 27 Fuß. Er besteht aus drei Etagen, von denen die erste von halben toscanischen Säulen getragen wird, die in den Winkeln und auf einem das ganze Gebäude umlaufenden Sockel stehen. Auf diesem Parterre steht das Hauptlocal, das schön gewölbte Beobachtungszimmer; es hat $26\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser und zeigt dorischen Stil. In dem Schlußstein des Gewölbes befindet sich ein Loch, um einen Sonnenstrahl hindurchdringen zu lassen auf den im Fußboden eingelassenen Meridian; so bildet sich hier eine Sonnenuhr von $37\frac{7}{10}$ Fuß Höhe; da jedoch die Construction nicht regelrecht ist, stehen die Fenster nicht in Harmonie mit dem Meridian, der dieselben unter rechtem Winkel schneiden sollte. An der südöstlichen Seite des Achtecks befindet sich die Wendeltreppe, welche nach diesem Zimmer sowie nach dem platten Dache führt; sie ist von einem Gewölbe bedeckt, das den Boden eines anderen $60\frac{1}{2}$ Fuß hochliegenden Gemaches bildet, in welchem der astronomische Quadrant für meridianische Höhenmessungen stand.

Die Zahl der Instrumente war ehedem nicht gering; ich finde verzeichnet, daß der König von Spanien der Sternwarte geschenkt habe: „Einen Quadranten von Lisson, zwei Theodoliten von Adams, zwei Chronometer von Emery, zwei Thermometer von Naisne, zwei tragbare Compasse und sechs Dutzend Glasröhren für Barometer." Dem Eifer des Directors war es gelungen, außerdem vier Achromaten von Dollond, drei Teleskopen, einen Octanten, einen künstlichen Horizont, mehrere Thermometer und Barometer zu erlangen. Hierzu kam noch mancher andere Apparat,

z. B. das Chronometer, welches La Condamine bei seinen Beobachtungen gebraucht hatte; ein Bird'scher Viertel-Zirkel von 18 Zoll Radius mit äußerem Mikrometer, derselbe, welcher Humboldt auf seiner Reise nach dem Orinoco gedient hat, 2c. 2c. Wo sind alle diese Apparate geblieben? Während der Kriege und Revolutionen sind sie verschwunden, spurlos verschwunden, so daß selbst die besten Kenner der Specialgeschichte von Bogota keine Antwort zu geben vermögen; die einzigen astronomischen Instrumente, welche die Sternwarte seitdem gesehen hat, rühren von dem bekannten General Tomas Cipriano Mosquera her, der, 1866 und 1867 Präsident der Vereinigten Staaten von Columbien, in der Mitte des Jahres 1870 vom Congreß wegen Staatsumtriebe abgesetzt, hier sich als Staatsgefangener dilettantisch mit Astronomie beschäftigte.

Mutis hatte bereits bei seinem Tode die Sternwarte einem Gelehrten unterstellt, der in jeder Hinsicht würdig war, sein Nachfolger zu werden, nach meinem Dafürhalten einem der größten Männer, die Columbien hervorgebracht hat.

Francisco José de Caldas, geboren zu Papayan 1771, war 1788 nach Bogota ins Colegio del Rosario gekommen, um Jurisprudenz zu studiren; aber von früher Jugend an fesselten ihn die Naturwissenschaften, und besonders war es die Astronomie, der er huldigte. Ehe noch die Sternwarte erbaut war, widmete er sich dieser Wissenschaft und construirte nach eigener Idee Instrumente, die einen Humboldt aufs höchste überraschten. Zu Anfang des Jahrhunderts unternahm dann Caldas mehrere naturwissenschaftliche Reisen in diesem Lande, besonders eine große Untersuchungsfahrt durch die Küstenländer des Pacific, welche von reichen Erfolgen gekrönt war; 1805 machte ihn Mutis zum Astronomen der Sternwarte.

Beim Tode des Ersteren blieb Caldas in seinem Amte und ward zugleich mit der Verwaltung des botanischen Gartens betraut; er gründete damals in Bogota ein naturwissenschaftliches Blatt: El Seminario, welches wesentlich dazu beigetragen hat, die Kenntnisse von der Natur dieses Landes, seinem Klima, seiner Geologie, seiner Flora und Fauna zu erweitern, namentlich auch die Kenntnisse seiner allgemeinen Geographie. Dasselbe enthält auch unter anderm einen Artikel über die Sternwarte, in welchem es heißt: „Wenn die Sternwarten Europas den Vorzug einer Auswahl der besten Instrumente besitzen, so hat dies Observatorium doch das vor ihnen voraus, daß von ihm beide Hemisphären beobachtet werden können; die hohe Lage begünstigt die Beobachtungen auch dadurch, daß sie eine fast beständig klare Atmosphäre hervorruft. Einst betrachtete der berühmte Lalande die Errichtung einer Sternwarte auf Malta als ein großes Ereigniß, was würde er über den Beobachtungsposten in Bogota gesagt haben, dieser liegt nur 4 Grad, jener 36 Grad über dem Aequator. Auf unserem Observatorium können zu jeder Jahreszeit Beobachtungen gemacht werden, während die andern den Nebeln und ungünstigen Witterungsänderungen ausgesetzt sind. Mit einem Herschel auf der Sternwarte von Bogota, wie würde die Kenntniß des Himmels und seiner Sterne sich erweitern!“

Ein Andenken an Caldas war noch vor einigen Jahren im jetzt ganz verödeten Observatorium vorhanden, nämlich jene Inschriften-Tafel, welche 1742 die französischen Akademiker Bouguer und La Condamine auf der Francesurcu-Höhe in Ecuador mit Rücksicht auf ihre berühmte Aequator-Messung in eine Art Monument eingelassen hatten. 1804 fand Caldas diesen geodätischen Denkstein als Brücke über einen Bach, er rettete ihn hierher; unterm 24. April 1857 bestimmte indeß der hiesige Congreß, der soeben einen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrts-Vertrag mit der Nachbarrepublik Ecuador abgeschlossen hatte, daß an diese die Tafel ausgeliefert werden sollte, um dieselbe wieder an ihren früheren Platz zu versetzen. Ob dies geschehen ist, vermag ich nicht zu sagen.

So lange Caldas sich den Wissenschaften widmen konnte, stand die Schöpfung von Mutis in bester Blüthe; um sie schaarte sich ein Kreis tüchtiger Gelehrter, werthvolle naturwissenschaftliche Arbeiten wurden begonnen, wichtige Beobachtungen verzeichnet, mit den ersten Vertretern europäischer Naturforschung bestand ein enger Verkehr. Diese schönen Anfänge vernichtete der Krieg.

Ein nicht untüchtiger aber immerhin einseitiger Gelehrter dieses Landes, José Maria Vergara, meint, „der wilde Freiheitssinn vom 20. Juli 1810 habe dazu geführt, daß hierselbst für immer diese Richtung wissenschaftlichen Geistes untergegangen sei; von ihren Zöglingen seien die einen in den politischen Umtrieben, die anderen in den Kriegsunternehmungen untergegangen." Freilich hat der Freiheitskrieg gegen die Spanier den schönen Kreis zerstört, allein die Gelehrten thaten eben nicht mehr als ihre Volksgenossen, wenn sie die Waffen ergriffen.

Für Caldas, der im Moment der Entscheidung nicht gezögert hatte, für sein Vaterland einzutreten, war das Martyrium bestimmt; ihn ließ der genannte General Pablo Morillo zugleich mit mehreren anderen der angesehensten Personen Bogota's am 29. Juli 1816 hier auf dem San-Francisco-Platz erschießen. Noch in der letzten Stunde dachte Caldas an den Nachlaß seines Freundes; er bat, um diesen ordnen, namentlich den botanischen Theil vollenden zu können, möge man ihm noch eine Frist vergönnen, unter Ketten wollte er die Arbeiten fortsetzen, die nur er zum Abschluß zu bringen vermochte, da er die Geschichte jeder einzelnen Entdeckung oder Untersuchung kannte. Es heißt, Morillo sei zuerst diesem Antrage geneigt gewesen, aber umgestimmt worden durch den zweiten Befehlshaber der Spanier, Pascual de Enrile.



Sternwarte zu Bogota.

So erinnert uns die stille Stätte der Wissenschaft auch an Krieg und Blut; allein es ist etwas Erhebendes, solcher Männer zu gedenken, wie Mutis und Caldas waren, und solche Gedanken zu erregen ist die Stätte ihrer Arbeit, der weidenumgebene, öde Garten neben dem Santa-Clara-Kloster, besser geeignet als die Kirche, in der ihre Begräbnißplätze sich finden.



Lideweide.

Dem Holländischen des Cd. Busken Huet nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

XIII.

Das Geschäftslocal von Adrian Deichberg war durchaus keines jener weitläufigen Gebäude, wie der Handelsstand sie in unserer Zeit allenthalben entstehen läßt. Es glich vielmehr einem großen Lagerhause mit hohen Speicherräumen, einer riesigen Thorfahrt und einigen daranstoßenden großen Räumlichkeiten, in welchen die Gehilfen und Comptoirbeamten arbeiteten. Hier hatten die Deichbergs seit mehreren Generationen gearbeitet und ihren Reichthum erworben. Der Vater, der Großvater und der Urgroßvater hatten während zwölf Stunden des Tags in einem Raume gearbeitet, der mehr oder weniger von Rauch geschwärzt war und an dessen Wänden alte Schränke standen, in welchen sich die Handlungsbücher der Firma befanden. Als einzige Abwechselung befand sich ein großes doppeltes Schreibepult für vier Personen in der Mitte des Raumes, das von vier altmodischen Lehnstühlen umgeben war. Als Adrian noch ein Kind war, nahm ihn sein Vater zuweilen mit in das Comptoir und er glaubte damals, daß es dort gar nicht anders sein könne, später, in seinen Jünglingstagen, hatte er sich darüber geärgert und das altväterische Comptoir war ihm wie ein Pferdestall erschienen. Kaum war er jedoch der Chef des Hauses geworden, als es ihm in dem Stalle ganz behaglich war, und es störte ihn durchaus nicht, daß er den größten Theil des Tages neben einem Fenster saß, welches ihm die Aussicht auf den schmutzigen Kanal und nach dem alten Lagerhause bot.

„Setzen Sie sich, Ruardi," sagte er, als der Doctor zur bestimmten Stunde plötzlich vor ihm stand; „Sie sind ein Mann nach der Uhr."

„Ist Ihr Neffe noch nicht hier?"

„Wie Sie sehen, nein, aber ich zweifle nicht, daß er bald hier erscheinen wird. Ich habe Sarah aufgetragen, ihm zu sagen, daß er Sie heute Mittag hier treffen soll, und Sarah vergißt solche Dinge nicht leicht."

„Ist es schon bestimmt, daß die Braut Ihres Neffen hierher zu Besuch kommen soll?"

„Noch nicht, aber ich glaube, der Brief ist bereits unterwegs, der sie einladen soll."

„Ihr Neffe ist Ingenieur, nicht wahr,

und seine Braut ist ein Fräulein Fischer? Kennen Sie die Familie? Wie gefällt Ihnen Ihr Gast?"

„Bis jetzt ausgezeichnet. Ich finde ihn sehr liebenswürdig und wie ich höre, ist Fräulein Fischer ein allerliebstes Mädchen."

„Die Ingenieurs sind gegenwärtig sehr in der Mode. Man bringt sie schon überall auf das Theater."

„Sind Sie bange, daß sie die Aerzte verdrängen könnten?"

„Meinetwegen mögen sie das thun, aber ich glaube nicht, daß sie die Concurrenz aushalten werden. Wenn erst die Welt genügend mit Eisenbahnen und Dampfmaschinen versorgt ist, werden die Ingenieure, die jetzt wie Pilze aus der Erde schießen, bald wieder vom Schauplatz verschwinden. Die Aerzte dagegen bleiben ewig jung und noch nach tausend Jahren wird man sie auf der Bühne eben so wenig entbehren können, wie im Leben."

„Lehmann redet von den Advocaten ebenso, wie Sie von den Aerzten."

„Nun, daran hat er nicht Unrecht: so lange die Menschheit nicht ausgestorben ist, wird das große Publicum die Aerzte und Advocaten für unentbehrlich halten. Aber da ist der Mann, wie er leibt und lebt."

„Wer? Robert von Kortener?"

„Nein, sehen Sie nur hinaus."

In demselben Augenblick, als Deichberg den Kopf umwandte, um herauszufinden, wen Ruardi unter den Vorbeigängern meinte, erblickte er Jemand, dessen nachlässige Kleidung und schlotternder Gang keinen Zweifel über die Identität der Person zuließ; er sah, wie der Betreffende in das Haus eintrat und gleich darauf hörte er ihn mit schriller Stimme an einen der Schreiber die Frage richten, ob hier das Comptoir des Herrn Deichberg und ob dieser zu sprechen sei. Deichberg stand auf, öffnete die Thür und rief noch mit der Klinke in der Hand:

„Kommen Sie herein, Herr Lehmann, bitte, kommen Sie herein. Wir sind ganz unter uns, es ist Niemand hier als mein Freund Ruardi, den Sie kennen und vor dem Keiner von uns beiden, wie ich glaube, Geheimnisse hat."

„Guten Tag, Herr Doctor," sagte der Eintretende, indem er dem feineren Ruardi eine breite ungewaschene Hand reichte, die jedoch ohne Bedenken angenommen wurde. „Wie geht es Ihnen seit gestern? Wenn Sie vor uns nicht mehr Geheimnisse haben, als wir vor Ihnen, könnten Sie in einem gläsernen Hause wohnen. Was meinen Sie, wird unser Freund Deichberg reussiren? Wird es uns glücken, ihn in die Kammer zu bringen? Wenn unsere Feinde sich regen, dürfen wir nicht müßig sein, und Deichberg ist der Mann, an dem sich die liberale Partei die Zähne stumpf beißen kann."

„Sie sind Optimist, mein lieber Herr Lehmann," sagte Adrian, „es wird nicht so leicht sein, meine Candidatur durchzubringen, und ohne schlaflose Nächte werde ich das Ziel nicht erreichen."

„Schlaflose Nächte? Warum nicht gar! Soll ich Ihnen einen guten Rath geben, so veranstalten Sie in der nächsten Woche ein Diner, zu welchem Sie diejenigen Personen einladen, die ich Ihnen bezeichnen werde, und richten Sie es so ein, daß Ihre Gäste sich sämmtlich gut unterhalten. Glauben Sie mir, auch die angesehensten Wähler sind für so etwas empfänglich und es ist in den Jahrbüchern der Politik ohne Beispiel, daß irgend Jemand, dessen Suppe nach Rauch oder dessen Wein nach dem Kork schmeckte, einen bemerkungswerthen Anhang gehabt hätte."

Der Mann, welcher die Politik so cynisch behandelte, war nicht so schlimm, als es schien, wenigstens besaß er einen redlichen Willen und große Kenntnisse. Als Sohn eines Predigers, war er von Kindheit an zum theologischen Studium bestimmt worden, aber er war später zu aufrichtig gewesen, diese Laufbahn, die mit allen seinen Anschauungen im Widerspruche stand, weiter zu verfolgen. Kaum aber hatte er eine andere Laufbahn ergriffen, als er, im scheinbaren Widerspruch mit seiner Vergangenheit, sich der conservativen Partei anschloß. Er behauptete, daß er liberal gewesen sei, so lange er die Gesellschaft gehaßt habe, und daß er damals das größte Verlangen gehabt, das Unterste zu oberst zu kehren, jetzt aber, nachdem er eine rechte Stellung gefunden, sei er aufrichtig conservativ aus Humanität. Man konnte ihn einen Paradoxenjäger nennen, jedenfalls aber war er ein bedeutenderer Mensch als die meisten

seiner Bekannten, und wenn z. B. Dr. Ruardi ihm in Bezug auf angeborene Intelligenz gleich stand, so konnte derselbe sich doch in Kenntnissen nicht mit ihm messen, und Adrian Deichberg stand in jeder Hinsicht weiter hinter ihm zurück.

Das Gespräch drehte sich noch eine Weile um die bevorstehenden Wahlen und sowohl Ruardi wie Lehmann sprachen laut und lebhaft.

„Darf ich hereinkommen?“ frug plötzlich Jemand, der bereits mehrmal vergeblich angeklopft hatte, indem er den Kopf zur Thür hineinsteckte; „die Herren sind so eifrig mit der Besprechung wichtiger Angelegenheiten beschäftigt, daß ein gewöhnlicher Sterblicher sich vergeblich Gehör zu schaffen versucht. Wird hier Wahlversammlung gehalten? Bin ich überflüssig?“

„Durchaus nicht, lieber Robert, kommen Sie nur herein und entschuldigen Sie, wenn wir Sie ungebührlich lange haben warten lassen.“

„Sie sind durchaus nicht überflüssig, Herr von Kortener,“ setzte Lehmann hinzu, „ich wenigstens bin sehr erfreut, Sie wieder zu sehen, aber Sie werden einen seltsamen Begriff von uns bekommen haben, namentlich von Dr. Ruardi, dessen Stimme, wenn er lebhaft wird, Alles übertönt.“

„Ich glaube, wir werden uns darin nicht nachstehen,“ setzte Ruardi hinzu und sich dann zu Robert wendend, sagte er: „Darf auch ich Sie in unserer Stadt willkommen heißen, Herr von Kortener, und um Ihre Freundschaft bitten?“

„Ich sehe,“ versetzte Robert, „daß mein Vetter nicht zu viel gehofft hat, als er voraussagte, daß Herr Dr. Ruardi sehr zuvorkommend gegen mich sein werde. Aber Sie machen mich verlegen, Herr Doctor. An mir ist es, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich mich bei Diesem oder Jenem während meines hiesigen Aufenthaltes auf Sie berufen dürfte.“

„Machen Sie mir morgen oder übermorgen um diese Zeit das Vergnügen. Wir plaudern dann ein Stündchen, wenn es Ihnen recht ist, und ich werde Ihnen von den M.'schen Damen und den M.'schen Herren, den M.'schen Licht- und den M.'schen Schattenseiten Alles erzählen, was ich selbst davon weiß.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr von Kortener,“ rief Lehmann, der heute besonders gut gelaunt war und daher noch lauter sprach als gewöhnlich; „Dr. Ruardi ist ein Menschenhasser, er wird Ihnen von dieser guten Stadt und ihren Bewohnern ein sehr düsteres Bild entwerfen.“

„Wenn solche Bilder Ihrem Gemüthe nicht zusagen,“ entgegnete hierauf der Doctor, „so meiden Sie die Wohnung meines Freundes Lehmann und nehmen Sie ja keine Einladung von ihm an, denn wenn er anfängt über das unschuldige T. zu räsonniren, so könnte er Ihnen nicht nur Schlaf und Appetit rauben, sondern auch Ihre Vaterlandsliebe untergraben.“

Lehmann begann in lebhafter Weise über den angeregten Gegenstand zu sprechen, und erging sich dabei in den beliebten extremen Anschauungen; aber Deichberg unterbrach ihn nach einiger Zeit, indem er sagte: „Mir scheint, es wäre an der Zeit, daß wir ein wenig frische Luft schöpfen; haben Sie Lust, Robert?“

„Was mich betrifft,“ bemerkte Ruardi, „so kann ich leider nicht von der Partie sein, aber ich möchte die Herren in ihrem Vorhaben nicht stören. Darf ich hoffen, Herr von Kortener, daß Sie meine Einladung nicht verschmähen?“

„Gewiß nicht, Herr Doctor,“ entgegnete Robert, „ich werde wahrscheinlich schon morgen von Ihrer Güte Gebrauch machen.“

XIV.

Ich wünschte, daß Deichberg mir diesen jungen Mann nicht empfohlen hätte, sagte Ruardi zu sich selbst, als er am folgenden Morgen sein Frühstück beendet hatte und eben im Begriff war, auszufahren; er scheint außerordentlich grün, und wer weiß, ob es der Mühe lohnt, ihn ein wenig zurechtzustutzen. Lideweide bevorzugt ihn, das ist selbstverständlich, sie sucht ihren Zeitvertreib und wird es darauf anlegen, seine Braut eifersüchtig zu machen. Wenn das gute Kind diese Absicht kennte, würde sie ruhig bei Vater und Mutter bleiben und nicht hier in ein Wespennest greifen.

Gleich darauf rief er seinen Diener und sagte: „Ich erwarte heute Besuch, Jakob.“

„Sehr wohl, Herr Doctor, ich werde

die Damen empfangen, wie es sich gebührt."

„Was redest du von Damen? Es handelt sich um einen jungen Herrn, den Logirgast von Herrn und Frau Deichberg. Es ist möglich, daß ich noch nicht zu Hause bin, wenn er kommt. Für diesen Fall führst du den Herrn in das Rauchzimmer und ersuchst ihn, einen Augenblick zu warten; vergiß nicht, das Nöthige in Bereitschaft zu setzen. Der Name des Herrn ist von Korteuer; außer ihm bin ich für Niemand zu sprechen."

* * *

Das Zimmer, in welchem Robert am Nachmittag dieses Tages durch Jakob ersucht wurde, die Zurückkunft des Doctors zu erwarten, stand nicht mit den Gemächern in Verbindung, deren Mittelpunkt der Wintergarten war, es war auch nicht dasjenige, worin Ruardi des Morgens den Priester empfangen und diesem einen Begriff seiner Lebensweisheit gegeben hatte. Es lag aber in derselben Richtung und stand mit dem letzteren in Verbindung. Sein Umfang war ziemlich beträchtlich und die Möbeln bestanden aus mehreren Divans. Hier und da standen kleine Tischchen, deren japanisch lackirte Platte, glänzend roth mit goldenen Vögeln, mit schmalen Leisten von Ebenholz eingefaßt war und auf einem kunstvoll gedrehten, schwarzen Fuß ruhte. Auf einem dieser Tischchen befand sich ein silberner Präsentirteller mit funkelnden Weinflaschen, daneben ein Kistchen vielversprechender Cigarren und eine türkische Pfeife. Ueber dem Kamin waren indische Waffen und Trophäen angebracht, und an den Wänden prangten vier Pastellbilder in Medaillonform, welche die vier Jahreszeiten vorstellten und durch vier bildschöne Frauengestalten in nicht allzu decenter Erscheinung repräsentirt wurden. Wollte man behaupten, daß Robert, als er zum Zeitvertreib, nachdem Jakob ihn allein gelassen hatte, von dem einen Bilde zu dem andern ging, die Augen niedergeschlagen, oder sich mit Abscheu weggewendet hätte, so würde man der Wahrheit Gewalt anthun. Aber allerdings kann man nicht sagen, daß er eine besondere Freude an den Bildern fand, dazu war seine Verwunderung zu groß, denn er erstaunte in der That, daß Dr. Ruardi sich die Jahreszeiten in einer Weise darstellen ließ, bei welcher das Element der Bekleidung vollständig fehlte. Blumen und Früchte waren im Ueberfluß vorhanden, auch Becher und Schalen, aber es fand sich nicht die geringste Spur von Draperie oder Verhüllung.

Ein helles Lachen aus dem Mund des eintretenden Herrn des Hauses machte Robert's Kunstbetrachtung ein Ende.

„Ei, ei, Herr Puritaner" scherzte der Doctor, „ich sehe schon, Sie nehmen Anstoß an meinen Jahreszeiten. Aber setzen Sie sich, nehmen Sie eine Cigarre und ein Glas Madeira, und ich werde Ihnen die Geschichte dieser Medaillons haarklein erzählen."

Ruardi konnte lügen wie gedruckt, aber er trug seine Lügen wie ein vollendeter Schauspieler vor; der Inhalt seiner Erzählungen wechselte nach der Gesellschaft, in der er sich befand, und es trat nie der Fall ein, daß er in Gegenwart eines jungen Mädchens eine Anekdote erzählte, die nur durch verheirathete Frauen gewürdigt werden konnte, oder daß er die Falten von der Stirn eines Greises durch eine Erzählung zu verjagen trachtete, die nur einen jungen Mann zum Lachen bringen konnte. Er kannte Robert noch zu wenig, um ein bestimmtes Urtheil über ihn zu haben, aber er traute ihm nicht zu, daß er aus anderm Stoff geformt sei als die meisten jungen Leute seines Alters, und darum zögerte er keinen Augenblick, ihm die Geschichte der Medaillons aufzutischen. Die Mittheilung bezog sich auf einen vaterländischen Edelmann, einen frühern Patienten Ruardi's, der während einer langen Reihe von Jahren alle Zeit, die er nicht genöthigt war, am Hofe zu verbringen, in Paris zu verleben pflegte.

„Hier zu Lande," so erzählte Ruardi, „wurde er für einen großen Herrn angesehen und wenn er bei besonderen Gelegenheiten im gestickten Rock mit vielen Orden erschien, sah er sehr vornehm aus. Aber in Paris, wo es von russischen Fürsten und ungarischen Magnaten wimmelt, die zwanzig mal reicher und angesehener waren als er, blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich in die Arme der Demi-monde zu werfen. Auf seinem Landgute in Gel-

dern hätte er der Abgott der Bauern und der Stolz seines Bürgermeisters sein können, aber anstatt sich des Sonntags in das Gebet des Dorfpfarrers einschließen zu lassen und aus der Hand unschuldiger Dorfkinder Gratulationsverse und Stockrosen in Empfang zu nehmen, zog er es vor, sich von verblühten Schauspielerinnen und unternehmenden Balletfigurantinnen rupfen zu lassen, zuletzt ließ er sich mit einem steinreichen Mädchen aus der Banquierswelt trauen, und da ich ihm vor der Hochzeit wieder ein wenig zu Kräften verhalf, ersuchte er mich dringend, ihn auch von diesen vier Erinnerungen aus der Zeit seiner wilden Jahre zu befreien. Ich nahm das Geschenk an und habe die Medaillons hier aufgehängt, als eine fortwährende Mahnung an mich, nicht vom Pfade der Tugend abzuweichen."

„Wenn ich es wagen dürfte," sagte Robert, „so möchte ich behaupten, daß diese Mahnung zu verführerisch ist, um ernstlich werden zu können."

„Dann riecht sie nach den Predigten unseres Freundes Lehmann, die auch mehr anlockend sind, als Gutes stiften."

„Ist das wirklich Ihre Meinung? Halten Sie ihn nicht für einen ernsthaften Mann? Auf mich hat er einen sehr angenehmen Eindruck gemacht. Man wird unwillkürlich hingerissen mehr noch durch seine Ideen als durch seine Worte; es ist, als ob er eine Elektrisirmaschine im Kopfe hätte, deren Funken ihm aus den Augen schießen."

„Unzweifelhaft gebe ich Ihnen zu, daß Lehmann ein außergewöhnlicher Mensch ist, und Sie müssen nicht denken, daß ich ihm Uebles nachrede, aber obschon ich über viele Dinge ebenso denke wie er, mißtraue ich ihm doch in mancher Hinsicht. So glaube ich nicht, daß er so antiliberal ist, wie er sich ausgiebt."

„Das begreife ich nicht. Was er sagt, kommt scheinbar aus der tiefsten Seele und er würde unmöglich mit so viel Feuer sprechen können, wenn er nicht ganz durchdrungen von der Wahrheit seiner Gesinnung wäre."

„Es kann mir nicht einfallen, Sie von Ihrer günstigen Meinung über Lehmann abzubringen, aber ich glaube, daß er liberal und conservativ vollständig durcheinander mischt, er ist ein Fanatiker, wenn man ihn seine Ansichten vertheidigen hört, aber mir widerstrebt es, daß in seinen Begriffen keine Klarheit ist. Lehmann ist mit all seinen Paradoxen und Sarkasmen ein guter Mensch, aber ich glaube, daß er damit unendlich viel Schaden anrichten kann. Wer über öffentliche Angelegenheiten mitspricht, muß wissen, was er will, und das weiß Lehmann nicht, ja ich möchte behaupten, daß mein unbedeutender Kammerherr, von dem meine interessanten Medaillons herrühren, ein unschädlicheres Glied der menschlichen Gesellschaft ist als der geniale Lehmann."

„Wohl möglich, aber man soll in dieser Welt mehr als nur unschädlich sein. Lehmann ist in jedem Fall eine bewegende Kraft."

„Und mein Kammerherr etwa nicht? Es scheint Ihnen ein geringes Verdienst, daß er in ein anderes Land gegangen ist, um ein vergnügtes Leben und schöne Frauen dort zu suchen, mir dagegen erscheint dies wie eine That praktischer Weltweisheit, die Anerkennung verdient. Ich betrachte die Liebe als die vollkommenste Aeußerung des menschlichen Seins. Sie begreifen mich wohl? Wenn Jemand mir erzählt, daß schwere Arbeit seine Lust und sein Leben ist, kehre ich ihm in Gedanken den Rücken zu, denn, obgleich ich sehr wohl einsehe, daß die Welt nicht bestehen könnte, wenn nicht Jeder sich in seiner Art einspannen ließe, finde ich doch in der körperlichen Arbeit etwas Erniedrigendes, und so oft ein solcher Packesel mir das Lob seiner Existenz singt, reizt es mich immer ihm zu sagen, daß er wirklich ein Langohr ist. Und so geht es im Grunde mit allen angenehmen Gemüthsbewegungen, die Liebe ausgenommen. Reich werden wollen, berühmt werden wollen, ein geachteter Hausvater sein wollen — von allen diesen Idealen ist ein gewisser Grad von Trivialität untrennbar. Nicht eins davon — aber ich langweile Sie mit meinen Betrachtungen?"

„Nein," entgegnete Robert, „im Gegentheil, aber ich frage mich selbst, ob die Liebeleien Ihres Kammerherrn nicht ebenfalls mehr oder weniger trivial waren."

„Ganz gewiß," versicherte der Doctor, „aber mein Kammerherr befand sich nichts desto weniger auf dem guten Wege. Die Sorte von Liebe, womit er

sich begnügen mußte, blieb weit entfernt von dem wirklichen Begriff dieser Leidenschaft und war eigentlich nur eine Caricatur, eine Parodie davon. Aber das hindert nicht, daß man mit etwas Tact auch in den verstellten Zügen das ursprüngliche Bild wieder erkennen kann. Ich bin der Ansicht, daß kein Mann seine Bestimmung erfüllt, wenn er sich nicht den Frauen widmet, und keine Frau trägt ihren Namen mit Ehre, wenn sie nicht im Stande ist, eine Leidenschaft einzuflößen, stark genug, um Alles darüber zu vergessen. Jede Frau, die das vermag, ist schön, wenn auch ihre Freundinnen sie häßlich finden, und sehen Sie —" hier brach der Doctor aufs neue in ein helles Lachen aus, welches jedenfalls andeutete, daß er in seinen eigenen Theorien einen Anlauf nahm, auf die Gefahr hin sich selbst zu widersprechen, — „sehen Sie, darum behaupte ich, daß es hier zu Lande keine schöne Frauen giebt."

Robert hätte fragen mögen: Und Emma? Und Lideweide? Aber es war offenbar, daß Ruardi seiner Behauptung keine persönliche Bedeutung geben wollte, und es würde daher lächerlich gewesen sein, dessen Worte anders aufzufassen.

„Meinen Sie," frug Robert, indem er auf des Doctors Behauptung einging, „daß unsere Frauen weniger herzlich und zuthunlich sind als in anderen Ländern? Mir ist es nicht so vorgekommen. Allerdings habe ich noch wenig im Auslande verkehrt, aber nach den Fremden zu urtheilen, mit denen ich zuweilen bekannt geworden bin, möchte ich behaupten, daß sowohl Männer wie Frauen in allen Ländern von Europa ziemlich einander gleichen."

„Gewiß," sagte Ruardi, „ich gebe Ihnen zu, daß die Gleichförmigkeit von Menschen und Dingen eine der sprechendsten Charakterzüge dieser Zeit ist. Unsere Männer tragen alle einen runden Hut und man muß in unseren Tagen den Menschen persönlich kennen, um Rothschild von seinen Büreaugehülfen, oder die Kaiserin Eugenie von ihrer Modistin unterscheiden zu können; man muß eben die Zeit nehmen, wie sie ist."

Das Gespräch kam dann auf die Verschiedenheit der Nationalitäten und auch hierin verfolgte Ruardi mit vieler Beredsamkeit die Tendenz, seinem jungen Freunde das, was Andere hoch hielten, in einem Lichte zu zeigen, welches er selbst für das richtige hielt.

* * *

Gott im Himmel! sagte Robert zu sich selbst, als er sich wieder außerhalb der Stadt befand, und es ihm schien, als habe er mit dem letzten Reste von Ruardi's Cigarre auch die betäubende Wirkung von dessen Trugschlüssen weggeworfen; in welchem schrecklichen Maße besitzt der gute Mann das Talent, sich geltend zu machen! Ohne unhöflich zu werden, konnte ich ihm nicht in die Rede fallen, und darum habe ich meistentheils geschwiegen, aber es würde wirklich wenig Mühe kosten, ihn Schlag auf Schlag mit seinen eigenen Worten zu widerlegen. Ruardi muß es verstehen, mit allen Arten von Menschen umzugehen, sonst könnte er unmöglich hier in der Stadt so sehr beliebt sein. In Gesellschaft von jungen Damen und alten Herren schlägt er jedenfals einen ganz anderen Ton an, als wenn er unter vier Augen mit jungen Leuten meines Alters plaudert. Von Zeit zu Zeit finde ich ihn ganz angenehm und ich begreife sehr gut, daß man ihn im allgemeinen gern leiden mag, ja es wundert mich sogar, daß Lideweide seiner müde zu sein scheint. Wer weiß, wenn Ruardi behauptet, daß unsere Frauen weder schön noch zärtlich seien, so geht es ihm vielleicht, wie dem Fuchse in der Fabel, der die Trauben, die ihm zu hoch hingen, sauer fand. Er würde wohl anders sprechen, denke ich mir, wenn Lideweide etwas von ihm wissen wollte, aber sie hat sehr recht, daß sie diesen höheren Commis voyageur, denn mehr ist er doch eigentlich nicht, von sich fernhält.

Robert würde mit mehr Stolz und mit mehr Schicklichkeit sich ausgedrückt haben, wenn er einen Theil dieser Gedanken in Ruardi's Beisein ausgesprochen hätte, und wir müssen gestehen, daß der Einblick in Ruardi's großartige Einrichtung nicht ganz ohne Einfluß auf seine Stimmung war. Eigentlich hatte er Ruardi's Auseinandersetzungen nicht nur ohne Verdruß angehört, sondern es hatte ihm sogar etwas geschmeichelt, daß ein geistig so begabter Mann, der sonst Anderen gegenüber seine Geheim-

nisse zu verbergen wußte, ihn zu seinem Vertrauten erkoren zu haben schien. Das Anhören von Ruardi's ergötzlichem Unsinn, wenn man nicht mit Nachdruck und Würde dagegen auftrat, war schon der Anfang einer Mitschuld, das fühlte Robert, aber wenn er es auch wagte, aus der Entfernung dem Doctor einen beleidigenden Beinamen zu geben, so war derselbe in seinen Augen doch ein viel zu feiner Kopf und klarer Denker, um ihm entgegenzutreten. Eine Hauptursache, weshalb er Ruardi's Vorzüge bei sich selbst zu verkleinern suchte, war der Umstand, daß er ihm Lideweide nicht gönnte, und er würde günstiger über ihn gedacht haben, wäre er fester überzeugt gewesen, daß Lideweide in Bezug auf den Doctor immer dieselbe Gleichgültigkeit bewahren würde.

XV.

„Dies ist also die Stadt, wo Herr Lehmann wohnt?" frug Emma, als der Zug sich in Bewegung setzte und sie das Auge über die Schornsteine und Kirchthürme von T. schweifen lassen konnte.

„Und zugleich die Stadt, wo du diese Nacht logirt hast," antwortete Robert, der ihr gegenüber saß.

„Ja wohl," sagte sie, „aber größere Städte haben ein ganz anderes Ansehen, wenn man sie aus einiger Entfernung sieht, als wenn man sich darin aufhält, und man empfängt dann auch einen ganz anderen Eindruck von den Menschen."

„Es ist an T. nicht viel zu sehen," meinte Robert.

„Findest du? Vater sagte das Gegentheil. Kaum hatte er mich gestern Abend in den Gasthof gebracht, als er einen Spaziergang durch die Stadt machte, und heute früh war ich noch nicht bei der Hand, als er schon wieder unterwegs war. Das Rathhaus, die große Kirche, das Thor an der Seite der Festung, ich weiß nicht, was er mir alles erzählt hat. Es ist schade, daß die einzelnen Eisenbahnzüge so schnell auf einander folgen, sonst würde er dich gewiß aufgefordert haben, noch Eins oder das Andere mit ihm zu besehen."

„Höre einmal, Emma," sagte Robert, indem er plötzlich einen andern Ton anschlug, „wir sind jetzt noch allein und können darum einmal frei mit einander reden. Bei der nächsten Station bekommen wir vielleicht Reisegesellschaft und müssen dann schweigen oder über das schöne Wetter sprechen; sei einmal offenherzig und sage mir, woher deine Abgemessenheit kommt. Ich muß sagen, daß dein Vater herzlicher gegen mich war als du."

Emma antwortete nicht und starrte zum Fenster hinaus. Die Denkmäler von T.'s Glauben und T.'s Industrie waren nicht mehr zu sehen, und man brauchte das Mädchen nicht näher zu kennen, oder zu wissen, was in ihrem Herzen vorging, um an dem Ausdruck ihres Gesichtes zu bemerken, daß sie sich in diesem Augenblick weniger als je um Kirchen, Cattunfabriken und Steinkohlendampf bekümmerte. Sie dachte an andere Dinge, die ihr näher lagen.

„Emma," frug Robert nochmals, „warum bist du so kühl gegen mich? In vierzehn langen Tagen haben wir einander nicht gesehen und du behandelst mich, als wäre ich dir fremd. Ich habe alle mögliche Ehrfurcht vor alten Gebäuden, aber als ich diesen Morgen von M. abreiste, um dich abzuholen, dachte ich nicht daran, in T. die Architektur des Rathhauses zu untersuchen."

„Ich glaube nicht, Robert," sagte sie, fast ohne ihn anzusehen, „daß die vierzehn Tage dir besonders lang geworden sind."

„Was soll das? Willst du mir Mangel an Liebe vorwerfen, weil ich mir in der Einsamkeit so gut wie möglich die Zeit zu kürzen suche? Wenn du keine Lust hattest, nach M. zu kommen, um die Einladung des Fräulein v. Steinmetz anzunehmen, warum hast du mir das nicht rund heraus geschrieben? Was ist die Ursache, daß ich dich nicht in Dünenthal abholen sollte? Deine Antworten waren so fröhlich und herzlich, daß ich nicht anders denken konnte, als du seiest mit der durch Lideweide getroffenen Einrichtung ebenso zufrieden wie ich, oder ist inzwischen etwas vorgefallen, das ich nicht weiß? Ist deine Mutter nicht damit einverstanden, daß du zum Besuche nach M. kommst? An deinem Vater habe ich nichts bemerken können. Er war eben so freundlich wie immer."

Es kam Bewegung in Emma's Züge.

Sie starrte nun nicht mehr nach einer Seite zum Fenster hinaus, sondern wendete das Gesicht, obgleich mit niedergeschlagenen Augen, Robert zu. Er fand sie in dieser Haltung schöner und liebenswerther als je zuvor. Die einfache Reisetoilette schien absichtlich für sie erfunden zu sein, so gut kleidete sie dieselbe und so vortrefflich paßte sie zu ihrem Wuchs. Das reine Oval ihres Gesichtes, von den blonden Haaren umrahmt, bildete ein reizendes Ganze. Wieder machte Robert in seinem Innern einen in den letzten Tagen öfter wiederholten Vergleich und diesmal senkte sich die Schale beträchtlich nach Emmas Seite. Lidweide hatte weder diese Stirn — so rein, daß ein Engel sie hätte küssen mögen — noch den lieblichen Zug um den Mund, noch die zarten Wangen, noch das Sittsame dieser langen Wimpern. Mit voller Kraft stieg seine erste Liebe wieder in ihm auf, und als er sah, wie sich unter jeder dieser Wimpern eine krystallhelle Thräne bildete, war er völlig besiegt.

Er faßte ihre beiden kleinen Hände in die seinigen und rief überwältigt aus:

„Um Gotteswillen, Emma, mache mich nicht unglücklich! Quäle dich selbst nicht. Ich habe dich von ganzem Herzen lieb. Weine nicht und sieh' mich an."

Noch kam kein Lächeln auf ihre Lippen, doch sie that, was er verlangte, und schlug die Augen zu ihm auf. Solch' ein Blick mußte es gewesen sein, der die Dichter des Alterthums sagen ließ, daß das Licht in den Augen der Frauen dem durchbrechenden Sonnenstrahl gleiche.

„Robert," sagte sie, während sie ihre eine Hand aus den seinigen los machte, um mit ihrem Taschentuche die Thränen abzutrocknen, „du irrst dich völlig in meinen Gefühlen. Zuerst ist es durchaus nicht wahr, daß du nicht nach Dünenthal hast kommen sollen. Niemand hat es dir verboten, aber es war, wie ich dir geschrieben habe."

„Ich bitte dich, Liebchen", fiel er ihr in die Rede, „gieb dir keine Mühe, mich von meinem Unrecht zu überzeugen. Daß du gekränkt warest, ist der deutlichste Beweis meiner Schuld. Sei freundlich gegen mich und ich will zugestehen, daß du die Kunst zu strafen vortrefflich verstehst."

„Nein, Robert, so mußt du nicht sprechen. Im Anfang unserer Bekanntschaft führtest du nie eine so leichtsinnige Sprache und gerade die Veränderung, die in dieser Hinsicht plötzlich über dich gekommen ist, bekümmert mich. Warum soll ich dich nicht daran erinnern, daß dein Nichtkommen nach Dünenthal die natürlichste Sache von der Welt gewesen ist? Vater fand es zu anstrengend für mich, in einem Tage eine so weite Reise zu machen, und deshalb allein habe ich dir geschrieben, mich in T. abzuholen. Es ist nicht recht von dir, daß du es jetzt so hinstellst, als hätte ich mit dieser Einrichtung die Absicht gehabt, dich fern zu halten."

„Die Einrichtung hat aber dennoch diesen Eindruck auf mich gemacht."

„Nein, Robert, das kann deine Meinung nicht sein. Sobald ich die Reise in zwei Tagen machen sollte, verstand es sich von selbst, daß der Vater mich bis T. geleitete. Wenn ich etwas gegen dich habe, kommt es daher, daß du deine eigne Gleichgültigkeit zu beschönigen suchst. Ich verlange nicht von dir und will nicht verlangen, daß du jeden Tag und jede Stunde deines Lebens mich ebenso innig lieb haben sollst, wie ich es thue. Ich will glauben, daß die Männer in dieser Hinsicht anders sind als wir. Aber ich bitte dich, nimm den Schein nicht an, als wäre in dem vorliegenden Falle die stärkste Neigung auf deiner Seite; ich habe das nicht an dir verdient."

„Und welchen anderen Schein willst du denn, daß ich annehmen soll?"

„Mein Wunsch, Robert, ist, daß du du selbst sein und jeden Schein bei Seite lassen sollst. Wie kannst du fragen, ob meine Mutter etwas dagegen hat, daß ich nach M. gehe? Du weißt so gut wie ich, daß ich ohne ihr Gutfinden Belvedère nicht verlassen hätte. Nein, nicht sie, aber ich selbst nahm Anstand, die Einladung dieser fremden Dame anzunehmen. Und nicht Fräulein Steinmetz' wegen zögerte ich, sondern wegen Frau Deichberg. Ich habe ein Vorgefühl, daß unsere Bekanntschaft mit dieser Dame zu nichts Gutem führen wird, und du kannst meine Briefe nicht mit Aufmerksamkeit gelesen haben, ohne bemerkt zu haben, daß ich deiner Lidweide mißtraue."

„Meiner Lidweide, sagst du? Aber

ich schwöre dir, Emma, daß Lideweide nicht mit dir verglichen werden kann. Selbst, wenn sie ein junges Mädchen wäre, würde es mir nicht einfallen, ihr den Hof zu machen; da sie aber die Frau von Adrian Deichberg ist, versteht es sich von selbst, daß ich mich begnüge, die einfache Höflichkeit ihr gegenüber zu beobachten. Deine Besorgniß ist eine fixe Idee von dir, mehr nicht. Heute Abend wirst du ihre Bekanntschaft machen und morgen früh, dafür stehe ich ein, wird das Erste sein, daß du deine Besorgnisse begräbst. Lideweide ist eine interessante Frau, damit ist Alles gesagt, und selbst dies gemäßigte Compliment würde übertrieben sein, wenn man nicht hier und da selbst an ihrer Fröhlichkeit bemerken könnte, daß sie unglücklich ist. Und nun frag' ich dich, ob es verständig, nein, ob es edelmüthig ist, sie dieses einen Vorzugs wegen in den Bann zu thun."

„Ich habe dir bereits geschrieben, Robert, daß Lideweide's Kummer mich ziemlich kühl läßt; es mag ja sein, daß sie nicht glücklich verheirathet ist, aber ist das nicht ihre eigne Wahl gewesen? Und wenn sie sich nun in Vetter Adrian getäuscht hat, giebt ihr das etwa ein Recht, einen Mann von oben herab zu behandeln, der ihr nichts in den Weg legt und Alles thut, um ihr das Leben angenehm zu machen? Ich kann kein Mitleiden haben mit Frauen, mögen sie auch unglücklich sein, die sich Alles erlauben zu dürfen glauben, nur, weil ihre Männer keine Engel sind."

„Nun ja, ich habe dir geschrieben, daß der erste Eindruck, den ich von Deichberg empfing, zu günstig gewesen ist und daß ich bald bemerkt habe, er sei der Mann nicht, um eine Frau wie Lideweide glücklich zu machen. Aber ich hätte dir noch mehr schreiben können. Außerdem, daß Lideweide mit Jemand verbunden ist, den sie unmöglich von ganzem Herzen lieben kann, wird ihr auch von Dr. Ruardi der Hof gemacht, der sich Adrian's intimsten Freund nennt. Ich habe dies zufällig durch eine Andeutung von Lideweide's Kammerfrau erfahren."

„Höre, Robert, ich habe eine angeborene Abneigung vor allen dergleichen Intriguen, und was du mir da sagst, vermehrt nicht, sondern vermindert noch meine Achtung vor Lideweide. Wenn sie es ernstlich wollte, brauchte es sie keine Mühe zu kosten, Dr. Ruardi fern zu halten, ohne ihren Mann bemerken zu lassen, daß sein bester Freund ein Verräther ist. Aber Lideweide ist eine Cokette, das ist meine Ansicht. Dein Onkel durchschaut sie und da er weiß, was er von ihr zu halten hat, hofft er, daß sie dich von der Liebe zu mir heilen soll — darum und darum allein hat er dich nach M. geschickt."

„Liebe Emma, wie kommst du darauf, dir solche Dinge in den Kopf zu setzen? Mein Oheim mag sein, wer er will, so ist er doch nicht im Stande, solche geradezu teuflische Pläne zu entwerfen. Und thäte er dies, liegt es nicht in unserer Macht, sie zu vereiteln? Komme und siehe, schrieb ich dir und das wiederhole ich. Lerne Lideweide kennen und du wirst sofort von deinen Vorurtheilen befreit sein, wahrhaftig, du machst weder dir selbst ein Compliment, wenn du ihr einen größeren Einfluß auf mich zuschreibst, als der deinige ist, noch machst du mir ein solches, wenn du mich für schwach genug hältst, einer so gewöhnlichen Versuchung zu unterliegen."

Obwohl Robert über seine eigne Beredsamkeit nicht erstaunt war, denn Emma's Gegenwart würde ihn noch zu ganz anderen Dingen begeistert haben, schrak er doch zusammen, als das gelle Pfeifen der Locomotive gleichsam eine Art höhnische Begleitung zu seinen Worten gab. Aber glücklicherweise überzeugte das unschuldige Angesicht eines Conducteurs, welcher an den Wagen kam, um die Karten für die nächste Station abzufordern, daß nicht höllische Geister über seine Doppelzüngigkeit ein Hohngelächter aufgeschlagen hatten.

Der Zufall fügte es, daß bei der nächsten Station kein einziger Passagier in das Coupé einstieg, worin Robert und Emma sich befanden.

Also das ist die Stadt, in welcher der Kaplan Stephenson wohnt? hätte Emma fragen können, aber weder ihr noch Robert war von dem Vorhandensein dieses interessanten Priesters etwas bekannt, und außerdem war sie ganz erfüllt von dem Gedanken an das, was Robert soeben gesagt hatte. Wie konnte er denken, daß es ihr darum zu thun sei, ihm oder sich selbst ein Compliment zu sagen! Wer hatte ihm nur solche Dinge in den Kopf

gesetzt? Was sollte überhaupt diese neue Ausdrucksweise? Auf der andern Seite freilich ließ sich nicht verkennen, daß er die Herzlichkeit selbst schien und sich in jeder Hinsicht als ein feuriger Bräutigam gegen sie betrug. Zwar fühlte sie, auch ohne den Kaplan Stephenson zu Rathe gezogen zu haben, daß Robert's Urtheil über Lideweide die Probe nicht bestehen konnte, aber sie hatte ihre eignen Ansichten über das Herz der Männer im allgemeinen und über das ihres Robert im besondern, und eine dieser Ansichten war, daß der Verlobte ihrer Wahl weder als Bräutigam noch als Ehemann, es mochte kommen wie es wollte, ihr niemals ganz und vollständig untreu werden könne. Der Gedanke, daß Robert sie möglicherweise vernachlässigen könne, kränkte ihren Stolz und ließ sie nach den Waffen der beleidigten Unschuld greifen, als sie aber überlegt hatte, daß Niemand ihn so vollkommen lieben könne wie sie, entsagte sie ihrer Entrüstung und versöhnte sich im Geiste mit ihm. Im Leben eines Mannes, der einer solchen Frau sein Wort verpfändet hat, können Augenblicke vorkommen, in denen ihre allzugroße Zärtlichkeit ihn verdrießlich macht und er wünschen möchte, daß sie etwas mehr von den Eigenschaften besäße, welche die Lederpuppen als ein so angenehmes Spielzeug erscheinen lassen, aber Robert gehörte nicht zu den Männern, die das Recht haben, solche Wünsche zu hegen, er gehört vielmehr zu denjenigen, die einer Frau wie Emma unwürdig sind und bei denen eine Liebe wie die ihrige vergeudet ist. Er wollte wohl die Vortheile von Emma's Neigung zum Verzeihen genießen, aber er war nicht bereit, die Kosten derselben zu tragen, und es war schlimm, daß sie dies nicht rechtzeitig durchschaute. Aber man kann eine Frau nicht tadeln, weil in ihr das feste Gesetz der Art sich erfüllt. Die Liebe macht blind und ohne diese letztere Eigenschaft wäre sie nicht die rechte Liebe.

* * *

Unter hundert jungen Kaufleuten, die sich in Gesellschaft befinden, wo sie von ihrem Principal nicht belauscht werden, und in Gegenwart der Damen gern einmal eine gewagte Anekdote auftischen, sind gewiß neunundneunzig, welche die Geschichte von dem Tunnel und dem Schönpflästerchen kennen. Aber Emma trug kein Schönpflästerchen und auf der ganzen Eisenbahnstrecke war kein einziger Tunnel zu finden. Es würde deshalb nichts helfen, wenn wir dem Leser aufbinden wollten, daß ein kleiner schwarzer Fleck, der während der ganzen Reise und noch bei der Abfahrt von der letzten Station sich auf Emma's zarter Wange befunden hatte, bei der Ankunft zu M. sich an Robert's Oberlippe befand — und wozu ist es nöthig, Fabeln zu erzählen, wenn man die Thatsachen mit Händen greifen kann. Emma, die ohne Mühe über Robert's Vernunftgründe hätte triumphiren können, konnte gegen die Gründe ihres eignen Herzens nicht aufkommen. Sie gelobte, ihre Voreingenommenheit gegen Lideweide zu beseitigen, und als der Zug noch ein gutes Ende von M. entfernt war, hatte bereits, Dank sei dem Umstande, daß man nichts darin findet, wenn junge Leute verschiedenen Geschlechts in demselben Coupé fahren, ein Kuß den wiederhergestellten Bund der streitenden Liebenden besiegelt.

XVI.

Bei ihrem ersten Erwachen in der Wohnung von Fräulein v. Steinmetz würde Emma sich von ihren Vorurtheilen in Bezug auf Lideweide befreit fühlen, hatte Robert vorausgesagt, und seine Prophezeiung ging zum Theil in Erfüllung. Keine bösen Träume hatten sie während der Nacht gequält, und als sie die Augen aufschlug, stieg kein Schreckbild in Lideweide's Gestalt vor ihrem Geiste auf. Im Gegentheil, bemerkte sie in ihrem Zimmer nur Gegenstände, deren Anschauen ihr wohlthuend war. Der Morgenstrahl fiel vom Kopfende ihres Bettes auf den Teppich und ließ einen unbewölkten Tag hoffen; in einer Ecke des Zimmers befand sich eine Console mit einer schönen Stutzuhr, die gerade auf sieben zeigte. Dem Bette gegenüber stand der Waschtisch und darüber hing ein hübscher Stahlstich, van Dyk's ecce homo vorstellend. Besonders der Anblick dieses Stiches that ihr wohl und beruhigte sie. Aus sich selbst war sie nicht religiös genug, um auf solche Dinge Gewicht zu legen, und sie würde in gewöhnlichen Ver-

hältnissen vielleicht ein weltliches Bild lieber gesehen haben, aber ein gewisses Gefühl von Hülfsbedürftigkeit, das sie früher nie in diesem Maße empfunden hatte, ließ es ihr als eine angenehme Sache erscheinen, daß sie sich unter dem Dach einer Dame befand, die an Christus mit der Dornenkrone glaubte und selbst bis auf die Bilder in ihrem Besuchzimmer davon Zeugniß ablegte.

Sie stand auf und kleidete sich an und nachdem sie ihren Koffer ausgepackt und ihre Toilettegegenstände gehörig geordnet hatte, begab sie sich nach dem geräumigen und hellen Zimmer, welches ihr am Tage vorher, bei ihrer Ankunft, von Fräulein Bertha selbst als ihr Salon bezeichnet worden war. Sie trat an eines der Fenster und obgleich die Straße noch nicht sehr belebt war, so vertiefte sie sich doch in allerlei Beobachtungen. Vor dem Frühstück wollte sie noch einen ausführlichen Brief an ihre Mutter schreiben, und sie sah ein, daß sie ihre Zeit nicht vertrödeln durfte, wenn sie dies ausführen wollte. Auch hatte sie ein Vorgefühl, daß dieser Brief, worin sie Alles sagen und doch das Hauptsächlichste verschweigen mußte, sie mehr als gewöhnliche Anstrengung kosten werde.

Fräulein v. Steinmetz pflegte in einem Zimmer zu frühstücken, welches nach dem Garten ging. Eine breite Glasthüre führte zu einem kleinen Vorplätzchen, das rund eingefaßt war und drei Stufen über dem eigentlichen Terrain des Gartens lag. Der Garten war größer und weniger kindisch angelegt, als der des alten Pastors zu G.; den Hintergrund bildete die fensterlose Mauer eines hohen und breiten Gebäudes, welches Remise und Pferdestall enthielt und nach einer kleineren Straße hinausging; um diese Mauer zu verdecken, hatten frühere Bewohner vor vielen Jahren einen Maulbeerbaum davor gepflanzt, der unter sorgfältiger Pflege sich so entwickelt hatte, daß er seine Aeste gewiß über hundert Fuß und darüber ausbreitete. Fast verdeckt von den Blättern des Baumes, befand sich in der einen Ecke des Gartens auf einer kleinen Erhöhung ein Borkenhäuschen, welches sehr sorgfältig im Stande gehalten und hübsch möblirt war. Fräulein von Steinmetz hatte an dies Lieblingsplätzchen viel Geld verwendet und sie bildete sich ein, daß dasselbe ihrem städtischen Garten den Anstrich eines Landaufenthaltes geben sollte.

Für Emma, welche gewöhnt war, aus den Fenstern von Belvedère den Blick über eine Landschaft von mehreren Stunden im Umkreis schweifen zu lassen, welche in dem Dünenthalschen Walde Stellen entdeckt hatte, wo man vor jedem sterblichen Auge verborgen war, die hundertmal mit ihren Eltern oder an Robert's Arm den höchsten Gipfel der Dünen erklettert und von dort aus nach der blauen See geblickt hatte — besaß der Anblick von Fräulein Bertha's Garten keine magnetische Kraft und sie mußte sich Gewalt anthun, um an einer Aussicht von fünfzig Schritte in der Länge bei einer Breite von dreißig, Wohlgefallen zu zeigen.

Dagegen kostete es sie durchaus keine Mühe, sich an die Gesellschaft ihrer Wirthin zu gewöhnen. Robert hatte offenbar von deren Liebenswürdigkeit nicht zu viel gesagt und Emma hatte kaum eine halbe Stunde gegenüber dem bejahrten Fräulein am Frühstückstisch gesessen, als sie sich vollkommen behaglich fühlte; auch der Vorschlag der alten Dame, zusammen ein Kapitel aus der Bibel zu lesen, mißfiel ihr nicht und als dieser kleine häusliche Gottesdienst, wobei Emma als Vorleserin functionirt hatte, vorüber war, schien das Geplauder der Beiden kein Ende nehmen zu wollen.

„Wir haben uns gestern viel zu flüchtig kennen gelernt, liebes Fräulein," meinte Fräulein v. Steimetz, „und es ist mir lieb, daß wir einmal ruhig zusammen plaudern können. Es war nicht mehr als natürlich, daß Herr v. Korteuer Sie sofort mit sich nach dem Lindenhof nahm, und ich begreife, daß Sie zuerst mit Frau Deichberg Bekanntschaft zu machen wünschten; auch meine ich aufrichtig, was ich Herrn Robert bereits gesagt habe, daß Sie in meinem Hause unbeschränkte Freiheit genießen sollen. Sie können mit ihm ausgehen, können ihn empfangen, können ihn abweisen lassen, ganz wie es Ihnen gelegen ist. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die ihren Besuch tyrannisiren oder für sich allein in Anspruch nehmen. Wenn Sie mir die Morgenstunden schenken, oder auch nur einen Theil davon, werde ich zufrieden sein. Glauben Sie ja nicht, daß ich nicht im Stande bin, mich in Ihre Lage zu versetzen. Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie dächten, daß ich

die Gesellschaft einer Person in meinen Jahren und von meinen Ansichten einem jungen Mädchen aufdrängen will, welches andere und ihm viel wichtigere Dinge im Kopfe hat. Ihre Gesellschaft gefällt mir und darum wage ich so zu sprechen. Man hält mich für eine übertrieben fromme Person, und manche Personen meiden mich deshalb, aber von Ihnen glaube ich nicht, daß Sie sich aus diesem Grunde vor mir scheuen werden. Man muß eine Christin sein, um mit so viel Gefühl aus der Bibel vorlesen zu können, wie Sie es vorhin gethan."

„Wenn ich Sie bitten darf, gnädiges Fräulein, so loben Sie mich nicht wegen meiner Frömmigkeit," antwortete Emma mit etwas unsicherer Stimme, während sie erröthete. „In dieser Beziehung und in mancher anderen bin ich weit zurück. Bei uns zu Hause wird selten von der Bibel oder der Kirche gesprochen und ich folge darin dem Beispiel meines Vaters und meiner Mutter. Auch mein Bräutigam schweigt meistens über dergleichen Dinge. Nein, wirklich ich bin durchaus nicht fromm."

„Das ist nicht gut, mein Kind, und es wird eine Zeit in Ihrem Leben kommen, wo Sie derselben Meinung sein werden. Gott bewahre mich, daß ich meine Mitmenschen, die anders denken wie ich, verurtheilen würde! Ich fühle mich angezogen durch Alles, was Augen und Ohren wohlgefällig ist, wie Paulus sagt, und mein Umgang mit vielen Menschen, deren Gefühle ganz von den meinigen verschieden sind, meine Freundschaft für Frau Deichberg, die Freundschaft, die ich bereits für Sie und Herrn v. Kortener empfinde, sind Beweise genug, daß ich auf meine Art ebenso freisinnig denke wie viele Andere, die für freisinniger gelten als ich; ja ich fürchte zuweilen, daß ich das Maß überschreite und daß ich, um den Schein zu meiden, als diente ich zweien Herren, sorgfältiger in der Wahl meines Umgangs sein sollte."

Emma konnte den Gedanken nicht unterdrücken, als sei in diesem versteckten Selbstvorwurf eine Anspielung auf Lideweide enthalten, und die Versuchung, bei dieser Gelegenheit etwas Näheres über die Frau zu erfahren, welche neuerdings einen so hervorragenden Platz in ihren Gedanken eingenommen hatte, war zu stark für sie. Da sie jedoch den Muth nicht hatte, den Gegenstand direct zu berühren, wählte sie einen Umweg.

„Ich glaube, gnädiges Fräulein," sagte sie, „daß außer den Strenggläubigen und den Nichtgläubigen noch eine dritte Klasse von Menschen gefunden wird. Ich spreche weder von Robert noch von mir selbst, denn wir sind junge Leute und unsere Ansichten zählen noch nicht mit. Aber wenn Sie Robert's Vater und besonders wenn Sie meine Eltern kennten, würden Sie begreifen, was ich meine. Wir lesen allerdings des Morgens nicht zusammen in der Bibel, auch vor und nach Tisch wird nicht bei uns gebetet. Wir gehen des Sonntagsmorgens nach der Kirche, das ist Alles, und doch kann ich versichern, daß mein Vater und meine Mutter, wenn ich so sagen darf, Engel von Menschen sind; ich habe einen lieben Bruder gehabt, der uns in der Blüthe seines Lebens entrissen wurde; er war hochbegabt und sein Verlust ist für uns Alle ein großer Kummer gewesen. Wenn mein Vater hundert Jahre alt würde, so würde er sterben, ohne sich über den Verlust Reinhard's getröstet zu haben, und wenn Robert mich vollständig glücklich macht, so bleibt doch in der Freude meiner Mutter eine große Lücke bestehen. Trotzdem kann die Außenwelt nichts davon bemerken und auch in ihrem Herzen klagen und murren sie nicht. Sie sind gut und freundlich gegen Jeden, stoßen Niemand ab, ziehen sich ohne Grund von nichts zurück und leben im Frieden mit der ganzen Welt. Mir scheint, daß solche Gefühle allein den Werth des Menschen bestimmen und es dann gleichgültig bleibt, welcher Art sein Glaube ist."

„Allerdings, mein Kind, im gewissen Sinn ist das auch gleichgültig. Wenn das Herz nicht an der rechten Stelle ist, hilft die Frömmigkeit nichts. Um liebenswürdig zu sein, muß die Religiosität Hand in Hand gehen mit menschlichen Gefühlen, davon bin ich selbst so durchdrungen, daß ich, wie ich bereits sagte, selbst Gefahr laufe, zu viel Werth auf das Menschliche zu legen. Und doch glaube ich, daß gerade diejenigen Personen, welche so denken wie ihre Eltern, und so denken Viele meiner Bekanntschaft, Lideweide unter Anderen — doch glaube ich, daß gerade das, was jene liebenswürdig macht, eine Huldigung für die Rechtgläubigkeit ist. Oder ist es vielleicht

nicht wahr, daß Sie die Früchte von Einrichtungen und Ueberlieferungen pflücken, zu denen Sie direct nichts beitragen? Ich wiederhole, der Himmel bewahre mich davor, daß ich Personen wie Ihre Eltern, von denen Sie mit so viel Liebe und Ehrerbietung sprechen, geringer achten sollte als mich selbst, aber es ist nicht meine Schuld, wenn ich anderer Meinung bin, und ich glaube, daß eine offne Darlegung meiner Ansichten mir mehr Anspruch auf Vertrauen giebt, als wenn ich damit zurückhielte."

Emma war mit ihren Gedanken nicht genug bei der Sache, um der Freimüthigkeit des alten Fräuleins volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie schwieg eine Weile, scheinbar nachdenkend über das Gehörte, und fragte dann, so viel als möglich verhehlend, daß die Frage ihr auf den Lippen brannte: „Und sind Sie der Ansicht, gnädiges Fräulein, daß Lideweide, von dem Unterschied der Jahre abgesehen, ebenso viel Vertrauen verdient wie meine Mutter? Robert hat mir viel Gutes von ihr erzählt, aber um die Wahrheit zu gestehen, kostet es mich einige Mühe, seine Ansicht ganz zu der meinigen zu machen."

„Liebe Emma," war die Antwort, „wie soll ich Ihnen darüber Sicherheit geben? Lideweide ist eine schöne junge Frau, die viel Menschen sieht und viel ausgeht, es versteht sich also von selbst, daß sie manchmal Anstoß erregt und verschieden beurtheilt wird. Ohne Zweifel werden manche Menschen sie für leichtsinnig halten und die Welt müßte sich geändert haben, wenn nicht besonders die Damen, die in demselben Alter mit ihr stehen, viel an ihr auszusetzen hätten. Aber Sie selbst haben sie gestern gesehen und gesprochen und werden während Ihres Aufenthalts in unserer Stadt Gelegenheit haben, Ihre Beobachtungen zu machen und Ihr Urtheil danach zu bilden. War der erste Eindruck ungünstig? Ist dies die Veranlassung zu Ihrer Frage?"

„Im Gegentheil; Lideweide hat mich mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen und es würde mir schlecht anstehen, dies nicht anzuerkennen. Auch Herr Deichberg war sehr freundlich gegen mich, und doch fühlte ich mich auf dem Lindenhofe nicht recht behaglich. Ich finde Lideweide nicht natürlich, nicht einfach, nicht wie andere Frauen, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll."

„Sie dürfen nicht vergessen, Liebste, daß Lideweide eigentlich eine Ausländerin ist. Es macht ihr immer noch Mühe, sich an unser Klima und unsere Sitten zu gewöhnen, aber wenn Herr von Kortener Ihnen gesagt hat, daß Sie bei näherer Bekanntschaft günstiger über sie urtheilen würden, so hat er die Wahrheit gesprochen. Die alte Frau Deichberg ist eine Freundin meiner Jugend und ich habe Lideweide gleichsam in ihrem Hause aufwachsen sehen; ich errinnere mich ihrer, als sie noch ein Pensionsmädchen war und in den Ferien zu Adrian's Schwestern eingeladen wurde; ich habe Adrian um sie umherflattern sehen wie eine Fliege um die Kerze und bin dann zu ihrer Hochzeit eingeladen worden. Wenn Sie mich fragen, ob die Ehe vielleicht glücklicher wäre, wenn sie Kinder hätten, so stimme ich Ihnen vollkommen bei, aber, welches Menschenleben hat nicht seine Schattenseiten! Adrian's Aussichten waren derart, daß er seinem Herzen folgen konnte und nicht nöthig hatte, auf Geld zu sehen, und Lideweide's Schönheit war so außergewöhnlich, sie war so gut unterrichtet, ihre Manieren waren so untadelhaft, daß man ihr die Stellung, welche Adrian ihr bot, wohl mißgönnen, aber nicht behaupten konnte, daß sie in derselben unglücklich sein werde. Bei Adrian's Familie ist sie hoch angeschrieben und sie verdient dies auch vollkommen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß sie in religiösen Dingen anders denkt wie ich, aber in der Schätzung ihres Mannes und dessen Mutter und Schwestern, die darin mehr mit ihr als mit mir übereinstimmen, verringert dies ihren Werth nicht. Sie ist im Grunde des Herzens gutmüthig und mehr als eine Wohlthätigkeitsanstalt hat große Verpflichtungen gegen sie. Es soll mich wirklich wundern, wenn Sie nicht bald Lideweide noch aufrichtig lieb haben lernen."

Emma's Antipathie war zu tief eingewurzelt, um vor Fräulein Bertha's Optimismus sofort zu weichen, und in ihrem Geiste behielt die Vermuthung Raum, daß die Scharfsinnigkeit der alten Dame, wenn es auf das Beurtheilen gewisser Charaktere ankam, mit ihrer Arglosigkeit nicht gleichen Schritt hielt. Aber sie hatte noch zu wenig Menschenkenntniß, um ihrer eignen Ein-

sicht viel Vertrauen zu schenken; auch schämte sie sich eigentlich, mißtrauischer zu sein als die bejahrte Dame. Die Liebe hofft Alles, die Liebe denkt an nichts Böses, hatte sie soeben in Fräulein Bertha's Bibel gelesen, und sie wollte nicht sofort einer Lehre untreu werden, die sie selbst anerkannte, sie bemühte sich daher, ihr Urtheil über Lideweide zu unterdrücken und nahm sich vor, günstiger über dieselbe zu denken. Ihre Bekehrung war jedoch nicht so vollständig, daß sie nicht aufs neue durch den Vorwand einer besonderen Neugierde in den früheren Fehler zurückgefallen wäre.

„Und wer ist," frug sie, „die gewisse Sarah, welche Lideweide wie ihr Schatten zu folgen scheint? Sie empfing uns im Vorhaus und das bedeutet wohl, daß sie eine Dienerin ist, aber wenn sie mir minder rasch beim Ablegen meines Tuches und Hutes behüflich gewesen wäre, würde ich versucht gewesen sein, mich selbst als unterthänige Dienerin ihr gegenüber zu zeigen. Wie kommt Lideweide an solch eine Dame als Kammerfrau?"

„Wer Sarah ist, kann ich Ihnen nicht sagen, und ich glaube, Lideweide weiß es selbst nicht genau; sie giebt sich für die Wittwe eines Engländers aus, der sie auf Java kennen gelernt und dann nach britisch Indien mitgenommen hat, wo er eine angesehene Stellung bekleidete. Dies alles scheint wahr zu sein und die Geschichte dieses Mannes hat ihrer Zeit in den englischen Zeitungen ziemliches Aufsehen gemacht. Er hatte mächtige Freunde, aber auch unerbittliche Feinde. Es wurde an seiner Ehrlichkeit gezweifelt und man beschuldigte ihn, daß er Aufruhr angestiftet habe. Nachdem er seines Postens entsetzt war, durchstreifte er mit seiner Frau lange Zeit sämmtliche europäische Bäder und verspielte alle seine Besitzungen. Auch daran kann nicht gezweifelt werden. Das Einzige, woran ich nicht glauben kann, ist sein Tod, den Sarah jedoch bestätigt. Selbst hier in der Stadt giebt es Personen, welche versichern, daß sie noch diesen Sommer im Auslande mit ihm zusammengetroffen sind. Um so schlimmer für die arme Frau. Man darf sie nur ansehen, um zu bemerken, daß sie viel gelitten hat und daß ihre jetzige Dienstbarkeit, so hart sie ihr ankommen muß, gewiß nicht ihre schwerste Prüfung ist. Sie hat große Anhänglichkeit an Lideweide und Lideweide hält gleichfalls viel von ihr, weil sie glaubt, daß Sarah ihren Vater auf Java gekannt hat. Sie wissen doch, daß Lideweide eine natürliche Tochter ist."

„Und glauben Sie, gnädiges Fräulein," frug Emma, „daß Sarah einen günstigen Einfluß auf Lideweide ausübt?"

„Ich bin darüber nicht völlig beruhigt, aber Sie werden dies wieder meiner Frömmigkeit zuschreiben. Die wenigen Male, daß ich mit Sarah im Vertrauen gesprochen habe, machte sie auf mich den Eindruck einer würdigen Frau, die in der Schule der Täuschungen mit Ehren alt geworden und hinter welcher ein beschwerliches aber fleckenloses Leben liegt. Zu meiner großen Betrübniß glaube ich inzwischen bemerkt zu haben, daß sie gar keinen Glauben hat; mit der größten Kaltblütigkeit habe ich sie versichern hören, daß Gott für sie nicht bestehe. Und zwar streitet sie nicht mit philosophischen Verunftgründen, sie versichert nur, daß sie während ihres ganzen Lebens vergeblich nach einem Schimmer von Gottesgegenwart gesucht habe, und daß sie mehr Frieden bei dem Gedanken findet, sein Vorhandensein sei nur ein Hirngespinst, als daß er sie ganz und gar vergessen habe. Sie kehrt den Trost unserer Religion vollständig um und versichert, daß ihr Unglaube sie vor Murren bewahre."

„Und was sagt Lideweide dazu?"

„Das ist ein Gegenstand, worüber ich mir selbst Vorwürfe mache, denn ich muß zu meinem Bedauern bekennen, daß Lideweide sich den Gemüthszustand Sarah's nicht genug zu Herzen nimmt. Rede ich ihr zu, daß Sarah's Unglaube eine Gefahr ist, gegen die man auf seiner Hut sein muß, so zuckt Lideweide die Achseln und lacht über das, was sie meine Einbildungen nennt. Aber lassen wir das, liebe Emma, vertiefen wir uns nicht zu sehr in die Empfindungen Anderer. Gott ist allmächtig und besonders in Ihrem Alter muß man von allen Menschen das Beste hoffen."

„Darin haben Sie Recht, gnädiges Fräulein," sagte Emma scheinbar in heiterer Laune. Aber in ihrem Herzen fügte sie mit einem Seufzer hinzu: Wenn nur der Abstand von *müssen* zu *können* nicht zuweilen einem breiten Strome gliche.

* * *

Als Emma auf ihr Zimmer zurückgekommen war, las sie ihren Brief noch einmal, den sie bereits vor dem Frühstück beendet hatte, und sie las ihn mit Widerstreben: wenn es ihr zu Hause bereits Mühe gekostet hatte, eine Ruhe zu heucheln, die ihr gänzlich fehlte, so widerstand es ihr doppelt, diesen Mangel an Aufrichtigkeit auch schriftlich zu verfolgen. Und unwillkürlich hatte sie ihre Worte so gestellt, daß ihre Mutter in der Unkenntniß der Sachlage noch bestärkt werden mußte; es war ein von Herzlichkeit überfließender Reisebericht, worin sie erzählte, wie sie zu T. von ihrem Vater Abschied genommen, wie bereitwillig Robert auf der Reise von T. nach M. ihr zur Seite gestanden, wie liebenswürdig sie erst durch Fräulein Bertha und dann durch Lideweide empfangen worden sei, welchen angenehmen Eindruck die beiden Damen bei aller Verschiedenheit des Alters und Charakters auf sie gemacht hätten, wie ihr Schlafzimmer eingerichtet und ihr Wohnzimmer möblirt sei, wie Jeder sich beeifre, ihr allerlei kleine Höflichkeiten zu erweisen, wie ihre Abneigung gegen den Aufenthalt zu M. bereits vor dem Gefühl des Wohlbehagens gewichen sei, und wie man zu Belvedère versichert sein könne, daß sie es in ihrer scheinbaren Verbannung nicht allein nicht schlimm, sondern weit eher zu gut habe.

Die meisten Menschen über Vierzig haben im Schreiben solcher Briefe bereits so viel Uebung, daß die Unwahrheit derselben sie keine Ueberwindung mehr kostet, das Verhehlen ihrer eigentlichen Gefühle erscheint ihnen nur noch als eine Stilübung. Aber Emma war kaum noch in den Zwanzig und sie hatte an diesem Morgen zum ersten Male die Feder der Geschichte in den Farbtopf der Fabel getaucht. Daher hatte sie Gewissensbisse; sie fühlte in ihrem Herzen, daß sie nicht straflos Romanschriftstellerin werden konnte, und wollte ihren Brief zerreißen, sie konnte dann mit Hinweglassung einiger anderer Dinge ihrer Mutter einmal mittheilen, welche absonderliche Dame Fräulein v. Steinmetz sei. Aber zur rechten Zeit fiel ihr ein, daß es doch einen seltsamen Eindruck machen müsse, wenn sie sofort ausführlich über ihre Wirthin herzog, wobei sie auch nicht vermeiden konnte, etwas über Lideweide zu schreiben und damit dem zu widersprechen, was Robert in seinen Briefen über die Villa und deren Besitzerin mitgetheilt hatte. Nein, weder ihm noch sich selbst wollte sie in der Meinung Anderer schaden. Es mußte für ewige Zeit ein Geheimniß zwischen ihnen bleiben, daß sie an ihm gezweifelt hatte. Und ihre Zweifel waren ja alle gewichen, als sie gesehen hatte, mit welcher Freude und Zärtlichkeit Robert sie beim Wiedersehen zu T. und unterwegs behandelte; der Stolz, womit er sie Fräulein v. Steinmetz vorgestellt hatte, der Kuß, womit er gestern Abend an der Thür des Hauses von ihr Abschied genommen hatte und der noch während des Einschlummerns auf ihren Lippen schwebte, alles dies waren unzweifelhafte Beweise, und man hätte ungläubig sein müssen wie Sarah, um sich ihnen zu verschließen. Es war Pflicht, wie Fräulein Bertha sagte, das Gute zu denken. Alles mußte sich zum besten kehren, daran war nicht zu zweifeln, warum also sollte man doppelsinnige Briefe nach Hause schreiben, Briefe die vielleicht viel Böses, in keinem Falle aber Nutzen stiften konnten? Das Beste war also jedenfalls, den Brief zu versenden, wie er nun einmal geschrieben war.

XVII.

„Wissen Sie," frug Lideweide, als ihr Mann sich eines Morgens nach seinem Büreau begeben hatte und sie mit Robert allein geblieben war — es mochte ungefähr eine Woche verstrichen sein, seitdem Emma bei Fräulein v. Steinmetz zu Besuche war, — „wissen Sie, was ich finde?"

Die Wahrheit war, daß sie Robert wie ein Spielzeug betrachtete, welches bis zu einem gewissen Grade ihr Interesse auf sich zog, dessen sie sich aber nur als eines Mittels zum Zeitvertreib bediente.

„Ich finde," fuhr sie in jenem lachenden Tone fort, durch welchen sie ihr größtes Uebergewicht auf ihn ausübte, „ich finde, daß Sie ein sehr kühler und sehr abgemessener Bräutigam sind."

Robert hätte fragen mögen: „Was meinen Sie damit?" Aber er wagte es nicht. Lideweide's scherzende Anklage war mit einigen sehr ernsten Verweisen, die er sich selbst in der letzten Zeit ertheilt hatte, zu sehr in Uebereinstimmung, als daß er

mit gutem Gewissen sich hätte verwundern können.

„Und wissen Sie, was **ich** finde," antwortete er so laut, daß es schien, als wolle er Lideweide's Lustigkeit überbieten, „ich finde —"

„Sie finden, daß ich mich um Sachen bekümmere, die mich nichts angehen," fiel sie ihm in die Rede, „aber darin täuschen Sie sich: Emma ist meine Schwester und ich habe das Recht zu verlangen, daß Sie ihr diejenige Ehre zu Theil werden lassen, die ihr zukommt. Wir Frauen halten alle zusammen und wenn Einer von uns nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit begegnet wird, treten wir alle für sie in die Schranken. Sie sind höflich gegen Emma, das erkenne ich an, und wer das Gegentheil behaupten wollte, würde Ihnen Unrecht thun, aber herzlich, innig, zärtlich, ehrerbietig — nein das sind Sie nicht. Besonders nicht ehrerbietig."

„Das bin ich doch," sagte Robert, den das Uebertriebene ihrer Beschuldigung zum Widerspruch reizte, „Emma ist nicht allein in meinen Augen das liebenswürdigste Geschöpf, sondern flößt mir auch mit der höchsten Liebe eine ganz freiwillige Unterwerfung ein. Wenn ich irgend etwas gegen sie begehen würde, so würde ich ihre Verachtung noch mehr fürchten als ihre Betrübniß."

„Um so besser. Aber es ist ein Unterschied in der Unterwerfung. Die Ehrerbietung, die ich meine, ist eine ganz besondere Art. Es ist eine ritterliche Huldigung, wie die großen Dichter sie uns beschreiben, ein Gemisch von Unterthänigkeit und feuriger Begierde, etwas Demüthiges, was jedoch durchaus nicht unmännlich ist. Ich meine nicht, daß Sie ängstlich vor Emma sein sollen, im Gegentheil, sie muß ängstlich vor Ihnen sein, wie es einem jungen Mädchen, einem jungen Herrn mit solch einem Schnurrbart gegenüber, geziemt. Ich meine — doch ich kann es nicht in Worte bringen. Geben Sie mir, ich bitte," und sie zeigte nach einem kleinen Tischchen, worauf zwischen einer Blumenvase und einem Stickmuster einige schön gebundene Bücher lagen, „geben Sie mir jenes Buch und ich will sehen, ob ich Ihnen meine Ansicht klar machen kann."

Er stand auf und suchte.

„Meinen Sie dieses?" frug er, indem er eins der Bücher in die Höhe hob.

„Nein," sagte sie, „dies nicht, aber das andere dicht daneben."

Er händigte ihr das Buch ein und blieb stehen. Es war eine jener sogenannten Prachtausgaben mit vielen Holzschnitten. Lideweide blätterte erst eine Weile wie Jemand, der nicht sofort finden kann, was er sucht.

„Setzen Sie sich nun ruhig mir gegenüber," sagte Sie, „und lesen Sie mir diese zwei Seiten vor," und mit der einen Hand gab sie ihm das Buch zurück, während sie mit dem Zeigefinger die Stelle anwies, wo er beginnen sollte.

Hätte er die Wahl gehabt, so würde er sich neben sie auf das Sopha gesetzt oder einen Stuhl dicht herangeschoben haben. Aber sie hatte ihm gesagt, daß er sich ihr gegenübersetzen solle, und ihr Blick hatte ihn an die andere Seite des Tisches verwiesen. Etwas unwillig fügte er sich dem Winke ihrer schönen Augen, die mit ihrem Munde ein Bündniß geschlossen hatten; er fand, ihre Art, mit ihm zu verkehren, erinnere ihn ein wenig an den Schulmonarchen seiner Kinderjahre. Er begann zu lesen:

„Von allen meinen Luftschlössern war nur noch eins nicht eingestürzt, das Finden einer Beschäftigung, durch welche ich für meinen Unterhalt hätte sorgen können, und selbst die Verwirklichung dieses bescheidenen Traumes zeigte Schwierigkeiten. Ich dachte an mein früheres Handwerk, aber ich war darin nicht geschickt genug, um bei einem Meister arbeiten zu können. Ueberdies waren nicht viele Meister zu Turin."

„Wie Sie sehen, sind wir in Turin," sagte Lideweide, „erinnern Sie sich, wer es ist, der so offenherzig die Geschichte seiner Geldverlegenheiten beichtet? Natürlich, es war ein junger Uhrmacher aus Genf, der auch ein wenig graviren konnte, später hat er lieber Bücher als Stempel gravirt, aber fahren Sie nur fort, das Schönste muß noch kommen."

Robert fuhr fort:

„Es wird besser werden, dachte ich, und ging von Laden zu Laden, um meine Dienste anzubieten, frug um Erlaubniß, Wappen oder Buchstaben in Silbergeräthschaften schneiden zu dürfen, und hoffte,

wenn ich die Bestimmung des Preises den Leuten überlassen würde, sie durch die Billigkeit anzulocken. Aber das Hilfsmittel hatte keinen Erfolg. Fast überall wurde mir die Thür gewiesen, und von dem Wenigen, das man mir zu thun gab, konnte ich kaum meinen Hunger stillen. Einmal indessen —"

„Geben Sie Acht, Herr Robert," scherzte Lideweide, „das Stück fängt an."

Er fuhr fort:

„Einmal, als ich eines Morgens durch die Contrada nuova ging, sah ich hinter dem Fenster eines Magazins eine junge Frau sitzen, deren Aussehen so gefällig und so wohlwollend erschien, daß ich gegen meine Verlegenheit in solchen Fällen einzutreten wagte, um ihr meine geringe Kunst zur Verfügung zu stellen. Sie sagte nicht nein, forderte mich auf, mich zu setzen, wollte wissen, wer und woher ich sei, beklagte mich, sprach mir Muth zu und versicherte mich, daß gute Mitmenschen mich nicht im Stiche lassen würden. Sie schickte zu einem Silberschmied, um die Geräthschaften holen zu lassen, die ich nöthig hatte, verließ unterdeß den Laden und kehrte nach einer Weile mit einem Frühstück zurück, womit sie mich eigenhändig bediente. Dies schien mir ein viel versprechender Anfang zu sein und der Erfolg strafte meine Meinung nicht Lügen. Ich konnte bemerken, daß ihr meine Arbeit gefiel, und mehr noch als meine Arbeit, nachdem ich meine Verlegenheit überwunden hatte, mein Geplauder. Die Verlegenheit war nicht unnatürlich, denn die Dame war in Sammt und Seide gekleidet und trotz ihres einnehmenden Wesens schüchterte mich diese glänzende Toilette ein. Ihr freundlicher Empfang jedoch, ihr theilnehmender Ton, die stillen und einnehmenden Manieren gaben mir bald meine Geistesgegenwart wieder. Ich bemerkte, daß ich gefiel, und durch das Selbstvertrauen, welches diese Beobachtung mir gab, gefiel ich noch mehr. Aber obwohl sie eine Italienerin und dabei viel zu schön war, um nicht auch ein wenig gefallsüchtig zu sein, war sie bei alledem so sittsam und ich so schüchtern, daß unsere Bekanntschaft vorerst nicht sehr vertraulich werden konnte. Man ließ uns dazu auch nicht die Zeit. Um so lebendiger erinnere ich mich, wie reizend die flüchtigen Stunden waren, die ich in ihrer Nähe zubringen konnte, und ich übertreibe nicht, wenn ich versichere, daß ich in diesen Augenblicken die süßesten und reizendsten Genüsse der Liebe gekostet habe."

Robert schwieg eine Weile und im gewissen Sinne würde nichts natürlicher gewesen sein, als daß er das Buch zugeschlagen und herzlich dafür gedankt hätte, noch länger durch Lideweide katechisirt zu werden, aber es scheint — und vergeblich würden alle Lichtfreunde der Welt dagegen streiten — es giebt einen Katechismus, den die meisten jungen Männer von Robert's Alter, wenn die Lehrerin eine so reizende Frau wie Lideweide ist, niemals müde werden, sich überhören zu lassen. Es war gewiß nicht in der Ordnung, daß Lideweide ihm solch ein Buch in die Hände gab, solch ein Gespräch mit ihm anknüpfte und solch eine Haltung ihm gegenüber annahm. Es war unerhört, unerlaubt und im höchsten Grade unschicklich. Aber, als sie ihn mit dem fröhlichsten Lächeln frug, warum er seine Lectüre plötzlich unterbreche, und ob er glaube, daß er schon am Ende der Geschichte sei, würde er es nicht weniger unerhört und besonders nicht weniger unschicklich gefunden haben, die angefangene Arbeit unvollendet zu lassen:

Er fuhr also fort:

„Sie war eine sehr pikante Brünette, aus deren Gesicht außerdem ein gutes Herz sprach, so daß ihre Lebhaftigkeit anziehend blieb; sie hieß Frau Basile. Ihr Mann, der viel älter als sie und ziemlich eifersüchtig war, ließ sie, wenn er in Geschäften verreisen mußte, unter der Obhut eines Comtoirgehülfen zurück, eines viel zu gräulichen Menschen, um gefährlich genannt zu werden, der sich ihr gegenüber zwar ziemlich viel anmaßte, dies aber fast nur dadurch bemerken ließ, daß er ein saures Gesicht machte. Ich gerieth bei ihm in sehr bösen Geruch, obgleich ich ihn zuweilen mit Wohlgefallen die Flöte blasen hörte, welches Instrument er geschickt zu handhaben wußte. Dieser neumodische Aegisthus knurrte ganz laut, so oft er mich in das Zimmer seiner Meisterin eintreten sah; aber sie gab ihm die Geringschätzung, mit welcher er mich behandelte, mit Wucher zurück; ja es schien sogar, als ob sie mich, um ihn zu ärgern, in seiner Gegen-

wart absichtlich ermuthige. Diese Art von Rache war sehr nach meinem Sinn und würde es noch mehr gewesen sein, wenn Madame Basile sie auch während unseres Alleinseins fortgesetzt hätte. Aber dies that sie nicht, wenigstens nicht so auffallend. Ob sie mich zu jung fand, ob sie nicht recht wußte, wie sie es anlegen sollte, oder ob sie sich ernstlich vorgenommen hatte, auf ihr Herz zu achten — sobald Aegisthus nicht zugegen war, bewaffnete sie sich mit einer Art von Würde, die zwar nicht abstieß, aber mich, ich wußte selbst nicht warum, im höchsten Grade einschüchterte. Ich war verlegen, erröthete, wagte sie nicht anzusehen, wagte kaum Athem zu holen, und doch würde ich lieber gestorben sein, als mich von ihr zu trennen. Mein Auge verschlang fast Alles, was ich an ihr unbemerkt beobachten konnte: die Blumen ihres seidnen Kleides, die Spitze ihres kleinen Fußes, ihren vollen und weißen Arm, so weit er zwischen dem Handschuh und dem Aermel sichtbar war, ihren Hals, wenn der kleine Kragen, was zuweilen geschah, nicht an dem Spitzentuch befestigt war, welches sie kreuzweise über der Brust trug, der Eindruck des einen Gegenstandes erhöhte noch den des andern. Hinstarrend auf das, was ich sah und zu vermuthen wagte, legte sich ein Nebel über meine Augen und es war mir, als ob meine Brust zugeschnürt würde, ich mußte alle meine Kräfte zusammennehmen, um bei Athem zu bleiben, und das Einzige, was ich thun konnte, was aber die Stille um uns her zuweilen kaum gestattete, war, mir durch einen unterdrückten Seufzer Luft zu machen. Glücklicherweise schien Madame Basile, in ihre weibliche Handarbeit vertieft, meine Verwirrung nicht zu bemerken. Zuweilen bildete ich mir ein, daß dasselbe Gefühl ihre Brust und die meinige durchbebte, und daß ich ihr Mieder schneller sich heben und senken sähe als gewöhnlich. Dieser verführerische Anblick ließ das Maß meiner Verwirrung überlaufen, aber wenn ich eben im Begriffe war, dem Zuge meines Herzens nachzugehen, richtete sie irgend eine gleichgültige Frage an mich und brachte mich auf diese Weise sofort zu mir selbst."

Abermals hörte Robert auf zu lesen.

„Nun?" frug Lideweide wieder, „warum lesen Sie nicht zu Ende, ich wiederhole Ihnen, daß das Schönste noch kommen muß."

Diese Versicherung war vielleicht durchaus nicht beruhigend für Robert und die Frage vorher jedenfalls nicht überflüssig, denn der junge Mann war unwillkürlich hingerissen durch das, was er las, und es that ihm leid genug, daß er sich nur mit einer halbgestammelten Vorlesung begnügen mußte. Die Verlegenheit des Genfer Uhrmachers war ansteckend, wie es schien; Lideweide hatte mit ihrer kühlen Frage das soeben erzählte Benehmen der Madame Basile zur Richtschnur genommen und durch ihren gleichgültigen Ton die Verwirrung verscheucht, in welche auch er unwillkürlich gerathen war. Obschon es ihn nun verdroß, daß sein wiederkehrender Muth nicht aus ihm selbst, sondern vielmehr von Lideweide kam, ermannte er sich doch und las die Lection, die sie ihm aufgegeben hatte, in einem Athem zu Ende:

„Wiederholt war ich mit ihr auf diese Weise allein, ohne daß ein Wort, ein Wink, oder auch nur ein vielbedeutender Blick das geringste Einverständniß zwischen uns verrieth. Wie peinlich dieser Zustand für mich auch war, fühlte ich mich doch vollkommen glücklich und mein Herz war damals noch so unverdorben, daß ich mir kaum Rechenschaft über das geben konnte, was mich peinigte. Auch ihr schienen die kleinen Zusammenkünfte nicht zu mißfallen, wenigstens verstand sie es, die Gelegenheit dazu zu vervielfältigen. Nutzlose Ueberlegungen, wenn ich bedenke, welchen Gebrauch sie von diesen Gelegenheiten machte und mich davon machen ließ. Um dem albernen Geschwätz des Comptoirgehülfen, der ihr lästig geworden war, nicht länger ausgesetzt zu sein, hatte sie sich eines Tages auf ihr Zimmer geflüchtet, und sobald ich in dem Magazine, wo ich mich gerade befand, mit meiner Arbeit zu Ende war, schlüpfte ich hinter ihr her die Treppe hinauf. Die Thür zu dem Gemache war nur angelehnt und ich trat unbemerkt ein. Sie saß mit ihrer Stickerei an einem der Fenster der Thür gegenüber, mit dem Gesichte dem Lichte zugekehrt. Sie konnte mich weder hereinkommen sehen noch hören wegen des Gerassels der schweren Frachtwagen auf der Straße unten, sie war immer mit Sorgfalt gekleidet, aber an diesem Tage würde Jedermann einen Hauch von Coketterie in

ihrer Kleidung bemerkt haben. Ihre Haltung war äußerst gefällig, den Kopf ein wenig nach vorn, so daß ich der Linie ihres weißen Halses folgen konnte, und sie trug Blumen in dem reizend frisirten Haar. Ihre ganze Person hatte etwas unaussprechlich Bezauberndes, das mich immer mehr außer mir brachte, je mehr ich Zeit hatte, es zu bemerken. Ich sank am Eingang des Zimmers auf meine Knie und breitete die Arme nach ihr aus, fest überzeugt, daß sie mich nicht höre, und in dem Wahne, daß sie mich auch nicht sehen könnte. Aber über dem Kamine hing ein Spiegel, der mich verrieth. Welchen Eindruck meine rührende Handlungsweise auf sie machte, weiß ich nicht, sie sah mich weder an, noch sprach sie mit mir, aber sie wendete den Kopf halb nach meiner Seite und deutete nur mit ihrem Finger auf die geflochtene Matte, worauf ihre Füße ruhten. Ich zitterte, stieß einen Schrei aus und befand mich in einem Augenblicke neben ihr, kniend auf der mir von ihr angewiesenen Stelle. Wird man es glauben, daß ich selbst dann den Muth noch nicht hatte, das Wort an sie zu richten, oder die Augen zu ihr aufzuschlagen, oder sie zu berühren, oder die Hand auf ihr Knie zu legen, um einen Stützpunkt zu finden? Sprachlos, bewegungslos war ich, aber trotzdem nicht wenig erregt. Die Spannung, in welcher ich mich befand, verrieth Alles: meine Freude, meine Erkenntlichkeit, meine feurigen bestimmten Wünsche, welche durch die Furcht, ihr zu mißfallen, im Zaume gehalten wurden. Sie schien ebenso bewegt und ebenso verlegen wie ich selbst. Verlegen über meine Gegenwart an ihrer Seite und doch wußte sie, daß sie mich selbst gerufen hatte, überrascht durch die Folgen eines Winkes, dessen Wirkung sie offenbar nicht berechnet hatte, muthigte sie mich nicht an, aber stieß mich auch nicht von sich fort. Ihre Augen blieben unaufhörlich auf ihre Stickerei gerichtet und sie gab sich alle Mühe, nicht zu bemerken, daß ich neben ihr kniete. Aber ich hätte blind sein müssen, um nicht zu bemerken, daß ihr Herz ebenso unruhig klopfte wie das meinige.

„Wer weiß," beschloß Robert seine Vorlesung, „wie dies schweigende Schauspiel geendet oder wie lange ich in demselben ebenso lächerlichen als beseligenden Zustande geblieben wäre, wenn man uns nicht gestört hätte? Aber gerade als meine Erregung den höchsten Gipfel erreicht hatte, hörte ich in meiner Nähe eine Thür öffnen. „Stehen Sie auf, da ist Rosina," sagte Madame Basile im erschreckten Ton und mit ängstlicher Geberde. Rosina war ihre Dienerin und Rosina's Zimmer grenzte an das ihrer Herrin. Ich erhob mich eiligst, ergriff und küßte feurig zweimal nach einander die Hand, die sie mir reichte, und fühlte wie bei dem zweiten Kuß diese liebe Hand fast unmerklich meine Lippen suchte. Einen glücklicheren Augenblick habe ich auf der Erde nicht erlebt. Aber die günstige Gelegenheit, die ich unbenutzt hatte vorübergehen lassen, kehrte niemals zurück, und mit diesem ersten und einzigen Kapitel endigte unser Roman."

XVIII.

Robert hatte Sarah seit seiner Unterhaltung mit ihr über Lideweide's Beziehung zu Ruardi kaum wiedergesehen. Sei es Absicht oder Zufall, sie hatte keine einzige Gelegenheit benutzt, um sich mit ihm allein zu befinden.

Wäre er völlig klar gewesen über das, was er wollte, so würde ihn diese Bescheidenheit vielleicht verdrossen haben. Noch wahrscheinlicher würde er in diesem Falle die Initiative ergriffen und auf die eine oder andere Weise eine Annäherung gesucht und Mittheilungen herausgelockt haben, die man aus eignem Willen nicht machen zu wollen schien, aber er handelte eben nicht nach einem festen Plane, und wenn er auf der einen Seite gewünscht hätte, durch Sarah über Lideweide's Thun und Lassen sich unterrichten zu lassen, war es auf der andern Seite eine Erleichterung, darüber mehr oder weniger im Unklaren zu bleiben. Je länger er mit gutem Gewissen sich selber einreden konnte, daß seine Beziehung zu Lideweide ohne weitere Bedeutung sei und Niemand anders als Emma fortwährend den ersten Platz in seinem Herzen behauptete, um so angenehmer war es ihm. Es war denn auch durchaus kein Ruf unvermischter Freude, der ihm entschlüpfte, als er in bereits vorgerückter Abendstunde eines der folgenden Tage, während er mit der Lampe an seiner Seite am geöffneten Fenster seines Zimmers saß und die Sterne am dunkelblauen Him-

mel betrachtete, plötzlich durch einen Besuch Sarah's überrascht wurde. Er war am Abend mit Adrian, Lideweide und Emma nach Seeburg gefahren, wo man sich versammelte, um der Musik des Militärcorps zuzuhören und Freunde und Bekannte zu begrüßen, bis die Sonne untergegangen war. Robert war nicht unempfänglich für solche Genüsse, er fand, daß man in Deichberg's Landauer vortrefflich fuhr und der Vorzug, Emma und Lideweide gegenüber zu haben, entschädigte hundertfach für Deichberg's langweilige Unterhaltung. Er gab zu, daß das Seeburg'sche Curhaus klein war und sich mit denen von Ostende und Scheveningen nicht vergleichen ließ. Aber alle Dinge haben ihre zwei Seiten und mitunter giebt man einer kleinen Terrasse, wo man sich in einem erlesenen Kreise von Bekannten befindet, den Vorzug vor einem viel ausgebreiteteren Landstrich, über welchen Fremde das Scepter führen. In Gesellschaft von Lideweide und ihrem Mann fühlte Robert sich in die M.'sche gute Gesellschaft aufgenommen, und obgleich er die meisten Anwesenden kaum dem Namen nach kannte, war es ihm doch angenehm, zu bemerken, daß er sich und seine Braut als dazugehörig betrachten durfte.

„Kommen Sie herein, Sarah," sagte er, indem er aufstand und das Fenster schloß, „es ist schon spät und die Abende fangen an, kühl zu werden."

„Verzeihen Sie, Herr von Kortener," antwortete sie, „daß ich solch eine ungelegene Stunde wähle, um Ihnen meinen Dank zu bezeugen; meine Freiheit ist beschränkt und es gehört zu den Seltenheiten, daß ich einige Augenblicke für mich selbst verwenden kann."

„Um Ihretwillen wünschte ich, daß sich dies ändern möge, Sarah, Sie sind in der abhängigen Stellung hier im Hause nicht an Ihrem Platz und wenn ich etwas dazu beitragen könnte, Sie in eine bessere Lage zu versetzen, so würde ich es gern mit Eifer thun. Aber ich besitze keine nennenswerthen Beziehungen und muß vorläufig in erster Stelle für mich selbst sorgen."

„Ich danke Ihnen für Ihren Antheil, Herr Robert, aber ich komme nicht, um über mich mit Ihnen zu sprechen. Meine Stellung ist durchaus die Folge meiner eignen Wahl und ich bezweifle, daß Sie mit dem besten Willen darin etwas ändern könnten. Soviel ich bemerke, hat man Ihnen erzählt, daß mein Loos früher sehr verschieden war von dem, was es jetzt ist, und gleich vielen wohlwollenden Personen meinen Sie, daß ich meinen Rang in der Gesellschaft, wie man das nennt, wieder einnehmen sollte. Aber Sie werden mich doch nicht gegen meinen eignen Wunsch glücklich machen wollen? Glauben Sie mir, Sie können nichts für mich thun, und jede Anstrengung, die Sie machen würden, mich aus diesem Hause zu entfernen, würde mich gerade dessen berauben, worauf ich den höchsten Werth lege; für mich geht nichts über die Freundschaft der Frau Deichberg, und die glücklichen Augenblicke meines Lebens sind diejenigen, in denen ich mich rühmen kann, etwas gethan oder versucht zu haben, um ihr das Leben angenehm zu machen."

„Diese Gefühle gereichen Ihnen sehr zur Ehre," sagte Robert im gewichtigen und gleichsam beschirmenden Tone, „und mit Ihnen glaube ich, daß Frau Deichberg vollen Anspruch auf Ihre Erkenntlichkeit hat, aber meinen Sie im Ernste, daß ihrem Glücke wirklich etwas gebricht? Sie zeigt sich mitunter düster und abgeschlossen, aber welche Frau ist immer dieselbe? Mir kommt es vor, als ob Frau Deichberg nichts Anderes bedürfe als hier und da ein wenig Zerstreuung."

„Ich begreife sehr wohl, Herr Kortener, daß Sie mir gegenüber Ihre Verdienste zu verkleinern suchen, aber meine Dankbarkeit für Ihr Dazwischentreten ist darum nicht geringer. Sie haben gethan, was ich für unmöglich gehalten hätte, und bis jetzt ist Ihre Absicht mit dem besten Erfolge gekrönt worden."

„Meine Absicht, Sarah? Ist Frau Deichberg der Meinung, daß ich mit Absicht gehandelt habe?"

„Frau Deichberg ist durchaus unkundig der Bitte, die ich mir erlaubt habe, an Sie zu richten. Sie vermuthet nicht entfernt, daß Sie von den Umständen Kenntniß haben, die sie quälen und deren Ursache Dr. Ruardi ist. Sie hat mir nicht allein keinen Auftrag gegeben, Ihnen irgend etwas über ihre Gefühle für Sie mitzutheilen, sondern bis jetzt ist sogar Ihr Name kaum zwischen uns genannt worden. Ich kann Ihnen nur sagen, daß sie im höchsten Grade von Fräulein Fischer eingenommen ist, denn

ich hörte sie vorhin noch in das Lob Ihrer Braut ausbrechen. Sie erzählte, daß Fräulein Fischer auch heute wieder am Curhaus die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe und daß die ganze Welt sie Ihnen beneidet. Und eben darum, weil dies so ist, bin ich so sehr erfreut, daß Sie, trotz Ihrer Verpflichtungen gegen Fräulein Fischer, Mittel gefunden haben, um Dr. Ruardi entfernt zu halten. Seit Ihrer Ankunft und besonders seit der Ankunft von Fräulein Emma fühlt Frau Deichberg sich dem Doctor gegenüber viel stärker und ich habe Gründe zu hoffen, daß sie in kurzer Zeit ganz von ihm befreit sein wird."

„Ich bemerke, Sarah, daß man vor Ihnen keine Geheimnisse haben darf, aber ich bitte Sie nun, mich allein zu lassen, und nicht mehr mit mir über diese Angelegenheit zu sprechen. Es ist vollkommen richtig, daß ich durch Sie auf den Gedanken gekommen bin, Frau Deichberg einen Dienst zu erzeigen, den sie, wie es scheint, von Niemand anders erwarten konnte. Ich erfahre von Ihnen, daß es mir gelungen ist, oder daß ich Aussicht habe, das Ziel zu erreichen. Um so besser. Und da Sie nun Alles wissen, darf Ihnen nicht unbekannt bleiben, daß ich mit dem Vorwissen und in Uebereinstimmung mit Fräulein Fischer gehandelt habe. Mit Dr. Ruardi, der namentlich in den ersten Tagen meines Hierseins viel Freundlichkeit für mich gehabt hat, wünsche ich äußerlich auf einem guten Fuße zu bleiben. Herr Deichberg, das versteht sich von selbst, weiß von nichts und ich verspreche Ihnen, daß er auch nie etwas erfahren soll. Auch Frau Lideweide bleibt am besten ohne Kenntniß desjenigen, was zwischen uns verhandelt ist, und in keinem Falle würde ich mehr für sie thun können, als was bis jetzt von mir geschehen ist. Mit einem Worte, es würde mir sehr angenehm sein, wenn die schiefe Stellung, in welche ich aus Freundschaft für Frau Deichberg seit einiger Zeit gerathen bin, so bald als möglich ein Ende nimmt."

* * *

Noch niemals hatte Robert in einem Athem so viele Unwahrheiten auf einander gehäuft als in dieser Antwort. Daß Sarah ihn auf den Einfall gebracht habe, Lideweide scheinbar den Hof zu machen, daß er darüber mit Emma gesprochen und deren Zustimmung zu diesem seltsamen Plane erhalten habe, daß er in seiner Haltung gegen Ruardi keine Veränderung eintreten zu sehen wünsche, daß er je eher desto lieber sein geheimes Einverständniß mit Lideweide zu Ende gehen sehe, waren lauter Lügen und Sarah konnte, das fühlte er selbst, davon kein Wort glauben. Eine Stunde vorher würde er sich selbst verachtet haben, wenn er so etwas für möglich gehalten hätte, und selbst noch in dem Momente, als Sarah bei ihm eintrat, hätte er darauf geschworen, daß keine Macht der Erde ihn zu so etwas verleiten könne, und doch war die Falschheit, deren er sich plötzlich in seinen eignen Augen schuldig gemacht hatte, nur ein Beweis des Vergehens, vor dem Emma, durch einen feinen Instinkt getrieben, ihn am Tage ihrer Ankunft auf dem Lindenhof gewarnt hatte.

Es hatte nur einen kurzen Kampf gekostet, bis er in der Unterhaltung mit Sarah zu dem Entschluß gekommen war, ihren Absichten so entgegenzutreten, wie er es in seiner letzten Antwort gethan hatte, aber was ihn bewog, die Unterhaltung mit Lideweide's Kammerfrau plötzlich abzubrechen und sie zu bitten, ihn allein zu lassen, war namentlich die Beobachtung, daß in Sarah's Bemerkungen, Lideweide nenne seinen Namen nicht einmal und sie fühle sich durch sein Verhalten stärker gegen Ruardi, ein Widerspruch lag.

Aus dieser Beobachtung zog er dann wieder den weiteren Schluß: Wenn Lideweide ihn auch nicht gerade liebe, so sei es doch offenbar, daß sie ihm den Vorzug vor Ruardi gebe, und hieran knüpfte sich dann von selbst der Entschluß, nichts mehr mit Sarah verhandeln zu wollen, damit die letzte Person, welche gegenwärtig noch zwischen ihm und Lideweide stehe, aus dem Wege geräumt sei und es sich dann zeigen müsse, ob er wirklich in Lideweide's Augen nichts Anderes sei als ein brauchbarer Ableiter.

Wäre diese letzte Vorstellung ihm nicht so unerträglich gewesen, so würde Robert vielleicht nicht so schnell auf dem Wege des Verderbens fortgetaumelt sein. Aber gegen eine so starke Verbindung von Furcht und Hoffnung konnte sein Charakter nicht Stand halten. Wenn er sich vorstellte, daß der verdorbene Ruardi sich einen Platz in Lide-

weide's Herzen zu erobern gewußt hatte, so bemächtigte sich seiner ein unaussprechliches Gefühl des Hasses, und wenn der Doctor sich in seiner Nähe befunden hätte, so würde er ihm gern einen Schlag in das Gesicht gegeben haben. Dachte er dabei an Ruardi's Talente, so stieg durch das Gefühl seiner eignen Unbedeutendheit der Haß zur Wuth. Der Gedanke, daß Lideweide Grund hatte, Ruardi von sich zu entfernen, und daß er selbst bekennen mußte, in den Augen der Welt weit hinter Ruardi zurückzustehen, war ihm im höchsten Grade kränkend. Noch viel peinlicher schien ihm die Möglichkeit, daß Lideweide seine täglich wachsende Liebe für sie, die sie jedenfalls bemerkt haben mußte, nur zu ihrem Vortheil benutzte und ihn zu keinem andern Zwecke ermuthigte, denn wenn die Gespräche, die sie mit ihm führte, und die Kapitel, die sie ihn lesen ließ, keine Ermuthigungen waren, was sollte dann so heißen? Diese Befürchtung machte ihn fast wahnsinnig, sie gab einem Einfluß auf sein Gemüth Vorschub, dem er noch nie unterworfen gewesen war, und gerade in dieser dämonischen Verwirrung lag der Schlüssel zu dem neuen Zuge des Herzens, der ihn an Lideweide kettete. Dagegen gerieth er vor Entzücken außer sich, wenn er sich die andere Möglichkeit vorstellte. An Emma's Seite konnte er sich denken, daß er ohne Erröthen die reine Freude der Glückseligen im Paradiese mit empfinden könne, aber was bedeutete solch eine Himmelfahrt gegen den Gedanken einer Fahrt mit Lideweide und hätte sie auch in der Hölle geendet? Es gab Augenblicke, wo er die ewige Verdammniß als keinen zu hohen Preis angesehen hätte für einen Kuß von Lideweidens Lippen.

(Schluß folgt).

Otto Ludwig.

Von

Julian Schmidt.

(Schluß.)

Ganz anders das sogenannte historische Drama, welches, von Victor Hugo erfunden, in Deutschland hauptsächlich von Hebbel cultivirt ist. In diesem Drama sind eigenthümliche Culturzustände, welche nur einer bestimmten Zeit angehören und der unsrigen fremd sind, das entscheidende Motiv für das Handeln und Empfinden der Personen wie für ihr Schicksal. Es wird also an den Zuschauer die Zumuthung gestellt, nicht blos den allgemein menschlichen Inhalt der Tragödie auf sich wirken zu lassen, sondern zum Verständniß der wirkenden Motive in seinem eignen Gemüth eine Operation zu vollziehen, die zuletzt doch eine Operation des Verstandes ist. Ich halte das nicht für schlechterdings unmöglich, jedenfalls muß der Dichter sehr stark zu Hülfe kommen, er muß das Gemüth so stimmen, daß es das ihm fremde Motiv genetisch verfolgt und nicht blos außer sich, sondern in sich selbst zu erleben glaubt.

In der Regel haben diese Dichter zum Allerfremdesten gegriffen. So behandelt Hebbel Motive der altjüdischen Geschichte, obgleich er wiederholt seinen Abscheu gegen dieselben ausspricht; es ist, als ob sie ihn wider seinen Willen anzögen, wie man vom Blicke der Klapperschlange erzählt. Auch Otto Ludwig, vielleicht durch Hebbel's Beispiel verführt, hat zum Vorwurf seiner ersten idealen Tragödie, der „Makkabäer", die jüdische Bigotterie gewählt.

Bei meiner ersten Besprechung des Stückes hatte ich von dem Helden Judah behauptet, er sei nicht ein dramatischer, sondern ein epischer Charakter, weil er nur handelnd, nicht leidend auftritt, weil das, was uns eigentlich an ihm interessirt, seine Heldengröße, wohl episch zur Anschauung gebracht, aber nicht auf der Bühne dargestellt werden kann, wenigstens auf unserer Bühne nicht, die sich Freiheiten, wie sie Shakespeare im Coriolan anwendet, versagen muß. Darauf finde ich in den Studien, S. 95, folgende Entgegnung: „Judah verachtet in seinem Stärkestolz die Schwächen seines Volkes den Fanatikern gegenüber und muß zuletzt sehen, daß eben diese Schwächen gesiegt und nicht seine Stärke. Dies eben ist sein Leiden."

So also will der Dichter selbst den Kern seiner Tragödie aufgefaßt wissen: nicht Judah's Heldenthat besiegt die Syrier, sondern der moralische Eindruck des

jüdischen Aberglaubens. Daß die Juden, um den Sabbath nicht zu entheiligen, sich wehrlos abschlachten lassen, verstimmt die syrische Armee, und daß die Mutter der Makkabäer ihre Kinder lieber martervoll hinrichten läßt, als den Götzen zu opfern, bestimmt den König Antiochus, im Augenblicke, da er den Sieg schon beinahe in Händen hat, auf die Unterwerfung eines solchen Volkes zu verzichten. Hier hat nun der Dichter eine doppelte Aufgabe: einmal, aus dem bestimmten Charakter der beiden handelnden Personen heraus, Lea's und des Fanatikers Jojakim, ihre Handlungsweise nicht blos erklärlich, sondern interessant zu machen, sodann, ihre Wirkung auf die Seele der Gegner so individuell vorzuführen, daß wir daran glauben. Beides ist in sehr geringem Maß auch nur versucht worden.

Das Motiv des Sabbaths tritt vollständig überraschend ein, nicht blos überraschend für uns, sondern auch für die betheiligten Personen. Als man Judah meldet, sein eben siegreiches Heer höre, da der Sabbath anfange, auf zu kämpfen und werde hingeschlachtet, will er es erst nicht glauben, dann hält er das Volk für verrückt; er selbst fügt sich keineswegs, er kämpft wie ein Löwe als Einzelner gegen die ganze syrische Armee. Genau so empfindet der König Antiochus, als er es sieht, nicht das geschlachtete Volk flößt ihm Achtung ein, sondern Judah, der Held. Genau so empfindet der Zuschauer: er meint, daß, wenn ihm öfters solche Ueberraschungen bereitet werden, er allerdings von dem weiteren Verlauf des Stückes keine Ahnung haben kann. Die moralische Einwirkung auf die syrische Armee sieht man nicht, sie wird ganz beiläufig nachträglich erzählt. Der Chorführer endlich des jüdischen Volkes ist nicht blos ein hirnverbrannter Fanatiker, ungefähr wie Habakuk in W. Scott's „Old Mortality“, sondern ein niedrig denkender Gesell, der von allen anständigen Personen der Tragödie verachtet wird, also auch uns für die Idee, die er vertritt, keine Achtung abnöthigen kann; wir denken vielmehr, wenn Jehovah sich wirklich für dies Volk interessirt, so muß es ein ganz absonderlicher Gott sein!

Die Erfahrung, wie ich sie aus der Geschichte geschöpft, lehrt, daß grausames Handeln den Menschen keineswegs ernüchtert oder moralisch stimmt, sondern noch mehr verwildert und noch grausamer macht. Es ist möglich, daß ich mich irre, jedenfalls kann diese Frage nicht auf dem Theater entschieden werden.

In der guten Meinung, sie zu idealisiren, hat der Dichter der Geschichte Gewalt angethan. Die Geschichte erzählt, daß die Juden zu Anfang ihres Aufstandes einige Male durch ihr Bedenken, am Sabbath zu fechten, in große Noth kamen, bis sie auf Antrag der Makkabäer im gemeinsamen Beschluß jenes widersinnige Gesetz aufhoben. Eine solche Wendung liegt in der Natur der Sache: in der Praxis des Krieges, in der Gewohnheit der Disciplin gerathen die angeerbten Vorurtheile allmälig in Vergessenheit, und man gewöhnt sich, zu thun, was die Noth erheischt. Ludwig läßt das Ereigniß erst eintreten, als Judah nach einer Reihe glänzender Erfolge der Abgott des Heeres geworden ist, unmittelbar, nachdem er in einer etwas starken Gasconnade dem römischen Staate den Schutz des mächtigen Israel verheißen hat.

Das zweite Motiv, der Martertod der Kinder, die dem Zeus nicht opfern wollen, ist verständlicher und an sich durch die sittliche Haltung des Ganzen motivirt. Es gebietet auch Achtung, denn zuletzt ist es doch der Trotz der Freiheit gegen eine wüste Tyrannei. Die Scene der Hinrichtung ist grandios ausgeführt und würde an sich schon den Erfolg des Stückes erklären: ganz kommt das Verdienst dem Dichter nicht zu, es ist eine Nachbildung der correspondirenden Scene in der „Mutter der Makkabäer“ von Z. Werner, der ein ganz außerordentliches theatralisches Talent besaß. Allerdings hat der moderne Dichter die burleske Bigotterie des Capuziners in edles, vornehmes Deutsch übertragen und den allgemein menschlichen Inhalt geistvoll herausgeschält. Dagegen hat Werner einen anderen Vortheil: er glaubt selber an die Sache, oder bildet sich wenigstens ein, daran zu glauben; er glaubt, daß man durch den Märtyrertod die ewige Seligkeit gewinne; er glaubt so stark daran, daß er es dem Zuschauer gleich zeigt. Vor seinen Augen steigt die Mutter der Makkabäer in prachtvollen Gewändern

mit einer Krone und Palmen in der Hand zum Himmel auf, thut sofort große Wunder, und in bengalischer Beleuchtung wandelt sich der Eindruck der früheren Greuel in triumphirendes Entzücken. Daß von dieser Illusion bei Otto Ludwig keine Spur vorhanden ist, daß er die Makkabäer, auch wenn sie von ihrem Glauben abfielen, dennoch nicht in die Hölle schicken würde, merkt man doch durch und fragt sich: „Wozu wird also die Phantasie so gequält? Warum hat der Dichter nicht eine Handlung ersonnen, zu der die edle und gebildete Sprache paßt?"

Freilich hat für ihn das Ereigniß eine andere Verklärung: es bestimmt den Antiochus, Judäa zu verlassen. Bei Werner macht sich das einfacher; der Arm Gottes berührt den Tyrannen, er wird gelähmt, wahnsinnig u. s. w. und fährt zur Hölle. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Bei Ludwig, der sich innerhalb der Grenzen des Naturgesetzes bewegt, verlangt man den Naturproceß zu verfolgen. Und hier verfällt der Dichter in den Hebbel'schen Fehler des Lakonismus. In der Regel wird ein Act raffinirter und zweckloser Grausamkeit ein despotisches Gemüth, wie es der Antiochus Ludwig's ebenso ist wie der Antiochus Werner's, noch mehr erhitzen, und er wird sich freuen, wenn ihm, wie hier, eine Gelegenheit geboten wird, seine Wuth in einer Weise zu sättigen, die das dunkele Mißbehagen an seiner früheren Grausamkeit beschwichtigt. Durch die kurze Erklärung seiner friedfertigen Absicht wird wiederum nicht blos der Zuschauer völlig überrascht, sondern ebenso die handelnden Personen: Judah versteht zuerst gar nicht, was er eigentlich will, und als es ihm allmälig einleuchtet, fällt zu rasch der Vorhang. Hier begeht also der Dichter den großen Fehler, gerade zum Schluß die Reflexion in Anspruch zu nehmen, wo das Gemüth gezwungen werden sollte.

Ich sagte vorher, im allgemeinen sei die Handlungsweise Lea's und ihrer Kinder aus den gegebenen sittlichen Voraussetzungen verständlich; ich kann aber nicht sagen, daß mir verständlich wäre, inwiefern der besondere Charakter und die Handlungsweise der beiden Personen, die hier allein in Betracht kommen, Lea's und Eleazar's, dies im allgemeinen begreifliche Motiv individualisiren sollen. Mit der Reflexion kann ich es mir allenfalls zurecht legen; ich kann mir denken, daß der Dichter die Macht des Glaubensprincipes gerade dadurch hat zeigen wollen, daß es selbst bei einem hohlen, eiteln Gecken, wie Eleazar, und bei einer herrschsüchtigen, despotischen, eigenwilligen Frau, wie Lea, zur Geltung kommt. Aber das reflectire ich nur, ich sehe es nicht und ich fürchte, der wahre Grund ist ein anderer.

Auch die Makkabäer hat Ludwig, wie seine sämmtlichen Tragödien, mehrfach überarbeitet. In der ersten Ausgabe, von der uns Heydrich im Nachlasse bedeutende Fragmente mittheilt, war Lea nicht Judah's Mutter, sondern seine Gattin. Judah hatte zwei Frauen, die leidenschaftliche Lea haßte und verfolgte ihre Nebenbuhlerin mit einer Bosheit, von der sich in der neuen Version nur wenig Spuren erhalten haben. Man sieht, daß mit dieser Voraussetzung (die geopferten Kinder waren auch Judah's Kinder, und Eleazar fiel weg) sich für die Katastrophe ganz andere Conflicte ergeben mußten; welche? vermag ich nicht zu errathen. Wenn ich aber, ohne von dieser früheren Bearbeitung zu wissen, schon vorher in der Lea etwas Mosaikarbeit fand, so wird mir das jetzt erklärlich. Wie nämlich Heydrich (Nachlaß, S. 201) erzählt, setzten Devrient und Auerbach dem Dichter aus einander, daß eine Doppelehe für unsere Sitten nicht paßt; Ludwig fügte sich und bemerkte auf dem Titelblatt der neuen Bearbeitung: „Dies Motiv war eben der Kern des ganzen Stückes. Besser war's, ich ließ das Sujet ganz fallen und machte mich an einen anderen Stoff. Bei der Umarbeitung, die auf keine Weise gelingen wollte, verlor ich die Unbefangenheit des Schaffens, damit die Keckheit, die zwischen Fehlgriffen richtig greift, und meine productive Kraft wurde von kritischer Hypochondrie gelähmt, die zu sehr wählt, um das Richtige zu treffen und an dem Getroffenen irre wird." Auch das ganze Sabbathmotiv ist erst bei der neuen Bearbeitung hinzugekommen: die Tendenz der ersten muß also eine wesentlich andere gewesen sein.

Ich habe mich bis jetzt hauptsächlich mit den Fehlern des Stückes beschäftigt; seine Vorzüge sind, ich möchte sagen, ma-

lerischer Art. Ueberfliegen wir in Gedanken das Stück, so stehen wir wie vor einem alten italienischen Meister: prachtvoller Faltenwurf, vornehme Gestalten, Scenen von grandioser Wirkung und edelster Symmetrie. Das Stück ist, abgesehen von einzelnen Bedenken, ein vorzügliches Bühnenstück und zieht auch bei der Lectüre durch die reine, energische und glanzvolle Sprache an. Mit einem Wort, es lassen sich an ihm dieselben Schönheiten rühmen, die man an Schiller bewundert. Ludwig würde vielleicht über dieses Lob erschrecken, da er in seinen dramaturgischen Studien hauptsächlich darauf ausging, die Schwächen der Schiller'schen Charakteristik aufzudecken, und seine Schönheiten nur beiläufig erwähnt. Vielleicht würde ihn aber gerade die eigene Erfahrung nachsichtiger gegen Schiller gestimmt haben, denn namentlich im Don Carlos und im Wallenstein rührt ein Theil der offenbaren Fehler, absolut widersprechende Charaktereigenschaften in derselben Person, davon her, daß er die Stücke fortwährend überarbeitete, und daß aus dem älteren Plan unpassende Motive in den neuen übergingen.

Gleichzeitig mit den Makkabäern arbeitete Ludwig an einem „Arminius". Er wollte in diesem Stück die Vorbereitungen zur Hermannsschlacht und auch den tragischen Ausgang des Helden darstellen, der dadurch fehlte, daß er zu voreilig mit seinen Ideen in die gegebenen Verhältnisse eingreifen wollte. Diesen Plan gab er zu Gunsten der Makkabäer auf: ich vermuthe, daß das Motiv des Eleazar aus dem Armin in die letztere Tragödie übergegangen ist: Armin's Oheim Ingomar stellt sich zu dem Helden der Nation ungefähr wie Eleazar zu Juda, läßt ihn endlich umbringen, wird dadurch von ihm beschämt, daß Armin um der Einheit Deutschlands willen ihn zu seinem Nachfolger vorschlägt, und bricht in die Worte Eleazar's aus: er hat mich wieder verdunkelt!

Die erste Aufführung der Makkabäer in Dresden fand am 9. Januar 1853 statt, die anderen Bühnen folgten. Das Stück erregte bei weitem größeren Beifall als der Erbförster, und Ludwig's Ruf als dramatischer Dichter schien fest zu stehen. Aber pecuniäre Verhältnisse nöthigten ihn, auf schnelleren Erwerb zu denken; er gab vorläufig die dramatische Arbeit auf, die ihm zu langsam floß, und legte sich auf die Erzählung, die ihm leicht wurde. Zunächst schrieb er die „Heiterethei," Sommer 1854 in Loschwitz: „Ich habe sie," schreibt er, „so zu sagen hinter meinem eigenen Rücken gemacht, da ich etwas schreiben mußte und doch meine dramaturgischen Studien, die ich damals mit Ernst und Liebe begonnen, nicht beeinträchtigen mochte. Es mag Fehler genug haben, aber gesund ist es gewiß."

Gesund ist es gewiß, und man möchte wünschen, der Dichter hätte noch Manches h i n t e r s e i n e m R ü c k e n gemacht! Die ganze Geschichte zeugt von innerem Behagen, die beiden Hauptfiguren sind prächtig gezeichnet und eine Scene, der Traum der Heiterethei, in dem sie sich zuerst ihrer Liebe bewußt wird, ist von einer so reichen Farbe, von einer so tiefen, ich möchte sagen so süßen Innigkeit, daß er allein ausreichen würde, Ludwig eine Stelle im Reich der Poesie zu sichern: freilich ist es eine starke Zumuthung, zu glauben, daß ein achtzehnjähriges Mädchen vorher noch nie geträumt haben soll. Die Nebenfiguren sind ein wenig nach der Schablone gearbeitet, und das Leben in einer thüringischen Landstadt macht mehr Geräusch, als es werth ist.

Da es Ludwig immer darauf ankam, sich mit den Gesetzen seiner Kunst bekannt zu machen, zeichnete er damals eine Reihe von Romanstudien auf, über Scott, Dickens u. s. w.; Heydrich theilt Einiges daraus mit, und ich war ganz erstaunt, wie vollständig wir in unserm Urtheil zusammentrafen. Aber wie schön weiß er sein Urtheil auszudrücken! — Der Abschluß seiner novellistischen Thätigkeit war im folgenden Jahr „Z w i s c h e n H i m m e l u n d E r d e."

Es giebt nur e i n Recht, es giebt nur e i n e Wahrheit. Das Recht gebietet kategorisch, unbedingt, allgemein. Die größte Sünde und die Quelle alles Bösen ist die Lüge. — Aus diesen in Fleisch und Blut aufgenommenen Ueberzeugungen ist die Figur des Helden in diesem Roman hervorgegangen. In der Person eines ungebildeten Handwerkers ist der kategorische Imperativ Fleisch geworden.

Es ist ein Dichterwerk vom ersten Range, eins der wenigen aus unserm

Jahrhundert, von denen man mit einiger Zuversicht voraussagen kann, daß sie unsere Generation überleben werden. Das Leben des Schieferdeckers, mit dem vollen Realismus aufgefaßt, den der Ernst des Dichters wie der Ernst seines Helden erheischt, und mit wunderbarer Kunst von allen Seiten dem Leser anschaulich gemacht, giebt zu tragischen Scenen Veranlassung, die an Shakespeare erinnern. Wie der grimmige blinde Alte den verbrecherischen Sohn vom Thurm herabstürzen will, wie dieser später in einem neuen verbrecherischen Versuch zu Tode kommt, wie den edlen Bruder trotz seiner Unschuld doch das Bewußtsein, zu diesem Tod die Veranlassung gegeben zu haben, als geheime Schuld drückt, wie das schreckliche Gefühl, mit sich selbst nicht mehr in Einheit zu sein, ihn, den starken, physisch und sittlich gleich schwindelfreien Mann, mit dem ungewohnten Gefühl des Schwindels umfängt, wie er endlich diese Unklarheit sühnt und überwindet, indem er bei einem furchtbaren Gewittersturm auf der Spitze des Kirchthurms den Brand löscht und die Stadt vor dem Untergang bewahrt: das ist in gewaltigen Zügen ausgemalt, die während des Lesens die Seele qualvoll erregen, deren Eindruck sich aber nie wieder verwischt. Und es sind nicht etwa die Kunststücke eines Virtuosen, sie gehen mit innerlicher Lebenskraft aus der Natur der starkgezeichneten Menschen, aus der schwülen Luft der ganzen Handlung hervor.

Es ist eine schwüle Luft, die man athmet, der Dichter empfindet es selbst: nicht wegen des Schrecklichen, das man erlebt, sondern wegen der Enge und Armuth der Landschaft, in der es geschieht. Mit fürchterlicher Wahrheit ist die Entwickelung des schlechten oberflächlichen Menschen aus einer Lüge in die andre bis zu den entsetzlichsten Verbrechen gezeigt, mit fürchterlicher Wahrheit angedeutet, wie die nahe Berührung mit dem Schlechten auch edlere Gemüther ankränkelt. Die arme junge Frau, die durch Lug und Trug ein Opfer des wüsten Menschen geworden ist, erweckt in einzelnen rührenden Zügen unser tiefes Mitleid; aber es ist ein beklommenes Mitleid, denn aus diesem Kreis engumschriebenen kleinen Lebens öffnet sich kein Blick ins Freie, ins Licht, in den Himmel.

Apollonius ist vielleicht die reinste Seele, die ein Dichter geschildert, und Ludwig ist nicht zu schelten, wenn er diese Reinheit in den Formen zeigt, die dem Lebenselement des Handwerkers ziemen: Reinlichkeit, Ordnung, ängstliche Rechtschaffenheit. Als der wunderbar gerettete Apollonius in dem Augenblick, wo das liebebeklommene Weib sich ihm an den Hals wirft, unwillkürlich mit der Hand über den Rock fährt, als ob ein Stäubchen darauf wäre, das er abwischen müßte, bis er dann in sanfter Warnung das Kind zwischen sich und die Mutter stellt — — wer nicht die volle Hoheit des Gedankens empfindet, der diese Scene eingegeben, der soll unserem Dichter fern bleiben.

Aber die Form, in der dieser Gedanke erscheint, peinigt uns darum, weil wir aus der Atmosphäre unserer eignen Bildung heraustreten müssen. Wir vermissen den Reichthum des Geistes, der gar nicht etwa von der Vollständigkeit der Cultur abhängt. Apollonius erkauft die Reinheit seines sittlichen Charakters durch Zusammendrückung seines Herzens. Wohl fühlen wir das Opfer an Lebensfreude, das er bringt, um in Einheit mit sich selbst zu bleiben, aber wir sehen zu wenig das Zucken seines Herzens, zu wenig seinen Schmerz um das Unglück des Weibes, das er doch liebt. Es ist nicht Kälte, aber Enge des Herzens, und in der Größe seiner Resignation liegt doch eine Wahlverwandtschaft mit dem trotzigen despotischen Eigensinn seines Vaters, den er sonst so hoch überragt. War die Luft, die wir im Anfang athmeten, von drückender Schwüle, so ist sie in dem resignirten Ausgang so dünn, daß sie kaum zum Leben ausreicht.

In meiner ersten Besprechung des Romans (Deutsche Literaturgeschichte, 4. Ausgabe, S. 394) hatte ich gesagt: „Apollonius ist neben seiner Tugend und Charakterfestigkeit auch ein Original; der Dichter hätte nur kleine Nuancen hinzufügen dürfen, um auch die komische Seite hervortreten zu lassen; er durfte es nicht, weil er damit die trübe und ernste Stimmung seines Romans beeinträchtigt hätte, aber die natürliche Folge ist, daß wir bei seinem Gemälde etwas vermissen. Der Dichter muß im Stande sein, die Unreife der Bildung, die er darstellt, unsrer Anschauungsweise dadurch zugänglich zu

machen, daß er den komischen Contrast hervorhebt, ohne dadurch den inneren Ernst seiner Erzählung abzuschwächen." — Diesen Satz strich ich bei der 5. Ausgabe meiner Literaturgeschichte, weil ich fühlte, mich im Ton vergriffen zu haben. — Nicht wenig überrascht war ich, aus den „Studien" zu erfahren, daß Ludwig ebenso empfunden haben wollte.

„Im Apollonius ist die Scheu vor Belastung seines zu zarten Gewissens — ähnlich wie bei manchen Frommen die Angst vor dem Zweifel — zur Leidenschaft geworden, die seinen Verstand verdunkelt. Meine Absicht war, das typische Schicksal eines Menschen darzustellen, der zu viel Gewissen hat: das zeigt neben seiner Zeichnung der Gegensatz seines Bruders, der das typische Schicksal eines Menschen, der zu wenig Gewissen hat, versinnlichen soll. Dann die Wechselwirkung, wie der zu gewissenhaft Angelegte den Andern immer schlimmer, dieser jenen immer ängstlicher macht. Es ist des Allzugewissenhaften, des gebornen sittlichen Hypochondristen — und solcher Menschen sind mir genug vorgekommen, um sie als eine Gattung zu betrachten — typisches Schicksal, daß er gewissermaßen den Katzenjammer hat von den Räuschen, die sich Andre trinken." (S. 184.)

„Apollonius' zu große Gewissenhaftigkeit", schreibt er an einen ungenannten Freund (Nachlaß S. 88—89), „ist nahe daran, ebenso sein Verderben zu werden, als die Gewissenlosigkeit das des Bruders wurde. Meine Absicht war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig mache wie seine Hölle. Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, s e i n e n: S i e und i c h beneiden ihn nicht um diesen Himmel, uns wäre er keiner; ihm ist er einer, wie unser Himmel ihm keiner sein würde. — Heirathete Apollonius die Christiane, so würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, sein Wort zu halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch die, die auf ihm ankern, mit scheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute That giebt, ist keine, die einen absolut neuen Menschen aus ihm macht: sie giebt ihm blos die Kraft, einen Entschluß zu fassen, der für ihn, wie er einmal ist, der rettende wird, nämlich die Christiane nicht zu heirathen. Dies gegen den Vorwurf der Ascetik."

Ferner unter der Ueberschrift „Typisches Schicksal" (Studien, S. 190—191): „Wir sehen Menschen, die sich Alles erlauben, die bei sich immer Recht haben, mit sich immer zufrieden sind, die von Anderen immer fordern, was sie selbst nie leisten, die das, womit ihr eigenes Thun rückschlagend sie bedrängt, auf Andere schieben; dagegen Menschen, die das bekümmert, was Andere thaten, als wäre es ihr eigenes Thun; die wir stets thätig sehen, gut zu machen, was Andere verdarben, die von sich verlangen, was kein Mensch leisten kann, die sich nie genügen können und sich versagen, w a s s i e g e n i e ß e n d ü r f t e n, j a g e n i e ß e n s o l l t e n."

Endlich, Studien, S. 334—335: „Ich war der Meinung, zu einem fertigen künstlerischen Bilde gehöre auch die Darstellung des Grades der Strenge oder Laßheit seines Gewissens (Apollonius): nun müßte man aber, wie die Welt ist, bei jedem Acte dieses individuellen Gewissens ausdrücklich erinnern, daß dies ein individuelles, und nicht das Gewissen des Autors, noch weniger seine Ueberzeugung, wie das allgemeine Gewissen beschaffen sein müsse, darstellen solle — wie es mir denn untergelegt worden ist."

So scheint also über die Intention des Dichters kein Zweifel zu bleiben: das „Non possumus" des Apollonius in der Heirathsfrage scheint nur eine ganz subjective, pathologische Berechtigung haben zu sollen, nicht einmal so viel Berechtigung als das ähnliche der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften". — Der ganze Ton des Romans aber, ernst, feierlich und weihevoll, läßt mich vielmehr glauben, daß er diese Intention erst nachträglich in seine Dichtung hineinreflectirt habe. — Die folgende, auch philosophisch sehr bedeutende Stelle scheint mir den Schlüssel zu bieten:

„Der kategorische Imperativ verlangt zu seiner Erfüllung, so wenig Kant daran gedacht haben mag, eine Leidenschaft, nämlich den Abscheu vor dem Gedanken, ein Knecht seiner Sinnlichkeit zu sein. Die Besiegung des Affects, die Kant verlangt, ist nur möglich durch eine Leidenschaft. — Daß es Leidenschaft bei Kant war, sieht man an der Extremität, daß der kategorische Imperativ so weit ging, auch wenn

die Sinnlichkeit das begehrte, was in den Augen der Vernunft gut war, dies Guthandeln als aus sklavischer Abhängigkeit hervorgegangen zu betrachten. — Ich muß mir am Ende wohl oder wehe gestehen, daß das, was mir immer persönlich als Norm vorschwebt: strengste Moralität bei stärkstem Materialismus [? — vielleicht Realismus? oder Naturalismus?] nichts ist als die Leidenschaft des kategorischen Imperativs bis zum äußersten Extrem getrieben, ja bis zum Widerspruch." (Studien, S. 306—307.)

Damit vergleiche man die folgende Charakteristik des Dichters durch seinen nächsten Freund:

„Er schwieg", erzählt Heydrich, Vorrede, S. 32—35, indem er den Grund zu erörtern sucht, warum Ludwig seit 1854 nichts Dramatisches geschaffen habe, „aus zu großer Gewissenhaftigkeit. Mit unerbittlich strengem Wahrheitssinn kämpfte er gegen alle seine individuellen Mängel. Er ging in dieser gewissenhaften Disciplinirung seines Talentes wohl oft zu weit. Auch in der des Charakters fast bis zu ascetischer Strenge. Was die Meisten zu leicht nehmen, nahm er oft etwas zu streng. Die Irrungen und Selbsttäuschungen seines autodidaktischen Bildungsganges wurden ihm immer klarer, vielleicht zu klar, zu deutlich, zu sehr Gegenstand der Betrachtung. So fern diese von jeder Selbstbespiegelung war, so beeinträchtigte sie doch oft die naive, instinctive Entfaltung seines poetischen Talentes. Das zeigt unleugbar die fast grüblerische psychologische Vertiefung in immer neu analysirtes Detail seiner Pläne und Studien. Der strenge, unerbittliche Wahrheitssinn des Forschers störte und hemmte oft die geniale Phantasie-Intuition." — „Die Krankheit gab seiner durchaus normalen, kerngesunden Natur oft den Schein, das Gepräge abnormer Individualität. Mannhafte Selbständigkeit, standhaft beharrliches Emporstreben nach klar erkanntem Ziele wurde durch die Krankheit nicht verkümmert und eingeengt, nur verstärkt und geläutert. Aber sie steigerte die angeborene Gewissenhaftigkeit oft zu sehr, sie nährte die Lust zur Einsamkeit, die doch, fast ohne alle Abwechselung, nicht so ausschließlich das Lebenselement des Künstlers sein darf, wie es bei Ludwig der Fall war."

Ist das nicht der Apollonius, wie er leibt und lebt? Nur hier der Dichter, der Musiker, dort der in enger Bildung aufgewachsene Handwerker. Durch diesen Unterschied kommt allerdings eine gewisse Ironie in die Figur, aber nicht mehr als bei jedem Helden in der Beschränkung seiner Situation im Gegensatze zum Dichter.

Einen ähnlichen Irrthum der nachspürenden Reflexion über die ersten Tendenzen des Schaffens finde ich in der Art, wie sich Ludwig über seine epischen Versuche überhaupt ausspricht:

„Meine Erzählungen schrieb ich aus Noth. Fürs rechte Drama war ich noch nicht reif, und da ich es als meine poetische Lebensaufgabe ansah, wäre es mir Entheiligung gewesen, es zu gemeiner Brotarbeit zu machen. Ich fürchtete, bei tieferem Eingehen in das Wesen der Erzählung die ganze Frucht meiner dramaturgischen Bemühungen zu verlieren, und schrieb daher, ich kann sagen, absichtlich blind darauf los. ‚Himmel und Erde' machte zu meinem Erstaunen Glück; wiedergelesen habe ich es nicht, aber es mag sehr weit ab von dem liegen, was mir als Ideal eines Romanes erscheint, was ich mir aber absichtlich noch nicht völlig klar gemacht habe, weil es meinem dramatischen Wesen den Todesstoß gäbe, ohne einen Nutzen für den Roman, da die Natur meines Talentes nicht zum Epischen neigt, im Gegentheil dem Wesen des Epischen entgegengesetzt ist. — Nun habe ich trotzdem mein Gefühl durch das Schreiben der sogenannten Erzählung wieder verwirrt, und mein Schicksal ist, daß ich, wenn ich mich zu einer dramatischen Arbeit geschickt gemacht habe, wiederum zur Erzählung zu greifen durch die Noth gezwungen werde." (Vorrede zu den Studien, S. 83.)

Etwas anders klingt es in einem Brief an Auerbach vom 11. April 1856. „Ich hatte mich im Naturalismus verfahren: ich wollte meine Leute immer nur sagen lassen, was in der Wirklichkeit unter gleichen Umständen ungefähr gesagt würde. Das schloß alle Möglichkeit eines reicheren und allgemeinen Gehaltes aus. Wie ich diesen dennoch hineinbringen wollte,

da zeigte sich's, daß meine Methode zu dialogisiren in ihrer Hastigkeit und zu großen Unmittelbarkeit nicht damit in Uebereinstimmung zu bringen war. — Es ist wohl möglich, daß ich endlich die Geduld verloren hätte und auf meinem alten, mir natürlich gewordenen Wege weitergegangen wäre, hätten deine Mahnungen mich nicht wieder aufgestachelt. Es galt nichts Geringeres als eine völlige innere Umbildung meines Talentes, die meine Production so lange mannigfach stören mußte, bis sie vollendet war. Die mußte sich so lange auf ein anderes Gebiet versteigen. Jetzt sehe ich den Nutzen ein, den es mir brachte, Erzählungen zu schreiben."

Ferner an denselben, 17. April 1861: „Je weniger specifisches Talent ich für die erzählende Form besitze, desto genauer es damit zu nehmen wäre ich genöthigt, erhielte ich mich nicht absichtlich in einem gewissen Leichtsinn in Bezug darauf. Ein weiterer Grund: meine Isolirung schließt allen Zufluß von realistischen Motiven ab; ich bin lächerlich fremd in der Welt geworden, und namentlich fehlt es mir überall am Modelle des Gehabens der Stände, ihrer Sprache, Gewohnheit, Sitten, Moden. Ich muß mir das alles selbst zubereiten, soweit es möglich ist; das führt mich dahin, ein eigentlich dramatisches Element, die psychologische Entwickelung der Charaktere, und zwar psychologischer Typen, in die erzählende Gattung einzuschwärzen."

Otto Ludwig war also entschieden der Ueberzeugung, daß sein Talent ihn auf das Drama hinwies und von der epischen Gattung fern hielt. Diese Ueberzeugung, die von der Mehrzahl seiner Freunde getheilt wurde, leitete ihn auch in seinen Studien: das wahre Gesetz der dramatischen Bewegung zu finden, um es dann in seinem eigenen Schaffen anzuwenden, schien ihm wichtiger, als was er mit verhältnißmäßig leichterer Anstrengung auf dem Gebiet des Romans arbeitete. Wenn ich anderer Meinung bin, so bestimmt mich nicht allein der Umstand, daß der Erfolg anders sprach, daß die Erzählung, die er nach seinem eigenen Ausdruck „gleichsam hinter seinem Rücken schrieb," zu dem Bedeutendsten gehört, was die neuere Zeit hervorgebracht, während er sich in seinen Dramen selbst nie genug that und auch auf der wirklichen Bühne, auf die es ihm allein ankam, nie den vollen Erfolg erzielte, der seiner Kraft gebührte, — es bestimmt mich das nicht allein, obgleich dieser Umstand doch erheblich ins Gewicht fällt. Ich glaube, daß Ludwig nicht blos von der Einsicht in seine individuelle Begabung ausging, sondern von der Ueberzeugung, daß die dramatische Gattung die höhere, daß sie die wahrhaft moderne sei. Diese Ueberzeugung ist bekanntlich zuerst mit einem gewissen Ansehn von Gervinus vertreten, auf dessen Urtheil Ludwig sehr viel gab. Ich finde sie durch die Geschichte nicht bestätigt.

Die Blüthezeit des europäischen Dramas war ohne Zweifel die Zeit Shakespeare's, Lope's, Calderon's, Corneille's, Racine's, Molière's, die Zeit vom Ende des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. In dieser Zeit entwickelten nicht nur eine sehr große Reihe bedeutender Dichter der verschiedenen Nationen eine Betriebsamkeit, wie sie in keiner andern Periode vorgekommen ist, sondern der allgemeine Geschmack des Publicums kam ihnen entgegen, sie konnten für die wirkliche Bühne d. h. für die Aufführung schreiben.

Das ändert sich wesentlich mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Zwar finden wir, namentlich in Frankreich, noch bedeutende Ausläufer der alten Schule, Lesage, Regnard, bis zu Beaumarchais hin; aber was sie schaffen, ist lange nicht mehr so Nationalangelegenheit als in den früheren Perioden; und wenn unsere klassischen Dichter eine Zeit lang sich der Bühne zuzuwenden schienen, so kam es ihnen doch überwiegend darauf an, in dramatischer Form Ideen zu verbreiten, und namentlich bei Goethe ist es unzweifelhaft, daß die epische und lyrische Richtung überwog. Dagegen drängt sich bei allen Völkern der Roman, dessen Aufgabe ist, Sitten zu schildern, in den Vordergrund: die Spanier beginnen mit den Schelmenromanen, dann folgt in Frankreich Lesage, dann in England Defoe, Richardson, Fielding, Smollet und so in ununterbrochener Reihe bis zu Dickens und Thackeray; in Frankreich Rousseau und seine ganze Schule, die noch fortdauert, in Deutschland die Schule W. Meister's und Jean Paul's. Wenn man nun vollends unser Jahrhundert

ins Auge faßt, so kommen die durchgreifenden Erfolge des Theaters gar nicht in Betracht gegen die Einwirkungen des socialen Romans auf alle Zweige der öffentlichen Cultur. Die Tendenz der Zeit geht dahin, auch von der Kunst Belehrung zu erwarten, Belehrung nicht nur über die Gesetze der Seele, sondern über die Gesetze des Weltlaufs in Sitte und Gesellschaft. Darin kann der Roman mehr leisten als das Drama, weil er in der allgemeinen Betrachtung und Analyse größern Spielraum verstattet, weil er die Gebundenheit an sittliche Zustände und Voraussetzungen, die im Drama nur stören würden, geradezu erheischt. Zudem geht die Richtung der Zeit nicht aufs Tragische, sie will Alles genetisch begreifen und scheut sich vor dem unbedingten Urtheil, wie sie sich auch vor der Todesstrafe scheut. Man wird mich nicht mißverstehen, wenn ich sage: das ernste Drama bewegt sich in der Sphäre der Freiheit, der Roman in der Sphäre der Gebundenheit.

Ohne Zweifel gehört der Roman in die epische Gattung, wenn er auch viele Momente des Drama's, namentlich die Aufmerksamkeit auf die psychologischen Motive in sich aufgenommen hat.

G. Freytag, der sich in beiden Gattungen mit gleichem Erfolg bewegt, denkt über das eigentliche Talent Otto Ludwig's wie ich: er faßt aber die epische Gattung mehr im Sinne des alten Epos, der Ilias, der Nibelungen u. s. w., und scheint die epische Gattung als die primitive der dramatischen als der modernen gegenüber zu stellen. Seine Gründe leuchten mir nicht durchweg ein. Wenn er z. B. sagt: „Der dramatische Dichter soll zwar die Seelenbewegungen eines Charakters mit dem reichsten Detail und in ihrer höchsten Stärke empfinden, aber das Aeußere seiner Helden Geberde, Stellung u. s. w. zu schauen, ist nicht seines Amts, sondern Sache des Schauspielers," so findet dieser Satz wohl auf viele große Dramatiker Anwendung, aber gewiß nicht auf diejenigen, die selbst Schauspieler waren; es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß Shakespeare, als er seine Dramen schrieb, Miene, Geberde und Stellung seiner Helden bis ins kleinste Detail gegenwärtig hatte.

Auch den Umstand, daß unserm Dichter zuerst die großen Scenen aufgingen, und daß er das verbindende Motiv, welches das Ganze zusammenhalten sollte, erst durch Reflexion finden mußte, entscheidet wohl noch nicht unbedingt. Ich glaube, daß es Shakespeare in den meisten Fällen nicht anders ergangen ist. Wohl aber entscheidet, was Freytag weiter anführt: daß es Ludwig so schwer, ja unmöglich wurde, seine Gesichte durch Reflexion zu bändigen.

Betrachten wir z. B. die Reihenfolge seiner Bearbeitungen der Agnes Bernauer: erst kommen die Bilder, dann sucht er nach dem leitenden psychischen Motiv; ist dieses gefunden, dann wollen die alten Bilder nicht alle stimmen, er wird zu neuen angeregt. Diese geben wieder einen Ueberschuß und postuliren ein neues ethisches Motiv; und so wird es eine Schraube ohne Ende. Nur in der letzten Zeit, bei der siebenten Bearbeitung der Agnes, beim Wallenstein und theilweise beim Gracchus hat er den umgekehrten Weg eingeschlagen: er hat mit der vollständigen Disposition eines Plans angefangen, der von einem ethischen und psychischen Grundgedanken getragen ist. Die Disposition ist brillant und höchst dramatisch; wie weit es ihm gelungen wäre, für diesen Plan die passenden Bilder zu finden, können wir nicht beurtheilen, da es zur Ausführung nicht gekommen ist.

Da Otto Ludwig das sogenannte Literaturdrama vollständig verwarf und nur für die wirkliche Bühne schreiben wollte, so mußte er mit dieser in lebendigem Verkehr bleiben, und das machte ihm seine Krankheit unmöglich. Seine Studien über Shakespeare konnten ihm diesen Mangel nicht ersetzen, denn es fehlte ihnen die sinnliche Unmittelbarkeit, ja sie haben ihn bei seinem Schaffen mannigfach beirrt.

Seine Ueberzeugung war, daß die beiden Kunstformen, das Shakespeare'sche und das französische Drama, sich unversöhnlich gegenüberstehen, und daß das Höchste in der Kunst nur auf dem Wege Shakespeare's erreicht werden kann. Das französische Theater geht auf Continuität der Handlung aus und wird dadurch verleitet, ja gezwungen, Nebenumstände, die für den idealen Nexus der Handlung ganz gleichgültig sind, die aber den Schein der Continuität hervorbringen sollen, mit ungebührlicher Wichtigkeit zu behandeln, während Shakespeare die gebrochene Form

seiner Handlung die Möglichkeit giebt, ausschließlich das für den idealen Nexus Nothwendige, das Symbolische und Typische ins Licht zu stellen. Er hat das wiederholt am Beispiel der Emilia Galotti nachzuweisen gesucht, welches Stück er übrigens sehr hoch schätzte, in welchem aber nach seiner Ansicht die theatralischen, durch die französische Kunstform bedingten Behelfe das eigentlich Dramatische in Schatten stellten. Ich habe selbst von ihm noch einige sehr eingehende Briefe darüber.

Wäre er nun in lebendiger Beziehung zum Theater geblieben, so hätte er einsehen müssen, daß für jede Kunstform ein bestimmtes Medium, also hier eine besondere Form der Bühne nothwendig ist; daß auf unserer wesentlich französischen Bühne die Shakespeare'sche Kunstform keine Anwendung findet; daß Lessing, Schiller und Goethe nicht durch blinde Vorliebe für die Franzosen, sondern durch die Beschaffenheit der Kunstmittel getrieben wurden, eine der französischen analoge Kunstform zu suchen. Soll der Versuch, das Drama innerlich in Shakespeare'scher Art zu reformiren, mit einiger Aussicht auf Erfolg unternommen werden, so kann es nur von einem Dichter geschehen, der es auch äußerlich zu reformiren versteht, d. h. der zugleich technischer Schauspieler und Regisseur ist.

Ich nannte vorher den Entwurf zum Wallenstein geistreich und im höchsten Sinn dramatisch; aber ich muß hinzusetzen: nur für die ideale Bühne. Denn auf der wirklichen Bühne würde er ausgeführt wenigstens so lange gedauert haben als Schiller's Wallenstein, und auch dann hätte Ludwig die einzelnen Scenen in einer Weise zusammendrängen müssen, wie es gar nicht in seiner Art war.

Wenn ihn sein Studium Shakespeare's praktisch in mancher Weise in die Irre geführt hat, so berührt es dagegen theoretisch die höchsten Gesetze der Kunst und giebt Aufschlüsse über Fragen, an denen sich Philosophen und Aesthetiker lange herumgequält haben. Es wäre sehr der Mühe werth, aus dem Durcheinander, in dem uns hier die Studien entgegentreten, ein Ganzes zu machen, ebenso zu ordnen und zu sichten, was Ludwig über Schiller, Lessing u. s. w. geurtheilt hat; ich behalte es mir für eine andere Gelegenheit vor und verweise hier nur auf die Hauptstellen: Ueber den Begriff des Tragischen bei Shakespeare Seite 12, 55, 165—167, 36—37; über Lessing, Seite 31, 85, 98, 115; über Schiller, Seite 13, 57—58, 60, 66, 226, 254—256, 347. Ueber das Verhältniß zwischen Schiller und Goethe 417, 183—184, über den Idealismus 338—339, über H. v. Kleist 347. Ueber das Wesen des französischen Theaters 181; über die modern französische Mache 246—248. — Nur was sich auf Hebbel bezieht, der, vielfach sein Gegensatz, dennoch nicht unerheblich auf ihn gewirkt hat, stelle ich hier zusammen.

„Bei Hebbel exponiren sich die Charaktere mehr durch Erzählung als durch Handlung, meist durch charakteristische Anekdoten von ihnen selbst, die sie sogar selbst erzählen. — In der Behandlung ist nichts ausgespart, kein Anwachsen, keine Unterordnung; Großes und Kleines tritt mit demselben Anspruch auf, kein Ruhepunkt, kein Anhalten, keine Beschleunigung. Wie eine Lavafluth schwerfällig unter der im Laufe zu Schlackenmassen gerinnenden Decke wälzt sich das Stück fort; immer gerinnt die Handlung unterwegs zur Erzählung. — Bei Hebbel wie bei R. Wagner leidet der dramatische Fluß unter der Absicht, in jeder Rede, ja in jedem Worte bedeutend zu sein." (Studien, S. 24.) „Die Charaktere hindern die Figuren im raschen Lauf, indem sie ihnen immer wie Schleppsäbel zwischen die Beine gerathen." (Studien, S. 53.) — „Bei Shakespeare haben die Charaktere ihre Ruhepunkte, ihr Eigentlichstes zeigt sich nur, wenn es herausgefordert wird durch die Situation; Hebbel's Charaktere sind Tag und Nacht in ihrer vollen Wappenzier; jede seiner Personen ist beständig auf der Jagd nach den eigenen charakteristischen Zügen. Der Charakter ist in Jedem bis zur Monomanie gesteigert; sie wissen Alle, daß sie Originale sind, und möchten bei Leibe nicht anders erscheinen. Daher kein Zug, wodurch ein Charakter sich ohne, ja, wohl wider Wissen und Willen verriethe." (Studien, S. 24.) — „Seine Behandlungsart fordert von unseren Kräften nur den Verstand heraus. Der Epigrammatismus der Sprache scheint ihm das eigentlich Dramatische, ihm zu

Liebe behandelt er die Hauptsachen als Nebensachen. Seine Personen sprechen nur, um ihre dialektische Kunst zu zeigen. Nicht Stimmung, Situation, Charakter, nicht Leidenschaft, nicht die Wucht des Thatsächlichen, nicht tragisches Mitleid und Furcht ist es, was ihm zuerst aufgeht und ihn zum Weiteren reizt, sondern Dialogfragmente. — Hebbel nennt einmal Lessing nüchtern; wie soll man ihn nennen? Er ist heiß, wie es Schneewasser ist, von dem die Kinder klagen, es brenne sie an die Haut." (S. 90—91.) — „Er ergreift jede Gelegenheit, zu frappiren; seine Menschen müssen immer das Gegentheil von dem thun, was der Zuschauer erwartet. — Aber der Reiz des Ueberraschenden stumpft sich bald ab, und es bleibt nur das Absonderliche, Unvermittelte. — Diese Flucht vor dem Trivialen ist eigentlich das Grundwesen der Romantik." (S. 284.)

Noch zeichne ich — mit Auerbach's Erlaubniß — aus den Briefen an ihn ein paar sehr interessante Urtheile auf.

B. Auerbach hatte ihn auf G. Keller's „Leute von Seldwyla" aufmerksam gemacht; er schreibt ihm darüber, 8. April 1861: „Der Teufelskerl hat ein wundervolles Colorit in seiner Macht. So tiefe, glühende Farben hat nur Giorgione oder Titian; mein innerer Sinn ist davon noch immer wie eine gothische Kirche mit gemalten Fenstern, durch welche eine Augustsonne hereinscheint. Ich las dann einige Novellen von ***: es war, als besähe ich auf Flor gemachte Aquarellbilder, die man über ein Oelbild aus der Venetianer Schule gelegt hätte; die Farben des letzteren glühten durch das lockere Gewebe und verbrannten sie förmlich. — Wunderbar, daß, gerade wie bei den Venetianern, Keller das Colorit, Zeichnung und Composition aus seinen Mitteln (d. h. aus des Colorits Mitteln) herstellt, und wie Beides, was von Zeichnung und Composition vorhanden, wiederum nur dem Colorit dient. Die Farbe tritt für alle anderen Anforderungen ein, ersetzt und bezahlt sie. Mehr Zeichnung und eigentliche Composition, und die Farbe wäre nicht möglich, und wir verlören mehr, als jene ersetzen könnten. Gezeichnet wären die meisten Gestalten und Gruppirungen abenteuerlich, mit dieser Farbe gemalt, werden sie wahr, wie sie wiederum, und nur eben sie, wie sie sind, die Farbe wahr und natürlich machen, die bei eigentlicher Zeichnung und Composition abenteuerlich erscheinen würde. Es ist Romantik, der das zähe, gesunde schweizerische Phlegma den Schwerpunkt und die feste Leiblichkeit giebt, die unserer deutschen Romantik fehlte."

Ferner: „Im ‚Barfüßele' ist ein ungemein einfacher Stoff mit reizendem Reflexionsdetail umgrünt. Es ist weniger Handlung und Situation darin als Reflexionen über Momente des Handelns und der Situation, weniger eigentliche Charakterdarstellung als Reflexionen über charakteristische Momente, weniger dargestelltes Denken, Träumen, überhaupt Ausleben des Menschen als Reflexionen über alles das. Auerbach's Hauptstärke ist nun, wie mannigfach er diese Reflexionen zu wenden, einzukleiden und mit dem Ganzen in Haltung zu bringen weiß, abgesehen noch von der Discretion, Concisität, Schönheit und inneren Bewegtheit in dieser Einkleidung und Wendung." (4. October 1861.)

Mit wahrer Freude komme ich aber nun zu seinen Fundamentalsätzen, in denen ich mit dichterischer Kraft ausgesprochen finde, was, so lange ich kritisch wirke, mein eigener Leitstern gewesen ist.

„Shakespeare motivirt die Möglichkeit der Schuld, die eine That ist, durch den Charakter, aber nicht durch eine individuelle Besonderheit desselben, sondern durch eine Leidenschaft, die Jeder kennt, und deren Gewalt er mehr oder minder fühlt. Eher läßt er die Helden durch andere Personen und eigenes Gewissen von der That abzulassen mahnen, als daß er sie durch Nebenumstände zu derselben drängen sollte. Seine Helden sind immer zurechnungsfähig im Begehen der erregenden Schuld, dadurch erscheint sie mit dem Schicksal in vernünftigem Zusammenhange." (S. 101.)

„Unsere Zeit erschreckt vor dem Gedanken, daß der Mensch eine eigene Schuld haben könne. Mißverstandene Humanität hat seit Jahren, um die Menschen zur Milde gegen den Sünder zu bewegen, dem Publicum gepredigt, daß im Menschen nicht das Individuum, nicht ein freies Ich, sondern daß allerlei andere Agentien in ihm fün-

digen, z. B. der Staat, die Gesellschaft, Schule, Ehe, Bildungsgrad u. s. w. Eine so bequeme Lehre nahm man gern an, weil, was zu milderem Urtheil über den Nebenmenschen führen sollte, zunächst den Menschen zu berechtigen schien, über sich selbst milder zu urtheilen, also sich nicht mehr vor eigener Versündigung zu fürchten; denn, versündigte man sich, so war man nach dieser Doctrin ja nicht mehr ein Beleidiger, sondern ein Beleidigter, also nicht Einer, der Unwillen, sondern der Mitleid verdiente. Wie weit man das trieb, sieht man an der neuesten Auffassung des Shylock, die diesen gräßlichen Hanswurst zu einem tragischen Helden macht. — Es ist das die unmenschlichste Art von Sentimentalität, die es geben kann, seine eigene Erbärmlichkeit als etwas Großes, Edles zu fühlen, indem man allen schlechten Gelüsten nachgiebt, sich als einen Märtyrer, wo man ein Weichling, sich als ein Held zu fühlen, um eine Entschuldigung, ja, einen Sporn zu haben, sich selbst Alles nachzusehen. Zu Shakespeare's Zeiten lebte ein kräftigeres, stolzeres Geschlecht, das in der Entschuldigung, der Verführte, der Gezwungene zu einer Schuld zu sein, nur einen Schimpf mehr sah, das lieber für böse als für schwach gelten wollte. Und das mit Recht; denn der Starke ist doch etwas, selbst sein Verbrechen kann etwas Imposantes haben, es ist das Erforderniß zur Tugend, die Selbstbestimmung, wenn auch falsch angewandt, vorhanden; aber in dem Gallert, das nicht aus sich selbst etwas sein kann, ist gar nichts mehr von der ursprünglichen Hoheit des Menschen, von dem Adel, der selbst im gefallenen Engel noch imponirt. Ein Mensch, der stark genug ist, böse zu sein, kann selbst das Mitleid noch erregen. Und nur ein Mensch, in welchem die Kraft ist, gut oder böse selber zu werden, kann ein Schicksal haben. Aber nur für ein Publicum, das so denkt, ist eine Tragödie möglich." (S. 171—172.)

„In Shakespeare's Welt heißt das gut, was in der Wirklichkeit gut heißt, böse, was man in der Wirklichkeit so nennen würde. Diese Poesie ist versöhnend, während man in wunderlichem Mißverstande jetzt die Poesie eine versöhnende nennt, die uns mit dem Leben entzweit, indem sie unseren Wünschen schmeichelt." (S. 195.)

„Bei Shakespeare wird gezeigt, wie ein Mensch, wenn er die Leidenschaft zu groß wachsen läßt, sich ins Verderben stürzt. Das neuere Drama ist revolutionär: es stellt sich auf die Seite einer Leidenschaft, und der Erfolg rührt hauptsächlich daher, daß der Dichter selbst auf der Seite des Helden und seiner Leidenschaft und gegen die Verhältnisse kämpft. Die Verhältnisse siegen über den Helden, aber so, daß, während der Held fällt, der Dichter ihn an den Verhältnissen rächt, so daß der Dichter eigentlich der Sieger ist. Das hängt mit der sogenannten Humanität zusammen, welche die Ursache des Verderbens nicht mehr im Menschen selbst anerkennt, sondern im Zustande der Gesellschaft; mit der Sophistik der Weichlichkeit, der es wohlthut, die Schuld von sich hinweg auf etwas Anderes zu schieben. — Die meisten Stoffe des deutschen Dramas sind Justizmorde des Schicksals, und der Dichter ist der Anwalt der Opfer. Das Publicum will den geistreichen, tapferen Advocaten hören, es kämpft mit ihm gegen die Verhältnisse. Er muß irgend ein äußeres sogenanntes Unrecht der Gesellschaft gegen den Einzelnen aufsuchen, um es zu bekämpfen, und findet er keins, so muß er sich selbst eins machen. Da schnitzt er dann wohl einen Drachen von Pappe mit roth tuchener Zunge, dann zieht er die Rüstung goldener Phrasen an, an seinem Speere flattert die Fahne des Aufstandes gegen Bedrückung, und so sprengt er auf das Bildniß los und stößt ihm den tödtlichen fünften Act ins Herz." (S. 133 bis 135.)

„Den Deutschen scheint, eben weil sie eine gedrückte Nation waren, nichts so recht gefallen zu haben als das endliche Aufbegehren des Getretenen gegen den Treter. Darin liegt zugleich ein Schein von Muth und Geradheit, und es gehört psychologisch in die ästhetische Kategorie der rüstigen Verzweiflung. Am stärksten folgt der Beifall, wenn das Schelten des Helden gegen einen Druck geht, welchen das Publicum noch kürzlich empfunden hat. Da ist der Bauer oder Förster, der gegen den Amtmann, der Bürger, der gegen den Minister, der Ritter, der gegen Fürst und Kaiser, der Kaiser endlich, der

gegen den Papst die Sprache der sittlichen Indignation spricht, und physisch getreten, moralisch tritt; ja, gar der Mensch, seinem Gotte gegenüber, von dem er Rechenschaft haben will für allerlei, was ihm in dessen Weltordnung als Unrecht erscheint. Hamlet hat sich wohl hauptsächlich durch seine sittliche Entrüstung das Herz der damals wie Hamlet vielfältig getretenen und muthlosen deutschen Nation erworben; von ihm lernten Deutschlands Lyriker und Dramatiker, nur vergaßen sie, daß der scheltende Held selber Schelte verdiente, oder sie glaubten, ihre Helden dürften das nicht, um nicht die Gewalt ihrer Rhetorik zu schwächen.“ (S. 515—517.)

„Der neuere Dichter verwirrt das Bild des Falles, er macht die Ausnahme zur Regel, bemäntelt hier und beschönigt dort. — Der Ausgang des Helden ist nicht die Folge seiner Schuld, sondern das Loos des Schönen auf der Erde; der Haß des Publicums hilft das Schöne an dem rohen Schicksal, das Ideal an der schlechten Wirklichkeit rächen. — Die Sache hat ihre sehr ernste Seite. Wer sich gewöhnt, die Wirklichkeit als einen endlosen Herodischen Kindermord des Schicksales an dem Schönen zu betrachten; wer immer nur die Schattenseiten des Lebens ins Auge faßt, um sie noch durch den Contrast des absoluten Ideals zu vertiefen, das er daneben hält; wer dann seine Mißstimmung dadurch in selbstmordlüsternem Behagen noch immer schärfer wetzt, daß er die bunten, schönen Blasen seiner Träume gegen die schroffen Ecken der Dinge treibt, woran sie platzen müssen; wer sich so zum Spielzeuge seiner kindischen Wünsche macht: der darf sich nicht beklagen, wenn die Welt, die er sich selbst entgöttert, ihm zur Wüste wird. So nahm man dem Leben die Kraft, den Muth, den Glauben an sich selbst, Alles, woraus ein freudiges Handeln erwachsen konnte, so nahm man dem Leben alle Bedingungen seiner eigenen naturwüchsigen Poesie und beklagte sich, daß das Leben poesielos sei.“ (S. 251—254.)

„In unserer Zeit der Nivellirung, wo der Einzelne sich fürchtet, sich anders zu zeigen als die Anderen, und wo wirklich das Gesetz der Noth stärker ist bei von Kind an durch Bildung geschwächten Leidenschaften, bei geregelten Einrichtungen, Allgegenwart der Polizei 2c., bei kräftig aufrecht gehaltener Ordnung, in unserer Zeit zeigt sich der Charakter fast nur im Affect, in der Gewalt der Reaction gegen den ersten Eindruck des Motivs. Die Gewohnheit, sich im Niveau zu halten, Rücksichten auf die Folgen von Seiten des Ordnungsstatutes, drücken die individuelle Intention herunter zu der Handlungsweise Aller, zu der durchschnittlichen. Dafür rächt sich die durch diesen Zwang beleidigte Individualität in Verbissenheit an sich selbst.“ (S. 192—193.)

„Wer die dramatische Literatur der neueren Zeit ins Auge faßt, wird dem übeln Einflusse des zu zeitigen philosophischen Studiums überall begegnen in dem ungeheuren Uebergewichte der Intentionen über das Handwerk. Die Luft schwirrt von Seelen, die keinen Leib haben. Die ungeheuersten Aufgaben, neben völliger Unkenntniß der allerersten und einfachsten Mittel zur Ausführung auch der leichtesten Aufgabe.“ Damit vergleiche man die prächtigen Satiren über die moderne Mache, Studien, S. 246—248 und S. 4—6. — Ich wende mich nun zu seinen eigenen Arbeiten zurück.

Unter den Versuchen der Jahre 1855 bis 1860 treten hervor ein „König Alfred“, eine „Maria Stuart“ (als die Mörderin ihres Gemahls dargestellt), ein „Marino Falieri“ (vielfach an Lord Byron erinnernd; in einzelnen Scenen von sehr kräftigem Zug, nur vielleicht etwas zu stark mit historischen Culturelementen gesättigt) endlich eine „Genoveva“. Das Interessante darin ist, daß Siegfried's späterer Verdacht sich gleich in der einleitenden Abschiedsscene zwar nicht motivirt aber andeutet, und daß in Genoveva's Tugend eine Art Schuld sich zeigt, die Härte gegen Andere, die dann gebüßt und gesühnt werden soll. Bei allen diesen Versuchen, von denen wir wohl aus den folgenden Bänden noch mehr erfahren werden, ist mir eins merkwürdig: es sind verschiedene Scenen mehr oder minder ausgeführt, aber nur selten die Peripetie, niemals die Katastrophe; dagegen sind die Einleitungsscenen in manichfachen Variationen und zum Theil mit großem dramatischen Behagen durchgearbeitet. Da Ludwig nach seiner Erklärung sofort die Bilder aufzeichnete, die ihm in Gedanken

aufschossen, so schließe ich daraus, daß der eigentlich dramatische Kern, aus dem rückwärts der ganze Vorgang sich begreift, ihm nicht von vornherein sinnliche Gegenwart wurde.

Noch auffallender ist das bei dem Werk, das in dieser Periode das meiste Interesse in Anspruch nimmt, in den drei neuen Bearbeitungen der „Agnes Bernauer".

In den ersten vier Bearbeitungen litt Agnes unschuldig, in der fünften und sechsten liegt in ihr eine tragische Schuld, d. h. ihre Natur ist so geartet, daß sie der Lage, in welche sie sich mit einem gewissen Uebermuth versetzt, innerlich und äußerlich widerspricht, und so mit Nothwendigkeit den tragischen Untergang hervorruft. Zu diesem Zweck sind die beiden Hauptfiguren höchst geistvoll erdacht. Albrecht, in zu herbem Gegensatz gegen seine Umgebungen, die er verachtet als Lügner, Heuchler und Puppen, ungefähr wie Hamlet, sucht mit Leidenschaft nach einer wahren und echten Seele; er glaubt sie in einem naiven Mädchen gefunden zu haben, wird nun gewahr, daß Naivetät und Wahrheit sich keineswegs decken; dadurch irr an seinem Lebensprincip und zur Gewaltthat getrieben. In Agnes kreuzen sich in höchst anmuthigem und reizendem Spiel die Motive der einem naiven Mädchen natürlichen Eitelkeit und der aufkeimenden innigen Liebe, die von Albrecht so sehr mißverstanden werden, daß sie selber aufhört, sich zu verstehen, und den Untergang als Erlösung empfindet. Noch eine köstliche Figur ist ihr Vater, der mit einiger Reminiscenz an den Vater der Jungfrau von Orleans in harter Uebertreibung, aber mit nicht unrichtiger Divination das Mißverhältniß der neuen Ehe herausfindet, und freilich zur Schuld des Bewußtseins macht, was nur Gebundenheit der Natur ist. Durch seine Warnung wird Anfang und Ende tragisch schön verknüpft.

Die beiden Bearbeitungen unterscheiden sich nur hauptsächlich durch das Bild. In der fünften verliebt sich Albrecht zuerst in ein Altarbild, eine Copie der Agnes, und beim Eingehen des Verhältnisses ist Agnes fast nur die Leidende; in der sechsten dagegen stellt sie sich in einen Zauberspiegel, der Albrecht seine künftige Geliebte zeigen soll, und fordert so in frevelhaftem Muthwillen ihr Schicksal herauf. Das letztere Bild hat den Vorzug, in die Intrigue, Wirkung und Gegenwirkung eine große Einheit zu bringen, Anfang und Ende sinnig zu verknüpfen. Ob freilich die Aufgabe, aus der stark accentuirten Aeußerlichkeit das Innere und Ideale, aus der Eitelkeit die Liebe zu entwickeln, und so die innere Umkehr des Charakters, die zur Katharse nothwendig ist, sinnlich zu motiviren, O. Ludwig bei der eigenthümlichen Richtung seines Talents gelungen wäre, bleibt dahin gestellt. Das Problem des fünften Entwurfs war reiner poetisch, es zeigt die Schuld der Liebe an sich, bei widerstrebenden Charaktervoraussetzungen, während in der sechsten die Schuld zu stark an die individuelle Beschaffenheit des Mädchens gebunden ist.

Manche Scenen sind beiden Bearbeitungen gemein, andere folgen der Analogie des einen oder des anderen Bildes, die Ausführung ist durchweg ebenso reizend als geistvoll; aber es ist doch mehr, als ob die eine Scene die andere sucht, um sich an sie zu heften, als daß ein großer Zug alle Scenen hervorriefe.

Endlich 1858 fand der Dichter diese ganze Auffassung unvolksthümlich und ersann eine neue, in welcher die beiden Liebenden völlig unschuldig, schuldig nur gegenüber der Welt sind. Zwei kühne heißblütige Naturen, etwa in der Art von Romeo und Julia, trotzen dem Gesetz der Gesellschaft und werden von der Uebermacht unterdrückt, aber ihr eigenstes Wesen wird damit verklärt. Albrecht geht mit unter, die Aussöhnung mit dem Vater, die Hebbel in seinem Stück ganz prosaisch motivirt, findet nicht statt.

— „Es ist ein übel Ding in meiner Natur," schrieb mir Otto Ludwig am 27. März 1860, „daß, wenn ich was Erträgliches machen soll, dies so schnell als möglich und in einem Zug geschehen muß, und meine Gesundheit doch nie lange genug vorhält. Ich habe nun eine Anzahl halbgebrüteter Eier, die kalt wurden und abgestanden sind. Denn — eine andere Folge jenes Uebels, fast ebensoviel Eier ließ ich aus Furcht ungelegt, obgleich sie soweit fertig waren, als ein Geschöpf im Mutterleibe fertig werden kann. Von Agnes Bernauer habe ich, neben einigen abgestandenen, nicht mehr als drei ungelegte Eier, die mir manche Unbequem-

lichkeit erregen. Ich meine drei fertige Pläne, und die Unbequemlichkeit liegt darin: sie sind, obgleich je zwei davon einen Theil des Factischen mit einander gemein haben, doch im Innersten verschieden; jeder hat etwas Anderes, was mich besonders anzieht. Es ist nun ganz in der Beschaffenheit der menschlichen Natur, daß in dem Augenblick, wo ich mich über die Ausführung eines der drei Pläne machen will, die Anziehungskraft der beiden anderen eine stärkere wird. Ich entschloß mich, alle drei auszuführen, wodurch die Unruhe der Rivalität beseitigt wurde, aber andere Bedenken wiederum zu Hindernissen anwuchsen. — In diesen Tagen ist ein neues Ei in mir fertig geworden."

„Nach Andeutungen in den Planheften", erzählt Heydrich (Nachlaß S. 338—9), „wollte er den Stoff auch in der letzten Zeit als ein tragisches Ehegemälde in Romanform ausführen. Während der Dramatisirung war ihm die Fülle des Detail so angeschwollen, daß die Gestaltung der Handlung einen breitern Raum verlangte als die enge Form des Bühnendramas." „Die dramatischen Stoffe", so klagte er damals, „die ich bebrüte, werden mir zu Romanstoffen, während jede Einzelheit in ihnen für eine dramatische Behandlung berechnet ist, und ihr Recht an sich nur durch scenische und schauspielerische Aufführung erhalten kann. Das Ganze findet in einem Drama nicht Platz, das Einzelne im Roman nicht seine geeignete Ausführung."

Noch von einem andern Stoff schrieb er mir am 6. November 1860. „Er entstand aus einer Umbildung von Romeo und Julie in ein Freundschaftsdrama, in welchem jedoch nicht der Tod, sondern das rechte Leben der Freunde ihre Häuser versöhnt. Nun bin ich aber in der Ausführung vom Typischen abgekommen: die beiden Freunde sind in der Anlage bedeutender geworden, als die Handlung verlangt, zu ausgeführt; dies und eine daher entstandene Breite des Dialogs geht über die Dimensionen eines gerechten Theaterstücks hinaus — das Stück führt ins Literaturdrama: und mit dieser Einsicht bin ich nicht mehr im Stande, einen Strich zu thun." —

Vielleicht ist das die „Camiola", von der Heydrich im Nachlaß S. 448 berichtet: „Aus den immer wieder veränderten Plänen ein Bild der Handlung herzustellen, war mir unmöglich. Oft aber gelang es dem Dichter selbst nicht mehr, das immer riesenhafter anschwellende Detail der Fabel zu übersehen und zusammenzufassen."

„Meine Noth ist," klagt Ludwig in seinen Planheften zur Camiola, „daß ich die Uebersicht des Ganzen im Ausarbeiten des Einzelnen verliere. Ich hatte viel zu viel Intentionen, ethische, psychologische, poetische und jede wollte ich ausführen, als wäre sie die Hauptsache. — Mein Fehler ist, daß ich alle Erfordernisse einzeln durchnehme, daß ich meine Aufgabe erst in mehrere zerlege, dann jede dieser neuen Aufgaben aufs genaueste lösen will. — Ich verfalle im Drama in denselben Fehler wie früher in der Musik, ich ruhe nicht, bis ich alle möglichen Durcharbeitungen, alle möglichen Combinationen der Themata angebracht, sie in Handlung und Vorgang verwandelt habe. — Ganz falsch meine bisherige Methode, das Detail vorher zu ersinnen, zu sehr die Disposition der einzelnen Scenen ins Einzelne anzugeben, dadurch wird die Phantasie und die ganze schaffende Kraft gebunden. — Ich finde leicht die Mannigfaltigkeit zu einer gegebenen Einheit, werde aber confus, wenn ich eine große Mannigfaltigkeit in eine Einheit binden soll."

Es hat etwas Rührendes, aber auch Beklemmendes, wie er über diesen eigenthümlichen Mangel seiner schöpferischen Kraft fortwährend grübelt, und doch keine rechte Abhülfe findet. „Nun endlich kenne ich meinen Feind von Ansehen und Namen: Zu große und fortwährend wirkende Neigung zur Vertiefung des Verstandes. Damit hängt der Hang zusammen, Figuren und ihr Handeln, den ganzen Vorgang in Detail zu zerlegen, statt sie daraus aufzubauen. Statt die auseinandergelegten Theile nun zusammenzufassen, zerlegte ich sie von neuem; nun habe ich eine Anzahl von kleinen Motiven, so groß, daß mein Ueberblick nicht mehr die für die Darstellung wesentlichen herausfinden kann. Der Fehler kommt daher: meinen ersten Versuchen fehlte, daß der überblickende Verstand nicht im Gleichgewicht mit Phantasie und Empfindung stand. Dem abzu-

helfen, gab ich dem Verstand wiederum durch Uebung ein lähmendes Uebergewicht über jene anderen Kräfte. So verlor er die Natur des intuitiven Verstandes. Immer weiter auf dem Irrweg, faßte ich als Aufgabe des Dichters, den reflectirenden Verstand zu überzeugen. Da nun doch Phantasie und Empfindung noch nicht so geschwächt waren, diese Tyrannei schweigend zu erdulden, schwollen mir meine Pläne ins Maßlose an, und fühlte ich bei möglichster Causalität bis ins Kleinste hinein, je mehr der Verstand sich befriedigte, eine Unbefriedigung des ganzen Menschen. Ueber dem zweck- und ziellosen Herüber und Hinüber verlor ich Hoffnung, Lust und Kraft. Es war ein ähnlicher, und doch entgegengesetzter Irrthum wie der der sentimentalen Dichter, die ihren eignen Affect an Stelle des Dargestellten setzen, die Empfindungen, die die Person haben sollte, selbst haben, und dafür die Reflexionen, die der Dichter machen muß, der Person geben. So sollten meine Personen den Verstand unmittelbar orientiren, d. h. ich legte die Reihe der Ideen, die dem Vorgang zu Grunde liegen müssen, in den Vorgang selber; der Dialog bestand fast aus lauter Beziehungen auf dieselbe, der Dialog der Personen sollte zugleich eine fortwährende Verständigung zwischen dem Verstand des Dichters und dem des Zuschauers auch über die kleinsten Motive des Vorgangs, über die Intentionen des Dichters mit diesen Motiven sein; während doch hier Totalität sich an die Totalität des Zuschauers wenden soll." (Studien S. 364—365.)

„Ich empfinde statt der unmittelbaren Empfindung zu sehr die Vorstellung ihres Gesetzes. Meine Lage lähmt die Phantasie, ich will ihr mit dem Verstand zu Hülfe kommen, und lähme sie damit vollends. — Mein Concipirtalent hat eine Ausbildung gewonnen, die mit dem so lange gänzlich unbeschäftigten Talent der Ausführung sich nicht mehr verständigen kann. Zu langes Besinnen erzeugt Muthlosigkeit. — Ich glaube, ich bin in Gefahr zu großer Vertiefung und Verinnerlichung, und zu detaillirter Charakteristik." (Vorrede S. 79—80.)

Das aber scheint das Mißgeschick unsers modernen Schaffens überhaupt zu sein. „Die Noth unserer Bildung ist nicht die Armuth, sondern der Reichthum; wir müßten eher vergessen als hinzulernen. Der Instinct hat seine Unbefangenheit verloren. Die philosophische Abstraction hat sich der dichterischen untergeschoben. Man sagt mir: nachtwandele fort, besser als thatlos stehen bleiben. Aber nachtwandeln kann ich nicht mehr. Einmal in den Apfel der Erkenntniß gebissen, muß man weiter und weiter. Aus der Irre, in die wir durch Reflexion gerathen, kann uns nur Reflexion befreien. Und sollte es mein Schicksal sein, daß ich an die Findung des Weges meine letzte Kraft zusetzte, und ihn nicht selbst begehen könnte, so wird er vielleicht Andern zu gut kommen." (Studien S. 249—250.)

Und dabei: was für eine gährende Schöpfungslust bestand in seinem Gedanken! — „Jetzt", schreibt er mir am 6. November 1860, „da ich, durch Kopfschmerzen für ernste Thätigkeit unfähig gemacht, im ‚malerischen Deutschland' blättere, kommt mir die Angst, wir müßten den Rhein verlieren, und taucht ein alter Gedanke, der schon meinen Kinderjahren angehört und der mich nie völlig losgelassen, wiederum mit mächtiger Gewalt auf, der eines deutschen Nationalgedichts. Früher, als der Drang am stärksten war, fehlte mir das Material dazu; dies wäre nun im ‚malerischen Deutschland' ziemlich vollständig geboten. Nun aber bin ich eigentlich zu alt — meine Kränklichkeit nicht gerechnet — eine solche Arbeit zu übernehmen. Die architektonische Anordnung erfordert Zeit; noch mehr die Ausführung eines solchen Werks, das besser gar nicht unternommen wird als übereilt und stimmungslos. Schon die Wahl des Versmaßes ist so wesentlich und schwierig! Dann ebenso noch mehrere Punkte der Behandlung. Ob naiv? ob eingestanden als Kunstgedicht? Am besten wohl Beides zugleich, d. h. die eigentliche Handlung des Gedichts naiv gehalten, die Ueberblicke deutscher Geschichte und Entwickelung, Ermahnung, Warnung, Tadel, Lob 2c. mehr rhetorisch. Das führte schon zu der Wahl einer Versart, in welcher Beides zusammengeht. Das Ganze darf nichts eigentlich Gelehrtes, in irgend einer Weise Ausschließliches erhalten, da es ein nationales Gedicht sein muß. Der Hexameter ist plastisch, aber nicht populär;

die achtzeilige Stanze, vielleicht auch die Terzine, bieten sich plastischen und musikalischen Wirkungen und sind zugleich, namentlich die Ottaverime, auch der Rhetorik günstig; die Majestät, in der solch ein Gedicht sich bewegen müßte, würde durch sie nichts weniger als erschwert. Nur wünschte man zu einem deutschen Nationalgedicht eine eigentlich urdeutsche Versart — wo dann freilich, wählte man auch die Nibelungsstrophe, jene rhetorischen Excurse sich fremd, matt und schwerfällig ausnehmen möchten. Und doch verbietet sich die rein naive, zu diesem Maß stimmende Weise der Darstellung; nicht gerechnet, daß die Nibelungstrophe wegen ihrer Kürze jene ideale Majestät, den weiten reichen Faltenwurf, nicht erlauben, und auf die Dauer durch zu oftе Wiederkehr langweilend eintönig werden müßte; denn dieses Gedicht muß, um die beabsichtigte Wirkung zu thun, alle Ideen unserer Zeit aufnehmen; sein Zweck ist eben so sehr und mehr noch ein rhetorischer — d. h. er liegt außerhalb der Darstellung selbst — als ein poetischer."

„Die eigentliche Haupthandlung muß eine für diesen prägnante typische — gleichsam eine Quintessenz der deutschen geschichtlichen Mächte — dazu eine weltgeschichtliche sein, an welche sich Ruhm und Schande, Mahnung und Warnung in für Deutschland ewig gültiger Art am natürlichsten knüpft, und in welche die Hauptwendungen deutscher Geschichte als Episoden nach dem Associationsgesetz der Einstimmung und des Contrastes sich einschalten lassen. Des harmonischen Eindrucks wegen muß die Tonica des Gedichts Lob, Ruhm und Verherrlichung sein, und Schmach und Warnung nur der heraushebende Schatten des Bildes; jenes Bild, dies Gegenbild."

„Die Heldengestalten jeder Art mit physischen und mit geistigen Maßen finden Platz, keine irgend historische Stadt Deutschlands darf ohne gebührenden Ruhm bleiben; jeder Stamm desgleichen; keine malerische Gegend dürfte übergangen werden. Alle Ideen der Zeit, selbst Verirrungen aus edlen Motiven werden geschont und für den Hauptzweck ausgebeutet; an ihren Stärken und Schwächen muß die Nation gefaßt werden; nicht allein materiell, auch die Form muß dahin arbeiten, der sinnlich mächtige Klang. Was in der Ballade und im Drama Schiller's glänzender Fehler, weil mit dem Zweck jener Gattungen im Widerspruch, würde hier Schönheit und an rechter Stelle sein. Der Zweck des Ganzen, den nationalen Gedanken zur edelsten Leidenschaft zu machen; alles Andre Mittel dazu. Freiheit ꝛc. nur in der Beziehung darauf und ihm untergeordnet; denn d e r T e u f e l m a g d i e F r e i h e i t h o l e n, w e n n k e i n e N a t i o n m e h r e x i s t i r t, s i e z u g e n i e ß e n."

So empfand er stets, so wenig er sich mit praktischer Politik abgab; er hatte sich in seiner Gesinnung gleich zu Anfang der Revolution der Kaiserpartei angeschlossen, und blieb ihr treu. — Als B e r t h o l d A u e r b a c h nach Berlin übersiedelte, schrieb er ihm, 23. November 1860: „Da dein Wunsch auf ein großliniger oder langathmigeres Schaffen geht, hast du wohl gethan, nach einer großen Stadt überzusiedeln. — Weht uns nicht in jeder Zeile Schiller's oder Goethe's der kleine Athem Weimar's an? Ein Hauptcharakterzug unsrer großen Literaturperiode ist das Kleinstädtische im guten und schlimmen Sinn. Wenn Thekla das Glück preist, aus sicherer Stille das wilde Leben zu beobachten, so ist das einer der Gründe, die sich Schiller selber vorgesagt, um sich, dessen Wesen eigentlich ins Große und Weite ging, mit der Enge zu versöhnen, in der er sich befand. Und ob nicht die Weltbürgerei nur eine andere Seite der Kleinstädterei und Kleinstaaterei ist, eine überschwengliche Puppe, die über den Mangel halb bewußt hinwegsehen will, der auszufüllen wäre, den sie aber nicht ausfüllen kann, oder womit sie der Mahnung ausweicht, ihn auszufüllen? Und wenn man das Gegentheil suchte — das öffentliche Allgemeinleben ist selbst dem, der einen Versteck für stilles Schaffen sucht, der günstigste Boden, da das Einzelne immer neben dem Ganzen verschwindet, wie im Gebrause der Straße tausend Töne sich gegenseitig verdecken, von denen einer, allein vernommen, in abgelegener Gartenwohnung durch seine leise Deutlichkeit uns stört."

Als ich dann auch von Leipzig nach Berlin zog, schrieb er mir am 27. Februar 1862: „Berlin hat schon viel von einer Stadt, leider noch zu wenig Geschichte

und zu wenig Luft, Geschichte zu haben, in der es mehr als ein leidender Erleber und sarkastischer Glossenmacher über Erleben und Erlebtes wäre. Sobald es eine Stadt ist, wird es zugleich eine natürliche und nothwendige Repräsentantenkammer von Preußen werden; und warum nicht Deutschlands werden können?"

„Ein Kranker wundert sich über die eigene Fügung, daß kein anderes seiner Glieder in unangenehme Berührungen mit harten Gegenständen geräth, als eben das erkrankte; er könnte weiter gehen und sich wundern, daß derlei Berührungen eben nur dem Kranken aufgespart sind; denn in Wahrheit, ein Gesunder stößt sich nicht. Nun — ein Deutscher auch nicht; nicht weil er gesund wäre, sondern weil er die Dinge, die ihn umgeben, von einem Stoff gemacht hat, der keinen Widerstand leistet, weil er keine Bestimmtheit besitzt. Wie mit Luftkissen hat er seine Wände mit Ideen auswattirt. Denn nichts, was dehnbarer wäre und sich leichter in alle möglichen Lagen zurechtzupfen ließe, und Niemand, der geneigter wäre, sich die Dinge zurechtzuzupfen, und ein geschickterer Zurechtzupfer, als der gute Deutsche, der Colonist des Gedankens, der Erb- und Grundherr weiter Gefilde der blauen Möglichkeit, mit seinen Erbaussichten in die unendliche Confusion!"

„Ich habe vor kurzem einige englische Romane gelesen; wie trägt der Autor und sein Product die Marken der Einseitigkeit, Wunderlichkeit, Gewöhnlichkeit, aber damit den Charakter eines festen, meinetwegen harten, beschränkten Naturerzeugnisses! wie sind seine Interessen alle aus dem Boden der Wirklichkeit gewachsen und wie überzeugt ist er von ihrer Wirklichkeit! Dagegen betrachte man die Literatur, auf welche der Deutsche als auf die seine so stolz ist! Wir sind unglückliche Menschen! alle unsere Interessen unwirkliche, geborgte, künstliche! Unsere Literatur wie unsere Kunst eine Art Buchgelehrsamkeit, die mit dem wirklichen Leben in keinem andern Bezug steht als in einem verderblichen. Eine Zauberbrühe, aus Eingeweiden, Bälgen, Pfoten, Schwänzen längst vergangener oder als künftig geträumter Zustände und Bestrebungen zusammengekocht mit der in sich berauschten Nüchternheit des Bewußtseins, etwas zu fabriciren, was unseren wirklichen Bedürfnissen so fern läge als möglich, und darum geeignet sei, unsere wirklichen Bedürfnisse sich selbst verkennen zu machen. Ein Kreis, in dem es nur dem Eingeweihten wohl werden kann, der bereits seine unbefangene Natur eingebüßt und sich für diese ausschließliche Art von Genuß erst zurecht machen lassen."

Leider stockte hier der Briefwechsel, wie es in unsern leidigen Verhältnissen geht. — October 1864, beim Wohnungswechsel, verbrannte er eine ganze Kiste mit Papieren, und entgegnete Heydrich, der dagegen protestirte, „die Seelen aus den Entwürfen stünden Nachts an seinem Bett und forderten ihr Leben von ihm. Dem müsse er nun ein Ende machen; er sei zu krank, er könne den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen." Dennoch erwachte noch einmal der Schöpfungsdrang; er warf sich mit Eifer auf den „Tiberius Gracchus." Am 25. Februar 1865 starb er — einer der edelsten und reinsten Menschen unserer Zeit.

Aus alten Tröstern.

Collectaneen

von

Gotthelf Lederer.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Der Tanz.

In die Mahlzeit pflegte sich bei großen Gastereien meist ein Tanz anzuschließen, „da bisweilen das Frauenzimmer (nach dem es des Ortes Gebrauch erfordert) entweder allein auf den Tanzboden gehet, oder von dem anwesenden Mannsvolk dahin geführet wird."

„Wenn die Jungfrauen nun nach der Reihe herum sitzen, so wird eine nach der andern von den Junggesellen aufgefordert." Und zwar so, daß diese sie „mit einer höflichen kurzen Ansprache um den Tanz begrüßen und mit einer ungezwungenen Art auf den Tanzplatz führen."

Wir erfahren aus den Complimentirbüchern, wie etwa diese Ansprache lauten mußte, um allen Regeln der Höflichkeit zu entsprechen. Sie beginnt mit einer

Entschuldigung wegen der Kühnheit, daß man es wage, „so eine zarte vornehme Dame aufzufordern, welche so hohe zierliche Qualitäten hätte, daß man bei weitem nicht würdig wäre, mit derselben zu conversiren, viel weniger zu tanzen. Doch weil bei hohen Gaben auch die Gabe der Demuth und Bescheidenheit bei solchen Jungfern wäre, habe man die Zuversicht, sie würde seine Wenigkeit nicht verachten u. s. w."

„Und giebt alsdann ein Wort das andere." Gewährt die Dame den Tanz, „so bedankt man sich der hohen Ehre wegen und erbeut sich, solches mit schuldiger Dankbarkeit zu erwiedern; bittet auch, daß die Jungfrau es seiner wenigen Geschicklichkeit zu gut halten wolle, wenn man in Einem und dem Andern verstoßen und ihr nicht nach Gebühr aufwarten würde. Man hätte das gute Vertrauen zu ihrer Höflichkeit und unvergleichlichen Tugend, mit welcher sie gleich als die Sterne des Himmels unter dem Frauenzimmer herfürleuchtete, und schätzte sich sehr glückselig, daß man mit einer solchen Leutseligen zu tanzen käme, die um so viel mehr verzeihen, und die Mängel mit ihrer höflichen Bescheidenheit ersetzen würde."

Das Paar begiebt sich in die Reihe der Tanzenden. Man darf nicht die ganze Hand fassen, „als wie die Bauermägde," oder Hand und Finger sehr drücken, sondern muß sie „auf das Manierlichste bei einem Finger ein wenig berühren und ohne einiges Reißen, Fortschleppen oder Nachziehen von sich selber gehen lassen." „Bei denen von Adel in Deutschland wie auch durch Holland und Frankreich ist es der Brauch, daß der Junker seiner Jungfrauen Hand oder nur die ersten zwei Finger auf der seinigen führet, und es würde einem in Frankreich und Niederland für eine große Unhöflichkeit und Unverstand zugeschrieben werden, wann er ihre Hand unter und mitten in die seinige nimmt, wie in Holstein an etlichen Orten und zu Hamburg der Brauch ist. Man muß sie nicht zu fest halten, sonst möchten sie schreien wie jene, die ihren Tänzer einen Druckerflegel hieß, als er ihre Finger so hart auf die Korn- und Horn-hämerischen Fäuste einklemmte, daß der rothe Saft darnach ging."

Der Tanz beginnt. „Wer den Vorreigen haben will, der muß mehr auf die Vortrefflichkeit und den Stand seiner Jungfrauen, mit der er tanzet, als auf seine Person sehen."

Der Tänzer muß die Dame im Tanz etwa um einen halben Schritt vorgehen lassen, damit es nicht das Ansehen habe, als müsse die Dame als Dienerin folgen. Er muß besonders wohl zusehen, daß er ihr im Tanzen nicht den Rücken zukehre, „sondern ihr mit seinem Gesicht allzeit bisweilen halb, bisweilen ganz, sonderlich im Herumdrehen, entgegenkomme. Hierin wird sehr oft und so gröblich gefehlet, daß auch auf solche Weise die Herren in den Kleidern der Jungfrauen hängen bleiben, selbige ganz zerreißen oder wohl gar verursachen, daß sie hinter dem Tänzer zu Boden niederfallen." Wo es fein zugeht, ist „Capriolen zu schneiden nicht sehr gebräuchlich, dazu öfters gefährlich."

Auch will beim Herumdrehen die Bescheidenheit beobachtet sein, „daß du die Dame nicht nach tölpel- oder bäurischer Art mit der linken Hand um den Leib fassend herumwendest, welches an so hohen Orten für die übelste Gewohnheit dürfte geachtet werden."

Auch hier erfahren wir aus den satirischen Verspottungen der Ungeschliffenheit am besten, was als das Schickliche galt. In einem Complimentirbuch von 1675 findet sich das drastische Contrefei eines solchen ungeschlachtenen Flegels. Es möge hier seine Stelle finden.

„Ein höflicher Gesell, der ließ den Magen speyen,
Besudelte sein Kleid, und wollte gleichwohl freien,
Rilz, schrie sein Magen, Rilz. Hört Jungfern, hört mich an;
Wollt Ihr mein Eheweib sein? Ich, Rilz bin Euer Mann.
Rilz kommt auf einen Tanz, die Jungfern wollen weichen,
Er aber zog sie fort und hieß den Spielmann streichen,
Schrie: lustig Rilz! frisch auf! Da sah man tolle Sprüng',
Er flog bald auf, bald ab, und machte Wunderding,
Bald drehet er sie um und riß sie bei den Armen,
Daß man sich herzlich mußt' ob ihrer Noth erbarmen.
Mich wundert, daß der Arm ihr im Gelenke blieb.
Bald hub er sie empor, daß man ihr, was uns lieb
Zu sehen, ziemlich sah. Bald trieb er sie im Kreise
Wie einen Bären um, nach Bärenleiter Weise,
(Bär'nhäuter sagt' ich bald). Zu letztens blieb dem Thor'n
Im Kräusel, oder wie es kam, der spitzig Sporn

In seiner Jungfer Rock als nagelfest behangen.
Da war der Haas im Netz. Hört, wie es mehr ergangen:
Ritz, ging der Rock entzwei, und er fiel auf das Maul,
Sie über ihn hinweg —"

Der Rest ist Schweigen.

Nach Beendigung des Tanzes neue Complimente. Man bedankt sich für die „Tanzwillfahrung"; entschuldigt seine geringe Geschicklichkeit und Unhöflichkeit gegen die Tänzerin, oder äußert seine Freude darüber, daß sie sich beide „dergestalt ergötzet und ihre Ehrenfreude ertanzet", „daß sie den rechten Zweck des Tanzes erreicht" u. drgl. Da ist denn auch der passende Moment, einen „Discurs vom Ursprung und Nutzen des Tanzes" anzuknüpfen.

So bringt man die Dame „allzeit mit ihrem Belieben und Beurlauben" entweder an ihre vorige Stelle oder trägt einem Andern auf, mit ihr zu tanzen. Der Tänzer gebraucht da etwa solche Wendung: „Da die tugendreiche Dame ihn ihres Tanzes gewürdigt hätte, so zweifle er nicht, sie werde dem Herrn So und So, als meinem Intimo und Bruder, mit gleicher Chraffection begegnen und ihm den folgenden Tanz verstatten."

Ist der Ball zu Ende und geht es zum Ausbruch, so erfordert es die Galanterie und gilt als „sonderlicher Ehrendienst", daß der „Höfling" eine Jungfrau, „die ihm beliebet," nach Hause begleitet. „Denn es begiebt sich oftmals, daß das Frauenzimmer, so es bei nächtlicher Zeit allein auf der Straße gehet, von ungeschliffenen Schlingeln und Trunkenbolden angefallen wird."

Da heißt es aufpassen, „denn es begiebt sich sehr oft, daß einem guten Kerl auf den Dienst gewartet wird, wann er irgend eines andern eingebildete Liebste nach Hause führt." Ist man glücklich bis an die Hausflur gelangt, so verabschiedet sich der Cavalier nicht etwa, sondern führt — so verlangt es die Sitte — die Dame „(wann es bei großen und vornehmen Leuten ist) in ihr Prunkzimmer". Dort entschuldigt man sich zuerst gegen die Eltern, im Fall sie zugegen sind, oder die Jungfrau, wenn Einen die Eltern, wie es in Frankreich, England und Brabant gebräuchlich ist, mit ihr allein lassen, damit man mehr Freiheit habe, mit einander zu reden, und bittet, es wohlwollend aufzunehmen, daß man sich erkühnt habe, die tugendfromme Jungfrau nach Hause zu begleiten. Sonderlich ihre lieb- und löblichen Gespräche, wohlanständige Geberden und hohe Leutseligkeit hätten es verursacht, daß man nicht umhingekonnt, einer solchen übermenschlichen Jungfrau noch ferner aufzuwarten und sich ihr durch solches sein Aufwarten beliebt und angenehm zu machen."

Endlich kommt man, „damit die Jungfrau nicht allzulange vom Schlaf abgehalten werde," zur „Abschiedsrede". Die muß „mit sonderbaren Lieblichkeiten und Bewegungen ausgeschmücket und ausgespicket werden. Man befiehlt sie der göttlichen Obacht, und sich in ihre hohe Gunstbewogenheit und Zuneigung, bedankt sich der geleisteten leut- und liebseligen Gesellschaft, des bezeigten Willens und Wohlthuns mit Gegenerbietung aller Erwiederung und Ehrendienste."

Geht aber die Dame nicht nach Haus, sondern bleibt in dem Haus, wo die Gesellschaft stattgefunden, so pflegt man sie, wenn es Vornehme sind (doch geschieht es auch bisweilen bei Niedrigen) bis in das Zimmer, wo sie sich entkleiden sollen, oder bis vor ihre Schlafkammer zu begleiten, „da keinem Jüngling geziemen will, mit hineinzutreten."

Die Abschiedsreden dürfen hier nur kurz sein, „und man muß diese schönen Nacht- und Bettgeisterlein, ihnen zu Gefallen, damit ihnen der Schlaf ja nicht allzu viel entzogen und das verdrießliche Wachen verlängert werde, durch die Flucht ehren."

Literarisches.

Kunst und Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung. Herausgegeben von Karl von Lützow. Leipzig, E. A. Seemann, 1874.

Der Herausgeber der Zeitschrift für bildende Kunst, Professor Karl v. Lützow in Wien, hat im Vereine mit mehreren Mitarbeitern dieses Blattes unternommen, einen reich illustrirten Bericht über den künstlerischen Theil der Wiener Weltausstellung zu veröffentlichen. Text



Majolikabrunnen, Entwurf von Valentin Teirich.

und Abbildungen, zunächst für die Zeitschrift selbst hergestellt, erscheinen hier, erweitert und vermehrt, in neuer, höchst geschmackvoller Ausstattung. Bis jetzt liegen uns zwei Hefte vor, welche Alles leisten, was man von der bewährten Firma E. A. Seemann in Leipzig an Gediegenheit und Feinheit der Erscheinung erwarten kann. Die Titelumrahmung auf dem Umschlage, gezeichnet von A. Storck, einem der in decorativer Hinsicht begabtesten Wiener Architekten, ist eine reizende, anmuthige Erfindung im Stil früher italienischer Renaissance. Die Holzschnitte, welche bis jetzt veröffentlicht worden sind, führen uns Einzelnes und Hervorragendes aus der architektonischen Anlage der Kunst durch den Staat in außerordentlich kurzer Frist gefördert hatte, so sichtlich, daß sie eine eingehende Berücksichtigung verdient. Die Schmucksachen von Köchert und Sohn in Wien, nach Zeichnungen von Th. Hansen, mehrere Tafelaufsätze, nach Entwürfen desselben berühmten Architekten, in Bronze und Glas oder in Holz und Glas ausgeführt, der von B. Teirich erfundene Majolikabrunnen, ausgeführt von der Wienerberger Ziegelfabrik-Gesellschaft, das von Lobmeyr in Wien hergestellte Kaiserservice, welches als die glänzendste praktische Entfaltung des vom Oesterreichischen Museum ausgestreuten Samens gelten kann, die Venetianischen und orientalischen Spiegel, nach Entwürfen von



Diadem von Köchert & Sohn in Wien nach Entwurf von Th. v. Hansen.

Ausstellungsgebäude nebst ihrer Decoration (Eisengitter, Glasgemälde, plastische Gruppen ꝛc.) vor. Einige Abbildungen von Bildwerken und Gemälden reihen sich an, besonders zahlreich aber sind die kunstgewerblichen Gegenstände vertreten, deren Auswahl und Darstellung eine vortreffliche und höchst charakteristische ist. Es darf uns nicht auffallen, daß in diesen ersten Heften die österreichische Kunstindustrie vorzugsweise vertreten ist. Von diesen Gegenständen waren eben zunächst die Abbildungen leichter zu erlangen und eher herzustellen. Aber auch an sachlichem Werthe spielte die österreichische Kunstindustrie auf der Weltausstellung des Jahres 1873 eine so hervorragende Rolle, sie documentirte den Aufschwung der Kräfte, welchen eine verständige Erziehung des Volkes zur Storck, die Stoffe von Ph. Haas, gehören zu denjenigen Leistungen, auf welche die neueste Kunstindustrie mit besonderem Stolze blicken darf. Der Text enthält bis jetzt vorzugsweise eine Schilderung und Kritik des Ausstellungsplatzes, seiner Gebäude und seiner Gartenanlagen von K. v. Lützow, während Jakob Falke seinen Bericht über das Kunstgewerbe mit einer Schilderung der Wohnungsausstattung begonnen hat. Wenn Lützow, den mißvergnügten Stimmen gegenüber, welche durch die unverkennbaren praktischen Mängel der Anlage zu absprechenden Urtheilen über das Ganze veranlaßt wurden, mit frohem Beifall auf die Fülle künstlerischer Leistungsfähigkeit, die uns hier entgegentritt, hinweist, ist er vollständig im Recht.



Neuestes aus der Ferne.

Aardrijkskundig Genootschap.

Unter diesem Namen ist am 3. September v. J. eine geographische Gesellschaft in Holland zusammengetreten, deren Sitz Amsterdam ist. Sie hat zum Zweck die Anregung zum geographischen Studium, die Beförderung der Erdkunde im allgemeinen, die Unterstützung wissenschaftlicher Expeditionen, die Herausgabe wichtigerer geographischer Werke, die Vermehrung der Kenntniß der zur Auswanderung geeigneten Länder, und die Aneiferung des niederländischen Unternehmungsgeistes. Die Versammlungen sollen an verschiedenen Orten abgehalten werden, und es ist die Herausgabe einer Zeitschrift sowie die Stiftung von Filialvereinen in den Colonien in Aussicht gestellt.

Bei einem in eminentem Grade seefahrenden Volk, wie die Holländer, das sich außerdem eines reichen, zu Forschungen auf den Gebieten der Geographie und der Naturwissenschaften wie zu Kartenaufnahmen gleich anregenden Colonialbesitzes erfreut, erscheint eine der Förderung der Erdkunde gewidmete Gesellschaft ganz besonders am Platz. Das Bedürfniß dazu ist wohl deshalb bisher wenig hervorgetreten, weil in Betreff der wichtigsten der Colonien, Holländisch-Indien, schon seit vielen Jahren eine Anzahl werthvoller und die Länder und Völkerkunde besonders berücksichtigender Zeitschriften erscheinen. Auf Grundlage der vortrefflichen darin enthaltenen Arbeiten wird es der neuen Gesellschaft leicht sein, weiter fortzubauen. Es ist aber auch zu hoffen, daß sie nicht nur die anderen holländischen Colonien in den Bereich ihrer Forschungen ziehen, sondern darüber hinaus an den geographischen Fragen der Gegenwart thätigen Antheil nehmen wird. Dafür giebt insbesondere das lebhafte Interesse Bürgschaft, welches die Gesellschaft bereits an dem Werk der deutschen afrikanischen Gesellschaft gezeigt hat.

Richthofen's Höhenschichtenkarte von China.

China ist in Beziehung auf seine Orographie ein fast unbekanntes Land. Die conventionelle Gebirgszeichnung, welche sich auf allen Karten wiederholt, beruht nicht auf Beobachtung, sondern ist lediglich eine als Nothbehelf dienende theoretische Construction. Die Chinesen zeichnen auf ihren Karten kein Gebirge, sondern streuen nur Berge ohne Ordnung darüber hin. Als daher die Jesuiten auf Grund ihrer zahlreichen Ortsbestimmungen die vielen einheimischen Einzelkarten zu einer Generalkarte vereinigten, sahen sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, künstlich ein System in die Orographie zu bringen, und zeichneten Gebirgsketten, welche sich entlang den Wasserscheiden schlängeln. Eine Hauptkette, deren einzelnen Theilen sie die Namen Yuen-ling, Nan-ling, Tayü-ling u. s. w. gaben, trennte das Becken des Sikiang von dem des Yangtsekiang, eine andere, unter dem Namen Peling, das letztere von dem Becken des Gelben Flusses. Eine große Zahl secundärer Ketten wurden entlang

den Wasserscheiden der Zuflüsse dieser Hauptströme gezeichnet. Die meisten dieser supponirten Gebirge existiren eben so wenig, wie die für sie angewendeten Namen. Wasserscheidende Hauptketten sind überhaupt in China eine seltene Erscheinung. Herr von Richthofen hat auf seinen Reisen in China dem Studium der Gebirge besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und, um sich die Resultate selbst zur Anschauung zu bringen, eine Höhenschichtenkarte auf Grund seiner zahlreichen Höhenbestimmungen und vieler sonst zugänglichen Daten entworfen.

China besteht orographisch aus zwei Theilen. Sie werden durch den östlichen Ausläufer des Kwen-lun geschieden, welcher sich von Kokonor her als ein mächtiger Keil nach China hineinschiebt und erst bei Nganking am unteren Yang-tse sein östliches Ende erreicht.

Der südlich vom Kwen-lun gelegene Theil des Landes ist die Ostabdachung des im fernen Westen zwischen Kwen-lun und Himalaya eingeschlossenen Hochlandes von Tibet, das, sehr schmal beginnend, durch die nach Osten fortschreitende Divergenz der beiden Ketten an Breite zunimmt, und dort, wo ein System nahezu meridionaler Ketten das Ost-Ende des Himalaya bezeichnet, ein tiefdurchfurchtes, wildes und sehr hohes Gebirgsland bildet. Weiter östlich hat dieses einen ersten Steilabfall innerhalb der Provinz Sz'tshwan, setzt dann aber, in zahllose, von Südwest nach Nordost streichende Parallelketten aufgelöst, bis an das Meer fort, an dem es schroff endigt. Es wurde insbesondere das Gebiet der Südostprovinzen beschrieben, wo ein Areal so groß wie Frankreich und Großbritannien zusammen ein continuirliches, aus einer großen Zahl von Parallelketten bestehendes Hügelland bildet, in welchem Höhen von 2000 bis 4000 Fuß vorwalten, solche von 5000 bis 6000 Fuß aber selten sind. Es ist von keiner großen Ebene unterbrochen, noch zeichnet sich darin durch äußere Formen oder Höhe eine Hauptkette von Nebenketten aus. Wie in einem Rost wechseln Anschwellungen und Vertiefungen, alle einander parallel von W. 30° S. nach N. 30° O. streichend. Kein größerer Fluß in diesem Gebiet folgt dauernd einer Einsenkung. Der Oberlauf eines jeden liegt in einer solchen; aber bald durchbricht er in steiler Schlucht eine der beiden begrenzenden Ketten, folgt dann auf einige Entfernung der nächsten Einsenkung, um bald wieder eine andere Kette zu durchbrechen; und so besteht der Lauf eines jeden Flusses im allgemeinen aus rechtwinklig aneinanderstoßenden Strecken, in denen enge Felsschluchten mit sanften Thälern wechseln. Früher waren diese Thäler Seen. Doch ist das Land so lange der Erosion ausgesetzt gewesen, daß die Seen sämmtlich ausgefüllt sind, zugleich aber die Unebenheiten in den Schluchten so vollständig abgetragen, daß sämmtliche Flüsse schiffbar sind, die meisten bis nahe an ihre Quellen. Die Wasserscheiden in dem ganzen Gebiet ziehen ohne alle Regel in gewundenen Linien über das System der Parallelketten hinweg.

Gegen Westen hin waltet ein ähnlicher Parallelismus; aber die Ketten werden größer und höher und schließen zwischen sich große Becken, welche entweder, wie die Plateaux von Inner-Sz'tshwan und von Yünnan, mit alten Sandsteinen hoch aufgefüllt sind und jetzt von den Wasserläufen tief durchrissene Hochländer bilden, oder, wie im unteren Hunan, von Alluvien bedeckt werden.

Im allgemeinen ist China südlich vom Kwen-lun ein fast ununterbrochenes Gebirgsland von regelmäßiger Anordnung, in den Thälern stark angebaut und bevölkert, auf den Höhen mit üppiger, blüthenreicher Vegetation bekleidet. Der Thee gedeiht in allen Theilen.

Nördlich von Kwen-lun breitet sich im Osten die große Ebene aus, das weite, durch sechs Breitengrade sich erstreckende Mündungsland des Gelben Flusses. Mitten daraus steigt das Gebirgsland von Shantung auf.

Westlich von der großen Ebene ist das Land der großen Flächen — theils weite, muldenförmige Thalflächen, theils Plateaux. Aus beiden heraus entwickelt sich weiter im Norden wieder ein System von SW. nach NO. streichender Ketten, das unter dem Hochland der abflußlosen Wasserbecken in der Mongolei verschwindet. Ganz China nördlich vom Kwen-lun, mit Ausnahme der Alluvialebenen und einiger Gebirge, ist von Löß bedeckt, der bis 1000 und 1500 Fuß mächtig wird. Die Gebirge sind kahl und tragen nirgends Theepflan-

zungen, die Lößflächen sind ertragreiches Ackerbauland.

Der Kwen-lun, dessen Name schon vor 4000 Jahren existirte und ursprünglich für Gebirge in der Nähe des Kokonor angewendet wurde, hat von dem Durchbruch des Yarkand-Flusses bis Ngan-king eine Erstreckung von ungefähr 500 deutschen Meilen. Der in China gelegene Theil besteht aus Parallelketten, welche von W. 12 Grad N. nach O. 12 Grad S. gerichtet sind, und ist bis zur Provinz Honan ein mächtiges Bollwerk, das seit alter Zeit von politischer und ethnographischer Bedeutung war. Geologisch ist er das älteste Gebirge von China.

A. B. Meyer über Neu-Guinea.

Ein vor mehreren Monaten aus Wien datirter Brief von Herrn **Meyer** an Herrn Professor **Koner** in Berlin enthält u. A. Folgendes:

Vor wenigen Tagen von meiner Neu-Guinea-Reise glücklich zurückgekehrt, beeile ich mich, Ihnen eine kurze Nachricht von mir zu geben.

Ich begab mich von Ternate in meinem Schiffe zunächst nach Dore auf dem Festlande von Neu-Guinea in der Geelvinksbai, und nachdem ich dort mich ein wenig über die Verhältnisse orientirt hatte, besuchte ich zuerst die Inseln und Inselgruppen im Norden, und zwar Mesoor, Mysore (das nebenbei bemerkt nur **eine** große Insel ist, nicht aus den drei Inseln Biak, Soek und Mysore besteht und vielleicht besser Schoutens-Insel genannt wird) und Jobie. Auf Mysore besonders gelang es mir, eine höchst werthvolle kraniologische Sammlung zu machen, so daß ich im Ganzen von Neu-Guinea an 150 Schädel und eine Reihe von Skeletten mitgebracht habe. Ich hoffe, daß diese im Zusammenhange mit meinen Negritoskeletten wesentlich zur Aufhellung der Frage über den Ursprung der melanesischen Race werden beitragen können, da ein so umfassendes Material überhaupt noch nicht von diesen Gegenden in europäische Hände gekommen ist.

Auf Jobie hatte ich einen gänzlich unmotivirten und „verrätherischen" Angriff der wilden Bergbewohner auszuhalten, bei dem glücklicherweise nur einer meiner Jäger verwundet wurde, wie ich denn auch sonst immer durchschlüpfte, ohne leugnen zu können, daß die Gefahren und Hindernisse, welche dem Reisenden von den Papuas in den Weg gelegt werden, zu verachten wären.

Von Jobie begab ich mich nach der Ostspitze der Geelvinksbai bis an den großen Fluß Amberno und ging dann die ganze Ostküste der Geelvinksbai bis an ihre Südspitze entlang. Ich will mich hier nicht bei den auf diesen Touren bestandenen Erlebnissen aufhalten, sondern nur erwähnen, daß ich von letzterem Punkte aus den Versuch machte, die Insel zu kreuzen. Ich gedachte, ungefähr bei der Etna-Bai herauszukommen. Allein die Entfernung war zu groß, meine Hülfsmittel zu unbedeutend, so daß ich nur von einer größeren Höhe aus das Meer der anderen Seite in weiter Ferne erblickt habe und von einer Erreichung desselben absehen mußte. Hier war es, wo ich das Vorhandensein eines größeren Binnensees constatiren konnte. Ich ging dann weiter die Küste der Geelvinksbai entlang nach Nordwest, und machte einen zweiten Versuch, die Insel zu kreuzen. Dieser gelang über alle Maßen gut, so daß ich über Land in den Mac-Cluer-Golf gelangte. Es ist zwar dieses die schmalste Stelle des Festlandes von Neu-Guinea, allein es gereicht mir doch zur Genugthuung, der erste Europäer zu sein, der es ausführte, und zur Freude, daß das Verdienst, wenn überhaupt ein solches darin liegt, den Deutschen zufällt, nachdem eine Reihe von Repräsentanten anderer Nationen, welche auf Neu-Guinea geweilt haben, nicht einmal den Versuch dazu gemacht. Dieser Uebergang bewerkstelligte sich in vier Tagereisen, und werde ich natürlich seiner Zeit das Nähere darüber bekannt machen.

Endlich, wenn ich die für die Geographie interessanteren Punkte meiner Expedition skizziren will, darf ich die Besteigung des Arfokgebirges bis zu einer Höhe von ca. 6000 Fuß nicht unerwähnt lassen. Hier war es auch, wo ich die seltensten und werthvollsten ornithologischen Sammlungen anlegen konnte. Von den zoologischen Sammlungen überhaupt gesprochen, so bin ich so glücklich, sagen zu können, daß sie mir in ausgezeichneter Weise gelungen sind. Dasselbe muß ich von den ethnographischen behaupten. Ich hoffe, daß sich ein Arrangement treffen läßt, um sie den

vaterländischen Museen zu bewahren. Ich kann es als sicher aussprechen, daß eine so vollständige Sammlung aus diesen Gegenden nie in einer Hand gewesen ist. Ebenso sind meine Beobachtungen und Erfahrungen über die Sitten und Gebräuche der Papuas, ihre Sprachen und ihren physischen Habitus der Art, daß ich manche schwebende Frage zu entscheiden im Stande sein werde, und manches Neue in die Fülle der bekannten Thatsachen einreihen kann. Es ist zwar das, was der Einzelne auf solcher Reise leisten kann, wegen der Beschränkung an Zeit, Mitteln und Arbeitskraft, gemessen an dem, was noch zu leisten ist, fast gleich Null; dennoch hoffe ich, von Ihrer Seite nicht der Ueberschätzung geziehen zu werden, wenn ich sage, von einer gewissen Genugthuung erfüllt zu sein, daß ich die mir gestellte kleine Ausgabe glücklich gelöst habe.

Reise H. von Maltzan's nach Südarabien.

Das soeben bei Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienene neueste Reisewerk von Maltzan's behandelt seine im Jahre 1870 unternommene Reise nach Südarabien und den Aufenthalt in Aden im Winter 1870—1871. Genau dem Titel entsprechend, enthält der erste Theil des Buches die Reise nach Aden über Aegypten, Dschedda, Massaua und die Beschreibung der berührten Gegenden, namentlich vom ethnographischen Gesichtspunkt aus, mit besonderer Berücksichtigung auch der Handelsbedürfnisse und des gegenwärtigen Standes des Handels in den Hafenorten des rothen Meeres. Dieser Theil ist touristisch und schildert in graphischer, oft launiger Weise die Eigenthümlichkeiten der das rothe Meer umwohnenden Völker, die civilisatorischen Bestrebungen ihrer Regierungen, welche leider immer gelähmt werden, sowohl durch die Starrheit des am Alten festhaltenden Volksgeistes des Orients, als auch durch den Mangel an richtiger Einsicht und an ernstem Willen der Regierungen selbst.

Fast durchweg Neues enthalten die Schlußkapitel dieses ersten Theiles, deren eines den in Arabien lebenden Juden, ein anderes der merkwürdigen Erscheinung der südarabischen Pariakasten gewidmet ist.

Wo wir uns indessen gänzlich auf jungfräulichem Boden befinden, ist in dem zweiten Theil. Dieser Theil ist geographisch, und wirft ein neues, deutliches Licht auf die früher nie von einem Europäer bereisten Gegenden im Südwesten der großen, noch so wenig bekannten arabischen Halbinsel. Die hier ausführlich wiedergegebenen Forschungen waren schon früher auszugsweise in geographischen (deutschen, englischen, italienischen und französischen) Zeitschriften mitgetheilt und von den Männern der Wissenschaft nach Gebühr gewürdigt worden. In der vollständigen Form, in welcher sie hier erscheinen, werden sie eine nothwendige Quelle für jede künftige Erdkunde Arabiens bilden. Weit entfernt indeß, trocken und lediglich eine Aufzählung erdkundlicher Daten zu sein, bietet auch dieser wissenschaftliche Theil des Unterhaltenden Vieles, namentlich in Bezug auf die Sitten, die Justiz, Religion, die politischen und kriegerischen Verhältnisse der fraglichen Stämme.

Dem Buch ist die treffliche Karte Petermann's, welche alle neuesten Forschungen Arabiens zugleich mit denen des Reisenden wiedergiebt, beigefügt, und zwar in verbesserter Form, da seit ihrem ersten Erscheinen (Mai 1872) einige Orte des tiefen Südens geographisch bestimmt wurden.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 18 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 210.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1874.



Viola tricolor.

Von

Theodor Storm.

Es war sehr still in dem großen Hause; aber selbst auf dem Flur spürte man den Duft von frischen Blumensträußen.

Aus einer Flügelthür, der breiten in das Oberhaus hinaufführenden Treppe gegenüber, trat eine alte sauber gekleidete Dienerin. Mit einer feierlichen Selbstzufriedenheit drückte sie hinter sich die Thür ins Schloß und ließ dann ihre grauen Augen an den Wänden entlang streifen, als wolle sie auch hier jedes Stäubchen noch einer letzten Musterung unterziehen; aber sie nickte beifällig und warf dann einen Blick auf die alte englische Hausuhr, deren Glockenspiel eben zum zweiten Mal seinen Satz abgespielt hatte.

„Schon Halb!" murmelte die Alte; „und um Acht, so schrieb der Herr Professor, wollten die Herrschaften hier wieder sein!"

Hierauf griff sie in ihrer Tasche nach einem großen Schlüsselbund und verschwand dann in den hinteren Räumen des Hauses. — Und wieder wurde es still; nur der Perpendikelschlag der Uhr tönte durch den geräumigen Flur und in das Treppenhaus hinauf; durch das Fenster über der Hausthür fiel noch ein Strahl der Abendsonne und blinkte auf den drei vergoldeten Knöpfen, welche das Uhrgehäuse krönten.

Dann kamen von oben herab kleine leichte Schritte, und ein etwa zehnjähriges Mädchen erschien auf dem Treppenabsatz. Auch sie war frisch und festlich angethan; das roth und weiß gestreifte Kleid stand ihr gut zu dem bräunlichen Gesichtchen

und den glänzend schwarzen Haarflechten. Sie legte den Arm auf das Geländer und das Köpfchen auf den Arm, und ließ sich so langsam hinabgleiten, während ihre dunkeln Augen träumerisch auf die gegenüberliegende Zimmerthür gerichtet waren.

Einen Augenblick stand sie horchend auf dem Flur; dann drückte sie leise die Thür des Zimmers auf und schlüpfte durch die schweren Vorhänge hinein. — Es war schon dämmerig hier; denn die beiden Fenster des tiefen Raumes gingen auf eine von hohen Häusern eingeengte Straße; nur seitwärts über dem Sopha leuchtete wie Silber ein venetianischer Spiegel auf der dunkelgrünen Sammettapete. In dieser Einsamkeit schien er nur dazu bestimmt, das Bild eines frischen Rosenstraußes zurückzugeben, der in einer Marmorvase auf dem Sophatische stand. Bald aber erschien in seinem Rahmen auch das dunkle Kinderköpfchen. Auf den Zehen war die Kleine über den weichen Fußteppich herangeschlichen; und schon griffen die schlanken Finger hastig zwischen die Stengel der Blumen, während ihre Augen nach der Thür zurückflogen. Endlich war es ihr gelungen, eine halberschlossene Moosrose aus dem Strauße zu lösen; aber sie hatte bei ihrer Arbeit der Dornen nicht geachtet, und ein rother Blutstropfen rieselte über ihren Arm. Rasch — denn er wäre fast in das Muster der kostbaren Tischdecke gefallen — sog sie ihn mit ihren Lippen auf; dann leise, wie sie gekommen, die geraubte Rose in der Hand, schlüpfte sie wieder durch die Thürvorhänge auf den Flur hinaus. Nachdem sie auch hier noch einmal gehorcht, flog sie die Treppe wieder hinauf, die sie zuvor herabgekommen war, und droben weiter einen Corridor entlang, bis an die letzte Thür desselben. Einen Blick noch warf sie durch eines der Fenster, vor dem im Abendschein die Schwalben kreuzten; dann drückte sie die Klinke auf.

Es war das Studirzimmer ihres Vaters, das sie sonst in seiner Abwesenheit nicht zu betreten pflegte; nun war sie ganz allein zwischen den hohen Repositorien, die mit ihren unzähligen Büchern so ehrfurchtgebietend umherstanden. Als sie zögernd die Thür hinter sich zugedrückt hatte, wurde unter einem zur Linken von derselben befindlichen Fenster der mächtige Anschlag eines Hundes laut. Ein Lächeln flog über die ernsten Züge des Kindes; sie ging rasch an das Fenster und blickte hinaus. Drunten breitete sich der große Garten des Hauses in weiten Rasen- und Gebüschpartien aus; aber ihr vierbeiniger Freund schien schon andre Wege eingeschlagen zu haben; so sehr sie spähte, nichts Lebendiges war zu entdecken. Und wie Schatten fiel es allmählich wieder über das Gesicht des Kindes; sie war ja zu was Anderem hergekommen; was ging sie jetzt der Nero an!

Nach Westen hinaus, der Thür, durch welche sie eingetreten, gegenüber, hatte das Zimmer noch ein zweites Fenster; an der Wand daneben, so daß das Licht dem daran Sitzenden zur Hand fiel, befand sich ein großer Schreibtisch mit dem ganzen Apparat eines gelehrten Alterthumsforschers; Bronzen und Terracotten aus Rom und Griechenland, kleine Modelle antiker Tempel und Häuser und andere dem Schutt der Vergangenheit entstiegene Dinge füllten fast den ganzen Aufsatz desselben. Darüber aber, wie aus blauen Frühlingslüften heraustretend, hing das lebensgroße Brustbild einer jungen Frau; gleich einer Krone der Jugend lagen die goldblonden Flechten über der klaren Stirn. — „Holdselig", dies veraltete Wort hatten ihre Freunde für sie wieder hervorgesucht; einst, da sie noch an der Schwelle dieses Hauses mit ihrem Lächeln die Eintretenden begrüßte. — Und so blickte sie noch jetzt im Bilde mit ihren blauen Kinderaugen von der Wand herab; nur um den Mund spielte ein leichter Zug von Wehmuth, den man im Leben nicht an ihr gesehen hatte. Der Maler war auch derzeit wohl darum gescholten worden; später, da sie gestorben, schien es Allen recht zu sein.

Das kleine schwarzhaarige Mädchen kam mit leisen Schritten näher; mit leidenschaftlicher Innigkeit hingen ihre Augen an dem schönen Bildniß.

„Mutter, meine Mutter!" sprach sie flüsternd; doch so, als wolle mit den Worten sie sich zu ihr drängen.

Das schöne Antlitz schaute, wie zuvor, leblos von der Wand herab; sie aber kletterte, behend wie eine Katze, über den davorstehenden Sessel auf den Schreibtisch, und stand jetzt mit trotzig aufgeworfenen

Lippen vor dem Bilde, während ihre zitternden Hände die geraubte Rose hinter der unteren Leiste des Goldrahmens zu befestigen suchten. Als ihr das gelungen war, stieg sie rasch wieder zurück und wischte mit ihrem Schnupftuch sorgsam die Spuren ihrer Füßchen von der Tischplatte.

Aber es war, als könne sie jetzt aus dem Zimmer, das sie zuvor so scheu betreten, nicht wieder fortfinden; nachdem sie schon einige Schritte nach der Thür gethan hatte, kehrte sie wieder um; das westliche Fenster neben dem Schreibtische schien diese Anziehungskraft auf sie zu üben.

Auch hier lag unten ein Garten, oder richtiger eine Gartenwildniß. Der Raum war freilich klein; denn wo das wuchernde Gebüsch sie nicht verdeckte, war von allen Seiten die hohe Umfassungsmauer sichtbar. An dieser, dem Fenster gegenüber, befand sich, in augenscheinlichem Verfall, eine offene Rohrhütte; davor, von dem grünen Gespinnste einer Klematis fast bedeckt, stand noch ein Gartenstuhl; der Hütte gegenüber mußte einst eine Partie von hochstämmigen Rosen gewesen sein; aber sie hingen jetzt wie verdorrte Reiser an den entfärbten Blumenstöcken, während unter ihnen mit unzähligen Rosen bedeckte Centifolien ihre fallenden Blätter auf Gras und Kraut umherstreuten.

Die Kleine hatte die Arme auf die Fensterbank und das Kinn in ihre beiden Hände gestützt, und schaute mit sehnsüchtigen Augen hinab.

Drüben in der Rohrhütte flogen zwei Schwalben aus und ein; sie mußten wohl ihr Nest darin gebaut haben; die andern Vögel waren schon zur Ruhe gegangen; nur ein Rothbrüstchen sang dort noch herzhaft von dem höchsten Zweige des abgeblühten Goldregens und sah das Kind mit seinen schwarzen Augen an.

— „Nesi, wo steckst du denn!" sagte sanft eine alte Stimme, während eine Hand sich liebkosend auf das Haupt des Kindes legte.

Die alte Dienerin war unbemerkt hereingetreten. Das Kind wandte den Kopf und sah sie mit einem müden Ausdruck an.

„Anne," sagte es, „wenn ich nur einmal wieder in Großmutters Garten dürfte!"

Die Alte antwortete nicht darauf; sie kniff nur die Lippen zusammen und nickte ein paar Mal wie zur Beistimmung.

„Komm, komm!" sagte sie dann. „Wie siehst du aus! Gleich werden sie da sein, dein Vater und deine neue Mutter!" Damit zog sie das Kind in ihre Arme und strich und zupfte ihr Haar und Kleider zurecht.

— „Nein, nein, Neschen! Du darfst nicht weinen, es soll eine gute Dame sein, und schön, Nesi; du siehst ja gern die schönen Leute!"

In diesem Augenblick tönte das Rasseln eines Wagens von der Straße herauf. Das Kind zuckte zusammen; die Alte aber faßte es bei der Hand und zog es rasch mit sich aus dem Zimmer. — Sie kamen noch eben früh genug, um den Wagen vorfahren zu sehen; die beiden Mägde hatten schon die Hausthür aufgeschlagen.

— Die Worte der alten Dienerin schienen sich zu bestätigen. Von einem etwa vierzigjährigen Manne, in dessen ernsten Zügen man Nesi's Vater leicht erkannte, wurde eine junge schöne Frau aus dem Wagen gehoben. Ihr Haar und ihre Augen waren fast so dunkel wie die des Kindes, dessen Stiefmutter sie geworden war; ja man hätte sie, flüchtig angesehen, für die rechte halten können, wäre sie dazu nicht zu jung gewesen. Sie grüßte freundlich, während ihre Augen wie suchend umherblickten; aber ihr Mann führte sie rasch ins Haus und in das untere Zimmer, wo sie von dem frischen Rosenduft empfangen wurde.

„Hier werden wir zusammen leben," sagte er, indem er sie in einen weichen Sessel niederdrückte; „verlaß dies Zimmer nicht, ohne hier die erste Ruhe in deinem neuen Heim gefunden zu haben!"

Sie blickte innig zu ihm auf. „Aber du — willst du nicht bei mir bleiben?"

— „Ich hole dir das Beste von den Schätzen unseres Hauses."

„Ja, ja, Rudolf, deine Agnes! Wo war sie denn vorhin?"

Er hatte das Zimmer schon verlassen. Den Augen des Vaters war es nicht entgangen, daß bei ihrer Ankunft Nesi sich hinter der alten Anne versteckt gehalten; nun, da er sie wie verloren draußen auf dem Hausflur stehend fand, hob er sie auf beiden Armen in die Höhe und trug sie so in das Zimmer.

— „Und hier hast du die Resi!“ sagte er, und legte das Kind zu den Füßen der schönen Stiefmutter auf den Teppich; dann, als habe er Weiteres zu besorgen, ging er hinaus; er wollte die Beiden allein sich finden lassen.

Resi richtete sich langsam auf und stand nun schweigend vor der jungen Frau; beide sahen sich unsicher und prüfend in die Augen. Letztere, die wohl ein freudiges Entgegenkommen als selbstverständlich vorausgesetzt haben mochte, faßte endlich die Hände des Mädchens und sagte ernst:

„Du weißt doch, daß ich jetzt deine Mutter bin, wollen wir uns nicht lieb haben, Agnes?“

Resi blickte zur Seite.

„Ich darf aber doch Mama sagen?“ fragte sie schüchtern.

— „Gewiß, Agnes, sag' was du willst, Mama oder Mutter, wie es dir gefällt!“

Das Kind sah verlegen zu ihr auf und erwiederte beklommen:

„Mama könnte ich gut sagen!“

Die junge Frau warf einen raschen Blick auf sie und heftete ihre dunkeln Augen in die noch dunkleren des Kindes.

„Mama, aber nicht Mutter?“ fragte sie.

„Meine Mutter ist ja todt,“ sagte Resi leise.

In unwillkürlicher Bewegung stießen die Hände der jungen Frau das Kind zurück; aber sie zog es gleich und heftig wieder an ihre Brust.

„Resi,“ sagte sie, „Mutter und Mama ist ja dasselbe!“

Resi aber erwiederte nichts; sie hatte die Verstorbene immer nur Mutter genannt.

— Das Gespräch war hiermit zu Ende. Der Hausherr war wieder eingetreten, und da er sein Töchterchen in den Armen seiner jungen Frau erblickte, so lächelte er zufrieden.

„Aber jetzt komm,“ sagte er heiter, indem er der Letzteren seine Hand entgegenstreckte, „und nimm als Herrin Besitz von allen Räumen dieses Hauses!“

Und sie gingen mit einander fort; durch die Zimmer des unteren Hauses, durch Küche und Keller, dann die breite Treppe in das Oberhaus hinauf, in einen großen Saal und in die kleineren Stuben und Kammern, die nach beiden Seiten der Treppe auf den Corridor hinausgingen.

Der Abend dunkelte schon; die junge Frau hing immer schwerer an dem Arm ihres Mannes, es war fast, als sei mit jeder Thür, die sich vor ihr geöffnet, eine neue Last auf ihre Schultern gefallen; immer einsilbiger wurden seine froh hervorströmenden Worte erwiedert. Endlich, da sie vor der Thür seines Arbeitszimmers standen, schwieg auch er und hob den schönen Kopf zu sich empor, der stumm an seiner Schulter lehnte.

„Was ist dir, Ines?“ sagte er, „du freust dich nicht!“

„O doch, ich freue mich!“

„So komm!“

Als er die Thür geöffnet hatte, schien ihnen ein mildes Licht entgegen. Durch das westliche Fenster leuchtete der Schein des Abendgoldes, das drüben jenseits der Büsche des kleinen Gartens stand. — In diesem Lichte blickte das schöne Bild der Todten von der Wand herab; darunter auf dem matten Gold des Rahmens lag wie glühend die frische rothe Rose.

Die junge Frau griff unwillkürlich mit der Hand nach ihrem Herzen und starrte sprachlos auf das süße lebensvolle Bild. Aber schon hatten die Arme ihres Mannes sie fest umfangen.

„Sie war einst mein Glück,“ sagte er, „sei du es jetzt!“

Sie nickte, aber sie schwieg und rang nach Athem. Ach, diese Todte lebte noch, und für sie beide war doch nicht Raum in einem Hause!

Wie zuvor, da Resi hier gewesen, tönte jetzt wieder aus dem großen zu Norden belegenen Garten die mächtige Stimme eines Hundes.

Mit sanfter Hand wurde die junge Frau von ihrem Gatten an das dort hinausliegende Fenster geführt.

„Sieh einmal hier hinab!“ sagte er.

Drunten auf dem Steige, der um den großen Rasen führte, saß ein schwarzer Neufundländer; vor ihm stand Resi und beschrieb mit einer ihrer schwarzen Flechten einen immer engeren Kreis um seine Nase. Dann warf der Hund seinen mächtigen Kopf zurück und bellte, und Resi lachte und begann das Spiel von Neuem.

Auch der Vater, der diesem kindischen Treiben zusah, mußte lächeln; aber die junge Frau an seiner Seite lächelte nicht, und wie eine trübe Wolke flog es über

ihn hin. „Wenn es die Mutter wäre!“ dachte er; laut aber sagte er: „Das ist unser Nero, den mußt du auch noch kennen lernen, Ines; der und Nesi sind gute Kameraden, sogar vor ihren Puppenwagen läßt sich das Ungeheuer spannen.“

Sie blickte zu ihm auf.

„Hier ist so Viel, Rudolf,“ sagte sie, wie zerstreut; „wenn ich nur durchfinde!“

— „Ines, du träumst! Wir und das Kind, der Hausstand ist ja so klein wie möglich!“

„Wie möglich?“ wiederholte sie tonlos, und ihre Augen folgten dem Kinde, das jetzt mit dem Hunde um den Rasen jagte; dann plötzlich, wie in Angst zu ihrem Manne emporsehend, schlang sie die Arme um seinen Hals und bat:

„Halte mich fest, hilf mir! Mir ist so schwer.“

* * *

Wochen, Monate waren vergangen. — Die Befürchtungen der jungen Frau schienen sich nicht zu verwirklichen; wie von selber ging die Wirthschaft unter ihrer Hand. Die Dienerschaft fügte sich gern ihrem zugleich freundlichen und vornehmen Wesen, und auch, wer von außen hinzutrat, fühlte, daß jetzt wieder eine dem Hausherrn ebenbürtige Frau im Innern walte. Für die schärfer blickenden Augen ihres Mannes freilich war es anders; er erkannte nur zu sehr, daß sie mit den Dingen seines Hauses wie mit Fremdem verkehre, woran sie keinen Theil habe, das als gewissenhafte Stellvertreterin sie nur um desto sorgsamer verwalten müsse. Es konnte den erfahrenen Mann nicht beruhigen, wenn sie sich zuweilen mit heftiger Innigkeit in seine Arme drängte, als müsse sie sich versichern, daß sie ihm, er ihr gehöre.

Auch zu Nesi hatte ein näheres Verhältniß sich nicht gebildet. Eine innere Stimme — der Liebe und der Klugheit — gebot der jungen Frau, mit dem Kinde von seiner Mutter zu sprechen, an die es die Erinnerung so lebendig, seit die Stiefmutter ins Haus getreten war, so hartnäckig bewahrte. Aber — das war es ja! Das süße Bild, das droben in ihres Mannes Zimmer hing, — selbst ihre inneren Augen vermieden es zu sehen. Wohl hatte sie mehrmals schon den Muth gefaßt; sie hatte das Kind mit beiden Händen an sich gezogen, dann aber war sie verstummt; ihre Lippen hatten ihr den Dienst versagt, und Nesi, deren dunkle Augen bei jener herzlichen Bewegung freudig aufgeleuchtet, war traurig wieder fortgegangen. Denn seltsam, sie sehnte sich nach der Liebe dieser schönen Frau; ja, wie Kinder pflegen, sie betete sie im Stillen an. Aber ihr fehlte die Anrede, die der Schlüssel jedes herzlichen Gespräches ist; das Eine — so war ihr — durfte sie, das Andre konnte sie nicht sagen.

Auch dieses letztere Hemmniß fühlte Ines, und da es das am leichtesten zu beseitigende schien, so kehrten ihre Gedanken immer wieder auf diesen Punkt zurück.

So saß sie eines Nachmittages neben ihrem Mann im Wohnzimmer und blickte in den Dampf, der leise singend aus der Theemaschine aufstieg.

Rudolf, der eben seine Zeitung durchgelesen hatte, ergriff ihre Hand.

„Du bist so still, Ines; du hast mich heute nicht ein einzig Mal gestört!“

„Ich hätte wohl etwas zu sagen,“ erwiederte sie zögernd, indem sie ihre Hand aus der seinen löste.

— „So sag' es denn!“

Aber sie schwieg noch eine Weile.

— „Rudolf,“ sagte sie endlich, „laß dein Kind mich Mutter nennen!“

— „Und thut sie denn das nicht?“

Sie schüttelte den Kopf und erzählte ihm, was am Tage ihrer Ankunft vorgefallen war.

Er hörte ihr ruhig zu.

„Es ist ein Ausweg,“ sagte er dann, „den hier die Kindesseele unbewußt gefunden hat. Wollen wir ihn nicht dankbar gelten lassen?“

Die junge Frau antwortete nicht darauf, sie sagte nur:

„So wird das Kind mir niemals nahe kommen.“

Er wollte wieder ihre Hand fassen, aber sie entzog sie ihm.

„Ines,“ sagte er, „verlange nur nichts, was die Natur versagt; von Nesi nicht, daß sie dein Kind, und nicht von dir, daß du ihre Mutter seist!“

Die Thränen brachen ihr aus den Augen.

„Aber, ich soll doch ihre Mutter sein,“ sagte sie fast heftig.

— „Ihre Mutter? Nein, Ines, das sollst du nicht."

„Was soll ich denn, Rudolf?"

— Hätte sie die nahe liegende Antwort auf diese Frage jetzt verstehen können, sie würde sie sich selbst gegeben haben. Er fühlte das und sah ihr sinnend in die Augen, als müsse er dort die helfenden Worte finden.

„Bekenn' es nur!" sagte sie, sein Schweigen mißverstehend, „darauf hast du keine Antwort."

„O, Ines!" rief er. „Wenn erst aus deinem eigenen Blut ein Kind auf deinem Schoße liegt!"

Sie machte eine abwehrende Bewegung, er aber fuhr fort:

„Dann wirst du's fühlen, wie das Entzücken, das aus deinen Augen bricht, das erste Lächeln deines Kindes weckt und seine kleine Seele zu dir zieht. — Auch über Nesi haben einst zwei selige Augen so geleuchtet. Dann schlang sie den kleinen Arm um einen Nacken, der sich zu ihr niederbeugte, und sagte: ‚Mutter!' — Zürne nicht mit ihr, daß sie es zu keiner Andern auf der Welt mehr sagen kann!"

Ines hatte seine Worte kaum gehört; ihre Gedanken verfolgten nur den einen Punkt.

„Wenn du sagen kannst: Sie ist ja nicht dein Kind, warum sagst du denn nicht auch: Du bist ja nicht mein Weib!"

Und dabei blieb es. Was gingen sie seine Gründe an!

Er zog sie an sich; er suchte sie zu beruhigen; sie küßte ihn und sah ihn durch Thränen lächelnd an. Aber geholfen war ihr damit nicht.

* * *

Als Rudolf sie verlassen hatte, ging sie hinaus in den großen Garten. Bei ihrem Eintritt sah sie Nesi mit einem Schulbuche in der Hand um den breiten Rasen wandern, aber sie wich ihr aus und schlug einen Seitenweg ein, der zwischen Gebüsch an der Gartenmauer entlang führte.

Dem Kinde war beim flüchtigen Aufblick der Ausdruck von Trauer in den schönen Augen der Stiefmutter nicht entgangen, und, wie magnetisch nachgezogen, immer lernend und ihre Lection vor sich hermurmelnd, war auch sie allmählich in jenen Steig gerathen.

Ines stand eben vor einer in der hohen Mauer befindlichen Pforte, die von einem Schlinggewächs mit lila Blüthen fast verhangen war. Mit abwesenden Blicken ruhten ihre Augen darauf, und sie wollte schon ihre stille Wanderung wieder beginnen, als sie das Kind sich entgegenkommen sah.

Nun blieb sie stehen und fragte:

„Was ist das für eine Pforte, Nesi?"

— „Zu Großmutters Garten!"

„Zu Großmutters Garten? — Deine Großeltern sind doch schon lange todt!"

„Ja, schon lange, lange."

„Und wem gehört denn jetzt der Garten?"

— „Uns!" sagte das Kind, als verstehe sich das von selbst.

Ines bog ihren schönen Kopf unter das Gesträuch und begann an der eisernen Klinke der Thür zu rütteln; Nesi stand schweigend dabei, als wolle sie den Erfolg dieser Bemühungen abwarten.

„Aber er ist ja verschlossen!" rief die junge Frau, indem sie abließ und mit dem Schnupftuch den Rost von ihren Fingern wischte. „Ist es der wüste Garten, den man aus Väters Stubenfenster sieht?"

Das Kind nickte.

— „Horch nur, wie drüben die Vögel singen!"

Inzwischen war die alte Dienerin in den Garten getreten. Als sie die Stimmen der Beiden von der Mauer her vernahm, beeilte sie sich, in ihre Nähe zu kommen.

„Es ist Besuch drinnen," meldete sie.

Ines legte freundlich ihre Hand an Nesi's Wange.

„Vater ist ein schlechter Gärtner," sagte sie im Fortgehen; „da müssen wir beide noch hinein und Ordnung schaffen."

— Im Hause kam Rudolf ihr entgegen.

„Du weißt, das Müller'sche Quartett spielt heute Abend," sagte er, „die Doctorsleute sind da und wollen uns vor Unterlassungssünden warnen."

Als sie zu den Gästen in die Stube getreten waren, entspann sich ein langes, lebhaftes Gespräch über Musik; dann kamen häusliche Geschäfte, die noch besorgt werden mußten. Der wüste Garten war für heut' vergessen.

* * *

Am Abend war das Concert. — Die großen Todten, Haydn und Mozart, waren an den Hörern vorübergezogen, und eben verklang auch der letzte Accord von Beethoven's C-moll-Quartett, und statt der feierlichen Stille, in der allein die Töne auf- und niederglänzten, rauschte jetzt das Geplauder der fortdrängenden Zuhörer durch den weiten Raum.

Rudolf stand neben dem Stuhle seiner jungen Frau.

„Es ist aus, Ines," sagte er, sich zu ihr niederbeugend; „oder hörst du noch immer etwas?"

Sie saß noch wie horchend, ihre Augen nach dem Podium gerichtet, auf dem nur noch die leeren Pulte standen. Jetzt reichte sie ihrem Manne die Hand.

„Laß uns heimgehen, Rudolf," sagte sie aufstehend.

An der Thür wurden sie von ihrem Hausarzt und dessen Frau aufgehalten, den einzigen Menschen, mit denen Ines bis jetzt in einen näheren Verkehr getreten war.

„Nun," sagte der Doctor und nickte ihnen mit dem Ausdruck innerster Befriedigung zu. „Aber kommen Sie mit uns, es ist ja auf dem Wege; nach so etwas muß man noch ein Stündchen zusammensitzen."

Rudolf wollte schon mit heiterer Zustimmung antworten, als er sich leise am Aermel gezupft fühlte und die Augen seiner Frau mit dem Ausdrucke dringenden Bittens auf sich gerichtet sah. Er verstand sie wohl.

„Ich verweise die Entscheidung an die höhere Instanz," sagte er scherzend.

Und Ines wußte unerbittlich den nicht so leicht zu besiegenden Doctor auf einen anderen Abend zu vertrösten.

Als sie am Hause ihrer Freunde sich von diesen verabschiedet hatten, athmete sie auf wie befreit.

„Was hast du heute gegen unsere lieben Doctorsleute?" fragte Rudolf.

Sie drückte sich fest in den Arm ihres Mannes.

„Nichts," sagte sie. „Aber es war so schön heut' Abend; ich muß nun ganz mit dir allein sein."

Sie schritten rascher ihrem Hause zu.

„Sieh' nur," sagte er, „im Wohnzimmer unten ist schon Licht, unsere alte Anne wird den Theetisch schon gerüstet haben. Du hattest Recht, daheim ist doch noch besser als bei Anderen."

Sie nickte nur und drückte ihm still die Hand. — Dann traten sie in ihr Haus; lebhaft öffnete sie die Stubenthür und schlug die Vorhänge zurück.

Auf dem Tische, wo einst die Vase mit den Rosen gestanden hatte, brannte jetzt eine große Bronze-Lampe und beleuchtete einen schwarzhaarigen Kinderkopf, der schlafend auf die mageren Aermchen hingesunken war; die Ecken eines Bilderbuches ragten nur eben darunter hervor.

Die junge Frau blieb wie erstarrt in der Thür stehen; das Kind war ganz aus ihrem Gedankenkreise verschwunden gewesen. Ein Zug herber Enttäuschung flog um ihre schönen Lippen.

„Du, Nesi!" stieß sie hervor, als ihr Mann sie vollends in das Zimmer hineingeführt hatte. „Was machst denn du noch hier?"

Nesi erwachte und sprang auf.

„Ich wollte auf euch warten," sagte sie, indem sie halb lächelnd mit der Hand über ihre blinzelnden Augen fuhr.

„Das ist Unrecht von Anne; du hättest längst zu Bette sein sollen."

Ines wandte sich ab und trat ans Fenster; sie fühlte, wie ihr die Thränen aus den Augen quollen. Ein unentwirrbares Gemisch von bitteren Gefühlen wühlte in ihrer Brust; Heimweh, Mitleid mit sich selber, Reue über ihre Lieblosigkeit gegen das Kind des geliebten Mannes; sie wußte selber nicht, was alles jetzt sie überkam; aber — und mit der Wollust und der Ungerechtigkeit des Schmerzes sprach sie es sich selber vor — das war es: ihrer Ehe fehlte die Jugend, und sie selber war doch noch so jung!

Als sie sich umwandte, war das Zimmer leer. — Wo war die schöne Stunde, auf die sie sich gefreut? — Sie dachte nicht daran, daß sie selbst sie verscheucht hatte.

— — Das Kind, welches mit fast erschreckten Augen dem ihm unverständlichen Vorgange zugesehen hatte, war von dem Vater still hinausgeführt worden.

„Geduld," sprach er zu sich selber, als er, den Arm um Nesi geschlungen, mit ihr die Treppe hinaufstieg; und auch er, in einem anderen Sinne, setzte hinzu: „Sie ist ja noch so jung."

Eine Kette von Gedanken und Plänen tauchte in ihm auf; mechanisch öffnete er das Zimmer, worin Resi mit der alten Anne schlief und in dem sie von dieser schon erwartet wurde. Er küßte sie und sprach:

„Ich werde Mama von dir gute Nacht sagen." Dann wollte er zu seiner Frau hinabgehen; aber er kehrte wieder um und trat am Ende des Corridors in sein Studirzimmer.

Auf dem Aufsatze des Schreibtisches stand eine kleine Bronze-Lampe aus Pompeji, die er kürzlich erst erworben und Versuches halber mit Oel gefüllt hatte; er nahm sie herab, zündete sie an und stellte sie wieder an ihren Ort unter das Bildniß der Verstorbenen; ein Glas mit Blumen, das auf der Platte des Tisches gestanden, setzte er daneben. Er that dies fast gedankenlos; nur, als müsse er auch seinen Händen zu thun geben, während es ihm in Kopf und Herzen arbeitete. Dann trat er dicht daneben an das Fenster und öffnete beide Flügel desselben.

Der Himmel war voll Wolken; das Licht des Mondes konnte nicht herabgelangen. Drunten in dem kleinen Garten lag das wuchernde Gesträuch wie eine dunkele Masse; nur dort, wo zwischen schwarzen, pyramidenförmigen Coniferen der Steig zur Rohrhütte führte, schimmerte zwischen ihnen der weiße Kies hindurch.

Und aus der Phantasie des Mannes, der in diese Einsamkeit hinabsah, trat eine liebliche Gestalt, die nicht mehr den Lebenden angehörte; er sah sie unten auf dem Steige wandeln, und ihm war, als gehe er an ihrer Seite.

„Laß dein Gedächtniß mich zur Liebe stärken," sprach er; aber die Todte antwortete nicht; sie hielt den schönen, bleichen Kopf zur Erde geneigt; er fühlte mit süßem Schauder ihre Nähe, aber Worte kamen nicht von ihr.

Da bedachte er sich, daß er hier oben ganz allein stehe. Er glaubte an den vollen Ernst des Todes; die Zeit, wo sie gewesen, war vorüber. — Aber unter ihm lag noch wie einst der Garten ihrer Eltern; von seinen Büchern durch das Fenster sehend, hatte er dort zuerst das kaum fünfzehnjährige Mädchen erblickt; und das Kind mit den blonden Flechten hatte dem ernsten Manne die Gedanken fortgenommen, immer mehr, bis sie zuletzt als Frau die Schwelle seines Hauses überschritten und ihm Alles und noch mehr zurückgebracht hatte. — Jahre des Glückes und freudigen Schaffens waren mit ihr eingezogen; den kleinen Garten aber, als die Eltern früh verstorben waren und das Haus verkauft wurde, hatten sie behalten und durch eine Pforte in der Grenzmauer mit dem großen Garten ihres Hauses verbunden. Fast verborgen war schon damals diese Pforte unter hängendem Gesträuch, das sie ungehindert wachsen ließen; denn sie gingen durch dieselbe in den traulichsten Ort ihres Sommerlebens, in welchen selbst die Freunde des Hauses nur selten hineingelassen wurden. — — In der Rohrhütte, in welcher er einst von seinem Fenster aus die jugendliche Geliebte über ihren Schularbeiten belauscht hatte, saß jetzt zu den Füßen der blonden Mutter ein Kind mit dunkelen, nachdenklichen Augen; und wenn er nun den Kopf von seiner Arbeit wandte, so that er einen Blick in das vollste Glück des Menschenlebens. — — Aber heimlich hatte der Tod sein Korn hineingeworfen. Es war in den ersten Tagen eines Junimondes, da trug man das Bett der schwer Erkrankten aus dem daran liegenden Schlafgemach in das Arbeitszimmer ihres Mannes; sie wollte die Luft noch um sich haben, die aus dem Garten ihres Glückes durch das offene Fenster wehte. Der große Schreibtisch war bei Seite gestellt; seine Gedanken waren nun alle nur bei ihr. — Draußen war ein unvergleichlicher Frühling aufgegangen; ein Kirschbaum stand mit Blüthen überschneit. In unwillkürlichem Drange hob er die leichte Gestalt auf seinen Armen aus den Kissen und trug sie an das Fenster.

„O, sieh' es noch einmal! Wie schön ist doch die Welt!"

Aber sie wiegte leise ihren Kopf und sagte:

„Ich sehe es nicht mehr." — —

Und bald kam es, da wußte er das Flüstern, welches aus ihrem Munde brach, nicht mehr zu deuten. Immer schwächer glimmte der Funken; nur ein schmerzliches Zucken bewegte noch die Lippen, hart und stöhnend im Kampf um das Leben ging der Athem. Aber es wurde leiser, immer

leiser, zuletzt süß wie Bienengetön. Dann noch einmal war's, als wandele ein blauer Lichtstrahl durch die offenen Augen; und dann war Frieden.

„Gute Nacht, Marie!" —

Aber sie hörte es nicht mehr.

Noch ein Tag, und die stille, edle Gestalt lag unten in dem großen, dämmerigen Gemach in ihrem Sarge. Die Diener des Hauses traten leise auf; drinnen stand er neben seinem Kinde, das die alte Amme an der Hand hielt.

„Nesi," sagte diese, „du fürchtest dich doch nicht?"

Und das Kind, von der Erhabenheit des Todes angeweht, antwortete:

„Nein, Amme, ich bete."

Dann kam der allerletzte Gang, welcher noch mit ihr zu gehen ihm vergönnt war, nach ihrer Beider Sinn ohne Priester und Glockenklang, aber in der heiligen Morgenfrühe; die ersten Lerchen stiegen eben in die Luft.

Das war vorüber; aber er besaß sie noch in seinem Schmerze; wenn auch ungesehen, sie lebte noch mit ihm. Doch unbemerkt entschwand auch dies; er suchte sie oft mit Angst, aber immer seltener wußte er sie zu finden. Nun erst schien ihm sein Haus unheimlich leer und öde; in den Winkeln saß eine Dämmerung, die früher nicht dort gesessen hatte; es war so seltsam anders um ihn her; nur sie war nirgends.

— — Der Mond war aus dem Wolkenduft hervorgetreten und beleuchtete hell die unten liegende Gartenwildniß. Er stand noch immer an derselben Stelle, den Kopf gegen das Fensterkreuz gelehnt; aber seine Augen sahen nicht mehr, was draußen war.

Da öffnete sich hinter ihm die Thür, und eine Frau von dunkler Schönheit trat herein.

Das leise Rauschen ihres Kleides hatte den Weg zu seinem Ohre gefunden; er wandte den Kopf und sah sie forschend an.

„Ines!" rief er; er stieß das Wort hervor, aber er ging ihr nicht entgegen.

Sie war stehen geblieben.

„Was ist dir, Rudolf? Erschrickst du vor mir?"

Er schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln.

„Komm," sagte er, „laß uns hinuntergehen."

Aber während er ihre Hand faßte, waren ihre Augen auf das von der Lampe erleuchtete Bild und die danebenstehenden Blumen gefallen. Wie ein plötzliches Verständniß flog es durch ihre Züge.

„Es ist ja bei dir wie in einer Kapelle," sagte sie, und ihre Worte klangen kalt, fast feindlich.

Er hatte Alles begriffen.

„O, Ines!" rief er, „sind nicht auch dir die Todten heilig!"

„Die Todten! Wem sollten die nicht heilig sein! Aber, Rudolf," — und sie zog ihn wieder an das Fenster, ihre Hände zitterten und ihre schwarzen Augen flimmerten vor Erregung — „sag' mir, die ich jetzt dein Weib bin, warum hältst du diesen Garten verschlossen und lässest keines Menschen Fuß hinein?"

Sie zeigte mit der Hand in die Tiefe; der weiße Kies zwischen den schwarzen Pyramidensträuchern schimmerte gespenstisch; ein großer Nachtschmetterling flog eben darüber hin.

Er hatte schweigend hinabgeblickt.

„Das ist ein Grab, Ines," sagte er jetzt, „oder, wenn du lieber willst, ein Garten der Vergangenheit."

Aber sie sah ihn heftig an.

„Ich weiß das besser, Rudolf! Das ist der Ort, wo du bei ihr bist; dort auf dem weißen Steige wandelt ihr zusammen; denn sie ist nicht todt; noch eben, jetzt in dieser Stunde warst du bei ihr und verklagst mich, dein Weib! Das ist Untreue, Rudolf; mit einem Schatten brichst du mir die Ehe!"

Er legte schweigend den Arm um ihren Leib und führte sie, halb mit Gewalt, vom Fenster fort. Dann nahm er die Lampe von dem Schreibtisch und hielt sie hoch gegen das Bild empor.

„Ines, wirf nur einen Blick auf sie!"

Und als die unschuldigen Augen der Todten auf sie herabblickten, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

„O, Rudolf, ich fühle es, ich werde schlecht!"

„Weine nicht so," sagte er. „Auch ich habe Unrecht gethan; aber habe auch du Geduld mit mir!" — Er zog ein Schubfach seines Schreibtisches auf und legte einen Schlüssel in ihre Hand. „Oeffne du den Garten wieder, Ines! — — Gewiß, es macht mich glücklich, wenn dein

Fuß der erste ist, welcher ihn wieder betritt. Vielleicht, daß im Geiste sie dir dort begegnet und mit ihren milden Augen dich so lange ansieht, bis du schwesterlich den Arm um ihren Nacken legst."

Sie sah unbeweglich auf den Schlüssel, der noch immer in ihrer offenen Hand lag.

„Nun, Ines, willst du nicht annehmen, was ich dir gegeben habe?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Noch nicht, Rudolf, ich kann noch nicht, später — später; dann wollen wir zusammen hineingehen." Und, indem ihre schönen dunkelen Augen bittend zu ihm aufblickten, legte sie still den Schlüssel auf den Tisch.

* * *

Ein Samenkorn war in den Boden gefallen, aber die Zeit des Keimens lag noch fern.

Es war im November. — Ines konnte endlich nicht mehr daran zweifeln, daß auch sie Mutter werden solle, Mutter eines eigenen Kindes. Aber zu dem Entzücken, das sie bei dem Bewußtsein überkam, gesellte sich bald ein Anderes. Wie ein unheimliches Dunkel lag es auf ihr, aus dem allmählich sich ein Gedanke gleich einer bösen Schlange emporwand. Sie suchte ihn zu verscheuchen, sie flüchtete sich vor ihm zu allen guten Geistern ihres Hauses, aber er verfolgte sie, er kam immer wieder und immer mächtiger. War sie nicht nur von außen wie eine Fremde in dies Haus getreten, das schon ohne sie ein fertiges Leben in sich schloß? — Und eine zweite Ehe — gab es denn überhaupt eine solche? Mußte die erste, die einzige, nicht bis zum Tode Beider fortdauern? — Nicht nur bis zum Tode! Auch weiter — weiter, bis in alle Ewigkeit! Und wenn das? — Die heiße Gluth schlug ihr ins Gesicht; sich selbst zerfleischend griff sie nach den härtesten Worten. — Ihr Kind — ein Eindringling, ein Bastard würde es im eigenen Vaterhause sein.

Wie vernichtet ging sie umher; ihr junges Glück und Leid trug sie allein; und wenn der, welcher den nächsten Anspruch hatte, es mit ihr zu theilen, sie besorgt und fragend anblickte, so schlossen sich ihre Lippen wie in Todesangst.

— — In dem gemeinschaftlichen Schlafgemache waren die schweren Fenstervorhänge heruntergelassen, nur durch eine schmale Lücke zwischen denselben stahl sich ein Streifen Mondlicht herein. Unter quälenden Gedanken war Ines eingeschlafen; nun kam der Traum, da wußte sie es: sie konnte nicht bleiben, sie mußte fort aus diesem Hause, nur ein kleines Bündelchen wollte sie mitnehmen, dann fort, weit weg — — zu ihrer Mutter, auf Nimmerwiederkehr! Aus dem Garten, hinter den Fichten, welche die Rückwand desselben bildeten, führte ein Pförtchen in das Freie; den Schlüssel hatte sie in ihrer Tasche, sie wollte fort — — gleich. — —

Der Mond rückte weiter, von der Bettstatt auf das Kissen, und jetzt lag ihr schönes Antlitz voll beleuchtet in seinem blassen Scheine. — Da richtete sie sich auf. Geräuschlos entstieg sie dem Bett und trat mit nackten Füßen in ihre davorstehenden Schuhe. Nun stand sie mitten im Zimmer in ihrem weißen Schlafgewand; ihr dunkeles Haar hing, wie sie es zur Nacht zu ordnen pflegte, in zwei langen Flechten über ihre Brust. Aber ihre sonst so elastische Gestalt schien wie zusammengesunken; es war, als liege noch die Last des Schlafes auf ihr. Tastend, mit vorgestreckten Händen, glitt sie durch das Zimmer, aber sie nahm nichts mit, kein Bündelchen, keinen Schlüssel. Als sie mit den Fingern über die auf einem Stuhle liegenden Kleider ihres Mannes streifte, zögerte sie einen Augenblick, als gewinne eine andere Vorstellung in ihr Raum; gleich darauf aber schritt sie leise und feierlich zur Stubenthür hinaus und weiter die Treppe hinab. Dann klang unten im Flure das Schloß der Hofthür, kalte Luft blies sie an, der Nachtwind hob die schweren Flechten auf ihrer Brust.

— — Wie sie durch den finstern Wald gekommen, der hinter ihr lag, das wußte sie nicht; aber jetzt hörte sie es überall aus dem Dickicht hervorbrechen, die Verfolger waren hinter ihr. Vor ihr erhob sich ein großes Thor; mit aller Macht ihrer kleinen Hände stieß sie den einen Flügel auf; eine öde, unabsehbare Haide dehnte sich vor ihr aus, und plötzlich wimmelte es von großen, schwarzen Hunden, die in emsigem Laufe gegen sie daherrannten; sie sah die rothen Zungen aus ihren dampfenden Rachen hängen, sie

hörte ihr Gebell, immer näher — tönender — —

Da öffneten sich ihre halbgeschlossenen Augen, und allmählich begann sie es zu fassen. Sie erkannte, daß sie eben innerhalb des großen Gartens stehe; ihre eine Hand hielt noch die Klinke der eisernen Gitterthür. Der Wind spielte mit ihrem leichten Nachtgewande; von den Linden, welche zur Seite des Einganges standen, wirbelte ein Schauer von gelben Blättern auf sie herab. — Doch — was war das? — Drüben aus den Tannen, ganz, wie sie es vorhin zu hören glaubte, erscholl auch jetzt das Bellen eines Hundes, sie hörte deutlich etwas durch die dürren Zweige brechen. Eine Todesangst überfiel sie. — Und wieder erscholl das Gebell. —

„Nero," sagte sie; „es ist Nero."

Aber sie hatte sich mit dem schwarzen Hüter des Hauses nie befreundet, und unwillkürlich lief ihr das wirkliche Thier mit den grimmigen Hunden des Traumes in eins zusammen; und jetzt sah sie ihn von jenseit des Rasens in großen Sprüngen auf sich zukommen. Doch er legte sich vor ihr nieder und, jenes unverkennbare Winseln der Freude ausstoßend, leckte er ihre nackten Füße. Zugleich kamen Schritte vom Hofe her, und einen Augenblick darauf umfingen sie die Arme ihres Mannes; gesichert legte sie den Kopf an seine Brust.

— Vom Gebell des Hundes aufgewacht, hatte er mit jähem Schrecken ihr Lager an seiner Seite leer gesehen. Ein dunkles Wasser glitzerte plötzlich vor seinem inneren Auge; es lag nur tausend Schritte hinter ihrem Garten an einem Feldweg unter dichten Erlenbüschen. Wie vor einigen Tagen sah er sich mit Ines an dem grünen Uferrande stehen; er sah sie bis in das Schilf hinabgehen und einen Stein, den sie vorhin am Wege aufgesammelt, in die Tiefe werfen.

„Komm zurück, Ines!" hatte er gerufen, „es ist nicht sicher dort."

Aber sie war noch immer stehen geblieben, mit den schwermüthigen Augen in die Kreise starrend, welche langsam auf dem schwarzen Wasserspiegel ausliefen.

„Das ist wohl unergründlich?" hatte sie gefragt, da er sie endlich in seinen Armen fortgerissen.

Das alles war in wilder Flucht durch seinen Kopf gegangen, als er die Treppe nach dem Hofe hinabgestürmt. — Auch damals waren sie durch den Garten von ihrem Hause fortgegangen, und jetzt traf er sie hier, fast unbekleidet, das schöne Haar vom Nachtthau feucht, der noch immer über ihnen von den Bäumen tropfte. Er hüllte sie in den Plaid, welchen er sich selbst vorm Hinuntergehen übergeworfen hatte.

„Ines," sagte er — das Herz schlug ihm so gewaltig, daß er das Wort fast rauh hervorstieß — „was ist das? Wie bist du hierher gekommen?"

Sie schauerte in sich zusammen.

„Ich weiß nicht, Rudolf — — ich wollte fort — — mir träumte; o, Rudolf, es muß etwas Furchtbares gewesen sein!"

„Dir träumte? Wirklich, dir träumte?" wiederholte er und athmete auf, wie von einer schweren Last befreit.

Sie nickte nur und ließ sich wie ein Kind ins Haus und in das Schlafgemach zurückführen. Als er sie hier sanft aus seinen Armen ließ, sagte sie:

„Du bist so stumm, du zürnst gewiß?"

„Wie sollt' ich zürnen, Ines! Ich hatte Angst um dich. Hast du schon früher so geträumt?"

Sie schüttelte erst den Kopf, bald aber besann sie sich.

„Doch — — einmal, nur war nichts Schreckliches dabei."

Er trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück, so daß das Mondlicht voll ins Zimmer strömte.

„Ich muß dein Antlitz sehen," sagte er, indem er sie auf die Kante ihres Bettes niederzog und sich dann selbst an ihre Seite setzte. „Willst du mir nun erzählen, was dir damals Liebliches geträumt hat? Du brauchst nicht laut zu sprechen, in diesem zarten Lichte trifft auch der leiseste Ton das Ohr."

Sie hatte den Kopf an seine Brust gelegt und sah zu ihm empor.

„Wenn du es wissen willst," sagte sie nachsinnend. „Es war, glaub' ich, an meinem dreizehnten Geburtstag; ich hatte mich ganz in das Kind, in den kleinen Christus verliebt, ich mochte meine Puppen nicht mehr ansehen."

„In den kleinen Christus, Ines?"

„Ja, Rudolf," und sie legte sich wie zur Ruhe noch fester in seinen Arm; „meine Mutter hatte mir ein Bild geschenkt, eine Madonna mit dem Kind; es hing hübsch eingerahmt über meinem Arbeitstischchen in der Wohnstube."

„Ich kenne es," sagte er, „es hängt ja noch dort; deine Mutter wollte es behalten zur Erinnerung an die kleine Ines."

— „O, meine liebe Mutter!"

Er zog sie fester an sich, dann sagte er: „Darf ich weiter hören, Ines?"

— „Doch! Aber ich schäme mich, Rudolf." Und dann leise und zögernd fortfahrend: „Ich hatte an jenem Tage nur Augen für das Christkind, auch Nachmittags, als meine Gespielinnen da waren; ich schlich mich heimlich hin und küßte das Glas vor seinem kleinen Munde — — es war mir ganz, als wenn's lebendig wäre — — hätte ich es nur auch wie die Mutter auf dem Bild in meine Arme nehmen können!" — Sie schwieg; ihre Stimme war bei den letzten Worten zum flüsternden Hauch herabgesunken.

„Und dann, Ines?" fragte er. „Aber du erzählst mir so beklommen!"

— „Nein, nein, Rudolf! Aber — — in der Nacht, die darauf folgte, muß ich auch im Traume aufgestanden sein, denn am anderen Morgen fanden sie mich in meinem Bette, das Bild in beiden Armen, mit meinem Kopf auf dem zerdrückten Glase eingeschlafen."

Eine Weile war es todtenstill im Zimmer.

— — „Und jetzt?" fragte er ahnungsvoll und sah ihr tief und herzlich in die Augen. Was hat dich heute denn von meiner Seite in die Nacht hinausgetrieben?"

„Jetzt, Rudolf?" — — Er fühlte, wie ein Zittern über alle ihre Glieder lief. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals, und mit erstickter Stimme flüsterte sie angstvolle und verworrene Worte, deren Sinn er nicht verstehen konnte.

„Ines, Ines," sagte er und nahm ihr schönes, kummervolles Antlitz in seine beiden Hände.

— „O, Rudolf! Laß mich sterben; aber verstoße nur nicht unser Kind!"

Er war vor ihr auf's Knie gesunken und küßte ihr die Hände. Nur die Botschaft hatte er gehört und nicht die dunkeln Worte, in denen sie ihm verkündigt wurde; vor seiner Seele flogen alle Schatten fort, und hoffnungsreich zu ihr emporschauend, sprach er leise:

„Nun muß sich Alles, Alles wenden."

* * *

Die Zeit ging weiter, aber die dunkeln Gewalten waren noch nicht besiegt. Nur mit Widerstreben fügte Ines die noch aus Nesi's Wiegenzeit vorhandenen Dinge der kleinen Ausrüstung ein, und manche Thräne fiel in die kleinen Mützen und Jäckchen, an welchen sie jetzt stumm und eifrig nähte.

— — Auch Nesi war es nicht entgangen, daß etwas Ungewöhnliches sich vorbereite. Im Oberhause, nach dem Garten hinaus, stand plötzlich eine Stube fest verschlossen, in der sonst ihre Spielsachen aufbewahrt gewesen waren; sie hatte durchs Schlüsselloch hineingeguckt, eine Dämmerung, eine feierliche Stille schien darin zu walten. Und als sie ihre Puppenküche, die man auf den Corridor hinausgesetzt hatte, mit Hülfe der alten Anne auf den Hausboden trug, suchte sie dort vergebens nach der Wiege mit dem grünen Taffetschirme, welche, so lange sie denken konnte, hier unter dem schrägen Dachfenster gestanden hatte. Neugierig spähte sie in alle Winkel.

„Was gehst du herum wie ein Controleur?" sagte die Alte.

— „Ja, Anne, wo ist denn aber meine Wiege geblieben?"

Die Alte blickte sie mit schlauem Lächeln an.

„Was meinst," sagte sie, „wenn dir der Storch noch so ein Brüderchen brächte?"

Nesi sah betroffen auf; aber sie fühlte sich durch diese Anrede in ihrer elfjährigen Würde gekränkt.

„Der Storch?" sagte sie verächtlich.

„Nun freilich, Nesi.".

— „Du mußt nicht so was zu mir sprechen, Anne. Das glauben die kleinen Kinder, aber ich weiß wohl, daß es dummes Zeug ist."

„So? — Wenn du es besser weißt, Mamsell Naseweis, woher kommen denn die Kinderchen, wenn nicht der Storch sie bringt, der es doch schon die Tausende von Jahren her besorgt hat?"

— „Sie kommen vom lieben Gott,“ sagte Nesi pathetisch. „Sie sind auf einmal da.“

„Bewahr' uns in Gnaden!“ rief die Alte. „Was doch die Guckindiewelte heutzutage klug sind! Aber da hast du Recht, Nesi, wenn du's gewiß weißt, daß der liebe Gott den Storch vom Amte gesetzt hat, — ich glaub's selbst, er wird es schon allein besorgen können. — Nun aber — wenn's denn so auf einmal da wär', das Brüderchen — oder wolltest du lieber ein Schwesterlein? — Würd's dich freuen, Neschen?“

Nesi stand vor der Alten, die sich auf einen Reisekoffer niedergelassen hatte; ein Lächeln verklärte ihr ernstes Gesichtchen, dann aber schien sie nachzusinnen.

„Nun, Neschen,“ forschte wieder die Alte. „Würd's dich freuen, Neschen?“

„Ja, Anne,“ sagte diese endlich, „ich möchte wohl eine kleine Schwester haben, und Vater würde sich gewiß auch freuen; aber — —“

„Nun, Neschen! Was hast du noch zu abern?“

„Aber,“ wiederholte Nesi, und hielt dann wieder einen Augenblick wie grübelnd inne; — „das Kind würde ja dann doch keine Mutter haben!“

„Was?“ rief die Alte ganz erschrocken und strebte mühsam von ihrem Koffer auf; „das Kind keine Mutter? Du bist mir zu gelehrt, Nesi; komm, laß uns hinabgehen! — Hörst du? Da schlägt's Zwei! Nun mach', daß du in die Schule kommst!“

* * *

Schon brausten die ersten Frühlingsstürme um das Haus; die Stunde nahte. — „Wenn ich's nicht überlebte,“ dachte Ines, „ob er auch meiner wohl gedenken würde?“

Mit scheuen Augen ging sie an der Thür des Zimmers vorüber, welches schweigend sie und ihr künftiges Geschick erwartete; leise trat sie auf, als sei darinnen etwas, das sie zu wecken fürchte.

Und endlich war dem Hause ein Kind, ein zweites Töchterchen geboren. Von außen pochten die lichtgrünen Zweige an die Fenster; aber drinnen in dem stillen Zimmer lag die junge Mutter bleich und entstellt; das warme Sonnenbraun der Wangen war verschwunden; aber in ihren Augen brannte ein Feuer, das den Leib verzehrte. Rudolf saß an dem Bette und hielt ihre schmale Hand in der seinen.

Jetzt wandte sie mühsam den Kopf nach der Wiege, die unter der Hut der alten Anne an der anderen Seite des Zimmers stand.

„Rudolf,“ sagte sie matt; „ich habe noch eine Bitte!“

— „Noch eine, Ines? Ich werde noch viel von dir zu bitten haben.“

Sie sah ihn traurig an; nur eine Secunde lang; dann flog ihr Auge hastig wieder nach der Wiege.

„Du weißt,“ sagte sie, immer schwerer athmend, „es giebt kein Bild von mir! Du wolltest, es sollte nur von einem guten Meister gemalt werden — — wir können nicht mehr warten auf die Meisterhand. — Du könntest einen Photographen kommen lassen, Rudolf; es ist ein wenig umständlich; aber — mein Kind, es wird mich nicht mehr kennen lernen; es muß doch wissen, wie die Mutter ausgesehen.“

„Warte noch ein wenig!“ sagte er, und suchte einen muthigen Ton in seine Stimme zu legen. „Es würde dich jetzt zu sehr erregen; warte, bis deine Wangen wieder voller werden!“

Sie strich mit beiden Händen über ihr schwarzes Haar, das lang und glänzend auf dem Deckbette lag, indem sie einen fast wilden Blick im Zimmer umherwarf.

„Einen Spiegel!“ sagte sie, indem sie sich völlig in den Kissen aufrichtete. „Bringt mir einen Spiegel!“

Er wollte wehren; aber schon hatte die Alte einen Handspiegel von der Servante genommen und auf das Bett gelegt. Die Kranke ergriff ihn hastig; aber als sie hineinblickte, malte sich ein heftiges Erschrecken in ihren Zügen; sie nahm ein Tuch und wischte an dem Glase; doch es wurde nicht anders; nur immer fremder starrte das kranke Leidensantlitz ihr entgegen.

„Wer ist das?“ schrie sie plötzlich. „Das bin nicht ich! — O, mein Gott! Kein Bild, kein Schatten für mein Kind!“

Sie ließ den Spiegel fallen und schlug die mageren Hände vors Gesicht.

Da drang ein Weinen an ihr Ohr. Es war nicht ihr Kind, das ahnungslos

in seiner Wiege schlief; Resi hatte sich unbemerkt hereingeschlichen; sie stand mitten im Zimmer und sah mit düsteren Augen auf die Stiefmutter, während sie schluchzend in ihre Lippe biß.

Ines hatte sie bemerkt. „Du weinst, Resi?"

Aber das Kind antwortete nicht.

„Warum weinst du, Resi?" wiederholte sie heftig.

Die Züge des Kindes wurden noch finsterer.

„Um meine Mutter!" brach es fast trotzig aus dem kleinen Munde.

Die Kranke stutzte einen Augenblick; dann aber streckte sie die Arme aus dem Bett, und als das Kind wie unwillkürlich sich genähert hatte, riß sie es heftig an ihre Brust.

„O Resi, vergiß deine Mutter nicht!"

Da schlangen zwei kleine Arme sich um ihren Hals, und, nur ihr verständlich, hauchte es:

„Meine liebe, süße Mama!"

— „Bin ich deine liebe Mama, Resi?"

Resi antwortete nicht; sie nickte nur heftig in die Kissen.

„Dann, Resi," und in traulich seligem Flüstern sprach es die Kranke, „vergiß auch mich nicht! O, ich will nicht gern vergessen werden!"

— — Rudolf hatte regungslos diesen Vorgängen zugesehen, die er nicht zu stören wagte; halb in tödtlicher Angst, halb in stillem Jubel; aber die Angst behielt die Oberhand. Ines war in ihre Kissen zurückgesunken; sie sprach nicht mehr, sie schlief — plötzlich.

Resi, die sich leise von dem Bett entfernt hatte, kniete vor der Wiege ihres Schwesterchens; voll Bewunderung betrachtete sie das winzige Händchen, das sich aus den Kissen aufreckte, und wenn das rothe Gesichtlein sich verzog und der kleine unbeholfene Menschenlaut hervorbrach, dann leuchteten ihre Augen vor Entzücken. Rudolf, der still herangetreten war, legte liebkosend die Hand auf ihren Kopf; sie wandte sich um und küßte die andere Hand des Vaters, dann schaute sie wieder auf ihr Schwesterchen. — —

— Die Stunden rückten weiter. Draußen leuchtete der Mittagsschein, und die Vorhänge an den Fenstern wurden fester zugezogen. Längst schon saß er wieder an dem Bette der geliebten Frau; in dumpfer Erwartung; Gedanken und Bilder kamen und gingen; er schaute sie nicht an; er ließ sie kommen und gehen. Schon einmal früher war es so wie jetzt gewesen; ein unheimliches Gefühl befiel ihn; ihm war, als lebe er zum zweiten Mal. Er sah wieder den schwarzen Todtenbaum aufsteigen und mit den düsteren Zweigen sein ganzes Haus bedecken. Angstvoll sah er nach der Kranken; aber sie schlummerte sanft; in ruhigen Athemzügen hob sich ihre Brust. Unter dem Fenster, in den blühenden Syringen sang ein kleiner Vogel immerzu; er hörte ihn nicht; er war bemüht, die trügerischen Hoffnungen fortzuscheuchen, die ihn jetzt umspinnen wollten.

Gegen Abend kam der Arzt; er neigte sich über die Schlafende und nahm ihre Hand, die ein warmer feuchter Hauch bedeckte. Rudolf blickte gespannt in das Antlitz seines Freundes, dessen Züge den Ausdruck der Ueberraschung annahmen.

„Schone mich nicht!" sagte er. „Laß mich Alles wissen!"

Aber der Doctor drückte ihm die Hand.

— „Gerettet!" — Das einzige Wort hatte er behalten. Er hörte auf einmal den Gesang des Vogels; das ganze Leben kam zurückgefluthet. „Gerettet!" — Und er hatte auch sie schon verloren gegeben in die große Nacht; er hatte geglaubt, die heftige Erschütterung des Morgens müsse sie verderben; doch

„Es ward ihr zum Heil,
Es riß sie nach oben!"

In diese Worte des Dichters faßte er all sein Glück zusammen; wie Musik klangen sie fort und fort in seinen Ohren.

— — Immer noch schlief die Kranke; immer noch saß er wartend an ihrem Bette. Nur die Nachtlampe dämmerte jetzt in dem stillen Zimmer; draußen aus dem Garten kam statt des Vogelsangs nun das Rauschen des Nachtwindes; manchmal wie Harfenton wehte es auf und zog vorüber; die jungen Zweige pochten leise an die Fenster.

„Ines!" flüsterte er; „Ines!" er konnte es nicht lassen, ihren Namen auszusprechen.

Da schlug sie die Augen auf und ließ

sie fest und lange auf ihm ruhen, als müsse aus der Tiefe des Schlafes ihre Seele erst zu ihm hinaufgelangen.

„Du, Rudolf?" sagte sie endlich. „Und ich bin noch einmal wieder aufgewacht!"

Er blickte sie an, und konnte sich nicht ersättigen an ihrem Anblick.

„Ines," sagte er — fast demüthig klang seine Stimme — „ich sitze hier, und stundenlang schon trage ich das Glück wie eine schwere Last auf meinem Haupte; hilf es mir tragen, Ines!"

„Rudolf! —" Sie hatte sich mit einer kräftigen Bewegung aufgerichtet.

— „Du wirst leben, Ines!"

„Wer hat das gesagt?"

— „Dein Arzt, mein Freund; ich weiß, er hat sich nicht getäuscht."

„Leben! O mein Gott! Leben; — für mein Kind, für dich!" — Es war, als käme ihr plötzlich eine Erinnerung; sie schlang die Hände um den Hals ihres Mannes und drückte sein Ohr an ihren Mund. „Und für deine — für euere, unsre Nesi!" flüsterte sie. Dann ließ sie seinen Nacken los, und, seine beiden Hände ergreifend, sprach sie zu ihm sanft und liebevoll. „Mir ist so leicht!" sagte sie. „Ich weiß gar nicht mehr, warum Alles sonst so schwer gewesen ist!" Und ihm zunickend: „Du sollst mir sehen, Rudolf; nun kommt die gute Zeit! Aber —" und sie hob den Kopf und brachte ihre Augen ganz dicht an die seinen — „ich muß Theil haben an deiner Vergangenheit, dein ganzes Glück mußt du mir erzählen! Und, Rudolf, ihr süßes Bild soll in dem Zimmer hängen, das uns gemeinschaftlich gehört; sie muß dabei sein, wenn du mir erzählst!"

Er sah sie an wie ein Seliger.

„Ja, Ines; sie soll dabei sein!"

„Und Nesi! Ich erzähl' ihr wieder von ihrer Mutter, was ich von dir gehört habe; — was für ihr Alter paßt, Rudolf, nur das" — —

Er konnte nur stumm noch nicken.

„Wo ist Nesi?" fragte sie dann; „ich will ihr noch einen Gutenacht-Kuß geben!"

„Sie schläft, Ines," sagte er und strich sanft mit der Hand über ihre Stirn. „Es ist ja Mitternacht!"

„Mitternacht! So mußt auch du nun schlafen! Ich aber — lache mich nicht aus, Rudolf — mich hungert; ich muß essen! Und dann, nachher, die Wiege vor mein Bett; ganz nahe, Rudolf! Dann schlaf auch ich wieder; ich fühl's; gewiß, du kannst ganz ruhig fortgehen."

Er blieb noch.

„Ich muß erst eine Freude haben!" sagte er.

„Eine Freude?"

„Ja, Ines, eine ganz neue; ich will dich essen sehen!"

— „O du!"

— Und als ihm auch das geworden war, trug er mit der Wärterin die Wiege vor das Bett.

„Und nun gute Nacht! Mir ist, als sollte ich noch einmal in unseren Hochzeitstag hineinschlafen."

Sie aber wies glücklich lächelnd auf ihr Kind.

— Und bald war Alles still. Aber nicht der schwarze Todtenbaum streckte seine Zweige über das Dach des Hauses; aus fernen goldnen Aehrenfeldern nickte sanft der rothe Mohn des Schlummers. Noch eine reiche Ernte stand bevor.

* * *

Und es war wieder Rosenzeit. — Auf dem breiten Steige des großen Gartens hielt ein lustiges Gefährte. Nero war augenscheinlich avancirt; denn nicht vor einem Puppen-, sondern vor einem wirklichen Kinderwagen stand er angeschirrt und hielt geduldig still, als Nesi an seinem mächtigen Kopfe jetzt die letzte Schnalle zuzog. Die alte Anne beugte sich zu dem Schirm des Wägelchens und zupfte an den Kissen, in denen das noch namenlose Töchterchen des Hauses mit großen offenen Augen lag; aber schon rief Nesi: „Hü hott, alter Nero!" und in würdevollem Schritt setzte die kleine Karawane sich zu ihrer täglichen Spazierfahrt in Bewegung.

Rudolf und Ines, die schöner als je an seinem Arme hing, hatten lächelnd zugeschaut; nun gingen sie ihren eigenen Weg; seitwärts schlugen sie sich durch die Büsche entlang der Gartenmauer, und bald standen sie vor der noch immer verschlossenen Pforte. Das Gesträuch hing nicht wie sonst herab; ein Gestelle war

untergebaut, so daß man wie durch einen schattigen Laubengang hinangelangte. Einen Augenblick horchten sie auf den vielstimmigen Gesang der Vögel, die drüben in der noch ungestörten Einsamkeit ihr Wesen trieben. Dann aber, von Ines kleinen kräftigen Händen bezwungen, drehte sich der Schlüssel und kreischend sprang der Riegel zurück. Drinnen hörten sie die Vögel aufrauschen, und dann war Alles still. Um eine Hand breit stand die Pforte offen; aber sie war an der Binnenseite von blühendem Geranke überstrickt; Ines wandte alle ihre Kräfte auf, es knisterte und knickte auch dahinter; aber die Pforte blieb gefangen.

„Du mußt!" sagte sie endlich, indem sie lächelnd und erschöpft zu ihrem Mann emporblickte.

Die Männerhand erzwang den vollen Eingang; dann legte Rudolf das zerrissene Gesträuch sorgsam nach beiden Seiten zurück.

Vor ihnen schimmerte jetzt in hellem Sonnenlicht der Kiesweg; aber leise, als sei es noch in jener Mondnacht, gingen sie zwischen den tiefgrünen Coniferen auf ihm hin, vorbei an den Centifolien, die mit hundert Rosen aus dem wuchernden Kraut hervorleuchteten, und am Ende des Steiges unter das verfallene Rohrdach, vor welchem jetzt die Klematis den ganzen Gartenstuhl besponnen hatte. Drinnen hatte, wie im vorigen Sommer, die Schwalbe ihr Nest gebaut; furchtlos flog sie über ihnen aus und ein.

Was sie zusammen sprachen? — Auch für Ines war jetzt heiliger Boden hier. — Mitunter schwiegen sie und hörten nur auf das Summen der Insecten, die draußen in den Düften spielten. Vor Jahren hatte Rudolf es schon ebenso gehört; immer war es so gewesen. Die Menschen starben; ob denn diese kleinen Musikanten ewig waren?

„Rudolf, ich habe etwas entdeckt!" begann jetzt Ines wieder. „Nimm einmal den ersten Buchstaben meines Namens und setz' ihn an das Ende! Wie heißt er dann?"

„N e s i!" sagte er lächelnd. „Das trifft sich wunderbar."

„Siehst du!" fuhr sie fort; „so hat die Nesi eigentlich meinen Namen. Ist's nicht billig, daß nun mein Kind den Namen i h r e r Mutter erhält? — Marie! — Es klingt so gut und mild; du weißt, es ist nicht einerlei, mit welchem Namen die Kinder sich gerufen hören!"

Er schwieg einen Augenblick.

„Laß uns mit diesen Dingen nicht spielen!" sagte er dann und sah ihr innig in die Augen. „Nein, Ines; auch mit dem Antlitz meines kleinen lieben Kindes soll mir ihr Bild nicht übermalt werden. Nicht Marie, und auch nicht Ines — wie es deine Mutter wünschte — darf das Kind mir heißen! Auch Ines ist für mich nur einmal und niemals wieder auf der Welt." — Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Wirst du nun sagen, daß du einen eigensinnigen Mann hast?"

„Nein, Rudolf, nur, daß du Nesi's rechter Vater bist!"

„Und du, Ines?"

„Hab' nur Geduld; — ich werde schon dein rechtes Weib! — Aber" —

„Ist doch noch ein Aber da?"

„Kein böses, Rudolf! — Aber — wenn einst die Zeit dahin ist — denn einmal kommt ja doch das Ende — wenn wir dann alle dort sind, woran du keinen Glauben hast, aber vielleicht doch eine Hoffnung, — wohin s i e uns vorangegangen ist; dann" — und sie hob sich zu ihm empor und schlang beide Hände um seinen Nacken — „schüttle mich nicht ab, Rudolf! Versuch es nicht; ich lasse doch nicht von dir!"

Er schloß sie fest in seine Arme und sagte:

„Laß uns das Nächste thun; das ist das Beste, was ein Mensch sich selbst und Andern lehren kann."

„Und das wäre?" fragte sie.

„L e b e n, Ines; so schön und lange, wie wir es vermögen!" —

Da hörten sie Kinderstimmen von der Pforte her; kleine zum Herzen dringende Laute, die noch keine Worte waren, und ein helles „Hü!" und „Hott!" von Nesi's kräftiger Stimme. Und unter dem Vorspann des getreuen Nero, behütet von der alten Dienerin, hielt die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit.

Deutsche Königinnen.

Von

S. Junghans.

IV.

Theophano.

Das deutsche Volk, welches sich in seiner nationalen Zusammengehörigkeit kaum erst zu fühlen begann — findet sich doch in Ottonischen Urkunden zuerst der Name der Deutschen — mußte sich schon frühe gewöhnen, den Mittelpunkt seines staatlichen Lebens in die Ferne gelegt zu sehen: Rom war die Hauptstadt des Reiches, welches die Kaiser, aus einem ihrer Stämme entsprossen, beherrschten. Vieles Fremdartige an Sprache, Tracht und Sitte führte daher der kaiserliche Hofhalt bei seinem Verweilen in deutschen Landen unserm Volk vor Augen, doch mochten die Deutschen bei solchem Anblick nur ihren Stolz nähren; er veranschaulichte ihnen die Weltmacht ihres Königs, welcher vermöge seines Kaiseramtes über so viele Länder herrschte. Das Mißtrauen gegen das Fremdländische aber, in den unteren Schichten des Volkes immer vorzugsweise mächtig, äußerte sich auch damals unverholen, wo es die persönlichen Beziehungen des Reichsoberhauptes galt, und von diesem Mißtrauen hat Niemand mehr zu leiden gehabt als Theophano, die griechische Prinzessin, welche Otto der Große für seinen jungen Sohn zur Gemahlin gewählt hatte. Sei es, daß ihr, die an dem stolzesten Hofe der Welt, unter fast abenteuerlichen Ceremonien und als der Gegenstand sklavischer Ehrfurchtsbezeugungen aufgewachsen war, die Gabe fehlte, geringen Leuten ein unbefangenes Wohlwollen zu zeigen, sei es, daß der fremdartige Prunk, womit ihr Schwiegervater und ihr Gemahl die junge Kaiserin auch in ihrer neuen Heimath umgaben, das Volk von ihr abwendete — genug, sie ist ihren deutschen Unterthanen lange eine Fremde geblieben, der man wenig Liebe und Theilnahme für deutsches Wesen, ja für das Wohl der deutschen Lande, zutraute. Wie sehr man ihr mit solchem Vermeinen Unrecht that, hat ihr späteres Leben zur Genüge gezeigt.

Die Vermählung des jungen Otto mit der griechischen Prinzessin wurde von der ganzen abendländischen Welt als ein Ereigniß von hoher Wichtigkeit betrachtet. Durch dieselbe erhielt Otto der Große von Constantinopel, welches sich bis dahin hochmüthig als die alleinige Erbin der alten Größe Roms betrachtet hatte, die Anerkennung seines Rechtes auf das abendländische Kaiserthum. Andere weniger ideale Vortheile, wie der Besitz der griechischen Länder Unteritaliens, hatte er von der Verbindung gehofft, ohne seine Hoffnung verwirklicht zu sehen. Seine Werbungen um die Kaisertochter waren lange vergeblich gewesen. Ein Thronwechsel in Constantinopel brachte rasch die für ihn günstige Wendung hervor: man gewährte ihm die Hand der Prinzessin für seinen Sohn und sofort schickte Otto eine stattliche Gesandtschaft nach Constantinopel, welche die Kaiserbraut nach Italien, wo er verweilte, geleiten sollte; sie bestand aus dem Erzbischof Gero von Köln mit mehreren Bischöfen, Herzögen und Grafen. Im Gegensatz zu einer frühern Legation Otto's wurde diese Gesandtschaft in Konstantinopel mit hohen Ehren empfangen und reich beschenkt: als vor allem werthvolle Gabe, die sie aus Byzanz davontrugen, wird uns der Leichnam des heiligen Pantaleon genannt, den man später in Köln beisetzte.

In den ersten Monaten des Jahres 972 landete Theophano mit ihrem zahlreichen Gefolge in Unteritalien. In Benevent stellte sich ihr eine zweite Gesandtschaft Kaiser Otto's dar, an deren Spitze sich abermals ein vornehmer Geistlicher, der junge Bischof von Metz, verwandt mit dem kaiserlichen Hause, befand. Mehr als ein Chronist hat uns das Andenken der nun folgenden festlichen Tage bewahrt; die Ehre, welche man der hohen Geistlichkeit durch Uebertragung schmeichelhafter diplomatischer Missionen so gern erwies, trug gute Früchte, denn Niemand war nun wieder über solche Staatsactionen besser unterrichtet als diejenigen, welche allein befähigt erscheinen, den Verlauf derselben aufzuzeichnen, die Kleriker, die sich bei solchen Gelegenheiten im Gefolge ihrer Prälaten befanden.

Der hohe Rang des künftigen Gemahls der Theophano scheint es ihm nicht ge-

stattet zu haben, ihr entgegenzueilen: mit seinem Vater, dem gewaltigen, greisen Kaiser, harrte Otto seiner Braut im Weichbilde der Stadt Rom. Die Stadt hatte sich festlich geschmückt und schickte nun ihre Vertreter aus, um die hohe Fremde einzuholen. Mit welcher Spannung mögen die Blicke Tausender damals an dem jugendlichen Antlitz der Kaiserbraut gehangen haben! Denn sie war jung, fast noch ein Kind, aber, wie der sächsische Chronist berichtet, von glänzender Schönheit und von ausgezeichnetem Verstande. Wir schenken auch seiner letzteren Behauptung gern Glauben; Theophano hat später gar manche Proben der Geisteskraft gegeben, mit der sie sich damals überraschend schnell in eine neue, der alten ganz fremde Welt eingelebt haben mag: jung wie sie war, hinterließ sie ihrer Umgebung den Eindruck überlegenen Geistes und fürstlicher Selbstbeherrschung.

Sie wurde sofort nach ihrer Ankunft vom Papste gekrönt, ihr Gemahl hatte schon als Knabe die Kaiserkrone empfangen; dann erhielt die Ehe den kirchlichen Segen und am dritten Tage erfolgte das eigentliche Hochzeitsfest, zu dem fast alle Fürsten Deutschlands über die Alpen herbeigekommen waren.

Man möchte dies Fest als das Symbol für den höchsten Grad der Macht und Ehre betrachten, welche das Geschlecht der Ottonen erreicht hat, diese Feier der Verbindung des jungen, kräftigen, nordischen Fürstenhauses mit dem alten byzantinischen, dem vornehmsten der Welt. Dreiundsechzig Jahre waren vergangen, seitdem der Großvater des jungen Kaisers, Heinrich, damals nur Herzog in Sachsen, sich in den grünen Gefilden der Heimath den schönen Klosterzögling anvermählt hatte. Auch von seiner Hochzeit heißt es, sie sei mit königlicher Pracht begangen worden, aber welcher Unterschied doch zwischen jener Feier und dieser. In einem verborgenen Winkel des Sachsenlandes hatte jene erste Hochzeit stattgefunden, sächsische Edle und eine einfache, stammverwandte Landbevölkerung waren Zeugen des Festes gewesen: der Name der Braut, welche aus der Hut des Klosters hervorging, war über die Grenzen des heimathlichen Gaues hinaus wohl kaum genannt worden, und nur die Sachsen erwarteten von der Verbindung Heil für ihren Stamm. Und der Enkel dagegen! Die erhabenste Stätte der Welt, Rom, an welches sich die Ideen der höchsten geistigen, geistlichen und weltlichen Größe knüpften, war der Schauplatz seiner Vermählungsfeier, der Stellvertreter Christi vollzog die Trauung, glänzende Reihen deutscher und italienischer Fürsten bildeten das Hochzeitsgefolge; die junge, in morgenländischem Schmuck strahlende Braut war die Erbin unzähliger Cäsaren, und was ihrem Hause vielleicht an wirklicher Macht abging, das lag in der Hand des gewaltigen kaiserlichen Greises, der an der Seite einer noch blühenden, schönen Gemahlin über all diesen vornehmen Gästen als oberster Gebieter thronte. Wir wissen von Otto dem Ersten, daß er mit hohem Ernste die Idee seines weltgebietenden Kaiseramtes auffaßte, daß er den Umfang seiner Würde übersah mit dem umfassenden und zugleich in alle Tiefen dringenden Blick, welcher der Antheil des Genius ist: mit welchem tiefsinnigen, fast ehrfürchtigen Stolz mag er, der Abkömmling der sächsischen Heerfürsten, das zarte, fremde Kind in die Arme geschlossen haben, welches sein Haus nun enge mit den Trägern einer uralten Civilisation verband.

In demselben Jahre noch begab sich der Hof nach Deutschland zurück. Durch das Rheinland stiegen sie von den Alpen nieder und verweilten nur eine kurze Frist am Bodensee, dann ging es den Rhein hinab; die griechische Prinzessin lernte also zuerst die lieblichsten Gegenden ihrer neuen Heimath kennen. — Ein ruhiges, seßhaftes Leben ist auch dieser Kaiserin nicht beschieden gewesen; sie hat alle Züge und Schicksale ihres Gemahls treulich mit ihm getheilt und ist kaum von seiner Seite gewichen, bis sein früher Tod die Beiden trennte.

In den ersten Zeiten ihrer Ehe, wo die Kaiserin sich in die Sitten, die Sprache und die Anschauungsweise unseres Nordens einleben mußte, mag sie nur gehört und in sich aufgenommen, aber nirgends noch selber eingegriffen haben: bei den festlichen Versammlungen des Hofes, wie im Jahre 973 zu Quedlinburg, wo Otto I. noch einmal mit großer Pracht die Ostern feierte, bildete die junge Herrin mit dem

fremdartigen Prunk ihrer Erscheinung und ihrer Dienerschaft gewiß mehr einen Schmuck als eine Theilnehmerin des Festes. Das wurde aber sehr bald anders: wenige Wochen nach dieser Osterfeier starb ihr Schwiegervater zu Memleben; Otto II. war nun allein Kaiser. Der Thronwechsel vollzog sich ohne jegliche Unruhe, Alles schien vorerst beim Alten bleiben zu wollen, denn seiner Mutter Adelheid räumte der junge Kaiser einen großen Antheil an den Reichsgeschäften ein. Bald aber machte sich ein neuer, kräftiger Einfluß am Hof geltend, der einer dem Kaiser im Alter nahe stehenden Generation, und vor allem war es Theophano, die vermöge ihrer feinen griechischen Bildung, verbunden mit einem scharfen Verstande, bald zur wichtigsten Rathgeberin des Kaisers wurde.

Im Sommer 980 kam Otto, der mehrere Jahre lang mit dem König Lothar von Frankreich im Kriege gelegen hatte, an der Grenze der beiden Reiche, in der Gegend der Maas, mit jenem zusammen, und Beide schlossen Frieden. Theophano befand sich bei ihrem Gemahl und kurze Zeit nach dieser Verhandlung schenkte sie ihm, im Kettelwald, nicht fern von Nymwegen, den ersten Sohn, dem Reiche den lange ersehnten Nachfolger. Die ersten Kinder der Kaiserin waren zwei Töchter; die älteste wurde im Jahre 971 geboren und nach ihrer Großmutter Adelheid genannt; die zweite, um ein Jahr jünger, erhielt — denn damals schon war der Einfluß der jungen Kaiserin gegen den der alten im Steigen begriffen — den griechischen Namen Sophia. Es mag seltsam erscheinen, daß beide Prinzessinnen in der zartesten Jugend, als zwei- und dreijährige Kinder schon, der klösterlichen Zucht übergeben wurden. Adelheid sandte man nach Quedlinburg, wo Mathilde, die Schwester ihres Vaters, Aebtissin war, Sophia sollte im Kloster zu Gandersheim, dem Gerberge, ebenfalls eine nahe Verwandte Kaiser Otto's, vorstand, erzogen werden. Den Anschauungen jener Zeit nach wurde jedoch hierdurch den Fürstenkindern eine glänzende und durchaus ihrer würdige Laufbahn eröffnet. Es stand ihnen frei, den Schleier zu nehmen oder nicht, und wenn sie es thaten, scheint von klösterlicher Unfreiheit für jene vornehmen geistlichen Damen wenig die Rede gewesen zu sein. Die damalige Aebtissin von Quedlinburg, die kluge Mathilde, begleitete um diese Zeit ihre Mutter Adelheid nach Italien und verweilte dort Jahre lang; sie ist es auch, welcher später von ihrem Neffen Otto III. während seines Römerzuges die Reichsverwesung in Deutschland übertragen wurde. So diente die kirchliche Würde nur dazu, den Glanz des angebornen Ranges in diesen Kaisertöchtern zu erhöhen, man widmete sie, wenn uns der Ausdruck gestattet ist, der diplomatischen Carrière, indem man sie der Kirche übergab, und der Einfluß und die Ehrfurcht, deren sie genossen, scheint sie über den Verlust des Liebes- und Eheglücks, dessen sie nicht theilhaftig werden durften, vollständig getröstet zu haben, ja, es will uns scheinen, als hätten diese stattlichen Aebtissinnen auf ihre vermählten und in der Welt lebenden Schwestern, denen sie an Macht und Unabhängigkeit weit überlegen waren, geradezu herabgesehen. Gewiß ist es, daß Mathilde, die jüngste Tochter unseres Kaiserpaares, solche Verachtung erleben mußte, als sie, ihrer Herzensneigung folgend, sich mit dem Sohne des Pfalzgrafen Hermann verband.

Theophano wich, was den Ernst ihrer religiösen Richtung anbelangt, in nichts von ihren Zeitgenossen ab. Auf ihren Wunsch waren die Töchter den Nonnen zur Erziehung übergeben worden — beide nahmen später den Schleier und wurden Aebtissinnen ihrer Klöster — um die Wette mit ihrer Schwiegermutter Adelheid betrieb sie die Vergrößerung und Bereicherung geistlicher Stiftungen, und wenn sich kein Kleriker gefunden hat, der den Heiligenschein, welcher ihre Vorgängerinnen schmückt, auch um das Haupt dieser Kaiserin zu weben unternommen, so liegt das vielleicht zum Theil an ihrer Nationalität, gegen welche eine gewisse Eifersucht des römisch-katholischen Klerus sich nicht verleugnen kann, zum Theil aber auch an der Kürze ihrer Laufbahn: Theophano ist nicht viel über dreißig Jahre alt geworden; Regierungsgeschäfte nahmen sie nach dem Tode ihres Gatten durchaus in Anspruch, während Mathilde und Adelheid, die als achtzig- und siebenzigjährige Greisinnen zur Ruhe gingen, ihren Lebensabend ausschließlich der Erwerbung himmlischer Kronen widmen konnten.

Aber wir greifen vor: noch steht die junge Frau in der Blüthe ihres Glückes, an der Seite eines liebenswürdigen, geistreichen, ihr treu ergebenen Gemahls, dem sie nun endlich das Unterpfand für die Macht seines Hauses und die Ruhe des Reichs, die Hoffnung vieler Tausende, den ersten Sohn geschenkt hat. Mit dem Knaben begab sich das Kaiserpaar in die sächsische Heimath Otto's, der er wohl den künftigen Herrscher des Stammes zeigen zu müssen glaubte, dann aber, im Herbste desselben Jahres, zogen sie mit dem Kinde über die Alpen nach Italien. Einige Monate friedlichen Glücks waren hier der Kaiserin noch gegönnt; nachdem das Osterfest des Jahres 981 mit besonderer Pracht zu Rom gefeiert worden, nachdem die vielen deutschen Fürsten, welche mit den italienischen demselben beigewohnt hatten, in die Heimath zurückgekehrt waren, verließ auch die kaiserliche Familie vor der gefährlichen Hitze der Sommermonate die Stadt und begab sich ins Gebirge. In der Nähe des Celaner Sees, auf dem Felde von Cedici, hatte der Kaiser in aller Eile einen Palast aufführen lassen; dort hielt er den Sommer über seinen Hof. Ruhe von den Geschäften gönnte der immer Rastlose sich auch hier nicht: er berief die italienischen Fürsten um sich zu einem Landtage; Verschiedenes, die Angelegenheiten Italiens betreffend, wurde erledigt, und dann begann Otto seinen Kriegszug gegen Unteritalien, das heißt gegen die Araber und — Griechen, das Volk seiner Gemahlin, vorzubereiten.

Gewiß hat Theophano unter diesen Verhältnissen gelitten, wenn auch ein tiefer gehender, schmerzlicher Conflict ihr fern geblieben ist. Ihr Herz war nicht getheilt, es gehörte ganz der neuen Heimath und dem Gemahl an. Freilich saßen ihre beiden Brüder auf dem Throne von Constantinopel, aber von irgend welcher Verbindung, in der sie nach ihrer Vermählung mit ihrer unwürdigen Familie geblieben wäre, ist keine Kunde auf unsere Zeit gekommen.

So völlig sie aber auch in dieser Zeit der Krisis von dem Lande ihrer Kindheit sich abgewendet zu haben scheint, das deutsche Volk verzieh der Kaiserin ihr Griechenthum nicht. Man bezichtigte sie später, wenn nicht des Einvernehmens mit ihren Landsleuten, so doch einer schändlichen Freude über die Niederlage der Deutschen an dem unseligen Tage von Squillace. Glücklicherweise vermögen wir diese Verleumdung bis zu ihrer Quelle zu verfolgen und daraus ihre Nichtigkeit darzuthun: Bischof Dietrich von Metz sprengte nach dem Tode Kaiser Otto's II. jenes Gerücht aus, um damit seinen unedlen Abfall von der Kaiserin und ihrem Sohne Otto III. zu motiviren.

Auf seinem Zuge nach Unteritalien war Theophano ihrem Gatten gefolgt, in Rossano ließ er sie endlich zurück, unter dem Schutze eben jenes Dietrich von Metz. Nach seiner verhängnißvollen Niederlage vereinigte er sich sofort wieder mit der Kaiserin und Beide setzten unter Mühseligkeiten und Gefahren die Flucht vor den nachdringenden Arabern und Griechen gemeinsam fort.

Im Juni des nächsten Jahres mußte sich Theophano von ihrem nun dreijährigen Sohne trennen; er wurde auf der Reichsversammlung zu Verona den deutschen Fürsten, welche nach seinem Unglück treu zu dem Kaiser gestanden hatten, übergeben; sie nahmen ihn mit nach Deutschland, wo der kleine Otto am Weihnachtsfeste zu Aachen gekrönt werden sollte. Theophano blieb bei ihrem Gemahl, dem in rastlosen Unternehmungen, Entwürfen und Sorgen die letzten Monate seines Lebens vergingen; sie war zugegen, als er zu Rom am 7. December 983, erst achtundzwanzig Jahre alt, einem hitzigen Fieber erlag, „verzehrt von Kummer und aufgerieben von grenzenloser Thätigkeit.“

Das Schicksal war ein furchtbares für die junge Fürstin, und bald gesellte sich zu dem Schmerze auch die schwere Sorge. Der gleiche Verlust, welcher Beide betroffen, hatte nach dem Tode Otto's die alte und die jüngere Kaiserin, die Mutter und die Wittwe des Verstorbenen, einander wieder näher gebracht: es wird erzählt, daß Theophano sich nach Pavia zu Adelheid begab, um sich von ihr trösten zu lassen. Sich aber müßigem Schmerze hinzugeben, dazu hatten diese Frauen keine Zeit: die Angelegenheiten in Deutschland erforderten ein rasches und entschiedenes Eingreifen. Es hatte sich dort eine Partei gebildet, welche der Fremden, „der Griechin“, die Regentschaft nicht in die Hände fallen

lassen wollte; auch haben die Deutschen von je das Weiberregiment wenig geliebt, und so kam es, daß manche von den Fürsten in dem ungerechten Anspruch Herzog Heinrich's von Baiern, der ein Neffe Otto's I. war, auf die Vormundschaft und vielleicht auf den Thron noch Recht und Billigkeit zu sehen vermochten. Man sagte, der kaiserliche Knabe sei auch schon ein Grieche, das heißt, der vaterländischen Sitte und Art entfremdet, und wollte ihn, wenn nicht der Thronfolge berauben, so doch einem deutschen Fürsten und nicht seiner Mutter zur Erziehung überantwortet wissen. Adelheid und Theophano zogen daher schon im Sommer des Jahres 984 über die Alpen; wie sie auf dem Fürstentage zu Rara ihre Sache durchsetzten und wie ihnen der Knabe zurückgegeben wurde, ist im vorhergehenden Aufsatz erzählt worden.

Mit Klugheit und Glück gingen die Fürstinnen nun daran, die etwa noch widerstrebenden Elemente in Deutschland zu besänftigen und zu gewinnen, die Großen zufrieden zu stellen, das Volk von ihrer Eintracht mit denselben zu überzeugen und das Reich allmälig zu einem Zustande der Ruhe und Ordnung zurückzuführen, der diese Vormundschaft zu einer von spätern Geschlechtern beneideten Periode gemacht hat. Nachdem Kaiserin Adelheid als Verweserin der Lombardei wieder in Italien ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, herrschte Theophano allein, und die frische Energie ihres Charakters, die Klarheit und Ueberlegenheit ihres Verstandes zeigten sich mehr und mehr, zu Nutz und Frommen des Reichs. Die Erziehung ihres Sohnes lag in den Händen bewährter Männer; wenn der Kaiserin ein Vorwurf gemacht werden kann, so ist es der, das Strafen und Zügeln des Prinzen diesen allein überlassen und dem ungestümen Knaben gegenüber sich allzu milde gezeigt zu haben. Er war der Kaiser, die Quelle der Macht, welche sie zur Zeit in Händen hielt; wenn eine Chronik andeutet, sie habe den Sohn verzogen, um in seiner Gunst sich zu erhalten, so wollen wir sie deshalb nicht zu rechtfertigen suchen: es erscheint nur zu natürlich, daß eine Frau, welche so gut zu herrschen verstand, wie sie, dieses schweren Amtes mit ungewöhnlicher Befriedigung waltete.

Theophano hat die Idee obersten Schiedsrichterthums, welche zu jener Zeit mit der kaiserlichen Würde verknüpft war, sich während ihrer Regentschaft nicht abschwächen lassen; so griff sie lebhaft in die damals sehr verwirrten französischen Angelegenheiten ein, über deren Stand sie hauptsächlich durch die Correspondenzen des gelehrten Gerbert — nachmals Papst Sylvester II. — unterrichtet erhalten wurde. An den Westgrenzen des Reiches scheint sich die Kaiserin, welcher in den Niederlanden bedeutender Privatbesitz eignete, überhaupt viel aufgehalten zu haben: von ihrer Art, die Geschäfte zu betreiben, giebt die Notiz Zeugniß, daß sie einst im Begriffe war, selber mit einem Heerhaufen zu ziehen, der die Festung Chievremont belagern sollte: Gerbert hielt sie zurück durch die Nachricht, man bereite einen Ueberfall auf sie vor.

Als die Gährung in Frankreich sich gelegt hatte und auch Deutschland beruhigt war, fingen die Zustände in Italien an, die Anwesenheit des Herrschers nothwendig zu machen. Theophano begab sich dorthin um das Jahr 988, und es gelang ihr, die Ordnung in diesem so leicht widerspenstigen Reichstheile vollkommen wieder herzustellen: „Mit männlicher Kraft," heißt es von ihr, „hielt sie ihres Sohnes Herrschaft dort aufrecht." Zu diesem Zweck stand sie nicht an, die kaiserlichen Rechte in ihrem vollen Umfang für ihre Person in Anspruch zu nehmen: sie datirte ihre Decrete vom Jahre ihrer Vermählung, saß in Rom und Ravenna selbst zu Gericht und schickte ihre Sendboten, wie es nur der Kaiser durfte, weit und breit durch das päpstliche Land: sie nannte sich Mitregentin und einige Urkunden gedenken ihrer geradezu als eines Kaisers. Der Papst und der Patricius von Rom beugten sich vor ihr; kurz, ihr kaum zweijähriger Aufenthalt in Italien hatte hingereicht, um das Land aufs vollständigste zu der Stellung, welche es unter den kräftigsten Kaisern inne hatte, der einer Provinz deutsch-römischen Reichs, zurückzuführen.

Im Sommer des Jahres 990 war Theophano wieder in Deutschland: die Vorgänge im fernen Osten des Reichs nahmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Zwietracht zwischen Sachsen und

Wenden, welche stets dort glimmte, war wieder einmal zur Flamme aufgelodert, und die Kaiserin entsandte ein Heer in jene Gegenden. Gewiß waren um diese Zeit die Stimmen längst verstummt, welche zuvor der griechischen Kaisertochter die Fähigkeit abgesprochen hatten, für unseres deutschen Landes Wohlfahrt kräftig und mit Hingebung zu wirken: Fürsten und Volk mußten bewundernd auf die zarte, noch junge Frau blicken, denn sie hatte keinen Flecken auf des Reiches Ehre kommen lassen; sie wahrte dieselbe unter Verhältnissen, wie sie die Kraft des tüchtigsten Mannes auf die Probe gestellt haben würden.

Als daher Theophano für das Osterfest des Jahres 991 eine Reichsversammlung zu Quedlinburg ausschrieb, fand sie sich und den nun elfjährigen kaiserlichen Knaben von einer ungewöhnlich glänzenden und zahlreichen Schaar von Fürsten und Herren umgeben, die dem Reichsoberhaupte ihre Ehrfurcht bezeigen wollten. — Wie ihr Gemahl scheint auch Theophano sich selten längere Rast gegönnt zu haben; bald nachdem diese Versammlung aus einander gegangen war, brach sie mit ihrem Sohne nach den Rheinlanden auf, wahrscheinlich um die Entwickelung der Dinge in Frankreich aus der Nähe übersehen zu können. Daß die Pfalz zu Nymwegen, wohin sie sich jetzt begab, all ihrer Reisen letztes Ziel sein sollte, ahnte sie nicht. Noch einen Reichstag hielt die rastlos thätige Frau hier ab, und mitten in den Geschäften ereilte sie der Tod, am 15. Juni des Jahres 991. Sie wurde, wie sie es verordnet hatte, in der Kirche des heiligen Pantaleon zu Köln begraben.

Die karge Chronik jener Zeiten, welche auch Alles, was uns die unleugbare geistige Eminenz der merkwürdigen Frau darthut, gleichsam widerwillig nur hergiebt, hat die Ursache und die Art ihres Todes nicht verzeichnet; vielleicht daß sie, wie ihr Gemahl vor ihr und ihr Sohn nach ihr, den unendlichen Mühen und riesenhaften Anstrengungen einer Stellung erlegen ist, welcher an physischer und geistiger Kraft so sehr wenige Männer nur gewachsen waren. Gewiß ist sie eine der interessantesten Erscheinungen der Kaiserzeit: das zarte Griechenkind, die früh verwittwete junge Frau, wie sie sich bald einlebt in ihr Kaiseramt und mit nüchterner Energie, mit stolzem Willen und mit einer nicht zu unterschätzenden Arbeitskraft desselben waltet, bis der Tod die ahnungslose urplötzlich zur Ruhe bettet.

Ein kleiner Zug klerikaler Gehässigkeit gegen die feine, prachtliebende Prinzessin ist uns aufbewahrt, den wir seiner humoristischen Wirkung wegen folgen lassen. Bald nach ihrem Tode, heißt es, erschien Theophano in kläglicher Gestalt einer Nonne im Traume, und bat um deren Fürbitte, damit sie aus den Qualen des Fegefeuers erlöst werde. Auf die Frage der Nonne erzählte sie, sie sei den göttlichen Strafen verfallen, weil sie eine Menge unnützen Weiberschmuckes, der den Frauen in Deutschland bis dahin unbekannt gewesen, dort eingeführt und durch ihr Beispiel zum Tragen desselben verleitet habe. Das sei ihre größte Sünde, und weil sie sonst treu im katholischen Glauben verharrt habe, so hoffe sie mit Hilfe der Fürbitte frommer Seelen, mit der Zeit noch zum Himmelreiche zu gelangen.

Literarisches.

Wir machen unsere Leser wieder einmal auf den von **Paul Heyse** herausgegebenen „Deutschen Novellenschatz“ aufmerksam, der in München bei R. Oldenbourg erscheint und fortwährend die tactvolle Auswahl unter den besten deutschen Novellen bewundern läßt. Die Reihe der Bände, welche bis jetzt erschienen, bildet bereits einen Familienschatz edelster Art und stellt neben das Beste unserer klassischen und romantischen Dichter auch die bewährtesten Productionen lebender Meister der Novelle.

Von den prächtigen Novellen **Gottfried Keller's**, welche den Gesammttitel „Die Leute von Seldwyla“ führen, erscheint gegenwärtig bei Göschen in Stuttgart eine neue, vermehrte Auflage in vier Bänden. Die neuen Stücke, welche darin aufgenommen wurden, sind ganz ebenso vollendet wie die alten.



Justus von Liebig,

ein Mann der Wissenschaft und des Lebens.

Biographische Skizze

Von

F. Mohr.

Die Lebenslinien deutscher Gelehrten haben meist eine große Aehnlichkeit unter einander und im ganzen auch eine große Einfachheit. Da erfährt man, daß ein solcher von unbemittelten Eltern und in kleinen Verhältnissen geboren sei, daß er sich frühzeitig auf der Schule ausgezeichnet, und wie er endlich auf der Universität den Weg auf das Katheder und in die Ruhmeshalle des Leipziger Bücherkataloges gefunden habe. Das trifft zum Theil auch bei Liebig zu, umfaßt aber bei weitem nicht den ganzen Mann.

Liebig wurde am 12. Mai 1803 in Darmstadt von unbemittelten Eltern, die ein kleines Materialgeschäft betrieben, geboren. Der Vater war ein einfacher Mann, von dem nichts erzählt werden kann; allein die Mutter war eine sehr verständige, sorgsame und liebevolle Frau, und es wiederholte sich der Fall von Schiller, Goethe, Beethoven und vielen Anderen, wo die Mutter den besten Theil hergab, obgleich sie durchaus nicht durch Gelehrsamkeit und poetische Begabung, sondern nur durch echte, tiefe Weiblichkeit ausgezeichnet war. Nach den äußeren Verhältnissen wurde Liebig nicht zum gelehrten Stande bestimmt. Es war auf den dortigen Gymnasien die Einrichtung, daß diejenigen, welche nicht die gelehrte Laufbahn einer der Facultäten wählten, von dem Unterricht im Griechischen und Lateinischen dispensirt werden konnten. Man nannte diese Schüler die „Deutschen", sie saßen auf der untersten Bank, waren während des Unterrichtes in den alten Sprachen gegenwärtig und deshalb aus Mangel an Beschäftigung die privilegirten Ruhestörer, nur standen sie bei den anderen Schülern in geringer Geltung. Zu diesen Deutschen gehörten auch Liebig, Gervinus, Reuling u. a. Regelmäßig wurden die Schulen vom Gymnasialdirector Zimmermann revidirt, und bei einer solchen Revision kam auch die Reihe an die unterste Bank, und Herr Zimmermann richtete an unseren Freund die Frage: „Nun sage mir einmal, Liebig, was willst du denn eigentlich werden?" Worauf dieser antwortete: „Chemiker," und dabei brach die ganze Klasse, voran

der Lehrer, in ein furchtbares Hohngelächter aus. So war also noch einmal der Stein, welcher von den Gesellen verworfen war, zum Eckstein bestimmt. „Na, aus euch wird etwas Schönes werden," sagte der Inspector heiter. Viele Jahre nachher ging Liebig durch die Straßen von Wien und las einen Anschlagzettel: „Norma rc., unter Direction des Kapellmeisters Reuling." Neugierde veranlaßte Liebig, sich nach diesem Director umzusehen, und als er ihn traf, war es sein alter Freund Reuling, mit dem er auf der untersten Bank gesessen und welchem mit ihm der Schulinspector ein so schlimmes Horoskop gestellt hatte. „Nun siehst du, Reuling, es ist doch nicht so schlimm geworden, als uns prophezeit wurde; du bist Musikdirector in Wien, und ich bin Professor der Chemie in Gießen."

Nichtsdestoweniger beklagte Liebig später seine Vernachlässigung in den klassischen Studien und beneidete seine Freunde, denen ein anderer Lebensgang bestimmt war. Aber wohl Niemand hat jemals diesen Mangel in so glänzender Weise gut gemacht als Liebig. Er, der niemals eine Stilübung gemacht hatte, schuf sich einen eigenen Stil. Der Geist des Menschen ist sein Stil, und, um Gedanken auszudrücken, muß man erst Gedanken haben. Als ihm diese kamen, entwickelte sich auch sein Stil, von dem er einen glänzenden Beweis in seinen chemischen Briefen gab. Der Stil Liebig's ist klar, feurig, voll innerer Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sätze. Eine eigenthümliche Redeform ist ihm lieb geworden und kehrt häufig in seinen Schriften wieder. Er stellt den Hauptbegriff des Satzes voran, ehe er den Satz logisch geordnet hat, und nimmt dann mit dem persönlichen Fürwort den Zusammenhang wieder auf, wie etwa: „Die Gesetze der Natur, sie sind ewig und unveränderlich." Oder: „Der Sauerstoff, er ist der ewig nagende Zerstörer alles Lebenden." Diese Unmittelbarkeit der Anschauung, diese scheinbare Hintansetzung der grammatischen Ordnung erregt in besonderem Maße die Aufmerksamkeit des Lesers und erinnert ihn daran, daß hier etwas Bedeutendes ausgesprochen wird. Liebig hat den rechten Weg gefunden, schwere wissenschaftliche Wahrheiten in populärer, allgemein verständlicher Weise darzustellen. Der schlagende Erfolg seiner chemischen Briefe ist davon ein beredtes Zeugniß. Sie erschienen zuerst in den wissenschaftlichen Beilagen der Augsburger allgemeinen Zeitung, und wurden später noch dreimal vermehrt aufgelegt und noch einmal unverändert abgedruckt. Sie wurden in alle lebenden Sprachen übersetzt und sind ein dauerndes Denkmal seiner geistigen Größe und ein Stolz unseres Volkes. Gerade durch ihren Stil verdienen sie als ein Muster populärer Behandlung wissenschaftlicher Wahrheiten, als ein Theil unserer Literatur angesehen zu werden.

Liebig wurde frühzeitig (1818) zur Pharmacie bestimmt und trat bei einer Apothekerswittwe in Heppenheim in die Lehre. Als er hier durch seine Privatstudien eine kleine Explosion veranlaßt hatte, und seine Frau Principalin von ihm verlangte, daß er Holz spalten sollte, zeigte er Heppenheim und der Pharmacie ein sauberes Paar Sohlen und lief in einem Tage nach Darmstadt. Hier äußerte sich seine Neigung zu chemischen Dingen, und das Farbwaarengeschäft seines Vaters bot ihm mannigfaltige Stoffe dar, mit denen er Versuche anstellte. Der intelligente Landesfürst Ludwig I. hörte von dem jungen Streber und ergänzte die Mittel, daß Liebig die Universität Bonn besuchen konnte, wo damals Kastner lehrte. Als dieser bei einer Gelegenheit eine etwas freisinnige Rede gehalten hatte, wurde er in jener Zeit der Demagogenriecherei mißliebig und ging nach Erlangen zurück, von wo er auch berufen war. Liebig folgte ihm dahin. Doch war damals in Erlangen für Naturforschung nichts zu lernen. Es herrschte dort jene naturphilosophische Richtung, in welcher man glaubte, ohne genaue Kenntniß der Natur durch die eigene Größe des Geistes die Gesetze der Natur ableiten zu können. Dieser geistige Hochmuth gipfelte in den Ideen zur Philosophie der Natur von Schelling, worin neben der gröbsten Unwissenheit in Physik und Chemie die absurdesten Theorien aufgestellt waren, die niemals einer Widerlegung werth gehalten wurden. Das neu errichtete Bonn hatte sich größtentheils aus Erlangen die Lehrkräfte genommen und hat lange an dem Uebel gekränkelt, was ihm von dort eingeimpft war. Liebig hat diesem Treiben später in seiner Agri-

culturchemie (1. Aufl. S. 35) eine derbe Rüge zu Theil werden lassen. „Es ist die deutsche Naturphilosophie," sagt er, „die ihren Namen mit so großem Unrecht trägt, welche die Kunst verbreitet hat, ohne gründliche Forschungen und Beobachtungen sich Rechenschaft von den Erscheinungen zu geben, eine Kunst, der es an Jüngern nicht fehlen wird, so lange Arbeiten ohne Mühe und Anstrengung Aufmunterung und Anerkennung finden; sie zeugte die taubstummen und blinden Kinder der Unwissenheit und des Mangels an Beobachtungsgabe, sie ist es, die in den vorhergegangenen Jahren alle Fortschritte in ihrem Keim erstickte."

Er citirt dann in der Anmerkung (S. 33 u. 34) eine Anzahl Proben, mit denen diese unglückliche Richtung in Deutschland zu Grabe getragen wurde. Von Erlangen ging Liebig (1822) nach Paris, wo er die Vorlesungen von Gay-Lussac, Thenard und Dulong besuchte und zugleich seine vernachlässigten mathematischen Kenntnisse etwas ergänzte. Hier kam er auch mit Alexander von Humboldt in Berührung, der sich als Landsmann seiner wohlwollend annahm und auch zu seiner baldigen Berufung auf einen akademischen Lehrstuhl förderlich mitwirkte. Liebig ist ihm dafür immer dankbar geblieben und hat diesen Dank in einer Zueignung der Agriculturchemie glänzend abgetragen, indem er die erste Unterredung mit Humboldt als den Grundstein seiner Zukunft bezeichnet.

In Paris hatte Liebig das gute Glück, an dem vortrefflichen Gay-Lussac eine feste Stütze zu finden, der ihn, was sehr schwer hielt, in sein Privatlaboratorium aufnahm und an seinen eigenen Arbeiten Theil nehmen ließ. Gemeinschaftlich vollendeten sie die Arbeit über die Knallsäure, eine im Knallsilber enthaltene Verbindung, wodurch er ehrenvoll an der Hand von Gay-Lussac in die Wissenschaft eingeführt wurde. Auf Humboldt's Veranlassung wandte sich Liebig dem Lehrfache zu, nachdem durch dessen Einfluß die Hindernisse beseitigt waren, welche seiner Habilitation in seiner Landesuniversität im Wege standen, da er auf einer fremden Universität promovirt hatte. Nach einem zu Gießen bestandenen Examen wurde sein in Erlangen erlangter Doctorgrad anerkannt, und er darauf (1824) in seinem 21. Jahre zum außerordentlichen Professor der Chemie an der Universität Gießen ernannt. Zwei Jahre später erhielt er die ordentliche Professur, und hier entwickelte er jene außerordentliche Thätigkeit, aus der für die Wissenschaft und für das Wohl der Menschheit so große Erfolge hervorgehen sollten.

Zu jener Zeit war die Chemie der unorganischen Körper durch die ungewöhnlichen Arbeiten von Berzelius zu einem hohen Grade von Ausbildung gebracht, während die organische Chemie kaum einen schwachen Anfang genommen hatte. Die Analyse der organischen Stoffe, welche bekanntlich aus nur wenigen und immer denselben Elementen bestehen, war nur den größten Meistern zugänglich, erforderte sehr kostspielige Apparate und einen ungemeinen Aufwand von Zeit und Mühe. Wenn wir jetzt diese Methoden und Apparate betrachten, so erscheint es uns unbegreiflich, daß die Resultate so genau mit denen späterer Zeiten und verbesserter Methoden übereinstimmen. Liebig erkannte sogleich, daß seine Hauptaufgaben auf dem Gebiete der organischen Chemie lägen, und da war es vor allem nothwendig, daß einfachere, leichtere und in kürzerer Zeit zu vollendende Analysen mußten gemacht werden können. Sein Bestreben ging deshalb sogleich auf diesen Punkt hinaus, und in kurzer Zeit stellte er jenes Verfahren hin, welches noch heute das übliche ist. Bekanntlich können die Elemente der organischen Stoffe nur dadurch ihrer Menge nach bestimmt werden, daß man sie durch vollständige Verbrennung in unorganische Verbindungen umsetzt, den Kohlenstoff in Kohlensäure, den Wasserstoff in Wasser, wo man dann den Sauerstoff durch Abzug findet. Ist zugleich Stickstoff vorhanden, so wird dieser in Gasform ausgeschieden und nach Volumen gemessen, und dann ebenfalls der Sauerstoff durch Abzug gefunden. Zwei Dinge waren es, welche die Methode Liebig's auszeichneten: der trockene Korkstopfen, womit er die Verbrennungsröhre schloß, und der sogenannte Kaliapparat, durch welchen die Kohlensäure aufgefangen und gewogen werden konnte. Es ist nicht zu verkennen, daß der Erfolg dieser Erfindungen bei weitem ihren geistigen Werth

übertraf, denn es giebt zahlreiche mechanische Constructionen, welche eine größere Combinationsgabe und weit mehr Energie in der Ueberwindung von Hindernissen voraussetzen, wie ein neues Echappement am Chronometer, der Jacquardstuhl, die Leinenspinnerei, der Strumpfwirkstuhl und andere, als diese Methode der Analyse. Aber kaum dürfte unter den genannten Erfindungen eine sein, welche größere Folgen für die Menschheit hatte als die neue Methode zur Untersuchung der organischen Stoffe; denn sie allein ermöglichte es, die Gesetze des organischen Lebens zu ergründen und darauf jenes Gebäude der Agriculturchemie zu gründen, welche die Geschicke der Menschheit umgestalten sollte. Es kann hier nicht die Absicht sein, näher auf diese rein wissenschaftliche That einzugehen, allein es ist nothwendig, davon zu sprechen, wenn man begreifen will, wie die höchsten Interessen der Menschheit an kleinen körperlichen Dingen hängen, wie sie mit der Magnetnadel und den beweglichen Typen in Verbindung standen. Durch die Erleichterung der Analyse konnten auch minder begabte Köpfe dazu verwendet werden, und die Zeit, welche bei dem Meister den höchsten Werth hat, auch von fleißigen, strebsamen, wenn auch weniger talentvollen in Anspruch genommen werden. Durch die vereinigte Thätigkeit so vieler Hände wurde erst das Material gewonnen, aus dem eine neue Wissenschaft erbaut werden konnte. Die Zahlenresultate waren die Bausteine zu dem nachher aufzuführenden Bau der Pflanzen- und Thierchemie.

Während so praktische Resultate von ungeahnter Tragweite vorbereitet wurden, blieb dennoch kein Theil der Wissenschaft ohne Beachtung. Liebig hatte den eigentlichen Genius des Entdeckers. Mit bewunderungswerthem Scharfsinn wußte er die Stellen der Wissenschaft aufzufinden, wo neue Thatsachen, neue Wahrheiten zu entdecken waren. Wer unter seiner Leitung mit Hingebung und Ausdauer arbeitete, war sicher, Entdeckungen zu machen. Er hat in dieser Beziehung eine große Aehnlichkeit mit dem großen Reisenden Cook, der, wenn er auszog, neue Länder und Völker entdeckte. Viele Andere zogen vor ihm und nach ihm aus, mit größerer Gelehrsamkeit, auf besseren Schiffen, mit feineren Instrumenten, und stießen überall nur auf Bekanntes. Liebig wußte seine Schüler im eigentlichen Sinne zum Entdecken anzuleiten. Nachdem sie sich über den Stand der Frage durch Lectüre die nöthige Kenntniß verschafft hatten, mußten sie proprio Marte die Wege aufsuchen, auf denen die neue Wahrheit gefunden werden sollte. Nur wenn ihre eigene Kraft nicht mehr ausreichte, sprang der Lehrer hülfreich ein. Hier ist denn auch die große Selbstlosigkeit zu erwähnen, mit welcher Liebig seinen Schülern die bedeutendsten Entdeckungen überließ. Die Mitwelt wußte allerdings, daß diese zu Gießen vollendeten Arbeiten ihren geistigen Urheber im Lehrer hatten; für die Nachwelt aber stehen diese Entdeckungen in den Jahrbüchern der Wissenschaft unter dem Namen des dieselben zuerst bekannt Machenden. So uneigennützig war seine Liebe zur Wissenschaft, daß er Arbeiten weggab, die Andere zu berühmten Männern erhoben. Die Splitter seines Geistes genügten, Viele zu beglücken. Er rechnete darauf, daß junge Männer, deren Namen an eine bedeutende Arbeit geknüpft war, nachher nicht nachlassen durften, die Wissenschaft mit eigenen Arbeiten zu bereichern, daß der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst.

In jene Zeit rüstigsten Schaffens fällt eine große Arbeit, die er mit seinem Freunde Wöhler unternommen hat, welche gestaltend auf die Wissenschaft einwirkte. Man wußte, daß das flüchtige Oel der bitteren Mandeln durch Oxydation an der Luft in eine Säure übergeht, welche sich auch im Benzoeharz findet und davon Benzoesäure genannt wurde. Eine genauere Untersuchung zeigte, daß ein Theil des Wasserstoffes im Bittermandelöl nicht nur durch Sauerstoff, sondern auch durch Chlor, Brom, Jod, Cyan etc. ersetzt werden konnte. Dabei blieben die anderen Bestandtheile ungeändert, und man zog daraus den Schluß, daß diese nicht wandelnden Bestandtheile ein Ganzes ausmachten, und demnach als eine zusammengehörige Gruppe angesehen werden können, die sich wie ein Element verhielt. Man nannte diese unbekannten Gruppen Radicale, und weil sie aus mehreren Elementen bestanden, zusammengesetzte Radicale, während man die einfachen Körper

der unorganischen Chemie einfache Radicale nannte. So entwickelte sich die Ansicht, daß die organische Chemie die Lehre von den zusammengesetzten, die unorganische die Lehre von den einfachen Radicalen sei. Diese Verallgemeinerung war zu groß. Man suchte die Ursache der Ersetzbarkeit eines Elementes durch ein anderes in der Natur der Radicale, während sie doch eigentlich in der Aehnlichkeit der sich vertretenden Elemente liegt. Bot uns die Natur einen Körper mit Sauerstoffgehalt dar, in welchem Sauerstoff zum Theil durch Chlor oder Jod vertreten werden konnte, so lag dies doch offenbar in der ähnlichen Natur des Sauerstoffes, Chlors, Jods, denn die erste Verbindung mit dem Sauerstoffgehalt war ohne Zuthun des Chemikers entstanden, also möglich. Es ging nun das Bestreben dahin, diese Radicale darzustellen; aber ohne Erfolg. Keines von diesen hypothetischen Radicalen konnte isolirt dargestellt werden, und was man als das Radical des Alkohols, Aethyl, gewann, entsprach nicht den Erwartungen, denn es war bei hoher Temperatur entstanden, verhielt sich wie ein unorganisches Gas, hatte keine Verbindungsfähigkeit als Ganzes, und seine Affinitäten waren die seiner Bestandtheile, welche beide brennbar waren und nur Kohlensäure und Wasser erzeugten. Von Chlor wurde es zersetzt, verband sich aber nicht damit zu Chloräthyl, nicht mit Sauerstoff zu Aether, noch mit Sauerstoff und Wasser zu Alkohol. Die Radicaltheorie wurde von Berzelius vorzüglich mit Bezug auf das Aethyl vertheidigt und, so weit es mit Worten geschehen konnte, ausgebildet. Während sich die unorganischen Radicale, Kalium, Natrium, Eisen, Silber ꝛc. alle darstellen ließen und in diesem isolirten Zustande die ausgesprochensten Affinitäten zeigten, verweigerten die zusammengesetzten Radicale hartnäckig ihr getrenntes Auftreten. Es hätte dies die Chemiker dahin führen müssen, in dem aufgestellten Begriffe Radical einen Irrthum zu vermuthen; allein das geschah nicht; die liebgewonnene Ansicht hatte die Bequemlichkeit, gewisse complexe Gruppen mit einem concreten Namen zu bezeichnen, und damit in den Formeln wie mit Sauerstoff, Kalium ꝛc. operiren zu können. Die Radicaltheorie ist bis jetzt eine ganz unbewiesene Annahme. Daß es keine Radicale giebt, läßt sich so wenig beweisen, als daß es keine Gespenster oder Hexen giebt; daß es aber solche giebt, ist ebenso wenig bewiesen. Die Annahme, daß es vielleicht später gelingen werde, Mittel aufzufinden, um sie darzustellen, hat wenig Wahrscheinlichkeit, wenn alle Verfahrungsarten, womit man die kräftigsten einfachen Elemente ausscheidet, zu keinem Resultate geführt haben. Es liegt in der menschlichen Natur, daß solche Begriffe, welche sich im Verfolge der Wissenschaft einstellen, nur sehr langsam, wie eine Mode, verschwinden. Die Radicaltheorie hat nun im Verlaufe der Zeit Modificationen erfahren, welche noch unannehmbarer als sie selbst sind.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Liebig sich in den späteren Jahren seines Lebens von der rein theoretischen Chemie, sogar von der organischen Chemie, zurückzog. Er, der Vater der organischen Chemie, erklärte, daß er die neueren Journale nicht mehr lesen könne. Das darf man nicht wörtlich nehmen, und es ist nur insofern richtig, wenn man statt des Wortes „könne" das Wort „wolle" setzt. Es waren vorzugsweise zwei Ursachen, welche ihn veranlaßten, seine mit so vielem Erfolg eingeschlagene Bahn in der organischen Chemie zu verlassen; die eine war sein natürlicher Widerwille gegen eine wissenschaftliche Lüge, welche, von Frankreich ausgehend, sich in Deutschland verbreitete und alle Köpfe einnahm; die andere, daß sich ihm in der Anwendung der organischen Chemie auf Agricultur und Physiologie ein ungleich großartigeres, bis dahin ganz unangebautes Feld darbot, welches die reichsten Ernten versprach.

Die Radicaltheorie war aus der Entdeckung, oder richtiger gesagt, aus der Construction des Benzoyls entstanden. Der bekannte noch lebende französische Chemiker Dumas, Akademiker und Senateur unter Napoleon, hatte sich dieser Theorie anfangs angeschlossen. Bald darauf machte er die Beobachtung, daß in der Essigsäure die drei Atome Wasserstoff durch drei Atome Chlor konnten vertreten werden, ohne daß die Essigsäure ihren Charakter als Säure verlor. Diese bis zum heutigen Tag unbegreifliche und unerklärte Thatsache wurde

von Dumas zum Ausgangspunkt einer neuen Lehre gemacht. Aus dem Umstande, daß die Essigsäure ihren Charakter als Säure nicht verloren hatte, schloß er, daß dieser Charakter dem Typus der Essigsäure zukomme, gleichgültig ob Wasserstoff oder Chlor darin vorhanden sei, und er gründete darauf seine Lehre von den chemischen Typen. Zwei andere französische Chemiker, Gerhardt und Laurent, bildeten diese Lehre aus, und es entstand daraus jenes Gebäude der modernen Chemie, welche es sich vorgesetzt hat, die ungeheure Anzahl chemischer Verbindungen in den Rahmen von drei Typen zu zwängen, nämlich der Salzsäure, des Wassers und des Ammoniaks. Dumas gründete auf eine Beobachtung das Gesetz der Substitutionen oder der Metalepsie. Statt dem eigentlichen Grunde der Thatsache nachzuforschen, und wie es möglich sei, daß zwei so unendlich weit von einander verschiedene Elemente, wie Wasserstoff und Chlor, sich ohne Veränderung des Typus ersetzen könnten, erklärte man die Erscheinung durch Aufstellung eines Gesetzes, welches eigentlich nichts Anderes war als die Wiederholung der Thatsache. Es liegt eben in der geistigen Organisation unserer Nachbaren jenseits der Mosel, daß sie die gewonnenen Resultate auf das höchste ausbeuten wollen. Weniger als ein Naturgesetz kann das nicht sein, was einer von ihnen entdeckt. So schrieb Hr. Gerhardt in den Comptes rendus (Tom. 21, p. 679) an die Akademie in Paris:

„Vor einigen Monaten habe ich die Ehre gehabt, der Akademie ein Gesetz über die organischen Verbindungen vorzulegen, welche Stickstoff, Arsenik und Phosphor enthalten. Dieses Gesetz heißt: In allen organischen Verbindungen ist die Summe der Atome des Stickstoffes und Wasserstoffes stets theilbar durch vier." Dies Gesetz kann doch nichts Anderes sein, als eine Beobachtung an einer Anzahl von Verbindungen. Es ist nicht zu übersehen, daß in diesem Gesetze zwei menschliche Annahmen liegen, nämlich die Größe der Atomgewichte und die Formel, und daß, wenn man eines davon ändert, auch das andere sich ändert. Ließ sich in einer Verbindung die Summe von Stickstoff und Wasserstoff nicht durch vier, sondern nur durch zwei dividiren, so multiplicirten sie die Formel mit zwei, und nun ging auch die Division durch vier ohne Rest auf. „Von diesem Gesetz ausgehend, bin ich dahin geführt worden, die Analysen mehrerer Körper zu wiederholen, deren Formeln damit in Widerspruch waren, und das Experiment hat die Richtigkeit desselben bestätigt," d. h. sie veränderten die Formel so, daß sich die Summen der Atome von Stickstoff und Wasserstoff durch vier dividiren ließ. Die Herren Gerhardt und Laurent waren von einer maßlosen Eitelkeit und Ueberhebung besessen, und um dieser Genugthuung zu verschaffen, ließen sie keine Arbeit weder von früheren noch gleichzeitigen Chemikern gelten, sondern modelten alle chemischen Formeln nach solchen Gesetzen um, die keine bessere Begründung hatten als das obige. Die Phrase ist allmächtig bei diesem Volk und hat es auch schon anderweitig zur Niederlage geführt. Auf die Phrase der Typen und Substitution gestützt, unternahmen jene es, Alles zu bekämpfen, was nicht von ihnen ausging. Fremde, namentlich deutsche Arbeiten eigneten sie sich als eigene an, indem sie in der Anordnung oder Wahl der Reagentien kleine Veränderungen vornahmen. Hatte der deutsche Chemiker mit Kali destillirt, so destillirten sie mit Natron; hatte der erste einen Siedepunkt von 151° gefunden, so setzten sie 152°.

Vergleicht man mit diesem Treiben das rein wissenschaftliche Streben unseres Liebig, der seinen Schülern eigene Gedanken überließ, so ist einleuchtend, daß er gegen diese chemischen Bouaniers Stellung nehmen mußte. Es entstand damals jene geharnischte Polemik, die in seinen Annalen enthalten ist. Der erste Artikel „Herr Gerhardt und die organische Chemie" im 57. Bande seiner Annalen beginnt so: „Es haben sich seit dem vorigen Jahre in Frankreich zwei Chemiker zu einer neuen Art von Richteramt mit einander verbrüdert; die Anerkennung, die ihnen zu Theil wurde, war ihnen zu gering; es hatten sich zu viele Stimmen gegen ihre Meinungen erhoben. Diesem konnte vorgebeugt werden. Sie steckten eine Fahne aus und forderten alle anderen Chemiker auf, sich unter sie zu stellen; die Feinde derselben, ja, wer nur des Zweifels ver-

dächtig war, wurde hingerichtet.“ Und am Schlusse sagt er: „Herrn Gerhardt's Verfahren hat in den letzten Jahren auf mich den Eindruck von dem eines Straßenräubers gemacht, der von seinem Hinterhalt aus (den Comptes rendus sérieux et concis) die friedlichen Reisenden anfällt und sie ihres Eigenthums beraubt. Mit diesem Raube, mit ihren Kleidern und Kostbarkeiten geschmückt, schreitet er frech durch die Straßen einher.“ Darauf antworteten die Herren G. und L. in einem offenen Briefe (Ann. 57, 389), worin sie sagen, er habe nicht das Recht, sie „faussaires, voleurs de grand chemin“ zu nennen, und wenn er Franzose wäre, würden sie ihn vor die Tribunale laden. Diese Vorgänge erklären zur Genüge, welche Stellung Liebig in der neuen Lehre von den Typen und Substitutionen einnahm, und da trotz alledem diese Lehre Eingang fand und jetzt auf fast allen chemischen Lehrstühlen herrscht, so blieb ihm nichts übrig, als sich von dieser Bühne zurückzuziehen. Er hatte die Wahl, sich der neuen Lehre anzuschließen, oder sich von jungen Strebern als überwundener Standpunkt behandelt zu sehen.

— Vejanius armis
Herculis ad postem fixis latet abditus agro.

Als er sah, daß sich ringsum Alles dem neuen Syllabus zuwendete, hing er seinen Kaliapparat an die Wand und zog sich auf das Gebiet des Ackers, der Fleischbrühe und des Brotes zurück. In der That hat die moderne Chemie Vieles von der Infallibilitätslehre an sich. Sie fordert das unbedingte Glauben an gewisse Hauptsätze, die nicht bewiesen werden können; sie verlangt ein Aufgeben der eigenen Denkkraft zu Gunsten von Anschauungen der an der Spitze der Bewegung Schreitenden. Da werden Dinge mit kühner Brust vorgetragen, von denen die Lehrer nicht mehr wissen können, als Faust von Herrn Schwertlein's Tod gewußt hat. Diese Lehren von den Typen, von sechsbasischen Säuren, von dreiwerthigen Alkoholen, von den Atomigkeiten, von der Lagerung der Molecüle, von hypothetischen Radicalen, Verwandtschaftseinheiten schließen so viel Unbegreifliches und Unbewiesenes ein, daß mit ihrer Annahme jede freie und unabhängige Erforschung der Natur zu Ende ist. Man kann kaum sagen, wie viele Männer der alten Garde sich ihre Unabhängigkeit in gleicher Art wie Bunsen, Wöhler, Fresenius, Kolbe und Andere bewahrt haben. Es lag in der Natur der Sache, daß gerade die Jüngeren sich der neuen Lehre zuwendeten. Die maßgebenden Leiter des Unterrichtes in den Ministerien konnten über den Werth und Unwerth der neuen Schule kein eigenes Urtheil haben. Sie wurden von dem Scheine des „Neuesten“, von der Anzahl der Stimmen bestochen, und die neue Schule versäumte nicht, von den „großen Errungenschaften“, von dem „großen Lichte“, welches die neuen Anschauungen in die tiefsten Geheimnisse der Natur warfen, zu sprechen. Wer einen bedeutenden Lehrstuhl erhalten wollte, mußte wo möglich durch geistreiche Gedankenblitze dem gegenwärtigen Zustande noch voranzueilen suchen. Dem modernen Chemiker dürfte es für die Dauer seines Lebens nicht an Arbeit fehlen. Er braucht nur zwei oder drei der vielen dargestellten organischen Körper zusammenzubringen, sie mit Chlor, Jod oder Brom zu behandeln, die neuen Producte zu analysiren, und wo möglich eine neue halsbrechende Hypothese über die Lagerung der Molecüle, über die „rationelle Zusammensetzung“ hinzuzufügen, und eine große Arbeit ist fertig. Allein dies ewige Wiederholen der Derivate und Hypothesen bringt die Wissenschaft um keinen Schritt weiter. Die denkbaren Combinationen sind unzählig, und wer sie erschöpfen wollte, gliche einem Manne, der an einem Kaleidoskop drehen wollte, bis er alle möglichen Fälle erschöpft hätte. Das Kaleidoskop giebt immer neue, nie da gewesene, glänzende Sterne, aber befriedigend ist dies Drehen nicht. Was Liebig von diesem Treiben dachte, hat er in einem fingirten Briefe ausgedrückt, den er, als von einem jungen Chemiker aus Paris an ihn geschrieben, in den 33. Band seiner Annalen, S. 368, eingerückt. Dieser junge Mann beeilt sich, ihm „eine der eclatantesten Thatsachen der organischen Chemie mitzutheilen“. Er habe die Theorie der Substitutionen in einer ganz unerwarteten Weise bestätigt, und nun beschreibt er, wie er das essigsaure Manganoxydul durch eine Reihe von Operationen in reines Chlorhydrat verwandelt habe. In der Anmerkung bemerkt er, daß man in den

Magazinen von London gesponnenes Chlor (Chlore filé) verkaufe, d. h. Baumwolle, in welcher durch Substitutionen einzeln der Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff durch Chlor ersetzt worden sei, und daß man in Hospitälern dieses gesponnene Chlor jedem anderen Gespinnste zu Schlafmützen und Unterhosen vorzöge. Der Brief ist unterschrieben S. C. H. Windler, was natürlich zusammenhängend als Schwindler zu lesen ist, und womit Liebig deutlich ausdrückt, daß er diese ganze Richtung für einen Schwindel halte.

Als ich im Jahre 1867 meine mechanische Theorie der chemischen Affinität schrieb, gab ich Liebig in einem Briefe einen sehr ausführlichen Auszug aus meiner Arbeit, worauf er mir am 1. December 1867 antwortete:

„Auf dein neues Buch bin ich sehr gespannt, denn du scheinst darin Alles behandelt zu haben, was uns fehlt, um die Chemie zu einer wahren Wissenschaft zu machen. Das sind ja ganz merkwürdige Dinge. Niemand hat bis jetzt einen rechten Begriff von Affinität gehabt; man hielt sich einfach an Thatsachen; dies war Alles; ebenso beim Schmelzpunkt, Siedepunkt, Gasform. Das Beispiel mit dem Schwefelkohlenstoff giebt mir eine, wenn auch unbestimmte Vorstellung von deinem Gedankengange, und ich glaube dich in Beziehung auf die Wärmeerzeugung durch Wasser zu verstehen. Wie unendlich fruchtbar ist doch das Princip der Erhaltung der Kraft in den Naturwissenschaften gewesen, und wenn ich daran denke, daß die erste Abhandlung Mayer's weder Poggendorff noch ein Anderer drucken wollte, und daß man ihn in Heidelberg und Karlsruhe für einen Narren erklärte, so erscheint der geistige Fortschritt von da bis heute ganz wunderbar.

„Die Art und Weise, wie die Chemie und namentlich die organische betrieben wird, macht mir sie ganz widerwärtig (!); Alles nur Kunststücke, kein leitendes Princip; Jeder hat seine eigene Anschauung, Keiner stimmt mit dem Andern überein, und so fehlt mir denn die Seele in der Wissenschaft. Du scheinst aber gehörig aufzuräumen; ich bitte dich nur, Alles in gehöriger Ruhe zu thun und den Leuten nicht mit der Faust ins Gesicht zu schlagen, wenn es nicht nöthig ist. Ein sonderbarer Rath von einem Manne, der den Leuten so oft ins Gesicht schlug. Allein der Mann ist älter geworden und hat erfahren, daß die Thatsachen schlagen müssen, und daß hierauf Alles ankommt."

Diese ganze Darstellung im Leben Liebig's war nothwendig, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, die sich hier und dort schüchtern zeigte, daß Liebig überholt worden wäre, daß er dem raschen Gange der Wissenschaft nicht hätte folgen können, daß er stehen geblieben wäre. Nein, das war es nicht; Widerwille und Ekel an diesem Treiben veranlaßten ihn, sich zurückzuziehen. Nachdem das deutsche Volk den gallischen Erbfeind auf dem Schlachtfelde niedergeworfen hat, bleibt es sein Sklave und Anbeter in der Mode und Chemie. Etwas Aehnliches ereignete sich in dem Leben Beethoven's. Nachdem seine herrliche Oper „Leonore" in Wien durchgefallen war, und sich Alles der italienischen Oper zuwandte, strafte er sein Volk dadurch, daß er keine zweite Oper schrieb.

Wollte man im Leben Liebig's die einzelnen Arbeiten desselben und ihren Einfluß auf die Wissenschaft schildern, so würde man ein Lehrbuch der Chemie und keine Biographie schreiben. Kein Theil der theoretischen, der analytischen und technischen Chemie ist von ihm unbearbeitet geblieben, und in den Registerbänden seiner Annalen der Chemie und Pharmacie nehmen die Ueberschriften seiner Arbeiten ganze Columnen ein. Allein nicht blos der materielle Theil der Wissenschaft, auch die Methodologie hat von ihm glänzende Erweiterung erfahren. Vorzugsweise sind es zwei Aufsätze, „Der Zustand der Chemie in Oesterreich" (Ann. 25, 339) und „Der Zustand der Chemie in Preußen" (Ann. 34, 97), welche ihm Veranlassung gaben, sich ausführlich über die Art und Weise, wie er sich die Pflege der Wissenschaft für diese selbst und die Menschheit ersprießlich dachte, auszusprechen. Besonders der letztgenannte Aufsatz enthält eine Fülle höchst fruchtbringender Gedanken, die auch auf das öffentliche Leben der Wissenschaft in Deutschland, allerdings unter schmerzhaftem Krümmen und Winden, den nachhaltigsten Einfluß hatten. Liebig war es zuerst, welcher die Chemie aus dem untergeordneten Stande, eine Dienerin des Arztes zu sein, dem sie Pur-

ganzen und Brechmittel liefern sollte, in die selbständige Stellung einer Wissenschaft erhob. „Eine Masse von ganz unterrichteten Leuten betrachten die Chemie als eine in Regeln gebrachte Experimentirkunst, nützlich, um Soda und Seife zu machen, ein besseres Eisen und Stahl zu fabriciren, um solide Farben auf Seide und Baumwolle zu liefern, als Naturforschung kennen sie dieselbe nicht. Wie sonderbar, daß der Ausdruck Bildung bei einem wahrhaft erleuchteten Volke sich nur auf die Kenntniß der klassischen Sprachen, Geschichte und Literatur erstreckt."

„In der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands entwickelte sich bei uns die naturphilosophische Schule; die Schätze der eminentesten Geister wurden zum Erjagen von hohlen Seifenblasen verschleudert, aber ihre Bemühungen sind zu Staub geworden, denn sie waren von Anfang an Staub, aus allen ihren Arbeiten hat der Staat, das Leben, die Wissenschaft nicht den kleinsten Nutzen gezogen. Zu Ende des Kriegs gab es in Deutschland keine Naturforscher mehr."

„Die Thätigkeit, das Wirken der Naturphilosophen war die Pestilenz, der schwarze Tod des Jahrhunderts. Von ihnen stammen die, dem wissenschaftlichen Geiste unwürdigen Meinungen her, daß die Schöpfungskraft der Natur aus verwitterten Gebirgsarten, verwesten Pflanzenstoffen und Regenwasser die mannigfaltigsten Pflanzen, ja selbst Thiere, lebendige Wesen ohne Samen zu erzeugen vermag."

Mit gleichem Scharfsinn machte er auf die falsche Stellung aufmerksam, welche sich die Mathematik in der Naturforschung angemaßt hatte. Daß sie ein unentbehrliches Werkzeug sei, die Resultate der Forschung in Uebereinstimmung zu bringen, wird Niemand in Abrede stellen, allein das ist ja auch die Sprache, die Schrift, ohne daß man diesen allein den Erfolg einer geistreichen Combination zuschreiben kann. Der Mathematiker empfängt etwas Gegebenes als Frage, und giebt uns dafür als Antwort das Ergebniß seiner Rechnung, ohne im Stande zu sein, die Wahrheit oder den Irrthum darin zu erkennen. Man bemerkt leicht, wie sich hier die Mathematik von der Naturforschung trennt, daß ein hoher Grad von Einbildungskraft, Scharfsinn und Beobachtungsgabe sich mit Mathematik verschwistern müsse, um einen Physiker hervorzubringen; allein im gewöhnlichen Leben geht es wie in allen Dingen, der Effect wird mit der Ursache verwechselt. Obgleich Liebig als Chemiker von Mathematik nur einen eingeschränkten Gebrauch zu machen hatte, so hat er doch in seinem umfassenden Geiste die falsche und schädliche Rolle bemerkt, welche ein unberechtigter Anspruch auf die Naturforschung ausüben mußte. „Es giebt keine Wissenschaft," sagt er an jener Stelle, „in welcher sich mehr Geistesarmuth, Unfähigkeit zum Denken, ein größerer Mangel an Einsicht und Verstand, mehr Kurzsichtigkeit und Schwäche unter dem Mantel des Wissens und der Gelehrsamkeit versteckt hält als in der Mathematik." Und ferner: „Es giebt kaum eine Täuschung, welche größer ist als die, daß die Mathematik a priori zur Entdeckung einer neuen Wahrheit gelangen könnte; es muß ihr etwas Bekanntes, Untersuchtes unterlegt werden, und wenn dies Vorbereitete zur Verarbeitung nach ihren Regeln sich eignet, so zieht der Astronom, der Physiker, der Mechaniker die bewunderungswürdigsten Resultate daraus; der reine Analytiker kann es aber nicht."

Es ist oben dargelegt worden, durch welche Umstände Liebig sich veranlaßt gesehen hat, die theoretische Chemie im gewöhnlichen Sinne zurückzulegen. Es geschah dies gegen Ende der dreißiger und gegen Anfang der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Dazu hat wesentlich beigetragen, daß sich ihm ein Feld eröffnete, auf dem er allein Meister war und Meister blieb. Bis dahin hatte er Bausteine gesammelt und zugerichtet, nun aber sollte er ein Gebäude aufrichten, unter dessen schützendem Dache die Völker der Erde ruhig, glücklich und gesegnet auf ihrer Scholle Jahrtausende verbleiben könnten, während früher der Lauf der Weltgeschichte dahin ging, daß ein Land, wenn es 600 bis 700 Jahre bewohnt war, seine Bewohner nicht mehr ernährte, daß sie es verlassen mußten und gewöhnlich als eine Wüste zurückließen.

Es ist klar, daß hier die Agriculturchemie Liebig's, welche sein eigenstes und größtes Werk ist, gemeint wird. Die Lehren derselben sind allgemein bekannt;

sie werden auf Universitäten, landwirthschaftlichen Akademien, Ackerbauschulen, ländlichen Casinos gelehrt, befolgt und gefeiert. Wir haben also nicht die Aufgabe, sie im einzelnen vorzutragen, sondern nur nachzuweisen, mit welchen Schwierigkeiten und Kämpfen und gegen welche Hindernisse sie sich zuletzt Bahn brachen. Nur das Bewußtsein der vollen Wahrheit seiner Lehre konnte Liebig die Kraft geben, gegen die kleinlichen Angriffe den ausdauernden Kampf aufzunehmen und durchzukämpfen. Jeder weiß, daß er siegreich und glorreich aus diesem Kampfe hervorging. Er ist in des Wortes verwegenster Bedeutung ein Lehrer der Menschheit geworden.

Es ist bemerkenswerth, wie richtig er die große Aufgabe anfaßte. Ehe er der Landwirthschaft Lehren geben konnte, mußte er wissen, aus welchen Stoffen und Verbindungen die Pflanze ihren Körper aufbaue. Er forschte also zuerst nach dem Ursprunge des Kohlenstoffes, Stickstoffes, Wasserstoffes und Sauerstoffes in der Pflanze. Ueber alle diese Dinge war eigentlich noch nicht ernstlich nachgedacht worden, und es herrschten unbestimmte, durch nichts bewiesene Ansichten. Den Kohlenstoff glaubte man aus dem Humus, dem Ueberreste verwesender Pflanzen ableiten zu können, ohne zu bedenken, daß dann die Frage kommen müsse, woher denn diese Pflanzen ihren Kohlenstoff genommen hätten. Liebig stellte zuerst den Satz auf, daß die Pflanze ihren Kohlenstoffgehalt ausschließlich aus Kohlensäure entnehme, und daß der Humus erst durch Uebergang in Kohlensäure von der Pflanze angeeignet werden könne. Diese sogenannte Humustheorie stieß auf den größten Widerstand. Die ganze Meute der Bornirten und Halbwisser erhob sich und wollte Liebig das Recht, über Agricultur zu lehren, absprechen, weil er den Pflug nicht führen könne und nicht Dünger auf- und abladen geholfen habe. Er erwiederte, daß er Professor der Chemie und nicht der Landwirthschaft sei, daß er für Chemiker und nicht für Bauern geschrieben habe, und daß die praktischen Erfolge erst an zweiter Stelle eintreten könnten, daß das Wissen dem Machen vorausgehen müsse. Es ist nun kaum zu verwundern, daß Liebig bei diesen Nadelstichen zuletzt die Geduld verlor und in derber Weise einige dieser ungleichen Gegner zur Ruhe brachte. So enthält der 38. Band seiner Annalen auf S. 216 u. fgd. eine „Abfertigung des Herrn Dr. Gruber in Wien und Dr. C. Sprengel, in Beziehung auf ihre Kritiken meines Werkes ‚Die organische Chemie' von Justus Liebig." Diese Abfertigung war eine gründliche und vernichtende. Er verfuhr mit ihnen, wie einst Apollo mit dem Marsyas. Die Herren lernten dabei erst die Bedeutung ihres Gegners kennen, und Liebig hatte nun eine Zeit lang öffentlich Ruhe, während im stillen die Umtriebe fortdauerten.

Ueber die Abstammung des Stickstoffes in den Pflanzen war ebenfalls ein Zwiespalt, indem Manche den atmosphärischen Stickstoff in Anspruch nahmen. Liebig löste den Widerspruch mit dem bestimmtesten Nachweise, daß aller Stickstoff der Pflanzen von Ammoniak herrühre, daß dies vor der Pflanze dagewesen sein müsse, und daß es in der Pflanze die Umbildung in Albuminstoffe erfahre, wie diese umgekehrt bei ihrer Fäulniß wieder eine gleiche Menge Ammoniak ausgebe als jene war, aus welcher sie entstanden waren. Ueber den Ursprung des Sauerstoffes und Wasserstoffes aus Wasser konnte kein Zweifel obwalten. Es enthielten aber alle Pflanzen außer diesen vier Bestandtheilen noch eine gewisse Menge anderer feuerbeständiger Elemente, die in keiner flüchtigen Verbindung existiren, und nicht, wie Kohlensäure und Ammoniak, in der Atmosphäre vorhanden sein konnten. Hier begegnen wir einer der größten Thaten Liebig's. Sechstausend Jahre hatte man Ackerbau getrieben und sechszig Jahre Chemie, und man hatte nicht bemerkt, daß diese unorganischen Stoffe zum Leben der Pflanzen unentbehrlich sind. Man hielt ihre Anwesenheit für zufällig, höchstens für günstig, aber nicht für nothwendig. Den guten Erfolg der Düngung mit Knochen schrieb man dem in den Knochen enthaltenen Leim zu und versuchte natürlich keinen phosphorsauren Kalk, der nicht zugleich Leim enthielt.

Liebig sprach zuerst den großen Satz aus, daß die in den Pflanzen befindlichen Aschenbestandtheile zur Entstehung, Entwicklung und Wachsthum der Pflanze unentbehrlich seien. Der Grund, warum

dieser Satz, auf dem unsere ganze heutige Landwirthschaft beruht, so lange übersehen werden konnte, lag wohl darin, daß in allen Fällen, wo wir die Reste des Lebens dem Acker zurückgaben, diese unorganischen Stoffe in kleinen Mengen mit den weit größeren Resten organischer Abstammung zenkörper vorhanden sind, und haben deswegen keinen greifbaren Beweis für ihre Mitwirkung. Um so größer war das Verdienst Liebig's, daß er aus einer Summe einfacher Beobachtungen einen so bedeutenden Schluß zog. Es ist ein Zeichen einer richtigen Erklärung, daß sie



Justus von Liebig.

vermengt waren, dann aber auch, daß man damals, und auch heute noch, keinen Begriff davon hatte, in welcher Art sich diese Stoffe an dem Lebensvorgang in der Pflanze betheiligten. Wir nehmen noch jetzt an, daß weder Phosphorsäure, noch Kali, Kalk, Bittererde, Kieselerde in der Pflanze zersetzt werden, noch wissen wir, in welcher Verbindung sie im Pflan- unaufgefordert eine Anzahl neuer Aufschlüsse darbietet; und so fielen auch Liebig die Erklärung der Brache, des Fruchtwechsels, des Raubbaues, der Bodenerschöpfung gleichsam wie reife Früchte in die Hand. Aber auch hieran knüpfte sich wieder ein Kampf. Liebig hatte in der ersten Auflage seines Werkes der Wirksamkeit des Ammoniaks eine größere Be-

deutung zugeschrieben als jener der Aschenbestandtheile. Infolge späterer Untersuchungen drehte er diesen Satz um und entwickelte, daß das Ammoniak vom Boden und aus der Atmosphäre genommen werden könne, die Aschenbestandtheile aber nothwendig vom Menschen dem Acker müßten zurückgegeben werden. Es trat nun hier der Kampf der Mineraltheorie und der Stickstofftheorie auf, der sich ebenfalls zu Gunsten von Liebig erledigte, im Widerspruch mit den bedeutendsten Lehrern der Landwirthschaft und Chemikern.

Aus der lichtvollen Darstellung dieser großen und neuen Wahrheiten entstand jenes merkwürdige Werk, welches 1840 unter dem Titel „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" zum ersten Mal erschien, und welchem in Bezug auf seine Einwirkung auf die Geschicke der Menschheit kein anderes an die Seite gestellt werden kann als etwa jenes des Copernicus „De revolutionibus orbium coelestium".

Copernicus versetzte den Menschen aus der eingebildeten Mitte des Weltalls in die ihm gebührende Stellung des dritten Planeten von der Sonne ab, und Liebig gab der Menschheit die Erde zurück, welche sie aus Unkenntniß der Gesetze des Lebens zum Theil in eine Wüste verwandelt und verloren hatte. Fügen wir noch hinzu die Entdeckung des Gravitationsgesetzes durch Newton, die Erkennung des Sauerstoffes als Element durch Lavoisier und die Descendenztheorie von Darwin, so haben wir jene fünf großen Wendepunkte in der Entwicklung der Menschheit, wo, wie man sagt, die Pferde gewechselt wurden, um mit neuer Kraft auf der großen Bahn der Gesittung und Aufklärung fortzuschreiten. Liebig's Werk ist bereits in neun Auflagen erschienen; wer aber das Glück hat, ein Exemplar jener ersten Auflage zu erlangen, möge ihm eine besondere und ausgezeichnete Stellung in seiner Büchersammlung anweisen, denn es ist die Grundlage unseres heutigen Zustandes der Gesellschaft, es enthält schon mehr als neun Zehntel dessen, was die letzte Auflage bietet.

Großartig war auch die Einwirkung Liebig's auf die Physiologie, und einfach waren die Sätze, in denen sich die neuen Wahrheiten zusammenfassen ließen. So wie die Pflanze sich nur aus unorganischen, mit ihrer Substanz ganz ungleichartigen Stoffen ernährt, so bildet der thierische Körper sich nur aus den bereits in der Pflanze gebildeten, mit seinem Körper ganz gleichartigen Verbindungen aus. Das Zuckerrohr kann keinen Zucker aufnehmen, die Rapspflanze nicht mit Oel ernährt werden. Ihr Leben besteht darin, Zucker und Oel aus Kohlensäure zu schaffen. Das Thier findet aber in der Pflanze Eiweiß, Käsestoff und Faserstoff, die ganz gleich mit der Substanz seines Blutes, seiner Muskeln zusammengesetzt sind, fertig gebildet vor. Stoffe, die nicht im Körper vorkommen, wie Zucker, Amylum, Gummi, können auch nicht assimilirt werden; sie kommen im Körper nicht zur Ruhe, sie werden verbrannt und dienen zur Erzeugung von Wärme. Dies ist in den einfachen Bezeichnungen: plastische Bestandtheile und Respirationsmittel ausgedrückt. Alle diese Dinge sind uns jetzt geläufig und werden in jeder Schule gelehrt, ohne daß man nach ihrer Abstammung fragt; und dennoch, welche Summe von Arbeiten gehörte dazu, diese einfachen Sätze festzustellen. Die Analyse der plastischen Bestandtheile so vieler Nahrungsmittel, welche die bekannten drei Elemente und dazu noch Schwefel enthielten, konnten nur in einem Laboratorium vollendet werden, wo viele geschickte und geschulte Analytiker thätig waren, und ein solches existirte nur zu Gießen.

Die Wirkung der Nerven erläuterte Liebig durch den Vergleich mit den Drähten in der galvanischen Kette, und in der That, diese Anschauung erklärt eine Summe von Erscheinungen in der befriedigendsten Art. Die Nerven sind die Leiter einer molecularen Bewegung, die von dem Stoffwechsel ausgeht. Die Oxydation von Kohlenstoff und Wasserstoff im Körper ist die letzte Ursache der Wärme- und Kraftentwicklung im thierischen Körper. Dieser Vorgang findet in den Muskeln statt, und die erregte Bewegung wird durch die Nerven zurück in das Centralorgan, das Gehirn, geführt, und von diesem auf denselben Wege an die Kraft verbrauchenden Organe, das Herz, die Leber, die Nieren, den Magen, u. a. vertheilt. Das Gehirn und Rückenmark ist die Staatskasse, aus welcher die Bezahlung der hohen Beamten des Körpers stattfindet. Was davon

übrig bleibt, kann zu freiwilligen Bewegungen der Muskeln und des Gehirns verwendet werden. Die Nerven sind keine hohlen Kanäle, wie die Venen und Arterien, und können deshalb keine Substanz oder Flüssigkeit, sondern nur eine Schwingung fortpflanzen. Die vielen Wirkungen von Nervendurchschneidungen erklären sich in gleicher Art. Das Nervensystem allein macht den ganzen Körper des Thieres zu einem Individuum, und dennoch ist es nicht das primum movens. Man schrieb ihm früher zu, was eigentlich dem Stoffwechsel zukam; man schrieb der Dampfmaschine zu, was dem Feuer gebührte.

Der Verbrauch von Substanz im Respirationsproceß brachte Liebig auch bei dem galvanischen Strome zu der Ansicht, daß in der Consumtion von Zink, überhaupt in dem chemischen Vorgang die eigentliche Ursache des Stromes zu suchen sei, eine Ansicht, die durch alle folgenden Untersuchungen bestätigt wurde. Dies ist um so höher anzuschlagen, als er durch seinen Freund Buff in der entgegengesetzten Ansicht von der Wirkung des bloßen Contactes bestärkt werden sollte.

In nahem Zusammenhange mit den Forschungen über die Ernährung des Thierkörpers stehen zwei kolossale Geschenke, welche Liebig der Menschheit hinterlassen hat, das Fleischextract und der Ersatz der Muttermilch. Beide gründen sich auf das tiefste Wissen und die scharfsinnigste Abstraction. Das Fleisch der pflanzenfressenden Thiere ist das kostbarste und vollständigste Nahrungsmittel des europäischen Culturmenschen. Weder Milch, noch Käse, Eier, Weizen-, Roggen- und Erbsenmehl kann einzeln und ausschließlich den Körper in voller Kraft und Leistungsfähigkeit erhalten; es fehlt etwas in der Blutbereitung, was sich auf die Dauer durch Abnahme der Masse und der Kräfte zu erkennen giebt. Dieses Fehlende hat Liebig in den Nährsalzen des Fleisches dem Brote hinzugefügt, und dies dadurch zu einem vollständigen Nahrungsmittel gemacht. Auch diese Entdeckung mußte mit Kampf gegen die Halbwisserei durchgesetzt werden. Man warf dem Fleischextract vor, daß es kein Albumin enthalte und deshalb nicht nähren könne. Nach dem Obigen ist es kaum nöthig, jetzt noch ein Wort zur Erklärung beizufügen. Das Fleischextract soll kein vollständiges Nahrungsmittel sein, es soll nur die unvollständigen Nahrungsmittel des Pflanzenreichs zu vollständigen machen. Durch diesen Gedanken hat Liebig die Bodenfläche Europa's um die großen Prairien und Pampas von Südamerika vergrößert. Tausende Morgen Landes, die früher zu Futterkräutern benutzt werden mußten, können nun unmittelbar zur Cultur von Weizen und Kartoffeln verwendet werden. Statt eines ausgekochten Rindfleisches und einer schwachen Suppe kann man jetzt das Fleisch als Braten genießen, und die Erbsen- oder Kartoffelsuppe durch Fleischextract ergänzt zu einem kräftigen Nahrungsmittel machen. Während man früher in Südamerika die Thiere der Haut wegen schlachtete und das Fleisch zu Grunde gehen ließ, wird jetzt von dem Fleische das Extract bereitet, welches die Reise unter der Linie her zuläßt. Dem Reisenden, dem Genesenden, dem Seesahrer und dem Soldaten im Felde kann die kräftigste Nahrung mit Leichtigkeit zugeführt werden. Der Scorbut, jene Plage der Seefahrer noch zu Cook's Zeiten, ist aus der Reihe der Krankheiten verschwunden. Wir wissen allerdings, daß bei uns den untern Klassen der Gesellschaft Fleischnahrung und Fleischextract nicht zu Gebote steht; man bemerkt aber auch die Wirkung an geringerer Arbeitskraft und schnellerem Altern. Die Völker Indiens und Japans sind durch Jahrtausende lange Uebung der Enthaltung von Fleischnahrung allmälig in ihrer Körperbeschaffenheit durch Abstammung und Anbequemung zu Pflanzenessern darwinisirt worden. Unter den Europäern wird auch der Südländer das Fleisch eher entbehren können als der Engländer.

Die aus gehacktem Fleische unter Zusatz einiger Tropfen Salzsäure kalt bereitete Fleischbrühe ist ein unersetzbares Nahrungsmittel für genesende und schwache Verdauungskräfte. Sie enthält neben dem Fleischextract noch das Eiweiß, welches bei dem Schäumen der gewöhnlichen Fleischsuppe in den Kohlenkasten geworfen wird, in der löslichsten Form.

Es ist bekannt, daß viele Säuglinge nicht durch Kuhmilch ernährt werden können. Es muß also noch ein Unterschied zwischen der Kuhmilch und der Muttermilch stattfinden. Diesen hat Liebig auf-

gesucht und sogleich durch ein Mittel ausgeglichen. Das schwer lösliche Stärkemehl verwandelt er durch Behandeln mit Malzaufguß in leicht löslichen Zucker und ersetzt durch einen Zusatz von Kalisalzen dasjenige, was der Kuhmilch gegen die Muttermilch fehlt. Tausende von Kindern können dadurch am Leben erhalten werden, wo bei der Schwäche der Mutter die äußeren Verhältnisse eine Amme nicht gestatten. Von der schöpferischen Kraft Liebig's gab mir eine Aeußerung desselben in seinen späteren Jahren einen Begriff. „Früher," sagte er, „griff ich, wenn sich mir eine Frage zeigte, wie mit der Hand in einen gefüllten Korb, und nahm die Antwort heraus; jetzt muß ich schon lange nachdenken."

Die Wissenschaft soll nicht des Nutzens wegen gepflegt werden; sie ist nicht dadurch erhaben, „weil sie die Stadt vor der Sambuca beschützt". Die Geschenke der Wissenschaft erfolgen unaufgefordert. Als Liebig seine große Arbeit über die Ernährung der Pflanzen begann, hatte er nicht entfernt eine Ahnung davon, welche Wirkungen und Folgen daraus hervorgehen würden. In der That ist die Agriculturchemie eine Wissenschaft von hochpolitischer Bedeutung geworden. Wenn die Wehrhaftigkeit eines Volkes zunächst auf der Ertragsfähigkeit seines Bodens beruht, so muß die Erhaltung und Steigerung dieser Ertragsfähigkeit das Bestreben jedes Patrioten sein. Diesen Gedanken hat Liebig in der Einleitung zur 7. Auflage seines Werkes in glänzender Weise ausgeführt. Er hat nachgewiesen, wie schon in der Geschichte der vergangenen Jahrhunderte die Unterjochung der Völker mit der Erschöpfung ihres Bodens gleichen Schritt ging. Persien, welches die Armeen des Xerxes stellte, ist jetzt ein entvölkertes Land, welches von Hungersnoth heimgesucht wird. Unter den Säulenstumpfen von Palmyra, Ekbatana, Persepolis, Susa haben sich einsame Hirten angesiedelt. Italien war zur Zeit des Aeneas bevölkerter als heute; Sicilien, einst die Kornkammer Roms, muß jetzt bei der halben Bevölkerung Kornfrüchte einführen. Griechenland, welches den Armeen des Darius widerstand, ist zum Klephtenstaat geworden, und vor den Mauern von Athen steht der Reisende in Gefahr, von Räubern aufgegriffen zu werden.

Die Cultur und die Macht hat sich von den gesegneten Ländern des Mittelmeeres hinauf nach Norden gezogen, und wie nach den Worten des großen Königs derjenige im Kriege Recht behält, welcher den letzten Thaler in der Tasche hat, so wird dasjenige Volk am längsten frei auf seinem Boden bleiben können, welches das letzte Pfund phosphorsauren Kalk in seinem Boden hat. Die Erkenntniß der Gesetze des Lebens zeigt die Mittel an, wodurch ein Volk Jahrhunderte lang auf demselben Boden leben kann, ohne denselben zu verwüsten und dadurch zur Auswanderung genöthigt zu sein. Neben jener Erschöpfung des Bodens giebt es auch sittliche Einwirkungen, welche die Völker ihrem Untergang entgegenführen. Solche sind Aberglauben, Verdummung, Islam und Syllabus, Despotie, Pfaffenherrschaft, Mönchthum. Diese gehen mit jener natürlichen Ursache immer Hand in Hand, und gegen diese giebt es kein anderes Mittel als die Verbreitung der Kenntniß der Natur. Während Liebig an den fernern Ausgaben seines Werkes arbeitete, suchte man aus einzelnen Aeußerungen desselben über die „Weisheit des Schöpfers" Kapital zu schlagen und den großen Naturforscher zu den Dunkelmännern hinabzuziehen. Sie hätten ihm keinen empfindlicheren Schlag beibringen können, als wenn sie ihn als einen der Ihrigen hätten erklären können. Nun ist aber gerade die neuere Agricultur zu einem der mächtigsten Hebel zur Verbreitung der Naturwissenschaften geworden. Die Landwirthschaft hat aufgehört, ein Handwerk zu sein, das nach Recepten ausgeübt wird. Sie erfordert Einsicht in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Durch nichts werden so viele Kenntnisse der Chemie in die untern Schichten der Gesellschaft, in die ländlichen Kreise verbreitet, als durch die landwirthschaftlichen Akademien, Ackerbauschulen, ländlichen Casinos und die Zusammenkünfte der landwirthschaftlichen Vereine. Mit Stolz können wir darauf hinblicken, daß in keinem Lande der Erde diese Verbreitung der Naturkenntnisse so große Fortschritte gemacht hat als in dem großen Vaterlande Liebig's. So hat denn die Agriculturchemie den doppelten Vortheil, daß sie unmittelbar das Wohlergehen des Lebenden

durch vermehrte Erträge des Bodens sichert, und daß sie durch Verbreitung von Kenntnissen den Geist bereichert und ihn gegen die finstern Plane der Römlinge schützt. Die Lenker des Staates dürfen in dem zunehmenden Bestreben, den Ackerbau wissenschaftlich zu begründen und zu erweitern, in der wachsenden Zahl der bezüglichen Zeitschriften, in der Gründung der ländlichen Casinos das sicherste Mittel erblicken, selbständige, denkende Staatsbürger und Patrioten zu erziehen. Das neue deutsche Reich wird auf dieser breiten Basis unerschüttert stehen können, so lange wissenschaftliches Streben und Fleiß unter seinen Bürgern geachtet wird. So hat denn auch Liebig die Gründung des deutschen Reiches mit lebhafter Freude begrüßt; sein großer Geist wurde nicht von den Vorurtheilen eines engeren Vaterlandes befangen. Ihm war es klar geworden, daß die romanischen Völker der Reihe nach durch rückbildenden Einfluß des Aberglaubens und eine falsche Form der Religion zu Grunde gehen mußten. Spanien ist in Auflösung begriffen, Italien krankt an Staatsbankerott und Brigantenthum, und Frankreich marschirt unter der Fahne des Syllabus. Wie weit es damit kommen wird, kann es an Spanien lernen. Auch die Länder von Süd- und Mittelamerika geben einen traurigen Beleg von der Wirkung geistiger Verdummung. In diesem Sinne ist auch Liebig ein Mehrer des Reichs geworden, als er nicht nur selbst eine Menge neuer Wahrheiten ans Licht gefördert, sondern auch durch seine Agriculturchemie Veranlassung zur weitesten Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse gegeben hat, welche die sicherste Grundlage eines kräftigen Staatswesens sind.

Es war ein reiches Leben, reich an Arbeit und Anstrengung, aber auch reich an Erfolg und geistigen Genüssen. Das freudige Entzücken des Entdeckers hat wohl keiner seiner Zeitgenossen so oft und in solchem Maße empfunden. Wenn eine neue Wahrheit sich aus den Thatsachen loslöst und zum ersten Mal klar vor der Seele steht, schaut diese wie von einem erhöhten Punkte in ein weites schönes Land, voll sonniger Auen und prangender Bäume mit reifen Früchten, die der berührenden Hand folgen. So mochte vor seiner Seele eine lange Reihe kommender Jahrhunderte geschwebt haben, in welchen unter dem Schutze seiner neuentdeckten Wahrheiten die Völker der Erde reich und beglückt würden leben können; so folgte auf seine Mineraltheorie die Ueberzeugung, daß es den Menschen niemals an denjenigen Dingen fehlen könne, welche ihren Boden fruchtbar erhalten würden, wenn sie den Andeutungen der Wissenschaft folgen wollten. Sein Hauch beflügelte die Schiffe, welche in entfernte Gegenden, nach den Chinchasinseln, der Bakerinsel in der Südsee, nach Sombrero und Mexillones strebten, um die von der Natur dort niedergelegten Schätze zu holen und in Leben zu verwandeln; auf seinen Rath werden die Phosphoritschätze von Estremadura, von der Lahn aus der Erde gegraben und auf die Felder verbreitet; der Bau der Zuckerrübe und des Tabaks würde die schönsten Striche unseres Vaterlandes in Wüste verwandelt haben, wenn nicht die gleichzeitig entdeckten Kalischätze von Staßfurth das Mittel gegeben hätten, diesem Uebel vorzubauen. Und diese Hülfsmittel sind von der Wissenschaft und nicht von der Praxis oder Erfahrung an die Hand gegeben worden.

Liebig's persönlicher Umgang war bezaubernd und herzgewinnend. Ein leichtes Lächeln auf der Lippe und die geistvollen Blicke aus den etwas tief liegenden Augen verfehlten nie ihre Wirkung. Bei einem ersten Begegnen von Liebig und Johannes Müller, dem großen Physiologen, gingen sich beide Männer mit ausgebreiteten Armen entgegen und umarmten sich, wie einst Napoleon und Alexander auf dem Floße von Tilsit. Die beiden Gelehrten waren auch Herrscher auf großen getrennten Gebieten, aber sie beneideten und bekämpften sich nicht, und so hatte keiner eine Niederlage zu erleben. An jenem Abend in der Bellevue zu Coblenz trug Liebig vorzugsweise die Kosten der Unterhaltung, und Müller war entzückt von seinem neuen Freunde. Liebig's Ausdrucksweise im Gespräch war klar und oft von lakonischer Kürze. Ein Schulfreund Liebig's, der die juristische Laufbahn ergriffen hatte und in Darmstadt wohnte, war an einem Abend in Gießen in einer Gesellschaft bei Liebig. Er sonnte sich in dem Glanze seines Freundes, der damals

schon im Perihel seines Ruhmes stand, konnte aber doch nicht begreifen, worauf sich diese europäische Anerkennung stütze, da er die Wirkungen Liebig's nicht mit denen eines gewonnenen Processes vergleichen durfte. Schüchtern äußerte er gegen Liebig, daß man mit diesen gelehrten Sachen doch eigentlich „nichts machen" könne. „Du meinst wohl," erwiederte Liebig, „man kann nicht damit rasiren."

Es wird Jeder leicht den tiefen Sinn dieses Wortes fühlen und die Erfahrung machen, daß man es sehr oft im selben Sinne gebrauchen kann.

Und so dürfen wir uns auch der Erinnerung freuen, daß Liebig schon in seinem Leben die vollste Anerkennung seines Wirkens und Schaffens in Ehre, Auszeichnung und irdischen Glücksgütern gefunden hat. Als er den Rhein hinabfuhr, flaggte das Dampfboot, wie wenn es einen Potentaten an Bord hätte; und in der That war er ein Potentat im Reiche des Geistes, eine Großmacht im Gebiete der Wissenschaft. Er war Ehrenmitglied aller bedeutenden gelehrten Gesellschaften, Präsident der baierischen Akademie, und war schon vom Großherzog von Hessen in den Freiherrnstand erhoben worden. Er lebte in der glücklichsten Ehe, worin er auch einen Treffer ersten Ranges gezogen hatte. Deutschland hat jetzt in ihm seinen größten Chemiker und die Menschheit ihren edelsten Wohlthäter verloren, und es mag lange dauern, ehe ein Anderer gleiche Bedeutung erlangen wird. Die Menschheit tritt sein Erbe an, und sein Ruhm wird nicht vergehen, so lange man mit Phosphorsäure und Kali friedliche Bürger und Armeen aus dem Boden stampfen wird.

Ein Spaziergang in Lappland.

Von

A. Dulk.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

IV.

Einige Tage vor meinem Fjällenspaziergange kam ein junger Engländer, hübsch von Ansehen, schlank und kräftig, nach Qvikkjokk und schloß im letzten Augenblicke noch sich meiner Wallfahrt an, Mr. Frederick R., aus dem Advocatenviertel von London. Wir nahmen zu Führern, bezugsweise Trägern unserer Sachen, zwei Brüder, Nils Mattis und Pehr Jakob, aus einer noch höher hinauf gelegenen Ansiedelung. Erst um neun Uhr Morgens klar geworden, fuhren wir über den Saggatsee und an dem kleinen See Myrtek vorüber den Tarrejokk aufwärts, fast eine Stunde in westlicher Richtung, stiegen dann am wilden Waldufer aus und wanderten durch den Birkenhain, der hier das zurückbleibende Nadelholz überflügelt und ersetzt, weiter das Flußthal hinauf, über Anger, durch Bäche und trockene steinige Flußbetten anderthalb Meilen weit, in Sonnenstrahlen und Mückenschwärmen. Die Ufer des Tarrejokk erscheinen mitten im Waldthale plötzlich als wilde, düstere Felsen, in deren Tiefe der gedrängte Fluß brausend sich durchwühlt. Dann öffnet sich der Thalkessel, und aus dem Flußbette steigen weite, wellig sich hebende, grüne Flächen langsam auf, noch mit Zwergtannen spärlich bewachsen, von schmalen Wasserfäden belebt, die in den vielarmigen Tarrejokk herabrinnen; dahinter die Hügel und Kuppen der Fjällen mit Moos- und Grasdecken, grauen Steinflächen und glitzerndem Wasser. Der steile Felsbau des Kaskaivo zur Rechten zeigt nun die wilden, schartigen Zacken hier, von denen der Lappe seinen Namen, „schartige Messerschneide", nahm. Fast gleich hoch ragte neben ihm das nächste Fjäll der schönen Tarrekaiskette, Njungis, von den Schweden Näsberg (Bergnase) übersetzt, an dessen Fuß wir die gleichnamige Ansiedelung liegen sahen, den letzten Hof bis nach Norwegen hinüber, die Heimath unserer Führer.

Auch dieser als Station auf den Karten verzeichnete Ort besteht nur aus einem einzigen Hause mit seinen Scheunen, in dessen einziger Stube, nach der Sitte des Landes, Vater, Mutter, der verheirathete Sohn mit Frau und Kindern, die beiden jüngeren Söhne, unsere Führer und eine fünfzehnjährige Tochter, Eva Kaisa, beisammenwohnen, sammt Franke und Snella, den Hunden, und den etwa hinzukommenden Gästen. Ein Mahl, das Jeder aus seinem „Matsäk" schöpfte, durch einen

großen Topf Milch unterstützt, nahmen wir trotz des Regens, der nun begann, um uns treu zu begleiten, auf der Wiese ein, die uns einladender als das treppenlose, nur durch einen Aufsprung zugängliche Haus erschien, und ihm folgte dann ein weiterer zweistündiger Marsch, immer das Tarrejokkthal aufwärts und meist im Birkenwalde bis zu dem kleinen See Tarraur, den wir mit Schaaren schreiender, unnahbar hoch fliegender Gänse, Löm, bevölkert fanden. Er besteht eigentlich aus mehreren Seen, in deren Verbindungswegen flache und reißende Stromschnellen die Schifffahrt hindern, so daß, obwohl wir ein Boot vorfanden, wir uns öfters am Strande durch Büsche, Steine und Moräste arbeiteten, indeß die Führer das Boot, oft bis zur Hälfte des Leibes im Wasser, mühsam über Strudel und Steine hinaufschleppten. Um halb drei von Njungis ausgegangen, kamen wir erst gegen acht Uhr an das nördliche Ende des Sees und machten hier trotz des dauernden Regens ein Feuer, um dem ersten Bedürfniß in diesem Lande, dem Kaffeetrinken, zu genügen.

Von da an hatten wir noch fast zwei Stunden aufwärts zu steigen, ehe wir zu einem geschützten Platze kamen, und die Wanderung gewann durch den Regen nicht. Die knotig in Bogen und Knieformen wachsende Birke, das Weidengebüsch, der kniehohe, ja, zwei Ellen hohe Pflanzenwuchs machten den eigentlichen Boden unsichtbar, der, mit Felskanten und Löchern oder Pfützen von oft verwunderlicher Tiefe durchsetzt, nur ein Wechsel verschiedener Morastformen ist, von der harten oder pelzweichen Bodenkruste bis zu dem trügerisch unter Schlinggewächsen nachgebenden Moor. Eine Fülle von Namen, Träsk, Tjern, Myr, Kärr, Fly, Mosse, Dy, Sump, Moras, Pöl, Göl, Gyttja und Äsja, bezeugt den Reichthum des lappischen Bodens an Sumpfvarianten. Machen nun Busch und trockene Aeste eine fortgesetzte thätige Aufmerksamkeit für Gesicht und Augen unerläßlich, und kommt endlich Wind, Schnee oder Regen hinzu, dessen gesammelte Schätze die Büsche und Pflanzen freigiebig ausschütten, so hat man ungefähr das Vergnügensmaximum eines Spazierganges in Lappland, mit dem wir denn gegen elf Uhr in ein Felsengedränge mit Sumpflöchern und zuletzt zu der wie ein Kanaan verheißenen „Grotte“, unserem Nachtquartier, gelangten.

Ich mußte über den stolzen Namen „Grotte“ zwar anfangs lachen, da ich nichts als ein überhängendes Felsstück sah, das einige Quadratfuß seitlich offenen und leise nach innen gesenkten, mit Rennthierhaaren, als Zeugen des Lappenbesuches bestreuten Bodens bedeckte, zu niedrig, um aufrecht zu stehen; aber ich lernte die Tugenden dieses einfachen Raumes bald schätzen. Konnte doch vor allem hier ungestört und mit ganzer Wirkung die Flamme aufgehen, das schöpferische Element irdischen Lebens, das Abbild der Sonne ebensowohl wie des inneren Lebensfunkens, die eine unwirthliche Natur zum gastlichen Herd umwandelt und das in Nässe und Kälte starrende Seelenleben neu entfacht. In den warmen Ländern ist sie die Erretterin aus vorübergehender Dunkelheit und Kälte der Nacht, hier aber, wo die nie weichende Nässe des Bodens und niedrige atmosphärische Temperatur das ganze Jahr beherrschen und auch den sommerlichsten Tag durchsetzen, wo Speise und Trank unumgänglich „durchs Feuer gehen“ müssen, Reflexion und Geselligkeit ohne sie undenkbar und die Monate lange Nacht nur durch sie lebendig wird, ist die Herdflamme die unentbehrlichste Quelle der Erneuerung organischer Lebensgeister und in Wahrheit, wie sie das Sprichwort nennt, „die andere Sonne“, die Wintersonne Lapplands. — Dürres Gezweig, vertrocknete Baumstämme fanden sich genug in nächster Nähe, um den Felsenwinkel in eine warme, gemüthliche Wohnstube zu verwandeln, vorab um die durchweichten Lappschuhe und ihr gegen so dauernde Nässe nicht bestandenes Heu, indessen Handschuhe den Dienst von Pantoffeln versahen, sowie auf bald hergestellten Gerüsten, sammt den Oberkleidern die ledernen Unterkleider zu trocknen, mit denen ich mich trotz des Hitzemonats versehen hatte, was mir wahrlich nicht zum Schaden gereichte.

Unterdessen that auch ein Löffel Fleischextract aus dem antipodischen Uruguai, „Compagnie Liebig“ oder, wie mein Engländer kurzweg sagte, „ein Liebeck“, vor-

treffliche Dienste, um den landesüblichen Inhalt des „Matsäk", das harte schwedische Scheibenbrot sammt Butter und unbeschreiblich fadem Kuhkäse, den dürren, holzartigen Renthierschinken und den eigenthümlich geruchvollen Schafschinken genießbar zu machen. Und schließlich führte „eine Tasse Kaffee", euphemistisch zu reden — denn in Wahrheit war das Blechgefäß, in dem wir kochten, zugleich unsere Tasse — uns mit Hülfe narkotischer Glimmstengel an die Grenze civilisirter Schwelgerei. Als ich, um mich zur Nachtruhe zu bereiten, an den zwanzig Schritte entfernten Strom herabstieg oder kletterte, hatte ich innerhalb seiner steilen Ufer, wo das Gebüsch die nächste Aussicht beschränkte, den prächtigen Eindruck, in einem tiefen, finsteren Bergkessel zu sein, dessen auf unserer Seite nahe Wände sich himmelhoch erhoben, da Wolken von ihren Zinnen herniederhingen, während die Luft, mit Dunst und feinem Regen geschwängert, den Raum und die Berge als ein gleichförmig trübes, chaotisches Element erscheinen ließ, und die unter diesem Wolkenhimmel schon merkbar die Nacht bezeichnende Dämmerung die Formen des festen, flüssigen und luftigen Elementes mit einander verschmolz und sie unter dem Bewegen des Dunstes zu riesigen beweglichen Ungeheuern bildete, die in unheimlicher Oede sich um den brausenden Flußgeist sammelten. Da ich ein Renthierfell, das mit seinen dichten, starken Haaren prächtig gegen die Feuchte des Bodens schützt, dazu eine breite Wollendecke meinem Führer aufgeladen und mich selbst dafür mit einem Theile des Gepäckes beschwert hatte, Sir Frederick aber, der leicht und frei wie ein junger Gott marschirte, nichts dergleichen mit sich führte, so legte er sich zu mir, die erste Nacht in freier Natur zu schlafen; und die gemüthliche Gemeinschaft, unterstützt von der fortglimmenden, zeitweise immer neu angefachten Herdglut, hielt uns trotz der offenen, feuchten Luft warm genug, um die Ermüdung eines Tagemarsches von sechs Meilen, der reichlich mit Hindernissen versehen war, ungestört auszuschlafen.

Daher war denn auch das Erwachen in dieser Wildniß am strömenden Elf reine Naturfreude, zumal als einige Stunden danach die Sonne durch die Wolken sich Bahn brach. Die völlige Abwesenheit irgend eines Zeichens der Cultur, die Nothwendigkeit, jeden Schritt durch die Büsche sich erst zu erkämpfen, vermehrte nur den Eindruck des nun vollzogenen Ueberganges aus den Kreisen des Menschenreiches in das Naturleben. Auch ließen wir uns Zeit, unsere vereinsamte Lage zu genießen, zumal Sir Frederick als richtiger Engländer mit Leidenschaft angelte, ohne jedoch mehr als zwei Opfer in seine Gewalt zu bekommen, da die größten, schönsten Fische, auch wenn sie schon an der Angel waren, bei dem mangelhaften Zustande der extemporisirten Utensilien entwischten, ja selbst vom Ufer herab, zwischen den Händen hindurch, noch entsprangen.

Man muß bei einem Spaziergang in Lappland, um gerade und recht auszukommen, mit der Fähigkeit versehen sein, mit Anstrengungen zu spielen und Freude an diesem Spiele zu finden, anstatt um Lohn und Ziel zu sorgen, sonst ist der Humor bald bedroht, und abhängig von Ansprüchen auf Genüsse und Erfolge, die „nicht sind". Nun war die richtige Disposition dazu mir durch das Gepäck, den Rheumatismus und einen Fußschaden behindert, den das fabelhafte Terrain oder richtiger die zu feste Füllung der Lappschuhe mir zugezogen. Im Gesträuche, dem Schneehuhne nachspürend, ging mir ein Tuch verloren, und als Wegweiser richtete ich meine Flinte mit gelber Fahne daran im Gebüsch auf. Weithin war der langsam nach dem Sumpfgrunde des Flußbettes hinabsteigende Plan in tausend kleine Hügel, Felsbrüche und Wasserrinnen getheilt, die ich zu übersehen meinte. Aber in den zahllosen Schwingungen des Terrains wiederholen sich diese Hügel, Platten, Steinformen so ähnlich und mit wechselndem Standpunkte so veränderlich, und der Bach, der hier reißend herabstürzt, um sich, im Sumpfe verlaufend, unterirdisch zu verlieren, erscheint zehn Minuten tiefer als dasselbe reißende Wasser in gleich scheinenden Ufern — so daß Tuch, Flinte und Fahne wie verzaubert waren, und, als auch mein Rufen nach den vorausgegangenen Gefährten in der ewigen Stille erstarb, ich mich nach mehrstündigen Anstrengungen die Nacht zu bleiben

entschloß, begierig, ob die Gefährten nicht endlich nach mir auslugen würden. Indessen täuschte ich mich, und da ich endlich bei meinen Untersuchungen jetzt tiefer als zuvor in das Sumpfthal herabgestiegen, meine Flinte und Windfahne in einem Busch antraf, in den sie wohl durch den Wind niedergesunken waren, so machte ich mich auf, den Gefährten zu folgen, und erblickte nach einer halben Stunde am Kopfende des Thales Rauch — einen Wegweiser, den, wie ich nun begriff, die Führer für genügend erachtet hatten, um mich herbeizuziehen. Ich fand sie tief in Beschäftigung mit ihrem Abendmahle versunken, während Sir Frederick, der auf mich gewartet hatte, ausgestreckt eifrigst mit scharfem Präparirmesser beim Abbalgen der unterwegs geschossenen rothbeinigen Skaita beschäftigt war, deren Balg er nach London bringen wollte. Wir hatten somit, um elf Uhr Morgens ausgegangen und längs dem Karanisfjäll das gewundene Stromthal aufwärts steigend, den Tag über nur einen Weg von vier Meilen gemacht. An einem Gewirre von kleinen Bächen, Puokik genannt, östlich gegenüber der 5200 Fuß in ewigem Schnee aufragenden Staika, hatten wir ein herkömmlich dürftiges Mahl gehalten und jetzt das Kopfende des Thales erreicht, wo ein kleiner See, Tarrelopan, die Bergwasser zum Tarrejokk sammelt, westlich den Riggovijokk, östlich den Vasjajokk, die von den gleichnamigen Fjällen herabströmen. Wir waren nunmehr aus der Birkenregion herausgekommen; hier gab es nur noch Zwergbüsche von Weide, und niedriges Reis, das zum Feuer diente. Da ich infolge des Wettkampfes mit den Büschen die Nadel zu schwingen und wenig Lust zur Zubereitung der heutigen Jagdbeute hatte, ließ auch Sir Frederick sich's an einem doppelten „Liebeck“ genügen, was durch die Auffindung eines Lappenkessels in den Steinspalten unterstützt wurde. Dann breiteten wir die Renthierhaut, mit dem Schnappsack als Kopfkissen, unter freiem Himmel auf dem recht feuchten Boden aus zum Nachtlager; unsere Führer aber legten sich auf denselben Boden ohne anderen Schutz nieder als die ausgeleerten Tragsäcke, welche sie über Kopf und Leib zogen. Einen Vortheil hatten sie freilich hierbei: sie blieben von den Mücken verschont, die, durch den gestrigen Regen gestachelt, uns den Tag über grausam gepeinigt und mir auch bei der Näharbeit den neugierigen Gedanken entlockt hatten, wie wohl die schönsten Hände mitten im Mückenschwarm das Einfädeln einer Nadel zu Stande bringen möchten. — Der stoßweise fortgeführte Rauch, die Kälte, welche uns empfindlich dünkte und von einem nur 200 Fuß uns gegenüber lagernden Schneefelde bezeugt wurde, verscheuchten sie auch jetzt nicht völlig. Doch that die Müdigkeit ihr Bestes; unter dem sanften Rauschen der Wasserfälle, während die grauen Wolken im Norden, von prangendem Kirschroth eingefaßt, von wundervollen Farbenübergängen durchdrungen und halb durchleuchtet wurden und zwanzig Schritte von uns aus dem Sumpf ein dichter Nebel aufstieg, den der Wind stoßweise über uns hinfegte, schliefen wir, hochbefriedigt, daß es nicht regnete, einen rechtschaffenen Schlaf bis sieben Uhr Morgens. Wenn Polarreisende von dem unheimlichen, beunruhigenden Eindrucke des nie schwindenden Tages und von erquickungslosem Schlaf in der Helle der Nacht zu erzählen wissen, so muß ich im Gegentheil constatiren, daß meiner Nachtruhe nie die Erquickung gefehlt hat, und daß ich in den fünf Monaten meines Aufenthaltes in Lappland das „ewige Licht“ des Tages stets nur als einen beglückenden Reichthum, als ein froh begeisterndes Geschenk empfinden konnte.

Diesmal brachen wir schon halb zehn Uhr auf, das östliche Seitenthal hinanzusteigen. Bald wendeten wir uns indessen ganz nordwärts, von Rücken zu Rücken aufsteigend in sehr beschwerlichem Marsche. Hier nahm nun die Welt ein ganz anderes Aussehen an; es war die rechte Fjällennatur, zu der wir nun emporgekommen waren, und keine Mücken folgten uns mehr. Alles kahl umher, keine Spur von Holzwuchs, steiniger Boden mit dürrem Gras und zumeist mit Moos bewachsen, weite Steingerölle, wechselnd mit den auch hier unvermeidlichen Morästen unter grüner, brauner, rothfleckiger, gelber oder schwarzer Decke; der Blick weithin frei von Fjäll zu Fjäll, mit ihren Kuppen, Gipfeln und Spitzen; Alles eintönig in einem unbeschreiblichen Mischgrau verschwindend, wo

nicht weiße Schneefelder aufglänzen, aber in geschwungenen, welligen Formen Höhe und Tiefe zeigend, und der ganze Horizont nichts als eben dies Meer von Bergwogen, überblickt und beherrscht von einzelnen schneebedeckten Riesen wie Staika, Suoloitjalma, Alkeware. In dieser Oede eine absolute Stille, und wenn sie einmal durch den Schrei eines Vogels unterbrochen wird, klingt er scharf, fremd, unheimlich. Und doch ist diese Einförmigkeit erhaben, befreiend, nicht niederdrückend. Nicht Tod und Erstarrung athmet man in ihr, sondern ein großes, freies, weites Leben, das in gleichsam unendlichen Formen, in feierlicheren Schwingungen, in gewaltigeren Zügen als die drunten heimische Lebenswelt sich zum Himmel hebt, sich in das All breitet. Unbelebt ist diese Einöde nicht. Grüne Senkungen, glitzernde, oft von den schönsten Marmorstücken durchsetzte Steinabhänge, Thäler mit Bächen, die lieblich im gelben Sande laufen, unterbrechen den Boden; wechselnd schreitet der Fuß über farbigen Moorwuchs und feuchtes Gras; tiefe blaue Seen, wie ruhige Himmelsaugen strahlend, schließen sich plötzlich auf aus steilen Ufern, in denen sie verborgen waren, oder als liebliches, stilles Becken in sanften, gerundeten Abhängen, und auch ein Familienleben magst du auf solchen Fjällenseen, eine Ente mit unflüggen Jungen, hier und da antreffen. Zuweilen reihen sich auch in abstufenden Senkungen solche Teiche an einander, die klaren Spiegel durch Wasserfäden verbindend. Dann blickt wohl auch aus der Ferne die krystallklare Fläche eines weiten, großen Sees verheißend herüber wie ein neues Element, und in der That brütet und hegt er neues Leben. Denn die großen Seen, die sich hier 2000 Fuß über dem Meere noch finden, halten bei großer Tiefe den Boden warm, rufen die verschwundene Birke an ihre Ufer zurück und hegen ein reiches, unter dem Eis und Schnee schützend gedecktes Fischleben. Und so wie der Himmel wechselt und belebt wird, so wechseln auch die Fjällen, dem Meer ähnlich, ihre Farbe und gewähren einen ernsten, immer eintönig, aber auch immer großartig bleibenden, geheimnißvoll von wunderbarem Elementenleben kündenden Eindruck.

Aber auch die Bodenfläche selbst scheint nur oben hingesehen so eintönig, kahl und unbelebt. Die Sommersonne schmückt sie mit einem fremdartigen, aber formenreich belebten Kleide. Die Blumen, die schwanken Rispen unserer Wiesen finden sich dort, aber auch andere, wunderlieblich feine und farbige Blumen, versteckt unter dem niedrigen, an sich dürren Bodenwuchse von Gras und Moos, weiße, purpurrothe, rosige, blaue, braune Blüthen, oft wohl den Arten unserer Pflanzen ähnelnd und doch verschieden, reicher geformt, intensiver gefärbt und Alles so fein, so zart geartet, daß schon die Berührung Formen und Farben zu verwischen droht. Am meisten herrscht das Braun vor, vom gelben bis zum rothen und rostbraunen, und es gewährt einen eigenen, tief sinnigen und ernsten Eindruck, dieses fremdartige, satte Vollbraun in feinen Nüancen von den Goldtönen an bis zur rostrothen und wieder zur düster grauen Moorgrundfarbe; überraschender noch, wenn es statt in kleinen freien Blüthentheilen in vollsaftigen, hoch aufgeschossenen Pflanzen hervortritt, wie die Sumpfgründe oft wenige Schritte nur entfernt von der Dürre sie zeigen, und wie sie auch als fremdartige Erscheinung mitten im Felsengeröll aufschießen. Mit schwindendem Sommer aber geht dieser Pflanzenwuchs wie durch eine Feuertaufe in weit verbreitetes, büschel- oder stellenweise flammendes Roth über, um bald genug in Dunkel und in die allgemeine braungraue Unfarbe hinzusterben.

Unser Weg führte uns nördlich von der schneeigen Silpakvare an einer Reihe herrlicher, spiegelklarer kleiner Seen, ihrer Senkung folgend, südlich hin, dann westlich und wieder nördlich, bis wir den großen, schönen, etwa neun Meilen im Umfange haltenden Virijaur erblickten, dessen weite Spiegelfläche mit den birkenbewachsenen, hoch und felsig, theilweise lothrecht erscheinenden Ufern einen erquickenden Anblick gewährte. Eine Stunde später fanden wir in der Senkung des Eltijokk neben Schneeflächen zum ersten Male wieder vereinzeltes, freilich nur am Boden kriechendes Wurzelgestrüpp, doch genug für den Kaffeekessel, und machten, einer Mahlzeit höchst bedürftig, an einem kleinen See Halt, ohne uns mehr Zeit als zur Bereitung jenes flüssigen Aromas

zu gestatten; denn der kalte Wind und wieder eingetretene Regen luden bei so nichtssagender Flamme nicht zur Rast ein, während wir am Virijaur Aufnahme in Lappenzelten finden sollten. Wir hatten trotz der scheinbaren Nähe einen mehrstündigen Marsch bis dahin zu machen und wurden noch verlangsamt durch einen Unfall, der mich alle geringeren Leiden vorerst ganz vergessen ließ. In den flachen Niederungen von Bächen und Sümpfen, welche hier endlich wieder Gebüsch bekränzte, sprang ich mit dem gesunden Fuße den steilen Uferabsatz eines Baches hinauf und glaubte im gleichen Augenblicke den heftigen Wurf eines spitzen Steines, etwa von einem neckischen Kobold oder gar einem leiblichen Lappen, versteckt aus den Büschen zu erhalten — mußte jedoch an der Unfähigkeit aufzutreten und dem schnellen Anschwellen des Beines das Ueberspringen einer Sehne constatiren, womit denn der kranke Fuß nothgedrungen zum gesunden umdecretirt wurde. Im erbärmlich langsamen Schritte kamen wir erst um acht Uhr zum Ufer des Virijaur und nur, um auch hier von Unerwartetem heimgesucht zu werden. Keine Spur hier von Lappenzelten oder genauer von einem Zelte! denn ungleich den Nomaden des Südens wandern die Lappen der großen Herden wegen, die sie mit sich führen, nur familienweise, und selten trifft man zwei Zelte zusammen. Doch hält jede Familie einen traditionellen jährlichen Wanderzug durch dieselben Tracten ein, so daß man im allgemeinen mit dem Gebiet, auf welchem sie erscheint, auch den Namen der wandernden Familie kennt — und in einem solchen Tract waren wir nun. Pelze und sonstige Kleider, allerlei Geräthe und Kessel fanden sich auch vor, unter den Felsenvorsprüngen auf Gerüsten und Stangen sorglich verwahrt; allein die Familie war vielleicht noch jenseits des Sees, für uns in meiner jetzigen Verfassung jedenfalls unerreichbar, und wir brauchten mehr, als Platz und Geräthe boten, die Erkenntniß von Angesicht zu Angesicht, das geistige Brot, das unseres Spazierganges Zweck war, und das leibliche Brot, das die Lappen in Fleisch, Milch und Käse liefern sollten. Denn unser Brotvorrath hatte auf diese Hülfe gerechnet und besonders unsere Schweden, sorglos wie die Lappen und scheu vor größerer Traglast, hatten sich zwar mit Kaffee nach Lappenart überreichlich, aber mit Brot so spärlich versehen, daß sie schon jetzt unsere Gäste wurden. Mattis erbot sich trotz des Sechs-Meilen-Marsches, noch Nachts auf Kundschaft auszugehen; ich ließ es aber nicht zu, da ein unabsehbarer Landregen niederfiel und ich überzeugt war, vorerst doch nicht weiter zu können.

Wir hatten uns mittlerweile unter Wind gegen ein senkrechtes Felsstück gelagert und ein lustiges Feuer angezündet, zu dem der erfreuliche, in allerhand Knieformen aufgewachsene Birkenhain uns berechtigte. Mattis brachte aus den Lappenverstecken eine hübsche, aus einem solchen Birkenknie von verwunderlicher Größe geschnitzte leichte Schale herbei, mit Figuren, die mit dem Messer eingezeichnet, und Sternen, die dazwischen eingebrannt waren; sie wäre, wenn sie dem Wasser einen minder ranzigen Geschmack mitgetheilt hätte, noch hübscher gewesen. Ich hatte mich am Feuer zur strengsten Ruhe auf meiner Renthierhaut verurtheilt, unter fortwährenden Begießungen trotz des Regens; aber Sir Frederick, auf die letzte Neige seines „Liebeck" starrend, wurde im belebenden Scheine der Lohe von einer guten Eingebung erfaßt; mit seinem Lieblingsruf o! right! sprang er auf und machte sich entschlossen über das Wildpret her, das wir gemeinschaftlich, wenn auch nur mit einer Flinte, erlegt hatten, und bei diesen vielsagenden Zurüstungen konnte ich mich denn doch nicht enthalten, wenigstens den Bratenwender zu machen. So thaten wir am Vorabende der Noth, statt zu sparen, uns mit einem schwelgerischen, diesmal nicht nach lappischen Kochprincipien bereiteten Mahl, Ente, Huhn und den Fischen des Tarrejokk, volle Güte, wobei freilich das unseren Provisionen leider fehlende Salz durch Pulver, zum großen Nachtheile der Farbe, besonders des „Liebeck", ersetzt wurde. Auch das Wasser des Himmels, welches fortwährend niederfiel, störte weder unsere Befriedigung, noch selbst, durch die schützende Decke gemäßigt, unsere uns so nothwendige Nachtruhe.

Der folgende Tag, der Kreuzestag der christlichen, der Feiertag der mohameda-

nischen Welt, zerstreute uns zunächst nach allen Richtungen. Nils Mattis und Pehr Jakob gingen in Kometenbahnen auf Entdeckungen aus, Sir Frederick an den Virijaur, um mit stummen Fischen Zwiesprache zu halten, und ich hatte Zeit, in ungestörtester Einsamkeit die Natur anzusingen, wie Amma, der Lappe, dabei mein Bein zu taufen und mich auf die weiteren sechs Tage Alleinseins vorzubereiten, in denen, wenn die Taufe keinen neuen Geist weckte, Mattis mit einem Pferd aus Njungis zurück sein wollte. Der Regen war gelinde, und als mein Engländer, ganz wie am Tarrejokk, mit vielen potentiellen, aber nur zwei wirklichen Fischen, einem großen und einem kleinen, zurückkam, rüsteten wir sie sammt dem ganzen Rest unseres Vorrathes wieder zu einem würzigen Mahle, wobei wir zur Abwechselung die Fische brieten und hierüber, sowie über die wohl gelungenen Enten, uns eine gegenseitige Bewunderung beiderseitiger Kochkunst nicht versagen konnten. Nachmittags wurde freilich der Regen wieder bedeutend, aber auch unsere Ueberraschung, als plötzlich ein Lappmann, sechs Fuß hoch, jung, leicht und schlank gebaut, ein wahres Prachtexemplar von Wildem, mit ausdrucksvollem, ernstem Antlitz und besonders schön ausgearbeiteter Stirn, vor uns erschien, als der Oelzweig, den unsere ausgesandten Tauben zurückgebracht hatten. Unsere Schweden sprachen natürlich fertig seine Sprache, Lassy aber auch etwas Schwedisch. Er reiste mit seinem Bruder und dessen Frau, welche sammt einigen Renthieren ihren Weg fortgesetzt hatten, soeben von Norwegen herüber nach dem Rovijaur, und eben dahin zu einer verschwisterten Familie wollte er uns nun führen, da um den Virijaur herum und in dieser ganzen Gegend kein Nomadenzelt zu finden sei. Der Rovijaur lag eine Tagereise südlicher; wir hatten ihn am Tarrelopan westlich von uns hinter dem Rovifjäll gelassen — sollten wir nun zurück? Man war allseitig bereit, einen Tag auf mich zu warten, bis ich gehen könnte, um mein Zurückbleiben zu vermeiden, zu dem auch Kälte und der unaufhörliche Regen wenig einluden. So entschloß ich mich lieber, mein Möglichstes zu thun, sorgte für einen Birkenknüppel zur Stütze, übergab den Rest meines Gepäckes Lassy, dem Lappen, und blies Abends gegen acht Uhr zum Aufbruch.

Als Lassy neben seinen schwarzen wasserglänzenden Lederbeinen ein braunes und ein fleischfarbenes meinerseits zum Marsch antreten sah, protestirte er im Namen der Kälte, des Regens und der Gebüsche — er vergaß aber die Nothwendigkeit; es half ihm daher nichts, und die Bemerkung Mattis', daß ich ein „Doctor" sei, legte ihm Schweigen auf, doch nicht ohne durch üble Prophezeihungen sich zu salviren. Eine Zeit lang zogen wir uns am Stalajokk, der hier in den Virijaur fällt, dann an einem östlichen Nebenarme desselben hin. Die Birkenregion war bald wieder verschwunden, und selten ging es durch Thäler, meist, um deren ungangbaren, sumpfigen oder wasserbeströmten Boden zu vermeiden, die abhängigen Bergwände entlang. Der schlüpfrige Weg wurde oft genug durch herabstürzende Bäche, durch Klüfte mit Steingeröll und den in den Bergfalten stets auftretenden Moorgrund unterbrochen, war jedoch am mühsamsten auf den steilen Abhängen, wo das nasse Gras den Fuß gleiten ließ und Manchen von uns zu Falle brachte, oder wo knotiges Gestrüpp mit seinen Regenschauern durchbrochen werden mußte. Prächtig aber war, wenn wir aus einem Thal in das andere einbogen, der weite Blick von oben herab in diese zusammenrinnenden Bach- und Flußbetten mit ihren wilden Bewegungen, prächtig, wenn wir plötzlich an eine schwarze, hoch oben mit Wolken behangene Felswand geriethen, der Fall der klaren Wasser 1000 Fuß über uns über die bogenförmigen Ränder und abschüssigen Flächen herab, hier in weißem Schaum auf dem schwarzen Grunde sprühend, dort in gesammelten Strahlen herabgeschüttet, um hundert Fuß tiefer von der Bergwand wieder aufgefangen, in zahllosen Gerieseln senkrecht herabfließend zu verschwinden.

Indeß war der Wind, der Weg, der Regen so zwingend, daß an mich, der ich natürlich zurückblieb, Niemand mehr zu denken schien. Wie von Eumeniden gejagt, so schien es mir wenigstens, arbeiteten sie sich rastlos vorwärts, indeß ich, zumal, wo es steil hinab- oder hinaufging, mit allem Willen, der über Größerem das Kleinere mißachtet, doch mehr klettern und

kriechen mußte und das Gehen selbst nur als Kunstwerk übte. Es ist aber eine verzweifelte Sache um Körperkräfte, die der Schmerz aufzehrt und der Wille erschöpft. Den wundervoll leichten, natürlichen Mechanismus des Gehens lernt man erst schätzen, wenn die Hälfte der Arbeit von Stock und Arm, selbst ohne Rheuma, ausgeführt werden soll. Nur die lange Gestalt des Engländers, der etwas zurückblieb, tauchte mir zuweilen, wohl seinen Intentionen gemäß, als Zielpunkt und Hoffnungsmal auf. So kamen wir nach zweistündigem wilden Marsche zu einem Halteplatze, wo ich die Gefährten, zwischen zwei Felsstücke, die quer gegen Wind und Regen standen, gekauert traf, in der Meinung, hier zu rasten. Denn auch dies nannten sie eine „Grotte"! — ein meterbreiter Gang zwischen zwei Steinen, die eine Wand kaum vier Fuß hoch, in den vom offenen Himmel ungehindert der Regen herabströmt und den schauerlich der Zugwind durchfegt. Schon das Stehenbleiben aber trieb den Frost in die Gebeine, und so schien mir die Gefahr größer als jeder mögliche Nutzen. Gegen das unbarmherzige Wüthen der lebensfeindlichen Elemente setzt sich die äußerste Aufregung der Lebenskräfte, und ich verlangte weiterzugehen bis zu einer vernünftigeren Ruhestelle. Allein schon nach fünf Minuten hielt man an. Nach gehöriger Besprechung mit Lassy hatten unsere Führer erfahren, daß eine so schöne Grotte, oder irgend dem Aehnliches, oder nur kriechendes Reis wie hier, auf dem ganzen Wege nicht mehr zu erwarten stehe. Also in Gottes Namen zur „Grotta" zurück! In Schweiß gebadet, erstarrte ich nun im Winde. Ein Ueberrock, aus dem Gepäcke hervorgesucht, war ebenfalls vom Regen durchtränkt. Den unersättlichen Durst hatte ich unterwegs, wo Bach an Bach rann, oft genug zu stillen versucht; aber ein toller Hunger überfiel mich nun, die nicht mißverständliche Sprache der Erschöpfung der Kräfte. Während die Führer das ausgerissene Gestrüpp im Eingange der Grotte zu entzünden suchten, riß ich aus dem Matsäck das harte Knäkebröd und zermalmte es mit einer Todesangst, in den wenigen Augenblicken nicht genug davon eßbar machen zu können. Die Angst entstand aus der vergeblichen Anstrengung der Führer, das Feuer zu entzünden, das nach kurzem Aufflammen und dickem Qualm stets wieder erlosch. Denn ohne Feuer hier rasten, das fühlten Alle als gleich unmöglich oder gleich verloren. In der Wüste des Südens ist Wasser das wunderthätige, lebenerhaltende Element; in der wasserdurchtränkten Wüste des Nordens tritt das lebengebende Feuer an seine Stelle, ohne Holzwuchs bietet sie nicht Heim noch Rast. Auch führt der Lappe jederzeit sorgfältig getrocknete Birkenrinde in seinem Fellsack, seiner „Parka vuoska" mit sich, um im Regen und Schnee Feuer entzünden zu können. Aber diese Birkenrinde versagte hier ihren Dienst! Ein verzweifelter Eifer bemächtigte sich unserer Führer. Der Lappe schälte und schnitt Mal auf Mal von seinem achtfüßigen schwerentbehrten „Sob" lange Späne und Splitter herab, um der Rinde zu Hülfe zu kommen; man brach, man stampfte das nasse Gestrüpp zusammen, man blies mit dem Wind um die Wette in die aufglimmende Kohle, als gälte es eine Welt zu entzünden — es waren Augenblicke, wie sie der Heerführer erlebt, wenn die Schlacht schwankt und verloren gehen will; und während ihrer hielt ich, mit gesammelter Kraft kauend, mich im dicksten Rauche, den das Gestrüpp statt der Flamme producirte und den der Zugwind pflichtgemäß durch den Gang trieb, mit einem unnennbaren Wohlgefühle, mich, meine Kleider von seiner feuchten Wärme durchdringen lassend. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch so vollkommen, so sehnsüchtig sich räuchern lassen könne, gepökeltem Schinken gleich, wie jetzt wir, der Engländer und ich, in den dicksten Qualm uns nisteten, als wäre es der lieblichste Sonnenschein, und mit Todesverachtung in ihm, der freilich mit vielem Wasserdampfe geschwängert war, athmeten so lange, so oft es der Reiz des Hustens gestattete. — Endlich, endlich siegte Ahuramazda, um mit Professor Spieß zu reden, über Angramainjus, den Verstockten, und

„Wohlthätig ist des Feuers Macht!"

sagte ich mir — diesen Vers hat Schiller „wie in Lappland" erfunden! Aber wäre er ein echter Lappländer, so hätte er sicher vor das „Bezähmen" und das „Bewa-

chen“ erst das „Entsachen“, das Wichtigste von allem, gesetzt. — Und etwas ruhiger geworden, fügte ich dem Mehlsteine, den ich für Brot aß, den noch härteren Schinken, die hammergleiche Zunge vom Renthiere, Alles, Alles hinzu, was ich hatte, ungeschält, mit Haut und Haar, wie der echte Lappe, trotz inneren Protestes. Auch die warnende Betrachtung, daß nun für eine folgende Noth nichts mehr übrig bleibe, half nichts, gar nichts — im Menschen steckt allezeit ein reißendes Thier verborgen, bereit, alle seine Cultur über den Haufen zu werfen, zu verhöhnen, wenn es ihm ans Leben geht; und das Schämen darüber wird ihm leichter dann als das Bezähmen. An Kochen war ohnehin nicht zu denken. Aber Gluth auf Gluth durch die nassen Kleider bis an den Körper ziehen zu lassen, war eine unaussprechliche Wohlthat. Bei dem Versuche, meine Schultern zu trocknen, freilich legte ich mich in eine Pfütze, und der Engländer, der es unglücklicherweise nachmachen wollte — denn gesprochen wurde bei der ganzen Scene nichts — war ebenso rasch wieder auf wie ich. Mehrmals flammten Bart und Haare auf, aber für das Wetter blieb ja noch genug übrig, und unerschrocken tauchten wir immer aufs neue in die windgewehte Lohe, um, wie Enten unter Wasser, möglichst lange unter Feuer zu bleiben; denn die durchweichten Kleider während des Regens auf dem Leibe zu trocknen, war eine künstlerisch schwierige Aufgabe. Auch wurde sie nicht gelöst. Die nur mit größter Anstrengung erhaltene Gluth erlosch allmälig, die Asche verglimmte, an Weilen war nicht zu denken.

So ging es denn, nachdem wir zwei Stunden bis gegen Mitternacht uns in dieser eigenthümlichen Grotte erquickt hatten, nothgedrungen weiter in diese trostlose Welt der Oede, Nässe und Kälte hinaus. Während der letzten Augenblicke hatte der Regen aufgehört — um dem Schnee Platz zu machen. Der fiel nun rüstig in großen Flocken herab trotz des beginnenden Augustmondes, und obwohl wir nur etwa 2000 Fuß über dem Meere waren. Unser Weg jedoch wurde dadurch besser. Das Ausgleiten auf dem abschüssigen Boden über Gras, Stein und Wurzeln hörte, da wir Thal und Berge, wohin wir gelangten, mit Schnee überdeckt fanden, mehr und mehr auf. Für mich war diese Besserung freilich ein zweifelhafter Gewinn. Denn die Kälte, der scharfe Wind, unsere ganze Verfassung trieb zur Eile, und da die Anderen nun rascher fort konnten als früher, blieb ich noch weiter zurück, in einer Lage, wo ein einziger falscher Tritt vollkommene Unfähigkeit hervorrufen konnte und an ein selbständiges Finden des Weges nicht zu denken war. Die Haltpunkte, die selten genug noch eintraten, um Athem zu schöpfen, benutzte ich deshalb nur noch zum unvermeidlichen Fortschritt in der mir angegebenen Richtung hin. Als ich mir einmal diese, wie sich erwies, ganz richtig selbst genommen und die Gefährten durch den im Nebel halblichten Moorgrund und den ihn durchfließenden Bach gar lange nicht nachkommen sah, mißtraute ich ihr — glaubte, nachdem auch mein Rufen vergebens geblieben, in dieser ziellosen Oede ohne Wiederkehr verirrt zu sein und eilte den nächsten Bergrücken hinan dem Nebenthale zu, in dem ich sie nun vermuthete. — Da ruft Lassy, dessen scharfes Auge mich noch erspäht hat, mich zurück und nun erst, fünfzig Schritte von mir, tauchen ihre Gestalten aus den ziehenden Nebeln auf. Von dem Rufe hatten sie nichts gehört; eine so geringe Entfernung hatte ihn in diesem weiten, öden Luftkreise verschlungen — wie machtlos sind Menschenorgane, wo die Elemente herrschen, das Leben des Kosmos!

Unser Weg führte nun ausschließlich, so weit die Beschaffenheit des Bodens merkbar wurde, über Steinbrüche und Moorgrund, in bauchigen Thälern, in weiten, welligen Hochebenen, an abschüssigen Bergseiten, deren Häupter Wolken oder weiße Nebel umhingen, und wäre, den früheren Hindernissen gegenüber, gangbar zu nennen gewesen, ohne die scharfen oder spitzen, aufgerichteten Schieferplatten, die der Schnee gerade genug verhüllte, um sie gefährlich zu machen. Von Gebüsch zeigte sich keine Spur mehr bis zum Rovijaur hin, daher denn auch von einem zweiten Halt trotz aller Erschöpfung nicht mehr die Rede war. Aber um zwei Uhr hörte es auf zu schneien. Nun zeigte erst das Polarleben seine eigenste Gestalt, den ewigen Winter, die leblose Oede. Finster

und starr ragte aus der formenreichen Schneedecke graues Gestein empor mit gelben und graulichen Moosaufsätzen; abenteuerliches Gewölk überhing wild zerrissene Schieferplatten wie ein Thronhimmel, hing an den Zacken schwarzer Wände, aus denen Wasserfäden herabfielen, Nebel zogen wie Gespenster umher, eine dämmernde Halbnacht lag auf dem Ganzen. Wie scharf mußte doch der Blick, wie sicher die Kenntniß des Lappen sein, der bei solcher Verhüllung die endlos wiederkehrenden Bodenformen, die in einander fließenden Thäler und Bergzüge der schneebedeckten Wildniß unterscheiden konnte und uns quer über Bergrücken, Flußbetten und steile Abhänge einen ewig gewundenen, für ein ungeweihtes Auge richtungslosen Weg ohne Schwanken führte. Ich hatte den Silpakvare sehen wollen, den wir diesmal westlich umgehen mußten; nun entging uns jede Ueberschau, auch der siebentehalbtausend Fuß hohe Suoloitjalma, der uns westlich nahe war; aber um halb zwei Uhr zeigte mir Lassy links eine himmelhohe Wolkenburg — wir gingen am Fuße des Silpakvare hin. Das traf mit der Gangzeit, so weit aus dieser die Entfernung sich berechnen ließ, vollkommen zusammen. Dabei schien es ihm unmöglich, einen geraden Weg, eine einfache Richtungslinie einzuhalten; ohne alle scheinbare Nöthigung des Terrains nahm er stets einen gezackten, in fortwährenden Abschweifungen sich windenden Steg und erinnerte mich lebhaft damit an die Thierwelt in aller Natur, die, im Gegensatze zu der geradlinigen Willensrichtung des Geistes, in eben dieser Weise ihren Weg sucht. Ich hatte das schon auf der Reise auch an unseren lappländischen Schweden wahrgenommen, und es war mir eine Hauptkunst, früher wie jetzt, in meiner miserabeln Verfassung durch Abkürzung Weg und Zeit zum Einholen zu gewinnen. Auch bei den Beduinen der Wüste gehört der Zickzack zum ordentlichen Gehen. Der Naturmensch, unter den Einflüssen des ungleichen Bodens erzogen, hat ihn sich angewöhnt und unentbehrlich gemacht; bei dem Culturmenschen mildert er sich zu länglichen Bogen.

Unser Marsch — auch ohne die Zugabe an Formenfülle im Gehwerk, deren dauernde eisige Abkühlung allein mich die innere Erhitzung überwinden ließ — war hart; wie mir Sir Frederick später gestand, die größeste Anstrengung seines Lebens. Von halb zwölf, seit wir die Feuergrotte, in der Angramainjus besiegt wurde, verlassen hatten, marschirten wir ohne wesentliche Rast bis vier Uhr, ehe wir den Spiegel des Rovijaur uns wie ein verheißenes Kanaan zwischen öden Fjällen erscheinen sahen. Es war wohl für Alle eine Erwartung wie Sein oder Nichtsein, und die Gegend zeigte sich so öde, von Gebüsch oder nur Gestrüpp so durchaus keine Spur, daß die Verheißung zur Fabel zu werden schien. Die Führer schüttelten den Kopf, zerstreuten sich, Alle suchten. Plötzlich fiel mir auf einem höheren Uferberge das obere Ende einer aufgerichteten Stange ins Auge — eine Sprache, die keine Natur spricht! und schon sah ich auch Lassy eilfertig zu eben jener Höhe hinaufsteigen. Ich folgte — da stand es vor uns, das Wallfahrtsziel, die gelobte Errettung, in doppelter Gestalt, zwei rothbraune, runde, kopflose Kegel mit rauchschwarzer Oeffnung droben, auf einem öden Bergkegel zwischen teichartigen Wasserflecken, daneben ein Gerüst mit Fleisch, Käse, Zungen, Kleidern und Geräthen behangen — zwei veritable Lappenzelte am östlichsten Ende des Rovijaur!

V.

Kein Rauch erhob sich aus den Zelten, und als ich herankam, war Lassy schon in dem ersten derselben verschwunden. Die beiden Schweden folgten ihm und bald kündete uns aufsteigender Rauch, daß drinnen Leben und die Güter des Lebens seien. Vergebens warteten der Engländer und ich auf eine Einladung in das Zelt. Das ist bei den Lappen so wenig Sitte wie bei den Schweden, wo ja Jeder jede beliebige Thür zu jeder Zeit öffnet ohne eine Spur von „Anstand". Handeln und Mimik sind die ursprünglichen Gesellschaftsformen; sie erklären sich selber. Daß indeß die Lappen dennoch nicht mehr ganz auf dieser Stufe stehen, beweist ihre feierliche Begrüßung unter einander, die zwar sehr mimisch, aber doch nicht wortlos ist. Beim Gegenübertreten sprechen sie nämlich: „Buorist!" was etwa sagen will: „Wohl!" Dann treten sie näher zusam-

men, setzen ihre Nasenspitzen gegen einander und wiederholen noch feierlicher: „Puorist!“ Das gilt wie bei uns das Mundküssen als gastlichste Begrüßung, und vielleicht versäumten wir soeben diese interessante Ceremonie. Sir Frederick faßte ßen um ein rauchiges Feuer aus demselben kriechenden Birkenreis, wie wir es in der Windgrotte genossen, mit unsern Gefährten drei in braune Kittel und hohe blaue Mützen gekleidete Lappengestalten, deren eine sich durch die runden blühenden, wohl-



Wanderung in den Fjällen.

resolut die Gelegenheit beim Kragen, d. h. die Fallklappe, welche da ist, wo die Thür sein sollte, und drängte seine lange Gestalt mit wachsender Schlangendemuth hinein, bis sie am Boden war; da erst verschwand sie in das Heiligthum. Ich folgte, benutzte jedoch die Erfahrung, um gleich frischweg hineinzukriechen. Da sa- genährten Formen als Weib zu erkennen gab — sie saßen und — schwiegen, mit großen sprechenden Augen. Doch wurde mein „Puorist!“ durch ein allgemeines Lächeln und den Gegengruß des scepterführenden Nomaden belohnt, worauf, was die Hauptsache war, man uns Platz machte. Und das war auf den ersten Blick keine

Kleinigkeit; denn außer den Hunden Djuka und Skappa, außer Felleisen, Körben, Sieben, Schachteln, Laudfässern, Kesseln und sonstigen Geräthen lagen noch drei Menschen und ein Kind schlafend innerhalb dieses Raumes von kaum zwölf Fuß Durchmesser, dessen besten Theil das unnahbare Feuer einnahm. Traurig muß ten die Hunde uns ihren Platz abtreten und aus dem Zelte entweichen. Allein sie geben in solchen Fällen nur dem Augenblick nach; denn als ich am Vormittag mit „drückend" warmen Füßen erwachte, fand ich, daß Skappa schlafend auf meinen Beinen lag — jedenfalls ein Fehlgriff gegen die noch immer auf freie Luft und kaltes Wasser angewiesene Behandlung des einen. Indessen war Lassy in Redefluß gekommen und berichtete Neuigkeiten, die mit gespanntester Aufmerksamkeit und mit fortwährend auf uns gerichteten Blicken angehört wurden, wobei die Frau in einem kleinern, von der Zeltöffnung herabhängenden Kessel Kaffee kochte, und nachdem sie unter sichtbarem Stolze aus einer wohlconditionirten Schachtel zwei Tassen — wirkliche Porcellantassen — hervorgeholt, die erste Tasse — ich schmeckte schon den „Willkommen" auf der Zunge — ihrem Manne gab, die zweite Lassy, die dritte und vierte — immer dieselben Tassen — den Schweden, die fünfte — sich selbst. Schon unter der dritten Tasse hatte ich Sir Frederick meine Ahnung mitgetheilt, daß wir nichts bekommen würden; und sie erfüllte sich. Denn nach der fünf-



Lappe.

ten Tasse begann die Runde von neuem; aber nun war glücklicherweise auch unser Sonderbundskaffee schon am Kochen. Ich bat mir nun etwas von der prächtig aussehenden Milch aus, was uns, wie Alles, was wir begehrten, bereitwilligst gereicht wurde. Einmal auf Selbsthülfe angewiesen, machten wir Fortschritte und hatten bald unser gemeinschaftliches Lager unter den Füßen der schlafenden Lappen zurechtgemacht, als wir Lassy, in einem plötzlichen Anfall von Schlafsucht, seinen Kittel über den Kopf ziehen und sich in das Bett — Renthierhaut und Decke — eines anderen Lappen einschieben sahen, wo er in zwei Minuten fest schlief. In feuchten, nur halb getrockneten Kleidern, und doch gemüthlich durch den Gegensatz, in dem trotz des draußen blasenden Windes merkwürdig warmen Raume, schliefen wir von sechs bis zehn Morgens in der Lappenhöhle.

Die Sinne haben ihre „Raison" offenbar nach den Umständen so gut wie der Geist; sonst wäre absolut nicht abzusehen, warum wir bei der, auch durch die unschätzbare Renthierhaut fühlbaren Erdfeuchtigkeit, bei der zu kurzen Zeltleinwand, und dem Zugwinde, den zumal an der Außenseite, wo ich lag, der Sturm besorgte, uns nicht hätten in aller Form erkälten sollen. Allein wir wachten in der neuen Welt ganz munter, hungrig und durstig auf, genügten aber doch zunächst dem noch stärkeren Triebe, erst unsere Kleider zu trocknen. Als ich noch lag, war der Engländer schon auf — gesessen (das Stehen verboten die Umstände), und siehe da, er erhielt von der freundlich lächelnden Lappin eine Tasse Kaffee! Nun, dachte ich, es kommt spät, aber kommt doch, und setzte mich, sobald er ausgetrunken, mit einem „purre pjervo!" (guten Morgen), das mir freundlich erwiedert wurde, ebenfalls aufrecht — aber leider umsonst, denn das Kaffeetrinken wurde trotz meines geduldigen Zusehens wieder familiär, und ich hatte — das Nachdenken. Sollte der im Norden so unpopuläre letzte Krieg daran schuld sein, dachte ich, und Lappland sich, wie Schweden, gegen uns erklären? Allein die ganz unpolitischen freundlichen Augen der Lappin streiften den jungen Engländer so wohlgefällig, daß ich wohl einsah: „Die Jugend hat Recht," wie die Dichter sagen. Die feurigen Kohlen, die ich auf das Haupt der Wirthin sammelte, indem ich ihr Abends eine Tasse chinesischen Thees sammt Butterbrot überreichte, ertrug diese zunächst mit Demuth, indem sie Beides an ihren Mann gab, in zweiter Auflage aber mit vollkommener Grazie.

Während ich nur mein Morgenbrot bereitete, hatte ich Gelegenheit, die Kochkunst der Lappen zu studiren, die in so wichtigen Dingen wie das Mittagsmahl von dem Familienhaupte ausgeübt wird. In einem großen, an eiserner Kette niederhängenden, Kessel brachte der Mann Wasser zum Kochen und warf Fettstücke hinein. Alsdann goß er aus einem runden trommelähnlichen Handfaß den Hauptbestandtheil des Mahles, flüssiges Renthierblut, mit Stücken gemischt, hinein, das die Lappen in der Fjällentemperatur nicht nur Wochen, sondern Monde lang, wenn auch, wie eben hier der Geruch und Geschmack zeigte, nicht ganz unzersetzt, aufbewahren. Die Mischung schäumte stark und mußte unter Zusatz von Salz lange kochen. Endlich schüttete er in das beruhigte Gebräude Mehl, vertheilte und durcharbeitete es mit einem Ruthenbesen; und nachdem nun das Ganze noch einmal durch das Feuer gegangen, war die „Malejupsa" (Blutsuppe), das tägliche Hauptgericht der Lappen, fertig. Es wird aus Birkenschalen mit Birkenlöffeln gegessen, von Kindern auch mit den Fingern geschleckt. Ich ließ mir eine Schale davon geben und genoß sie mit Bewußtsein und Interesse; doch setzte letzterem der blutfaule und weichliche Geschmack Grenzen. Sir Frederick dagegen behagte sie vortrefflich, er aß sie wie ein ordentlicher Lappe und ließ sich auch folgenden Tags wieder eine doppelte Ration reichen. Nach der Suppe wurden geräucherte Fleischreste von Renthierknochen abgenagt, denn Brot wird nicht gebacken und Butter nicht geschlagen; dagegen wird Käse bereitet und am liebsten frisch genossen, während der geräucherte als gesuchte Waare ins Ausland geht. Zum Räuchern des Renthierfleisches, der besonders delicaten Zungen, sowie des Käses dient der offene Zeltkopf; zur Vorrathskammer das Gerüste draußen, von dem es ein Rothspecht, vom Lappen Quossak (Spitzbube) genannt, gern zu stehlen versucht.

Das Hauptinteresse bildete sodann für mich die Renthierherde, die um Mittag in der Nähe der Zelte anlangte, theils um das Melken der Kühe, theils um eine Ablösung im Treiben, das Tag und Nacht fortgeht, zu veranlassen. Die Herde wurde auf einem, unterhalb nach der See hin gelegenen, Abhang gesammelt, der von Teichen und fließendem Wasser durchzogen war. Männer, Weiber, Kinder, Alles ist eifrig dabei beschäftigt; doch verrichtet das Weib die Arbeit bedeutend weniger geschickt als der Mann. Die Thiere sträuben sich nämlich meist heftig gegen das Melken, müssen eingefangen und festgehalten werden. Gilt es, einen Bock oder Sarvis (castrirtes Arbeitsthier) zu fangen, so bedient man sich wohl der Zugschlinge; hier aber genügt eine einfache Fangleine, deren beide Enden die eine Hand hält, während die andere die in Ringe gelegte Leine zwanzig und dreißig Schritte weit in die Herde hineinschleudert. Der Lappe thut dies mit so sicherem Blicke, daß er auch mitten im dicken Haufen der sich bewegenden Geweihe sehr selten dasjenige, dem der Wurf bestimmt war, verfehlt. Noch seltener gelingt dem Thiere der sofort geschickt unternommene Versuch, die Fangleine abzuschütteln; es wird herangezogen, und die hinter den Hörnern ruhende Leine über der Nase in eine Schlinge zusammengelegt, worauf Mädchen oder Bube genügen, das noch immer rückwärts strebende Thier zum Melken für den Mann oder die Frau festzuhalten. Die Milch, in kleine Holznäpfe, unter häufigem Schlagen des Euters, sehr spärlich fließend, ist außerordentlich fett und nahrhaft, an Consistenz der ausgesuchten Sahne unserer Kuhmilch gleich, bei großer Süßigkeit doch von etwas herberem, an das Kamel und die Ziege der Wüste erinnerndem und für mich gleich angenehmem Geschmack. Ihr zumeist haben wohl Weiber und Kinder der Lappen die runde behagliche Fülle und das blühende Aussehen zu verdanken. Auch der Renthierkäse, anfangs eher fade, doch wenn er hart wie Stein ist, sehr pikant schmeckend, hat einen bedeutenden Nahrungswerth, der sich durch sein Gewicht verräth.

Das Thier selbst, das den kahlen Boden der Fjällen und den Winterschnee der Wälder zur Heimath eines Volkes macht, dieses Wüstenthier der Polarwelt gewährt einen auffallenden Anblick, nicht minder sonderlich als das Wüstenthier des Südens, das Kamel. Auf schlanken Beinen mit breitgespaltenem, elastisch biegsamem Huf erhebt sich ein starker, zur Herbstzeit dicker und runder Leib, dessen sanftaufsteigender, gern mit einem Koller behangener, Hals einen Kopf ähnlich dem Kuhkopfe trägt, aber in gestreckten und verjüngten Formen, von angenehmem und unternehmendem Ausdruck, mit einem Auge, welches sprechender, ausdrucksvoller als das Kuhauge — das die Alten bekanntlich auch den Göttern liehen — fast zu groß für diesen Kopf sich rundgewölbt, dunkelblau in röthlichem Augapfel heraushebt. Fast wie eine Unmöglichkeit aber für diesen Bau trägt — wie das Kamel seinen entstellenden Höcker — das Renthier ein unverhältnißmäßiges Geweih, zwei, meist drei Hörnerpaare, aus dem spanenhoch ungetheilt aufschießenden Stammpaare sich erhebend, das eine den Kopf entlang, oft bis über die Nase hinaus, die unförmlichste Entstellung für jeden Schönheitsbegriff, das andere senkrecht aufsteigend, das Hauptpaar aber nach hinten hinüber, alles mit wieder verzweigten Nebenästen; und nicht runde Hörner, sondern oft breitgedrückte, zuweilen handbreite Flächen, in 20, 30 und 40 Dornen endend, die sämmtlich trotz der vielfachen Richtungslinien nach innen gebogen sind, statt nach außen. Auch merkt man dem Thiere an, welche Last es trägt. Wenn es sich auf den Boden legt, so stützt es die Kinnlade auf, kann aber doch auf die Dauer nicht das Gleichgewicht des rechts oder links überfallenden Geweihs erhalten, und nur mit schiefgestelltem Kopfe, die eine Seite des Geweihs auf den Boden gestützt, schlafen. Als Waffe gegen den Menschen bedient sich das Thier seiner nicht; wohl aber wird es in der Hand des Menschen dem Thiere selbst verderblich. An ihm erfaßt der Mensch es mit der unentrinnbaren Schlinge, schleppt es fort, fesselt es, und vollzieht auch mittelst seiner das Schlachten in wahrhaft plastischer Weise. Ist es mit dem Geweih am Pfosten befestigt, so ergreift der Lappe — was bei dem geschickten Ausschlagen des Thieres nicht leicht ist — einen Hinterfuß, wodurch das Thier völlig wehrlos wird, und sofort dreht nun ein Anderer das Geweih völlig um, mit

den Spitzen zur Erde, wobei der Körper, zu folgen gezwungen, auf den Rücken zu liegen kommt und durch Niederhalten der breiten Flügel des Geweihs leicht und regungslos festgehalten wird. Neben ihm kniet der Lappe nieder und senkt das bloße Messer, das er stets am Gürtel trägt, mit stillem, unscheinbarem Druck ins Herz. Nur ein leichtes Zucken der aufragenden Beine in der Luft verräth das innere Verbluten; das Thier, obwohl es in der Freiheit ein Grunzen als Lockung und Ruf hören läßt, stößt keinen Laut aus und hat, mit den leichten zierlichen Formen, in dem glänzend schönen Kleide, das Haupt mit dem mächtigen breiten Geweih malerisch so ganz rücklings übergebeugt, das rechte Aussehen eines feierlich stillen und hingegebenen Opfers. Auch kein roher Laut, kein Wort des Lappen unterbricht das Schweigen, und kein Tropfen Blut befleckt die Erde. In zwei Minuten ist der Todeskampf geendet; und nun trennen die Lappenmesser mit schnellem und geschicktem Schnitte das wunderbar dichthaarige starke Fell ringsum vom Leibe, mit Ausnahme des Kopfes, ab — in unglaublich kurzer Zeit liegt das glänzende Kleid neben dem warmen Körper am Boden, ohne daß ein Tropfen Blut hervordrang.

Das Geweih in dieser außerordentlichen Verzweigung, Größe und Stärke kommt übrigens nur den Böcken zu und ist auch bei ihnen so unregelmäßig, daß niemals beide Seiten symmetrisch ausgebildet sind und öfters ein Hauptzweig oder auch ein Zweigpaar der Hörner fehlt; das Geweih castrirter Böcke, der Kühe und Kälber ist einfacher und viel geringer. Im Laufe erscheint das Thier, trotz der großen Kopflast, mit seiner leichten kaum den Boden berührenden Bewegung, aus einiger Entfernung gesehen, leicht, flüchtig, graciös; und läuft in der That so schnell wie ausdauernd. Es macht mit dem Pulk auf den Eis- und Schneeflächen sechs Meilen ohne Unterbrechung, kann vierundzwanzig Meilen innerhalb vierundzwanzig Stunden laufen und selbst ohne Aufenthalt zwölf Meilen in sechs Stunden zurücklegen, wobei es sich jedoch meist so erschöpft, daß es an Verzehrung stirbt und daher nach dem Laufe gewöhnlich getödtet wird. Die Farbe, im Winter ziemlich rein weiß, ist im Sommer wechselnd. Ich sah viele gefleckte, doch herrschte die braune und dunkle Farbe vor, schwarzbraun und grau mit weißen und röthlichen Stellen; unter den einfarbigen erschien am schönsten ein prächtiges Rehbraun und das reine Weiß, wobei das Geweih in einem durchsichtigen Fleischroth leuchtet. Denn alle Geweihe sind von einer weichen, blutführenden, gegen die Insectenstiche sehr empfindlichen Haut überzogen, die nur gegen die Brunstzeit, in der es zu Kämpfen der Böcke kommt, abfällt.

Die Herde, die im Herzug durch ein hier hausendes Wölfepaar ein Thier verloren hatte, mochte etwa tausend Renthiere zählen. Es ist in ihr zur Zeit des Melkens — am zweiten Tage war sie auf einer Schneefläche hierzu versammelt — ein reges Leben und Treiben. Die Kälber suchen Milch von den Kühen zu erhalten, die sich aus zureichenden Gründen weigern, und öfters die unbescheidenen strafen. Die Böcke, oder „Oxen", wie der Schwede sagt, durchschreiten die Herde und stören die ruhesuchenden auf; die jungen spielen mit den Hörnern gegen einander, junge und alte verfolgen einander nach Neigung oder Feindschaft; die Schlingen der Lappen oder Lappinnen fliegen weithin rechts, links in die Herde; in dem Knäul, in den sie fahren, entsteht wilde Verwirrung. Die Stimmen der Kinder, die mit den widerspenstigen Kühen ringen, die Rufe der Männer, welche versprengte Thiere von nahen Höhen und Schluchten herbeiholen, oder innerhalb der Herde die Thiere scheiden, hier mit geworfenem „Sob", dort mit diesem langen Stabe in eigenthümlicher Weise dem einsichtigen Thiere nachgehend und die Richtung deutend, die es nehmen soll; das Gebell der Hunde dazwischen, die, fortwährend aufgerufen, zu thun haben, um Kühe, welche sich dem Melken entziehen wollen, zusammenzuhalten — es ist ein unterhaltendes, immer reich belebtes Schauspiel. Und dabei, als wäre all das Gewühle nur ein vertrautes Zusammenleben von Thier und Mensch im Paradiese, kann die kleine Inga Stina, kniehoch, nach der Angabe der Mutter $1^1/_8$ Jahr alt, barhäuptig, in allerliebsten kleinen Lappschuhen, Hosen und kurzem Röckchen, sich umhertreiben unter den Thieren, ohne Furcht und Tadel; und Niemand scheint das bedenklich zu finden. Sie kriecht nicht, sondern wandert,

trotz häufigen Fallens, mit breitgesetzten, allerdings bogenförmigen Beinchen vorsichtig und doch geschäftig, Steinchen, Gras, Reiser aufnehmend, von Erdhügel zu Erdhügel, klettert von Stein zu Stein, bald lachend, bald über die Mutter Erde und auf ihr weinend und scheltend — ohne daß der kleine Bruder, welcher sie hergeführt und nun mit Melken zu thun hat, oder die kaum herüberblickende ebenso beschäftigte Mutter sich zu bekümmern scheinen.

Es ist überhaupt ein eigner Eindruck, diese Häuslichkeit des Lappenlebens in der öden kalten Natur der Fjällen! Mein erster Morgengruß, als ich aus dem Zelte kroch, war unmündiges Kinderlallen aus dem Nebenzelte herüber, hier wo der Mangel an Schutz gegen die Elemente ein so zartes Leben zum schneidenden Contraste, zum Wunder macht. Und dann sah ich eben diese Inga Stina — es war glücklicherweise trockenes Wetter geworden und einige Sonnenstrahlen brachen durch die Wolken — die Zeltleinwand aufheben und bar, d. i. nichts als ein kurzes hängendes Wollenröckchen auf dem Leibe, mit den blonden Haaren, hellen blauen Augen und mit lachendem Gesicht auf mich zusteuern, dann, nachdem sie mich genau in Augenschein genommen, verblüfft und ängstlich wieder zum Zelte wandern, und der Mutter lallend die Neuigkeit berichten, bis sie von dieser, wieder unter der Zeltleinwand hindurch, hereingezogen wurde. Einen eben so lieblichen Eindruck machte der vierjährige, frische, kräftige Knabe, der beim Melken sich so tapfer und umsichtig benahm und die Kühe, wenn sie ihn fortrissen, dennoch nicht losließ. Ich mußte an Heinrich Heine's witzige aber trostlose Schilderung der Fischerlappen denken:

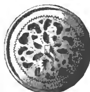
In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein.
Sie kauern um's Feuer und backen
Sich Fische und quälen und schrein.

Mit diesem Typus haben die Nomadenlappen nichts gemein; selbst die zwerghaften Weiber und die durch Branntwein verkommenen Männer, die in den Ansiedelungen auf der letzten Stufe der Gesellschaft leben, entsprechen einer solchen Schilderung nicht, weder in dem geistigen, eher stillen und apathischen Wesen, noch in dem äußeren Habitus. Die Backenknochen sind allerdings auffallend breit, die ziemlich kleine Nase ist in der Spitze breit gedrückt: aber der Mund ist für dieses breite Gesicht keineswegs auffallend groß und die aufsteigende Stirn mit ziemlicher Höhe und bedeutender Breite bildet eine wahre Zierde des Gesichts. In dem fünfundzwanzigjährigen Lassy nahm der Typus einen edlen Anstand, Freiheit und Würde an, wie sie gemeinhin dem Wüstensohne eignen, und ganz entsprechend der edlen Erscheinung des arabischen Bedaui, obwohl dessen freier beschwingter Stolz sich hier in ernsteren Formen, in strengere Zurückhaltung kleidet und passiver, mehr in sich reflectirt, auftritt. Die Größe beträgt durchschnittlich $5^1/_2$ Fuß; das in dem hinderlichen Klima wohl leichter erklärliche Zurückbleiben des Wuchses in zwerghafter Größe tritt nur als Ausnahme auf. Der Bau ist mehr knochig und breit. Im allgemeinen hat der Typus etwas sehr Gutmüthiges, doch zugleich Stilles, Ernstes, wenn nicht Schwermüthiges; das glänzend braune Auge unter sehr schwachen Augenbrauen kann sich scheu oder listig zeigen, verliert aber nur in verkommenen Subjecten dabei das Gutmüthige, und auch wenn die Züge grob, die Blicke wild sind, trägt Alles dennoch mehr den Stempel eines verschüchterten oder noch ungeordneten kindlichen Wesens als böser Leidenschaften. Die schlichten meist braunen oder dunkelbraunen Haare — während die norwegischen Lappen durchgängig blondhaarig und blauäugig sind — hängen oft recht wild um das Haupt, werden aber neuerdings von den Frauen öfters, nach schwedischem Muster, geflochten. Die Hautfarbe ist weiß, leicht gelblich im Antlitz des Mannes, während ich bei dem Familienvater hier, des Morgens am Wasser, die zarte Weiße der offenen Brust unter seinem Pelze constatiren konnte; bei den Frauen aber rosig und lebhaft. Diese blühende Incarnation macht die Frauen- und Kindergesichter sehr angenehm und ansprechend; das frische, rosige durchsichtige Leben der Haut entspricht dem kindlichen Ausdruck des Volkstypus.

Die Kleidung, welche für beide Geschlechter sich lediglich durch ein tieferes oder geringeres Ausschnüren des Rockes (Kapte) zu einer mehr oder minder tiefen Tasche als Tragraum über dem Gurt unterscheidet, ist in den beigegebenen Ab-

bildungen sorgfältig illustrirt: der Kittel von Baumwolle oder Tuch, wie der Winterpelz, Porkah, mit dem farbigen Besatz, die Schuhe Kabmakah, für Sommer oder Winter, mit der aufsteigenden Schechte und dem bunten Band, in welches die enganliegenden Leder- oder Tuchhosen, Kalsokah, eingewickelt werden, die wollenen oder Pelzhandschuhe, das am Gürtel hängende Nähzeug der Frauen, die kegelförmige Tuchmütze, Kapir, die in den nördlichen Lappmarken blau, in den südlichen auch grün und von den Weibern dort roth getragen wird. Eigenthümlich werden die Beinkleider, nicht um die Hüften, sondern niedriger, um das Gesäß geschnürt, getragen. Auch ist „das Hemd des Glücklichen“ dort nicht zu finden, denn der Rock, und im Winter ein Unterpelz mit den Haaren nach innen, Sismuodda, wird auf bloßem Leibe getragen und Hemden sind dort unbekannt. Um jedoch die Brust nicht entblößt zu lassen, wird ein Brustlatz, Atsä-fleppa, auch Atsä-leppa, angelegt, der zudem auf der rechten Seite vermöge einer, die Einführung der Hand gestattenden, Seitenöffnung im Futter eine Tasche bildet für kleinere Gegenstände und Werthsachen, wie den silbernen Löffel, Tabaksdose, Pfeife, Geld u. dergl. Er ist roth oder blaufarbig, meistens bunt, z. B. mit einem handbreit rothen senkrecht herabgehenden Streif, wird aber als ein Hauptluxusartikel auch so künstlich wie möglich ausgenäht und zusammengesetzt. Ein solches Schmuckstück fand ich später in einem Lappenzelte, sorgfältig sammt silbernem Löffel und seidenem Kopftuch in einem gelben Beutel vom weichsten selbstbereiteten Renntierleder (Lappsemsk) aufbewahrt, interessant auch durch die Bilder der Sonne und des Mondes, die uralten heidnischen Embleme. Auf anderen findet sich auch der Halbmond. Die Tuchstücke sind je durch eine Zwischenlage von demselben feinen aber weißen Lappsemsk, das die Lappen Skodde nennen, an einander geheftet, die Figuren und Linien sämmtlich mit Silberfaden, aus freier Hand, daher auch unregelmäßig genug, aufgenäht.

Von besonderem Interesse waren mir überhaupt die Schmuckgegenstände dieses Wüstenvolks, deren vorzüglichstes Staatsstück, die Kraga oder Kraka, nur von Frauen und Bräuten getragen, auf dem Festkleide aus blauem Tuch, mit grünem, rothem und blauem Besatz ist. Im Norden ist dieser Halskragen aus rothem Tuch mit blauer oder blau und rother Borte, beides, Tuch und Borte mit Silber- oder Zinnfaden reihenweise und unter zwischenlaufenden Bogenfiguren, ähnlich wie bei der Otsoleppa, ausgenäht. Er steht drei Zoll hoch auf, ist vorn offen, so daß man ihn über den Kopf zieht, und hat hinten einen Rückenlatz, der unter dem Rocke mit dem Brusttheil durch einen



Glockenknopf.

schmalen Wollengürtel verbunden wird. Die Brust herab sind die Kanten grün eingefaßt, oder grün und roth. Das Merkwürdige sind aber die metallenen Schmuckstücke daran. In der Mitte der Brust ein hoher glockenförmiger, durch-



Kugelknopf.

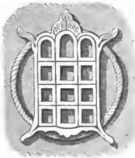
brochen gearbeiteter Knopf, Pollo, auf einer zwei Zoll langen anderthalb Zoll breiten Platte, welcher eine gleiche Platte auf der anderen Seite entspricht, die in einander zu haken sind. Demnächst eigenthümliche ovale, die Erdform wiedergebende Knöpfe, hohl und von halbzölligem Durchmesser, mit denen der aufstehende Kragen rings um den Hals behängt ist, und die abwechselnd auch in sechs erhabenen Flächen, wovon drei punktirt, etwa melonenartig ausgearbeitet sind. Den Schmuck der Brust aber bilden auf beiden Seiten schwere

zollgroße, durchbrochen gearbeitete Metallstücke, die in verschiedenen Formen einen Opferaltar, scheint es, mit Feuerflammen darstellen, auf einem gewundenen oder gerippten, wohl auch glatten Kreise ruhend, und Malge heißen. Sie sowohl wie die Knöpfe sind mit gravirtem Laubwerk, auch menschen- und götzenähnlich, versehen, das



Malge 1.

in einen oder je zwei aufstehende Ringe eingehängt ist und die rechte Vornehmheit, ein Klappen und Klingeln, ein Silberläuten bei jeder Bewegung hervorbringt;



Malge 2.

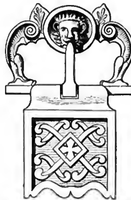
denn sämmtliche Metallstücke, Platten wie Knöpfe, sind von Silber und mit Gold überzogen. Eine solche Kraga ist daher schwer, aber auch dauerhaft und geht als Erbstück von einem Geschlecht zum andern, so daß die Goldlage meist schon abgestreift ist.

Nicht minder eigenthümlich ist der Silbergürtel, Auwe (spr. Awe), welcher von beiden Geschlechtern getragen und von quadratischen zollgroßen, wiederum mit klingendem Laubwerk behangenen und vergoldeten Silberplatten gebildet wird, die, auf einem Lederstreifen über einem Borte bildenden rothen Tuchgrund dicht an einander gereiht, den Leib einschließen. Der Gürtel, das ist der Tuchstreifen wird in einer massiven Schnalle gehal-



An der Malge hängendes Laubwerk.

ten und hängt mit einer abgerundeten, mit Laubwerk in drei Ringen versehenen, Gürtelzunge bis zu den Knien nieder, welches hängende Gürtelstück jedoch nicht mehr jene viereckigen Platten, sondern nur

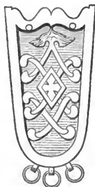


Gürtelschnalle.

leichte, runde und flache Knöpfe trägt. Auf diesen Knöpfen zeigen sich zwei geschwungene, in einander geschlungene Dreiecke gearbeitet, die eine in sechs Strahlen, vielleicht auch Blüthen auslaufende Figur auf einem Grunde wie der Sternenhimmel umschließen. Die Gürtelschnalle zeigt ein volles mondähnliches Gesicht, und die Figuren auf den Platten der Gürtel-Schnalle und- Zunge entsprechen einander, gekreuzte

Beinknochen, vielleicht um ein Bild der Sonne, auf wolkig gestreiftem Grunde. Jene quadratischen Gürtelplatten endlich enthalten erhaben gearbeitet und mit Pflanzen durchschlungen das auffallende Bild je dreier Kegel, ohne Zweifel Sinnbild eines Götzen.

Diese Schmuckgegenstände, die absolut nichts Modernes haben und offenbar aus



Gürtelzunge.

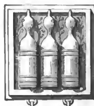
der heidnischen Zeit vererbt sind, scheinen mir, bei der vollkommnen Unwissenheit des heutigen Nomadengeschlechts über Religion und Geschichte ihrer Vorzeit, einer besonderen Aufmerksamkeit werth, als die



Gürtelknopf.

letzten Spuren der heidnischen Gottverehrung und Gebräuche, die wir nur in Bruchstücken durch christliche Missionäre aus dem Munde der ersten Lappenchristen gesammelt noch besitzen.

Auch Fingerringe tragen die Lappen, entweder einfache silberne Reifen, oder oben zu einem oval geschweiften, mit Strichen und Bögen ausgravirten Schild sich ausbreitend, auf welchem in aufstehenden Ringen kleines klingendes Laubwerk oder Ringe hängen. Silberne Ohrringe sah ich bei einer norwegischen Lappin. Breite kurze Löffel und Trinkschalen von Silber, z. Th. vergoldet, bilden ein sorgfältig erhaltenes Familiengut. Der Löffel ist flach gewölbt, zweiundeinhalb Zoll lang, zwei Zoll breit, mit breiter anderthalb Zoll langer Handhabe, deren dickes Metall von einer Herzform und einer doppelten Acht durch-



Gürtelplatte.

brochen und mit Figuren gravirt ist. Der Löffel selbst trägt auf der Außenseite ein Pflanzenbild, auf der inneren ein Sonnenauge, wie man Beides häufig in den Tempeln des alten Aegypten findet. Die Trinkschale, auf kurzem und rundem, hohlem



Handhabe einer Trinkschale.

Fuße stehend, ist kreisrund, vier Zoll im Durchmesser, etwa zwei Zoll tief, und in vierzehn breite eingeschaltete Wölbungen ausgearbeitet, auch mit Flammen und Bögen ähnlich wie die Malge ausgravirt. An zwei Seiten schweift der Rand der Schale zu Handhaben aus; die eine ein runder, vielfach zu Blumen und Früchten ausgearbeiteter kurzer Knauf, in eine Spitze auslaufend; die andere eine längere Platte,

welche in sehr erhabener Arbeit das beistehende Bildniß trägt. Die Formen, besonders des Randes, Blumenkrone und mystische Symbole, sind durch den Gebrauch abgegriffen; das Gesicht aber trägt den nationalen, durch eine übermenschliche Stirne ins Göttliche erhöhten Typus, deren enorme Länge durch eine eben so außerordentliche Erhöhung nach der Mitte ausgeglichen wird. Auch diese Figuren zeigen sämmtlich die Größe des Originals.

Noch verdient die ganz originelle Lappenpfeife, deren sich auch die Frauen gern bedienen, eine Erwähnung. Auch sie ist zuweilen von Silber, meist aber von Eisen oder von Thon, der Kopf groß wie ein Fingerhut, das Mundstück von Holz, Gummi, Kork, oder eine Federpose. Mit dem stärksten finnischen Knaster gefüllt, giebt sie einen unbeschreiblich kräftigen narkotischen Genuß, und wird in einer geschnitzten Holzkapsel, oder mit dem Tabak gemeinschaftlich in einer flachen silbernen oder eisernen und mit Kupfer überzogenen Dose unweigerlich überall mitgeführt. Eine solche Dose aus dem vorigen Jahrhundert, mit der schwedischen Aufschrift „Runstafwen Förswenskad.* Ein Beständig Almanach.", fand ich bei einem wandernden Lappen als Culturmittel zum Lehren benutzt. Sie enthielt in immer wiederkehrender Reihe die Grundzahlen, die schwedischen Buchstaben, die Monats- und Tagesnamen in buntester Vermengung mit unzähligen Gegenständen der Natur, der Cultur, des heidnischen wie christlichen Gottesdiensts.

Die beiden Zelte (Laotah) wurden von den verschwägerten Familien Huljo und Mulka bewohnt. Lachend erzählte mir Matson Mulka, der gut Schwedisch sprach, daß von seinen zwei Brüdern Amma und Mattes, die am westlichen Ende des Rovijaur ihr Zelt hätten, der jüngere, vierzig Jahr alt, so hoch wie mein Stock (vier Fuß) sei. In der Familie Huljo, die von Alters her angesehen sein soll, war außer der kleinen Sigga, die Frau, Eva Brita die Tochter und ein sechzehnjähriges Mädchen aus der Verwandtschaft, Elle Same Pente, ein rechtes Naturauge. Auf meine Frage an diese letztere, ob sie bald heirathen werde, erfuhr ich, mit einem Blick, als ob ich es wissen sollte, daß die Mädchen vor fünfundzwanzig Jahren nicht heirathen. Wortlos verwundert aber war der biedere Nomade über meine Frage, ob er denn auch zur Sommerszeit in den schönen Seen zuweilen bade. Es bedurfte erst eines Entschlusses, ehe er mich belehrte: man bade niemals. Freilich selbst im Saggatsee hatte ich am Tag vor meiner Abreise das Wasser Morgens nur acht Grad R. gefunden — aber ich sah hier Männer und Kinder barfuß, barhaupt, lässig und dünn gekleidet im scharfen Morgenwind umhergehen, und rechnete auf die Gewohnheit, das ganze Jahr, das ganze Leben in einer für uns anormalen Temperatur zuzubringen, so wie auf den Reiz erquickender Reinlichkeit, der mich selbst schon hier zu einem gründlichen Halbbad veranlaßt hatte, womit ich nur in der Tradition zu bleiben meinte. Allerdings ist die Idee von der Abhärtung der Naturvölker, als ethisches Moment, nur ein Vorurtheil, und die Wahrheit vielmehr, daß der Muth, sich einzusetzen und zu ertragen, im Ganzen stets mit der Geistescultur wächst, daß, was dem widersprechend scheint, nur aus einer natürlichen Unempfindlichkeit hervorging, statt aus Ideen. Und ebenso ist das Gefühl der Reinlichkeit ein sehr relatives; der Grad, der dem Culturmenschen Bedürfniß wird, ist dem Naturmenschen Luxus oder Kleinlichkeit. Unter den Fellahs Aegyptens hatte ich regelmäßig den halben Tag auf Reinigung verwendet, und die Arbeit war, obwohl mir Bedürfniß, wirklich ein Luxus der Empfindlichkeit, weil absolut unhaltbar, wie der Fels des Sisyphos. Die Empfindlichkeit des Wohlseins wird für sie zur Schwäche. So belächelte der Beduine der Wüste meine Beschwerde über die großen Ameisen als Weichlichkeit des Fremdlings; „sie beißen ja nicht, sie jucken nur — der da beißt," sagte er mir, und nahm einen Skorpion vom Busche auf. Hier war das Klima ein unschätzbarer Gehülfe der Reinlichkeit, die nach Lappenbegriffen, und wie auch unsere Führer bekannten, in unserm Zelte vollkommen war, und der nach Lappenbegriffen ein Bad nichts hinzufügen konnte. Daß sie Sinn für Reinlichkeit hatten, bewiesen Mann und Frau auch deutlich dadurch, daß sie die Gefäßöffnungen, aus denen sie Milch oder Blut gossen, das

* Schwedisch gemachte Buchstaben.

Kuhschwanzsieb (trichterartig aus den Haaren eines Kuhschwanzes geflochten), durch das sie die Milch seiheten, den Löffel, mit dem sie schöpften, stets ableckten, ehe sie die Dinge weglegten oder weitergaben — sollte man gegen diese Reinlichkeit sich civilisatorisch schwierig zeigen? Als meine Söhne in den Universitätsferien letzthin heimkamen, führten sie wieder ein Modewort im Munde, wie es so gern als „stehend" beliebt wird, um allerlei damit abzufertigen — „das hat keinen Werth" und „keinen moralischen Werth." Auf Geld, Ordnung, Studien und andere wesentliche Begriffe angewendet hat das Ding oft seinen Effect, und ich mußte eben hier daran denken, wie sie sich freuen würden, daß ich diese Schelmenphilosophie im Medium der Lappen nun ganz ernsthaft aufnahm — „die Reinlichkeit hat keinen moralischen Werth!" In der That, war es eben hier nicht moralischer, sich der relativen Unreinlichkeit zu vertrauen, an der Gastfreundschaft keinen Anstand zu nehmen, die Menschenbrüderlichkeit nicht durch Ansprüche zu beleidigen? Und weiter noch, sollte man, wo jeder Lebensgenuß kostbar, die Mannigfaltigkeit und Wahl aber verschwindend war, über einem — so gereinigten Löffel, einem zweideutigen Fleischkessel, einer ungewischten Tasse den rechten Augenblick zur nothwendigen Selbsterhaltung verpassen? aus der Milch die trotz des Kuhschwanzsiebes mitschwimmenden Rennthierhaare, aus dem Kaffee oder „Liebeck" die rettungslos hereinfliegenden Aschen- oder Kohlentheile herauslesen, bis die lebengebende Wärme entschwunden, oder der Trank gar verschüttet war? Die moralische Größe der Reinlichkeit wäre hier unverstanden geblieben — und eben besann ich mich, wie factisch und ohne Zweifel ich sie bereits bei dem Nachtmahl in der Windgrotte überwunden hatte — nein, man mußte es diesmal resolut mit der Studentenphilosophie halten!

Nach unsern Begriffen wäre es ebenfalls nicht ganz reinlich oder schicklich gewesen, daß Madame Mulka während meines Morgenbrots am zweiten Tage sans façon ihren vierjährigen Buben kämmte und wusch und mir überdies das Vergnügen des Strählens ihrer eigenen Haare gewährte. Was freilich das sans façon betrifft, so durfte, nachdem in den prächtig, intelligent und doch nur zu Volkspreisen eingerichteten Bädern Stockholms mich die Badefrau nach Landessitte mit Bürste und Seife höchstselbst behandeln gewollt, ich hier auf eine um neun Breitegrade höhere Ungenirtheit gefaßt sein: allein die lächelnden und doch selbstzufriedenen, ja stolzen Blicke, die die Lappin zuweilen herüberwarf, hatten etwas Demonstratives, und ich errieth sie endlich — es war die Selbstverklärung der Häupter dieses Zeltes — denn nebenan war's anders — die sich frei von allem Luxus des Schmarotzerlebens wußten, für die die Reinlichkeit denn doch — einen moralischen Werth hatte!

Uebrigens hätte ich an diesem Tage auch meinen Triumph der Gastfreundschaft feiern können, denn ich bekam — vielleicht in Folge meines Abendthees — zwei Tassen Lappenkaffee, und Albion hatte heute nichts erhalten! Allein kaum hatte ich die Tasse zurückgegeben, als Albion ins Zelt kroch, und siehe da, flugs wurde sie, wohlgefüllt und doppelt, auch ihm zu Theil. Indeß soll dieser gestörte Triumph immer noch der schönen Leserin zu gut kommen, ich will ihr verrathen, daß der Lappenkaffee — abgesehen von meist zu starkem Rösten, das der Beduine freilich unendlich sorgsamer vollzieht — äußerst wohlschmeckend ist, und ihr das Geheimniß dieses Wohlgeschmacks mittheilen. Es besteht in einem Stück trockener Fischhaut, die den Kaffee klärt, und im Zusatz einiger Krystalle Kochsalz; möge sie nur muthig das Mittel versuchen. Milch und Zucker fügt der Lappe gewöhnlich nicht hinzu; höchstens nimmt er letzteren Luxusartikel, der selten vorhanden, in den Mund — immer noch besser als das Stück Candis, das ich in einem Bauernhaus Ostpreußens über dem Tisch von der Zimmerdecke herabhängend fand, zum Ansaugen für jeden Theilnehmer.

Es versteht sich von selbst, daß wir unsern Speisevorrath hier in Fleisch, Käse und Kaffee ordentlich erneuerten, nachdem wir zweimal zu Mittag uns höchst befriedigend an frischem zarten Renthierfleisch, im Lappenkessel leicht gekocht und von ungemein mildem, angenehmem Geschmack, so wie an der Brühe, die sonst nur den Hunden gegeben wird, gesättigt hatten. Die beiden Gefährten Lassy's von Norwegen her, Mann und Frau, waren eben-

falls hier, im Nebenzelte, eingekehrt, und zogen mit drei schönen starken Renthieren, die beladen und mit hübschem, reichem Geschirr durch eine Leine vom Kopf zwischen den Beinen hindurch mit einander verbunden waren, weiter nach dem Zelt am östlichen Ende des Rovijaur. Auch Lassy folgte ihnen bald, in höflicher förmlicher Weise, doch ohne Nasenspitzengruß, von uns Abschied nehmend. Da nun das großartige Unternehmen der Eisenbahn, welche Herr Kapitän Schough in Luleå, zur Ausbeutung der unermeßlichen Erzschätze der Lappmarken, freilich etwas nördlicher, am Torneträsk, durch das Land von einem Meere zum andern zu führen im Begriff steht, noch nicht im Stande war, und da ich für jetzt keinen anderen Anspruch machte, als mein Bein zur Pflege nach Qvikkjokk mitzunehmen, so entschloß auch ich mich, dem Wunsche der Gefährten nachgebend, nach zweitägiger Ruhe weiterzuwandern.

Doch trennte ich mich nur schwer von der stillen großartigen Wildniß, und noch einmal bestieg ich eine der Höhen des einsamen Seeufers. Der Rovijaur heißt eigentlich Brovijaur, d. i. Brückensee, da der Fjällenbach, ehe er den See bildet, unter einem Felsbogen unterirdisch verschwindet, und der Lappe, dessen Sprache kein Wort für „Brücke“ hat, dieses aus dem Schwedischen nahm, aber den Doppelconsonanten des schwedischen Wortes (Bro) nicht ausspricht. Es war Alles kahl und öde; und welcher rückwärts liegenden Erdfalte die Lappen das kriechende Gestrüpp zum Feuer entnahmen, habe ich nie entdeckt. Der weitgestreckte Spiegel des klaren glänzenden Sees lag unter mir, steile, hohe, wilde Ufer mir gegenüber, sanfte Abhänge zu meinen Seiten, immer wieder in Höhen aufschwingend, und zwischen ihnen in den Falten sichtbar und unsichtbar Wasserfäden und Quellen über grauen Fels und über Steinbrüche zum See hinabrieselnd. Weit, weithin aber lagen sie vor mir, den Horizont erfüllend, die unendlichen welligen Flächen der, wie stürmende strömende Fluth sich hinbreitenden Fjällenkuppen und Fjällenrücken, mit Schneefeldern und aufragenden weißen Gipfeln hier und dort, wie Schaum eines Riesenmeeres, mit dem feierlichen regungslosen Schweigen, welches das Leben nicht leugnet, aber seine Verborgenheit predigt in kosmisch-unendlichen Schwingungen, seine umfassende Größe in beredten Zungen erhebt. Da wird die Brust freier, das Herz schlägt leichter, umfluthet vom Uebermenschlichen, in dem es Ursprung und Ende seines Daseins findet — in den ewigen Gesetzen der Natur versiegen Lust und Schmerz wie die ewig strömenden Flüsse im immer gleichen Meer! In den ernsten Zügen dieses stillen, unter Schatten und Wolken geheimnißvoll sinnenden Erdenantlitzes, das der kalten Himmelswelt so nahe, dem ewigen Raum so verwandt ist, erfaßt den Erdgeborenen, der das Ganze sucht, wohlthuend gewaltig das heimische Element, der Geist des Alls, des Unendlichen!

Mit freundlich erwiedertem „Kunnat!“ (Lebewohl) nahmen wir von den sehr zufriedenen Wirthen Abschied, um ostwärts und südwärts wieder dem Thale von Qvikkjokk zuzuwandern. Es werden gewiß wenige Fjällenspaziergänger von so anhaltend schlechtem Wetter berichten können, wie es uns zutheil wurde. Denn es hatte eben nur die Zeit, die wir bei den Lappen hauseten, aufgehört ganz schlecht zu sein, und als Menschenfreund tröstete ich mich mit der Betrachtung, daß dieser sorgfältig bedeckte Himmel, diese trächtigen Wasserwolken für die eben jetzt nahenden gefürchteten „Eisennächte“ Nordlands, die, wenn wolkenlos, alle Jahresfrucht und Ernte zerstören, das rechte Heil seien. Aber recht naß blieb das Wasser trotz alledem, und der Weg, nun zwar thalabwärts meist, aber doch wiederum auf abschüssigen Wänden steile Thalseiten entlang, gewann dadurch weder an Leichtigkeit noch Schönheit. Ein Trost war die Sichtbarkeit der angrenzenden Fjällen, deren Anblick uns der Nebel auf dem Hinmarsche entzogen hatte. Tarrekais, an dessen Fuß wir unser erstes Nachtlager gefunden, lag in Wolken weit vor uns, und die 600 und 1000 Fuß hoch aufsteigenden schwarzen Schiefer- und Glimmerwände, das brausende Wasser in den schmalen Schluchten tief unter uns, die terrassenförmigen oder feinen Wasserfälle aus der Höhe übten auch im helleren Lichte ihren Zauber ernster und düsterer Schönheit. Zwischen dem Karranti- und Fjerru-Fjäll fanden wir den Karrantijokkots, der hier, durch den

an Fjerru sich anschließenden Förwowsat östlich gewendet, zum Tarrejokk hinabfließt, so wild durch die Regengüsse geschwellt, daß die gefahrvollen Versuche, ihn zu überschreiten, eingestellt werden mußten, und wir auf dem steilen, von Geröll und Sümpfen durchbrochenen Ufer blieben. Auf diesem beschwerlichen Wege lernte ich zu

Gegen sechs Uhr Abends kamen wir wieder in die Birkenregion herab; Thäler und Schluchten unter uns, mit ihren Zwergformen gefüllt, und jenseits das Tarrethal selbst wurden sichtbar. Diese erquickende Gewißheit feierten wir durch eine Rast troß des Regens, um, wenn gleich ohne Feuer und Kochtopf, wenigstens besser den



Lappin.

den ungezählten anderen eine neue Art gefährlichen Sumpfbodens kennen, einen Triebsandsumpf, auf dessen abschüssiger Moorfläche oft Sand und Steine den Fuß sicher trugen, um ihn im nächsten Augenbick bis über das Knie einsinken zu lassen und raschgleitend bergabwärts an den Schlund des Bergwassers zu führen, dem nur mit allergrößester Anstrengung zu entkommen war.

Hunger zu stillen, als ich es unterwegs — seit ich es in jenem Nachtmarsch zum Rovijaur dem Lappen Lassy abgesehen — gethan hatte, durch den Genuß der hohen Angelicapflanze, deren Mark würzig und süß schmeckt und melonenartig erfrischt. Nachdem wir dann in das breite Thal des Tarrejokk hinabgestiegen und den vielarmigen stark brausenden Fluß zweimal ohne Unfall überschritten hatten, ge-

langten wir um Acht endlich, als eben der Regen sich in seltnere schwere Tropfen umsetzte, um mählig zu enden, zu unserer „Grotte“ am Tarrekais.

Diesmal erschien sie mir wie ein Bergschloß groß, bequem und sicher — die unwenn die Flamme sechs Fuß hoch aufloderte, einen reichen lustigen Funkenregen sprühend wie ein Feuerwerk — welch ein Contrast dann mit der stillen, kalten, düstern und nassen Natur da draußen, deren Formen doch, die mächtige Felswand zu-



Auf den Fjällen.

bescheidene Civilisation war vom hohen Roß gestiegen und ging respectvoll zu Fuß. Nun war man doch wieder im Stande, die Kleider zu trocknen und bis in die letzten Gründe davon Gebrauch zu machen. Das war doch wieder ein ordentliches Feuer, wie es nun auf dem Fels vor der Grotte brannte, und prächtig, mal, an der wir lagen, mit ihrem dunkeln Gerölle nicht von Steinen nur, sondern von über einander gestürzten Felsstücken, mir wiederum mächtig imponirten. Sir Frederick hatte den „besseren Gütern“ unsers anfänglichen „Matsäck,“ Butter, Zucker und dem so geschätzten „Liebeck“ — an welchem Namen er trotz geographischer und

etymologischer Excurse festhielt — so fleißig zugesprochen, daß sie theils vor, theils in dem Zeltlager völlig Abschied genommen, hatte dagegen noch viel Knäkebröd übrig, und das ungebrochene Bündniß beider Nationen, zumal aber eine schließliche Erfindung, den Schinken auf Weidenzweigen zu rösten, stellten uns ein letztes schwelgerisches Abendmahl her. Als wir zur Ruhe gingen, fragte er ganz traurig, ob ich mir's vorstellen könne, daß wir morgen nicht mehr das Bett theilen würden — und die Natur rechtfertigte diese Stimmung, kaum hielt sie noch ihre Thränen zurück; im Thal zogen Nebelwasser und der Himmel hing voll schwarzer Geigen.

Nachdem wir den folgenden Morgen, ich an einer klaren tiefen Flußstelle in einem erfrischenden Frühbade, Sir Frederick im Fischfang, befriedigend genossen, brachen wir um halb elf Uhr auf. Nur hierauf hatte der Regen gewartet, um uns wieder einzuweichen, und ließ uns nun den Tag über nicht mehr los. Indessen hielt er uns nicht ab, um Mittag an gelegener Stelle ein Mahl zu nehmen nach der Art des Bären, nämlich den süßen „Latak“ (schwedisch Hjortron, Rubus chamaemorus) abzuweiden, der auf einer gewissen Sumpfart in den Fjällen wie in den Wäldern zur Lust der Thiere und Menschen wächst und den wir hier in besonderer Fülle antrafen. Aus schneeweißer Blüthe bildet sich eine üppige, der vollgeschwellten Rosenknospe gleichende Frucht, an Form und Farbe die wahre „Rose der Fjällen“. In vier gelbrothen Kelchblättern hebt sie sich auf niedrigem Stiel zwischen dunkelgrünen, mit braunroth zackigen Rändern bekränzten, fünffiedrigen Blättern lebhaft roth und prächtig goldgelb, voll und geschlossen empor. Im Anschwellen bildet sie dann in Größe und Art die Form der größten Brombeere heraus und strahlt, wenn sie reif geworden ist, als üppige Traube — an der ich bis fünfundzwanzig Beeren zählte — in rein glänzender Goldfarbe. Zwischen Pfirsich, Himbeere und Brombeere, jener an Feinheit nicht gleich, dieser überlegen, ist ihr Geschmack, wie der der italienischen Wassermelone, nur da zu würdigen, wo sie hingehört, wo die Natur sie dem erschöpften bedürftigen Wanderer bietet, in öden Bergschluchten, im wilden Wald, auf den kahlen Fjällen, als ein köstliches, Trank und Speise ersetzendes Labsal.

Das Boot, das uns über den Tarraur tragen sollte, war nicht zu finden, und wir mußten nun am Ufer einen schrecklichen Strauchweg mit Sümpfen, weiten Steinbetten und so dichtem Gebüsch, daß Füße und Antlitz litten, bis sechs Uhr Abends wandern, unter Ausnahme einer Ruhestunde nur zum nöthigsten Mahle, in der wir trotz des Regens einen letzten Kaffee kochten. Auch hier, wie auf dem Hingange schon öfters, trafen wir frische Bärenspuren, in Tapfen und in ausgegrabenen Angelikapflanzen sichtbar, deren Wurzel der naschhafte Petz liebt; ihn selbst bekamen wir nicht zu Gesicht. Auch ist er, obwohl gelegentlich ein Schaf, eine Kuh, ein Pferd im Walde ihm zum Opfer fällt, dem Menschen, wenn dieser ihn nicht angreift, ungefährlich.

In Njungis mit Kaffee und guter Milch erfrischt, gelangten wir endlich um zehn Uhr Abends an jene Flußstelle, die unser vor acht Tagen von Qvikkjokk mitgenommenes Boot barg, und dieses trug uns in halbstündiger schneller Fahrt den Tarrejokk hinab in den Hafen von Qvikkjokk, wo wir den Fjällenspaziergang beendeten. Um wenigstens das Ende gut zu machen, hatte der Regen aufgehört. Die Welt, die wir verlassen hatten, die Welt der Fjällen, schien hier bereits in unmeßbare Ferne, in das Unendliche, entrückt. In der mit durchsichtigem Nebel erfüllten Luft, unter dem bewölkten, nun schon nächtig zu dunkeln beginnenden Himmel nahmen sie eine so wunderbar tiefe indigoblaue Färbung an, daß sie, eine fremdartige Welt, äthernahen Luftwesen gleich, mehr dem Himmel zu gehören schienen als jenen Erdformen, die unser Fuß beschritten hatte.

Zwei Wochen auf Kreta.

Tagebuchskizzen von

Z.

Retimno, den 20. März 1873.

Am 16. März Abends bestiegen wir im Hafen von Syra den Lloyddampfer „Wien“, der gegen neun Uhr die Anker

lichtete; an Bord trafen wir zusammen mit einem unermüdlichen Reisenden, Herrn P. aus Lübeck, der auf all diesen Touren unser Begleiter gewesen ist.

Bei stark bewegter See ging die Fahrt die Nacht durch; und als wir morgens auf Deck stiegen, hatten wir den griechischen Inselcomplex schon außer Sicht. — Nichts um uns her als Himmel und Wasser. Der Horizont war ganz klar; doch nein, gegen Süden ward eine langgestreckte weiße Wolke bemerkt, eine Wolke aber von eigenthümlich scharfen Umrissen. Näher kommend, erkannten wir denn mit Entzücken, daß wir den breiten Rücken eines Schneegebirges vor uns hatten, dessen blendend weiße Schluchten und Grate mit immer mehr Schärfe zu Tage traten, indem der Fuß von blauen Nebeln umhüllt war. Um Mittag dampften wir in den kleinen Hafen von Canea ein, welcher noch von den Venetianern angelegt ist, ebenso wie die Befestigungen.

Da Deutschland kein Consulat auf Kreta besitzt, hatte ich den österreichischen Generalconsul in Smyrna gebeten, mich an seinen Vertreter auf der Insel zu empfehlen, welcher denn auch alsobald — ein freundlicher alter Herr mit ehrwürdig weißem Haare und Barte — auf dem Dampfer erschien. Wir setzten ans Land — zum ersten Male betrat ich das Reich des Minos, das Geburtsland der Ariadne und Phädra, dies durch Sagen berühmte Eiland, fast terra incognita für den Europäer, welches ich bald so unendlich lieb gewinnen sollte. Da die Cultur hier nicht so weit vorgeschritten ist, daß es Gasthöfe gebe — wozu auch? — muß der Fremde in antiker Weise von der Gastfreundschaft Gebrauch machen, die mir durch den Consul geboten ward. Nachdem ich beim General-Gouverneur, einem muffigen Alttürken, Besuch gemacht, dessen Benehmen mehr einem heulenden Derwische als einer Excellenz ziemte, holte mich dessen Secretär, welcher seiner Zeit vier Jahre in Berlin bei der Gesandtschaft angestellt war, zu einer Spazierfahrt ab. Diese ging durch die nichts bietende Stadt hinaus in den Orangengarten eines Bey. Kaum daß man die schmutzigen Straßen verläßt, welch ein herrlicher Anblick bietet sich dar! Zu unsern Füßen eine breite Pianura, über der wie ein grüner Teppich Rasen und Kornfelder ausgebreitet sind oder dichte Wälder von Oelbäumen stehen, zwischen denen Gruppen von Cypressen und Pinien ihre Häupter stolz erheben und eine Unzahl von Villen und Dörfchen lieblich hervorlugen; dahinter die grünen Vorberge, überragt vom schneeigen Rücken der „Aspra Vuni": eines der entzückendsten Landschaftsbilder.

Am 18. traten wir die Wanderung an. Unsre Karawane hat sich vermehrt um den Sohn und den Schwiegersohn des Consuls, welcher letzterer selbst Amerika vertritt. Vom Pascha ward uns eine Escorte von vier Gendarmen (Suvaris) mitgegeben und ein Polizei-Offizier, das schönste Muster für einen Falstaff.

Obschon er behauptet, der jetzige Auftrag sei der ehrenvollste seines Lebens, so hat es doch fast den Anschein, als sei er zur Pönitenz mitgeschickt; denn das riesige Knochengestell des Mannes, überzogen von einem unmäßigen Fettpaletot, erzeugt ihm eine solche Hitze, daß er nicht nur stets den Kragen und die vier obersten Knöpfe seiner Uniform aufläßt, so daß man das Fehlen sowohl der Cravatte als des Hemdes studiren kann; sondern sogar den Rock unter den Achseln aufgeschlitzt hat, damit die Luft an seinem schier gebratenen Körper freiere Circulation habe.

Diese Figur voran, ritten wir aus Canea hinaus.

Erst ging es lange zwischen Felsen und Meer auf barbarischem Wege dahin, der ermüdend ist, bis wir in die Ebene kamen, von welcher aus sich das Gebirge in seiner ganzen Pracht wieder entfaltet. Nach fünf Stunden machten wir Halt in Vamos, einem kleinen Dorfe auf der Höhe.

Hier verpflegte uns der Stellvertreter des Pascha, der gebildete liebenswürdige Bescheb-Bey, mit Landwein, der sehr dem Marsala ähnelt, und einem gebratenen Lämmlein.

Frisch gestärkt setzten wir uns wieder zu Maulthier und bald entzückte unser Auge ein breites üppiges Thal mit allen Schattirungen von Grün, vom Dunkel der Cypresse bis zum Licht des Frühlingsrasens, dessen Abschluß wieder die „weißen Berge" bilden, beschienen von einer glühenden Nachmittagssonne. Dem langen Schatten, welcher sehr zur Verschönerung des Bildes beigetragen hatte, folgte schon, als wir uns

dem Gebirgspasse näherten, die Dämmerung und kurz bevor vollständige Nacht eintrat, hatten wir noch gerade den Blick auf zwei malerisch gelegene Blockhäuser. Es sind dies kleine, mit Zinnen und zur Deckung von Pässen 2c. erbaut sind und unter einander in Verbindung stehen.

Bei vollkommener Finsterniß traten wir in das großartig wilde Defilée von Comitades ein und gelangten endlich auf



Sphakia.

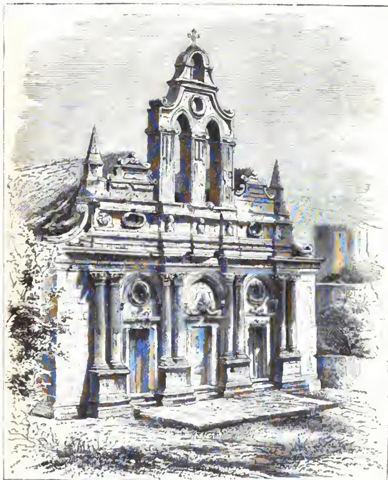
Schießscharten versehene Casernen, die während und nach der großen Revolution der Candioten von der Regierung systematisch angelegt worden sind zur Sicherung gegen ähnliche Vorfälle. Die ganze Insel ist mit solchen Zwingburgen besäet, welche auf hervorragenden Bergkuppen, halsbrecherischen Pfaden um halb 11 Uhr nach Sphakia. Der Kaimakam dieses Ortes nahm uns auf und setzte uns ein gutes Nachtessen vor; doch suchten wir bald, todmüde, die Lagerstatt auf.

Am folgenden Morgen konnten wir die Lage von Sphakia bewundern, welches

Dorf, in einzelnen Häusergruppen vertheilt, sich an den steil aus dem Meere emporsteigenden Bergen aufbaut, deren Kuppen mit Föhren und Knieholz bedeckt sind.

Hier in dieser wilden, unzugänglichen Gebirgslandschaft sind die Sphakioten zu Hause, jene Hauptkämpfer des letzten Aufstandes, verwegene Burschen, welche nur im Winter in ihr Dorf zurückkehren, den Sommer aber wie das Vieh und mit demselben auf den Alpweiden unter Gottes freiem Himmel zubringen.

Daß aber auch andere Gründe als bloß der Arm der Männer mitwirkten, den Aufstand gerade hier so zähe zu machen, davon zeugt die Schlucht, welche wir nun am Tage rückwärts passirten und die einer der wenigen Zugangspunkte zu dem einsamen Oertchen ist. War sie uns schon am Abend vorher schaurig und an einzelnen Stellen so dunkel erschienen, daß ich nicht die Ohren meines Schimmels zu sehen vermochte, so wurden wir jetzt überwältigt von der Großartigkeit der Natur.



Façade der Kirche von Arkadion.

Fünf Viertelstunden lang ritten wir in einem fort zwischen 8—900 Fuß hohen Felswänden, die an einigen Stellen so nahe zusammentreten, daß man nicht beide Arme ausstrecken kann, und bedeckt sind mit Bäumen und Büschen, Stauden und Blumen, welche in orientalischem Ueberfluß und saftigstem Grün aus den Ritzen und Sprüngen hervorschießen und quellen. Da hat ein Bergsturz gigantische Brocken über den Weg gestreut, dort wuchert der Epheu mit einem Stamme von Mannesdicke, hier knospen Büschel von Alpenveilchen, bescheiden unter Lorberästе geduckt, genug — das Auge kann sich nicht satt sehen an den immer wechselnden Bildern, die um so mehr an Schönheit gewinnen, da man durch die Schlangenwindungen des Engpasses stets eine abgeschlossene Ansicht vor sich hat. Wir schauderten bei dem Gedanken, die Nacht vorher denselben Weg geritten zu sein, der übrigens vor der Revolution gar nicht passirbar gewesen sein muß. Vom Ende der Schlucht, gegen welche selbst die der Tamina (abgesehen von Wasser) nichts sein soll, ritten wir bergauf, bergab, Stunden lang in der paradiesischsten Landschaft mit wundervoller Aussicht auf die „weißen Berge" zu unserer Linken und die fruchtbaren, olivenbewaldeten Senkungen im Angesicht, welche sich sanft bis zum blauen kretischen Meere abdachen. Am Armyro, einem reißenden Waldbache mit bebuschten Geländen, machten wir kurzen Halt, um Kaffee zu nehmen. Unser dicker Vegara (so ist der Name des Offiziers), der den gewohnten Genuß des Nargileh schon zwei Tage hatte entbehren müssen, schrie schon von weitem nach diesem Instrument wie der Hirsch nach frischem Wasser und vergoß fast Thränen über das Fehlen eines solchen. Erst um halb neun Uhr langten wir in Argyropoli, unserem Nachtquartiere, an, wo uns wieder der Kaimakam gastfrei aufnahm. Uns erquickte ein Pilaw; und nach einer in heiterem Gespräche hingebrachten Stunde ging's, wenn auch nicht ins Bett, so doch schlafen. Den Morgen darauf zeigte uns ein Blick vom flachen Dache, welch' eine für jedes Palais ideale Lage das Blockhaus des Kaimakam von Argyropoli inne hat. Zwei wilde Thäler mit Bächen umschließen dasselbe, welches sich selbst auf einem Hügel, einige Hundert Schritte vom Dorfe, erhebt, gegen Westen von einem steilen Berge überhöht, welcher, ebenso wie die Gegend ringsumher, mit dem Gewande des Frühlings, übersät mit rothen, blauen, weißen Anemonen, bekleidet ist. Das Dorf selbst, wie noch mehrere, die wir im Laufe des Tages passirten, sind zu zwei Drittel Ruinen; doch soll diese traurige und doch so malerische Verwüstung schon aus der Erhebung von 1821 herstammen.

Der Ritt führte uns erst durch etliche über und über mit Buschwerk, Johannisbrotbäumen, Lorbeersträuchern, stämmigen Myrten &c. dicht umwucherte Felsthäler, durchströmt von klaren Bächen, die über das Steingeröll murmelnd dahinhüpfen. Besonders eine natürliche, üppig umrankte Felsgrotte, an der das Naß herabrieselt, schien uns so recht der Sitz des Idylls, der Aufenthaltsort der Nymphen zu sein, auf welche Pan in Gestalt des Ziegenbocks hinter dem roth blühenden Granat- und Oleanderstrauch lauert. Auf der letzten Senkung vor Retimno (dem alten Rhetymnos) geht es durch einen Eichenwald, der leider noch nicht belaubt ist; von hier sahen wir auch zum ersten Male den Ida, den höchsten Berg der Insel, welcher aber das Auge lange nicht so entzückt wie die langgezogene Kette der Aspra Vuni.

Hier wohnen wir beim österreichischen Consularagenten, einem reichen Griechen. Die Stadt selbst ist auf eine Landzunge ins Meer gebaut, deren Spitze ein Fort mehr schmückt als deckt, da es noch von den Venetianern erbaut ist; in ihm befindet sich der mohamedanische Stadttheil; die Griechen wohnen unten; Retimno zählt 7—8000 Einwohner.

Kloster Prevelli an der Südküste, am 22. März.

Gestern brachen wir früh gegen 9 Uhr auf und mußte ich für etliche Minuten den Wagen des Pascha annehmen, den er mir als Ehrenbezeugung angeboten, ehe ich mich auf mein neues treffliches Maulthier schwingen konnte. Wir stiegen und je länger je mehr kam die Kette der „Weißen Berge" zum Vorschein, deren blendender Rücken sich herrlich gegen den vollkommen klaren tiefblauen Horizont abhob. Auf dem vortheilhaften Punkte angekommen, machten wir Kehrt und bewunderten mit stummem Entzücken die prachtvollen Linien dieser wahrhaft klassischen Landschaft. Nichts

störte den unauslöschlichen Eindruck dieses echt griechischen Bildes. Langsam nach dem Meere zu dacht sich die Kette der Aspra Buni ab; ein weit in die unendliche Fluth vorgeschobenes, nur durch einen dünnen Streifen Landes mit den Bergen verbundenes Cap ist ein niedriger Monte Pellegrino. Unsere Phantasie bevölkerte die fruchtbaren Pianuren, in Wellenlinien sich vor uns ausbreitend, mit schild- und speerbewehrten Männern, machte die Wälle Retimno's zur Burg des Idomeneus: — kein Homer'scher Hymnus kann aussprechen, was wir gesehen.

Nachmittags gelangten wir auf felsigem Saumpfade, der uns an der Flanke eines tiefen engen Thales dahinführte, zum Kloster Arkadion, dem Ziele des Marsches. Dieses liegt auf einem kleinen Plateau am Fuße des Ida; eine Anzahl Pinien, die gewisse Reisende für einen Wald ausgeben, leisten ihm Gesellschaft. — Dies jetzt so friedlich daliegende Kloster ist am 9. November 1867 der Schauplatz eines blutigen Kampfes und Massacre's gewesen, des bedeutendsten Gefechts im ganzen dreijährigen Aufstande. Candioten sowohl wie griechische Freiwillige hatten sich in dasselbe geworfen, von türkisch-ägyptischen Truppen verfolgt, und bei den Mönchen, welche im Orient den Patriotismus vertreten — eine Rolle, die ihre Brüder bei uns nicht spielen — die begeistertste Aufnahme gefunden.

Von einem Hügel im Süden ward das festungsartige Arkadion in Brand geschossen und Bresche gemacht, indem man das Thor in Trümmer legte; dann stürmten ägyptische Soldaten. Ein verzweifelter Einzelkampf, Faust gegen Faust, hebt an, in welchem 1500 Türken bleiben. Nach mehrfachem Angriff dringen die Truppen in den Hof und nach und nach in die brennenden Gebäude ein; der fanatische Archimandrit, wohl wissend, was ihm bevorsteht, sprengt sich und eine Menge Menschen mit einem Flügel des Klosters in die Luft; die Türken schonen Niemand, mit barbarischer Grausamkeit metzeln sie Männer, Weiber und Kinder. Geraume Zeit betrachtete der commandirende Pascha dies gräuliche Unwesen mit vergnügten Sinnen aus Numero Sicher; endlich wird selbst ihm des Schlachtens zu viel und er gebietet Einhalt.

Sechsunddreißig griechischen Freiwilligen war es gelungen, in das gewölbte Refectorium zu flüchten; sie werden zur Capitulation gezwungen — dann aber der Wuth der Truppen preisgegeben. Mit Schauder habe ich noch in dem Raume die Blutflecken dieses letzten Mordes gesehen; seit jenem Tage des Schreckens steht er unbenutzt. *ΣΙΩΠΗ ΤΙΜΑΤΑΙ*, auf deutsch: „Schweigen ist Gold“ steht überall an den Wänden zu lesen; diese Regel wird wohl nicht streng befolgt worden sein, an jenem 9. November. Die Gebeine der sechsunddreißig Griechen habe ich gesehen; abgesondert in einer Gruft werden sie aufbewahrt und wie Reliquien von Märtyrern verehrt.

Das Kloster ist heute noch zum größten Theile eine leer gebrannte Stätte; an allen Wänden sieht man Kugelspuren, vor allem an der Façade der Kirche, welche aber wieder aufgebaut ist; das Thor ist neu, und einige Räume sind gedeckt. Die Revolte an sich ist zwar vernichtet, nicht aber der Geist, welcher sie angefacht; er glimmt unter der Asche und kann jeden Augenblick zur hellen Flamme wieder emporflackern. Diese orientalischen Mönche sind doch ein anderes Völkchen wie die der occidentalen Kirche; sie vertreten den Patriotismus und stehen allen nationalen oder freiheitlichen Bewegungen mit Rath und That vor. Hier in Kreta kann man selbst den ehrwürdigst ausschauenden Hegumenen befragen, ob er Theil genommen am letzten Aufstande: er wird es stets mit stolzem Lächeln bejahen. Von der jungen Geistlichkeit versteht es sich von selbst. Freilich ist die Cultur im Osten noch nicht so weit wie bei uns vorgeschritten, diese Völker befinden sich in ihrem Mittelalter. Hier fällt ein wichtiges Moment weg: die Kirche hat noch nicht nöthig, Stellung zu nehmen gegen die ihre Schwingen mächtig entfaltende Aufklärung, gegen die Wissenschaft und die Kritik. Das geistige Bewußtsein der Völker ist noch nicht erweckt, sie folgen nach, ohne selbständig zu denken, wie eine Herde Lämmer; doch ist die Demoralisation und der knechtische Sklavensinn in der Kirche des Orients nicht so zu Hause, wie wir das vor allem in der römischen Kirche mit Betrübniß wahrnehmen: Beweis — das Schisma der sog. Anti-Hassunisten der früher armenisch-unirten Kirche. Ebenso würden z. B. die Maroniten handeln, wagte die Curie Eingriffe in ihre verbrieften Rechte.

In den Abendstunden bestiegen wir noch eine Anhöhe, von welcher der Blick bis zu den Höhen von Cerigo und Melos schweift; man schließe hieraus auf die Klarheit der Luft!

Zurückgekehrt ging's zum Essen, dessen Mittelpunkt ein gebratenes Spanferkel ausmachte, welches wir hinabspülten mit einem Landweine, der einstimmig für stehen gelassener Nektar von irgend einem Göttermahle erklärt wurde.

Heute rückten wir Punkt 7 Uhr aus und führte uns der Marsch über Bergrücken, von denen aus der Blick zugleich die entfernten Aspra Vuni und den nahen Ida erreichte, und durch romantische Gebirgsthäler, in denen nackter Fels und frisches Grün anmuthig abwechselt, so daß man keine Viertelstunde Langeweile hat. Gegen 10 Uhr gelangten wir zum Dorfe Mêromna; dies war der schönste Punkt des heutigen Marsches, denn vor uns erhob sich, auf riesiger Basis ruhend, der majestätische Ida mit schneebedecktem Gipfel, durch eine breite fette Mulde voll Olivenhainen von uns getrennt; wir selbst standen an einem beschatteten Quell, von pittoresken Felsgruppen umgeben. Alles steigt vom Pferde, entblößt ehrfurchtsvoll das Haupt und die Hänge des Götterberges hallen wider von dem dreimaligen Hurrah auf Seine Majestät den deutschen Kaiser.

Mit offenem Maule standen der Kaimakam und eine Menge Volks um uns herum, diese ihnen unverständliche Ovation beglotzend. Ich ließ ihnen erklären, daß wir den Geburtstag des Kaisers feierten. Nach dem Frühstück traten wir vollkommen unerwartet in ein großartig wildes Felsdefilé ein, welches, zwar nicht so eng, aber doch fast mächtiger wirkend als die Schlucht von Sphakia, dem entzückten Wanderer Bilder bietet, wie ich sie erhabener und origineller nie gesehen. Große Bergstürze haben die steilen Abhänge mit riesigen Brocken bedeckt, zwischen und über welche ein tosender Gebirgsbach seinen Lauf nimmt. Bis fast tausend Fuß erhebt sich an einigen Stellen das zerklüftete Kalkgestein, und meinte ein Kenner der Schweiz, diese Schlucht — Kurtaliotiko Pharangi — ließe sich nur mit derjenigen der Reuß zwischen Andermatt und Amsteg vergleichen.

Auf immer steigendem Pfade, der der Gefährlichkeit wegen zum größten Theile zu Fuß zurückgelegt werden muß, gelangten wir in fast einer Stunde durch den Engpaß; jenseits desselben brachen wir alle in laute Rufe des Entzückens aus, denn da ist ja der vollendetste Claude Lorrain! Ein halb verfallenes Kloster, in Bäumen und Buschwerk versteckt, eine römische Brücke, in hohem Bogen sich wölbend über dem klaren Bache, dessen hellblauer Spiegel nur ab und zu durch die überhängenden Büsche blitzt: dies zusammen erscheint nicht wie durch Zufall gruppirt. Das ist ja eben das Herrliche auf diesem Candia, diesem wahren Garten Gottes,

„dem Eiland, in die Silbersee gefaßt,
dem zweiten Eden, and'rem Paradies,"

daß die Bilder und Ansichten immer wechseln, daß stets die interessantesten Contraste sich darbieten; Schweiz, Italien und Orient sind hier auf das wunderbarste gemischt. Ferner weiß man nie, was man sehen wird, und ist also immer von neuem überrascht und von neuem angezogen; es reist ja kein Mensch nach Candia, es giebt also weder Ansichten noch Beschreibungen; das aber ist gewiß, daß sich dies Eiland kühn, was Naturschönheiten anlangt, mit der prächtigen Trinakria messen kann. Eine Stunde später kamen wir hier an, auf dem Klosterhofe empfangen vom Bischof im Amtsornat: den golddurchwirkten Mantel auf den Schultern, in der Hand den Krummstab.

Die Südküste erinnert hier sehr an die Küste bei Salerno, steil fallen die Felsen in die afrikanische See.

Beim Essen ergriff der amerikanische Consul das Glas; mit kurzen Worten auf die Entscheidung in der S.-Juan-Frage hinweisend, brachte er den Toast auf den erhabenen Herrn. Auch der würdige Bischof, nachdem er die Bedeutung des Tages erfahren, erhob sich und brachte ein Zito! Kaiser Wilhelm dem Siegreichen, in welches die Klosterbrüder laut mit einstimmten.

Canea den 25. März.

Am 23. hatte sich leider der Himmel umzogen und die Wolken nahmen mehr und mehr zu; seit gestern wüthet ein furchtbarer Aequinoctialsturm. Wir maschirten von Prevelli in zwölf Stunden nach Vamos, wo wir im Gouvernementsgebäude von Besched-Bey auf das liebenswürdigste und beste aufgenommen wurden.

Um uns von der Südküste zu entfernen, hatten wir die dritte Schlucht zu passiren, die ähnlich der von Kurtaliotiko, doch nicht so grandios in den Formen ist; malerisch macht sich ein Wasserfall in derselben, er heißt Kozisuto.

Bei Regen kamen wir gestern hier an; schaumige Wellen machten den Quai fast nicht passirbar, mächtig brandet die Fluth heute gegen den alten venetianischen Hafendamm.

An Bord des „Schild" den 1. April.

Den 25. März — Ruhetag in Canea — benutzte ich, nach dem nah gelegenen Haleppa zu fahren, um die schon seit vielen Jahren daselbst ansässige Frau von Schwarz zu besuchen. Diese liebenswürdige Dame, von der Regierung als geheime russische Agentin beargwöhnt, hat unter Andrem eine Sammlung neugriechischer Volkslieder herausgegeben. Sie führt auf ihren Werken den antikisirenden Namen Elpis Melena.* Ich traf sie in Folge eines Beinbruches zu Bett, was sie nicht hinderte, uns zu empfangen. Sie hatte viele Excursionen auf der Insel gemacht und schien sehr entzückt, daß endlich einmal Reisende es versuchten, dies Europäern fast unbekannte Land zu durchstreifen. Mir erschien sie wahrlich nicht als panslawistischer Spion; bei der allgemeinen Russen-Riecherei ist eine solche Beargwöhnung freilich kein Wunder.

Am 26. brachen wir Mittags auf und ritten stets der Küste entlang nach dem Kloster Gornia. Trotzdem dichte Regenwolken uns den Blick auf das Schneegebirge versagten, erfreuten wir uns doch an der unglaublich üppigen paradiesischen Vegetation, die weit und breit die Gegend bedeckt; Olivenwälder von einer Pracht der Stämme und Kronen sahen wir wie nie zuvor und machte sich zu ihrem dunkelblauen Laub die schaurige Beleuchtung vortrefflich. Hier begreift man die Begeisterung eines Sophokles für diesen Baum — die freilich dem Nordländer, der nur seine Buchen- und Eichendome kennt und dann die Krüppeloliven in Oberitalien sieht, curios vorkommen muß.

Sehr freundlich nahmen uns die Papas auf und bewirtheten uns aufs beste; ihr Ex-Hegumenos des vorigen Jahres war eine Zeit lang Präsident der Revolutions-Junta gewesen; meine Bemühungen aber, Einiges über ihre zukünftigen Pläne zu hören, waren vergebens, obschon der Wein den frommen Herren etwas in den Kopf gestiegen war.

Am 27. machten wir auch nur einen kleinen Marsch nach Kisamo-Kastelli; unterwegs passirten wir das Dorf Spillia mit seinen berühmten wundervollen Orangengärten, die gerade jetzt in den Blüthenflor eintreten. Sonst verkümmerte uns das schlechte Wetter vollkommen den Genuß der Landschaft, die nach Aussage der Reisehandbücher, welche aber nicht sehr zuverlässig in dieser terra incognita sind, eine der herrlichsten der Welt ist. Der Kaimakam nahm uns mit echt orientalischer Gastlichkeit auf, und obwohl Muselman, nahmen er sowohl wie der Kadi an unserm Essen Theil.

Der 28. brachte uns einen Marsch von sechs Stunden quer durch die hier sehr gebirgige Insel. In ihren Thälern stehen ganze Wälder alter Platanen, deren mächtigen Stämmen und weit verzweigtem, epheuumranktem Geäste nur der Schmuck der Blätter fehlt. Wir schliefen im Blockhause von Kantanos in schon ziemlicher Höhe; nichtsdestoweniger begann unser Weg am 29. mit Steigen und ließen wir eine Stunde später unser Nachtquartier, zum Hühnerei zusammengeschrumpft, unter uns. Dicker, schwer auf dem Gebirge lastender Nebel umfing uns, in dem das Maulthier sicheren Schrittes seinen Pfad sucht; ab und zu riß der Wind seine weißen Schleier entzwei und zeigte uns die schneeigen Hänge der Aspra Vuni. An diesem Tage wurde uns auch zum ersten Male zu Theil, etwas Antiquität zu sehen; doch bestand diese nur in werthlosen Thongeschirren und einigem Goldschmuck. Gegen Nachmittag gelangten wir an den Strand; hier hört die gangbare Straße auf und mit Entsetzen gewahrten wir vor uns eine Felsklippe in der Höhe von 1200 Fuß, die zu überschreiten war. Auf steinigem Gemsstieg gelangten wir zum Blockhause Tripiti und zu Fuß jenseits wieder auf den Sand der Dünen hinunter. Diese Tour wiederholte sich viermal bis zum Sonnenuntergange; viermal ging es

* Die Monatshefte brachten vor einiger Zeit ebenfalls Schilderungen aus Kreta von Elpis Melena.

Felspfade hinauf, viermal hinab und eigentlich waren wir nicht vom Flecke gekommen. Trotz dieser wahren Sisyphusarbeit mußten wir doch die originelle Pracht der Küstenbildung bewundern: das Gebirge fällt hier gerade ab, schroff 12- bis 1500 Fuß, in die unendliche Fluth, während die Nordküste sich langsam emporbacht. Und welch eine Verschiedenheit des Oceans zwischen gestern und heute! Gestern stand ich lange vor der großartigen Brandung, sah Well' um Welle gegen das Gestade donnern, über kleine Riffe hinüberschäumen oder hoch aufgebäumt in allen Schattierungen von Grün schimmernd die Dünen emporlaufen, brüllend, zischend, tobend. Heute in diesem echt Homerischen, diesem Odyssee-Bilde, dieser Landschaft, wie sie sich Aeschylos zu seinem Prometheus gedacht hat, ist das Meer sonnenvergoldet, spiegelglatt; in ewigem Gelach koset es mit dem Fels und dem Sande, nähert sich spielend dem Kiesel, den es leicht herauf- und hinabspült, scheint ruhig und sanft sonder Harm und Gefahr.

Als wir den fünften Gebirgszug emporstrebten — noch immer war das genannte Blockhaus zum Greifen nahe — sank die Bringerin des Tages im Westen und alsobald breitete die Nacht ihre ambrosischen Fittige aus. Vorwärts ging's, theils auf-, theils abgesessen, auf diesen wilden Pfaden immer höher, immer höher; Kiefern und Cedern strecken ihre Aeste über den Weg und bereiten dem Reiter die Gefahr, abgestreift zu werden. Endlich ist vollkommene Finsterniß, der Pfad senkt sich: da hält unsere Spitze an:

„Stasite!“

„Was giebt's?“

„Wir haben den Weg verloren!“

Der Augenblick war kritisch; was nun beginnen? Ohne Wasser, ohne Nahrung hoch auf dem Kamme des Gebirges, von menschlicher Hülfe weit in sternloser Nacht!

Vor uns grobes Steingeröll, das jeden Tritt gefährlich macht; einen Schritt weiter und Roß und Reiter konnten die Felsen hinabgleiten; rathlos in unbekanntem, nie besuchtem Terrain machten wir uns schon darauf gefaßt, den Morgen hier abzuwarten, als endlich unser Suvari erklärte, den Weg gefunden zu haben. Eigentlich waren wir gar nicht von ihm abgekommen, so stellte sich endlich die Sache heraus, aber Gewitter des Winters hatten einige Ecken des Zickzack laufenden Stieges mit Geröll überschüttet; diese mußte nun Jeder passiren, sein Thier am Zügel, rutschend auf allen Vieren.

Nach einigen uns endlos erscheinenden Viertelstunden des Bergabsteigens näherten sich uns zwei Lichter; ein paar Fischer hatten uns rufen und sprechen hören und sich sofort aufgemacht, den Verirrten Hülfe zu bringen; aus eigenem Antrieb verrichteten diese von der Cultur nicht angeleckten Leute ein wahres Samariterwerk:

„Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen!“

Sonder Gefahr gelangten wir nun wieder zum Strande und hatten unsere freiwilligen Führer den praktischen Gedanken, uns sofort in das erste beste Haus zu geleiten, wo Mastix-Schnaps, dieser Sorgenbrecher für Ermattete, zu finden war. Dann mußte noch ein Fluß durchwatet werden, ehe wir, zehn Uhr Abends, in dem elenden Dorfe Hagio Rumeli Unterkommen erhielten. Das Essen bestand diesen Abend in der trefflichen Hildburghäuser Suppe,* welche sich wieder einmal als Helfer in der Noth bewährte; dann ging's angekleidet zum Schlafen in eine Stube, gegen welche das schlimmste Quartier in Frankreich ein Prunkgemach genannt werden kann. Hühner und ein Schwein waren unsere Genossen, dessen Söhnchen, für uns geschlachtet, bluttriefend an dem Balken hing, der in der Mitte des Raumes die Decke stützte. Trotz alledem würde ich sehr gut geschlafen haben, wenn nicht meine Todfeinde, Wanzen und Flöhe, diesen zweiten Gang im Gastmahle der Natur dermaßen versalzen hätten, daß an ein Genießen desselben für mich nicht eher zu denken war als gegen Morgen, wo Nerven und Alles schier abgestorben waren vor Müdigkeit.

Während der Nacht holten die Fischer im Kahne unser Gepäck, welches wegen Erschöpfung der Thiere auf dem Strande liegen geblieben war, und konnten wir deshalb am 30. nicht so früh wieder aufbre-

* Fabrik condensirter Suppen von Scheller in Hildburghausen.

chen, wie ich gern gewollt hätte; wir mußten erst einiges zum Essen bereiten und warten, bis das Ferkel, in althomerischer Art auf hölzernen Spieß gesteckt, am offenen Feuer gebraten war, mit dessen Duft sich in lieblicher Weise der eines blühenden Citronenbaumes mischte.

Was man am Abend vorher nur ahnen konnte, sahen wir jetzt: wir befanden uns am Ausgange einer Alpenschlucht, deren Kalksteinwände schroff emporstiegen. Noch nicht tausend Schritte von unserem Nachtquartier entfernt, hatten wir schon etliche Mal den Samaria-Bach die Kreuz und Quer durchschritten, stets vorwärts reitend durch das an einigen Stellen nicht zehn Fuß breite Defilé, dessen Felsen zu schwindelnder Höhe stets mehr und mehr emporwuchsen. Man kann es schicklich mit dem Thale vergleichen, welches hinter St. Bartholomä am Königssee den Watzmann hinaufgeht, nur daß hier die Wände viel näher zusammentreten und wir leider die schneebedeckten Gipfel und Grate der Wolken wegen nicht sehen konnten.

Ich bedauere nicht, alle Epitheta an den drei vorher gesehenen Schluchten schon vergeudet zu haben, denn hier hört eigentlich alles Beschreiben auf; der Mensch steht in seiner traurigen Blöße vor der unsäglichen Grandiosität der Natur, die erschreckt und erhebt zugleich.

Der krystallhelle, klarbläuliche Gießbach, welcher oft die Schlucht in ihrer ganzen Breite ausfüllt, so daß er selbst zur Straße wird, erhöht sehr den Reiz der Landschaft; einmal hätte er uns freilich fast zur Umkehr gezwungen. Wir befanden uns plötzlich vor einem kleinen Katarakt, an dem kein Ausweg vorbeiführt, und mußten die Führer, bis an die Hüften im Wasser watend, jeden einzeln hinübertragen, während die Thiere, abgesattelt, einfach den Wasserfall in die Höhe gezogen wurden. So etwas können nur candiotische Maulesel, von Candioten geführt, leisten. Dies kleine Abenteuer brachte uns eine Stunde Verzug, aber nun war das Schlimmste überstanden und es ging auf gutem Wege, wie wir es nannten, d. h. nur dreißigmal durch den Bach, stets bergauf. Um uns ganz an unsere deutschen Alpen zu erinnern, kamen wir durch einen Wald von Kiesern und Cedern, die, nach den prächtigen Stämmen zu urtheilen, sehr alt sein müssen. Nachdem wir, große Schneeflecken rechts und links, in kalt rieselndem Gewölk die letzte schlechte Strecke, *Καкισκαλι*, erstiegen hatten, befanden wir uns auf der Ebene Omalos, einem 5600 Fuß hohen Gebirgspasse. Hui! wie pfiff der Wind da kalt und jagte uns Schneeflocken in's Gesicht; im Blockhause erwärmten wir die erstarrten Glieder am Kohlenbecken und frühstückten; dann ging es wieder abwärts bis zum Neste Lagos, wo wir die Nacht zubrachten. Es besteht dies Dörfchen nur aus drei Häusern; als wir uns darüber wunderten, ward uns zur Antwort:

„Da hätten Sie vor der Revolution kommen sollen."

Dieselbe, schon die vierte in diesem Jahrhundert, muß doch ganz furchtbar hier gewüthet haben. Den Abend kochten wir unsere Suppe in einem Raume ohne Schlot (man kann sich den Rauch vergegenwärtigen), und schliefen auf dem Heuboden, dessen Bretter nur zur Hälfte gelegt waren, wo Nachtwandler also Gelegenheit hatten, den schönsten Purzelbaum zu schlagen.

Am 30. ritten wir in vier Stunden nach Kanea zurück und stiegen Abends auf's Schiff, welches am folgenden Vormittag in Megalo-Kastro (die Stadt Candia) anlangte.

Nachmittags dampften wir auch aus diesem Port, und haben somit Candia verlassen. Bis die Schatten der Nacht herniedersinken, winkt dem Wanderer noch die von kleineren Genossen in pittoresken Formen umgebene imposante Masse des Ida, in dessen Schlucht ja Niemand geringeres als Zeus selbst einst das Licht erblickt hat.

Lange stand ich auf Deck und schaute rückwärts; da drängte sich halb unwillkürlich die wehmüthige Frage auf: Wann schlägt dir wohl jemals die Stunde des Wiedersehens?

Sollte dieser Wunsch aber auch nie in Erfüllung gehen, so wird das Andenken an dieses schönste, aber unglücklichste Eiland des Mittelmeers doch nimmermehr aus meinem Gedächtnisse zu entschwinden vermögen.



Lideweide.

Dem Holländischen des Cd. Busken Huet nacherzählt

von

Adolf Glaser.

(Schluß.)

XIX.

Vor ungefähr zehn Jahren würde man das Diner, welches Herr Deichberg im großen Saal des Lindenhofs heute seinen Parteigenossen gab, ein Zweckessen genannt haben. Die Gesellschaft, soweit sie die Herren betraf, bestand, wenn nicht ausschließlich, so doch größtentheils, aus Persönlichkeiten, deren Unterstützung der Hausherr für seine Candidatur als Abgeordneter bedurfte. Es waren wohlerzogene Leute, nicht außergewöhnlich gescheidt oder gelehrt, aber tüchtig in ihren mercantilen, industriellen oder finanziellen Beschäftigungen, Leute, die unter dem einfachen Namen von Commissionären russische Anleihen abschlossen oder amerikanische Eisenbahnen anlegen halfen, Makler in Zucker, die vor einigen Hunderttausend nicht aufstanden, Eigenthümer von Schiffswerften, die mit dem größten Vergnügen den Bau eines vollständigen gepanzerten Geschwaders auf ihre Rechnung übernommen haben würden. Es waren keine Hausfreunde von Adrian Deichberg, ebenso wenig wie ihre Frauen und Töchter zu Lideweide's gewöhnlichem Umgang gehörten, aber sie vergegenwärtigten dieselben gesellschaftlichen Interessen und betrachteten ihn als den rechten Mann, um diese Interessen in der zweiten Kammer zu vertreten. Diese Sympathie, nicht das Uebermaß von Intimität löste gegenseitig die Zungen, und es ist gewiß, daß in Zusammenkünften, die eines bestimmten Zweckes wegen stattfinden und nach denen Jeder wieder seines Weges geht, oft die lebhafteste und anregendste Unterhaltung stattfindet.

Als die Mahlzeit vorüber war und die Damen mit Lideweide an der Spitze und Emma im Nachtrab, sich aus dem Speisezimmer entfernt hatten, bat Lehmann um das Wort und hielt eine endlose Rede, welche auf alle Anwesenden und auf Robert besonders den günstigsten Eindruck machte.

In seiner gewohnten Weise verstand er es, die Partei, der die Anwesenden angehörten, sowie in weiterer Ausführung die ganze Nation zu verherrlichen, und er wußte dies in so überzeugender und wohlrednerischer Weise zu thun, daß jeder der Anwesenden sich selbst dadurch geschmeichelt fühlen mußte.

* * *

Die Terrasse vor dem Speisesaal lag nach Osten und die auf und nieder wandelnden Damen konnten ihren Weg eine ganze Strecke weit ausdehnen, bevor sie das Ende des Schattens erreichten, welchen das Haus, da es die Sonne im Rücken hatte, auf die Grasfläche und die Fußpfade warf. Noch ein halbes Stündchen, und die Schatten, bis ins Unendliche verlängert, hatten die Gluth der Sonnenstrahlen bis in die entferntesten Strecken ausgelöscht und vertrieben.

„Herr Kortener trifft es nicht gut," sagte ein junges Mädchen, welche sich an Emma's Seite hielt und etwas entfernt von den anderen Damen plaudernd neben ihr ging, „er kann unmöglich Antheil an den Dingen nehmen, die die anderen Herren am meisten interessiren. Seinetwegen freut es mich, daß die Rede des Herrn Lehmann zu Ende ist und daß wahrscheinlich kein anderer Redner mehr auftreten wird. Wenigstens läßt das Geräusch der Stimmen vermuthen, daß keine einzelne Rede mehr folgen soll."

„Es ist gut, daß Robert Sie nicht hört," antwortete Emma im fröhlichen Ton, „er ist ein warmer Verehrer von Herrn Lehmann und ich bin überzeugt, daß er dessen Rede mit ungetheilter Andacht gefolgt ist. Herr Lehmann, so versichert er, ist ein Mann voll sprudelnder, neuer Gedanken."

„Das sagt mein Vater auch," entgegnete das Mädchen, „aber ich für meinen Theil kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er eine Rolle spielt. Wenn ich zu wählen hätte zwischen Dr. Ruardi und ihm, würde ich keinen Augenblick schwanken.

„Nein, da bin ich nicht Ihrer Meinung. Sie scheinen Herrn Lehmann näher zu kennen und ich habe ihn heute zum ersten Male gesehen, aber trotz seiner Rauhheit und Sonderbarkeit flößt er mir mehr Vertrauen ein als Herr Ruardi."

„Vertrauen? Nun ja, aber ich bin nicht der Ansicht, daß man die Herren danach beurtheilen muß. Dr. Ruardi besitzt für mich keinen anderen Reiz, als daß er ein liebenswürdiger Gesellschafter ist. Er will sich nicht immer allein reden hören und weiß sich dem Geschmack und der Fassungskraft der Frauen zu fügen. Lehmann ist davon gerade das Gegentheil. Allerdings fand ich Ruardi heute weniger höflich als sonst. Aber wie gefällt es Ihnen hier? Finden Sie Fräulein v. Steinmetz nicht allerliebst? Wie schade, daß sie Frau Deichberg's Einladung zu heute nicht angenommen hat!"

„Sie wird wohl Lust gehabt haben zu kommen, aber solche zahlreiche Gesellschaften, sagt sie, ermüden sie zu sehr und in ihrem Alter ist dies nicht mehr als natürlich. Es freut mich, daß Sie mit Liebe von ihr sprechen. Als Frau Deichberg mir vorschlug, einige Zeit zu Fräulein v. Steinmetz zum Besuche zu kommen, gestehe ich, daß es mir etwas unheimlich wurde, Dünenthal zu verlassen und die Bekanntschaft von zwei fremden Damen zu machen; ich fürchtete, daß Robert zu sehr beschäftigt sein möge, um sich viel mit mir abzugeben. Aber Alles hat sich nach Wunsch gemacht. Bei Fräulein Bertha fühle ich mich vollkommen behaglich und ich habe bereits an vielerlei Kleinigkeiten bemerkt, daß ihr Herz von Güte überfließt."

„Und wie," frug das Mädchen flüsternd und sich umsehend, als fürchte sie, daß irgend eine der Damen ihre Frage verstehen könne, „wie denken Sie über Lideweide?"

Emma fand es nicht angenehm, in dieser Weise ausgefragt zu werden, und am Ausbleiben ihrer Antwort konnte die neue Freundin bemerken, daß sie zu weit gegangen war. Da es ihr jedoch mehr darum zu thun gewesen war, ihre eigne Meinung über Lideweide aussprechen zu können, fuhr sie, die Unbescheidenheit ihrer Frage mit mehr Tact in den Hintergrund drängend, als man eigentlich von ihrem Alter erwarten konnte, in demselben Tone fort:

„Einige Familien hier sind von Frau Deichberg außerordentlich eingenommen und ich weiß, daß auch Fräulein v. Steinmetz sehr günstig über sie denkt. Bei uns zu Hause steht sie jedoch nicht sehr hoch angeschrieben. Mein Vater würde es nicht gern sehen, wenn ich vertraulich mit ihr umgehen wollte, und ich darf nur nach dem Lindenhof kommen, um förmliche Besuche zu machen, oder bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, so wie heute."

„Wie groß ist doch der Unterschied zwischen der Stadt und dem Lande," konnte Emma sich nicht enthalten auszurufen, „in Dünenthal geht man nur mit solchen

Menschen um, die man wirklich lieb hat und hoch schätzt, hier dagegen —"

„So ist es," ergänzte das junge Mädchen den Sinn ihrer Worte, „man verkehrt hier zuweilen mit Menschen, denen man nicht weiter traut, als man sie sieht."

* * *

Auf einem sehr kleinen eisernen Stuhl neben einem sehr kleinen eisernen Tische hatte sich eine mächtig große und schwere, ältere Dame niedergesetzt. Das Gehen schien ihr beschwerlich zu fallen und sie machte eifrig Gebrauch von einem Flacon, welches mit einer goldnen Kette an ihrer Brosche befestigt und von großem Werthe war. Ihre ganze Toilette war eigentlich eine Ausstellung von Bijouterien, und Alles, was die vornehmsten Modemagazine einer wohlhabenden Stadt dazu beitragen können, um eine Frau von diesem Gewichte glänzen und rauschen zu lassen, raschelte und glänzte an ihrer breiten Person. Nadar hätte einen zweiten Riesenballon aus den seidnen Stoffen verfertigen können, welche von ihren Hüften herunterhingen und ihren Busen umspannten. Glücklicherweise wohnte in dieser schreckenerregenden Brust die Seele eines Lammes, diese kolossale Erscheinnug war die wohlthätige Fee für alle Armen ihrer Gemeinde. Außerdem war eine Schwäche für den jungen unverheiratheten Prediger des Ortes, zu welchem ihr Gut gehörte — ihr Mann lag seit sieben Jahren im Grabe und sie hatte keine Kinder — ihr einziges Herzensbedürfniß.

„Lassen Sie uns hier einen Augenblick ausruhen," sagte sie zu zwei andern älteren Frauen von einfachern Dimensionen als sie, welche mit ihr hier den Schatten aufgesucht hatten, „gewiß folgen noch einige Damen unserem Beispiele. Wie es scheint, können sich die Herren noch nicht trennen und die Politik läßt sie die Galanterie vergessen. Habe ich Ihnen erzählt, Frau von Spangenburg, was mich veranlaßt hat, in die Stadt zu kommen?"

Die Dame, an welche diese Frage gerichtet war, meinte etwas davon vernommen zu haben, aber sie gab sich aus Höflichkeit den Anschein, nichts zu wissen, wodurch das Gespräch belebter wurde.

„Sie wissen," fuhr die funkelnde Wittwe fort, „daß ich mit Fräulein v. Steinmetz gern auf gutem Fuße bleiben möchte, aber wer von uns hat nicht seine Schwächen. Kurzum, wenn ich nicht hierher gekommen wäre und die Sachen in die Hand genommen hätte, so würde mein lieber Herr Stein nicht einmal zur engeren Wahl gekommen sein, und ich möchte ihn so gern nach M. versetzt sehen, obgleich ich mir dabei selbst im Wege stehe."

„Und Fräulein v. Steinmetz hat also gegen die Wahl gewirkt," fuhr die Dame, welche wir Frau v. Spangenburg haben nennen hören, fort, „ich hätte das nicht von ihr gedacht."

„Gegen die Wahl gewirkt, kann man nicht sagen, sie hat einfach Stein's Namen gar nicht genannt, und dadurch wäre dann natürlich dasselbe Ziel erreicht worden. Ich gönne ihr einen Prediger nach ihrem Herzen, aber sie hat nicht nöthig, zu befürchten, daß Stein wirklich so freisinnig ist, wie man von ihm behauptet. Ich würde mich nicht für ihn interessiren, wenn er die großen Wahrheiten unserer Religion nicht recht verkündigte."

Die beiden anderen Damen schienen nicht besonders aufgelegt, um mit der corpulenten Wittwe sich in religiöse Auseinandersetzungen einzulassen, und das Gespräch würde ohne Zweifel ins Stocken gerathen sein, wenn nicht ein neuer Gegenstand die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet gelenkt hätte. Dies geschah durch Lideweide, die mit zwei anderen Damen herantrat, um die Nachricht zu bringen, daß die Herren gleich im Garten erscheinen würden.

„Wir müssen es sehr hoch anrechnen, liebe Frau von Dudry," sagte Lideweide, indem sie das Wort an die dicke Wittwe richtete, „daß ein glückliches Zusammentreffen Sie heute zu uns geführt hat. Es gehört zu den Seltenheiten, Sie in dieser Jahreszeit in der Stadt zu sehen."

„Es ist wahr, liebe Lideweide, aber es klingt seltsam, Sie in dieser Umgebung von der Stadt reden zu hören; der Lindenhof ist ein Paradies, und Sie müssen es sich schwer vorstellen können, wie ich mich in meinem Dorfe begraben kann. Haben Sie gute Nachricht von Ihrer Frau Schwiegermutter?"

„Ausgezeichnete Nachrichten; London ist ihr kaum groß genug und an jedem

Abend will sie in ein Theater fahren oder ein Concert hören."

„Denkt sie lange abwesend zu bleiben?"

„Es ist noch nichts darüber bestimmt. Anfänglich wollte sie nur einen Monat fortbleiben, aber es soll mich nicht wundern, wenn ihrer Reise nach England noch ein kleiner Aufenthalt in Schottland folgen würde. Es ist mir nur eines Umstandes wegen leid, daß sie abwesend ist."

„Und das ist?"

„Daß sie die Gelegenheit versäumt, unsere zukünftige Verwandte, Fräulein Fischer, kennen zu lernen; ich bin überzeugt, daß sie ihr gefallen hätte. Finden Sie nicht auch, daß unser Vetter Kortener seine Augen offen gehabt hat?"

„Fräulein Fischer logirt bei Fräulein von Steinmetz, nicht wahr, und Herr von Kortener bei Ihnen?"

„Das ist ganz zufällig so gekommen, oder vielmehr die Ehre dieser Anordnung fällt ganz auf meinen Mann. Deichberg hatte weder Ruhe noch Rast, bis er Robert bewogen hatte, wegen dieses Planes an Emma zu schreiben. Für uns ist der Besuch eine angenehme Abwechselung und ich will nur hoffen, daß er für die jungen Leute selbst keine Enttäuschung sein wird. Doch da kommen sie ja eben."

Kaum hatte der Hausherr das Zeichen zum Aufstehen gegeben, so war Robert hinausgeeilt, um Emma zu suchen. Es hatten ihm heute bereits so viele Menschen Glück gewünscht zu seiner Verlobung und er hatte so häufig Emma's Lob gehört, daß er das Bedürfniß fühlte, sie aufzusuchen und ihr seinen Arm anzubieten. Sie nahm ihn mit jener zurückhaltenden Sehnsucht, welche in den Augen der Männer, weil sie ihrer Eitelkeit schmeichelt und sie in dem stolzen Wahne ihrer Unentbehrlichkeit bestärkt, eine der reizendsten Bewegungen des Frauengemüths ist. Ihr Gesicht war von Erregung leicht geröthet und aus ihren Augen strahlte die Freude. Sie schien gar nicht dieselbe Person, die vorhin mit dem andern jungen Mädchen geplaudert hatte.

„Man braucht nicht zu fragen, ob die jungen Leute glücklich sind," sagte Frau v. Dudry, indem sie mit einem uneigennützigen Blicke, wie er ihrem Alter und ihrer Leibesbeschaffenheit entsprach, nach Robert und Emma hinblickte.

Lideweide behielt ihre Meinung für sich.

* * *

Es war Abend geworden und das aus dem Speisesaal nach außen dringende Licht würde die Finsterniß im Garten undurchdringlich haben erscheinen lassen, wenn nicht an verschiedenen Stellen, zwischen den Boskets und an den Bäumen, bunte Laternen von Papier angezündet gewesen wären. Bei diesem zartgefärbten Scheine sah man kleine Gruppen von Herren und Damen, oder auch von Herren allein, phantastisch hin und her wandern. Vor dem Hause, oben auf der Terrasse, war ein Tisch zurecht gemacht, der für die Herren besondere Anziehungskraft ausübte; es befanden sich dort große Krystallschalen, die bis an den Rand mit Wein und Kräutern gefüllt waren und um welche sich eine Anzahl von Römern gruppirte. Die dort versammelt waren, sprachen alle durch einander und zuweilen hörte man den Advocaten Lehmann in ein homerisches Gelächter ausbrechen.

Dr. Ruardi handelte gewöhnlich nicht consequent genug, um glauben zu lassen, daß er sich von diesem Schauspiel nur aus Abneigung gegen das Trinken fern hielt. Andere Ursachen hatten ihn bereits bei Tische schweigsamer als sonst erscheinen lassen, und dieselben Ursachen ließen ihn jetzt die Gesellschaft Lehmann's und seiner Anhänger meiden. Er wollte Lideweide sprechen. Nach zwanzig vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, ihr auf einem der abgelegenen Wege des Gartens entgegenzutreten, und als er sich überzeugt hatte, daß Niemand sie belauschen könne, sagte er schnell: „Sie werden sich entscheiden müssen, Lideweide, ich will nicht, daß Sie fortfahren, sich in dieser Weise zu emancipiren."

„Bester Friedrich," antwortete sie mit verächtlichem Tone, „machen Sie sich keine Einbildungen in Bezug auf Ihre Gewalt über mich. Warum wollen Sie nicht glauben, was Sarah Ihnen wiederholt gesagt hat? Halten Sie es nicht für möglich, daß man von der Gemeinschaft mit Ihnen erlöst zu sein wünscht? Ist Ihre Eitelkeit zur Monomanie geworden?"

„Diese Bitterkeiten verletzen mich nicht und ich bin nicht albern genug, zu erwar-

ten, daß Sie mich um Ihrer selbst willen lieb haben sollen. Aber ich darf verlangen, daß Sie für gewisse Erinnerungen noch ein wenig Achtung bewahren."

„Das stimmt mit Ihrer Weltanschauung gar nicht überein, oder wollen Sie mich vielleicht daran erinnern, wer in erster Linie Anspruch auf meine Achtung hat? Wie kommt dies Wort überhaupt in Ihren Mund?"

„Unnütze Ausflüchte! Wenn Sie sich von mir abwendeten, um sich mit Ihrem Manne auszusöhnen, würde ich der Erste sein, sich darüber zu freuen. Ich habe Ihnen hundertmal gesagt, daß dieser Wechsel Ihnen frei steht. Doch seitdem Sie in Ihrem Hause diesen jungen Mann aufgenommen haben —"

„Ihr Antheil an meiner Zukunft ist in der That bewundernswerth! Zuerst haben Sie mir das Vorrecht gegönnt, Ihre Grundsätze kennen zu lernen, und nun, da ich von denselben durchdrungen bin, wollen Sie mich veranlassen, im Paradiese der Pflicht meine Stelle zu suchen. Ich glaube wohl, daß es Ihnen angenehm wäre, mich auf diesem Wege zu sehen, aber Sie müssen mir schon verzeihen, wenn ich den Beruf dazu nicht in mir fühle."

„Ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen, denn Sie versuchen es vergeblich, mich zu hindern, daß ich Ihnen meine Meinung ausspreche. Was soll ich von Ihnen denken? Eine ernstliche Neigung können Sie für diesen jungen Menschen nicht fühlen, dazu ist er zu unbedeutend. Könnten Sie ihn in seinen Gesprächen mit mir belauschen, so würden Sie Mitleid mit ihm haben. Er ist eine vollständige Null und wer es gut mit ihm meint, muß wünschen, daß er je eher desto besser mit seiner Dünenthal'schen Schönheit Hochzeit macht; das ist das Einzige, was noch günstig auf ihn wirken kann."

„Wenn Sie in dieser Weise über Robert v. Kortener sprechen, muß ich Ihnen sagen, daß Sie ihn schlecht belohnen. Er seinerseits bewundert Sie und hält Sie für ein Genie. Die einzige Persönlichkeit, die er zuweilen über Sie stellt, ist Lehmann und auch nur in gewissen Fällen."

„Ich bin ihm für seine gute Meinung dankbar, aber glauben Sie mir, Lideweide, er verdient nicht, daß Sie sich mit ihm beschäftigen. Wollen Sie einen guten Rath von mir annehmen, so lassen Sie ihn laufen und suchen Sie einen würdigeren Zeitvertreib. Es ist unter Ihrer Würde, über Fräulein Fischer zu triumphiren."

„Und wer sagt Ihnen, daß ich diesen Sieg beabsichtige? Unehre würde ich doch in keinem Falle damit einlegen. Ich finde Sie wirklich possierlich. Sind denn Ihre eignen Eroberungen immer derart gewesen, daß Sie dieselben Ihrer würdig gefunden hätten? Um das zu glauben, müßte ich Ihre Geschichte weniger gut kennen."

„Es ist diesen Abend nichts mit Ihnen zu verhandeln, Lideweide, und ich werde nicht länger versuchen, Sie von Ihrem Unrecht zu überzeugen. Es wird Zeit, daß Sie zur Gesellschaft zurückkehren. Versprechen Sie mir nur, sich nicht zu unvorsichtig zu exponiren."

„Ich danke Ihnen für diese neue Unverschämtheit. Aber ich glaube mit Ihnen, daß es zu nichts führen würde, unsere Unterhaltung zu verlängern. Gehe also Jedes von uns seinen eignen Weg."

Sie schlug einen Seitenpfad ein, der sie sofort auf die Terrasse und zu ihren Gästen zurückführte und ließ ihn allein mit seinem Zorn.

* * *

Adrian Deichberg handhabte den silbernen Schöpflöffel und man mußte sagen, daß er für Alt und Jung ganz vortrefflich sorgte. Seine Candidatur war ihm zu Kopf gestiegen und er befand sich in jener glückseligen Stimmung, von welcher Frauen sich nur selten eine Vorstellung machen können und welche man das Bewußtsein der Popularität nennen könnte.

„Kortener!" rief er, als Robert mit Emma zum dritten oder vierten Male nahe bei ihm vorüberging, „Kortener! warum verschmähst du meine guten Gaben? Es ist Abend, bester Freund, und Fräulein Fischer wird damit einverstanden sein, daß du den inneren Menschen ein wenig erwärmst."

„Sicher bin ich damit einverstanden," sagte Emma, indem sie Robert aufmunterte, näherzutreten; „Robert versichert, daß Ihr Gebräu für Herren dieselben guten Eigenschaften besitzt wie die Mantillen für Damen."

„Verzeihe, liebe Emma," scherzte Robert, „ich habe nur gesagt, daß die Sorge für deine Gesundheit mir nicht viel hilft, wenn ich nicht auch zugleich an die meinige denke."

„Gut geantwortet!" rief Adrian. „Leben lassen ist nicht genug, man muß auch selbst leben. Aber, wo bleibt Lideweide? Es ist eine Stunde vergangen, seit ich sie zuletzt gesehen habe."

„Hier ist sie," antwortete eine wohlbekannte Stimme und mit festem Schritt, als wäre nichts vorgefallen, trat ihre schöne Erscheinung aus der Finsterniß an das Licht.

„Wie, Lideweide?" sagte Emma verweisend, „Sie haben nichts um den Hals genommen? Sie werden sich erkälten. Wir leben nicht in einem Lande, wo die Abendluft mit sich spotten läßt."

„Sind Sie derselben Meinung, Robert?" frug Lideweide, indem sie sich zu Emma's Bräutigam wendete.

„Gewiß ist er das," antwortete Deichberg an seiner Stelle, „Kortener ist den alten, guten Gebräuchen zugethan, wonach die Herrn sich durch einen Schluck Wein gegen die Abendluft schützen müssen und die Damen, indem sie Mäntel umhängen."

„Adrian verleumdet mich," sagte Robert, „aber darin hat er Recht, daß ich es sehr unvorsichtig von Ihnen finde, zu dieser Stunde im bloßen Kopfe und ohne Umhang im Garten spazieren zu gehen. Darf ich mir das Vergnügen machen, Ihr Tuch zu holen? Du erlaubst doch, Emma?"

„Wie kannst du nur fragen, Robert."

Er eilte in das Haus und frug einen Diener, wo das Tuch der gnädigen Frau zu finden sei. Der Diener wußte es nicht, aber Robert eilte zu Sarah und einen Augenblick später kam er zurück, den verlangten Gegenstand über dem Arm.

„Robert macht sich wirklich zu viel Mühe," sagte Lideweide, „und ich mißbrauche seine Güte. Aber da kommt er schon beladen und belastet."

Sie wendete sich um und ging ihm entgegen. In demselben Augenblicke kam Ruardi und redete Emma an.

„Sie machen mich verlegen," sagte Lideweide halblaut, so daß die Anderen sie nicht verstehen konnten, „aber ich will nicht undankbar sein. Alles, was ich kürzlich im Bezug auf Ihre Kälte gegen Emma gesagt habe, nehme ich zurück. Sie sind heute Abend die Zärtlichkeit selbst gewesen und ich darf von Glück sagen, daß Sie Zeit gefunden haben, an mein Tuch zu denken. Anders herum, wenn ich bitten darf."

Sie wendete ihm auf demselben Platz den Rücken zu und bog sich neigend ein wenig zurück, um das Tuch, welches er mit beiden Händen hielt, auf ihren Schultern zu empfangen.

„Nun?" frug sie, als er zu zögern schien.

„Hier ist das Tuch," flüsterte er seinerseits, indem er sich über sie hinbeugte. Und während er ihr das Tuch reichte, berührte er mit seinen Lippen die Blonde, welche ihren Hals bedeckte.

„Danke," sagte sie und der Ton, in welchem sie dies Wort aussprach, obgleich unterdrückt, war doch so ungewöhnlich, daß er unmöglich unterscheiden konnte, worauf sich ihre Erkenntlichkeit bezog.

Drittes Buch.

Nemesis.

I.

Eine apostolische Ermahnung verlangt, daß jeder Mensch in seinem Gemüthe vollkommen beruhigt sein soll, und wenn das menschliche Schicksal nur davon abhinge, daß man Ermahnungen beherzigt, so würde dem Erfinder jenes Spruches die Krone der Weisheit zukommen. Aber hier ist ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, liebenswürdiger und gescheidter als die meisten ihres Alters, von den besten Absichten beseelt, oder, wie man sagen könnte, zu allem Guten geneigt und unfähig zu irgend etwas Schlechtem. Hätte sie über ein Königreich zu verfügen, sie würde es demjenigen schenken, der ihr den verlorenen Frieden zurückbrächte, denn ihr Gemüth ist zerspalten und keine Macht der Erde kann sie von dem befreien, was ihr die Brust beklemmt.

So eben nach dem Frühstück hatte Emma in Fräulein Bertha's Garten die Runde gemacht, indem sie ohne Besorgniß der Erlaubniß folgte, so viele Blumen abzuschneiden, als sie für ihre Aquarellmalerei nöthig hatte; darauf saß sie in ihrem Zimmer und die Ergebnisse ihres Streif-

zuges standen in einem Krystallbecher, der halb mit Wasser gefüllt war, vor ihr auf dem Tische. Die Blumen aus dem kleinen Garten der alten Dame waren weder besonders fremdartige noch seltene Sorten, aber sie waren gut gepflegt und kräftig entwickelt. Emma hatte die von ihr ausgewählten Blumen mit einer großen Scheere abgeschnitten, aber das Vergnügen, welches ihr diese Beschäftigung gewährte, war nur von kurzer Dauer gewesen. Auf ihrem Zimmer hatte sie kaum die Blumen in Wasser gesetzt und ihre Zeichengeräthschaften herbeigeholt, als sie die eben begonnene Arbeit wieder unterbrach, ihre Bleistifte und Pinsel niederlegte und sich an ihren Schreibtisch verfügte. Aber auch der Brief nach Hause, den sie begonnen hatte und von dem sie glaubte, daß sie ihn heute früh abschicken werde, wollte nicht recht fließen. Nachdem sie eine Weile mit der Feder in der Hand auf die halbbeschriebene Seite gestarrt hatte, stand sie wieder auf und versuchte es noch einmal mit dem Zeichnen.

Was sie verdrießlich und ungeduldig machte, war, daß sie zu keinem Entschluß kommen konnte in Bezug auf ihren Aufenthalt zu M. und in Verbindung damit in Bezug auf Robert. Alle Zweifel, die sie kühn zu unterdrücken gesucht hatte, waren mit erneuter Kraft wiedergekehrt und sie wußte nicht mehr, was sie an ihm hatte. Es war, als ob plötzlich zu M. allerlei Einflüsse auf ihn eingewirkt hätten, denen er früher nicht ausgesetzt war, oder die keine Macht über ihn gehabt hatten. Erstens Lideweide mit ihrer glänzenden Toilette, ihrer üppigen Schönheit und ihrer pikanten Conversation, dann Sarah mit ihrer geheimnißvollen Lebensgeschichte und ihrem gefährlichen Unglauben. Adrian Deichberg mit seiner Unbedeutendheit und seinen Reichthümern. Lehmann, der allerdings nur von Zeit zu Zeit erschien, aber stets einen großen Vorrath blendender Redensarten mitbrachte. Ruardi, dessen Gedanken bei Robert für Orakelsprüche galten, der mit Eingenommenheit von seinem frommen Freunde Eduard Stephenson erzählte, in seinem eignen Leben aber weder nach Gott noch nach Gesetzen fragte. Selbst Fräulein Bertha schien ihr mitschuldig zu sein, denn sie konnte sich täglich weniger erklären, wie so viel Tugend und Religiosität mit so vieler Verblendung verbunden sein konnte. Oft schien es ihr, als werde auf dem Lindenhof eine Verschwörung angesponnen, deren Opfer Robert werden sollte. Ließ sie ihrer Phantasie freien Lauf, so kam es ihr vor, als ob Adrian Deichberg's Wohnung ein riesiges Spinngewebe wäre, in dessen Mitte eine große Spinne saß, keine jener häßlichen, abschreckenden Thiere, sondern ein schön geformtes Geschöpf, funkelnd in allen Farben des Regenbogens und gekrönt mit einem strahlenden Diamant. Die Spinne hieß Lideweide und unter den Opfern, welche in ihrem Netze leblos hingen, glaubte Emma sich selbst zu erkennen. Aber nein, sie konnte sich noch rühren und obschon sie in dem verrätherischen Gewebe gefangen war, war die Kraft Athem zu holen und sich zur Wehre zu setzen noch nicht ganz und gar von ihr gewichen. So sehr sie sich jedoch auch anstrengte, einem andern Gefangnen zu Hülfe zu kommen, aus dessen brechendem Auge Robert's Seele zu ihr sprach, sie konnte ihn nicht erreichen und schmerzlicher als Alles war es ihr, daß er sich um ihren Beistand gar nicht zu bekümmern schien.

Doch Träume sind trüglich, dachte Emma, und mit einer heftigen Bewegung der Hand verscheuchte sie die Vision, welche ihre Phantasie geschaffen hatte. Robert gehört ihr und Niemand soll ihn ihr entreißen, das stand fest. Die Menschen streiten mit einander, ob Wunder möglich seien, was gehen sie solche allgemeine Fragen an! Es war unmöglich, daß Robert für sie verloren ging, mehr brauchte sie nicht zu wissen, und dies eine war genug für ihre Ruhe. Aber konnte sie anderseits die Augen dem einströmenden Lichte verschließen? Wenn sie auch die Andeutungen Ruardi's auf Rechnung seines Charakters setzte — denn wer war Ruardi, daß sie seinen Worten mehr hätte glauben sollen als ihrem eignen Gefühle — sie konnte doch nicht leugnen, daß Lideweide einen gewaltigen Einfluß auf Robert ausübte. Dies war an Allem bemerkbar, am deutlichsten am Klopfen ihres eignen Herzens, so oft sie mit Lideweide allein war. Dann brannten Worte des Tadels ihr auf den Lippen und nur mit der größten Anstrengung gelang es ihr, nicht zu verrathen, was in ihr vorging. Wer hätte

gedacht, daß sie in ihrem einfachen Leben jemals solchen Kampf bestehen müßte? Eine verheirathete Frau war ihre Nebenbuhlerin, ihr Bräutigam lauschte auf die Schmeichelei einer verbrecherischen Neigung, ihre eignen Winke wurden verschmäht und Robert hing im Netze von Lideweide's Augen. Emma hätte nicht Weib und Braut sein müssen, um die letztere Thatsache zu bezweifeln. Der Zustand war unhaltbar geworden, das sah sie ein und sie kehrte wieder zu ihrem Briefe zurück. Ohne Alles gerade heraus zu sagen, wollte sie dafür Sorge tragen, daß ihre Mutter Alles wisse. Es kam nur darauf an, eine geschickte Form zu finden. Sie wollte nicht, daß ihre Eltern Robert verstoßen sollten, darum mußte sie vermeiden, ihn geradezu der Untreue zu beschuldigen. Aber sie konnte deutlich genug auf den Anfang einer Abkühlung anspielen, um zu bewirken, daß man sie aus dem Folteraufenthalt zu M. erlösen und ihre Rückkehr nach Belvedère verlangen werde. Mehr war vorläufig nicht nöthig, ihre Frauenwürde duldete nicht, daß sie länger blieb, wo sie war, darüber war sie vollkommen mit sich einig. Auch das war ausgemacht, daß Robert eine empfindliche Lection verdiente. Sie gedachte, das Eine mit dem Andern zu verbinden und auf diese Weise ihre Ruhe wiederzufinden.

Sie ergriff die Feder, legte die Hand an die Stirn, konnte den richtigen Ausdruck für das nicht finden, was sie sagen wollte, und als sie aus ihrem Nachsinnen erwachte, suchte sie Farben für ihren Pinsel, aber vergeblich trachtete sie, die warme dunkelrothe Farbe zu erreichen, welche die eine Rose, die alle andern überstrahlte, auszeichnete. Mit einem gemischten Gefühl von Wohlgefallen und Abscheu versuchte sie immer wieder die prachtvolle Schattirung dieser Rose zu erreichen, und man hätte behaupten können, daß in ihrem Eifer eine Uebereinstimmung war mit dem Gesang einer armen Näherin, die ihr eignes Todtenhemd säumte.

Aber trotz dieses Eifers war die Zeichnung noch lange nicht beendet, als ein wohlbekannter Fußtritt sich der Thür ihres Zimmers näherte. Eiligst aufstehen, das Glas mit Blumen auf das Kaminsims stellen, wo sie nicht in die Augen fielen, ein Blatt Papier über ihre Skizze werfen, die Spuren ihrer Arbeit entfernen und sich wieder an den Schreibtisch setzen, war das Werk eines Augenblicks. Das Gefühl des gekränkten Stolzes hatte plötzlich in ihrem Gemüth wieder die Oberhand bekommen und nicht für alles Gold der Welt hätte sie durch Robert mitten in ihren Beobachtungen überrascht werden wollen.

„Darf ich hinein kommen?“ frug er, indem er anklopfte und die That dem Worte folgen ließ.

Sie sah von ihrem Briefe auf und antwortete: „Jawohl, Robert.“

Es liegt in dem Tone, womit die Frau, die ein Mann liebt oder lieb haben sollte, ihn empfängt und seinen Gruß beantwortet, etwas, worüber Keiner sich täuschen kann. Wäre Emma auf ihn zugeeilt und hätte sie die Arme um seinen Hals geschlungen und die größte Freude über seine Ankunft gezeigt, Robert würde im Grunde seines Herzens gefühlt haben, nur allein nach dem Klange ihrer Stimme, daß eine trennende Mauer zwischen ihnen errichtet war. Er fühlte dies um so tiefer, da er weder umarmt noch bewillkommnet wurde.

„Mein Gott, Emma, was ist geschehen?“ frug er, indem er sich in einen Sessel setzte, den sie ihm nicht angeboten hatte.

Sie trug dasselbe Morgengewand wie sonst, einfach lichtgrau mit grünem Besatz. Auch ihre Frisur war unverändert und so oft Robert sie des Morgens besucht hatte, hatte sie eben so ausgesehen wie jetzt, auf ihrem Gesichte zeigten sich keine Spuren von Thränen oder körperlicher Ermüdung, die Beweise einer durchwachten Nacht. Aber dennoch hatten ihre Züge einen neuen Ausdruck erhalten und sie sah frauenhafter, erwachsener, wehrhafter, weniger kindlich aus als früher.

„Ich hatte vorher eingesehen,“ sagte sie kurz, „daß ich hier nicht an meinem Platze sein würde, und es ist so gekommen, wie ich gedacht hatte. Ich hätte in Dünenthal bei meinen Eltern bleiben sollen.“

„Aber wie ist es möglich, liebe Emma —“ fing Robert an. Sie ließ ihn jedoch nicht aussprechen.

„Unterbrich mich nicht,“ fuhr sie mit noch gebietenderer Stimme fort, „und

heuchle keine Neigung, die du doch nicht mehr fühlst. Dein Herz gehört Lideweide und so oft du mich ‚liebe Emma‘ nennst, sprichst du die Unwahrheit. Ich bin soeben im Begriff, an meine Mutter zu schreiben, daß ich hier keinen Tag länger bleiben will. Der Brief geht heute ab.“

Sollte sie etwas wissen? frug sich Robert. Aber das ist unmöglich, sie hat nichts sehen und nichts hören können, und wie ungerecht von ihr, mir vorzuwerfen, daß ich sie nicht lieb hätte.

„Emma,“ sagte er laut und der Ton beleidigter Unschuld, den er anschlug, war um so aufrichtiger, da er sich wirklich ernstlich vorgenommen hatte, fortan kein vertrauliches Wort mit Lideweide mehr zu wechseln, viel weniger sie zu küssen — „Emma, das mißfällt mir an dir. Daß du eifersüchtig auf Lideweide bist, ist kindisch, aber unverantwortlich ist es, daß du dich deshalb an mir rächen willst.“

„Wenn du mich lieb hättest,“ antwortete sie, „würdest du meine Eifersucht mitempfinden, anstatt mit Verachtung darüber zu sprechen. Denkst du, weil ich scherzen kann — konnte, muß ich sagen, denn ich kann es nicht mehr — denkst du, deshalb mit mir spielen zu können? Ich hätte klüger sein sollen und mich vor dir hüten. Als ich dich kennen lernte, hielt ich Alles für Fabeln, was ich von treulosen Liebhabern gehört und gelesen hatte, aber ihr Männer könnt nicht anders sein, wie es scheint. Es liegt in eurer Art. Eine Frau giebt nur einmal ihr Wort und wenn sie es gegeben hat, hält sie es, aber ihr wißt nicht, was es heißt, zu lieben. Geh fort von mir, Mann ohne Herz.“

„Emma, Emma, wie kannst du dich so vergessen! Weißt du wohl, daß ich das Recht hätte, ernsthaft böse zu werden, wenn du so sprichst?“

„Scheinheiliger, der du bist! Sehe ich nicht mit offnen Augen, daß deine Lideweide und ihr Doctor dich bezaubert haben? Wenn mein Verdruß und meine Freude die deinigen wären, wie es sich gehörte, würdest du dann wohl in einem Tone zu mir sprechen, als ob ich deine Vergebung und du nicht die meine bedürftest? Aber ich will dir nicht vergeben, ein Mann, der Vergebung nöthig hat, verdient überhaupt kein Frauenherz mehr.“

Je mehr Emma's Zorn sich steigerte, um so ungeduldiger wurde Robert und um so mehr gewann er die Ueberzeugung, daß sein Fehler jedenfalls eine solche Zurechtweisung nicht verdient habe.

„Darf ich wissen,“ frug er, „mit welchem Rechte du aufs neue von meiner Lideweide sprichst und was Lideweide's Doctor mit unserer Unterhaltung zu thun hat? Eine Unterhaltung, von der ich sagen muß, daß sie mir sehr wenig behagt und daß ich wünschte, sie nehme um deinetwillen eine andre Wendung.“

Aber dies war Oel in das Feuer.

„Es schickt sich nicht für dich,“ sagte sie, „daß du in meiner Gegenwart Ruardi's Vertheidigung übernimmst. Oder bist du der Einzige hier in der Stadt, der seine Geschichte nicht kennt? Muß ich dir sagen, daß er ein lächelnder Bösewicht ist, der seinen Beruf darin sucht, unschuldige Frauen in das Verderben zu stoßen? Ach, könnte ich doch an deine Unerfahrenheit glauben; aber das kann und will ich nicht. Wenn du nicht schlecht wärest, oder im Begriffe schlecht zu werden, würdest du Ruardi verabscheuen, aber du suchst seine Gesellschaft, du findest Behagen an seinen Gesprächen, du bewunderst und verehrst ihn ebenso wie du fortwährend an den Lippen seines Freundes Lehmann hängst.“

„Aber ins Himmelsnamen, was hast du an Lehmann auszusetzen? Lehmann ist die Eingezogenheit in Person, er lebt wie ein Clausner und beschäftigt sich nur mit seinen Clienten.“

„Ich sage nicht, daß Lehmann ein schlechter Mensch ist wie Ruardi, aber ich behaupte, daß er dir verkehrte Geschichten in den Kopf setzt, wenn das, was er denkt und spricht, für ihn selbst vielleicht auch unschädlich ist. Früher, wenn ich dich mit meinem Vater reden hörte, sagtest du einfach das, was du dachtest, jetzt dagegen eignest du dir fremde Ansichten an und man merkt überall den Einfluß Andrer.“

„Und ich sage dir, daß man von einem Manne wie Lehmann in vierzehn Tagen mehr lernt, als von gewöhnlichen Menschen in einem halben Dutzend Jahre; er ist einer unserer ausgezeichnetsten Menschen.“

„Von Ruardi wirst du vielleicht dasselbe sagen, aber das verhindert nicht, daß er ein verdorbner Mensch ist, dessen Umgang du meiden solltest. Warum lobst du Leh-

mann? Habe ich etwa gesagt, daß er sich schlecht betragen? Es beweist gegen dich, daß du den Einen benutzest, um den Andern dahinter zu verbergen; ich würde von Herrn Lehmann nicht gesprochen haben, wenn ich es nicht erbärmlich gefunden hätte, daß du ihm und Ruardi den Hof machst."

„Ich mache Ruardi nicht den Hof," fiel Robert ihr eben so heftig, wie sie selbst war, in die Rede; „ich bewundre ihn nicht, ich verehre ihn nicht, ich hänge nicht an seinen Lippen, aber ich lasse ihm Recht widerfahren; ich weiß nicht, wer dir erzählt hat, daß er ein schlechter Mensch ist, und es geht mich auch nichts an. Wahrscheinlich Fräulein Bertha, denn so sind die alten Jungfern. Er ist ein Mann von hellem Kopfe, der weiter sieht als die Andern, das ist Alles. Warum behagen mir seine Gespräche? Weil er Verstand hat. Gliche er meinem Vetter Adrian, in dem ich mich jämmerlich betrogen habe und der mir jeden Tag weniger gefällt —"

„Dein Vetter Adrian," rief sie voll Entrüstung aus, „ist ein bessrer Mensch wie dein Freund Ruardi und du selbst in diesem Augenblick. Und wäre er ein unbedeutender Mann, giebt dies Ruardi das Recht, ihm seine Ehre zu rauben? Dem Manne, dessen Freund er sich nennt, dessen Haus ihm offen steht, an dessen Tische er erscheint? Ruardi ist ein Ungeheuer, sage ich dir, und Lideweide ist seine Maitresse."

Während sie dies letzte Wort aussprach, ein Wort, welches sie in ihrem ganzen Leben noch niemals laut angewendet hatte, strömte das Blut in Emma's Wangen. Sie erröthete und wenn Robert in diesem Augenblicke er selbst gewesen wäre und sie angesehen hätte, würde er vielleicht auf andere Gedanken gekommen sein. Er war betroffen und darum hielt er die Augen auf den Boden geheftet. Was Emma in Bezug auf Ruardi's Verhältniß zu Lideweide behauptete, hielt er für Verleumdung, denn es stimmte durchaus nicht mit dem überein, was er von Sarah darüber wußte, und wer war über diese Sache besser unterrichtet als Sarah? Schon die Voraussetzung, daß Lideweide, die ja selbst zugestand, daß Ruardi ihr den Hof mache, etwas für diesen Mann fühlen könne, erfüllte ihn mit Wuth. Vor nicht langer Zeit war er selbst der Ansicht, daß Lideweide eine Frau sei, die einen Liebhaber haben könne, und es schien ihm wahrscheinlich, daß Ruardi dieser sei. Aber damals kannte er Lideweide fast noch gar nicht, und inzwischen hatte sich seine Meinung über sie sehr geändert. — Lideweide mochte ihre Fehler haben, aber er konnte nicht dulden, daß irgend Jemand, wer es auch sei, mit Verachtung von ihr sprach, und von Emma mißfiel es ihm am meisten, denn wenn Lideweide von Emma sprach, war sie stets von Lob übergeflossen.

Es ging ihm weniger gegen das Gefühl, daß Emma ungünstig über Ruardi sprach, ja, es wollte ihm fast scheinen, als habe er selbst Grund, den Doctor zu hassen. Daß Lideweide sich für denselben interessire, war ganz unmöglich, wie konnte eine so schöne und kluge und ganz besonders eine so gute Frau derart mit Blindheit geschlagen sein?

Arme Lideweide! dachte er bei sich selbst, wie sehr verkennt man dich! Laut sagte er: „Du ahnst nicht, Emma, wie deine Worte mir in die Seele schneiden."

Dieser Ton und der Ausdruck von Wehmuth in seinem Gesichte führten Emma irre, sie begann ihre Heftigkeit zu bereuen. Was mußte er von ihr denken, wenn er wirklich unschuldig war! Von Ruardi's Vergehen und Lideweide's Leichtsinn fehlten ihr die Beweise; konnte sie nicht falsch berichtet und in ihrer Heftigkeit zu weit gegangen sein? Und wenn Beide schlecht waren, war Robert darum weniger Robert, liebte sie ihn nicht mit ihrer ganzen Seele? Und wenn ihm Gefahr drohte, hatte sie nicht die Verpflichtung, ihn dagegen zu schützen?

Es folgte eine Versöhnung, welche für Robert's Eigenliebe so schmeichelhaft war, wie er sie nur wünschen konnte. Emma kniete neben ihm nieder und faßte seine Hände.

„Vergieb mir," sagte sie, „daß ich mich so albern betragen habe. Ich habe dich gekränkt, aber es geschah aus Liebe. Was geht mich Lideweide an? Was bekümmert mich Herr Ruardi? An deinem Herzen habe ich genug."

Robert war in einer leicht versöhnlichen Stimmung, und um zu zeigen, daß er in Bezug auf Edelmüthigkeit hinter Niemand zurückstehe, sagte er, indem er sie auf die Stirn küßte und über ihre blonden Locken strich:

„Ich glaube wirklich, Emma, daß dein Urtheil über Ruardi richtiger ist als das meinige; er ist nicht so schlecht, wie du denkst, aber ich fühle doch, daß seine Unterhaltung nicht für mich taugt, ja, ich sehe sogar ein, daß seine Gespräche unter vier Augen oft unpassend sind; man kann einem jungen Wittwer, der solche Empfindungen äußert, nicht ganz vertrauen und darum verspreche ich dir, daß ich seinen Umgang meiden und ihn mir von jetzt an fern halten will."

Für Emma's Gemüthsruhe würde es mehr werth gewesen sein, wenn Robert ein derartiges Gelübde in Bezug auf Lideweide gethan hätte, und besonders, wenn er diesem Versprechen nachgekommen wäre. Aber sie war zu glücklich, um diesen Mangel in seinen Versprechungen augenblicklich zu fassen, und auch sein Glück war nach menschlichen Begriffen in diesem Augenblick vollkommen, der Gedanke an Lideweide schlummerte leise im Hintergrunde seiner Seele, und so lange Emma selbst diese Erinnerung in Frieden ließ, hinderte ihn nichts, die Gegenwart zu genießen. Er fühlte aufs neue, daß er sie recht von Herzen lieb hatte, und er würde um keinen Preis der Welt die Verbindung mit ihr haben lösen wollen, namentlich jetzt, da er wie früher seinen Arm um sie schlang und sie ihr liebes Köpfchen an seine Brust lehnte. Mit dem lebhaftesten Wohlgefallen dachte er an das Glück der Zukunft, das ihn an der Seite der Geliebten erwartete, und er fühlte mit Freuden, daß sie mit unveränderlicher Treue ihm das Leben verschönen werde.

„Und was," frug er mit schmeichelndem Ton, nachdem sie, wie ein paar Turteltäubchen sich eine Weile geliebkost hatten, „was soll nun das Unterpfand unsrer Versöhnung sein?"

Als ob die Frage einen Plan gereift habe, den sie bereits längere Zeit in sich trug, stand sie auf und ergriff das Blatt Papier, welches zu einem Briefe an ihre Mutter hatte verwendet werden sollen. Ein Kenner von Autographen würde an der Schrift sofort bemerkt haben, daß sie Zeichen des Zornes verrieth und das Zerflossene einiger Buchstaben würde ihm zum Beweise gedient haben, daß der Zorn während des Schreibens zuweilen in Betrübniß übergegangen war. Aber Robert war in solchen Wissenschaften nicht zu Hause und als Emma das Blatt in die Höhe hob und damit hin und her wehte, bemerkte er nur, daß von den vier Seiten drei bereits beschrieben waren.

„Plagegeist," rief sie im fröhlichen Ton, „mußt du denn immer Recht behalten? Sieh hier!"

Sie zerriß den Brief in hundert Stückchen und streute ihm die Schnitzen in das Haar.

„Nun puderst du mich vor der Zeit," scherzte er, indem er sich den papiernen Regen vom Kopfe schüttelte, „aber so billig kommst du nicht fort. Deine Uhr sollst du behalten, denn du mußt sehen können, wann die Minute da ist, um mich zu vertreiben, aber wenn du mir nicht dein schönstes Armband, deine schönste Brosche, oder deine schönsten Ohrgehänge zum Unterpfand giebst, glaube ich nicht, daß du es ehrlich meinst."

„Ich sehe wohl," antwortete sie lachend und erröthend vor Glück, „daß der Augenblick, um dich zu vertreiben, schon lange gekommen ist. Du wirst zudringlich. Aber wenn du ein Unterpfand begehrst," fuhr sie fort, indem sie plötzlich ernsthaft wurde und Thränen ihr in die Augen kamen, „nimm dies!"

Sie pflegte um den Hals ein feines schwarzes Band zu tragen, woran ein Medaillon befestigt war. Das kleine runde Glas mit dem goldnen Rande enthielt nichts Anderes als an der einen Seite eine glänzend schwarze Haarlocke, eine Erinnerung an ihren Bruder Reinhard, den früh gestorbenen Stolz der Familie, und an der andern Seite eine greise Locke von ihrem Vater, umwunden durch eine blonde von ihrer Mutter.

„Es ist," sagte sie, indem sie das Band und das Medaillon Robert in die Hand gab und auf seine Hand einen Kuß drückte, „es ist mein reinstes und heiligstes Andenken."

II.

Mit fröhlichem Herzen trat Robert eine Stunde später in das ihm wohlbekannte Gartenzimmer, wo Lideweide und ihr Gemahl, wenn sie keine Gäste, oder nur solche Gäste hatten, die sie wie zum Hause gehörig betrachteten, zu frühstücken pflegten. Er fand den Tisch gedeckt und

den Diener Isidor beschäftigt mit dem Arrangiren von Silber und Krystall.

„Ist Herr Deichberg noch in der Stadt?“ frug Robert den Diener, mehr, um etwas zu sagen, als aus Interesse.

„Ich glaube ja,“ antwortete Isidor, „die gnädige Frau ist ausgefahren, aber der Herr wird bald kommen.“

„Die gnädige Frau kommt also nicht zum Frühstück?“

„Ich glaube nicht, Herr von Kortener. Jeden zweiten Donnerstag im Monat ist eine Versammlung in der Stiftung, bei welcher Frau Deichberg Vorsteherin ist. Die Stiftung ist eine Art Waisenhaus. Geschickte Bürgerkinder werden dort zu Dienstmädchen erzogen. Ich habe eine Schwester darin.“

„So, so,“ sagte Robert, der sich erinnerte, daß Lideweide von dieser Einrichtung gesprochen hatte.

„Eigentlich ist es kein Waisenhaus,“ plauderte Isidor fort, „denn mein Vater und meine Mutter leben noch, auch tragen die Mädchen alle ihre eignen Kleider.“

„Und wenn die Mädchen krank werden, werden sie in dem Hause verpflegt, nicht wahr?“

„Zu dienen. Herr Ruardi ist Doctor dort.“

„Nun das ist ein Glück für die Anstalt. Solche geschickte Aerzte giebt es nicht viel.“

Isidor hatte von seiner Schwester einmal gehört, daß die Bekanntschaft mit Herrn Ruardi einigen Mädchen aus der Anstalt später gerade nicht zum Vortheil gereicht war. Er fand es jedoch nicht nöthig, dies dem Besuche seiner Herrschaft, der ein Freund des Herrn Ruardi zu sein schien, mitzutheilen. Ueberdies wurde draußen gerade geklingelt und sein Dienst gestattete ihm nicht, neue Fragen zu veranlassen, oder zu beantworten.

* * *

Als Robert von seinem Besuche bei Emma nach Hause gekommen war, war er einen Augenblick auf sein Zimmer gegangen, um Toilette zu machen. Als Isidor ihn nun allein gelassen hatte und er nichts Anderes zu thun wußte, als im Zimmer auf und ab zu gehen, warf er zuweilen einen Blick in einen der Spiegel. Es würde übertriebene Bescheidenheit gewesen sein, wenn er nicht zufrieden mit der Prüfung gewesen wäre. Er unterbrach dieselbe erst, als er Fußtritte vernahm, und um den heimkehrenden Hausherrn glauben zu machen, daß er ein Blumenbeet im Garten bewundert habe, trat er rasch an das Fenster.

Adrian war sehr freudig aufgeregt. Außer einem Briefe von Lehmann, der ihm ankündigte, daß seine Wahl so gut als sicher sei, hatte er auch noch sehr günstige Handelsnachrichten erhalten, und da der freudige Gemüthszustand seine Eßlust keineswegs schwächte, so nöthigte er Robert, tüchtig zuzugreifen und mit ihm ein Glas Wein nach dem andern zu trinken. Robert hatte zwar diesen Morgen ganz andere Gemüthsbewegungen erlebt, aber nichtsdestoweniger schmeckte es ihm vortrefflich und er fand seines Vetters Wein ganz köstlich.

„Es thut mir herzlich leid,“ sagte Deichberg, „daß ich Ihnen heute Nachmittag nicht Gesellschaft leisten kann. Aber Sie wissen ja, daß der Wagen zu Ihrer Disposition steht. Wenn Sie also mit Ihrer Braut ausfahren wollen, so bekümmern Sie sich weder um mich, noch um Lideweide.“

„Sehr verbunden,“ antwortete Robert, „aber Emma hat heute Kopfschmerzen und ich werde meine Einsamkeit benutzen, um Briefe zu schreiben.“

„Ganz wie Sie wollen. Darf ich Sie bitten, mir noch ein Glas einzuschenken? Danke. Feuriger Wein; finden Sie nicht?“

Robert fand den Wein feuriger als je und als Deichberg ihn verlassen hatte, um nach dem Comptoir zurückzukehren, blieb er noch eine Weile sitzen, und trank noch ein paar Gläser. Unter dem erregenden Einfluß des Weines recapitulirte er noch einmal sein letztes Gespräch mit Emma und suchte sich seine Gefühle dabei klar zu machen. Er kam zu einem befriedigenden Schlusse. Die Befolgung seines Gelübdes wurde ihm durch Lideweide's Abwesenheit gleich im Anfang leicht gemacht. Ihm sollte es angenehm sein, wenn sich diese Gelegenheiten oft wiederholten. Er liebte Emma, das stand fest, und sie konnte darauf rechnen, daß er ihr treu bleiben wollte. Aber eifersüchtig durfte sie nicht sein, und es war thöricht von ihr, nament-

lich in Bezug auf Lideweide, ihn beaufsichtigen zu wollen. Lideweide war und blieb eine verheirathete Frau und so reizend er sie fand, konnte sie doch nie ein Hinderniß seiner Vereinigung mit Emma werden. Aber auch Lideweide mußte ihn besser beurtheilen lernen, sie mußte einsehen lernen, daß er ein Mann und kein halber Knabe war.

Aber es wird Zeit! fiel er sich gleichsam selbst in die Rede, Isidor muß abräumen und ich will auf mein Zimmer gehen.

Oben an der Treppe begegnete er Sarah, die mit einer schweigenden Verbeugung etwas zur Seite trat, um ihm Platz zu machen. Bis jetzt hatte er sich noch nie auf sein Zimmer verfügen können, ohne auf die eine oder andere Weise daran erinnert zu werden, daß der Zugang zu Lideweide's Gemächern durch einen weiblichen Cerberus gehütet wurde. Auch jetzt mußte er daran denken, aber in anderer Art. Sarah war zum Ausgehen angekleidet; er sah sie zum ersten Male mit Hut und Umhang, und er glaubte aus diesem Umstande schließen zu dürfen, daß Lideweide noch mehrere Stunden ausblieb. Deichberg war ausgegangen, Lideweide ebenfalls, und nun auch Sarah: eine günstigere Gelegenheit zu einem forschenden Einblick in Lideweide's Heiligthum, welchen er sich schon öfter vorgenommen hatte, konnte sich kaum wieder bieten.

Er trat in sein Zimmer ein, ließ aber die Thür hinter sich offen stehen. Er wußte ja, daß Niemand ihn stören konnte, und er durfte ohne Unbescheidenheit, bevor er seine Briefe zu schreiben begann, ein wenig im Hausflur hin und her gehen. Er brauchte nicht in Lideweide's Gemächer einzutreten, wenn er auch ein wenig vor der Thür verweilte, die in das erste derselben führte. Als er jedoch zum dritten Male daran vorüberging und keinen Engel mit flammendem Schwerte als Wache davor erblickte, stand Lideweide's Bild ihm so lebendig vor der Seele und erfüllte so ganz seine Gedanken, daß es natürlich erschien, wenn er einen Schritt weiter ging und die Hand auf die Thürklinke legte. Wenn gewisse Wesen uns so sympathisch sind, daß ihr Sein und Denken sich uns mitzutheilen scheint, warum sollte es unerlaubt sein, sich in das Anschauen der Gegenstände zu versenken, die täglich sie umgeben? Vermuthlich hatte Emma darüber andere Ansichten, aber das konnte für ihn nicht maßgebend sein. War es doch die Frucht seiner Bekanntschaft mit Lideweide, daß er einsehen gelernt hatte, wie weit Emma's Ueberlegenheit gehen dürfe. Er hatte eingesehen, daß Emma, trotz ihrer liebenswürdigen Eigenschaften, manche einseitige Ansicht hatte. Wäre sie ihm in diesem Augenblick plötzlich entgegengetreten und hätte errathen, was er zu thun im Begriffe war, so hätte er um ihretwillen, nicht weil er seine Neugierde für tadelnswerth gehalten hätte, seine Absicht aufgegeben, aber sicherlich nur aus dem Grunde, weil es ihr unangenehm zu sein schien.

Der erste Eindruck, den er in Lideweide's Zimmer empfing — denn er hätte nicht Robert v. Kortener sein dürfen, um draußen stehen zu bleiben — war eine Art Verwirrung. Um die brennenden Strahlen der Nachmittagssonne abzuhalten, hatte Sarah, bevor sie wegging, alle Jalousien geschlossen, und das Auge mußte sich erst an die Dunkelheit gewöhnen; bald jedoch bemerkte Robert, daß das Zimmer, worin er sich befand, nur die Einleitung zu zwei oder drei andern Gemächern war, welche die südliche Seite des Lindenhofs ausmachten. Keine lästigen Thüren verhinderten ihn, sich hiervon zu überzeugen; er ging durch die sämmtlichen Räume und kehrte dann wieder zurück. Das Dämmerlicht hatte ihn anfänglich etwas eingeschüchtert und er wollte nun erst Alles mit Ruhe betrachten.

Zuerst kam ein kleiner Bazar, so hätte man sagen können, zusammengebaut aus aller Herren Länder: dunkelbraune Möbel mit japanisch lakirtem Holz, Gold auf Schwarz, Etageren mit chinesischem Porcellan; Bücher und Bilderwerke, ausgebreitet auf einem mit buntem Perlmutter ausgelegten Tischchen, Tapeten und Fallgardinen von lichtgelber Seide, mit gestickten Figuren. Dies war das erste Zimmer. Das darauf folgende glich dem Boudoir einer französischen Hofdame aus der Zeit Ludwig's XV.; die Möbeln waren mit seegrünem Damast überzogen, vergoldete Kronleuchter, ovale Spiegel, Tischchen von eingelegtem Rosenholz; über dem Sopha das Porträt einer Braut, aus der Schule des Greuze, überall reizende Klei-

nigkeiten, eine Pendüle von sächsischem Porcellan, auf welcher man einen kleinen Hirten sah, der eine Kornblume auf den Hut einer Hirtin steckte. Das dritte Zimmer schien einen sanften Uebergang zu Lideweide's Schlafgemach zu bilden. Die Wände zeigten einen rosenrothen Hintergrund, der mit gefaltetem Nesseltuch bespannt war, zwischen dem die Spiegel halb verschwanden. Von den Sitzen der weißen Sophas und Sessel hing die Bekleidung bis zum Boden herab. Auf einem Tischchen von silberfarbigem Holze stand eine Alabastervase voll Theerosen, deren frischer, feiner Geruch das ganze Gemach durchströmte, der Teppich war von hellgrauer Farbe wie der Tisch und mit Bouquets von blassen Päonien bestreut.

Von den Ruheplätzen, auf welchen Lideweide zu sitzen pflegte, von den Spiegeln, in welche sie beim Ausgehen einen letzten Blick warf, von den Kleinigkeiten, die ihre Hand noch vor kurzer Zeit berührt hatte, von den Teppichen, die an diesem Morgen noch ihr kleiner Fuß berührt hatte, von alledem ging für Robert eine Kraft aus, die ihn weniger erregte oder verwirrte, als vielmehr ihm die Herrschaft über sich selbst raubte, und diese Stimmung verminderte sich nicht, als er plötzlich Lideweide's Schlaf- und Ankleidezimmer vor sich sah. In den anderen Zimmern hatte man die Sonnenstrahlen abgewehrt und ein warmer Schatten waltete darin, hier dagegen war dies nicht nöthig gewesen, hier war es hell und kühl, und der Zug des Ostwindes spielte durch das halbgeöffnete Fenster mit den gestickten Gardinen. Lideweide's Vorliebe für sanfte Farben verleugnete sich auch in diesem Raume nicht. Das sanfteste Blau zeigte sich an den Draperien, welche an den Fenstern und an dem Alkoven niederhingen, worin das Bett der schönen Schläferin stand. Auch hier wieder war das ganze Möblement und alle Verzierungen wie aus einem Stück gegossen, und ohne durch eine Ungleichheit der Form verletzt zu werden, glitt das Auge von dem Betthimmel zu dem Toilettentische, und von der Garderobe zu dem Frisirspiegel.

Dicht am Eingang, halb verhüllt von den breiten Falten der Portière, stand ein hoher, breiter und runder Porcellanofen, der wahrscheinlich zu schwer war, um des Sommers weggetragen zu werden. Ganz nahe dabei befand sich ein kleines Sopha, so gestellt, daß man sich mit einem Buche in der Hand darauf ruhig ausstrecken und das Licht der Fenster von der anderen Seite über die Blätter spielen lassen konnte. Robert setzte sich nieder, ließ sich halb zurücksinken, kreuzte die Arme über die Brust und starrte vor sich hin. Von hier aus traf sein Blick gerade in den Alkoven, der ihm gegenüber war.

Ob er wohl gewagt haben würde, mit Emma's Heimlichkeiten ebenso zu handeln, wie er mit denen von Lideweide that? Hätte er sich diese Frage gestellt — was er jedoch nicht that — so würde er nicht verlegen um eine Antwort gewesen sein. Allerdings bestand eine Art von Ehrfurcht, die Emma ihm einflößte und Lideweide nicht, und seiner Ansicht nach bewies dies eben nur, daß Emma eine gewisse Anziehungskraft entbehrte, die gerade Lideweide ganz besonders eigen war. Er erwartete nichts von Lideweide, sah nicht ein, wie sie jemals etwas für ihn werden könnte, verlangte von ihr keine Gegenliebe und würde wahrscheinlich behauptet haben, daß seine stille Neigung für sie mit weniger Selbstsucht vermischt war als das Gefühl, welches ihn mit Emma verband. Von Emma's Seite rechnete er für sich selbst auf ein vermehrtes Lebensglück; die Sorge, welche er für sie tragen wollte, mußte sie ihm vergüten, sie sollte ihn lebenslang bei seiner Arbeit trösten, der Lichtstrahl sein und bleiben in seiner gesellschaftlichen Stellung, und wenn sie einmal im Vollbringen dieser Pflichten nachließ, glaubte er das Recht zu haben, ihr dies zu verweisen. Lideweide dagegen hatte ihm nichts versprochen und sich zu nichts verbunden; jedes Zeichen von Zuneigung, das er von ihr empfing, war eine Gabe ihrer freien Güte und er konnte ihr nur danken für das, was sie ihm schenkte. Daß Lideweide für ihn nicht schwach sein konnte, ohne an ihrem Manne Verrath zu üben, war ein Gedanke, bei welchem er ungern verweilte, die Vorstellung aber, daß er ihre Gunst, wenn sie ihm dieselbe schenkte, mit Ruardi theilen müßte, hatte er sich völlig aus dem Kopfe vertrieben. Wer aber sprach von so etwas? Wer verlangte von ihr, daß sie etwas für ihn thun sollte? Er verlangte nichts und rechnete auf nichts. Dar-

um klopfte sein Herz auch jetzt vollkommen ruhig und keine innere Stimme beschuldigte ihn eines ärgeren Vergehens als der Dreistigkeit.

Seine Ruhe sollte jedoch bald gestört werden. Schon mehrmals war das Geräusch eines nahenden Wagens bis zu ihm gedrungen, ohne daß er sich darum bekümmert hatte; er war überzeugt, daß Lideweide erst gegen die Speisestunde zurückkehren werde, und bis jetzt war sein Selbstvertrauen nicht getäuscht worden. Drei bis viermal war der nahende Wagen vorbeigefahren und er hatte das dröhnende Geräusch der Räder in der Ferne ersterben hören. Nun aber näherte sich ein Wagen, mit welchem das Umgekehrte stattfand. Anstatt auf der Landstraße weiterzurollen, schlug er die Richtung ein, die sich dem Hause näherte, und mit mehr Verwunderung als Schrecken vernahm Robert das ihm wohlbekannte Geräusch der Kieselsteine, welche um die Hufe der Pferde aufsprangen und unter den Eisen der Räder krachten. Aber selbst als der Wagen still hielt, beunruhigte er sich nicht. Es konnte Lideweide nicht sein und er wurde in dieser Meinung bestärkt, als er sofort den Wagen sich wieder entfernen hörte. Es mußte ein Besuch gewesen sein, meinte er, und in seiner Einbildung sah er Isidor die Treppe hinuntereilen und aus der Hand von irgend einer Freundin Lideweide's, nachdem sie gehört, daß die Frau des Hauses abwesend sei, eine Visitenkarte abnehmen. Aber er irrte sich und ebenso groß, wie noch vorher seine Unbesorgtheit gewesen, wurde plötzlich seine Verlegenheit, als er ein rauschendes Kleid nahen hörte und Lideweide's Stimme vernahm, die im Vorzimmer zu dem Bedienten sagte: „Ich bin für Niemand zu Hause; sollte Sarah zurückkommen, so sage ihr, daß ich sie nicht nöthig habe." Vom Sopha aufspringen und sich hinter den weißen Porcellanofen verstecken, war für Robert mehr die That der wirklichen Verzweiflung als der Ueberlegung.

Wußte Lideweide, daß er sich in ihrem Zimmer befand? Sie betrug sich, wie eine Frau ihres Ranges sich nur beträgt, wenn sie die Ueberzeugung hat, daß kein Mann sie belauscht. Wie gewöhnlich war die Zusammenkunft der Vorsteherinnen jener Stiftung ihr sehr lang geworden und als eine der älteren Damen die Erlaubniß erbeten hatte, die Zusammenkunft vor Schluß zu verlassen, hatte sie eine leichte Unpäßlichkeit vorgeschützt und dankbar von dem Anerbieten der alten Dame Gebrauch gemacht, welche sie in ihrem Wagen nach dem Lindenhof brachte. Aus den wenigen Worten, welche Lideweide zu Isidor gesprochen hatte, ging hervor, daß sie von Sarah's Abwesenheit unterrichtet war. War es ihr entgangen, daß die Thür zu ihren Gemächern offen war? Wenn dies der Fall war, so mußte man die Sorgfalt loben, womit sie diese Versäumniß gut machte. Kaum hatte sie Isidor mit dem Auftrage für Sarah entlassen, so drückte sie das Siegel auf den ausgesprochnen Wunsch nach Ruhe und Absonderung, indem sie das Zimmer von innen verriegelte.

Und diese Bewegung war nicht die einzige, aus welcher hervorging, daß sie allein zu sein wünsche. Nachdem sie in dem ersten Zimmer aus den vielen auf dem Tische liegenden Büchern eines ausgewählt, in dem zweiten Gemach einen Blick auf die Pendüle mit dem hübschen jungen Schäfer von Porcellan geworfen hatte, bog sie sich in dem dritten über die wohlriechenden Theerosen in der Alabastervase und ließ beim Eintreten in das Schlafgemach das Erste sein, daß sie die hübsch gearbeiteten Schiebethüren, deren Mechanismus an beiden Seiten durch die Portière verborgen war, zusammenschob und so befestigte, daß ein Unbescheidener Gewalt hätte anwenden müssen, um diese bewegliche Scheidewand wieder zu öffnen. Sie legte das mitgebrachte Buch auf ihren Toilettentisch nieder und nahm Hut und Mantille ab. Obgleich ihr Hütchen kein Loth wog, so hatte die Frisur doch ein wenig darunter gelitten und sie wollte zuerst diese Unordnung wieder herstellen. Sie zog ihre Handschuhe aus und brachte mit einer reizenden Bewegung beider Arme die Frisur wieder in den richtigen Zustand. Ein Bildhauer würde eifersüchtig gewesen sein, wenn er gesehen hätte, wie ihre Finger sich in den prächtigen Locken bewegten. Als die Arbeit verrichtet war, ging sie einige Mal im Zimmer auf und nieder, die Augen auf den Boden geheftet und die eine Hand an ihre Wange haltend, wie Jemand, der völlig von einem Gedan-

ken erfüllt ist. Ob sie wohl an die Interessen der Stiftung dachte, deren Vorsteherin sie war? So viel schien sicher, daß das Gehen sie bald verdroß und die Hitze sie belästigte. Sie trat an den Alkoven und nahm aus der dort vorhandenen Garderobe ein langes Kleid von feinem weißen Stoff, welches so gemacht war, daß es nur mit einem Band um die Mitte befestigt wurde. Neben dem Bette standen zwei kleine Pantoffeln von weißer Seide. Sie bückte sich mit einem Seufzer danach und nahm sie auf, dann hing sie das weiße Gewand über die Lehne des Sessels, der vor dem Toilettentisch stand, ließ die kleinen Pantoffeln an ihrem Kleide entlang zu Boden gleiten, so, daß sie den Fuß nur auszustrecken brauchte, um sie anzuziehen, und ging dann, um die offenstehenden Fenster zu schließen. Obgleich diese Fenster nach dem Garten gingen und man in die Pappelbäume gegenüber hätte klettern müssen, um auch nur einen Blick aus der Ferne in ihr Zimmer werfen zu können, löste sie doch die Gardinen und schlug sie über einander, so daß auch das geübteste Auge nicht im Stande gewesen wäre, irgend etwas wahrzunehmen, was drinnen vorging. Ueberdies hätte man verrückt sein müssen, um an dem Anstoß zu nehmen, was sie jetzt that, denn dies bestand lediglich darin, daß die schöne junge Frau an einem drückend heißen Nachmittage im September sich in der Einsamkeit ihres Zimmers entkleidete, ihre engen Schuhe entfernte und in ein weißes Gewand gehüllt, mit einem Buche in der Hand, sich auf ihr Sopha ausstreckte.

Robert hatte nichts gesehen, aber was er vermuthet und gehört hatte, erfüllte ihn zugleich mit Wonne und mit Besorgniß. Er glaubte rettungslos verloren zu sein, wenn Lideweide, ohne Ahnung seiner Gegenwart, ihn plötzlich entdeckte. Wie unaussprechlich lächerlich würde er sich in ihren Augen gemacht haben, wenn sie, ihn gewahr werdend, aufstand und ihm die Thür wies. Aber selbst, wenn ihm eine so erniedrigende Behandlung zu Theil werden mußte, schien ihm das Erlebte in vieler Hinsicht doch ewig beneidenswerth. Als Lideweide ihre Armbänder auf die Marmorplatte ihres Toilettentisches niederlegte, als sie ihren Gürtel löste, und ihr Gewand auf den Teppich niederglitt, hatte ihm jedes dieser Geräusche wie Musik in den Ohren geklungen, und seine Einbildungskraft hatte reizende Vorstellungen damit verbunden. Lideweide zu peinigen, zu verfolgen, zu beleidigen — dazu war er nicht im Stande. Da schon ihr verdienter Zorn ihm die schwerste Strafe schien, wie hätte er den Gedanken ertragen können, ihr Abscheu einzuflößen. Aber trotz alledem war es eine Thatsache, daß sie sich in diesem Augenblicke in seiner Gewalt befand. Er hatte ihr keine Falle gestellt und nichts gethan, um sie in die Lage zu bringen, in welcher sie sich jetzt ihm gegenüber befand, er hatte in der festen Meinung gehandelt, daß sie erst gegen Abend zurückkehren werde, und mancherlei Umstände hatten ihn in diesem Glauben bestärkt. Wenn er es wollte, konnte er frei hervortreten, sich der schönen Frau zu Füßen werfen, ihr mit seinem Verbrechen zugleich seine Liebe bekennen und von ihrer Ergriffenheit den höchsten Preis für seine zukünftige Bescheidenheit erwarten. Aber er verwarf diese Wahl, sie sollte nicht büßen für das, was der Zufall herbeigeführt hatte. Arglos war sie gekommen, arglos hatte sie sich eingeschlossen, arglos ruhte sie in seiner Nähe, er würde es für Feigheit gehalten haben, diese Ruhe irgendwie zu stören.

Dieser heldenhafte Beschluß würde vielleicht eine mehrstündige Probe nicht ertragen haben, aber die Zeit, welche er damit zubrachte, über die Licht- und Schattenseiten des seltsamen Falles nachzudenken und dem Klopfen seines Herzens zu lauschen, hatte Lideweide benutzt, um leise einzuschlummern, und der Regelmäßigkeit ihres Athems nach zu schließen, war ihr Schlaf ebenso tief wie ihre Unwissenheit in Bezug auf Robert's Liebe und Robert's Nähe. Dieser pries sein Geschick; nichts hinderte ihn nun, sich über die Lehne des Sophas zu beugen und seinen Augen für eine Weile den Anblick ihrer Schönheit zu gönnen. Langsam und vorsichtig schlich er hervor und schon glaubte er den Saum ihres Kleides zu sehen, als ein dumpfer Schlag ihn mit der Schnelligkeit des Telegraphen zurückfahren ließ. Er hielt den Athem ein und glaubte den Augenblick gekommen, wo seine Entdeckung den schönen Traum zerstören werde. Aber es war nichts gewesen. Lideweide's Buch war ihr entglit-

ten und auf den Boden gefallen, ohne daß der Schlag sie erweckt hatte. Einen Augenblick schreckte sie zusammen, wie dies Schlafende in solchen Fällen zu thun pflegen, dann versank sie wieder in ihren Schlummer, und je fester und tiefer dieser wurde, um so mehr fühlte Robert seinen Muth erwachen. Getrieben durch die Kraft jenes Zuges, der schon manchmal die Weisheit eines Stärkeren, als er war, beschämt hatte, schlich er hervor und seine Augen suchten Lideweide's Gesicht. Diesmal gelang es ihm, und bevor er selbst es glauben konnte, bog er sich über das Sopha und sah nieder auf die ruhende Gestalt. Am meisten zu verwundern war es, daß der junge Mann in diesem Augenblicke von nichts fester überzeugt war als von Lideweide's Tugend. In ihrer Kleidung war nichts, was gegen das Schönheitsgefühl, aber auch seiner Meinung nach nichts, was zu den Sinnen sprach. Die weiten Falten ihres langen und weißen Gewandes flossen wie die Draperien eines Standbildes von ihren Schultern bis zu der Spitze des kleinen Pantoffels. Sie lag mit dem Gesichte nach dem gedämpften Lichte gekehrt, ihre geröthete Wange ruhte auf den zusammengefalteten Händen, die so weiß wie Schnee waren, und die Wange wurde von langen schwarzen Wimpern beschattet.

Warum besitzt das Glück die Eigenschaft, seine Günstlinge übermüthig zu machen? Nachdem er Lideweide eine Weile in ihrem Schlummer beobachtet hatte, wollte der unvorsichtige Robert auch wissen, ob sie wirklich schlummre, und obgleich es ihm die größte Gefahr schien, Geräusch zu machen, war der Wunsch nach Gewißheit doch mächtiger als er. Auf den Zehen schlich er von der Rückseite des Sophas nach der Vorderseite, wo ihr Gesicht und ihre Gestalt sich ihm in voller Schönheit zeigten, ein Gemisch von Majestät und Reiz. Er hatte jene Bewegung nicht machen können, ohne sich zwischen sie und das Licht zu stellen, wobei zu befürchten war, daß das Fallen seines Schattens auf ihre Augenlider sie erwecken könne, aber sie rührte sich nicht. Er bückte sich und hob ihr Buch vom Boden auf, ein Heldenstück, das er nicht vollbringen konnte, ohne sich fast über sie zu beugen, aber es schien nicht, daß sie die geringste Ahnung von dem hatte, was um sie vorging. Er entfernte sich vom Sopha und that rückwärts einen Schritt in der Richtung des Toilettentisches, aber obgleich auf den ersten Schritt ein zweiter und dritter folgten, blieb ihr Schlaf gleich tief und ihre Haltung dieselbe. Nahe zu dem Tische gekommen, streckte er, ohne sich umzuwenden, die Hand aus und berührte die hinter ihm liegenden Goldsachen, welche Lideweide dort niedergelegt hatte. Auch dies konnte nicht so vorsichtig geschehen, daß das Gold auf der Marmorplatte nicht einen leisen Klang gegeben hätte. Aber Lideweide's Schlummer schien es nicht zu stören. Schöpfte er Argwohn? Oder schien es ihm, daß ihre Bewußtlosigkeit für ihn ein Freibrief werden konnte? Keineswegs. Er blieb bei seiner einmal gefaßten Meinung, und als er, sich endlich umwendend, so daß er mit dem Gesicht vor dem Spiegel stand, in welchem ihm Lideweide's Bild erschien — als er sie dann plötzlich zwei glänzende Augen zu ihm aufschlagen sah, und um ihre Lippen, aus dem Spiegel hervor, ein Lächeln spielte, das nichts verbot — selbst da noch würde er geschworen haben, daß ihrer Handlungsweise jede Berechnung fremd sei und nur ein glücklicher Zufall sie in seine Arme und ihn in die ihrigen geführt habe.

III.

Kurz vor dem Thore, auf dem Wege, der von der Stadt nach dem Lindenhof führte, zeigte sich zwischen den Bäumen ein Bierhaus zweiten Ranges, in welchem es des Sonntags Abends und mitunter bis spät in die Nacht lebhaft genug zuging. Unter der Dienstbotenwelt war das Haus allgemein bekannt und manche Köchin berechnete ihren Theil an Lebensgenuß nach der Zahl der Abende, an welchen sie dort getanzt hatte.

In diesem Tempel geselliger Freuden nahm Jakob, der Hausknecht des Dr. Nuardi, wenige Tage nach jenen Ereignissen aus höheren Sphären, die wir in dem vorhergehenden Kapitel erzählt haben, eine kleine Herzstärkung ein. Er hatte für den Doctor eine Besorgung nach dem Lindenhof und würde es als eine That unnatürlicher Selbstverleugnung betrachtet haben, hätte er im Vorbeigehen hier nicht

Anker geworfen, um ein paar Worte mit seiner Freundin, dem Schenkmädchen, zu plaudern. Er rühmte sich, diese Dame genau zu kennen, und gab dabei allerlei geheimnißvolle Andeutungen von kleinen Geschenken, die er ihr gemacht, wobei er bezeugte, daß die Undankbarkeit nicht ihre größte Sünde sei.

Er begann also damit, ihr einige derbe Schmeicheleien zu sagen, die sie halb unwillig, halb freudig entgegennahm. Sie frug dazwischen, was er zu trinken begehre, aber sein Sinnen stand am frühen Morgen nicht nach Bier und unter allerlei Scherzen und Neckereien brachte sie ihm ein Glas Branntwein. Als sie dasselbe vorsichtig auf den Tisch niedersetzte, machte er ungroßmüthig von der Gelegenheit Gebrauch und erlaubte sich eine kleine Zudringlichkeit, worauf sie sich in das Haus flüchtete.

Uebrigens war Jakob an diesem Morgen durchaus nicht so fröhlich gestimmt, wie es aus seiner Unterhaltung mit dem Schenkmädchen schien. Brieschen an Frau Deichberg waren so manches Mal seiner Discretion anvertraut worden und er hatte sich stets dieser Aufträge so geschickt entledigt, daß ihm sein gegenwärtiger Gang nach dem Lindenhof durchaus keine Sorge gemacht hätte, wäre sein Auftrag derselbe gewesen wie früher. Dies war jedoch nicht der Fall. Das Billet, welches er in der Brusttasche seines blauen Rockes mit versilberten Knöpfen trug, war diesmal nicht an Lideweide, sondern an Herrn Adrian adressirt. Er wußte, daß der Doctor das Billet unter dem Einfluß einer ungewöhnlich stürmischen Unterhaltung, die am Abend vorher in seinem Hause mit Sarah stattfand, geschrieben hatte. Jakob hatte genug verstanden, um sich, in Verbindung mit dem, was er bereits längst wußte, eine Geschichte zusammenstellen zu können, die allerdings geeignet war, den Doctor aufzuregen. Es würde vielleicht natürlicher oder doch gewöhnlicher gewesen sein, wenn Jakob sich in seiner Eigenschaft als Bedienter im stillen über den Mißerfolg seines Herrn gefreut hätte, denkend, der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, oder, wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Aber Jakob war nicht so schlimm und außerdem widerstritt es seinem Interesse, wenn sein Herr sich mit Frau Deichberg überwarf, denn des Doctors Beziehungen zu dieser Dame waren im Laufe der Zeit für ihn eine Quelle von mancherlei Vortheilen gewesen. Das stand jetzt auf dem Spiele. Wenn das südliche Blut in den Adern des Doctors einmal ins Sieden gerieth, schreckte er vor nichts zurück, auch nicht vor solchen Handlungen, die mancher Andere boshaft und verrätherisch genannt hätte. Ebensowenig konnte man wissen, was Herr Deichberg beginnen würde, wenn ihm Dr. Ruardi einen Blick in die Verhältnisse gab. Wenn auch in dem Brieschen nichts stand, was sofort Gefahr brachte, so konnte es doch der Anfang einer Rache sein, die der Doctor gewiß nicht so bald fallen ließ.

Der Weg nach dem Lindenhofe war an Wochentagen zu dieser Stunde sehr einsam und von der Stelle aus, wo Jakob saß, konnte man die wenigen Fußgänger bereits von weitem herankommen sehen. Plötzlich sah er schärfer zu, als ob ihn etwas von der Seite des Lindenhofes ganz besonders interessire. „Wahrhaftig!" rief er aus, „er ist es, so wahr ich lebe."

Die schwarze glänzende Wachstuchmütze, die kurze dunkelgraue Jacke mit metallenen Knöpfen und die engen dunkelbraunen Beinkleider gehörten Niemand anderem als Isidor, dem Deichberg'schen Bedienten, das heißt, soweit ein Livreebedienter sagen kann, daß die Kleider zu ihm und nicht er zu den Kleidern gehöre. Es währte nicht lange, so bemerkte Isidor, der einen Auftrag in die Stadt hatte, daß ihm irgend Jemand von dem Bierhause aus zuwinkte, und bald hatte er Jakob erkannt, dessen Anwesenheit an diesem Orte und zu dieser Stunde ihn nicht wenig in Verwunderung setzte. Jakob war unter seinen Kameraden als schlauer Kunde bekannt und pflegte auf Isidor ein wenig verächtlich herabzusehen; diesmal aber war der Empfang so herzlich, daß Isidor, wenn er Jakob besser gekannt hätte, sogar hätte bemerken müssen, daß dieser ihn nöthig hatte.

„Trinkst du eins mit?" frug Jakob, indem er auf sein Gläschen zeigte, „oder gehörst du zur Mäßigkeit? Ich hatte auch meine Zeit, wo ich vor zwölf nichts als Zuckerwasser trank."

„Für mich muß diese Zeit noch kommen," entgegnete Isidor, der zu wissen

glaubte, daß man bis in die Tage von Jakob's Säuglingschaft zurückgehen müsse, um die von ihm erwähnte Zuckerwasserperiode zu erreichen, „aber wenn ich die Wahrheit reden soll, trink' ich vor zwölf am liebsten Bier."

„Jeder nach seinem Magen," antwortete Jakob, und indem er sich nach der offenstehenden Thür des Gastzimmers wendete, rief er: „Fräulein, ein Glas Baierisch für meinen Freund Isidor, aber großes Maß! Ich bin unterwegs zu euch," fuhr er fort, und hoffte, durch diese kleine Offenheit seinerseits auch Isidor mittheilsam zu machen, „der Doctor schickt mich mit einem Brieschen nach dem Lindenhof. Und was hast du so früh in der Stadt zu thun? Ich dachte, bei euch würden alle Commissionen durch den Wagen besorgt."

„Ich muß für unsere Frau ein Päckchen nach dem Expeditions-Comtoir bringen."

„Darum die Eile? Die Eisenbahn wartet nicht."

„Das thut sie nicht, hat sie aber auch diesmal gar nicht nöthig, denn mein Päckchen geht nicht mit."

„Wie so, bringst du Päckchen nach dem Expeditions-Comtoir, damit sie liegen bleiben?"

„Das auch nicht; mein Päckchen muß an eine Adresse in der Stadt besorgt werden."

„Ach so," entgegnete Jakob, „das soll wohl eine Ueberraschung sein und der, für den sie ist, soll nicht wissen, woher sie kommt."

„Vermuthlich, aber es ist kein der, sondern eine die."

Ein weniger vorsichtiger Hörer als Jakob, würde sich das Spiel durch die Frage verdorben haben: für wen ist es denn? aber er war vorsichtiger, und indem er die Hand auf Isidor's Arm legte und einen geheimnißvollen Ton annahm, sagte er: „Es geht mich nichts an, was du für Aufträge hast; aber ich irre gewiß nicht, wenn ich meine, daß es bei euch zu Hause jetzt ebenso wenig in Ordnung ist wie bei meinem Doctor."

„Bei deinem Doctor?" frug Isidor verwundert, „davon weiß ich nichts."

„Wenn du Alles wüßtest, brauchte ich dir nichts mehr zu erzählen. Ich will dir etwas sagen. Ich glaube, daß deine Madame ein seltner Vogel ist."

„Ich wollte," sagte Isidor mit einem Seufzer, „daß es anders wäre, denn im Grunde ist sie eine gute Person, viel zu gut für solche Geschichten."

„Das ist die Frage, Isidor. Kennst du die Geschichte vom Prinzen Potemkin?"

„Nein, von diesem Kunden habe ich nie gehört."

„Nun, es war einmal eine Kaiserin von Rußland, die zuerst ihren Mann umgebracht und sich dann eine ganze Schleppe Liebhaber gehalten hat, von denen Freund Potemkin es weiter brachte als alle Andern. Minister, Admiral, General, Statthalter, Prinz — der Himmel weiß, was der Kerl alles geworden ist, obschon er armer Leute Kind war. Aber solltest du denken, daß irgend Jemand genau gewußt hat, weshalb die Kaiserin so auf den Jungen versessen war?"

„Vielleicht war er —"

„Du meinst, daß er mehr Verstand, oder mehr Courage hatte, als die Andern? Nichts da! er war so dumm wie eine Ente und hielt sich weislich aus der Schußlinie. Es kann nur eine Ursache gewesen sein, weshalb die Kaiserin sich in ihn vergafft hatte."

„Und das wäre?"

„Man kann nicht Alles beim rechten Namen nennen, aber ich glaube, daß die Kaiserin Katharina aus demselben Grunde so viel vom Prinzen Potemkin hielt, weshalb eure Madame ihren Mann nicht mag. Ja, ja, Isidor, manche Frauen sind komische Geschöpfe, und Prinz Potemkin war ein hübscher Junge, so groß und stark wie ein Tambourmajor. Aber das ist einerlei. Logirt Herr Kortener noch bei euch? Er ist ein paar Mal bei dem Doctor gewesen und ist mit ihm ausgegangen und spazieren gefahren. Es sollte mich nicht wundern, wenn das Brieschen, das ich in der Tasche habe, dem Umgange ein Ende machte. Es scheint mir, daß der Doctor sich nicht viel aus seiner Gesellschaft macht."

„Und darum schickt dich Herr Ruardi nach dem Lindenhof?" frug Isidor, der nun auch einmal etwas erfahren wollte.

„Was weiß ich," antwortete Jakob trocken, „das Brieschen ist nicht für Herrn Kortener, sondern für Herrn Deichberg. Es kann sein, daß Herr Deichberg nur die Zwischenperson macht, ungefähr wie dein Expeditions-Comtoir."

„Und glaubst du, daß Unannehmlichkeiten davon kommen werden?"

„Ganz gewiß, und große Unannehmlichkeiten."

„Mich dauert das junge Mädchen."

„Da sagst du genau dasselbe, was ich denke. Das Mädchen hat wenig Vergnügen in Aussicht."

„Und ich glaube, wenn sie dies Päckchen bekommt, wird ihr Vergnügen noch geringer werden."

„Habe ich es mir doch gedacht!" rief Jakob, scheinbar verwundert, aber innerlich erfreut über Isidor's Mittheilung; „Frau Deichberg macht es mit Fräulein Emma ebenso wie der Doctor mit Herrn Robert."

„Wir werden sehen, Jakob, aber so viel kann ich sagen, daß ich von unsrer Frau so etwas nie vermuthet hätte."

„Ich auch nicht," antwortete Jakob, „Gott sei Dank, daß wir unsere Hände in Unschuld waschen können. Unsereins muß die Arbeit thun, aber die Verantwortung kommt auf Rechnung der Herrschaft. So hat jeder sein Theil. Noch ein Glas, Isidor?"

Isidor war viel zu pflichtgetreu, um sich noch länger aufzuhalten, aber Jakob, der ein weiteres Gewissen hatte, gönnte sich noch ein Schnäpschen, bevor er weiter ging, um seinen Auftrag auszuführen.

Viel weiser bin ich nicht geworden, sagte er zu sich selbst, während man ihn nach dem Lindenhof wandern sah, aber doch ein wenig. Ei, ei, so muß Fräulein Emma den Platz räumen! Es ist kein Wunder, denn gegen Isidor's Madame kann sie nicht aufkommen. Trotzdem thut es mir leid, daß der Doctor und Frau Lideweide uneins geworden sind. Das macht einen dicken Strich durch meine Rechnung. Ein netter Junge, dieser Herr Robert!

IV.

Obgleich Adrian Deichberg durchaus kein Genie war, hätte man Unrecht gethan, ihn für einen Einfaltspinsel zu halten, und wer ihn in der Einsamkeit hätte beobachten können, als er, aus der Stadt gekommen, Ruardi's Brieschen fand und sich damit auf sein Zimmer verfügte, würde erstaunt gewesen sein über den Ausdruck von Entschlossenheit, der sich plötzlich über seine Gesichtszüge verbreitete. Zuerst ging er, mit den Armen über die Brust gekreuzt, einige Mal im Zimmer auf und ab, öffnete dann seinen Schreibtisch und setzte sich, den Kopf in die Hand gestützt, offenbar ohne die Absicht, irgend eine Arbeit vorzunehmen, auf seinen runden Stuhl nieder.

Es ist noch nicht entschieden, was besser ist, allen Menschen ohne Unterschied zu mißtrauen, oder einzelnen darunter das vollste Vertrauen zu schenken. Wenn Jakob oder Sarah aus der Schule hätten plaudern wollen, würden sie Lideweide's Gatten auf eine sehr schmerzliche Weise die Ueberzeugung beigebracht haben, daß sein unbedingtes Vertrauen zu Ruardi ein Irrthum war und daß eine Leichtgläubigkeit in dieser Beziehung ihm gegenwärtig den schlimmsten Streich spielte. Auf Deichberg's ehelichem Leben ruhte ein Schleier. Lideweide hatte ihm seiner Zeit ihre Hand geschenkt — aber warum? Weil sie eine natürliche Tochter war. In einem Alter, wo andere junge Mädchen noch kaum den Kinderschuhen entwachsen sind, hatte die Rücksicht auf diesen Umstand sie bereits zu einer Heirath gedrängt. Sie wollte lebenslang Jemand angehören; einen eigenen Namen tragen wie alle andern Menschen in ihrem Kreise, ein eignes Haus und eine eigne Umgebung besitzen. Dieser Wunsch drängte damals alles Andere bei ihr zurück, und als sie in ihrem neunzehnten Jahre mit Adrian Deichberg verbunden wurde, glaubte sie bereits, ein großes Opfer zu bringen. Was ihn betraf, so war er eine Zeit lang durch ihre ungewöhnliche, fremdartige Schönheit bezaubert und dabei glaubte er eine Art von Heldenthat zu thun, als er ihre Hand begehrte. Seine Mutter, die er von Jugend an sehr hoch achtete und deren Ansicht er noch nie bekämpft hatte, hatte sich erst in der letzten Stunde bereit erklärt, einen Findling, wie sie Lideweide nannte, als Schwiegertochter anzuerkennen. Aber die Freude über seinen Sieg war nur von kurzer Dauer gewesen. Keine drei Monate nach ihrer Heirath war zwischen Lideweide und ihm eine unabänderliche Entfremdung entstanden, eine jener Scheidungen, die vor den Augen der Welt verborgen bleiben können, weil sie ihren Ursprung in einer Kälte der Empfindung haben. Es waren jetzt beinahe sechs Jahre, seit Adrian und Lideweide sich

als zwei Personen betrachteten, die in demselben Hotel, welches mit Unrecht ihr Haus genannt wurde, verschiedene Gemächer bewohnten.

Es war heute keineswegs das erste Mal in diesen sechs Jahren, daß Adrian über das nachdachte, was er thun solle, wenn Lideweide ihm öffentlich untreu werde. Einzelheiten hatte er natürlich nie feststellen können, da die zu nehmende Rache oder zu verlangende Genugthuung sich natürlich nach den Umständen richten mußte, unter denen die Beleidigung stattfand. Aber wenn er den Fall überlegte, wußte er mit genügender Sicherheit, welche Art von Strafe er ohne Rücksicht auf das Gerede der Welt wählen werde, ja, er hätte sogar die Werkzeuge bezeichnen können, deren er sich bedienen wollte. Er hatte im ersten Jahr seiner Ehe einen prachtvollen Neufundländer besessen, dem er sehr zugethan war, und es hatte ihn viel Ueberwindung gekostet, das Todesurtheil über das schöne Thier zu sprechen, nachdem an dem Hunde die Zeichen der Wuthkrankheit beobachtet worden waren. Anfänglich hatte er dem Stallknecht Marzellis den Auftrag gegeben, den Hund zu tödten, dann aber fürchtete er, daß man das Thier mehr als nöthig quälen werde, und so fuhr er endlich eines Tages in die Stadt, kaufte beim Büchsenmacher die beste Pistole, die er finden konnte, und erschoß den armen Mohr, der ohne sich zu rühren und mit blutrothen Augen an seiner Kette lag. Seitdem ruhte die Waffe in einem Fache seines Schreibtisches und wurde nur von Zeit zu Zeit hervorgeholt, um gereinigt und wieder weggeschlossen zu werden. Neben der Pistole lag die kurze Peitsche mit der langen schweren Schnur von geflochtenem Leder, die er zu sich zu stecken pflegte, wenn er mit Mohr einen weiten Weg zu machen hatte. Nicht, als ob der Hund den häufigen Gebrauch dieses Instrumentes nöthig gemacht hätte, aber Mohr war ein abgesagter Feind der Schafe und um nicht mit den Hirten und Schäferhunden in ernhaften Conflict zu gerathen, hatte Herr Deichberg nur nöthig, bei solchen Gelegenheiten mit der Peitsche zu knallen, um den Hund keuchend und wedelnd in ungeheuren Sprüngen zu sich zurückkehren zu sehen.

Die Frage, ob eine besondere Vorherbestimmung nöthig ist, um zu gelegener Zeit ein Mörder oder Todtschläger zu werden, oder ob die Anlage dazu in jedem Menschen vorhanden ist, dürfte schwer zu beantworten sein, aber kein Sittenprediger oder Religionslehrer der Welt würde im Stande gewesen sein, Adrian Deichberg die Ueberzeugung auszureden, daß er, wenn ein Mann ihm seine Ehre raubte und seine Frau dabei mitschuldig sei, das Recht habe, Lideweide für dieses Vergehen zu züchtigen und ihren Liebhaber zu zwingen, sich mit eigner Hand das Leben zu nehmen. In dieser Beziehung war er von einer Festigkeit der Ueberzeugung, die man für Manie halten konnte, welche aber doch der Unbedeutenheit seiner Person eine gewisse Größe verlieh. Die eine Waffe, um ihn zu vernichten, die andre *sie* zu erniedrigen, das war bei ihm eine festbeschlossene Sache, und er glaubte an die Rechtmäßigkeit seines Entschlusses eben so fest, wie der Araber glaubt, daß Gott groß und Mohamed sein Prophet ist.

V.

Bei dem Expeditions-Comtoir war es an diesem Tage nicht besonders pünktlich zugegangen und das für Emma bestimmte Packet war erst am Abend abgegeben worden, während sie gerade mit Robert auf einem Spaziergange im Park begriffen war.

„Hier ist ein Päckchen für Fräulein Fischer," hatte der alte Floris gesagt, als er hereintrat, um die Lampen anzuzünden.

„Von wem kommt es?" fragte Fräulein von Steinmetz.

„Das wurde nicht gesagt," entgegnete Floris, „es ist durch den Austräger der Expeditionsgesellschaft gebracht worden."

„Lege es nur auf des Fräuleins Platz," befahl Fräulein Bertha, „sie kann jeden Augenblick nach Hause kommen."

Emma kam und fand Fräulein von Steinmetz wie gewöhnlich vor dem Theebrette sitzen. Sie wollte rasch auf ihr Zimmer gehen, sagte sie, um ihr Promenaden-Costüm abzulegen, dann werde sie wiederkommen und könne dem Fräulein etwas vorlesen.

„Thun Sie das, liebes Kind," sagte Fräulein Bertha, „und nehmen Sie das kleine Päckchen mit, welches Floris für Sie hereingebracht hat."

„Wo?" frug Emma, die das Päckchen noch gar nicht bemerkt hatte, und sie nahm es, nachdem Fräulein Bertha es ihr gezeigt hatte, und sagte im Fortgehen, „in fünf Minuten bin ich wieder hier."

Emma hatte an diesem Abend nichts Ungewöhnliches an Robert bemerkt. Nur, als er bereits Abschied genommen hatte, war ihr eingefallen, daß es herzlicher von ihm gewesen wäre, wenn er den Versuch gemacht hätte, den Spaziergang noch ein wenig auszudehnen, aber sie hatte es auf den Umstand geschoben, daß er um ihre Gesundheit besorgt sei und sie nicht zu lange in der Abendluft aufhalten wolle. Arm in Arm waren sie unter den hohen Bäumen gewandelt und da es zwischen ihnen eine stillschweigende Uebereinkunft war, daß sie Lideweide's Namen gar nicht mehr erwähnten, so hatten sie, wie früher, über Vergangenheit und Zukunft geplaudert, bis beim Eintreten der Dunkelheit Robert seine Braut an die Thür von Fräulein Bertha's Wohnung begleitete und mit einem freundlichen, auf Morgen! erst ihre Hand drückte und dann küßte.

„Was bedeutet das? — Woher kommt das? — Was ist geschehen? — Wo kann er es verloren — wer kann es ihm genommen — wem kann er es gegeben haben? — Wenn ich nur sehen könnte! — Floris, Floris, Licht!"

In der Meinung, das Päckchen sei aus einem Laden gesendet, wo sie des Morgens einige kleine Einkäufe gemacht, hatte sie es gedankenlos mit auf ihr Zimmer genommen. Sie war schon im Begriffe, wieder hinunterzugehen, ohne es geöffnet zu haben, als sie sich daran erinnerte, mit ihrer kleinen Schere den Bindfaden durchschnitt, und endlich aus verschiedenen Umhüllungen den Gegenstand herauswickelte, der ihr Herz schneller klopfen machte, bevor sie noch genau wußte, was es war. Muthig verbannte sie jeden Gedanken, der aufs neue einen Schatten auf Robert's Charakter hätte werfen können, und selbst, nachdem ihre bebenden Finger mit untrüglicher Gewißheit ihr eignes Geschenk an Robert errathen hatten, — selbst dann glaubte sie an eine jener tausend Möglichkeiten, deren Namen Selbstbetrug und Mißverständniß ist.

Endlich fand sie das Porcellandöschen mit Streichhölzern, welches sie am Abend vorher selbst an die betreffende Stelle gesetzt hatte, nun aber in der ersten Verwirrung nicht finden konnte. Mit dem Lichte erhielt sie die Aufklärung, aber keine Beruhigung. Auf dem glänzenden Blatt Papier, in welches das Medaillon eingewickelt war, standen einige Worte geschrieben, welche auf das Medaillon hindeuteten. „Vom Herzen eines treulosen Liebhabers genommen," lauteten die Worte und sie waren in derselben festen und eleganten Handschrift geschrieben, deren sich Emma sehr wohl aus dem Briefe erinnerte, mit welchem Lideweide sie aufgefordert hatte, Belvedère einige Zeit mit dem Lindenhof zu vertauschen. Ueberdies strömte von dem Papier das ihr wohlbekannte Lieblingsparfüm Lideweide's aus, und zum Ueberfluß prunkten Lideweide's Anfangsbuchstaben auf dem Schild eines Phantasiewappens oben in der linken Ecke des Billets.

Wie überzeugend dies auch alles war, dauerte es doch eine ganze Weile, bevor Emma vollständig klar war über den an ihr geübten Verrath. Was hatte sie Lideweide gethan, daß diese ihr ein solches Leid zufügte? Aber freilich, was war Lideweide an Robert's Braut gelegen, wenn nur Robert ihr angehörte? — Alle diese Gedanken dienten nur dazu, ihr die volle Gewißheit zu geben. Aber wie kam Lideweide in den Besitz von Robert's Medaillon? Emma konnte nicht glauben, daß er es ihr geschenkt haben sollte, es lag nicht in seiner Art, meinte sie, mit Vorbedacht treulos zu sein, und darin hatte sie Recht. Aber was lag denn in seiner Art? Er hatte ihr gesagt, daß er das Medaillon Tag und Nacht nicht von sich lege und es auf seiner Brust trage, um stets an sie erinnert zu bleiben. Es konnte also nur auf eine Weise in Lideweide's Besitz gekommen sein, und wenn Emma dies bedachte, erhielt der erste Eindruck wieder die Oberhand und ihren Lippen entschlüpfte abermals derselbe Ruf der Entrüstung, womit sie Lideweide's Zettel zu Boden geworfen hatte: „Abscheulich!"

Sie war zu lange oben geblieben, um ganz ohne Entschuldigung wieder in Fräulein Bertha's Zimmer treten zu können; aber sie hoffte, daß ihr irgend etwas einfallen werde, um ihr Ausbleiben zu erklären. Inzwischen war es ganz finster ge-

worden und sie nahm den Leuchter, der ihr beim Lesen von Lideweide's Schrift gedient hatte, mit hinaus, um die Treppe sicher zu erreichen. Sie zitterte im Hinabgehen und ein großer Tropfen fiel auf ihre Hand, aber sie bemerkte es erst, als derselbe kalt und fest geworden war.

So schwach die Augen des Fräulein von Steinmetz auch waren, bemerkte sie doch eine Veränderung in Emma's Aussehen und schloß aus der Unwahrscheinlichkeit der von ihr angeführten Gründe, daß ihr etwas Ungewohntes und Unangenehmes widerfahren sei. So lange jedoch Emma ihr keine Aufklärung gab, glaubte sie, den Schein annehmen zu müssen, als sei sie gar nicht verwundert darüber, daß die angekündigten fünf Minuten sich zu einer Stunde ausgedehnt hatten. Um zu zeigen, wie sehr sie diese Zurückhaltung empfand, nahm Emma das Buch zur Hand, woraus sie versprochen hatte, dem alten Fräulein vorzulesen. Die erste Seite ging gut, die zweite erträglich, aber nach und nach wurde ihre Stimme unsicherer und als sie die dritte Seite dennoch zu Ende lesen wollte, schluchzte sie so laut und herzbrechend, daß ihre Zuhörerin muthig die Schranken der Discretion durchbrach.

„Kommen Sie her, liebes Kind," sagte sie, indem sie die Arme ausbreitete, „kommen Sie und sagen Sie mir, was Sie quält."

Alles konnte Emma der alten Dame gar nicht mittheilen, wenigstens nicht auf einmal. Und Sie wollte es auch nicht. Sie trug Sorge, zu Robert's Gunsten einen armseligen Schein zu bewahren, und sie betrachtete dies wie eine Verpflichtung gegen ihn. Aber was das unglückliche Mädchen auch verschwieg und das gute alte Fräulein errathen mußte, als sie sich zum Schlusse herzlich küßten und gute Nacht wünschten, glaubte keine von beiden, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen könne. Wach liegend, die trägen Stunden zählen, sich bald mit dem einen, bald mit dem andern Gedanken beschäftigen, das Gesicht in die Kissen drücken, mit dem festen Vorsatz nun einzuschlafen, keine Minute später wieder aufrecht sitzen, um nochmals vergeblich eine neue Antwort auf die alten Fragen zu suchen, das Herannahen des Tages bemerken, und gleichwohl wissen, daß auch das aufsteigende Licht nicht im Stande ist, die drückenden Schatten zu vertreiben — so wird es sein, dachte die ältere Dame; darauf wird es hinauskommen, dachte das junge Mädchen. Und das Herz voll Sorgen, quälende Sorgen, — begaben beide sich in ihre Schlafgemächer. Wie schrecklich war des armen Mädchens Vertrauen mißbraucht worden! Was ihr früher als etwas Ungeheueres erschienen wäre, war Wirklichkeit geworden. Sie wachte, sie weinte, sie betete, sie brachte die Hände an ihre Schläfen, um nicht wahnsinnig zu werden vor Kummer — während Lideweide's Finger mit den Locken des treulosen Bräutigams spielten.

VI.

„Heute ist früh Tag gewesen," sagte Fräulein Bertha's Kutscher zu dem alten Floris, der neben ihm auf dem Bock saß. Floris antwortete nicht.

Heinrich war nicht gewohnt, vor zwölf einzuspannen, und heute saß er, obschon es noch nicht neun Uhr war, schon zum zweiten Mal hinter den Pferden. Zuerst hatte er Emma nach dem Eisenbahnhofe gefahren und nun brachte er Fräulein Bertha selbst nach dem Lindenhof.

„Fräulein Fischer sah ganz entstellt aus," fuhr Heinrich fort, denn er war fest entschlossen, den alten Floris zum Plaudern zu bringen.

„Heinrich," antwortete Floris endlich, da er nicht wollte, daß sein Kamerad noch ungewaschenere Zeug schwatzen möge, als er ohne Zweifel doch bereits that, „es ist in der Familie von Fräulein Fischer ein trauriger Umstand vorgefallen, so daß sie rasch nach Hause mußte; und unser gnädiges Fräulein hat ihr versprochen, sofort Frau Deichberg zu benachrichtigen, damit diese Herrn v. Kortener vorbereiten kann. Darum sind wir heute so früh unterwegs. Erst gestern Abend spät ist die Nachricht gekommen, ich habe den Brief selbst hineingebracht."

„Daß du den Brief selbst hineingebracht hast," entgegnete Heinrich, dessen Neugierde keineswegs befriedigt war, „kann ich nicht bezweifeln, denn ich bin nicht dabei gewesen, aber ich finde es doch merkwürdig, daß wir deshalb so früh nach dem Lindenhof müssen. Da steckt etwas

Anderes dahinter und ich für meinen Theil glaube, daß Fräulein Fischer mit Herrn von Kortener nichts mehr zu thun haben will. Oder ist es nicht so?"

Floris sah ihn entrüstet an. Es blieb jedoch keine Zeit, um den geschwätzigen Heinrich ernsthaft zurechtzuweisen, denn eben hielten sie vor dem Portal des Lindenhofes und Floris mußte bei der Hand sein, um die Wagenthür für Fräulein von Steinmetz zu öffnen.

* * *

„Demnach haben Sie nicht die Absicht, das Uebel, welches Sie verschuldet haben, auf irgend eine Weise wieder gut zu machen?" frug Fräulein Bertha, indem sie sich erhob, da sie eine ganze Stunde lang vergeblich versucht hatte, von Lideweide ein Zugeständniß zu erlangen.

Letztere war auf einen derartigen Besuch vorbereitet gewesen und die Ansichten der alten Dame waren ihr viel zu bekannt, als daß sie lange Zeit nach Antworten hätte suchen müssen. In den Zwischenpausen allerdings und auch jetzt wieder gab sie sich den Anschein, als überlege sie Fräulein Bertha's Fragen mit der größten Aufmerksamkeit. Anstatt dem Beispiel ihrer Besucherin zu folgen und ebenfalls aufzustehen, blieb sie in ihrem Fauteuil sitzen und sagte im nachdenkenden Ton, wie Jemand, der durchaus nicht die Absicht hat, ein angefangenes Gespräch vorzeitig abzubrechen:

„Nein, Fräulein von Steinmetz, ich habe wirklich nicht die Absicht, etwas von dem zu thun, was Sie andeuten. Es würde nicht passend sein und zu nichts führen, aber ich wiederhole Ihnen, daß in dieser Sache zwischen uns ein Mißverständniß besteht und Sie etwas als ein Uebel ansehen, was ich nicht so betrachten kann. Daß Emma einige Thränen vergießt und ihre und Robert's Eltern eine Enttäuschung erleben, kann ich nicht so hoch anrechnen. Sehen wir uns in der Natur um, ob sie nicht überall Schmerzen hervorruft, wenn sie ihre Zwecke verfolgt. Sollen wir weiser sein als sie?"

„Das sind Trugschlüsse, Lideweide, welche Sie mit der Absicht aussprechen, um Ihren Fehltritt zu beschönigen. Wie können Sie Ihre Handlungsweise natürlich nennen? Ist es natürlich, daß Sie Ihren Mann und Ihre Freundin hintergehen, daß Sie Betrübniß über Personen bringen, die Ihnen nie etwas zu Leide gethan? Ich kenne einen andern Namen für derartige Handlungen."

„Sie verstehen mich falsch, gnädiges Fräulein, und unsere Anschauungen gehen in gewissen Dingen aus einander. Sie verlangen, daß ich meinen Einfluß geltend machen und Robert zu Emma zurückführen soll. Ebenso gut könnten Sie verlangen, daß ich der abhängigen Stellung Sarah's oder der Dienstbarkeit meines Kutschers ein Ende machen soll, das alles steht nicht in meiner Macht. Und ich gestehe Ihnen, daß ich Emma's Schicksal weniger beklagenswerth finde als das meines Kutschers, der vom Morgen bis zum Abend die Pferde und den Wagen zu reinigen hat und auf dem Bock sitzen muß. Aber es ist eine schwache Seite Ihrer Philanthropie, daß Sie für derartige Tragödien kein Auge haben."

„Ich sehe ein," sagte das alte Fräulein mit einem bittern Lächeln, „daß Ihre Philanthropie nicht Gefahr laufen kann, für schwach gehalten zu werden. Pfui, Lideweide, wie können Sie Vergnügen daran finden, sich so ganz anders zu zeigen, als Sie sind? Ich will mich nicht auf Ihre christliche Barmherzigkeit berufen, denn Sie wären im Stande, mich auszulachen. Aber ich kann nicht glauben, daß Sie als Frau, mag die Vergnügungssucht Sie auch hartherzig gemacht haben, mit einem Mädchen in Emma's Lage kein Mitleid empfinden sollten."

„Das thue ich wohl, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich, da Sie von christlichen Gefühlen sprechen, Sie immer weniger verstehen kann."

„Diese Bemerkung konnten Sie sich sparen. Ich glaube nicht, daß Ihre Antipathie meiner Denkungsart zur Schande gereicht."

„Sie fassen meine Worte wieder anders auf, als sie gemeint waren. Aber ich möchte Sie fragen, ob die christliche Religion nicht gerade ganz besonders geeignet ist, um dem Leben, wenn die Freude ihm fehlt, noch einen Schimmer von Poesie zu verleihen. Wenn ich dies auf Emma anwende, so werden Sie einsehen, daß ich Ihre religiösen Ansichten nicht her-

absetzen will, sondern vielmehr Ihnen erklären, daß auch Ihre letzten Gründe mich nicht in meinen Ansichten wankend machen können."

„Mein Glaube, Lideweide, steht zu hoch, um von Ihnen geschmäht werden zu können. Was mich beschämt, ist allein der Umstand, daß ich mich so lange durch Sie täuschen ließ. Auf meinen Knien werde ich den Gott um Vergebung wegen meiner Kurzsichtigkeit bitten, der Sie Ihrer Verdorbenheit wegen verwirft, auch um Ihretwegen werde ich zu ihm beten, denn er ist mächtig genug, um selbst steinerne Herzen zu erweichen. Wird mein Gebet erhört, so sehen Sie mich wieder, aber nicht früher. Bleiben Sie die Freidenkerin Ihrer Wahl, so lange Sie es vor Ihrem Gewissen verantworten können; ich sehe, daß dies für Sie so viel bedeutet, als kein Herz und nur Triebe zu haben, verbotene Liebschaften zu unterhalten, den Namen des Mannes zu entehren, gegen den Sie tausend Verpflichtungen haben, junge Leute ins Verderben zu stoßen und alten Leuten in das Gesicht zu schlagen — das sind die Früchte dieser höheren Anschauung, zu welcher Sie sich aufgeschwungen haben, aber ich versichere Sie, daß mein Köhlerglaube und meine beschränkten Begriffe sich zu hoch schätzen, um mit Ihrer Weisheit zu verkehren."

„Fräulein Bertha! auf ein Wort!" rief Lideweide, indem sie endlich aufstand, nachdem die alte Dame nicht ohne Würde ihr den Rücken zugekehrt hatte, um das Zimmer zu verlassen.

„Was soll es, Lideweide?" fragte das Fräulein, indem sie den Kopf umwendete und Lideweide mit einem strafenden Blick ansah.

Glücklicherweise verrieth nichts in diesem Blick den Schimmer von Hoffnung, welcher bei Lideweide's Rufen in ihrem Innersten aufflammte. Denn weit entfernt davon, als bereuende Sünderin sich ihr zu nahen, gab ihr Lideweide den letzten Schlag durch die Frage: „Ich wünschte von Ihnen zu erfahren, was ich nun, da Emma abgereist ist, mit Robert anfangen soll?"

VII.

Der Träger des Namens, den wir zuletzt nennen gehört haben, hatte von den Ereignissen, die ihn so nahe angingen, noch keine Kenntniß. Er hatte einen Morgenspaziergang unternommen, aber nicht in der Richtung der Stadt, sonst würde er vielleicht Fräulein Bertha begegnet sein und der frühzeitige Besuch der alten Dame auf dem Lindenhof würde ihn am Ende bedenklich gemacht haben. Im Verlauf von wenigen Tagen war es bereits so weit mit ihm gekommen, daß er in einer Art von Wahnsinn oder Trunkenheit der Seele verharrte, woraus ihn nur eine äußere Begegnung aufrütteln konnte. Aber der tiefe Schlummer seines Gewissens wurde diesmal nicht gestört und nachdem er auf einem Umweg von der anderen Seite in die Stadt gekommen war, schellte er, ungefähr um dieselbe Stunde, wo er es zu thun gewohnt war, Emma im Vorbeigehen zu besuchen, an der Wohnung des Fräulein von Steinmetz.

„Verreist?" frug er in der äußersten Ueberraschung, nachdem Floris ihn angemeldet hatte und er der alten Dame gegenüberstand, „ist Emma abgereist? Warum? Wohin? Weshalb? Hat sie keine Bestellung für mich hinterlassen? Keinen Brief? Konnte sie nicht warten, bis ich mit ihr gesprochen hatte?"

„Herr v. Kortener," antwortete Fräulein Bertha, welche durch diesen Ton nicht wenig erregt wurde, „wenn Sie bei der Unterhaltung gegenwärtig gewesen wären, die ich vor einer Stunde mit Frau Deichberg hatte, würden Sie in diesem Augenblicke wohl nicht hier sein. Oder hat Gott auch Ihr Herz verstockt gemacht, gleich dem von Lideweide? Eine Bestellung für Sie oder ein Briefchen hat Emma nicht zurückgelassen, aber sehen Sie hier, was durch eine verrätherische und unreine Hand ihr gestern zugesandt wurde."

Das Fräulein öffnete eine Cassette, die neben ihr auf dem Tische stand, und überreichte Robert das Medaillon mit dem dazu gehörigen Billet von Lideweide. Emma hatte ihr anfänglich die Gegenstände nicht überlassen wollen, aber endlich doch darein gewilligt.

Robert erkannte sofort, ganz wie es Emma geschehen war, Lideweide's Hand; er erkannte auch das Medaillon mit dem feinen schwarzseidenen Bande. Zum Ueberfluß brachte er endlich die Hand an die Brust, um sich zu überzeugen, daß der

durch Emma zurückgelassene Gegenstand wirklich derselbe sei, den er noch in den letzten Tagen getreu um den Hals getragen hatte. Gestern noch erinnerte er sich oder wenigstens vorgestern hatte sich das Medaillon an seinem richtigen Platze befunden, aber es war verschwunden und jetzt hielt er es, daran war nicht zu zweifeln, in seiner Hand. Er betrachtete es eine Weile an der Vorder und Hinterseite, nahm dann das Papier, wohinein es gewickelt gewesen war, noch einmal zur Hand, und überlas mit Andacht die von Lideweide geschriebenen Worte.

Wollte man jedoch glauben, daß der Anblick der ehrwürdigen Dame ihm gegenüber oder der überzeugende Beweis der unverantwortlichsten Handlungsweise, worauf sein Auge jetzt ruhte, ihn verlegen gemacht hätte, so würde man sehr irren. Es ist vielleicht traurig, aber es ist eine Wahrheit, daß die Stimme des Gewissens und die Scheu vor dem Urtheil der Welt deutlicher sprechen, so lange unsere verkehrten Neigungen noch im Entstehen sind. Haben sie erst einen gewissen Grad von Festigkeit erlangt, so werden jene beiden Schützerinnen gegen die Verführung leider immer machtloser, je nöthiger uns ihre Hülfe wäre. Robert's Leidenschaft für Lideweide war zu stark und bereits zu unrein, als daß Fräulein Bertha's gutgemeinte Aufklärung noch einen besonderen Eindruck auf ihn hätte machen können.

„Wünschen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich diese Gegenstände zu mir stecken und mitnehmen soll?" frug er, indem er seine Brieftasche hervorzog.

„Nein, Herr v. Kortener, ich wünsche im Gegentheil, daß Sie mir dieselben sofort zurückgeben, denn es genügt, daß Sie sich mit eignen Augen von Ihrer Treulosigkeit überzeugt haben. Pfui, Herr v. Kortener, ich hätte Sie einer so feigherzigen Handlungsweise nicht fähig geglaubt."

Mit einer schweigenden Verbeugung überreichte er Fräulein von Steinmetz das Medaillon und den Brief, ergriff dann seinen Hut und verließ mit einer an Stolz grenzenden Kaltblütigkeit das Haus, aus welchem Emma durch ihn vertrieben worden war.

Es langweilte ihn, daß eine alte Jungfer, die er obendrein für eine Plaudertasche hielt, seine Herzensgeheimnisse kannte. Wenn sie aus der Schule schwatzte, so konnte ihm das Ungelegenheiten bringen. Dieser Gedanke ließ ihn nicht erröthen oder erschrecken, aber er war ihm verdrießlich und es fehlte nicht viel, so hätte er auf offener Straße mit dem Fuße gestampft. Seine Besorgniß war vorläufig nicht sehr groß. Er sah ein, daß es von Lideweide nicht hübsch war, hinter seinem Rücken der guten Emma Kummer zu bereiten. Da sie ihrer Antipathie nun einmal so weit die Zügel hatte schießen lassen, war es ihm unmöglich gemacht, das Verhältniß so fortdauern zu lassen, wie er es gewünscht hatte. Von der andern Seite allerdings schmeichelte es im höchsten Grade seiner Eitelkeit, daß Lideweide auf den ungetheilten Besitz seiner Person so hohen Werth legte. Das war ein Triumph, den er sich nicht hatte träumen lassen. In Bezug auf das Medaillon hielt er Lideweide für weniger schuldig, als es den Anschein hatte, denn wie konnte sie wissen, daß Emma so großen Werth darauf legte! Er selbst konnte sich nur erinnern, daß er ihr gesagt hatte, das Medaillon komme von Emma, und er konnte daher nicht glauben, daß eine besonders böswillige Absicht bei Lideweide maßgebend gewesen sei.

Jedenfalls mußte in gewisser Hinsicht Rath geschafft werden. Mit seiner Verlobung war es vorbei, das verstand sich von selbst, darüber machte er sich keine Illusionen. Emma besaß eine gewisse Selbständigkeit, die eher zu brechen als zu beugen war. Ihre Eltern würden in keinem Falle zugeben, daß er jemals wieder ihnen oder ihr unter die Augen komme. Was seine eignen Eltern betraf, so durften sie nicht glauben, daß er seinem Bruder Ludwig nachfolge, dessen schlechte Streiche denn doch ganz etwas Anderes waren. Sein Vater sollte wissen, daß die Schuld nur zum Theil auf seiner Seite war und daß Emma, auch wenn die Verlobung fortgedauert hätte und sie seine Frau geworden wäre, doch niemals zu ihm gepaßt hätte. Er wollte sofort einen ausführlichen Brief nach Hause schreiben, in welchem er Alles genau aus einander setzen wollte.

Aber was würde die Welt dazu sagen, wenn man erfuhr, daß die Auflösung seiner Verlobung eine Folge seiner Leiden-

schaft für Lideweide war? Man würde es ihm sehr verdenken, daß er ein liebenswürdiges und unschuldiges junges Mädchen einer verheiratheten Frau aufopferte. Aber was lag ihm daran. Lideweide's Liebe ersetzte ihm Alles und für ihre Ruhe fürchtete er nichts. Sie war so gefaßt und so einsichtsvoll, daß er getrost ihr es überlassen konnte, die öffentliche Meinung auf eine falsche Spur zu leiten, und wenn ihr das nicht glückte und ihr geheimes Verhältniß verrathen wurde, so daß vielleicht ein offenbarer Bruch mit dem betrogenen Ehemann die Folge war — nun wohl, durch eine Scheidung wurde sie frei und er der Glücklichste der Sterblichen.

Als er mit seiner Ueberlegung so weit gekommen war, hatte sein Weg ihn bis auf den Marktplatz geführt, von wo der Omnibus nach Seeburg abfuhr, und es war gerade der Augenblick, wo derselbe sich in Bewegung setzen sollte. Rasch überlegte Robert: wenn er jetzt nach dem Lindenhof zurückkehre, werde er mit Deichberg dort zusammentreffen und könne dann nicht ruhig mit Lideweide reden. Er entschloß sich daher, nach Seeburg zu fahren, dort ein Bad zu nehmen und dann ein wenig zu frühstücken. Fuhr er darauf mit dem nächsten Omnibus zurück, so entging er der Begegnung mit Deichberg, traf Lideweide allein, konnte sich mit ihr aus einander setzen und dann den Brief an seinen Vater darnach einrichten.

Es war viel Platz im Omnibus und bei seiner Ankunft in Seeburg fand Robert den Cursaal und den Strand ebenfalls wenig besucht. Einige gewöhnliche Badegäste beiderlei Geschlechts, die Herren mit schottischen Plaids um die Schultern, die Frauen mit frei herabhängenden Haaren schlenderten dort umher, aber er sah kein bekanntes Gesicht. Er nahm einen Badekarren und erfrischte sich äußerlich und innerlich so sehr, daß seine Laune vollständig gehoben war. In dieser Verfassung bestellte er sich darauf ein Frühstück und ließ sich eine halbe Flasche Sherry dazu geben. Rasch nach einander trank er zwei, drei Gläser und wurde dadurch so heiter, daß er Lust verspürte, einen Toast auf seinen Onkel, den gewesenen Minister, auszubringen, durch dessen Vermittelung er mit Lideweide bekannt geworden war.

Aber wessen Stimme erschallte plötzlich von der Veranda her? Wer trat in den Saal und frug den Kellner laut nach einem der Badegäste, den er einen Augenblick sprechen wollte? Nicht der Onkel Zimmermann war es, sondern Dr. Ruardi, dessen Ankunft gar keine Seltenheit war, über dessen Gesicht aber bei Robert's Anblick sich plötzlich ein Ausdruck von Haß und Rachsucht verbreitete, wie man ihn in nordischen Ländern selten zu beobachten Gelegenheit hat.

Robert's gute Laune stieg dagegen, als er den Doctor erkannte, nur noch höher. Er sprang sofort auf, bemächtigte sich des Ankommenden und zog ihn mit so offenbarer freudiger Ueberraschung an seinen Tisch, daß dieser nicht umhin konnte, ihm wenigstens scheinbar freundlich zu begegnen. Es kostete Ruardi allerdings nicht sehr viel Ueberwindung, diesen Schein anzunehmen, denn wenn Robert augenblicklich auch über ihn triumphirte, so hatte der Doctor doch seine bestimmten Gründe, zu glauben, daß Robert's Triumph nicht von langer Dauer sein werde.

Robert bot dem Doctor ein Glas Sherry an, was dieser jedoch entschieden ablehnte.

„Nun wohlan," meinte Robert, „so trinke ich wenigstens auf Ihre Gesundheit und ich versichere Sie dabei, daß ich nie vergessen werde, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin. Durch Sie empfing ich sofort bei unserem ersten Zusammentreffen eine ganz andere Anschauung vom menschlichen Leben."

Robert hatte dies alles so laut gesagt, daß der Doctor ihn bat, sich etwas zu mäßigen, damit nicht irgend Jemand es lächerlich finde, daß ihm solche Schmeicheleien in das Gesicht gesagt würden. Aber Robert war einmal im Zuge und fuhr fort: „Niemals werde ich vergessen, was Sie über den Einfluß der Frauen auf uns Männer damals sagten. Ihre Ansichten haben mir einen ganz neuen Blick in die Zukunft eröffnet und ich bin im Stande, Alles aufzuopfern, um Ihre Lehren praktisch zur Ausführung zu bringen."

„Nun, in der That, Herr v. Kortener, ich müßte mir selbst untreu werden, wollte ich Ihnen zu dieser Gesinnungsänderung nicht Glück wünschen. Aber eigentlich hat Ihre Braut das einzige Recht auf Ihren Dank. Wie geht es Fräulein Emma? Ich muß wahrhaftig um Verzeihung bitten, daß ich

mich erst jetzt nach deren Befinden erkundige, aber Sie ließen mir ja gar keine Gelegenheit, dies zu thun."

„Ich bitte Sie, lieber Doctor, lassen Sie das bei Seite. Ich kann nicht genug davon reden, wie groß Ihr Einfluß auf mich gewesen ist, aber auch ich meinerseits möchte Sie von einem Vorurtheile heilen. Sie sprachen die Ansicht aus, daß die Frauen in unserer Heimath nicht im Stande seien, eine Leidenschaft einzuflößen, die uns Alles vergessen lasse. Ich könnte Ihnen eine Frau nennen, deren Besitz mich beglückt und die in jeder Hinsicht Ihr Vorurtheil besiegt, als die lebende Heldin des schönsten Romans."

„Halten Sie mich denn für so kleingeistig," entgegnete Ruardi, „daß ich Ihnen ein solches Glück mißgönnen könnte? Ich versichere Sie im Gegentheil, daß ich meine Ansichten zu Gunsten von Fräulein Fischer gern modifizire. Vom ersten Augenblick ab hat dieselbe einen günstigen Eindruck auf mich gemacht und ich habe immer sehr wohl begriffen, daß Ihre Wahl gerade auf sie gefallen ist."

„Vortrefflich, Herr Doctor," rief Robert, indem er aufstand, „Sie wissen ebenso verbindlich wie klug zu reden, aber ich darf Sie nicht länger aufhalten. Darf ich die Frau meiner Wahl von Ihnen grüßen?"

Einen Augenblick schien es, als ob Robert's Muthwille die Geistesgegenwart des Doctors verscheuche, aber rasch sammelte dieser sich und sagte mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit: „Es wird mir eine Ehre sein, wenn Sie mich Fräulein Fischer in Erinnerung bringen wollen."

Darauf begleitete er Robert bis zu dem Omnibus, auf dessen Dach dieser Platz nahm. Von dort aus grüßte Robert noch einmal mit der Hand, und Ruardi erwiderte den Gruß in derselben Weise; dann kehrte er seinem siegbewußten Mitliebhaber den Rücken zu und sagte zu sich selbst:

„Wenn Deichberg sich gleich bleibt, wird Freund Kortener's Hahn die längste Zeit Triumph gekräht haben."

VIII.

An einem Samstagabend in der zweiten Hälfte des September, sechs Wochen nach jenem Sonntagabend, an welchem Robert und Emma in Belvedère zusammen am Fenster gestanden und sich einander den funkelnden Stern gezeigt hatten, der dicht an der Spitze des Mondes glänzte, rasselte auf der Dünenthal'schen Landstraße von der Stadt hinaus ein kleiner einspänniger Wagen. Es war dasselbe Pferd, mit welchem Robert an jenem festlichen Tage, an welchem die Eröffnung der Eisenbahnbrücke gefeiert wurde, nach Dünenthal zurückgefahren war. Auf dem Bock saß derselbe Kutscher, der damals seinen Insassen mit den Eigenheiten der ihm untergebenen Pferde bekannt gemacht hatte. Der große Koffer jedoch, welcher hinten aufgeschnallt war, war höher und breiter, als Herrenkoffer zu sein pflegen, und es befand sich denn auch wirklich kein Herr, sondern eine Dame im Wagen.

Es war Emma. Sie war den ganzen Tag durchgereist und befand sich nun nahe am Ziel. Obschon die Dunkelheit ihr die Aussicht benahm und der Abend kühl, um nicht zu sagen kalt war, hatte sie doch das Fenster an der Windseite geöffnet. Mit dem Winde strömte zugleich der Qualm des Petroleumlichtes in der Wagenlaterne herein, aber ihre Nerven waren abgestumpft und sie hatte nur das Gefühl für den scharfen Wind, der ihr in das Gesicht wehte.

Nun hielt der Wagen still und man war am Eingange von Belvedère, aber die elterliche Wohnung öffnete sich nicht sofort. Der Kutscher stieg vom Bock, um zu schellen, und Emma hörte ihn mit einem der Dienstboten Worte wechseln, während die Thür nur so weit geöffnet war, um hindurch zu können.

Es ist Samstagabend, dachte Emma, und der Vater ist nicht zu Hause, denn sie wußte, daß in diesem Falle die Kette an der Thür befestigt war und Niemand hineingelassen wurde, bevor man sich versichert hatte, daß keine Gefahr dabei sei.

Wie erinnerten all' diese kleinen Umstände Emma an jene Tage, deren Frieden für sie verloren war.

Anfänglich half es nicht viel, daß der Kutscher durch die Thürritze auf Eid und Gewissen versicherte, es befinde sich Niemand anders als Fräulein Emma im Wagen. Man glaubte ihm nicht. Das Fräulein sei in der Stadt, wurde ihm geantwortet, und man erwarte sie vorläufig

nicht zurück. Es dauerte eine ganze Weile, bis die Wahrheit nicht mehr bezweifelt werden konnte und die Kette losgemacht wurde.

* * *

Frau Fischer saß in dem kleinen Zimmer, nahe bei der Treppe, wo sie am Samstagabend die Zurückkunft ihres Mannes zu erwarten pflegte. An diesem Abend kam eine Gesellschaft von Herren im Adler zusammen, wo gewöhnlich ein Spielchen gemacht wurde, und obgleich Herr Fischer seit Emma's Abreise stets etwas zögerte, seine Frau des Abends zu verlassen, um so mehr, da er weder spielte noch politisirte, so ließ er sich doch jedesmal von Frau Lydia überreden und folgte der alten Gewohnheit. Sie war daher nicht wenig verwundert, als die tiefe Stille des Abends durch die Ankunft eines Wagens unterbrochen wurde, worauf sie einen Koffer abladen und hereinbringen hörte. Sie legte die Zeitschrift, in welcher sie gelesen hatte, aus der Hand, schob ihr Arbeitskörbchen bei Seite und wartete lauschend auf die Erklärung des ungewohnten Geräusches im Hausflur.

Da kommt Bärbchen, dachte sie, denn sie meinte, daß die Person, welche sie die Treppe heraufkommen hörte, das Hausmädchen sei. „Wo bleibst du, Bärbchen?" frug sie; „warum stöhnst du so, sage schnell, was geschehen ist?"

„Ich bin es, Mutter," sagte Emma, die im Reisekleid, mit der Hand an der Klinke, wankend am Eingang stehen blieb, „komme zu mir und stütze mich, ich bin krank."

Es kostete Emma so viel Mühe zu sprechen, daß Lydia im ersten Augenblicke kaum ihre Stimme erkannte. Sie glaubte an eine Täuschung und obgleich sie von ihrem Sitze aufstand, eilte sie doch nicht sofort zu ihrer Tochter.

„Hilf' mir, Mutter, ich kann nicht mehr," flüsterte wieder die beengte Stimme, und wäre Lydia nicht hinzugeeilt, so würde Emma zusammengesunken sein, so müde und angegriffen war sie.

„Ist ein Unglück geschehen? — Wie kommst du hierher? — Wo ist Robert? — Was ist denn geschehen? — Warum hast du nicht geschrieben?"

Emma mußte auf diese ungestümen Fragen die Antwort schuldig bleiben.

„Bringe mich zu Bette, Mutter," sagte sie, „dann will ich dir Alles erzählen."

Die Mutter wußte nicht, ob sie wachte oder träumte. Aber obschon ihre Vermuthungen mit der Geschwindigkeit des Lichtes das unbegrenzte Gebiet der Möglichkeiten durchflog, war sie doch nicht die Frau, um sich dadurch von dem abbringen zu lassen, was vor allen Dingen nothwendig war. Emma mußte entkleidet und zu Bette gebracht werden.

„Warum willst du fortgehen, Mutter?" fragte Emma, nachdem Lydia mit jener Sorgfältigkeit, an welcher Kranke bemerken, daß man beabsichtigt, sie zu verlassen, die Gardinen zusammengeschoben hatte, „da ich ruhig liege, brauchst du nichts mehr für mich zu fürchten. Bleibe bei mir, bis der Vater nach Hause kommt. Ist er guter Laune? Hat er oft nach mir gefragt?"

„Morgen will ich dir alle Fragen beantworten, aber jetzt halte dich still, mein Kind, und versuche zu schlafen."

„Ach, Mutter, ich bin wohl krank, aber anders, als du meinst. Fühle einmal, wie kalt meine Füße sind."

„Wie Eis, liebes Kind; ich will sogleich Bärbchen sagen, daß sie die Wärmeflasche mit heißem Wasser bringen soll."

„Du bist so gut, Mütterchen, aber lieber wäre es mir, wenn du meine Füße zwischen deinen Händen erwärmen wolltest, wie du es thatest, als ich noch ein Kind war; vielleicht schlafe ich dann ein."

Lydia kniete am Fußende des Bettes nieder, die Arme unter die Decken gesteckt und das Gesicht in die Falten verbergend, die sie selbst gestrichen hatte. Sie hob den Kopf nicht auf, um Emma anzusehen, und Emma wendete den ihrigen nicht ab, um sich dem Blicke der Mutter zu entziehen. Aber die Tochter hatte ihren Zweck erreicht. Es befand sich nur ein Nachtlicht im Zimmer und bei dessen schwankendem Scheine erzählte sie, während Lydia die Füße ihrer Tochter wärmte, Alles, was zwischen ihr und Robert vorgefallen war.

* * *

Wenn man von Belvedère durch den Wald und über die Dünen nach der See

ging, brauchte man bei Tage höchstens zwei Stunden. Es mag daher Wunder nehmen, daß der alte Herr Fischer in dieser Nacht doppelt so viel Zeit gebrauchte, um hinzugehen, und nochmals doppelt so viel zurück. Als er gegen zehn Uhr aus dem Adler nach Hause gekommen war, hatte er sofort an seiner Frau bemerkt, daß irgend etwas geschehen war, und es war mit dem besten Willen nicht möglich gewesen, ihm die Wahrheit zu verhehlen. Emma war zurückgekehrt, weil Robert sie betrogen hatte. Der Gedanke drohte ihn zu ersticken. Der Zustand seiner armen Tochter gestattete nicht, daß er zu ihr eilte, um sie zu umarmen, und Lydia flehte ihn sogar an, nur flüsternd zu sprechen. Dieser Zwang war für ihn fast unerträglich. „Ich will nach dem Strande, ich muß die See sehen, hier kann ich es nicht aushalten."

„Und du willst mich die ganze Nacht mit Emma allein lassen?" entgegnete seine Frau, „was soll ich beginnen, wenn ihr etwas zustößt?"

„Was soll ihr zustoßen, nach dem, was der Feigling ihr zugefügt hat? Du weißt so gut wie ich, Lydia, daß ich dir gar nichts helfen kann."

„Und wann sehe ich dich wieder?"

„Morgen früh bei Tagesanbruch."

Mit Reinhard's Hund an seiner Seite, durchschritt er den Wald und ging auf einem Fußpfade durch den Sand den kürzesten Weg nach der See. Er mußte oft die Brombeersträuche und Gebüsche bei Seite biegen und einmal beim Herabsteigen von einer Düne that er einen Fehltritt und fiel nieder, aber er raffte sich wieder auf und eilte vorwärts, denn er hoffte, bei dem Brausen der Wellen Beruhigung zu finden. Je stärker der Wind, dachte er, und je wilder die Wogen, desto wohlthätiger würde die Uebereinstimmung sein zwischen dem Geräusche um ihn her und dem Sturm in seiner eignen Brust. Aber er hatte sich verrechnet; das Klettern und Vorwärtsdrängen war eine Ableitung gewesen, als er aber jetzt das graue, unruhige Meer mit dem schwarzblauen Hintergrunde vor sich sah, fühlte er sich enttäuscht, und anstatt der Erleichterung empfand er unaufhörlich seine eigne Machtlosigkeit gegenüber der Beleidigung, die ihm in seiner Tochter angethan worden. Robert's Treulosigkeit hatte ihn tiefer getroffen als Lydia und tiefer als Robert's Eltern; er hatte dem zukünftigen Schwiegersohne sein Herz geschenkt und seit vielen Jahren wieder froh in die Zukunft geblickt. Was konnte ihn von dem Schmerze der Enttäuschung befreien! Betrogen und beleidigt war er fortgegangen, beleidigt und betrogen kehrte er zu seinem Hause zurück. Die einzige Veränderung war, daß der Wind sich gelegt und einem dichten Regen Platz gemacht hatte. Sein Mantel und der Hund tropften, als Lydia ihn einließ.

Seine erste Frage war nach Emma. Lydia sagte ihm, daß die Tochter schlafe, und frug dann: „Was sollen wir nun anfangen?"

„Sorge du für Emma und laß mich Robert aufsuchen."

„Was willst du bei ihm?"

„Das weiß ich selbst nicht."

„Willst du Rechenschaft von ihm fordern für seine Handlungsweise?"

„O nein, seine Entschuldigung mag ich nicht hören, aber er soll nicht denken, daß wir ihn fürchten."

„Und wann willst du abreisen?"

„Heute Mittag noch, dann bin ich morgen früh dort."

„Es ist eine bittre Prüfung für uns alle."

„Bittrer als — Welch eine Thorheit war es, daß wir uns schmeichelten, Robert werde Reinhard ersetzen können."

IX.

„Was hast du, Lideweide? Was ist geschehen?" frug Robert, indem er plötzlich aus dem Schlafe auffuhr, „du irrst dich; es ist noch lange nicht Tag. Warum gehst du so rasch auf und nieder? Du wirst dich krank machen."

Bei dem Scheine der alabasternen Lampe, die im Vorzimmer von der Decke herabhing, konnte er kaum ihr Gebahren unterscheiden. Es war etwas Spukhaftes in dem Auf- und Abschweben des weißen schleppenden Nachtgewandes, welches sich bald von dem Alkoven entfernte und bald plötzlich dort wieder sichtbar wurde.

„Warum antwortest du nicht, Lideweide? Ziehe wenigstes deine Pantoffeln an. Was denkst du, mitten in der Nacht, in bloßen Füßen!"

Sie trat an das Bett, schlang die Arme um seinen Hals und flüsterte ihm in das Ohr:

„Ruardi hat uns verrathen. Deichberg war hier, während du schliefst; stehe sofort auf und gehe in dein Zimmer."

„In mein Zimmer?" frug er, sich rasch aufrichtend und nach seinen Kleidern greifend. „Nein, Lideweide, ich verlasse dich nicht; gieb mir den Schlüssel zu der kleinen Treppenthür. Ich werde Friedrich wecken und ihm sagen, daß er sofort einspannt."

„Du träumst, Robert. Den Schlüssel, von dem du sprichst, habe ich nicht. Ruardi hat ihn Deichberg in die Hände gespielt. Friedrich ist bestochen, wir sind in Deichberg's Macht."

„Also er verlangt es, daß ich auf mein Zimmer gehen soll?"

„Ja. Soeben stand er plötzlich an meiner Seite und weckte mich. Ich konnte ihm ansehen, daß er gewacht hatte."

„Und was hat er gesagt?"

„Nicht viel, aber genug. In einer Stunde, sagte er, werde er hierher zurückkehren, und dann eine Auseinandersetzung mit mir haben, nachdem er vorher mit dir abrechnen wolle."

„Nun, ich wünschte, daß er mich herausforderе! Es schreit um Rache, daß du an solch einen Mann festgekettet bist. Aber er wird den Muth nicht haben, sich als Mann zu betragen."

„Du wirst ihn also nicht schonen?"

„Sei ohne Sorge. Die Genugthuung würde freilich noch größer sein, wenn ich mit ihm zugleich auch Ruardi treffen könnte, aber mit dem Preise deiner Liebe in Aussicht wird er mir nicht entgehen."

„In Aussicht? Fast könnte ich über dich lächeln. Sieh mich an und sage mir, ob ein Weib schwächer gegen dich sein kann, als ich es war. Aber die Zeit drängt. Mache dich auf! Deichberg erwartet dich."

„Für seine Ruhe werde ich ihm früh genug zu Diensten stehen."

„Aber er würde dich verkennen, wenn du nicht schnell Rede stehst."

„Du schickst mich fort? Das ist hart. Vielleicht seh' ich dich diese Nacht zum letzten Male."

„Unsinn, Robert! Selbst bis in den Tod bin ich die Deine."

„Laß mich noch fünf Minuten bleiben, Lideweide! Es könnte doch sein, daß wir für ewig geschieden würden."

„Glaube doch nicht an alberne Vorgefühle, Robert! Deichberg darf nicht warten, du verdirbst deine Angelegenheit und die meine."

„Du hast Recht. Umarme mich und ich will gehen. Umarme mich, ich bitte dich darum."

„Ist es so recht?"

„Umarme mich noch einmal und sage laut, daß du mich lieb hast."

„Ich habe dich lieb, Robert! Bist du so zufrieden?"

„Beinahe. Auf den Hals muß ich dich noch küssen, wie ich es an jenem Abend in dem Garten gethan habe."

„Aber dann gehst du auch."

„Ganz gewiß."

„So hältst du dein Wort! Laß mich los, Robert, ich bitte dich, laß mich."

Aber es half nichts, daß sie mit dem einen Arm versuchte, ihn von sich abzuwehren und mit dem andern ihr Kleid festhielt; er küßte sie wiederholt stürmisch auf Hals und Busen; dann trat er einen Schritt zurück, verschlang mit den Augen die reizende Gestalt in dem geheimnißvollen Dämmerlichte, drückte sie noch einmal an seine Brust und ging.

* * *

Als Robert sein Zimmer aufsuchte, fand er den Flur mehr erhellt als bei früheren Gelegenheiten, und er hatte nicht nöthig, seinen Weg tastend zu suchen. Er schloß die Thür auf und öffnete sie mit Kraft, um zu zeigen, daß er keine Furcht kenne. Als er bemerkte, daß in seinem Zimmer die Lampe angezündet war, meinte er nicht anders, als Lideweide's Gemahl werde plötzlich auf ihn zufahren. Aber es herrschte Todtenstille in dem Zimmer. Es kostete ihn einige Mühe, alle Gegenstände gehörig zu unterscheiden, denn das Zimmer war zu groß, um nur durch eine Lampe in allen Richtungen gehörig erleuchtet zu sein. Um so stärker fiel das Licht auf die Tischdecke und die beiden Gegenstände, welche Deichberg's Hand an den Fuß der Lampe niedergelegt hatte. Niemand konnte in das Zimmer eintreten, ohne diese beiden — eine Pistole und einen Brief — sofort zu bemerken.

Robert hatte so fest erwartet, Deichberg anzutreffen, daß selbst das Lesen seines Namens auf der Adresse des Briefes ihn nicht überzeugte, daß er allein sei. Er sah hinter die Gardinen, als könne Adrian Ursache gehabt haben, sich dort zu verbergen, aber seine Untersuchung führte zu nichts. Es verdroß ihn, daß er Deichberg nicht unter die Augen treten konnte. Nicht eine, sondern zwei Pistolen waren nothwendig und nicht hier oder jetzt waren sie nöthig, aber morgen oder übermorgen, an einem abgelegenen Orte, sobald Alles für das Duell in Bereitschaft gebracht worden war, und er mit einer tödtlichen Kugel Deichberg die Genugthuung schenken konnte, welche für Lideweide's Ruhe erforderlich war. Aber wie erstarrte plötzlich auf seinen Lippen die Sprache des Uebermuths, zu welch armseliger Wirklichkeit schrumpfte für sein Gefühl die Poesie der Bethörung zusammen, sobald er Adrian's Willensäußerung kennen gelernt hatte! Deichberg schrieb ihm:

„Es ist unter meiner Würde, Sie mit Worten zu treffen oder zu strafen. Die Sorge, dies thätlich zu thun, habe ich Anderen übertragen. Machen Sie keinen Versuch zu entfliehen, Sie würden nur um so schneller in die Hände meines Kutschers und seiner Kameraden fallen. Alle Maßregeln sind getroffen, und wenn Sie es wagen, den Fuß aus ihrem Zimmer zu setzen, so werde ich Sie derart züchtigen lassen, daß Sie Ihr Leben lang die Spur davon tragen sollen. Es bleibt Ihnen nur ein Mittel, wenn Sie kein Feigling sind. Dies Mittel liegt vor Ihnen auf dem Tische. Dadurch allein können Sie die Zukunft des schuldlosen Mädchens retten, das von Ihnen verrathen wurde. In dem Augenblick, da ich dies schreibe, schlägt es zwei Uhr; meine Leute sind beauftragt, wenn bis zum Schlage drei Ihr Schuß nicht gefallen ist, in das Zimmer zu dringen, Sie gewaltsam zu binden und nach dem Stalle zu führen, wo meine Leute dann ihren Uebermuth in einer Weise an Ihnen kühlen werden, die ich nicht nennen will. Sie haben also die Wahl.

„Die Pistole ist dieselbe, mit welcher ich Mohr durch den Kopf geschossen habe. Das Thier hat keine Minute zu leiden brauchen. Dies zu Ihrer Nachricht."

Robert's erste That, nach dem Lesen dieser Zeilen, war der Versuch, mit einem Sprung durch das Fenster sein Leben zu retten. Aber er versuchte vergeblich seine Kräfte an den Fensterriegeln, die eine geschickte Hand vollständig unbrauchbar gemacht hatte, auch bemerkte er, daß er genau beobachtet wurde, denn kaum war das Geräusch seiner Schritte vernehmbar geworden, so drehte eine unsichtbare Hand zweimal den Schlüssel in der Thür um, so daß er sich in dem Zimmer gefangen sah.

Der Gedanke, daß diese Vorsicht wirklich nöthig war, um seine Flucht zu verhindern, erniedrigte ihn und er schämte sich des Versuchs, den er gemacht hatte. Alle weiteren Fluchtgedanken aufgebend, bemühte er sich, über seinen Zustand ins Klare zu kommen.

Ob Deichberg seine Drohungen zur Ausführung bringen werde? Vor wenig Augenblicken noch haßte und verachtete er diesen Mann, der jetzt eine Kaltblütigkeit bewies, aus welcher vielleicht nicht viel persönliche Tapferkeit, aber ein hoher Grad von Leidenschaft sprach. Je blinder die Wuth des beleidigten Mannes war, um so mehr mußte man annehmen, daß er nur nach der ausgesonnenen Rache Befriedigung finden werde. Die Vorstellung dieser Strafe ließ Robert's Blut in das Angesicht steigen. Eine solche Beleidigung war mehr, als er ertragen konnte. Es war ihm, als müsse die ganze Welt mit Fingern auf ihn weisen.

Die Thränen sprangen ihm in die Augen, als die Pendule auf dem Kamin halb drei schlug. Eben hatte er sich in den Sessel geworfen, um ruhig nachdenken zu können, aber der metallene Klang wirkte galvanisch auf seine Nerven, und es war ihm nicht möglich, länger sitzen zu bleiben. Mit dem Kinn auf der Brust und den Händen in den Taschen, krampfhaft mit seiner Börse und den Schlüsseln spielend, schritt er im Zimmer auf und ab und versuchte vergeblich, sich selbst einzuprägen, daß er, wenn er als ein Mann handeln wollte, in dreißig Minuten eine Leiche sein müßte. Er war kein Cato und würde ohne Verzweiflung den Fall seines Vaterlandes überlebt haben, er war auch kein Hamlet, der tiefsinnige Betrachtungen über Sein und Nichtsein anstellte, aber er war jung und da das Gefühl des Lebens in diesem Augen-

blicke wie anwachsendes Wasser in seiner Brust emporstieg, war es gewiß verzeihlich, wenn seine Gefühle ihn für einen Augenblick überraschten und er sich die Augen trocknen mußte. Er hatte Emma verrathen, Deichberg betrogen, Ruardi gereizt und nach Lideweide's Umarmungen sich gesehnt, es war Alles seine eigne Schuld. Er dachte an seine Eltern. Sie würden untröstlich sein; Emma's Eltern, denen er so viel Dank schuldig war, mußten ihn lebenslang hassen. Emma selbst mußte sich durch sein Zuthun tief unglücklich fühlen und wenn ihre Lebensfreude auch nicht für alle Zeit gestört war, so konnte es doch Jahre dauern, bevor ihr gefühlvolles Herz wieder an Tugend und Liebe glauben konnte. Während all' dieser Zeit mußte sie den Fluch seines Andenkens tragen und die Menschen würden auf sie hinweisen als die hinterlassene Braut jenes Kortener, dessen Eltern so vielen Kummer an ihren Söhnen erlebten. Noch waren es keine Thränen der Reue, die seine Augen so verdunkelten, daß er beim Hin und Hergehen rechts und links gegen die Möbel lief. Das Gefühl der Schuld hatte nie laut bei ihm gesprochen und that es auch jetzt nicht. Er weinte nicht, weil er schlecht war, sondern weil er kaum dreißig Jahre zählte, und wenn man ihn gefragt hätte, was er mehr bedauerte, für immer von Emma oder von Lideweide geschieden zu sein, er würde in diesem Augenblicke die Antwort schuldig geblieben sein.

Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf die Pistole. Der polirte Stahl des Laufs glänzte im Lichte der Lampe und der künstlich geschnitzte Griff sah aus, als handle es sich um ein Festgeschenk. Obgleich Robert durchaus noch nicht mit sich einig war, was er thun werde, hatte er doch keine Ursache, die ihm von Deichberg aufgedrungene Waffe nicht einmal genau zu besehen. Bald jedoch entsank ihm das Interesse dafür. Aus metallnem Lauf grinzte ihm die Kugel entgegen und es war kein Zweifel, daß eine solche Kugel vollständig genügte, um einem Menschenleben ein Ende zu machen. Seine Hand bebte, als er die Pistole wieder auf den Tisch legte.

Allerlei Pläne gingen ihm durch den Kopf. Er dachte einen Brief an seinen Vater zu schreiben, dann an Herrn Fischer, dann an Emma; aber keines dieser Vorhaben wurde ausgeführt. Wenn er sterben mußte, war es unzweifelhaft das Beste, wenn er Emma wegen des ihr angethanen Unrechts um Verzeihung bat und sie um ihre Fürsprache bei ihren Eltern ersuchte. An seinen Vater konnte er dann schreiben, daß es ihm innig leid thue, durch ein trauriges Zusammentreffen von Umständen in der Blüthe seines Lebens dahingerafft zu werden. Aber so lange es nicht unwiderruflich fest stand, daß seine letzte Stunde nahe war, wollte kein Wort aus seiner Feder und so gering die Aussicht auch war, um dem durch Deichberg gestellten Dilemma zu entfliehen, so klammerte er sich doch mit der Halsstarrigkeit eines zum Tode Verurtheilten an die trügerische Vorstellung fest, daß sein Loos auf irgend welche Weise im entscheidenden Augenblick eine günstige Wendung nehmen werde.

Während er sich dieser Vorstellung überließ, verlor er allmälig wieder das Gefühl seines Zustandes. Soeben hatte er mit Entsetzen den großen Zeiger der Pendule von einer Minute zur andern fortschreiten sehen, und nun schien es, als wäre der große Zeiger der kleine geworden und es dauere eine Ewigkeit, bis er das Endziel erreiche. In demselben Maße, wie seine Willenskraft einschlummerte, erwachte seine Phantasie und er sah es fast schon als eine ausgemachte Sache an, daß er sich vergeblich beunruhigt habe. Sobald es drei Uhr schlug, erwartete er, daß Lideweide bei ihm eintreten und mit dem Finger auf dem Munde ihn hinausführen werde, wo Sarah ihrer harrte, dann würden sie auf geheimen Wegen in das Freie gelangen, wo ein Wagen sie aufnehmen und ihn dann in ferne Lande bringen werde, um lebenslang mit Lideweide glücklich zu sein.

Vom Standtpunkte einer strengen Moral war dieser Traum, im welchem er und Lideweide so bevorzugte Rollen spielten und Emma's gar nicht gedacht wurde, ein neuer Beweis für Robert's Verdorbenheit. Diejenigen dagegen, welche den Menschen mit einem weniger idealen Maßstab messen, werden es ihm günstig anrechnen, daß seine letzten Gedanken wenigstens frei von Sinnlichkeit waren. Die Gelegenheit, sich einer besseren Meinung würdig zu machen, wurde ihm nicht gegeben, denn als ihn der Schlag der Uhr

aus seiner Betäubung aufschreckte und er zugleich eine rauhe Stimme draußen vernahm, die einen Befehl aussprach, trat das Gespenst von Adrian's Drohung mit solch überwältigender Kraft vor ihm auf und das Gefühl der nahenden Schande entzündete ein solches Feuer in seinen Adern, daß er mit einem Sprung sich auf die Pistole warf, den Lauf an seinen Mund brachte und mit einem unsicheren, aber darum nicht weniger grausamen Finger dem Drücker die Bewegung mittheilte, die Allem ein Ende machen mußte.

X.

Nachdem Robert Lideweide verlassen hatte, fühlte sie sich von einem Frostschauer ergriffen, der erst vergangen war, als sie sich fest in die Decken gewickelt hatte. Sie hatte sich darauf viel ruhiger gefühlt und war überzeugt, daß Robert Alles für seine Liebe wagen und sie von dem verhaßten Deichberg befreien werde. Obgleich sie sich noch kein bestimmtes Bild davon machen konnte, wie sie ihr zukünftiges Leben einrichten werde, so dachte sie doch mit keinem Gedanken daran, daß das zu erwartende Duell ungünstig für Robert ausfallen könne. Sie hatte eine so geringe Meinung von ihrem Gatten, daß sie überzeugt war, er werde auf dem Terrain des Kampfes sofort seine Geistesgegenwart verlieren. Die Unterredung, welcher sie jetzt entgegensah, wollte sie benutzen, um ihn auf das Aeußerste zu treiben, sie wollte ihre Liebe zu Robert so stark schildern, daß das Gefühl seiner Unbedeutendheit ihn ganz und gar demoralisiren sollte.

Sie nahm also eine trotzige Haltung an, und als er kam, ignorirte sie seinen Befehl, sich zu erheben, um ihm Rede zu stehen, mit Hartnäckigkeit. Aber sie hatte sich in den Folgen, die ihre Untreue jetzt hervorbrachte, gänzlich verrechnet, und gerade darin zeigte sich die Hinfälligkeit aller ihrer Sophismen. Deichberg war unbedeutend, aber selbst der geistig untergeordnete Mann erhebt sich zu ungeahnter Energie, wenn es sich um seine verletzte Ehre in der Ehe handelt, ja seine Energie wird gerade dann zu einer Art wilder Leidenschaft, die bis zum Aeußersten geht. Nichts konnte seine Wuth höher steigern als der Hohn, mit welchem Lideweide jede Verhandlung zurückwies und nur nach dem Schicksale Robert's fragte.

„Ich habe ihm die Wahl gelassen,“ sagte er, „sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, oder mit weniger ehrenvollen Waffen Bekanntschaft zu machen. Solche Burschen müssen den Lohn ihrer Arbeit empfangen.“

„Du willst mich täuschen. Wie sollte er sich tödten; ich weiß, daß er keine Pistolen bei sich hat.“

„Die kann er entbehren. Eine Pistole genügt, und für diese habe ich selbst gesorgt. Aber meine Geduld ist zu Ende. Zum letzten Male frage ich dich, ob du aufstehen willst.“

Er wollte sie bei der Schulter fassen, um seiner bis hierher vergeblich wiederholten Aufforderung etwas mehr Nachdruck zu geben, aber er hatte kaum die Hand nach ihr ausgestreckt, als sie auffuhr. Zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie in einem Wortstreit mit ihrem Gatten den Kürzeren gezogen. Es war ihm gelungen, sie tiefer zu beleidigen, als sie ihn treffen konnte, und der Verdruß hierüber, in Verbindung mit der Wuth und der Angst, womit der Gedanke an Robert's hoffnungslose Lage sie erfüllte, brachte sie so sehr außer sich, daß sie Adrian mit der flachen Hand einen laut schallenden Schlag in das Gesicht gab.

Dieser Schlag entschied über das, was Lideweide in dieser Nacht erfahren sollte. Adrian war eigentlich nicht mit dem festen Vornehmen hergekommen, sie zu züchtigen, und er hatte seine Peitsche nur zu sich gesteckt, um ein Mittel zur Bedrohung bei der Hand zu haben; er würde zufrieden gewesen sein, wenn sie etwas Reue und einige Scham an den Tag gelegt hätte, ja selbst, wenn sie gar keinen Versuch gemacht hätte, ihn wieder zu versöhnen, würde er bereit gewesen sein, mit ihr zu überlegen, was geschehen könne, um ihr Verbrechen zu verbergen und die Folgen davon so unschädlich als möglich zu machen. Doch nun, da sie, anstatt Reue zu zeigen und um Vergebung zu bitten, ihm mit der äußersten Unverschämtheit begegnete, laut mit ihrer verbrecherischen Liebe zu Robert prahlte und sich zuletzt nicht scheute, ihm in das Angesicht zu schlagen, glaubte er sich zu Allem berechtigt. Einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, griff er nach seiner

Peitsche und fiel über sie her. Seine Wuth kannte weder Rücksicht noch Grenze mehr. Sie wollte fliehen und Hülfe rufen, aber schon beim ersten Schritte strauchelte sie über ihr Nachtkleid und stürzte vornüber zu Boden. Er warf sich auf sie, und als sie sich an seine Knie festklammern wollte, um wieder aufzustehen, stieß er sie erbarmungslos von sich. Vier-, fünf-, sechsmal sauste die lange Peitsche über seinen Kopf durch die Luft und fiel auf Lideweide's sich krümmenden Körper nieder. Mit Striemen an Striemen zeichnete Adrian dieselben schönen Glieder, vor denen Robert eine Stunde vorher in Entzücken niedergekniet war. Endlich, als Lideweide für einen Augenblick das Bewußtsein zu verlieren schien und doch wieder durch das Knallen eines Schusses convulsivisch emporfuhr, warf Adrian ihr das Marterwerkzeug in das Gesicht und sagte im Fortgehen:

„Suche deinen Robert nun auf, wenn du Lust dazu hast, und laß mich in Zukunft zufrieden."

Schluß-Kapitel.

Am zweiten Pfingsttag des folgenden Jahres fanden sich die Besucher des Dünenthal'schen Wäldchens zahlreicher ein als je zuvor. Des Morgens war der Frühling ihnen gnädig gewesen, und als sie des Abends heimwärts kehrten, begünstigte sie der nordische Mai mit einer gemäßigten Novemberkälte. Mehr durften sie billigerweise nicht verlangen.

Vor der Thür des Zollhauses erwartete eine gemischte Gesellschaft die Ankunft des Zeltwagens mit dem Dreigespann, von dem im Anfang unserer Erzählung die Rede war. Die Sonne war noch nicht untergegangen, aber die Dünen warfen bereits große Schatten über die Ebene und es sah aus, als ob der herannahende Zeltwagen bald im Lichte und bald in der Finsterniß seinen Weg suche.

Ein Theil der Gesellschaft hatte an einem langen, schmalen Tische unter den Bäumen Platz genommen und die schöne Zollwärtersfrau bediente die Herren mit warmem Grog und die Damen mit Milch. Ein liebendes Paar verschmähte diese Erfrischungen und schlenderte, sich selbst genug, in der Nähe auf und ab. Anfänglich achteten sie nicht auf das Gespräch, welches von den älteren Personen am Tische geführt wurde. Bald jedoch wurde ein Gegenstand berührt, der auch ihre Aufmerksamkeit reizte.

„Also während der Verlobungszeit?"

„Ja, mein Herr, oder wenigstens so gut, wie zu jener Zeit. Und darum ist das Haus geschlossen, wie Sie sehen."

„Und wo liegt sie begraben?"

„Begraben? Gott bewahre! Wir hoffen, sie im nächsten Frühjahr gesund und wohl wiederzusehen."

„Ist sie denn nicht todt?"

„Der Bräutigam ist todt, aber Fräulein Emma nicht; die ist mit ihren Eltern vergangenen Herbst auf Reisen gegangen."

Auf diese Weise hatte die Zollwärtersfrau einem alten und einem jüngeren Herrn Auskunft gegeben, die mit dem gewöhnlichen Interesse sich nach den Bewohnern von Belvedère erkundigt hatten. Aber die beiden Liebenden wollten noch mehr wissen, unbemerkt schlichen sie der Bäuerin nach.

„Lieber Himmel," sagte die schönäugige und breitgebaute Frau, „haben Sie denn nie davon gehört? Es hat doch damals in allen Zeitungen gestanden. Während das Fräulein in einem Hause bei guten Freunden zu Besuche war, hat sich der Bräutigam in dem anderen Hause des Nachts umgebracht. Am Abend vorher sah man sie noch zusammen spazieren gehen und kein Mensch wußte, daß nicht Alles in Ordnung war."

„War er nicht recht im Kopfe?"

„Ein Doctor in der Stadt hat erklärt, daß er ihn des Morgens gesprochen und sehr aufgeregt gefunden hatte, und so wird es wohl gewesen sein, früher hatte man nie etwas an ihm bemerkt."

„Wie traurig für das Mädchen!" sagten die Verlobten wie aus einem Munde.

„Als sie zuerst wieder aus dem Hause kam, kann ich Ihnen sagen, sah sie wie ein Schatten aus, es war vielleicht drei Wochen nach Herrn Kortener's Tod. Aber ihr Vater hatte uns ausdrücklich gebeten, nicht mit ihr darüber zu sprechen."

„Und wo ist sie seitdem?"

„Das kann Ihnen der Briefträger besser sagen als mein Mann oder ich. Der alte Herr Fischer hat nur gesagt, wir reisen nach dem Süden."

„Der arme Herr Kortener!" seufzte das liebende Mädchen.

„Da haben Sie recht, liebes Fräulein. Wäre Herr Robert am Leben geblieben, so würde Fräulein Emma einen guten Mann an ihm gehabt haben und einen geschickten Mann auch. Leute, die etwas davon verstehen, habe ich sagen hören, daß es keine bessere Brücke in der Welt giebt als die unsere, aber wir stehen alle in Gottes Hand und wenn uns der Herr mit Wahnsinn straft, dann müssen wir biegen oder brechen."

* * *

Als Adrian Deichberg in seinem erbarmungslosen Briefe Robert darauf hingewiesen hatte, daß er mit seiner eignen Ehre auch den guten Namen seiner Braut retten könne, hatte er eigentlich nur die Absicht im Auge gehabt, einen Grund mehr herauszusuchen, um dem jungen Mann die Pistole in die Hand zu drücken. Aber die gute Absicht, welche er nur nebenbei im Auge hatte, wurde vollständig erreicht, und wenn auch die Tradition über Robert's Ende nicht gleich günstig lautete, oder dichterisch ausgeschmückt wurde, so wußte die Außenwelt im allgemeinen doch nichts weiter, als daß Robert schon in den letzten Tagen vor seinem Tode Spuren von Wahnsinn gezeigt habe.

Die öffentliche Meinung war durch Robert's Begräbniß mit Tact darauf hingeleitet worden, daß Emma's Position gerettet blieb. Zwei Kutschen waren dem Leichenzuge nach dem Kirchhofe gefolgt, in der ersten saßen Robert's Vater und der alte Herr Fischer, in der zweiten der hochangesehene Onkel Zimmermann, Adrian Deichberg und Dr. Ruardi, auch ein Geistlicher war im Gefolge und sprach an der offenen Gruft ein Gebet. Mit Ausnahme des Letzten war unter dieser Versammlung Niemand, der nicht ganz genau wußte, wie die Sache zusammenhing, und hätten sie nach dem Gebete des Geistlichen ihren Gefühlen die Zügel schießen lassen, so würden Ausdrücke des Zornes und Hasses, mit Schluchzen vermischt, die Todten in ihrer ewigen Ruhe gestört haben. Aber ein Gefühl und ein Interesse zügelte alle Leidenschaften, selbst Ruardi's Gegenwart wurde von Keinem der Anderen anstößig gefunden, denn was er über seine Zusammenkunft am Morgen vor der verhängnißvollen Nacht im Cursaal zu Seeburg mit Robert erzählt hatte, erschien Allen als eine kostbare Zeugenaussage.

* * *

Als der Zug den Lindenhof verließ, konnte man an einem der Fenster die Hand einer unsichtbaren Person — eine magere Frauenhand — bemerken, welche die Gardine ein wenig bei Seite hielt. Die Oeffnung war nicht groß genug, um die Lauscherin erkennen zu lassen, während sie selbst dagegen Alles beobachten konnte. Wenn Fräulein Bertha Sarah — denn Sarah war es — ertappt hätte, so würde sie geschlossen haben, daß die Reue doch zuletzt in jedes Frauenherz einkehre. Aber Sarah bekümmerte sich wenig um solche Folgerungen, es interessirte sie nur, Robert's Onkel, den gewesenen Minister, zu beobachten. Robert hatte an Lideweide und Lideweide an Sarah erzählt, daß der Gedanke, ihn mit Frau Deichberg bekannt zu machen, von Sr. Excellenz ausgegangen war, und Sarah fand es höchst interessant, daß das, was sie gethan hatte, um Robert zu Grunde zu richten, ohne ihre Absicht eigentlich nur dazu hatte dienen müssen, um den Zwecken von Robert's Onkel zu dienen.

Als sie den alten Herrn, auf den Arm eines Dieners gestützt, die Treppe herunterkommen und in die Kutsche steigen sah, kam ihr der Gedanke, daß der gewesene Diplomat sich den Vorfall mehr zu Herzen gehen ließ, als sie erwartet hatte. Sie zog die Hand von der Gardine zurück, indem sie vor sich hin sagte: „Wenn er mehr in der Welt erfahren hätte, würde er ruhiger zusehen."

Der gute Name der Frau Deichberg ist bis zu diesem Augenblicke nicht vollständig verloren und wenn ihr Hochmuth sie nicht ganz widerspenstig macht, kann sie bleiben, was sie ist. Sie weiß jetzt, daß Adrian ihr gegenüber etwas wagt, und wenn sie aus dieser Wissenschaft Vortheil zieht, so braucht sie nach den Plaudereien der Dienstboten wenig zu fragen. Adrian ist edelmüthig genug gewesen, dem Kutscher Friedrich einen auswärtigen Dienst zu besorgen, so daß sie ausfahren kann, ohne

durch den Anblick ihres Rosselenkers an das Schicksal ihres Geliebten erinnert zu werden. Die Deichberg'schen Damen kamen aus England zurück, ohne etwas von dem Vorgefallenen zu wissen, und Adrian hatte Lideweide gesagt, daß es nur von ihr abhänge, diese Unkenntniß fortdauern zu lassen. Ob sie noch einmal einen Besuch von Fräulein Bertha von Steinmetz empfangen wird? Wir bezweifeln es und glauben, daß es im Laufe unserer Erzählung nur einen Mann giebt, der in Zukunft noch einmal einen günstigen Einfluß auf Lideweide ausüben könnte, und dieser heißt Eduard Stephenson.

Dr. Ruardi kam für die Folge viel weniger in Deichberg's Haus als früher. Sarah hatte Sorge getragen, daß Lideweide's Striemen ohne Balsam von seiner Hand heilten und die Gesundheit der Dame schien ärztliche Hülfe vorläufig überflüssig zu machen. Ruardi selbst vermied ein Haus, welches ihm denn doch ungemüthlich geworden war, und obgleich er sein Leben in keiner Weise änderte, so versuchte er doch nicht, die Frau wiederzusehen, welche einem Andern den Vorzug vor ihm gegeben hatte.

* * *

Der junge Priester, von dem wir meinten, daß seine Anschauungen Lideweide einmal zu der Ueberzeugung bringen könnten, die Bekenntnisse des Augustinus verdienten den Vorzug vor denen des Rousseau, wohnt noch immer zu G. und sieht jeden Morgen aus seiner Bodenkammmer zu, wie der alte Pastor seine Blumen pflegt. Es war mir erzählt worden, daß er eine echte Handschrift der ältesten Uebersetzung der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis besitze, und da ich dieses seltene Exemplar gern sehen wollte, machte ich ihm einen Besuch. Er war die Gefälligkeit in Person und nahm es durchaus nicht übel, daß ich Thomas a Kempis nicht für den Verfasser des Buches von der Nachfolge hielt. Nachdem wir einige Zeit über diesen Gegenstand geplaudert hatten, bemerkte ich, daß ihn das Gespräch stark angriff; er mußte sich auf seinen Stuhl am Fenster niedersetzen und eine tödtliche Blässe verbreitete sich über sein Gesicht. Erschrocken stand ich auf, um einen der Hausgenossen zu rufen, aber er winkte mir mit der Hand und nöthigte mich wieder zum Sitzen. Später würde ich es bereut haben, wenn ich nicht geblieben wäre, denn nachdem er sich etwas erholt hatte und wieder reden konnte, sprach er mit mir über seinen Glauben und schilderte mir denselben mit einem Feuer und einer Liebe, welche die höchste Bewunderung erweckten. Es war fünf Uhr Nachmittags gewesen, als ich zu ihm kam, und als die Sonne um sieben unterging, war ich noch nicht fort. Er saß mit dem Angesicht nach Westen und in seinen Stuhl zurückgelehnt, deutete er über die Dächer der Häuser und die Bäume des Gartens nach der Rosengluth des Firmamentes.

Diesen Eindruck habe ich mir bewahrt, und wenn ich an Eduard Stephenson denke, sehe ich ihn wie damals, bleich, mit dem Ausdruck des Auszehrenden, in seinem Stuhl am Fenster sitzen, mit seinem Manuscript der Nachfolge neben sich auf dem Tische und mit dem Finger nach Westen zeigend, von wo die letzten Strahlen der sinkenden Sonne sein blasses Gesicht verklären.

Literarisches.

Khiva, seine historischen und geographischen Verhältnisse. Von P. Lerch. Mit einer Karte von Khiva. St. Petersburg, 1873. Verlag der Kaiserlichen Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff (Karl Röttger).

Die vorgenannte Schrift ist ursprünglich in der bekannten „Russischen Revue" zum Abdruck gekommen. Sie liefert einen ganz werthvollen Beitrag zur Literatur über das alte Kharezm. Die Karte ist etwas roh gearbeitet und bedarf insofern einer Correctur, als es sich bei dem letzten Feldzuge nach Khiva herausstellte, daß die südliche Ausbuchtung des Aralsees, genannt „See Aibugir", eben kein See mehr ist, denn man fand in dem auf allen bisher bekannten Karten als See bezeichneten Raume sehr alte Bäume, die den Beweis lieferten, daß dieser ehemalige Arm des Aralsees schon sehr, sehr lange trocken gelegt ist.



Neuestes aus der Ferne.

Der Tod Livingstone's.

Wenn diese Blätter in die Hände unserer Leser gelangen, wird die Nachricht von dem Tode des meist besprochenen aller Afrika-Reisenden bestätigt oder widerlegt sein. Vorläufig erregt der seltsame Umstand, daß man von einer Einbalsamirung oder vielmehr Einsalzung der Leiche berichtet, einiges Bedenken, aber es kann nicht gar zu lange währen, bis definitive Nachrichten kommen. Einstweilen geben wir hier den Abriß seiner Lebensgeschichte, wie er von England aus bei dieser Gelegenheit die Runde durch die Journale macht.

Livingstone ist 1817 zu Blanshre Works bei Glasgow als Sohn eines Theehändlers geboren und wurde in seinem zehnten Jahre schon als Arbeitsbursche in eine Baumwollspinnerei geschickt. Als Lehrling in jener Spinnerei erlernte er die alten Sprachen und hörte zugleich Vorlesungen über Medicin und Theologie. Nachdem er von der medicinischen Facultät zu Glasgow den Grad eines Licentiaten erlangt, ließ er sich in die Londoner Missionsgesellschaft aufnehmen, in der Absicht, in China das Evangelium zu verkünden. An der Ausführung verhinderte ihn der damals gerade zum Ausbruch gekommene Krieg zwischen England und China. Livingstone schiffte sich daher im Jahre 1840 nach Südafrika ein, verweilte einige Zeit am Cap, um sich daselbst mit den Sprachen der Eingeborenen vertraut zu machen, und zog sich dann (1843) in das schöne Mabotsa-Thal zurück. Hier widmete er sich im Vereine mit dem Missionar Moffat, dessen Tochter er heirathete, zunächst nur seinem geistlichen Beruf, indem er die wilden Betschuanas zu bekehren und zu civilisiren suchte und zu diesem Zweck ihre Lebensweise und sogar die Strapazen ihrer Kriegszüge theilte. Am 1. Juni 1849 unternahm er zum ersten Mal eine Entdeckungsreise gegen Norden. In Gesellschaft von Murray und Oswell verfolgte er den Lauf des Thuga, durchstreifte ein Gebiet von mehr als dreihundert Meilen Länge und erreichte die Ufer des Ngami-Sees. Eine zweite im folgenden Jahre unternommene Expedition mußte herrschender Seuchen wegen bald aufgegeben werden. Im Jahre 1851 drang er bis Sebitoan, dem Hauptorte des Mekalolo-Gebietes vor, in welchem er eine weite, fruchtbare, wohlbewässerte Gegend entdeckte, reich an Erzminen, anmuthigen Thälern, Seen und schiffbaren Flüssen, und bewohnt von einer friedfertigen und gewerbfleißigen Bevölkerung. Seine dritte Reise wurde von einem noch überraschenderen Erfolge gekrönt. Nachdem er am 8. Juni 1852 von der Ostküste aufgebrochen, gelangte er nach unerhörten und unbeschreiblichen Mühseligkeiten nach der portugiesischen Station St. Paul de Loanda an der Westküste von Afrika. Hier überstand er eine lange und schwere Krankheit, begab sich aber nichtsdestoweniger sofort nach seiner Genesung auf eine neue Entdeckungsreise und durchzog den

Continent von Afrika in seiner ganzen Breite gen Süden hin. Im Mai 1856 erreichte er wieder Quilimane an der Ostküste. Bei seiner Rückkehr nach England veröffentlichte er unter dem Titel: „Missionary travels and researches in South Africa“ (London 1857, 2 Bände; deutsch, Leipzig 1859, 2 Bände) die Resultate seiner Forschungen.

Seit dieser Epoche lebte er ausschließlich der Erforschung Innerafrika's. Auf einer dieser Reisen verlor er seine Frau, die seine Gefahren theilen wollte und sich ihm drei Monate vorher angeschlossen hatte; sie erlag im Zambesi-Gebiet am 27. August 1862 einem endemischen Fieber. Im Juli 1864 zum zweiten Male nach England zurückgekehrt, berichtete er über diese letzte Reise in dem Buche: „Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries“ (London 1865; deutsch, Jena und Leipzig 1865). Nach Veröffentlichung dieses Buches rüstete sich Livingstone sofort zu einer neuen Expedition in die unbekanntesten Gebiete des afrikanischen Continents. Im Monate März 1867, nachdem man länger als ein Jahr hindurch nichts von Livingstone's Schicksal erfahren, verkündeten Briefe aus Zanzibar der geographischen Gesellschaft in London den Tod des großen Entdeckers. Diese Nachricht bestätigte sich glücklicherweise nicht. Indeß sind Livingstone's Verbindungen mit Europa seit jener Zeit beständig so unsichere gewesen, daß das Gerücht von seinem Tode sich noch sehr häufig wiederholt hat. Diese periodisch auftauchende Trauerbotschaft veranlaßte den amerikanischen Journalisten Stanley, auf Kosten des „New-York-Herald“ eine Expedition zur Auffindung des verlorenen Entdeckers zu unternehmen, wobei er den Gesuchten auch wirklich im Gebiete des Albert-Nyanza-Sees fand, zu dessen vollständiger Erforschung Livingstone noch mehrere Jahre dort zu verweilen gedachte. Doch der Tod soll ihn im October v. J. erreicht haben. Er soll nach vierzehntägiger Krankheit, kurz nach seiner Abfahrt vom See Bemba gegen Osten, an der Ruhr gestorben sein. Nachdem er vergebens versucht hatte, den See von Norden aus zu überschreiten, war Livingstone zurück- und um den See herumgegangen, wobei er über den Chambize und andere aus ihm abströmende Flüsse setzen mußte, überschritt hierauf den Luapula und soll, den Nachrichten zufolge, in Lobisa, nachdem er durch einen sumpfigen Landstrich gekommen war und einmal volle drei Stunden bis über die Hüfte durch Wasser waten gemußt, den Tod gefunden haben. Von seinen Leuten waren zehn gestorben und die überlebenden neunundsiebzig befanden sich auf dem Marsche nach Unyanyembe.

Adolf Bastian's Reise nach den Congo-Ländern.

Vor etwa sechs Monaten ging Prof. Bastian mit der deutschen Expedition nach Westafrika von Berlin ab. Derselbe ist jetzt zurückgekehrt und hat der Geographischen Gesellschaft die nachfolgenden Mittheilungen gemacht, die zwar bereits veröffentlicht sind, aber für den weiteren Kreis der Leser unserer Monatshefte hier noch einmal wiederholt werden. In Bezug auf die Schwierigkeiten der Expedition fühlt sich Bastian beruhigt und befriedigt, denn die Verhältnisse haben sich noch weit günstiger erwiesen, als man zu hoffen gewagt, und diese guten Aussichten sind besonders eröffnet durch die in großartiger Weise gerade jetzt ihre Verkehrsbeziehungen ausdehnende Handelsgesellschaft in Rotterdam, durch deren liberale Unterstützungen die ersten Schritte erleichtert und geebnet sind, während sonst gerade diese am meisten zu kosten pflegen. Das Vorschieben der portugiesischen Factoreien unter holländischer Leitung beginnt den Eintritt in das Innere an verschiedenen Stellen zu fördern, und indem dann unsere Reisenden auf dem so angebahnten Wege weiter fortschreiten, werden sie ihrerseits wieder durch die wissenschaftlichen Resultate dem Handel bedeutsamen Vorschub leisten. Die Hülfe, die man dadurch in den kaufmännischen Beziehungen findet, wiegt es völlig auf, daß sich eine andere Vermuthung als unhaltbar bewiese, nämlich die, daß vielleicht auf eine wirksame Unterstützung von dem einen oder andern der Küstenkönige zu rechnen sei. Allerdings bestehen noch die alten Reiche am Loando, Kakongo und Angoy, aber die in den früheren Berichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert etwas bombastisch beschriebene Macht dieser Herrscher ist gegenwärtig eine völlig gebrochene und die socialen Revolutionen in Folge

der seit etwa einem Decennium erfolgten Ersetzung des Sklavenhandels durch den legitimen Handel haben augenblicklich eine Menge anarchischer Zustände herbeigeführt, aus denen sich erst ein neuer, und hoffentlich besserer Stand der Dinge mit der Zeit entwickeln muß. Indeß werden die Länder gegenwärtig noch immer von den alten Traditionen regiert, und die Stabilität der Verhältnisse zeigt sich in Erhaltung der alten Titulaturen, in den Reminiscenzen des complicirten Ceremoniels, das früher in Kraft stand, und in einer Menge von Einzelheiten, die heutzutage noch genau mit Beschreibungen aus längst vergangener Zeit übereinstimmen.

Das überall eine ethnologisch höchst wichtige Vorstufe markirende Priesterkönigthum ist durch den Gang der Ereignisse zur Auflösung gelangt, und die Beschwerlichkeit der vielfältigen Quixilla oder Xina, die dem gekrönten Könige aufliegen, haben zur Vermeidung der Krönung geführt, so daß jetzt die Macht meist nur in den Händen von Kriegsobersten oder Ganga ist. Doch wird noch immer im Namen der letzteren, der gekrönten Könige oder Umtinu, die seit langen Jahren unbegraben über die Erde stehen, regiert. Bastian besuchte den Katafalk in Angoy, wo der Rest der Königsfamilie noch tägliche Trauer-Ceremonien abhält, sowie die Königsgräber von Loango in Loangele, und das von vier Fürsten behütete Königsgrab in Kakongo. Noch immer besteht die scharfe Scheidung zwischen dem Fioth, dem gemeinen Volk, und den mit brahmanischen Vorrechten bekleideten Fume oder Prinzen, die ihren Ursprung auf das an der ganzen Küste berühmte Orakel des Bunsi zurückführen, das indeß bei dem (nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten) ermöglichten Besuche Bastian's verstummt war, und, wie es hieß, erst dann wieder seine Sprüche ertheilen würde, wenn aufs neue ein gekrönter König auf dem Thron Angoy's sitzen werde. Neben der schwer zugänglichen Erdpyramide fand sich die Kapelle für ein Lectisternium, und solche, die für die einzelnen Erdgottheiten erbaut worden, finden sich über das ganze Land zerstreut. Die königliche Macht dagegen wird auf directe Bekleidung durch Zamba apungu (den Himmelsgott) zurückgeführt.

In Bezug auf die Expedition berichtet Bastian über seine Orientirungsreisen, das Zusammentreffen mit Dr. Güßfeldt in Landana, die Begründung der Station in Chinchonxo und die durch das Unglück der Nigritia modificirten Pläne für ein ferneres Vorgehen. Das Klima hat sich als ein für Afrika ausnehmend günstiges bewiesen, besonders in der Cazimba oder trocknen Zeit, doch soll auch die Regenzeit dort eine weniger heftige sein, und die oft viele Jahre an der Küste verweilenden Holländer bewahren durchschnittlich, bei vernünftiger Lebensweise, die beste Gesundheit, so daß man auch für unsere Reisenden gute Hoffnungen hegen darf. Bei der Abreise von Afrika fand Bastian den Dr. Güßfeldt in ausgezeichneter Gesundheit. Er hatte zwei leichte Fieberanfälle überstanden, und solche, wenn sie bald nach der Ankunft eintreten, gelten an den Küsten für ein gutes Zeichen baldiger Acclimatisation, da sie vor später schwereren Krankheitsfällen zu bewahren pflegen.

Die künftigen Pläne sind dahin festgestellt, daß die Operationsbasis für die ersten Versuchsreisen ins Innere zwischen Quillu nnd Cacongo-Fluß gewonnen werden muß, entweder auf der Factorei Chissambo, von wo Dr. Güßfeldt bereits einen Vorstoß bis Konde gemacht hat, auf der Factorei Chicambo, in deren Nähe der Gorilla gejagt werden kann, oder den Quillu-Fluß aufwärts. Eine Erforschung dieses (bald aus einem Quellsee hergeführten, bald mit dem Congo in Beziehung gesetzten) Flusses scheint die erste und wichtigste Aufgabe der Expedition zu sein, da sie uns mancherlei Aufschlüsse über die Länder des Innern verspricht, und Dr. Güßfeldt beabsichtigte, unmittelbar nach Bastian's Abreise, nach dem Quillu aufzubrechen und wo möglich die Katarakten von Gotua zu besuchen (von denen die Sage der Symplegaden erzählt wird). Hier ist das Waldland von Mayombe, das an den Grenzen der drei Königreiche (an denen Loango's durch die Holzwand des Mambuck abgeschnitten) hinläuft, bereits durchschritten und die Lingster, welche Bastian auf verschiedenen Stationen hierüber befragte, beschrieben die Länder Jangela mit dem gegenüberliegenden Simalaenja (auf dem rechten Ufer des Quillu) in Baeunja (Shinkunja) als gebirgig, und lassen dann das offene Plateau der im Norden

näher an die Küste herantretenden und (nur durch die Bailumbo abgetrennten) Bayaka zu dem von Höhen durchschnittenen Lande der Bantetje (Mantetje im Sing.) sich forterstrecken. Diese in verschiedenen Weisen das Gesicht tättowirenden Bantetje, Nachbarn der ein Wurfmesser, wie nach alten Berichten die Anziko (Chimpanse oder Waldmenschen) oder heute die Fan gebrauchenden Bakutu (oder Micari-cari), entsprechen einerseits den N'teka der alten Karten, während in die weite Ausdehnung, die dem Reiche ihres Königs (einem Verehrer der Sonne und des Mondes, als Frau, wie bereits früher aus dem Innern gemeldet ist) gegeben wird, oft auch die Babumu oder Pumbu eingeschossen werden, die auf dem durch ihr Land wahrscheinlich nördlich (und so dem Ogovay zu) fließenden Strom bereits Producte weißer Händler erhalten sollen, wie auch die Nachricht von den Munje, die in der Nähe eines von Weißen bewohnten Sees leben, auf die Gabunländer zu deuten scheint. Es eröffnet sich so die Aussicht, die Route von unserer Küste mit den äußersten von Duchaillu erreichten Punkten zu verknüpfen und dadurch einen erweiterten Ueberblick über die Möglichkeit eines östlichen Vordringens zu gewinnen. Bis ins Land Shintetje stimmen die Nachrichten der eingeborenen Händler meist in der Hauptsache überein, dann folgt aber nach den Zwergen (die sich hier in den Babongo Baka faßlich verkörpert haben) eine Reihe Herodotischer Fabelwesen, die mit verschiedenen Namen, indessen stets in derselben Reihenfolge gegeben werden, zuerst Großköpfe, die beständig eine Pfeife bei sich zu tragen haben, um, wenn sie umfallen, Hülfe zum Aufheben herbeizurufen, dann auf Calabassen (im Wasser) Schlafende, die durch Mandioka und Salz ans Land gelockt werden, dann Schwanzmenschen, mit einem Stuhlloch für den steifen Rückenansatz, dann Mundlose, die durch die Schulterhöhlen essen und reden, dann Cannibalen mit abgeschnittenen Augenlidern, da sie beim Einschlafen sterben würden u. s. w. Auch von Einäugigen und Einarmigen wurde erzählt, als Nyam Nyam (ein weit durch Afrika verbreiteter Name), und von Stämmen, die sich mit der c'zeriebenen Haut des Bauches als überfauenden Schurz bekleideten (nach Art der Hottentottenschürze). Ein Fabelland ist auch das gold- und silberreiche Basinika, während die Kupferminen von Kadonde in Shinsundi (der Bassundi oder Massundi) besser bekannt und auch regelmäßig besucht sind. Unter den Synonymen, die theils den Tetje oder Teke, theils den Avumbe und Babuma beigelegt werden, finden sich Minfäle, Monjor, Mundongo, Aneacu und sonst bekannt anklingende Namen und an den in Moropue weit verbreiteten Muati-Yamou erinnert der Nekiamvu, der im elephantenreichen Lande Yammaka über die Afombe herrschen soll. Die Tueminna werden an einen angeblich nördlichen Zufluß des Congo gesetzt, dessen Steigen bereits im August merkbar zu sein scheint. Hierüber wird eine regelmäßig fortlaufende Reihe von Untersuchungen nothwendig sein, sowie über die eigenthümlichen, aber noch immer unerklärten Erscheinungen der Calema, der auf die Küste Afrika's (besonders in der Cazimbe-Zeit) einsetzenden Meereswoge.

Ende des fünfunddreißigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

